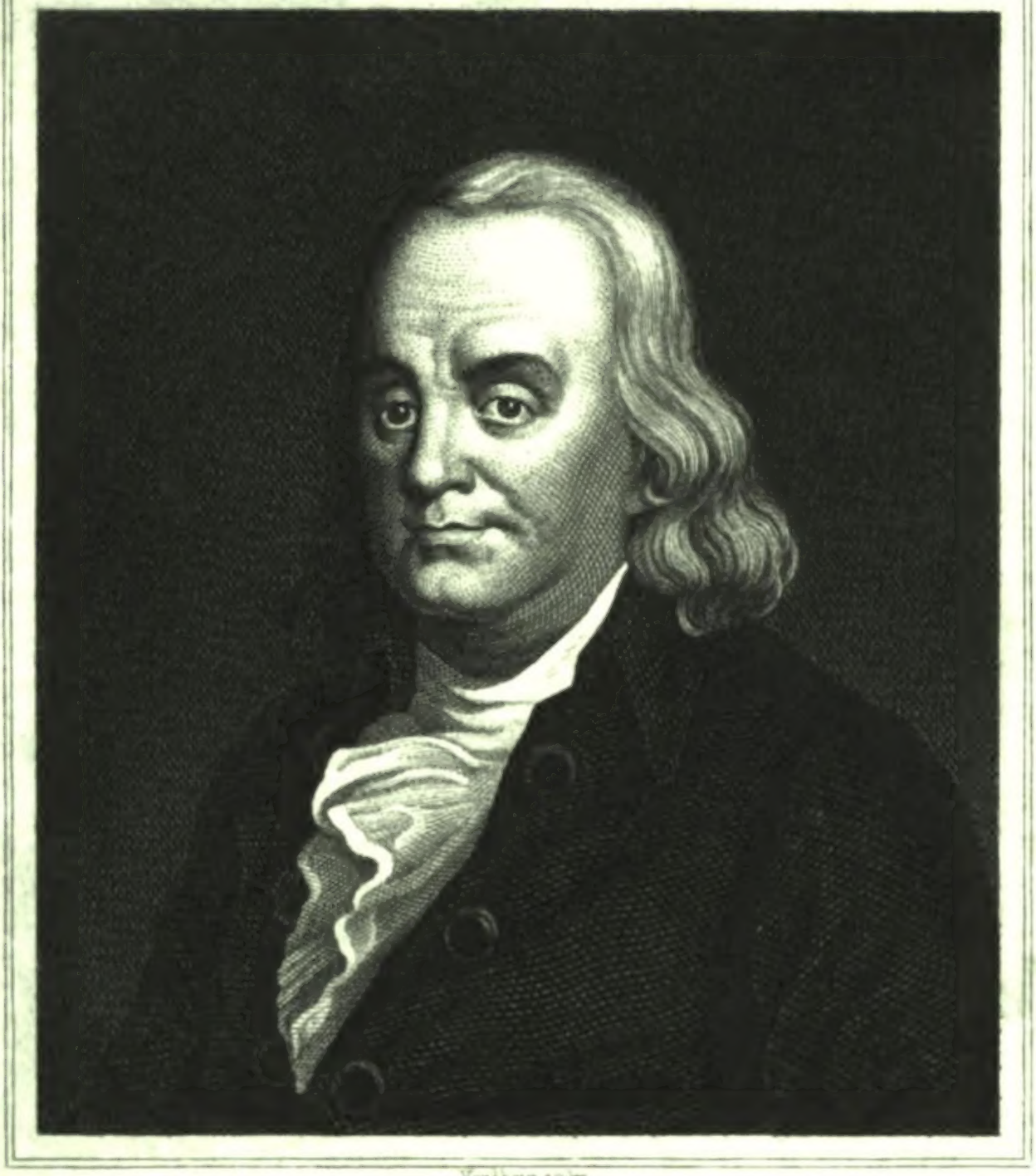


Nordheim sculps

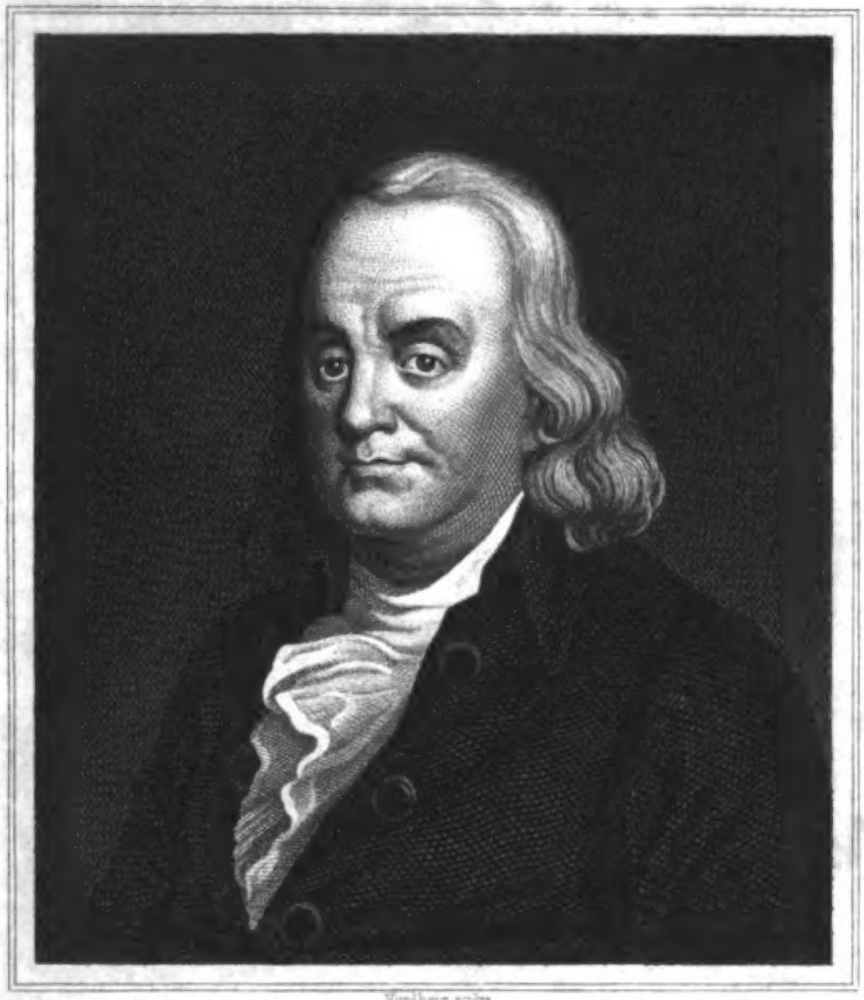
Deutsche Monats-Hefte

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Nordheim sculps

FRANKLIN

Zu Meyers Monatsheften
Published [illegible] NEW YORK

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das gerettete Kind.

Digitized by Google

Meyer's

Monats-Hefte,

deutsch-amerikanische

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Erster Jahrgang.

2.

Herrmann J. Meyer,
No. 164 William-Straße, New York.
1854.

Digitized by Google

AP
31
.D434
V.3

Digitized by Google

Gen Lib
Gift
Mrs A S Schaefer
4-3-52

Meyer's Monats-Hefte.

No. 1. Mai, 1854. Band 3.

Der Vetter im Consistorium.

Eine Geschichte von W. O. v. Horn.

I.

Der Witwe Stüblein.

Es war an einem warmen Frühlingsabend, als in einer kleinen Stadt eine betagte Frau an dem weit geöffneten Fensterlein saß und eifrig strickte. Sie war nahe an den Siebzigen, aber an den Zügen der Matrone konnte man noch wahrnehmen, wie schön sie einst im Frühling ihrer Tage mußte gewesen sein. Sie trug eine sehr einfache, man konnte sagen ärmliche Kleidung, und auf ihrem edeln Antlitz spiegelte sich das milde Abendroth eines Lebens voll Leiden und Entsagung. Das Häuschen, an dessen Fenster sie saß, war eine Gärtnerwohnung, in welcher die Matrone eingemiethet war. Es lag an der Landstraße, die sich eine Anhöhe hinaufzog, und aus dem Fensterlein konnte man, so weit es die hohen und weitästigen Apfelbäume gestatteten, die die Landstraße zu beiden Seiten begrenzten, eine ansehnliche Strecke weit die Landstraße überblicken—und dorthin richtete das Mütterchen seine Blicke mit einer Sehnsucht, die wohl ermessen ließ, daß sie ein theueres Wesen erwartete.

Die Sonne war eben hinabgesunken und schon trat der Vollmond im Osten in voller Pracht und milde leuchtend hervor. Die Luft war so milde und weich, die vom Felde her wehte; sie trug die wonnigen Düfte der zahlreichen, in vollster Blüte stehenden Obstbäume in mächtigen Wellen daher, und eine Nachtigall sang ihr herrliches Loblied in einem der blühenden Apfelbäume der Landstraße.

Ueberall war es stille, seit die Betglocke geläutet und das Menschenherz zum Danke gegen den milden Geber alles Guten aufgefordert, wie sie Ruhe dem Müden gebracht, der des Tages Last und Hitze getragen hatte. Selbst die Herden waren längst heimgezogen, und der Abendstern erglänzte schon neben dem leuchtenden Monde, und dennoch strickte die fleißige Frau unermüdet fort. Nur dann und wann sank die Hand auf den Schooß. War das aus Ermüdung oder ruhte sie nur darum, weil das Mütterchen hinauf blickte, wo der Herr wohnt und waltet, der nach dem heiligen Worte der Schrift „der Witwen Mann und der Waisen Vater" ist? Noch eher aber war es Beides, denn sie gönnte sich kaum auf Augenblicke Ruhe am Tage, und die fromme Seele sandte ihre leisen Gebete hinauf zu dem Helfer in der Noth, getragen von Seufzern, die aus einer kummerwunden Brust emporstiegen; und wenn sie so hinaufblickte mit dem Ausdrucke betender Inbrunst, dann spiegelte sich der Mond in zwei Thränen, die langsam die gefurchte Wange herabrollten und es kund gaben, wie es im Herzen aussah.

Eine solche Tageszeit ist erst recht geeignet, auf die Tage zurückzublicken, die, wie der eben geschiedene, längst in's Meer der Zeit hinabgesunken waren. Es ergreift die Seele dann gern jene schwermüthige Stimmung, die ebensowohl die Erinnerung weckt, als sie von ihr getragen wird.

Auch die betagte Frau gab jetzt jenen längst verschwundenen Zeiten Raum in ihrer Seele, und die wechselnden Bilder derselben gingen

Digitized by Google

an ihrem Geiste vorüber. Da ruhte das Auge der Seele auf einem kleinen Pfarrhause, das in einem reizenden Thale auf einer kleinen Anhöhe neben der alten Kirche lag, und die Häuser des Dorfes lagerten sich darum herum, friedlich und vertraulich, den Segen erwartend, der von der Höhe in's Thal sich ergoß in unsichtbaren, aber reichen Strömen. Da ruhte der Geistesblick auf der Stube dieses Pfarrhauses, wo ein blühender Knabe, um Vater und Mutter spielend, sich tummelte; da schweifte er dann hinüber auf ein Grab auf dem nahen Friedhofe, von dem ein blühender weißer Rosenstock seine Blütenblätter herab streute—und jetzt sanken die Hände der Strickerin, und das Auge schaute, von Thränen bethaut, hinauf, wo Der ihrer harrte, dessen theure Hülle jenes Grab barg.

In diesem Augenblicke pochte es leise an die Thüre und die betagte Frau schrak zusammen, weil das Pochen sie aus ihren Erinnerungen urplötzlich weckte. Es war die gutmüthige Gärtnersfrau, die, ein Töpflein Abendmilch in der Hand, hereintrat.

„Guten Abend, liebe Frau Pastorin," sagte die Frau, welche, im Alter der am Fenster sitzenden Strickerin nahe, wohl um diese Zeit ein wenig mit der Witwe zu plaudern kam, was sie besonders that, wenn jene allein und dann ihren traurigen Erinnerungen überlassen war. „Wieder so fleißig bis in die späte Nacht, und wieder so traurig?" fuhr die Gärtnersfrau fort; „wenn ich Sie doch einmal froh fände! Aber das erleb' ich nicht!"

„Es ist nicht Jedem gegeben, heiter zu sein," sagte darauf die Witwe mit einem mild-freundlichen Ausdrucke, „zumal wenn die vergangenen Zeiten vor der Seele vorüber gehen."

„Sie sollten nicht immer diesen Erinnerungen nachhängen," tadelte sanft die Gärtnersfrau.

„Kann man Gedanken wehren an solchen Tagen?" fragte die Witwe mit rührendem Tone. „Heute sind es grade fünfzehn Jahre, da legte ich meinen lieben Mann in's kühle Grab; und was lag vor mir? O Frau Gebhards, es ist hart für eine Pfarrwitwe, nach dem Verluste ihres Mannes alsbald das Haus verlassen zu müssen, an dessen Räume sich die theuersten Erinnerungen ihres Lebens knüpfen, und nun, gleichsam hinausgestoßen in die Welt, mit ihrem Schmerze eine Wohnung suchen zu müssen, die ihr fremd ist; mit schweren Sorgen ein Ringen und Kämpfen beginnen zu müssen, die sie früher nicht gekannt hatte. O, das ist bitter, sehr bitter!"

„Glaub's wohl," sagte mit inniger Theilnahme die Gärtnersfrau; „aber Sie standen doch nicht allein. Sie hatten Ihren guten Sohn, und der Herr half gnädig durch, daß er ein so tüchtiger und braver Mensch wurde. Er ist ja ein junger Mann nach dem Herzen Gottes, wie David. Ist er doch schön wie Absalon, und wenn er auf der Kanzel steht und predigt, meint man, er wäre Johannes, der dem Herrn an der Brust geruht und den er lieb hatte. Er drückt es Einem ordentlich in die Seele hinein. - Bei dem Herrn Inspector, nun, er ist ein Ehrenmann und ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn, das muß wahr sein, aber mir kommt doch bei ihm, Gott verzeih's mir, so dann und wann ein Bischen der leidige Schlaf, und ich nicke ein wenig gegen meinen Willen und aus menschlicher Schwachheit; doch bei dem Herrn Gustav käme mir kein Schlaf, und wenn er die Predigt verzöge bis an die Nacht, wie es in der Apostelgeschichte steht. Ich kann's aber auch nicht lassen, sein Lob zu verkündigen, wo die Rede auf ihn kommt. Nun, es kann ihm der Segen Gottes nicht fehlen, und Sie wissen's ja, der Mutter Segen bauet den Kindern Häuser, und den hat er ja reichlich und verdient ihn so sehr."

Die Pastorin hatte mit seligem Mutterherzen dem Lobe des geliebten Sohnes gehorcht, das über die Lippen der Frau Gebhards floß; aber bei den letzten Worten konnte sie doch einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, der aber nicht dem Umstande etwa galt, daß Gustav nicht in dem Maße des Muttersegens würdig gewesen wäre, in welchem Frau Gebhards ihn ihm zuerkannte,

Digitized by Google

sondern jenem, daß der verheißene Segen dem Mutterherzen zu lange ausblieb—eine Ungeduld, die in dem Reichthume der Mutterliebe ihre Quelle hatte, denn Gustav mußte den Lebensunterhalt für sich und die theure Mutter mit großer Anstrengung verdienen, und wenn bis jetzt eine Pfarrstelle erledigt war, ging es ihm damit, wie dem Kranken am Teiche Bethesda—wenn er sich bewarb, hatte sie ein Anderer schon, obgleich Gustav die herrlichsten Zeugnisse vorzuweisen hatte.

Dem scharfen Ohre der Frau Gebhards war der leise Seufzer der Witwe nicht entgangen.

„Es ist wahr," sagte sie, „es hat ihm bis heute nicht glücken wollen mit einer Anstellung; aber wer weiß, was der liebe Gott mit ihm vor hat? Seine Wege sind nicht unsere Wege, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; aber sie sind höher als die unsrigen, so viel der Himmel höher ist denn die Erde. Er verläßt fromme Menschenseelen nicht."

Die Witwe faltete ihre Hände und blickte betend gen Himmel. In ihrem Angesichte drückte sich Glaube und Hoffnung aus.

„Ja, ja," fuhr die redselige Frau Gebhards fort, „ich meine gewiß zu sein, daß er ehestens eine Pfarrstelle erhalten wird, wenn er auch selbst wieder ohne eine aus der Hauptstadt käme. Die Hand des Herrn ist über ihm. Sie wissen, Frau Pastorin, meine Träume sind so ein Bischen prophetisch. In vergangener Nacht hab' ich geträumt, Sie wären mir mit freudestrahlendem Gesicht entgegen gekommen und hätten gesagt: Guten Morgen, liebe Frau Gebhards, wie Sie das so freundlich alle Morgen thun. Ei, seh' ich Sie denn einmal freudig? sagte ich zu Ihnen. Was ist Ihnen denn Gutes passirt? fragte ich, und Sie wissen's ja, wie lieb ich Sie habe, und wie ich meine, was Ihnen passirt, das passire mir. Ach, Frau Gebhards, liebe Frau Gebhards, glaub' ich, sagten Sie da, wie sollt' ich nicht froh sein? Unser Leid hat nun ein Ende, denn Gustav ist Pfarrer geworden! Wo denn? liebste Frau Pastorin, ruf' ich da voller Freude, wo denn? Ei, sagten Sie darauf, in — und wie Sie den Namen aussprechen wollten, bin ich voller Freude aufgefahren, und hab' meinen Alten angestoßen, daß er und ich wach wurden. Da hab' ich denn meinen Morgensegen gebetet, und Sie und den Herrn Gustav auch von Herzen mit eingeschlossen, und mir ist's seitdem zu Muthe, als wär' Ihr Leid am Thorschluß. Gott geb's!"

„Wohl geb' es Gott," versetzte die Witwe. „Nicht, als ob ich mich nicht zufrieden und glücklich fühlte; um mich ist's wahrlich nicht, sondern um meinen lieben Gustav, denn er plagt sich mit dem Unterrichte der Knaben den ganzen Tag. Abends studirt er bis tief in die Nacht. Sich selbst gönnt er Nichts; nicht einmal eine gute Pfeife Tabak raucht er, um ja auszukommen und keine Schulden zu machen."

„Ach der liebe, gute Mensch," fiel Frau Gebhards ein. „Aber sagen Sie mir doch, warum haben Sie auch gar kein Witwengehalt? Ich meine doch, sonst hätten die Frauen der Pastoren ein Gehalt?"

„Ach, leider ist in unserem kleinen Lande eine solche Anstalt nicht," sagte die Witwe, „und—und—meine Bittschriften an unsern Fürsten und Herrn haben Nichts gefruchtet."

„Nichts gefruchtet?" rief Frau Gebhards aus. „Das begreife, wer kann! Unser Herr ist doch so ein milder Herr, der so gerne gibt!"

„Das ist gewiß und wahr, Frau Gebhards, aber wir haben einen Feind, und der ist unversöhnlich."

„Sie einen Feind? Sie? Das ist mir noch bunter. Wer, um Gottes willen, könnte Ihnen denn Feind sein?"

„Ach," versetzte die Witwe, „das ist eine alte, traurige Geschichte, die ich ungern erzähle—"

„Kathrine!" rief in diesem Augenblicke unten im Hause eine rauhe Mannesstimme, „deine Milch ist angebrannt!"

„Da sehen Sie, wie er's macht!" rief Frau Gebhards. „Hab' ich zu ihm gesagt: Ja-

Digitized by Google

cob, ſagt' ich, ich gehe ein wenig zur Frau Paſtorin hinauf, die iſt heute wieder ſo allein und ſo traurig, da iſt's Pflicht, daß man ſie ein wenig aufheitert. Ich ſtelle die Abendmilch auf, ſagt' ich; kannſt ein Bischen Acht geben, daß ſie nicht überläuft; heb'ſt ſie ab, wenn ſie ſteigt; aber, ſag' ich, ſchüre das Feuer nicht zu ſtark, daß ſie nicht anbrennt. Ein ſeelenguter Mann iſt's, das muß ich ſagen, der auch ſein Geſchäft verſteht und unverdroſſen arbeitet, aber ein Tollpatſch iſt er, wie alle Männer. Sie verſtehen nichts von dem, was Küche und Haushaltung angeht und lernen's auch nicht.— Nun," ſchloß ſie, „ich glaube nicht, daß der Herr Guſtav noch kommt. Es iſt ſchon zu ſpät. Legen Sie ſich zur Ruhe, liebe Frau Paſtorin, Sie ſind müde, und unſeren alten Knochen thut die Ruhe wohl. Gute Nacht, liebe Frau Paſtorin! Ich muß noch einmal Milch abkochen, denn mein Jacob trinkt die nicht, die ſo ein kleines Brändchen hat."

Sie reichte der Witwe die Hand und drückte die ihre herzlich.

„Ihre Milch für Morgen ſteht hier," ſetzte ſie noch hinzu, als ſie ſchon die Thüre in der Hand hatte. „Sie koſtet nichts, denn unſere Braune hat nach dem jungen Klee doppelt ſo viel gegeben, als ſonſt. Gute Nacht!"

Mit dieſen Worten war ſie zur Thür hinaus, und die Witwe konnte kein Wort des Dankes anbringen.

„Die gute Seele!" ſagte ſie vor ſich hin. „Segne ſie Gott dafür! Unſer Monatsgeld iſt auch durch Guſtav's Reiſe recht zuſammengeſchmolzen. Ich habe gewiß geſpart, Gott weiß es, und er auch; aber man muß ja doch leben.— Ach, wie oft hat mich die treue Seele ſchon mit ihrem Troſte aufgerichtet!"

Sie trat zum Fenſterlein, blickte noch einmal auf die vom Monde beleuchtete Landſchaft, und faltete dann ihre Hände.

„O du milder, ſegnender Herr," betete ſie, „laß es in Gnaden wahr werden, was der Mund der gottesfürchtigen Frau mir verkündigt hat!"

Sie wollte zurücktreten vom Fenſterlein, da die Kirchuhr des Städtchens eben die zehnte Stunde ſchlug, da rief von unten herauf eine volltönende, jugendliche Stimme: „Guten Abend, liebe Mutter!" Und aus dem tiefen Schatten der Bäume trat die Geſtalt eines jungen Mannes hervor.

„Ach, mein Guſtav!" rief die glückliche Mutter und eilte, ein Licht anzuzünden.

Während deſſen war der Candidat in die Gärtnerwohnung eingetreten. Man mochte es deutlich hören, wie ihn die Gärtnersleute mit warmer Herzlichkeit willkommen hießen und wie er mit ihnen freundlich ſprach. Dann war er in einigen Schritten die Treppe heraufgeſprungen und trat ſtaubbedeckt in das Stübchen der Witwe, wo ihn die Mutterliebe mit aller Seligkeit begrüßte.

II.

Die alte traurige Geſchichte.

„Das iſt eine alte, traurige Geſchichte, die ich nicht gern erzähle," hatte die Witwe der Gärtnersfrau geſagt, und dem war in Wahrheit ſo.—

Es war vor vielen, vielen Jahren, da lebte in der Univerſitätsſtadt, die dem kleinen Staat angehörte, ein penſionirter Beamter in ganz guten Verhältniſſen. Er beſaß einen reichen Schatz, der ſein Alter erheiterte und ihm jede Stunde verſüßte, ſeine wunderſchöne Tochter. Anna zählte damals neunzehn Jahre, und der unbeſchreibliche Schmelz der friſcheſten Jugend, Reinheit und Unſchuld lag auf dem Geſichtchen und der Geſtalt, die beide kaum ſchöner gedacht werden konnten.

In dem Hauſe, welches der Rath Zündler bewohnte, hatten auch zwei Studenten ihre Wohnung, ein Juriſt, aus einer der angeſehenſten Familien des Landes, Gerhard von Laubing, und ein armer Theologe, Guſtav Altenberg.

Gerhard von Laubing wohnte im dritten Stocke, über der Wohnung, welche der Rath Zündler inne hatte. Er beſaß drei Zimmer, denn er war reich und lebte als Cavalier auf dem üppigſten Fuße. Altenberg hatte ein Dachſtübchen und arbeitete fleißig.

Digitized by Google

Laubing hielt sich einen Bedienten und ein Reitpferd, kleidete sich prachtvoll und war unendlich eitel auf seine schöne Gestalt. Daß alle Mädchen der kleinen Universitätsstadt in ihn verliebt seien, daran zweifelte er keine Minute; allein dennoch war nur Eine, die er liebte, aber auch mit allem Feuer seines Herzens, und diese Eine war Anna Zündler. Ihr seinen Adel, seinen Reichthum, seine glänzende Zukunft zu Füßen zu legen, konnte ihm keine Ueberwindung kosten; war sie doch ein Engel in allen Beziehungen und gebildet in jeder Richtung, so daß sie den Cirkeln, in denen einst seine Gemahlin glänzen sollte, nur Ehre machen mußte. Daß auch sie ihn liebe,—wie hätte daran ein Zweifel in seine Seele kommen können? War er ja doch adelig, reich, angesehen, schön, konnte er ihr doch ein Loos bieten, wie kaum ein Anderer. Und was mochte ihn hindern? Er war unabhängig; als Waise Herr seines Willens. So standen seine Aussichten, und an ihrem Gelingen war kein Zweifel bei ihm.

Droben im Dachstübchen wohnte der arme Altenberg, und es bemerkte fast Niemand im Hause, daß er da wohne, als ein Paar blaue Mädchenaugen.

Mädchenaugen eigneten sich absonderlich zur Polizeihandhabung. Die haben in einem Totalblick mehr weg, sind sicherer in ihren Ergebnissen als wir, wenn wir die schärfsten und längsten Beobachtungen angestellt haben.

So hatte Anna bereits bei dem ersten Blicke auf Gustav herausgefunden, daß er wunderschöne und wundergute Augen habe; daß er um Vieles schöner sei, als alle anderen Studenten; daß er eine große Bescheidenheit an den Tag lege, dennoch aber sie allemal mit Erröthen anblicke, wenn er ihr begegne; daß er endlich erstaunlich fleißig in seinem Studium sei.

„Der gute Mensch muß arm sein!" sagte sie zu sich selbst mit einem leisen Seufzer des Mitleids.

Das aber schadete ihm in den den Augen des wunderschönen Mädchens gar nicht; im Gegentheil, indem sie sann, wie sie etwas möchte dazu beitragen können, seine Lage zu erleichtern, so mußte sie sich immer mehr mit ihm in ihren Gedanken beschäftigen, und wie so oft in der Welt, war die Liebe auch hier an der Brust eines zarten Mitleids aufgewachsen, ehe Anna das für möglich hielt.

Wer war denn aber dieser Gustav Altenberg? — Das ist eben bald gesagt. Sein Vater war ein Pfarrer, der viele Kinder und wenig Einkommen hatte. Er selbst, der wackere, gelehrte Mann, hatte seinen Gustav bis zur Universität herangebildet, und zwar in einer Weise, wie Wenige die Universität beziehen. Der Bibliothekar hatte ihn kennen gelernt, und war über das reiche Maß seiner Kenntnisse wahrhaft erstaunt. Durch die Empfehlung desselben war Gustav in mehrere Familien der kleinen Universitätsstadt eingeführt worden, und hatte durch den Unterricht, den er in französischer und englischer Sprache, damals noch eine Seltenheit, ertheilte, sich selbst eine schöne Hülfsquelle für seinen Aufenthalt auf der Universität eröffnet. Da er zugleich auch musikalisch war, und besonders eine sehr schöne Tenorstimme hatte, war er überall in diesen Familien gern gesehen, zumal sein Wandel auch den leisesten Tadel nicht aufkommen ließ.

Eine dieser Familien war mit dem Rathe Zündler befreundet. Dieser hörte da viel Lobens von einem Hausgenossen, den er selbst nicht kannte und lernte ihn eines Abends kennen, als er am Clavier saß und bewundernswürdig schön spielte, was er aber erst gethan hatte, als man ihn auf's Dringendste darum gebeten.

Dem alten Zündler gefiel der junge Mensch, dem er mehrmals im Hause begegnet zu sein sich jetzt entsann. Er ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, die immer lebhafter und interessanter wurde. Sie führte Gustav immer tiefer in das Vertrauen des alten Herrn hinein, und als der Abend nahezu vorüber war, lud ihn Zündler ein, ihn bisweilen zu besuchen.

Diese Unterhaltung des alten, reichgebildeten Mannes mit dem jungen Studenten

Digitized by Google

hatten ein Paar Mädchen mit beſonderem Wohlgefallen beobachtet. Es war die Tochter des Hauſes und Anna Zündler.

„Sag' Roſa," hatte Anna geſagt, „wie kommt eigentlich der hübſche Altenberg in Euren Familienkreis?"

„Das will ich dir erzählen, liebe Anna," hatte Roſa geſagt. „Mein Vater iſt der Freund des Bibliothekars. Der hat den jungen Mann verwunderlich herausgeſtrichen und geprieſen, als den tüchtigſten aller Studenten, und zugleich als den anſtändigſten und geſittetſten."

„Das iſt er auch ohne Zweifel," ſagte Anna mit Wärme. „Er wohnt in unſerem Hauſe, und ich habe ſein Thun und Laſſen beobachtet."

„So?" ſagte Roſa, und ſah ihre Freundin ſcharf an, mit einem ſo ſchelmiſchen Ausdrucke, daß Anna unwillkürlich erröthete.

„Wie du auch gleich ſein kannſt!" ſchmollte Anna.

„Nun," begütigte Roſa, „ich meine nur, daß ein junger Mann, wie der ſchöne, gelehrte und brave Altenberg, ſchon die Aufmerkſamkeit verdient, die ihm meine ſchöne Freundin zollt."

„Ich bitte dich, Roſa!" ſagte Anna leiſe, und erglühte im höchſten Purpur.

„Iſt denn das etwas Unrechtes?" fuhr ſcherzend Roſa fort. „Mir gefällt er auch recht gut, und du glaubſt nicht, wie vortrefflich er im Franzöſiſchen unterrichtet und im Clavierſpiel, in dem er, wie du eben ſelbſt hörteſt, ein größerer Meiſter iſt, als unſer alter Muſiklehrer Brenner. Und wie ſingt er ſchön!"

„Wirklich?" ſagte Anna. „Singen hab' ich ihn noch nicht gehört."

„So ſoll er uns gleich einmal ſingen!" rief Roſa und verließ ihre Freundin, die mit ihren Augen ihr folgte.

Roſa trat zu Altenberg.

„Meine Freundin Anna wünſcht gar ſehr, daß Sie das ſchöne Lied vortrügen, welches Sie geſtern bei Profeſſor Wagner's ſangen," ſagte ſie.

Altenberg's Blicke flogen dahin, wo Anna am Fenſter lehnte. Sie ſah dieſe Blicke und erglühte. Sie ſah, wie er ſich niederſetzte, und Roſa ihr winkte. Unwillkürlich fortgezogen, trat ſie zu der Freundin, aber ſie war ſo verwirrt, daß ſie ſich glücklich pries, daß Niemand nach ihr hinſah.

Als Altenberg einige Accorde griff und nach einem kurzen, paſſenden Vorſpiel zu ſingen begann, ſtockte plötzlich das Geſpräch bei den älteren Gliedern der Geſellſchaft.

Der alte Zündler legte ſeine Tarockkarten nieder und ſagte zu ſeinem Partner: „Da muß man ein wenig zuhören; wir wiſſen ja, wie das Spiel ſteht."

Leiſe begann der Jüngling ſeinen Geſang. Es war, als hauchte er die herrlichen Töne ſeiner ſilberklaren Stimme nur ſo hin; dann ſchwoll ſie an mit allmäligem Steigen bis zur vollen Kraft, und verſchmolz dann gegen das Ende der Strophe wieder ſo leiſe hin, daß unwillkürlich jedes Herz ergriffen war und in manches ſchöne Auge eine Thräne trat. Auch Anna fühlte, daß ihre Augen feucht wurden. Jede Faſer ihres Herzens bebte. Sie war bis in's Innerſte ergriffen.

Athemlos horchte die Geſellſchaft.

Das Lied hatte vier Strophen.

Als Altenberg mit einer weichen Cadenz ſchloß, trockneten ſich die Mädchen die Augen und dankten ihm mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten.

Er verbeugte ſich ſtumm, aber man ſah es ihm trotz ſeiner Verwirrung an, daß es ihm unendlich wohlthat.

„Ich habe die Partie verloren!" rief Zündler, ſeine Karten weglegend, aus. „Der Junge hat mir das Concept total verrückt. Iſt das ein Geſang!"

Er ſtand auf und trat zu Altenberg, von dem ſich die Mädchen in eine Fenſterniſche zurückgezogen hatten.

„Hören Sie, junger Mann," ſagte er, ſeine Hand mit Wärme drückend, „Sie haben mich in meiner Tarockpartie total verwirrt gemacht. Himmel und Erde, was Sie ſchön ſingen! Sie ſind ja ein Tauſendſaſa, der überall zu Hauſe iſt. Spielen am Ende auch Violine?"

„Ein wenig, Herr Rath," sagte Altenberg bescheiden.

„Nun, wenn so Einer, wie Sie, ein wenig sagt, so weiß man, was das sagen will. Könnten wohl am Ende auch Gesangunterricht geben?"

„Ich glaube wohl," war Altenberg's Antwort.

„Das muß ich sagen," fuhr Zündler fort, „sitzt man da unter einem Dache und weiß Nichts von einander, bis ein günstiges Zusammentreffen Einem die Augen und Ohren aufthut. Ich liebe die Musik und habe Sie da vorhin zu mir eingeladen. Jetzt wiederhole ich diese Einladung ganz besonders."

Auf dem Heimwege sagte Zündler zu seiner Tochter: „Der Altenberg ist ein Capitaljunge. Hab' mich da mit ihm über Dinge unterhalten, mit denen man sonst solchen Gelbschnäbeln nicht ankommen darf, weil es spanische Dörfer für sie sind; aber der ist zu Hause, wo man ihn anfaßt. Und wie der spielt! Ich sage dir, Anna, mein Kind, er ist ein Meister. Wenn ich mir da den alten, tauben Brenner denke, dem ich das Heidengeld bezahlen muß, so ist es ja gar nicht zu verantworten, daß man eine solche Gelegenheit unbenutzt läßt. Weißt du was? Ich danke ihn morgen ab!"

Anna zitterte ordentlich, und wußte doch nicht warum. Der schöne Altenberg hatte doch so gar nichts Erschreckliches an sich.

„Aber der alte Mann, Vater!" sagte sie, um doch Etwas zu sagen.

„Aber der alte Mann!" rief Zündler aus. „Bin ich denn mit ihm verheirathet? Und arm ist Brenner nicht, daß man da aus Barmherzigkeit ein Uebriges zu thun sich verpflichtet hielte. Soll ich deine gute Stimme unausgebildet lassen aus Rücksicht darauf, daß dir der Brenner bis jetzt schlechten Clavierunterricht gab? Ne, ne, Kindchen, das ist Nichts. Ich will's schon fertig machen. Sorge du nicht, und auf ein anständiges Geschenk zum Abschied für den Alten kommt mir's auch nicht an. Es soll das Billet schon verzuckern."

Unter diesen Reden waren sie heimgekommen. Anna sagte dem Vater gute Nacht und ging in ihr Schlafgemach, um — nicht zu schlafen.

Wie hätte sie auch schlafen können? Wenn sie das Alles so bedachte, was ihr heute begegnet war, so ergriff sie eine unaussprechliche Unruhe. Der schöne Altenberg sollte ihr nun nahe treten, sie mit ihm verkehren, singen, musiciren. Das sagte ihr das Herz, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Und ohne zu wissen, wie es kam, stellte sie ihn gegen den zudringlichen Laubing, der wohl auch in ihren Kreis kam. Wie hob diese Vergleichung den stillen, bescheidenen, talentvollen Altenberg!

Nach einer kurzen Besprechung zwischen diesem und ihrem Vater, war die Sache erledigt und Gustav übernahm die Lehrstunden, täglich eine.

So war er denn mit einem Male in eine seinem Herzen gefährliche Verbindung getreten. Das erste Zusammentreffen war peinlich. Das Mädchen aber ermannte sich schnell, und überwand die Verlegenheit. Auch in Altenberg stellte sich dadurch das Gleichgewicht her, und bald hatten die Stunden ihren Fortgang regelmäßig und mit sichtbarem Erfolge. Der Rath wohnte ihnen meistens bei, und dadurch war für Beide viel gewonnen; aber die Liebe nistet sich so stille ein, wurzelt so schnell und tief, daß, ehe man es meint, sie Herr des ganzen Herzens wird.

Laubing kam oft, aber er kam nicht, wenn Altenberg da war. Er sah und hörte nur die Fortschritte Anna's.

Das war denn Etwas für den alten Zündler, der seine Liebe für Altenberg gerne gegen Jedermann aussprach. Da war denn des Lobens nach allen Richtungen kein Ende und — Laubing ahnte, daß ein gefährlicher Nebenbuhler ihm erwachse. Indessen beruhigte ihn sein überwiegendes Selbstgefühl. Wie sollte ein Mädchen, wie Anna, den bettelarmen Theologen ihm vorziehen? — Allein dennoch trug er seitdem einen Haß gegen den Menschen, der mit Anna in eine nähere Berührung treten durfte, als er; denn Anna hatte eine so würdevolle Haltung, daß jede vertraulichere Annäherung

Digitized by Google

faſt unmöglich für Laubing wurde. Er nahm ſich indeſſen vor, mit ſeinen Wünſchen hervorzutreten, wie ſich eine Gelegenheit dazu günſtig würde finden laſſen.

An dieſem Plane wurde jedoch durch beſondere Ereigniſſe viel geändert.

Laubing hatte ſeine dreijährigen Studien vollendet. Ein alter Oheim, deſſen beträchtliches Vermögen ihm zufallen mußte, wurde gefährlich krank und wünſchte dringend ſeine Rückkehr. Er mußte ſchnell abreiſen, und zwar zu einer Zeit, wo Zündler mit Anna eine kleine Reiſe zum Vergnügen angetreten hatte.

War das auch für Laubing ſehr unangenehm, ſo blieb ihm ja eine ſchriftliche Werbung übrig.

Er reiste ab und fand ſeinen Oheim nicht mehr am Leben. Die verwickelten Vermögensumſtände ließen ihn kaum an etwas Anderes denken. Sie führten ihn in die Reſidenz des kleinen Staates, und dort zwang man ihn, ſeine Prüfung zu machen, weil man den reichen Cavalier dazubehalten wünſchte.

Unter dieſen Umſtänden konnte er ſeine Abſicht nicht wohl eher ausführen, als bis er mit einer Stellung im Leben vor Anna hintreten konnte.

Dies aber verzog ſich faſt ein halbes Jahr, und dies halbe Jahr wurde entſcheidend für ihn, für Anna, für Altenberg; denn als der Winter kam, konnte Zündler kaum ohne die Geſellſchaft Altenberg's ſein, ſo hatte er ſich an ihn gewöhnt, ſo theuer war er ihm geworden. Da wuchs denn Altenberg mit der Familie in Eins zuſammen. Faſt jeden Abend brachte er mehrere Stunden bei ihnen zu, und die gegenſeitigen Gefühle wurden inniger und immer inniger, bis endlich das ſüße Geheimniß über die Lippen ſchlüpfte, und der reinſte und heiligſte Lebensbund geſchloſſen war.

Roſa hatte wohl da mit die Hand im Spiele; denn ihr ſcharfes Auge war nur zu bald, der Sache auf den Grund blickend, hinter das ſüße Geheimniß Anna's gekommen. Sie wußte es ſo zu leiten, daß die Glücklichen ſich oft allein ſahen. Und wie der alte Zündler zu Altenberg ſtand, ſo war Hundert gegen Eins zu wetten, daß er ſein Ja und ſeinen Segen nicht verſagen werde.

Da trat er eines Tages in Anna's Gemach und legte ihr einen duftenden Brief auf ihren Arbeitstiſch.

„Lies ihn Anna, mein Kind," ſagte er. „Es iſt eine wichtige, ernſte Sache, die ein Mädchen in deinem, und ein Vater in meinem Alter nicht ohne ernſte Erwägung laſſen dürfen. Nur das Eine ſage ich dir. Ich war mit deiner ſeligen Mutter ſo glücklich, wie ich dich mit deinem künftigen Gatten ſehen möchte, und wir liebten uns. Du ſollſt nie eine Verbindung ſchließen, zu der dich nicht dein Herz hinzöge."

Mit dieſen Worten ging er und ließ das Mädchen in einer außerordentlichen Spannung und Verlegenheit zurück. Sie ahnete faſt, was der Brief enthalte und von wem er ſei.

Mit zitternden Händen ergriff ſie den Brief und entfaltete ihn. Ein kleines Briefchen, an ſie geſchrieben, lag darin. Sie erbrach es zuerſt. Es enthielt eine feurige Liebeserklärung; allein es ſprach auch die Ueberzeugung aus, daß ſie ihn liebe. Es enthielt ſo viel Selbſtgenügſamkeit, daß es einen höchſt ungünſtigen Eindruck hervorbrachte, und die ſchönen Züge Anna's mit einer Gluth des Unwillens bedeckte.

„Der eitle Thor!" rief Anna aus und warf das Blatt mit dem höchſten Unwillen weg.

In dem Briefe an ihren Vater ſprach er die Ueberzeugung aus, daß Anna ihn liebe; er wies auf ſeinen Reichthum hin und auf die Stellung, als Aſſeſſor des Hofgerichts, wie auch auf ſeine glänzende Zukunft. Der ganze Brief ließ es eben merken, daß er an eine Ablehnung ſeiner Anträge gar nicht dachte, ja er ließ es durchſcheinen, daß ſie keine Ablehnung finden könnten.

Anna war erbittert.

Sie trat zu ihrem Vater in das Gemach. Der alte Mann ſaß in tiefen, ernſten Gedanken da.

„Theurer Vater," ſagte ſie, „mich wundert, daß es der Herr nicht deutlicher ausdrückt,

Digitized by Google

wie unverdient die Ehre sei für ein bürgerliches Mädchen, dessen Stellung und Habe bei Weitem nicht an die seine hinanreicht, solcher Anträge gewürdigt zu werden."

„Nimm's nicht so strenge, Anna, mein Kind; du bist aufgeregt. Laubing ist kein böser Mensch."

„Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn zu wenig," sagte Anna. „Der eitle Thor ist mir von je zuwider gewesen. Um kein Gut möchte ich ihm meine Hand geben."

„Du liebst ihn also nicht? Er meint es aber doch."

„Nun, ich glaube, er meint, daß alle Mädchen ihn lieben müssen, weil er eben der Herr von Laubing ist. Ich fühle auch keinen Funken von Neigung zu ihm."

„Darf ich das als deine entschiedene Meinung hinnehmen?"

„Vollkommen, theurer Vater."

Der alte Zündler seufzte leise und ging in seine Schreibstube. Der alte Mann erwog mit kühlem Verstande die Sache. Es wurde ihm schwer, den sonst ehrlichen und ehrenden Antrag abzulehnen. Er schrieb zwar noch nicht gleich und nahm die Sache noch einige Male auf; als aber Anna sich unumwunden dahin aussprach, daß sie lieber als Einsame durch's Leben gehen, als Laubing's Gattin werden wolle, da griff er zur Feder, um die unangenehmen Zeilen niederzuschreiben und für die Ablehnung wenigstens die freundlichste Form zu suchen, was ihm wohl auch gelang, ohne daß aber die Sache selbst dadurch für Laubing hätte weniger bitter und niederschlagend gemacht werden können.

Die Wirkung war ätzend, furchtbar. Laubing war außer sich. Er mußte Urlaub nehmen und eine Reise antreten.

Verschmähte Liebe und tief verletzte Eitelkeit sind bei leidenschaftlichen Naturen ein nachhaltig wirkendes Gift. Die Liebe Laubing's zu Anna schlug in einen tödtlichen Haß um, und dieser Haß wucherte in seinem Herzen fort, selbst auch da noch, als er einer Anderen seine Hand reichte.

Genaue Erkundigungen bei Freunden in der Universitätsstadt ließen, da sie der intimen Verhältnisse Altenberg's zu Zündler's erwähnten, die Ahnung in seiner Seele aufsteigen, dieser ihm längst verhaßte Mensch sei der Grund seiner Zurückweisung von Seiten Anna's, und auch auf ihn warf sich sein glühender Haß. Die aber, die dieser Haß traf, ahnten Nichts davon; konnten es nicht ahnen, daß tausendfaches Leid in ihm seine Quelle finden sollte.

Altenberg hatte endlich auch seine Studienzeit vollendet, aber seine Anna zu verlassen war ein bitteres Weh. Zündler bemerkte an der elegischen Stimmung Beider zuerst, wie es um die Herzen stand. Er beobachtete schärfer, und was er nur erst vermuthet, wurde zur Gewißheit.

Der Tag des Scheidens kam endlich; ihm selber war er sehr schmerzlich, da er Altenberg eben so innig achtete, als liebte.

Anna war tiefgebeugt. Sie konnte den tiefen Schmerz nicht verhehlen, der ihr ganzes Denken und Fühlen ergriffen hatte.

Am Morgen traf Zündler sie in Thränen.

Er faßte ihre Hand. „Anna, mein Kind," sagte er bewegt, „es geht ein tiefes Leid durch deine Seele; warum darf es dein Vater nicht theilen, oder — heilen?"

Sie sank schluchzend an seine Brust, aber reden konnte sie nicht. In diesem Augenblicke trat Altenberg ein. Er blieb betroffen stehen.

„Kommen Sie," sagte der Rath; „Sie kennen den Grund dieser Thränen, und was sie hervorruft theilen Sie."

Altenberg trat bleich heran.

„Herr Rath," stotterte er, „es ist wahr. Grollen Sie mir nicht, daß ich Anna liebe, mehr als mein Leben."

„Grollen?" sagte der alte Mann und seine Stimme wankte. „Nein, mein Sohn, wenn Anna dich liebt, so sollst du mir ein lieber Sohn sein."

Da fuhr Anna herum und sah ihren Vater mit einem Blicke an, der ihm in's Innerste der Seele drang.

„Ist es wahr, mein Vater?" fragte sie, und preßte ihre Hände vor das Herz, das zerspringen wollte.

Digitized by Google

Mit Thränen im Auge nahm Zündler ihre Rechte und legte ſie in die Altenberg's.

„Iſt dir dieſe Antwort genug?“ fragte er. Da ſanken Beide an ſein Vaterherz, und der Herr im Himmel ſagte Amen zu einem Bunde, der ihm wohlgefiel.

So war das Schickſal zweier trefflicher Herzen auf immer verbunden und Altenberg trennte ſich von Anna, wenn auch den Scheideſchmerz tief fühlend, mit dem ſeligen Bewußtſein, daß ſie ſein ſei.

Noch im Herbſte deſſelben Jahres brachte er ihr ſeine geliebten Eltern, und auch ſie wünſchten ſich Glück zu der lieblichen, trefflichen Tochter.

Guſtav machte ſeine Prüfungen und beſtand ſie mit einem ſeltenen, überaus glänzenden Erfolge; aber er mußte eine nur gering dotirte Stelle annehmen, wie es die Einrichtung des Landes gebot. Er führte ſeine Anna heim, in das ſtille Dörfchen, das im waldigen Gebirg lag, und ihr Vater wohnte bei ihnen. Anna wurde es leicht, in der Liebe zu ihrem trefflichen Gatten, die Freuden des geſelligen Lebens in der Univerſitätsſtadt aufzugeben. Sie lebte ihrem häuslichen Beruf, pflegte ihr häusliches Glück, und ihr Vater ſtarb im beglückenden Bewußtſein, daß Anna glücklich ſei, wenn auch Reichthum und Glanz ferne war von dem einfachen, beſcheidenen Leben des Paares, das im Erfüllen ſeiner Pflichten und in ſeiner gegenſeitigen Liebe ſich glücklich fühlte.

Der Tod des verehrten und vielgeliebten Greiſes warf einen tiefen Schatten auf ihr häusliches Glück. Es war das erſte Weh, das ſie traf. Es kam nicht unerwartet; es kam vom Herrn. So trugen ſie es im frommen Ergeben in den heiligen Rathſchluß Deſſen, der Alles wohlmacht; aber es war, als ob mit dieſem Hinübergehen eines treuen, vortrefflichen Herzens eine Reihe bitterer Erfahrungen beginnen ſollte.

Der alte Zündler hatte ſein Vermögen bei einem Handelshauſe einer nahen, bedeutenden Handelsſtadt zinstragend angelegt.

Urplötzlich traf Altenberg die Kunde, daß dies Haus ruinirt ſei; daß ein treuloſer Bankerott ausgebrochen und der Handelsmann entflohen ſei. Er eilte in die Handelsſtadt; aber er kam zurück mit der troſtloſen Gewißheit, daß auch nicht ein Pfennig zu retten ſei.

Anna war gebeugt, denn ſie trug ein Pfand ihrer Liebe unter ihrem Herzen.

„Nicht meinetwegen trauere ich,“ ſagte ſie mit Thränen im Auge zu dem geliebten Gatten, „ſondern — wegen der Zukunft Deſſen, was uns die Liebe Gottes ſchenken wird.“

„Du haſt recht geſagt, theures Weib,“ erwiederte Altenberg. „Die Liebe Gottes wird uns ein Weſen ſchenken, in dem unſere Liebe ſich, wie in einem Mittelpunkte, vereinigen wird; aber nicht wahr, meine Anna, die Liebe Gottes, die es uns ſchenken wird, wird auch über ihm und uns walten? Laß den Verluſt uns verſchmerzen. Es iſt eine Prüfung, die unſer Vertrauen bewähren wird. Geld macht nicht das wahre Glück des Lebens aus.“

Solche Tröſtungen gaben Anna ihre Ruhe, ihre volle Sammlung wieder. Sie ſank an die treue Bruſt des Mannes, von dem ſie lernte, das Unvermeidliche im Glauben zu tragen und dulden.

Und der Herr ſegnete ſie mit einem wohlgebildeten Knaben, der nun ihr Glück vollendete. Auch Altenbergs Eltern hatten die Schuld der Menſchennatur bezahlt. Das Erbe, was ſie ihm ließen, war ungemein klein, aber es half doch Sorgen abwenden, denn die Pfarrſtelle verſorgte ſie kaum mit dem Nöthigen. So floſſen Jahre hin. Altenberg hatte ſich um beſſere Stellen gemeldet, aber Andere erhielten ſie und er darbte. Lange blieb es ihm ein Geheimniß, worin die Urſache lag — bis er erfuhr, daß Laubing Präſident des Conſiſtoriums geworden ſei. Nun wußte er, wie es um ihn ſtand. Nun kannte er die Quelle ſeines Zurückſetzens. Laubing trug einen unverſöhnlichen Haß in ſeinem Herzen, deſſen Früchte jetzt Altenberg zu ernten begann. Seiner Anna verſchwieg er, was ihn drückte, um ſie nicht noch tiefer zu beugen; aber er war Mann genug, mit der Waffe der Wahrheit und mit der Freimüthigkeit des guten

Digitized by Google

Gewissens auf die Quelle seiner ungerechten Zurücksetzung hinzuweisen.

Laubing las mit Ergrimmen diese Eingabe, die zuerst in seine Hand kommen mußte. Er unterdrückte sie; aber sie blieb nicht unbeantwortet. Eine heftige Zurechtweisung voll Kränkungen, scheinbar aus dem Schooße des Consistoriums ausgegangen, traf Altenberg niederschlagend; aber er ermannte sich und forderte Thatsachen und Recht. Auch mit dieser Eingabe ging es, wie mit der ersten. Er wurde mit harten Worten zur Ruhe verwiesen, und eine leise Drohung wies auf Entlassung, Entsetzung hin.

Jetzt sah Altenberg, daß, wenn er nicht Alles auf's Spiel setzen wolle, er schweigen und dulden müsse. Innerlich knickte es den sonst so thatkräftigen Mann; allein Anna ahnete es nicht. Ihr zeigte er nur ein heiteres Angesicht.

Um seinen Verhältnissen aufzuhelfen, und zugleich die Bildung seines Sohnes desto erfolgreicher bezwecken zu können, entschloß er sich, fremde Kinder in Erziehung und Unterricht zu nehmen. Anna nahm gerne die größere Last des Hauswesens auf ihre Schultern, da der geliebte Gatte eine so viel schwerere, verantwortungsvollere übernahm und ihres kleinen Gustav's Bestes dabei leitend war.

Ein erfreulicher Erfolg krönte diese Bestrebungen, allein eine große Verbesserung der äußeren Lage wurde und konnte um so weniger erzielt werden, als die Kosten des Hauswesens in fast gleichem Maße wuchsen, und die enge Pfarrwohnung nur eine kleine Zahl von Zöglingen aufzunehmen gestattete.

Was aber das Schlimmste war, das blieb Anna's liebendem Auge nicht verborgen: ihres Gatten Gesundheit schwankte bedenklich. Sieben Stunden Unterricht täglich waren eine Bürde, die er auf die Dauer zu tragen außer Stande war.

Als Gustav, ihr Sohn, in's fünfzehnte Jahr trat, war die Stunde gekommen, welche das Aufhören des kleinen Institutes energisch gebot. Der befreundete Arzt forderte es gebieterisch, wenn nicht die Tage Altenberg's sollten verkürzt werden.

So fielen denn die kleinen Hilfsquellen weg und an eine Versetzung auf eine bessere Stelle war nicht zu denken, da Laubing es nicht unterließ, Altenberg als einen unfriedlichen Mann mißliebig zu machen. Das nagte an dem Herzen des schuldlos leidenden Mannes und untergrub vollends seine wankende Gesundheit. Man konnte es sehen, daß er nicht weit zum Grabe hatte.

Als endlich Gustav nahe der Universität war, reich an Kenntnissen und Gottesgaben, erkrankte der Vater, der seine besten Kräfte aufgezehrt hatte; hoffnungslos lag er ein Jahr darnieder, und als der Nordwind kälter über die Stoppelfelder strich, als die Bäume ihre gelben und rothen Blätter auf die Erde streuten und der Wind sie in den Lüften trillte, als die Wandervögel einer wärmern Heimat zuzogen, da ging auch sein Geist hinüber in die stille Heimat eines Friedens, der nicht mehr gestört wird.

Den Schmerz Anna's und Gustav's können Worte nicht schildern.

Nach einem Vierteljahre mußten sie den Ort verlassen, wo das theure Grab war. Sie zogen in das Städtchen, wo wir sie in der Gärtnerwohnung fanden. Die Witwe war Anna, und Gustav, der Candidat, ihr Sohn; und das war die alte Geschichte, von der die Witwe so ungerne sprach. —

Schrecklich und tief empörend war es, daß der unedle Laubing auch da seinen Haß nicht enden ließ, als Altenberg's Herz gebrochen, und seine Rache an ihm befriedigt war; daß er ihn fort und fort im Herzen nährte, und ihn die arme Anna, die verlassene Witwe, tief empfinden ließ, und jetzt ihren trefflichen Sohn, der mit großer Anstrengung die geliebte Mutter und sich ernährte, da Altenberg's Krankheit auch die letzten Sparpfennige aufgezehrt hatte.

Da im kleinen Lande manche nützliche Einrichtung fehlte, so hatten auch die Pfarrwitwen keine Anstalt, die ihre Sorgen milderte. Anna hatte auf den Rath der Freunde ihres seligen Gatten zweimal sich an den Landesherrn gewendet, um eine Un-

terstützung zu erhalten; allein Laubing's Arme reichten so weit, daß er auch hier die Hoffnungen vernichten konnte. Alle Bewerbungen Gustav's um erledigte Stellen suchte er zu entkräften, indem er darauf hinwies, daß er durch Errichtung einer Privatschule sein reichliches Auskommen habe, und Andere es darum eher verdienten, untergebracht zu werden, als er.

So wirkte die alte, traurige Geschichte fort und fort heillos für Mutter und Sohn, und die Tage der Prüfung schienen für die Dulderin diesseits des Grabes nicht enden zu wollen.

III.

Die Nachrichten, die Gustav mitbrachte.

Aus seinem Stübchen trat Gustav im gemächlichen alten Hausrocke und setzte sich neben die Mutter, die mit bangem Herzklopfen seiner Mittheilungen harrte. Sie goß ihm eine Tasse Thee ein, um die er gebeten hatte, und sagte dann, ihn wehmüthig anblickend: „Wieder ein Mal umsonst? Nicht wahr, mein guter Gustav? Verschweige mir's nicht, ich bin schon darauf gefaßt!"

„Ich weiß es nicht, liebste Mutter, ob ich das, was Sie vermuthen, so grade bestätigen kann. Es ist eine ganz eigene Geschichte, die ich Ihnen wohl ausführlich erzählen muß.

Sie wissen, daß ich erst am zweiten Tage in die Hauptstadt kommen konnte, wie wacker ich auch wandern kann. So war es denn Samstag Abends, als ich in einem kleinen Gasthofe meine Wohnung nahm. Sonntag ist's so eigentlich nichts mit Besuchen, und da die Sitzung, welche über die Pfarrstelle zn Leiendorf entscheidet, erst am Freitag gehalten wird, so brauchte ich auch gerade nicht zu eilen, zumal ich meine Meldung nebst Zeugnissen auf dem Sekretariate bereits abgegeben hatte.

Ich ging am Sonntage in den Frühgottesdienst und dachte den Nachmittag die herrliche Anlage zu besehen, welche etwa drei Viertelstunden von den Thoren der Stadt entfernt ist. Ich war nie dort gewesen, und man hatte mir sie so reizend geschildert, daß ich ein großes Verlangen empfand, mich in ihren Laubgängen zu ergehen, an der riesigen Fontaine mich zu erlaben und im Waldesgrün einmal wieder zu athmen, was man hier, in der flachen Gegend ganz entbehrt. Im Schatten einer prächtigen Allee kam ich hin.

Es war gegen Mittag, als ich ein einsames Plätzchen suchte, um mein bescheidenes Mahl, das ich in meiner Tasche trug, zu halten. An einem tiefen, schönen Teiche, um den mächtige Trauerweiden ihre dünnen Aeste und Zweige im Winde bewegen und mit den Spitzen im klaren Wasser gaukeln, fand ich das gesuchte Plätzchen und dort streckte ich die müden Glieder in's Gras.

Es war so stille in diesem Theile der Anlage, der eine blumenreiche Wiese bildete. Der Wind rauschte so wundersam in den Zweigen der alten Trauerweiden, daß ich endlich einschlief. Wie lange ich so geschlafen, weiß ich nicht, aber ein seltsam Traumbild umfing mich, als jener Zustand eintrat, wo das Erwachen nahe, und doch alle Leibes- und Seelenkräfte noch gehalten sind. Es war mir nämlich, als nahte sich Jemand leise. Ich rang, wach zu werden; aber die Ermüdung von der Wanderung der beiden vorigen Tage war zu groß. Immer näher trat die Gestalt und endlich beugte sie sich über mich und eine Blume fiel aus einem Strauße, den sie in der Hand hielt, gerade auf meine Augen.

Ich erwachte und blickte in ein unbeschreiblich schönes Mädchengesicht, das sich eben niederbeugen wollte, die Blume vom Gesichte des Schläfers wegzunehmen, so leise als möglich.

Sie fuhr in einer großen Verwirrung mit tiefem Erröthen zurück, und war verschwunden hinter dem Gebüsche, das an dieser Stelle sehr dicht war.

Offenbar war es ihr Zweck gewesen, leise einen Büschel Vergißmeinnicht zu pflücken, die gerade neben meinem Kopfe herrlich und üppig blühten.

Die Blume habe ich behalten, liebste Mutter, denn sie ist mir ein theures Anden-

Digitized by Google

len geworden. Es war ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren, unbeschreiblich schön, und in ihrem blauen Auge spiegelte sich eine gewiß reine, gute Seele! —

Ich stand rasch auf, um—sie noch einmal zu sehen: allein mein Suchen war umsonst. Es waren der Fremden so viele in der Anlage, daß es mir zuletzt als eine rechte Thorheit vorkam, dem Gedanken Raum zu geben, sie noch ein Mal zu sehen.

Und dennoch geschah es.

Als ich mich noch ein Mal der schönen Fontaine nahete, sah ich sie auf dem Rande des Bassin's sitzen und einen Kranz winden. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie in Trauer gekleidet war. Vielleicht ist der Kranz für das Grab einer geliebten Mutter, dachte ich, und die Sehnsucht, die Vergißmeinnicht zu besitzen, fand darin ihre Erklärung.

Nicht weit von ihr stand ein ebenfalls trauernder Herr, der schon alt zu sein schien.

Er sprach mit einem Anderen, und wandte ihr und mir den Rücken zu.

Ich weiß heute noch nicht, wo ich den Muth hernahm, aber ich nahte mich der Stelle, wo sie saß und an dem Kranze flocht, legte leise meinen Strauß Vergißmeinnicht auf den Rand des Bassin's neben sie hin, und wollte, wie ich hoffte, mich unbemerkt entfernen; aber der Schatten machte sie aufmerksam. Sie blickte auf, sah die Vergißmeinnicht, erröthete tief, aber sah mich mit einem Gesichtchen an, das ich nie vergessen werde, so milde, so engelsmilde lächelnd, als wollte sie sagen: du hast meine Gedanken errathen. Ich danke dir.

Ich ging schnell weg, aber als ich noch einmal umsah, nahm sie die Vergißmeinnicht und blickte noch einmal mir nach.

Von da an sah ich sie nicht mehr — bis — "

„Nun, wie hat sich die Begebenheit weiter abgesponnen?" fragte die Mutter.

„Leugnen will ich es nicht," fuhr Gustav mit kindlicher Offenheit fort, „daß es mich nach der Stelle hinzog, wo sie gesessen hatte. Sie war längst weg, als ich dahin zurückkam. Es lagen Blumen zerstreut, die sie zu ihrem Kranze nicht verwenden konnte.

Ich bücke mich, sie aufzuheben—da glänzt mir etwas in's Auge. Ich bücke mich tiefer und — es war ein Ring, ein einfacher Goldreif, mit dunklen Haaren darein geflochten. Auf dem feinen Schilde standen die Buchstaben L. L. verschlungen.

Ich hob ihn auf.

Vielleicht, dachte ich, ein theures Kleinod! Vielleicht die Haare der theuern Mutter, für deren Grab sie den Kranz gewunden. O, daß ich sie wiederfinden könnte, denn der Ring war sicher ihr! Er war so enge, daß er nur für den niedlichen Finger eines so jungen Mädchens passen konnte.

Ich lief durch alle Gänge des Gartens. Ich fragte die Gärtner, ob sie nicht ein Mädchen gesehen, dessen Gesicht und Kleidung ich genau beschrieb. Sie lachten, aber sie konnten mir Nichts sagen.

Am andern Morgen nahm ich meinen Ring in die Tasche, und ging vorerst, meine Meldungsbesuche zu machen.

Ich fand eine kühle Aufnahme bei den Herren Räthen; der Eine meinte, es wären viele Bewerber da und ältere, als ich; der Andere verwunderte sich, daß ich unter den Bewerbern erscheine, da ich mir hier durch die Schule einen Wirkungskreis und ein nährendes Auskommen gegründet habe; der Dritte war am ehrlichsten. Ich traf ihn in seiner Amtsstube im Regierungsgebäude. Er hörte die Schilderung meiner Lage mit Theilnahme an.

Junger Mann, sagte er, ich glaube, Ihrem würdigen Vater ist ein schweres Unrecht geschehen; aber die Hand, die ihn gedrückt, ruht auch auf Ihnen, wenn auch gewiß so unverdient, als auf Ihrem würdigen Vater. Ich zweifle, ob es Ihnen gelingen wird, die treffliche Stelle in Leiendorf zu erhalten. Sie ist zudem eine Patronatstelle Sr. Excellenz des Herrn Ministers, der erst in diesen Tagen aus dem Bade von Töplitz zurückkehren wird. Aber wissen Sie was, melden Sie sich schriftlich bei Sr. Excellenz und beziehen Sie sich auf mich. Sie dürfen auf mich zählen.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und es trat, einige Actenstücke in der Hand,

Digitized by Google

ein hoher Mann herein, deſſen Aeußeres finſter war und unangenehm berührte; denn trotz dem Alter, das die Haare ſchon gebleicht, lag etwas Stutzerhaftes in dem Manne, etwas Abſtoßend-Hochmüthiges. Ich weiß nicht, daß mich je ein Menſch ſo tief angewidert hätte.

Der alte, biedere Rath verbeugte ſich tief. Kurz und diplomatiſch-einſilbig reichte er dem Rathe die Acten. Mich ſah er nur flüchtig, aber mit einem ſtechenden Blick an, dann beachtete er mich nicht mehr.

Als er ſich entfernen wollte, nahm der Rath das Wort.

Herr Präſident, ſagte er, erlauben Sie mir, Ihnen hier einen Bewerber um Leiendorf vorzuſtellen, der ſich eben die Ehre geben wollte, Ihnen aufzuwarten, jetzt aber, da Sie nach der Sommerreſidenz Sr. Durchlaucht ſich zu begeben gedenken, dieſes Glückes nicht theilhaftig werden kann.

So? ſagte er eiſig kalt und blickte mich wieder mit dem ſtechenden, niederſchmetternden Blicke an. Wie heißt der Herr?

Ich verbeugte mich tief und ſagte feſt ihn anſehend: Guſtav Altenberg.

Es war, als ob ihn ein giftig Gewürm in dieſem Augenblick geſtochen hätte. Es zuckte etwas über ſein Geſicht, das Haß, Grimm und Verachtung einte.

So? ſagte er noch einmal, aber der Ton war entſetzlich, und dieß: So? klingt noch in meiner Seele nach. Noch einmal muſterte er mich mit dem Blicke, der etwas Baſiliskenartiges hatte, dann ſagte er mit ſchneidender Kälte: Die Hoffnung auf Leiendorf können Sie fahren laſſen. Excellenz iſt Patron und hat die Stelle ſo gut als vergeben.

Er reichte dem Rathe die Hand und ging, ohne mich eines Blickes mehr zu würdigen.

Das war Herr von Laubing! ſagte mit Wehmuth der alte Rath, als er von der Begleitung des Mannes zurückkam.

Ich wußte es, ſagte ich.

Haben Sie ihn ſchon geſehen? fragte er.

Das nicht, war meine Antwort; aber ich mußte es ſchließen, daß er es war. So würde, wenn ich auch ein Bettler wäre, der um ein Almoſen flehte, Niemand hier mich behandelt haben!

Der Rath ſeufzte tief auf. Leider haben Sie Recht. Er iſt, ſeit ſeine Gemahlin geſtorben iſt und ſeine Finanzen zerrüttet ſind, nur noch abſtoßender und menſchenfeindlicher geworden.

Ich dankte dem wackern Greiſe für ſein Wohlwollen und ging.

Mutter, Mutter, wie war mir, als ich aus dem Hauſe trat! Alle meine Hoffnungen mit einem Male, mit einem Worte ſchonungslos zertreten! Und dieſer Menſch hatte kein Wort für mich, das entſetzlich Bittere zu verſüßen, vielmehr drückte er abſichtlich den Stachel recht tief in die Seele des Armen, den er haßt und verfolgt, wie er es von je gegen den ſeligen Vater gethan!"

Die Mutter hatte ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Sie ſchluchzte laut. Es waren die bitterſten Erinnerungen ihres Lebens wach geworden. Die „alte Geſchichte" mit all' ihrem Weh und Schmerz ſtand wieder lebendig vor ihr.

Guſtav's Züge zeigten einen tiefgenährten Unmuth und Unwillen. Er kannte theilweiſe den Grund jenes Haſſes. Die Mutter hatte einſt unwillkürlich eine Aeußerung fallen laſſen, die ihn ihm verrieth; aber mehr hatte es ein Brief gethan, den er unter den Papieren ſeines Vaters gefunden hatte. Er war an einen Freund gerichtet geweſen, aber wahrſcheinlich nicht abgeſendet worden. Er enthielt die „alte, traurige Geſchichte," von der die vielgeprüfte Anna nicht gerne ſprach.

Jedes Gefühl, auch das ſchmerzlichſte, erleidet ſeinen Wendepunkt.

Ruhiger geworden, ſagte die Mutter: „Du biſt noch nicht am Ende deiner Erzählung, mein Sohn; fahre fort, ich bin gefaßt, noch Bittereres zu hören!"

Guſtav ſeufzte und fuhr dann fort:

„Ich rannte die Straße hinauf, um ſchnell mein Ränzel umzuhängen, und den Staub von meinen Füßen zu ſchütteln. Verworrene Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, aber keiner kam zur Klarheit als der, ſchnell heimzukehren mit meinen vernichteten Hoffnungen.

Digitized by Google

Da kam ich an einer Kreuzstraße vorüber, wo ein Haufen Menschen um einen Ausrufer stand.

Wer ihn doch gefunden hätte! sagte neben mir eine arme Frau. Das machte mich aufmerksam und brachte den Ring mir wieder in's Andenken.

Ich trat zu dem öffentlichen Ausrufer und fragte, um was es sich handle.

Es ist gestern in den Anlagen ein Ring verloren worden, dessen Finder eine ansehnliche Belohnung erhält, wenn er den Ring wiederbringt, sagte er.

Ist es ein einfacher Haarring? fragte ich.

Der Mann bejahte meine Frage.

So habe ich ihn gefunden, sagte ich. Wollen Sie ihn?

Nein, nein, versetzte der Ausrufer. Sie müssen ihn selbst hintragen. Es ist ganz nahe. Dort in dem großen Hause, Nro. 41. Ich will Sie hinführen.

Der Mann führte mich einige Häuser weiter, zog an einer großen Thür die Klingel, und ein Bedienter trat heraus.

Der Herr will den Ring überbringen, sagte er zu dem Bedienten.

O, das ist schön, versetzte dieser. Sie bringen Freude in das Haus. Kommen Sie!

Der Bediente führte mich eine Stiege hinauf, auf der Teppiche lagen. Alles verrieth ein sehr vornehmes Haus. Endlich öffnete er eine Thür, bat mich einzutreten, verbeugte sich und ging.

Ich stand in einem prachtvollen Saale. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Boden. Reiche Geräthe standen umher. An den Wänden hingen herrliche Oelgemälde in breiten goldenen Rahmen. Eines derselben zog mich vor Allen an. Es war, wenn mich nicht Alles täuschte, das Bild der Schönen, welcher ich die Vergißmeinnicht im Parke gereicht hatte. Ich stand im Anschauen dieses Bildes versunken, als sich hinter mir eine Thür öffnete.

Als ich mich umwendete, stand sie vor mir in all' ihrem Liebreiz.

Wir standen einander gegenüber, erröthend und so betroffen, daß Keines ein Wort zu finden wußte.

Endlich gelang es mir, mich zu sammeln.

Vielleicht bin ich so glücklich, stotterte ich, Ihnen ein schwer vermißtes Gut wiedergeben zu können. Ich fand gestern diesen Ring an der Fontaine, wo Sie — den Kranz wanden. Mit großer Freude lege ich ihn in die Hand der rechtmäßigen Eigenthümerin.

O Mutter, da hätten Sie dies Engelsgesicht sehen sollen! Es war in tiefe Glut getaucht, aber sie ging in eine Verklärung über, wie ich Aehnliches nie gesehen. Ihre Hand zitterte, als ich ihn hineinlegte. Sie sah ihn mit Entzücken an, drückte ihn an ihre Lippen, und zwei Thränen, es waren gewiß Freudenthränen, rannen über die Wangen.

Gottlob! Gottlob! daß ich ihn wieder habe! rief sie in seliger Freude, und nun schlug sie das große, herrliche Auge mit unbeschreiblichem Ausdrucke zu mir auf. Dank! tausend Dank Ihnen, der Sie mir dies unschätzbare Gut wiedergeben. Ach, fuhr sie in einer schönen Begeisterung fort, wenn ich Ihnen sage, daß es die Haare einer theuern Mutter sind, daß sie mir diesen Ring am Tage meiner Confirmation gab — dann erst werden Sie fühlen, welchen Werth er für mich hat, und wie hoch ich Ihnen verpflichtet bin.

Die zwanglose Natürlichkeit, die kindliche Innigkeit dieser Worte ergriff mächtig mein Herz. Ich dachte an Sie, meine theure Mutter, und fühlte mich unaussprechlich glücklich, dem trefflichen Mädchen ein solches Gut erhalten zu haben. Alle Scheu, aller Zwang, alle Verlegenheit war von meinem Herzen genommen.

Ich verstehe diese Gefühle; ich kann sie ganz nachempfinden, sagte ich, denn auch ich habe eine vortreffliche Mutter.

Sie sah mich freundlich an, aber mit Wehmuth sagte sie: Sie haben sie noch, o, wie glücklich sind Sie dann! Jetzt aber erblaßte sie plötzlich. Sie mochte an die verheißene Belohnung denken, und hatte doch den Muth nicht, sie mir anzubieten.

Ich schätze mich glücklich, bob ich wieder an, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen, Ihnen eine so große Freude gemacht zu ha-

Digitized by Google

ben. Die Erinnerung an diesen glücklichen Augenblick und — an zwei andere, wird mir nie erlöschen. Doch habe ich eine Bitte. — Ich bitte mir eine dieser Rosenknospen aus, als Erinnerungszeichen dieser glücklichen Stunde!

Sie hatte zufällig zwei kaum erblühte Rosenknospen in der Hand.

Obgleich tiefe Glut ihr Antlitz bedeckte, reichte sie mir schnell eine dar.

Ich dankte innig für die Rose und verbeugte mich, um mich zu entfernen.

Sie sah mich an und sagte: O, möchte Ihnen, wenn Sie einst sollten das Unglück haben, ein theures Gut zu verlieren, ebenso uneigennützig der Finder es zurückgeben. Doch — um Ihren Namen darf ich wohl bitten, damit ich weiß, wem ich so hoch verpflichtet bin.

Den kann ich dir sagen, liebe Anna, sprach in diesem Augenblicke eine rauhe, unfreundliche Mannesstimme, der Herr ist der Candidat Altenberg! Aber was führt Sie zu meiner Tochter? richtete der Unwillkommene jetzt die Frage an mich.

Schon hatte ich ihn angeblickt und Eiseskälte durchrieselte meine Adern, denn es war der Präsident von Laubing, der mit entsetzlichem Ausdrucke vor mir stand. Er sah mich starr und zornig an.

Ich verbeugte mich tief und sagte fest, denn der Mann hatte mich aus allen meinen Himmeln gerissen, daß ich so glücklich gewesen sei, den Ring zu finden, den das Fräulein verloren habe.

Aha, sagte er mit einem zermalmenden Hohne, Sie wollen wohl die Belohnung incassiren, die Anna versprach? — Geh Kind, sagte er zu dieser, hole Geld, der Herr hat Eile! —

Ich fühlte, wie eine dunkle Glut in mein Gesicht stieg. Jeder Nerv meines Körpers bebte. Das Mädchen wurde todtenbleich und hielt sich an eine Stuhllehne.

Ich richtete mich stolz auf, sah ihm fest in das Auge und sagte mit bitterem Tone: Sie irren, Herr Präsident! Ich bin dadurch reich belohnt, daß ich Ihrer Fräulein Tochter ein theures Gut habe zurückgeben können.

In der That, sehr generös! sagte er in gleichem Tone. Ich dächte aber, Sie hätten Nichts wegzuwerfen!

Jetzt fühlte ich, wie jede Rücksicht schwand, wie ich reden mußte, mochte folgen, was da wollte!

Wenn ich das Loos der Armuth mit meiner theuern Mutter trage, sagte ich kalt, so trage ich es durch eine fremde Schuld. Dem, der sie trägt, möge es Gott verzeihen; aber unedel muß ich es nennen, einen Gedrückten in solch einem Augenblicke an sein unverdientes Loos zu erinnern!

Ich grüßte kurz und kalt und wendete mich zur Tochter: Nehmen Sie meinen Dank für Ihre milde Freundlichkeit!

Ich verließ das Zimmer.

Ein edler Stolz hob meine Brust. Meine Armuth war nicht mehr drückend."

„O Gott! o Gott! wie wird das enden!" rief die weinende Mutter und rang die Hände.

„Wie Gott es fügt!" sagte Gustav. „Er wird's wohl machen. Ihm habe ich Alles anheimgestellt im Gebete, als ich ruhiger geworden war."

Die Mutter war außer sich. Sie war trostlos. Der Sohn bot Alles auf, sie zu beruhigen, was ihm endlich gelang.

„Noch bin ich nicht am Ende, theure Mutter," hob er nach einer langen Unterbrechung wieder an. „Lernen Sie auch den Hoffnungsstrahl kennen, der diesem düstern Augenblicke folgte."

Ich eilte in mein Wirthshaus, zahlte meine kleine Zeche und eilte zum Thore hinaus. Es war Nachmittag.

Wie mein ganzes Innere in Aufruhr war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich rannte die Straße dahin, als brenne mich der Boden an meine Sohlen. Endlich erreichte ich im dichten Walde eine Anhöhe. Ich fühlte, daß ich ruhen mußte, denn meine Kräfte ließen nach. Eine Bank am Wege bot einen Ruheplatz.

Aber, wie die leiblichen Kräfte ihre Spannung verloren, so auch die des überreizten Innern. Ich stemmte meine Ellenbogen auf die Kniee, bedeckte mit beiden Händen

Digitized by Google

mein Gesicht, und ein Strom von Thränen brach hervor. Ich war in einer Stimmung, wie noch nie in meinem Leben. Die Welt hätte in Trümmer gehen und mich mit verschlingen können, ich hätte es nicht bemerkt.

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, und eine tiefe, wohlwollend klingende Stimme sagte: Junger Mann, der Mensch, der verzweifelt, hat keine Religion!

Ich fuhr erschrocken auf.

Vor mir stand ein alter Herr. Das Haar war schneeweiß, das Gesicht edel, die ganze Gestalt hatte etwas Ehrfurchtgebietendes.

Sie haben Recht, sagte ich; aber darin irren Sie, wenn Sie einen Verzweifelnden in mir zu finden meinen. — Es gibt Lebenslagen, die ein Menschenherz aus den Fugen heben können, das ist gewiß; aber mein Glaube steht zu fest, als daß ich verzweifeln könnte.

Gut, sagte er; aber ein Menschenherz, das aus den Fugen gehoben ist, dürfte der Verzweiflung nicht ferne sein! Sehen Sie mich einmal an, fuhr er fort, ich bin dem Grabe nahe, wo man weder mit Worten, noch weniger mit Gefühlen spielt. Ich sage Ihnen, Sie haben mir aufrichtige Theilnahme eingeflößt. Ich habe hier gestanden, als Sie kamen. Sie sahen mich nicht. Ich habe Sie beobachtet. Es muß ein entsetzliches Schicksal Sie getroffen haben. Mein Herz ist Ihnen offen; öffnen Sie einem alten Manne das Ihre. Denken Sie, ich sei Ihr Freund. Der Arzt kann nur helfen, wenn er die Krankheit kennt. Vielleicht hat mich Gottes Hand hierher geführt, daß ich Ihr Arzt werde. Fassen Sie Vertrauen zu mir. Ich bin dessen nicht unwerth, und zum Helfen bin ich bereit, sofern es in meiner Macht steht.

Er setzte sich neben mich, faßte meine Hand und sagte: Nun, mein Sohn, reden Sie!

Die Last meiner Seele war zu schwer. Die Bürde mußte abgewälzt werden. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm Alles sagen, Alles, was mich drückte, Alles, was die trübe Vergangenheit in ihrem Schooße trug und was die Gegenwart unerträglich machte.

Es floß im vollsten, reichsten Vertrauen über meine Lippe, und ich beichtete Alles ohne Rückhalt, ohne Hehl."

„Nanntest du auch Laubings Namen?" fragte angstvoll die Mutter.

„Nein, theure Mutter, den verschwieg ich; aber als ich geendet hatte, sagte der edle Greis: Ich kenne den Mann, den Sie so edel waren, nicht zu nennen. Es ist der Präsident von Laubing. Er hat Ihnen viel, sehr viel Böses gethan, und Sie fluchen ihm nicht, das ist christlich, das ist Ihrer würdig.

Wenn ich nun aber die Lage, in der Sie sich befinden, überblicke, sagte er plötzlich von tiefem Ernste in einen heitern Ton übergehend, so will es mir vorkommen, als wären Sie in der Lage des Candidaten in der Chur Brandenburg. Kennen Sie die Geschichte?

Ich verneinte.

Nun, so will ich sie Ihnen kurz erzählen. In der Nähe von Berlin lebte zur Zeit des kräftigen Mannesalters Friedrichs des Großen auch ein Candidat, der, wie Sie, etwas Tüchtiges gelernt, gute Zeugnisse und ein achtungswerthes Leben für sich hatte; aber es wollte ihm durchaus nicht glücken, eine Anstellung zu finden. Es mensch'elt halt überall, und es mensch'elte auch stark im Consistorium zu Berlin. Da galt Gunst und Empfehlung mehr als Verdienst, und wer keinen Vetter im Consistorium oder in dessen Nähe hatte, konnte als Candidat grau werden. Der in Rede stehende Candidat entbehrte aller dieser Vorschubmittel und hatte auch nicht einmal die Gabe, sich geltend zu machen. Er war nahe daran, in seiner Noth und Armuth zu verkommen. Eines Tags, wo er sich wieder um eine Stelle beworben hatte und keine Zusage empfangen konnte, lief er, da er Sanssouci noch nicht gesehen hatte, um sich zu zerstreuen, dorthin und kam in den königlichen Garten. Er kannte den großen Monarchen nicht und hätte ihn wohl gerne einmal gesehen.

Eine besondere Fügung des Himmels war es, daß Friedrich, lustwandelnd im Garten, zu ihm kam und sich mit ihm in ein Gespräch einließ.

Der Candidat sprach frisch von der Leber

Digitized by Google

weg, und der König fand Gefallen an ſeinen geſunden Anſichten und gediegenen Urtheilen. Endlich ſagte Friedrich: Nicht wahr, Er iſt Candidat der Theologie?

Ja, Herr; war des Candidaten Antwort.

Wie ich merke, fuhr Friedrich fort, blüht Sein Weizen auch nicht. Sein Röcklein iſt ſehr fadenſcheinig.

Ich kann mir kaum ſo viel durch Privatunterricht verdienen, ſagte der Candidat, daß ich mein Leben durchbringe. An Anderes darf ich nicht denken. Seit ſieben Jahren bewerbe ich mich um alle erledigten Pfarrſtellen; aber mir geht's wie dem Kranken am Teiche Bethesda. Wenn ich komme, iſt immer ein Anderer vor mir in's heilende Waſſer geſtiegen.

Wie kommt denn das? Hat Er vielleicht einen Flecken im ſchwarzen Rocke? fragte der König.

Herr, ſagte der Candidat darauf, leſen Sie dieſe Zeugniſſe, und ich bin der Antwort auf dieſe ſcharfe Frage überhoben.

Er reichte dem Könige ein Päckchen Papiere.

Der König öffnete es, las ſie, legte ſie ruhig wieder zuſammen und gab ſie zurück.

Nun, nahm er darauf das Wort, dieſe Zeugniſſe ſind vortrefflich; darum begreife ich es aber um ſo weniger, daß Er keine Stelle kriegt?

Ich begreife es leider nur zu gut, ſagte der Candidat; ich habe keinen Vetter im Conſiſtorium.

Stehts ſo? fragte der König und runzelte ſeine Stirne. Weiß Er was, ich will Sein Vetter ſein!

Das wird mir wenig helfen, ſagte lächelnd der Candidat, der den König für einen untergeordneten Beamten hielt.

In dieſem Augenblicke trat ein Adjutant des Königs aus einem Seitenwege, ſtand und grüßte ehrfurchtsvoll.

Der Candidat ſah das, betrachtete ſeinen Begleiter, und in dieſem Augenblicke fiel's ihm wie Schuppen von den Augen.

Ach, Eure Majeſtät, rief er bebend aus—

Laß Er's gut ſein, ſagte der König lachend. Ich denke, der Vetter ſoll ihm ſchon helfen.

Von Kleiſt, rief er darauf dem Adjutanten zu, ſetz' Er ſich gleich mit dieſem Herrn hier in einen Hofwagen und fahr' Er bei dem Oberconſiſtorialrath Teller vor. Sag' Er ihm, dieſer Mann habe keinen Vetter im Conſiſtorium, da wolle der König ſein Vetter ſein. Man ſolle ihm auf der Stelle die erledigte Pfründe geben, um die er ſich beworben hat.

Der Candidat wollte ſich entſchuldigen, aber der König ſagte lachend: Geh' Er hin und mache Er Seinem Vetter keine Schande!

Das Ende der Geſchichte iſt kurz dieſes: der Candidat erhielt die Pfründe auf der Stelle, und ihm war geholfen.

Nun bin ich weder ein Friedrich noch ein Fürſt, ſondern blos ein Mann, der vielleicht etwas für Sie thun kann. Ich will auch einmal Ihr Vetter ſein, und Sie ſollen von mir hören. Seien Sie gutes Muth's. Gott befohlen!

Der Reiſewagen war unterdeſſen zur Höhe gekommen. Der Herr ſprang, ehe ich ein Wort ſagen konnte, hinein, und der Wagen rollte fort."

„Großer Gott! was wird das geben? Wie wird das enden?" rief angſtvoll die Mutter.

Und wieder ſagte Guſtav: „Ich habe die Wahrheit geredet. Gott wird Alles lenken!"

IV.

Der Vetter im Conſiſtorium.

Am andern Morgen begann Guſtav ſeine Schule wieder. Die Knaben drückten Alle des geliebten Lehrers Hand, und rüſtig ging es wieder an das Werk. Ihm war dies Wirken eine rechte Wohlthat; denn ſeine Seele wurde aus den Grübeleien und Träumereien herausgeriſſen, denen er ſich hinzugeben in Gefahr war; allein ſelbſt mitten in die grammatiſchen Regeln trat das liebliche Bild Anna's von Laubing.

Die Mutter hatte ſich Alles zuſammengeſtellt, zurechtgelegt, und wie ein Alp lag es auf ihrem Herzen, daß ihres Sohnes Offenheit ſo groß geweſen gegen einen Unbekannten, von dem man ja doch nicht wußte, welchen Gebrauch er davon machte. Zwar hatte

der Mann sich auf eine Weise benommen, die Vertrauen erwecken konnte und mußte, allein wie war die Welt heutzutage? Wie waren die schönsten Worte oft so trügerisch!

Wochen kamen und gingen in's Land, und jenes Wort des Fremden: „Sie sollen von mir hören" blieb — ein leeres Wort. Zwar wollte es Anfangs den Jüngling tief niederbeugen; allein er hatte zu oft Täuschungen erlebt und erfahren in seinem noch so jungen Leben, daß er sich am Ende darein ergab.

Er wußte es ja nicht, daß die genauesten Erkundigungen unter der Hand angestellt wurden nach ihm, seinen Eltern, seinen und ihren Geschicken, seinem und ihrem Thun und Lassen. Ihm blieb es ja unbekannt, was sich an dem Orte zutrug, an dem die Entscheidung erfolgen mußte.

Der Minister von B. ließ eines Morgens den Präsidenten von Laubing bitten, alle diejenigen Papiere und Acten, sowie die Meldungen und Zeugnisse, welche sich auf die Besetzung von Leiendorf bezogen, ihm zu übersenden. Dies geschah, und der Minister durchblätterte sie. Ganz zuletzt fand er die des Candidaten Altenberg nebst seinen Zeugnissen in den von dem Inspector beglaubigten Abschriften. Im Actenvermerk standen von Laubings Hand die Worte: „Ist nicht zu beachten, da er ein unzufriede-„ner Querulant ist, der das Consistorium bei „jeder Vacanz belästigt, während er in sei-„nem Wohnort eine einträgliche Schule ge-„gründet hat. Zudem sind Alle, welche sich „beworben haben, als Candidaten älter und „müssen also, ohne die Meinung des hohen „Herrn Patrons beschränken, oder Einfluß „darauf üben zu wollen, eher berücksichtigt „werden."

Der Minister warf die Acten zornig auf den Tisch.

Also immer noch der alte unvertilgbare Haß aus verschmähter Liebe. Menschenherz, Menschenherz, wie bist du unergründlich! Laubing ist sonst ein redlicher Mann; er hat ein gutes Herz, möchte ich sagen; und doch diesen endlosen Haß! Und er lebte, wie es heißt, nicht unglücklich mit seiner verstorbenen Frau. Sie soll, wie man mir sagte, eine vortreffliche Frau gewesen sein, und seine Tochter, ihr Abbild, soll ein treffliches Mädchen sein. — Er nannte sie Anna, wie seine erste Liebe hieß. Sollte dies die Erinnerung ewig wach halten? — Welche Räthsel?

Einige Tage später kam der Präsident von Laubing zu ihm, zu einer vertraulichen Besprechung.

Der Minister war ein Mann, der in der Schule des Lebens gereift war. Obwohl Diplomat vom Fache und wohl kennend jene feine Kunst, welche die Sprache nur als eine Gabe ansieht, die Gedanken zu verhüllen und zu verbergen, war er unter andern Umständen, welche nicht in das Gewebe diplomatischer Verhandlungen einschlugen, wieder ganz Mensch und ein edler Mensch dazu. Eingedenk, daß er zu Gustav gesagt — denn er war jener Fremde, der ihm bei der Bank auf der Anhöhe im Walde die Hand auf die Schulter gelegt hatte, und dem Gustav so offen Beichte gesessen —: „Ich will Ihr Vetter im Consistorium sein," hatte er über ihn, seine Thätigkeit und sein Leben die umfassendsten Erkundigungen in der Stille eingezogen und der alte biedere Rath, der selbst an Gustav einen so warmen Antheil genommen hatte, war ihm dabei die Rechte gewesen, die Alles that, was nöthig war, um den Schleier von diesen Verhältnissen wegzuziehen. Jetzt sah der Minister völlig klar. Was Gustav in offener Zutraulichkeit ihm offenbart hatte, lag als sonnenklare Wahrheit vor ihm d- Er erkannte in ihm einen jungen Man- von ausgezeichneten Eigenschaften und Talenten, wie ihn die Gemeinde in Leiendorf brauchte, und er, — der oft den halben Sommer mit seiner Familie in Leiendorf wohnte, — sich ihn nicht nur zum Umgange, sondern zum Unterrichte seiner beiden jüngsten Kinder wünschte. Er war daher entschlossen, Gustav Altenberg zur Pfarrstelle in Leiendorf zu präsentiren. Daß diese Präsentation, wenn er seinen Wunsch in die Wagschale legte, durchgehen würde, konnte kaum bezweifelt werden.

So standen die Verhältnisse, als Laubing

Digitized by Google

bei dem Minister eintrat. Das finstre Antlitz des Mannes war noch finstrer als sonst gewöhnlich, und eine Blässe lag darauf, die auf eine große Gemüthsbewegung zurückzuschließen gestattete.

„Sie sehen sehr bleich, Herr Präsident," sagte der Minister, als Laubing sich niedergelassen hatte.

„Wohl möglich, Excellenz," erwiederte er, nachdem er für die Theilnahme auf eine feine Weise gedankt. „Meine Tochter ist leidend seit einiger Zeit und sie ist das einzige Gut des Herzens, das mir geblieben ist, da mag es erklärlich werden, daß die Seele des Vaters gedrückt ist."

„Wissen Sie was," sagte der Minister, „lassen Sie sie auf einige Zeit mit meiner Familie nach Leiendorf gehen; die Landluft wird ihrer Genesung jedenfalls heilsam sein."

Der Präsident verbeugte sich dankend. „Excellenz begegnen allzuhuldvoll in eben dem Grade meinen Wünschen, als denen der Aerzte."

„Desto besser," versetzte der Minister, „so ist die Sache abgethan. Nächste Woche reist meine Familie nach Leiendorf. Sie wird sich der Gesellschaft Ihrer Fräulein Tochter freuen. Doch in Bezug auf Leiendorf, wie steht es um die Besetzung der Pfarrstelle?"

„Das Consistorium harrt der Präsentation, um unbedingt den Wunsch Eurer Excellenz zu erfüllen, da es ganz in Eurer Excellenz Wünschen liegen muß, die Stelle mit einem ausgezeichneten Manne zu besetzen. Die Acten sind in Eurer Excellenz Händen."

„Ich habe die Acten durchgelesen und geprüft," sagte der Minister; „aber ich finde gerade den, welchen ich präsentiren möchte, als ungeeignet bezeichnet. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wen ich im Auge habe? — Ich kann nur allein den Candidaten Gustav Altenberg wählen."

Der Präsident verfärbte sich. „Altenberg?" rief er dann mit Leidenschaft aus, ganz die Lage und das Gegenüberstehen des Ministers vergessend.

„Gerade diesen!" sagte der Minister kalt, aber betont.

„Eure Excellenz werden es entschuldigen, wenn ich meine Verwunderung vielleicht nicht in der gehörigen Weise äußerte. Ich kenne diesen jungen Mann."

„Ich auch!" sprach der Minister kalt und ernst.

„Er ist hochfahrend, trotzig und anmaßend—"

„Ach, Sie schließen das aus der letzten Unterredung, welche Sie mit ihm in Ihrer Wohnung hatten," fiel ihm der Minister mit scharfem Tone ein. „Ich glaube, Herr Präsident, wie er da sich benahm und sprach, so mußte ein Ehrenmann reden, der schuldlos zertreten wird, der Dank verdiente und Hohn erntete."

Der Präsident war sprachlos. Er wagte es nicht, den Minister anzusehen, der diese Umstände kannte, die ihn, das sagte ihm sein Gewissen, in einem so verwerflichen Lichte erscheinen ließen.

„Ich erstaune, daß Euer Excellenz solche specielle Dinge kennen, bei denen nur drei Personen anwesend waren, von denen nur Eine die Mittheilung kann gemacht haben, die, wenn ich es nicht unter meiner Würde hielte, es so zu bezeichnen, Partei war, und natürlich das, was sie veröffentlichte, in ihrem eigenen Interesse, und, mit der Schminke der Selbstsucht verändert, verlautbart hat," sagte anscheinend mit aller Ruhe der Präsident.

„Sie mögen von Ihrem Standpunkte aus Recht haben, so zu reden, Herr Präsident," sagte darauf der Minister und runzelte seine Stirne; „aber eine Thatsache darf nicht aus ihrem Zusammenhange mit der Vergangenheit gerissen werden. Bedenken Sie das, und lassen Sie es mich hier, wo wir, beide Greise, vor Gott stehen, aussprechen, daß ich diese Vergangenheit bis in Ihre Jugend hinab genau, selbst bis in die feinsten Beziehungen kenne. Ich bin Ihr Richter hier nicht, der ist über uns Allen, Herr Präsident, und das schreckliche Wort: Thue Rechenschaft! wird an uns Alle ergehen, aber das halte ich für meine Pflicht, Sie daran zu erinnern, daß es Zeit ist, in sich zu gehen, daß es Zeit ist, der unversöhn-

Digitized by Google

lichen Rache ein Ziel zu setzen und gut zu machen, was Sie, Herr Präsident, Sie, an einer schuldlosen Familie verschuldet haben. Der Vater ruht im Grabe. Kummer über Verfolgungen haben ihm das Herz gebrochen. Ein edles Weib, hoher Achtung werth, darbt mit ihrem Sohne seit Jahren, und die Last eines unvertilgbaren Hasses ruht auf ihr und ihrem Sohne. Herr Präsident, fühlen Sie, was das heißt? Es ist Zeit für Sie zur Buße. Machen Sie gut, was Sie übel gemacht. Ich erwarte den Antrag auf eine bedeutende Pension für die darbende Witwe Altenberg und ihr Sohn muß Pfarrer in Leiendorf werden. Ich sehe, daß meine Worte nicht auf den Weg gefallen sind, wo sie zertreten werden. Ermannen Sie sich! Von nun an sind die beiden Menschen unter meinem Schutze und jede Kränkung würde zur Entlarvung Derer führen, die sie sich beigehen ließen. Die Folgen liegen nahe. Sie kennen nun unsere gegenseitige Stellung. Ich lasse Sie hier allein. Sammeln Sie sich, ehe Sie mein Haus verlassen. In diesem Zustande darf Sie Niemand sehen!"

Er stand auf und ging in ein Zimmer neben an und überließ den Zerknirschten sich selbst und seinem inneren Richter.

Er saß da wie eine Leiche. Starr waren die aus ihren Höhlen heraustretenden Augen. Er zitterte am ganzen Leibe und die Gedanken raſ'ten in seinem Kopfe umher, weil keiner Halt gewinnen konnte. Sein Herz pochte hörbar und sein Gewissen war in einer Weise zum Erwachen aufgerüttelt worden, daß es sich nicht mehr zur Ruhe einlullen ließ. Alles war wahr, was der Minister gesagt. Die Hand Gottes hatte ihn in den Worten dieses Mannes gefaßt.

Lange, lange saß er da und rang nach Fassung und gewann sie nicht. Endlich kamen ihm Thränen. Er schlug an seine Brust und bekannte dem Unsichtbaren, Ewignahen seine Schuld und flehte um Vergebung.

Erst jetzt stand er auf und begab sich, so schnell er konnte, in seine Wohnung.

Er schrieb mit zitternder Hand den Antrag auf eine bedeutende Pension für die Witwe Altenberg. Er faßte das Schreiben ab, durch welches Gustav Altenberg zum Pfarrer in Leiendorf ernannt wurde und schickte Beides durch den Kanzleidiener an die Räthe, die im erwachenden Gefühle frühern Unrechts, dessen stillschweigende Werkzeuge sie gewesen, mit Freuden unterzeichneten, obgleich sie die wundersame Gesinnungsänderung des Präsidenten Laubing nicht begriffen.

Als beide Dokumente wieder in seiner Hand waren, legte er das Gesuch um seine Pensionirung hinzu, das er, während jene unterzeichnet wurden, abfaßte. Alle drei sandte er dem Minister.

Dieser erstaunte über das Pensionsgesuch des Präsidenten.

„Der Mann ist besser als ich gedacht," sagte er und befahl seinen Wagen.

Er fuhr zum Präsidenten.

Er fand ihn im Bette, fiebernd.

Schmerzlich beklagte er diese Wendung der Sache. Er bat Laubing, der übrigens ein tüchtiger Mann in seiner wichtigen Stellung war, das Gesuch um Entlassung zurückzunehmen, und verhieß ihm, daß die Kenntniß der vorgefallenen Dinge keinen Einfluß auf ihre gegenseitige Stellung haben solle. Den Minister bestimmte zu diesem menschenfreundlichen Schritte das Wissen um die ungeheuer zerrütteten Vermögensumstände des Präsidenten, den Eitelkeit und Prunksucht in diesen Abgrund gestürzt hatten.

„Bitte," sagte Laubing, „erwähnen Euer Excellenz der Dinge nicht mehr. Ihre Mahnung an die Buße ist nicht ohne Erfolg geblieben. Ich weiß was mich erwartet; aber gerade dieser Schritt ist der Anfang meiner Buße. Ich bin unwürdig des Vertrauens, das ich genoß, unwürdig der Stelle, an der ich stand. Daß ich um eine Pension gebeten, ist nur um meines Kindes willen, denn ich verdiene sie nicht; aber ich bin ein Bettler. Alle meine Habe wird daraufgehen, meine Schulden zu bezahlen, in die mich meine Eitelkeit gestürzt hat. Lassen Sie Alles so, wie es ist, Excellenz."

Er war nicht zu überreden.

Digitized by Google

Der Minister verließ ihn nicht ohne Sorge für sein Leben; aber er hatte die Beruhigung, daß es im Innern dieses Mannes zu einem heilbringenden Umschlag gekommen war.

V.

Der unerwartete Besuch.

Das, was zwischen dem Minister und dem Präsidenten vorgefallen war, blieb ein Geheimniß. Ein Billet des Ministers an die Räthe des Consistoriums legte diesen ein unverbrüchliches Schweigen in Bezug auf die Besetzung der Pfarrstelle von Leiendorf auf. Während dessen ließ er die Bestallung ausfertigen und schrieb einige Zeilen an den Inspector in dem Orte, wo Gustav wohnte, deren Inhalt Niemand kannte.

In der folgenden Woche ließ der Inspector Gustav zu sich bitten.

„Herr Candidat," sagte er zu ihm, „ich fühle mich nicht so recht in der Stimmung, nächsten Sonntag zu predigen. Eine Menge unangenehmer Arbeiten lastet auf mir. Wollten Sie nicht für mich eintreten?"

Gustav, der sich glücklich fühlte, wenn er seinen heiligen Beruf ausüben konnte, sagte freudig zu und eilte heim, sich an die Arbeit zu machen, zu der ihm nicht viele freie Stunden zugemessen waren.

Die letzte Zeit war für ihn wieder eine rechte Zeit der Prüfung gewesen; die Hoffnungen, die er hegen zu dürfen geglaubt hatte, waren erblichen, denn der Fremde, der aus so tiefem Ernste plötzlich in einen gewöhnlichen Scherz übergegangen, den er, wie es alte Leute wohl gerne zu thun pflegen, an eine Anekdote knüpfte, hatte auch nicht das Mindeste von sich hören lassen und der Gedanke lag nahe, daß er sein Vertrauen an einen Unwürdigen verschwendet habe; ja noch mehr, er bereute tief seine Unklugheit, ihm zu rücksichtslos sein Inneres, seine Verhältnisse, das Thun Laubing's erschlossen zu haben, und manche quälende Besorgniß kam über ihn, die eigentlich in der Mutter vielbeängsteter Seele ihre Quelle hatte.

Zu diesem Schmerze hatte sich ein anderer gesellt, der auch in der Mutter liebreicher Seele einen, wenn auch schweigenden, doch tiefen Anklang fand, ohne daß es übrigens Gustav ahnete. Daß das holdselige Kind des gehässigen Laubing einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, konnte ihm so wenig, als der Mutter verborgen geblieben sein. Schon im Garten zu W. war ihre Erscheinung ihm als die lieblichste vorgekommen. Sie hatte ihn angeblickt, daß ihm der Blick dieses wundervollen Auges in die Seele drang. Wer mochte es dem Jünglingsherzen hoch anrechnen, daß es bewegt war, wie nie? daß dies Bild sich ihm eingeprägt; daß er sie liebte?

Anna stand wachend und im Traume vor seiner Seele, und nur am Claviere hauchte er sein Gefühl aus in den weichsten und rührendsten Klängen. Und sie war Laubings Tochter; sie stand hoch und unerreichbar über ihm, und des Vaters Haß ließ vollends dem ungetrübten Blicke eine unübersteigliche Kluft erkennbar werden. Da hatte er gerungen und war endlich dazu gekommen, seine Liebe in's Grab zu legen, wie die Rosenknospe hingestorben war, die sie ihm gereicht hatte. Seitdem legte sich eine stille Schwermuth über seine Seele, wie der herbstliche Nebel über eine schöne Landschaft. Dennoch war auch hier sein religiöses Gefühl Meister geworden über eine Regung des Herzens.

So stand es um seine Seele, als der Inspector ihn bat, für ihn eine Predigt des nächsten heiligen Tages zu übernehmen.

Als er sich niedersetzte und das heilige Buch zur Hand nahm, da weilte er bei der herrlichen Stelle des Evangeliums, wo die Jünger mit dem Herrn über den See fahren, er entschläft und sich der Sturm erhebt, des See's Wellen aufwühlend, daß sie das Schifflein zu verschlingen drohen. Sie wecken den Herrn, der ihren Glaubensmangel straft; er spricht ein allmächtig Wort; der Sturm legt sich und das heilige Buch sagt so bedeutungsvoll: „Und es ward ganz stille!" Er konnte nicht weg von der Stelle, die so bedeutsam für sein inneres Leben war, und er nahm sie zum Texte einer Predigt,

Digitized by Google

wie ſie inniger, beziehungsreicher, ſalbungsvoller nie aus ſeiner Seele gequollen war. Er hatte ſie in einem Zuge niedergeſchrieben; er trug ſie die ganze Woche in ſeiner Seele herum, hier und da ändernd und verbeſſernd, bis endlich, heiß erſehnt, der heilige Tag kam, daß er ſie, als ein Zeugniß eigener, innerer Erfahrung ausſtrömen laſſen konnte im lebendigen Worte.

Endlich läuteten die Glocken. Die Gemeinde ſtrömte zum Gotteshauſe. Begeiſtert und begeiſternd ſang die Gemeinde das bedeutungsvoll gewählte Lied Paul Gerhard's: „Befiehl du deine Wege," und nun war der Augenblick gekommen, wo Guſtav's Lippe kund thun ſollte, wie jeden inneren und äußeren Sturm des Herrn Wort zur Ruhe bringt, daß es ganz ſtille wird.

Nie hatte er inniger und darum hinreißender gepredigt. Die Gemeinde hing an ſeinem Munde; man konnte die Athemzüge hören, ſolche Stille der Andacht, der hingebendſten Aufmerkſamkeit herrſchte in der Kirche. Alle waren ergriffen, erhoben, erbaut. Ueber Alle, wie über ihn war der Friede Gottes gekommen.

Er eilte heim. Seine Seele war ſo voll, daß ſie ſich noch ausſtrömen mußte. Er ſetzte ſich an ſein Clavier. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, war es die Melodie des wunderherrlichen Liedes, die er ſpielte, die er kunſtreich und fugenartig behandelte und die ihn noch einmal in die heiligen Regionen emportrug, in denen ſeine Predigt ſich bewegt.

Er hatte es nicht bemerkt, daß leiſe die Thüre hinter ihm aufgegangen war und ſich Jemand in des Vaters Sorgenſtuhl am Ofen ſtille niedergelaſſen hatte. Die Mutter war noch zu einer befreundeten Familie gegangen und weilte länger, als ſie ſonſt pflegte.

Lange hatte Guſtav geſpielt. Endlich ſchloß er begeiſtert mit einer Fermate, die das Amen zu ſeinem melodiſchen Gebete war. Er ſtand auf und trat gegen das Fenſter mit gefaltenen Händen. Nach einer Weile drehte er ſich um — und vor dem Erſchreckenden ſtand — der Fremde. Er ergriff des Candidaten bebende Hand und drückte ſie mit Wärme.

„Sie werden vielleicht an mir irre geworden ſein, mein junger Freund, aber ich nicht an Ihnen. Ein ehrlicher Mann hält ſein Wort. Ich bin heute Ihr Zuhörer geweſen, und komme, Ihnen zuerſt für die Erhebung zu danken, die mir Ihre vortreffliche Predigt gewährt hat, und habe Ihnen dann noch einen Dank abzuſtatten, den für Ihr treffliches Spiel, deſſen ſtiller Zuhörer ich hier geweſen bin, und das vollſtändig den Eindruck Ihrer Predigt fortgeſetzt und vollendet hat."

Er ſah ſo freundlich in des Candidaten Augen, daß das Erſchrecken ſchnell von dieſem wich. Er bat den Fremden, ſich doch in des Vaters Sorgenſtuhl niederzulaſſen und ſagte: „Es haben nur gute Menſchen darin geſeſſen."

Der Fremde lächelte.

„Nun," ſagte er, „möge denn ihr Geiſt auf mich übergehen, wenn ich mich noch einmal darin niederlaſſe! Nun ſetzen Sie ſich aber zu mir. Ich habe Ihnen Mancherlei zu erzählen, denn in der Hauptſtadt, wo ich wohne, iſt Mancherlei vorgegangen, das Sie intereſſiren wird. Zuerſt iſt Herr von Laubing freiwillig von ſeinem Amte zurückgetreten und hat eine ſehr anſtändige Penſion. Er wird Ihnen nicht mehr ſchaden! Mit ihm die beiden alten Räthe, die ſeine Creaturen geweſen ſind. Nur der Eine wackere Mann, der Ihnen ſo freundlich rieth, iſt im Amte geblieben."

„Großer Gott," ſagte Guſtav erbleichend, „es wird doch nicht das, was ich in unbewachter Offenheit Ihnen mitgetheilt habe, die Urſache dieſer Veränderungen ſein? Ich würde mich in meinem Gewiſſen belaſtet fühlen und habe jene Unbeſonnenheit ſchwer beklagt!"

„Seien Sie ganz ruhig," verſetzte der Fremde. „Sie haben ja die vollſte Wahrheit geſagt; aber zu Ihrer Beruhigung bemerke ich blos noch, daß der Rücktritt der Herren freiwillig war. Das iſt aber nicht Alles, was ich Ihnen zu ſagen habe. Auch Leiendorf iſt beſetzt. Sie haben dem Rathe des würdigen alten Conſiſtorialrathes Folge geleiſtet und ich, Ihr Vetter im Conſiſto-

Digitized by Google

rium," setzte er lachend hinzu, „habe auch meinen Senf hinzu gethan, und— der Minister hat Sie präsentirt!"

„Großer Gott!" rief Gustav erschreckend. „Ich habe erst hinternach gehört, daß Leiendorf eine der besten Stellen des Landes ist und daß ich darauf nicht die mindesten Ansprüche habe. Die Stelle gehört einem alten verdienten Manne."

„Das ehrt Sie, junger Mann," erwiederte der Fremde;" aber der Minister hat sich nach Ihnen erkundigt und was er gehört, konnte ihn nur in seiner Meinung bestärken. Da er den Sommer über in Leiendorf mit seiner Familie wohnt, so ist er auch ein wenig eigennützig. Er hat noch, obgleich er den Sechzigern angehört, einen Sohn von vierzehn und eine Tochter von eilf Jahren. Sehen Sie, da speculirt der Mann auch ein wenig auf den Unterricht dieser Kinder und namentlich auf die Musik, deren Freund er ist und die er in seiner Familie sehr pflegt. Ueberdieß wünschte er dorthin einen tüchtigen Prediger. Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, daß er mich hierher geschickt hat, Sie predigen zu hören und Ihnen auf den musikalischen Zahn zu fühlen. Da hab' ich's denn besser nicht treffen können, und ich bin in beiden Beziehungen im Stande, Ihnen Zeugnisse beizulegen, wie sie eben der Minister wünscht."

In diesem Augenblicke überhob der Eintritt der Mutter Gustav's diesen einer Antwort, zu der ihn seine Verlegenheit nicht würde haben kommen lassen.

Gustav stellte sie vor, die den fremden Herrn demüthig begrüßte.

Der Fremde bewies ihr eine hohe Achtung und bat um die Erlaubniß, in seinen Mittheilungen fortfahren zu dürfen.

„Der Präsident von Laubing scheint," sagte er, „übrigens sich vollständig umgeändert zu haben. Wie ich gehört habe, so ist eine seiner letzten Amtshandlungen gewesen, für Sie, würdige Frau, eine recht anständige Pension von Sr. Durchlaucht zu erbitten. Ich zweifle nicht an der Gewährung; wie er dann auch auf Ihre Bestallung als Pfarrer in Leiendorf angetragen hat."

Die Witwe saß starr da. Sie war bleich geworden, und zwei heiße Thränen rannen über ihre Wangen. Ihre Hände waren wie zum Gebete gefalten, und ihre Lippe zuckte.

„Gott segne ihn dafür!" sagte sie endlich kaum hörbar.

„So ist's recht, würdige Frau!" versetzte der Fremde. „Wir sollen segnen die Hand, die uns geschlagen hat, und beten für unsere Verfolger. So lehrt's uns der Herr!"

„Und du Pfarrer in Leiendorf?" sagte sie, Gustav's Hand ergreifend, und sah ihn dabei selig an.

„O Herr," wendete sie sich dann zu dem Fremden, „Sie sind ein Segensbote Gottes! — Ach — der Abend meiner Tage will sich noch aufklären? Ja, Gustav, der Herr hat den Sturm beschworen und es wird ganz stille! Sein Name sei gelobt!" setzte sie begeistert hinzu und drückte des Sohnes Hand.

„Amen!" sprach der Fremde und zerdrückte eine Thräne, die ihm in's Auge trat.

Da klopfte es an der Thüre.

Der Postbote trat herein und überreichte zwei große Briefe, denen Gustav nicht ansah, daß alle Postzeichen fehlten und sie also hier auf die Post gelegt waren. Der eine der Briefe war an seine Mutter überschrieben.

Sie nahm ihn, öffnete ihn und las. Er enthielt die Zusicherung einer Pension von dreihundert Thalern.

Ihre Thränen rannen ungehemmt.

„Da lies, Gustav!" sagte sie. „Dreihundert Thaler Pension sichert mir der gnädige Fürst zu! O so viel hatte dein armer Vater kaum Besoldung!"

„Es ist der späte Abtrag einer gerechten Schuld!" versetzte der Fremde.

Und Gustav reichte ihr bebend sein Patent als Pfarrer in Leiendorf.

„O Gott, o Gott!" rief die Mutter. „Es ist zu viel auf einmal!"

Da sanken Mutter und Sohn sich in die Arme und der Fremde stand in seligem Anschauen da. Es war eine Scene, die jedes Herz hätte ergreifen müssen.

„Und Sie, Sie," rief Gustav, „Sie sind

Digitized by Google

der Wohlthäter meines Lebens geworden!" Er faßte seine Hand und drückte sie.

„Möge Gott Ihnen vergelten in reichem Segen, was Sie für mich thaten!"

Der Fremde schüttelte, keiner Antwort fähig, den Kopf, nahm seinen Hut und wollte gehen.

„Ach," sagte Gustav verlegen, „verlassen Sie uns nicht! Theilen Sie unser einfaches Mahl! Sie sind Besseres gewohnt, aber—theilen Sie einmal das Mahl der Armuth."

Er blieb und theilte das höchst einfache Mahl, man sah es dem Manne an, wie glücklich er war.

Nach Tisch sagte er, daß er noch ein Kleines zu besorgen habe und dann wiederkehren würde. Er ging schnell weg — aber er kam nicht wieder, und als Gustav im Gasthofe fragte, war er abgereist.

„Wer ist's?" fragte die Mutter den Sohn und erst jetzt fiel es ihm ein, daß er nach seinem Namen nicht gefragt.

Sie blieben stille in ihrem Glücke zusammen diesen Tag; aber gegen zwei Uhr klopfte es leise.

Frau Gebhards kam herein.

„Ach du lieber Gott," sagte sie, „ich habe Sie, Frau Pastorin, in Thränen gesehen und doch nicht traurig, wie sonst. Da mögen Sie es mir schon zu gute halten, daß ich, wahrlich nicht aus Neugier, sondern in herzlicher Theilnahme komme und frage, was Ihnen denn begegnet ist?"

Nun erzählten sie es denn der treuen Seele ausführlich.

„Sehen Sie," sagte sie überglücklich, „mein Traum ist wahr geworden! O was wird mein Alter sagen? Nun wird er doch endlich einmal Etwas darauf geben! Ja, ja, mein lieber Herr Pastor, es ist ewig wahr, der Eltern Segen baut den Kindern Häuser! Es bleibt ewig wahr, was Sie heute wieder gepredigt haben. Der Herr hat Ihnen Gnade gegeben. Er sei gelobt!"

IV.

Der Pfarrer von Leiendorf.

Die Wolken waren verzogen. Der Himmel lachte so heiter über Mutter und Sohn. Die Theilnahme im Städtchen war aufrichtig und herzlich.

So kam denn endlich der Tag der Abreise. Alle Bewohner des Städtchens nahmen rührend Abschied von den beiden trefflichen Menschen, besonders leid that es den Familien, deren Kinder Gustav unterrichtet, und den Knaben selbst, deren Liebe und Hochachtung er sich in hohem Grade erworben hatte.

Am schwersten aber war der Abschied von der guten Frau Gebhards und ihrem Manne, der weniger in Worten ausdrücken konnte, wie er es so treu meinte, als seine zungenfertige, gutmüthige Frau.

Von ihren Segenswünschen begleitet, fuhren die Glücklichen endlich ihrer neuen Bestimmung zu. Sie hatten mehrere Tagereisen. Die Gegend war bergig und rauh, durch welche ihr Weg sie führte; aber allmälig wurde sie milder, fruchtreicher. Die Berge waren weniger hoch, die Thäler lieblicher, die Dörfer wohlstehender. Sie nahten sich der Gegend, wo in hügelichem Lande reiche Fruchtfluren, üppige Obstbäume ein mildes Klima weissagten.

Es war an einem warmen schönen Tage, als sie endlich Leiendorf im Thale vor sich liegen sahen.

Dies war ein schönes, reiches Dorf, das an einem bedeutenden Bache lag, der sich durch ein fruchtbares Thal schlängelte, dessen Höhen ein schöner Wald krönte.

In Gustavs Herzen lebten ernste Gedanken. Sein heiliger Beruf trat in seiner Schwere und Verantwortlichkeit vor seine Seele; aber auch das Vertrauen wuchs in seiner Brust, daß der Herr ihm beistehen würde, damit er ihn recht ausrichte.

Herzlich bewillkommnete die Gemeinde ihren neuen Seelsorger, dem ein so guter Ruf vorausgegangen war. Wie im Triumphe wurde er zur Pfarrwohnung geleitet.

Als sie dort ankamen, trat ein hoher Mann aus der Thüre ihnen entgegegen, seine Brust war mit Orden geziert. Die Männer der Gemeinde traten ehrerbietig zurück. Staunend erkannte Gustav — den Fremden.

Er reichte ihm herzlich die Hand und sagte:

Digitized by Google

„Es ist billig, daß ich Sie auf der Schwelle Ihres Hauses begrüße. Ich bin der Patron Ihrer Kirche, der Minister von B. Dort droben blickt meine Wohnung herüber. Lassen Sie uns gute Nachbarschaft halten!“

Da erbleichte Gustav und bückte sich tief vor dem Manne, der, ein Werkzeug des Herrn, in seine letzten Geschicke so wesentlich eingegriffen hatte.

„Nicht so, nicht so, liebster Pfarrer!“ sagte der edle Mann. „Sie kamen mir mit Vertrauen, Offenheit und Freundschaft entgegen, als Sie mich noch nicht kannten; lassen Sie denn auch jetzt dies Verhältniß fortdauern, aus dem, wie ich hoffe, manche schöne Stunde für uns erblühen soll! Schlagen Sie ein, auf gute Nachbarschaft!“

Er reichte Gustav seine Hand hin, und dieser schlug, überwältigt von der Güte des Ehrenmannes, ein.

„Nun aber kommen Sie,“ sagte er zur Mutter; „Sie müssen vor Allem die Wohnung kennen lernen, wo Ihnen ein neues Leben entstehen soll und, so Gott es will, wird.“

Er führte die Mutter in's Haus und zuerst in das Wohnzimmer. Da standen einfache, aber schöne neue Mobilien und vorzüglich ein neues treffliches Klavier. Ueberall war für das Nöthige gesorgt in einfacher Weise, aber echt und gut.

Dann sagte er den Ueberraschten: „Das Alles gehört Ihnen, es fehlt nichts, als eine wackere junge Hausfrau, der lieben Mutter eine liebe Tochter. Da hat aber meine Vetterschaft ein Ende,“ schloß er lachend; „denn da ziehe ich mich bescheiden zurück, und lasse Gott und Sie selbst sorgen! Heute Mittag aber bitte ich Sie, mein Brot mit mir zu theilen, und da es Zeit ist, so lassen Sie uns gehen.“

Wie strömten da die Herzen von Dank über, und wie einfach wies ihn der edle Mann ab!

Als sie in's Schloß traten, empfing die Ministerin auf eine wohlthuende, herzliche Weise die Mutter Gustavs. Bei Tisch erschienen die beiden kleineren Kinder, die Gustav unterrichten sollte, und die älteste Tochter; allein wie erbebte Gustav, als Anna, Laubings schöne Tochter, an ihrer Hand eintrat!

„Ich habe Ihnen zu sagen vergessen, daß Sie eine Bekannte träfen,“ sprach der Minister, Gustav vorstellend.

Er kannte die Lage Beider, und nur seiner Gewandtheit gelang es, das Bittere, was die Erinnerung hatte, zu tilgen.

Anna kannte das Verhältniß nicht, das einst zwischen ihrem Vater und der Mutter Gustavs bestanden; sie wußte es nicht, wie tief die Wunden waren, die seine Hand ihr geschlagen; aber es war ein Zug ihres Herzens, der sie zu dieser ehrwürdigen Frau hinlenkte. Sie saß neben ihr; sie erwies ihr eine ungeheuchelte Ehrerbietung; sie schloß sich mit wahrer Liebe ihr an; aber die Empfindungen ahnete sie nicht, die das Herz der Vielgeprüften erfüllten; sie wußte die Thräne nicht zu deuten, die dann und wann hervorbrechen wollte. Und dennoch that der milden Frau diese Liebe so wohl.

Gustav sah dies Werben um der Mutter Liebe mit seliger Freude! O, auch für ihn hatte sie manches liebreiche Wort, manchen Blick, der freilich tief in seine Seele drang, und einen alten Kampf erneuerte, den er siegreich bestanden zu haben meinte. Wie kamen die süßen Erinnerungen über ihn, wie eine erhebende Weihe, als ihn nach Tisch der Minister bat, sich an das Instrument zu setzen. Er vergaß ganz seine Umgebung, er lebte in der Welt seiner seligsten Gefühle. Die Erinnerungen seines vergangenen Lebens und die helle Aussicht in die Zukunft — Alles verschmolz in seiner Seele zu einem Ganzen, welches sich in seinem freien Spiele ausprägte. In einem ergreifenden Adagio hatte er begonnen. Die Accorde waren tief ergreifend. Dann wurde sein Spiel lebhaft, feurig; die Hoffnung einer bessern Zukunft tagte; der Sonnenblick der Liebe fiel wonnig in sein Leben; aber jetzt zogen die Wolken am Horizonte herauf. Ein wilder Sturm brauſ'te durch die Saiten; doch auch dieser Sturm legte sich, und leise verschmolzen die Accorde, fast hinsterbend. Alle Hoffnungen waren erblichen an Anna's Ro-

Digitized by Google

senknospe; aber aus dem tiefen Weh eines hingebenden Schmerzes erstand siegend der Glaube. Ein ernstes Spiel voll Kraft und Weihe drückte dies aus, und in dem wieder meisterhaft fugirten Chorale: Nun danket Alle Gott, endigte der Spielende. Der Minister stand hinter ihm.

Als er geendet, beugte er sich über ihn und sagte: „Ich habe Ihr Spiel vollkommen verstanden. Es ist das Bild Ihres Lebens in letzterer Zeit gewesen. Ich danke Ihnen für diesen Genuß!"

Und zu der Familie wendete er sich und fragte: „Hab' ich zu viel gesagt?"

„Nein, nein!" riefen Alle begeistert.

Nur Anna schwieg. Sie saß stille da, aber die innere, tiefe Bewegung ihrer Seele war in ihren Zügen zu lesen. Sie redete den ganzen Abend kein Wort mehr, so hatte sie Gustavs Spiel ergriffen; aber oft ruhte ihr Blick auf ihm mit dem Ausdrucke reiner Liebe, die ihr Herz bewegte.

Von nun an begannen für Mutter und Sohn Tage eines ungetrübten Glückes. Seinem Amte und Berufe widmete sich Gustav mit hingebender Liebe und Treue. Der Unterricht im Schlosse des Ministers war ihm eine wahre Freude, denn der Erfolg war erfreulich, besonders in den Stunden der Musik, welche er der Aeltesten der Kinder des Ministers gab. Sie hatte eine schöne Stimme, und meist nahm auch Anna daran Theil.

Gegen Abend mußten Mutter und Sohn im Schlosse sein. Das gestaltete sich bald zum Herkommen. Da wurde dann musicirt und die Abende waren genußreich und schön.

Anna's Gesundheit stellte sich schnell her. Sie blühte wie eine junge Rose, und der Minister, dessen scharfes Auge die Verhältnisse schnell durchdrang, sah gar wohl, wie der junge Pfarrer einen gewaltigen Antheil an dieser raschen Genesung hatte, allein er sah auch, wie gerade dieser immer mehr an Heiterkeit einbüßte. Er bemerkte ein scheues Zurückziehen des jungen Mannes, aus dem dennoch die Ohnmacht der Herrschaft über seine Gefühle oft hervorbrach, und er wußte genug über den Herzenszustand beider.

VII.

Ein Wendepunkt.

Der Präsident v. Laubing war in der Hauptstadt geblieben, als seine kränkelnde Tochter mit der Familie des Ministers nach Leiendorf ging. Er war froh, daß Anna nicht anwesend war, als der Sturm, den er über sich hereinbrechen sah, unaufhaltsam kam.

Er war in seiner Jugend verschwenderisch und eitel gewesen und war es geblieben in seinem späteren Leben, nur daß seine Person mehr zurück und sein öffentliches Leben an deren Stelle trat.

In späteren Jahren trafen ihn manche Verluste. Er wagte Speculationen in Staatspapieren; er spielte, in Hoffnung eines Alles ersetzenden Gewinnes, in auswärtigen Lotterien; aber die Speculationen endeten mit Verlust ansehnlicher Summen, die Lotterien täuschten ihn; sie verzehrten die Einsätze und gaben nichts wieder. Das erfuhr Niemand. Er galt fort und fort als sehr reicher Mann. Nur er und seine auswärtigen Gläubiger wußten, wie es um ihn stand, und diese Gläubiger nicht einmal genau, weil ja Keiner von dem Andern wußte, und Jeder glaubte, der Einzige zu sein, der darum sich hinlänglich gesichert hielt.

Da kam sein Rücktritt vom Amte. Die Gläubiger stellten sich ein und sahen nun erst mit Schrecken, daß ein Concurs eingeleitet werden mußte. Der Minister erfuhr wohl diesen längst erwarteten Erfolg, allein er verschloß das für Anna so unaussprechlich beugende Verhältniß in seiner Brust. Er befürchtete noch mehr.

So war denn das Unausbleibliche über Laubing gekommen. Alle seine Habe, sein glänzendes Haus, seine Pferde und Equipagen reichten nur eben hin, einen Theil seiner Schulden zu decken. Nicht einmal das Landgütchen, welches er ererbt, blieb ihm als Zufluchtsort. Er hatte es seinem Hauptschuldner verschrieben, der es an sich zog.

Da blieb denn nichts übrig, als die Hauptstadt zu verlassen, und wie es der Minister vorausgesehen, in eine kleine Landstadt zu

Digitized by Google

übersiedeln, wo eine einfache Miethwohnung sein stiller Aufenthalt wurde.

Er schrieb das seiner Tochter nach Leiendorf so schonend, als er es vermochte, und drückte den Wunsch aus, daß sie dort seine Einsamkeit theile.

Das war ein Blitz aus heiterm Himmel für Anna zunächst. Nicht daß sie das glanzvolle Leben vermißt hätte. Ihr Sinn war der ihrer bescheidenen Mutter. Sie konnte das missen, was ihr nie recht zugesagt; aber was ihr Vater einbüßte, was er litt, das wußte sie, und das war es, was sie beugte.

Gustav stand ferne; aber es zog ein neues Weh durch seine Brust. Anna's Leid war sein Leid; ihr Scheiden ein Ereigniß, an das er nur mit schwerem Herzen denken konnte; indessen, es mußte ja doch einmal eintreten.

Am Abend vor ihrer Abreise war er im Garten des Ministers. Alle waren traurig, weil es der letzte Abend ihres Zusammenlebens war, das so schön gewesen. Wie ein Alp lag's auf den Herzen.

Gustav zog sich in den Garten zurück. Seine Gefühle waren zu mächtig, als daß er sich nicht hätte Sammlung suchen müssen. Auch Anna wollte noch einmal alle die schönen Orte sehen, an die sich eine heilige Erinnerung knüpfte.

In einem entfernten Theile des Gartens trafen sie sich und standen plötzlich einander gegenüber; aber sie erschraken nicht.

„Die schönsten Tage sind vorüber," sagte Gustav, und sein Blick traf den ihren, der feucht war.

„Auch für mich," sagte sie bedeutungsvoll, und ein schwerer Seufzer rang sich aus der gedrückten Brust. Sie dachte an ihren Vater, aber auch an das Scheiden von dem Manne, den sie, das war ihr klar geworden, mit heiliger Liebe umfaßte.

„Bei jedem Scheiden, selbst bei dem schmerzlichsten, letzten, bleibt uns die Hoffnung des Wiedersehens," sagte er weich. „Das ist der gold'ne Schimmer, den die untergehende Sonne auf die Landschaft wirft."

„Es ist schön, dies Bild," erwiederte bewegt das Mädchen, „und in ihm wird Scheiden und Sterben leicht."

„Das ist eine heilige Wahrheit," versetzte Gustav, ihre Hand fassend. „Gedenken Sie unseres ersten Scheidens? Damals glaubte ich, daß ich nie mehr in Ihr Auge sehen würde, und jetzt, und so oft erfreue und erfreute ich mich dieses Glückes." Er blickte auf den Haarring, den er damals ihr wiedergab, und den sie als einzigen Schmuck stets an ihrer Hand trug. Sie bemerkte das und erglühte. „Dieser Ring," sagte er, „führte uns einst wieder zusammen. Er ist ein Sinnbild der Ewigkeit. Er verheißt mir ein Wiedersehen!"

„Hier oder dort!" flüsterte sie leise.

„O Anna, Anna!" rief er dahingerissen von seinem Gefühl; „es gibt auch eine Ewigkeit des Gefühls! Möge Sie dieser Ring, der Ihnen so theuer ist, einmal daran mahnen, daß er an ein Gefühl erinnert, das hier lebt."

Er legte die Hand auf sein Herz. Beide schwiegen, aber Anna's Thränen rieselten leise über ihre bleichgewordenen Wangen. Beide standen lange stumm vor einander.

„Ich bewahre eine Rosenknospe als ein Heiligthum; sie ist erblichen," sagte er; „aber die Erinnerung nicht, die sich an sie knüpft. Ich legte damals ein Sträußchen neben Sie nieder. Sie nahmen es auf. Wissen Sie den Namen der Blumen noch?"

Sie erhob feierlich ihr Auge zu ihm.

„Ich weiß ihn noch," sagte sie ernst, „und vergesse ihn nicht!"

Da beugte er sich auf ihre Hand und hauchte einen Kuß darauf. Er fühlte einen leisen Druck seiner Hand — wie ein flüchtiges Reh enteilte das Mädchen.

Er aber stand wie gebannt an der Stelle und ging dann, ohne Abschied genommen zu haben, aus dem Garten.

Niemand erwähnte später dessen. Nur der Minister war unbemerkter Zeuge des Scheidens beider, ihrer Unterredung gewesen. Er vermied es, von Anna zu reden, und wenn auf sie mit den Worten herzlicher Liebe die Rede kam, zog er Gustav in ein anderes Gespräch.

Gustav trauerte lange um Anna. Ihre

Digitized by Google

Gedanken, ihre Gefühle umrankten sein Bild.

Seltsam berührte es sie, wenn der Vater, war er Herr seines Trübsinnes geworden, einmal von ihm, von dem er ja wußte, daß sie ihm in Leiendorf oft nahe gewesen war, mit Achtung und Anerkennung sprach. Es that ihr so wohl, diese Aenderung seiner Gesinnung wahrzunehmen; aber sie schwieg dann.

Laubing's Kräfte schwanden zusehends. Anna erkannte es mit unsäglichem Schmerze. Schwand ja doch mit dem geliebten Vater ihre einzige, letzte Stütze hin!

Darüber sprach sie sich in ihren Briefen an die mütterlich sie liebende Ministerin aus.

Die edle Frau, die mit dem Herbste nach der Residenz zurückgekehrt war, tröstete sie mit reicher Liebe und sagte ihr dann den Schooß ihrer Familie als Zufluchtsort zu.

Das richtete den Kranken auf.

„O nur noch einmal möchte ich Anna sprechen!" sagte er.

„Welche Anna?" fragte die Tochter, und kalter Schrecken durchrieselte sie, weil sie meinte, er rede irre.

„Komm' Kind," sagte er, seine magere Hand nach ihr ausreckend; „setze dich zu mir. Ich muß den Schleier von einer Partie meines Lebens wegziehen, daß du klar sehest. O richte mild, mein Kind, über deinen armen Vater!"

Und nun erzählte er ihr, ohne etwas zu verhüllen, seine jugendlichen Beziehungen zur Mutter Gustav's. Er zeigte ihr seine Liebe zu ihr in ihrer Fülle und — auch den Umschlag dieser verschmähten Liebe in den glühendsten Haß, weil dadurch sein Leben elend geworden war. Er sprach es aus, daß Altenberg ihrer Liebe würdiger gewesen sei, als er. Auch die Verfolgungen Altenberg's verschwieg er nicht, nicht die Härte gegen die einst so geliebte Anna.

„Ich habe," fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort, indem er Kraft zum Reden schöpfen mußte, „ich habe den Haß aus meiner Seele herausgerissen mit der Wurzel; ich habe meine Sünden erkannt und bereue sie tief, tief! Durch den Minister kenne ich die Scene Eures Abschiedes. Er war unbeachteter Zeuge derselben. O meine Anna, der Gedanke beseligt mich, daß du Gustav einst deine Hand reichen wirst, wie du ihm dein reines Herz gegeben hast; er beseligt mich, weil du mein Kind, so das Unrecht deines Vaters vergüten hilfst. Ach, mache ihn recht glücklich. Schaffe ihm, wenn du kannst, das Leben zum Himmel! Und seine Mutter, diese Anna, die ich einst liebte und so elend machte, o ich flehe dich an, trage sie auf deinen Händen. Das wird mir den Tod versüßen, und mich jenseits erquicken. Sprechen kann ich sie nicht mehr; aber in meinem Schreibtische findest du einen Brief an sie, den gib ihr, ehe du ihre Tochter wirst. Und nun segne Euren Bund der Herr im Himmel, wie ich ihn segne! Er hat Euch zusammengeführt. Ich sehe darin einen Lichtstrahl seiner Gnade für mich!"

Er sank müde zurück.

Anna war in einem Wechsel der Gefühle ihm gefolgt, der ihr Wesen tief erschütterte. Aber welch' ein Trost kam in ihre Seele!

Weinend warf sie sich über den Vater. Er umfing sie mit seinen Armen und drückte sie innig an sich.

Der Arzt kam darauf, nach dem Kranken zu sehen. Er fand eine merkwürdige Veränderung in seinem Zustande, das Leben schien allmählig zu erlöschen, und als die zwölfte Stunde schlug, war Anna eine Waise.

Ihr innerstes Wesen war durch die Mittheilungen ihres Vaters und durch seinen Tod in einer Weise erschüttert, die den Arzt für ihre Gesundheit fürchten ließ; aber Anna's Glaube war stark. Sie trug ihr Geschick als wahre Christin. Als sie ihre Angelegenheiten geordnet hatte, begab sie sich wieder zur Familie des Ministers. Wie ein Kind in's Vaterhaus, so kam sie dorthin. Sie fand eine Mutter, einen Vater, Geschwister. Ueberall umgab sie eine Liebe, die so rührend als innig war. Dem Minister, der sie mit Liebe um ihr volles Vertrauen bat, und seiner edlen Gemahlin, theilte sie in kindlichem Vertrauen Alles mit, was ihr der Vater gesagt.

In dem kommenden Frühling ging in-

Digitized by Google

deſſen die Familie nicht nach Leiendorf, ſondern in ein böhmiſches Bad, wo ſie den Sommer verweilte.

Der Miniſter hielt es jedoch für geeignet, Guſtav Eins und das Andere als Wink mitzutheilen.

Das war eine Botſchaft, die mit einem Male den ſtillen Trübſinn heilte, in dem er verſunken war. Er ſchrieb an Anna; er legte ihr ſein Herz offen dar, auf deſſen Grunde ſie nur ihr Bild erblickte, umgeben von der Glorie einer reinen, heiligen Liebe.

Auch der Mutter hatte er ſeine Liebe zu Anna in kindlicher Offenheit bekannt, und ihr Segen war ihm geworden. Der Winter ging vorüber, ohne daß ſie ſich ſahen; aber mit den erſten Schwalben kam auch die Familie des Miniſters nach Leiendorf.

Welch ein Wiederſehen erwartete die Glücklichen!

Als Guſtav ſeine Anna vom Schloſſe hinüber zur Mutter führte, da umfing ſie ſie mit den Armen mütterlicher Liebe.

Anna war von der Bedeutung dieſes Augenblickes ſo durchdrungen, daß ſie niederkniete und mit demüthig geſenktem Haupte um den mütterlichen Segen bat, und betend legte die Mutter die Rechte ihr auf's Haupt, und die Linke zum Himmel erhebend ſprach ſie: „O du Herr aller Gnade, ſegne ſie und laß ihr dein Angeſicht leuchten! Laß' aufgehen aus der Saat in Haß eine reiche Ernte in Liebe; aus der Saat in Thränen eine Ernte in Freuden, und wie du hier einſt, was feindlich getrennt ſchien, ſo eine dort in vergebender Liebe die Vollendeten, und laß' uns einſt Alle als Selige dich preiſen!"

Auch Guſtav war neben Anna niedergekniet, und „Amen" ſagten ſie Alle, und die Mutter zog ihre Kinder an ihr Herz und auch die Jenſeitsverſöhnten waren ſelig in dieſer Stunde.

Nicht lange nach dieſem heiligen Augenblick wurde Guſtav's und Anna's Lebensband geſegnet am Altare des Herrn. Und ihre Tage waren Tage des Glückes, und Anna's Liebe machte der Mutter Lebensabend ſo glücklich, wie es ihr Vater gewünſcht, wie ſie es vor Gott gelobt hatte, und wie ihr liebevolles, treues Herz es ſie lehrte.

Napoleon auf St. Helena.*)

Die Ueberzeugung, daß Napoleon während ſeiner Gefangenſchaft auf St. Helena mit Ungerechtigkeit und Grauſamkeit behandelt worden, iſt bei dem größten Theil des Publikums ſo feſt eingewurzelt und der Name Hudſon Lowe iſt ſo ſehr zum Typus jeglicher Niedrigkeit, Tyrannei und Grauſamkeit geworden, daß bei weitem die meiſten Leſer das Buch, deſſen Titel an der Spitze dieſes Artikels ſteht, mit Mißtrauen in die Hand nehmen und darunter nur einen Verſuch, durch eine ſophiſtiſche Darſtellung eine ſchlechte Sache zu vertheidigen, argwöhnen werden. Dies iſt um ſo mehr zu fürchten, als ſich noch viele finden, die ſich von dem Glanze des unvergleichlichen Genies Napoleons ſo ſehr verblenden laſſen, daß ſie ſeine zahlreichen Verbrechen gegen Nationen und gegen einzelne überſehen und über der Größe des Feldherrn die Kleinheit des Menſchen vergeſſen. Nur wer ſich davon frei zu halten weiß, kann die Unbefangenheit erlangen, die zur Würdigung dieſes viele langgenährte Vorurtheile vernichtenden Buches nothwendig iſt.

Die Beſchwerden Napoleons, wie wir ſie aus den Schriften des Las Caſes, Antommarchi's und Montholon's kennen gelernt haben, ſind theils gegen die engliſche Regierung, theils gegen die Perſönlichkeit Sir Hudſon Lowes gerichtet. Er wollte durchaus für keinen Kriegsgefangenen, ſondern für einen Gaſt Englands gelten, und als ſolcher von der Regierung behandelt ſein. Aber wie konnte der Mann, der eben erſt durch einen blutigen Feldzug die europäiſchen Mächte für den Leichtſinn geſtraft hatte, ihn ſo nahe dem ehemaligen Schauplatz ſeiner Thaten in unbeobachteter Verbannung neue ehrgeizige Pläne vorbereiten zu laſſen, jetzt, wo es endlich gelungen war, ſeine Widerſtandskräfte zu vernichten, auf eine derartige Schonung Anſpruch machen? England und die andern Mächte waren es ſich ſelbſt ſchuldig, daß ſie alle Maßregeln gegen eine abermalige Rückkehr von Elba ergriffen, und ſie waren vollkommen im Recht, wenn ſie den, der ſein Alles auf den glücklichen Fall der Kriegswürfel einſetzte, jetzt nach dem unglücklichen Ausgang nach Kriegsrecht behandelten. Dieſelben Rückſichten auf die Sicherheit Europas geboten die Verweiſung Na-

*) Nach den von W. Forſyth veröffentlichten Memoiren Sir Hudſon Lowe's. Anm. d. Red.

Digitized by Google

poleons auf eine so entlegene Insel wie St. Helena, das allerdings blos 16 Grad vom Aequator liegt, dessen tropisches Klima aber durch den regelmäßig wehenden Südost-Passatwind gekühlt wird, und das so wenig ungesund ist, daß von 500 europäischen Soldaten in zwölf Monaten nicht ein einziger starb. Die Hochebene von Longwood wählte man gerade wegen der Gesundheit und Reinheit der Luft, wie auch derselbe Grund die Bewohner der Insel bewogen hat, daselbst ihre Landhäuser zu bauen, anstatt in den allerdings baumreichern, aber viel heißern Schluchten am Meer. Longwood selbst war allerdings keine Wohnung, die eines Mannes in Napoleons Stellung würdig war, obgleich sie durch die Wohnung des Statthalters die beste auf der ganzen Insel war; aber es lag gar nicht in der Absicht der englischen Regierung, Napoleon Longwood als dauernden Aufenthalt anzuweisen. Kurz nach der Ankunft des Exkaisers auf der Insel wurden ihm Pläne vorgelegt, um das neue Haus ganz nach seinen Wünschen einzurichten, und es wurden mit großen Kosten die Baumaterialien dazu aus England herübergeschafft. Anstatt aber seine Willensmeinung über die ihm vorgelegten Pläne auszusprechen, zog es Napoleon vor, sich über den Kaisertitel und kleinliche Etikettenfragen zu streiten, und als endlich der Statthalter, außer Stande eine Antwort zu erhalten, das Haus nach dem eingereichten Plane baute, beschwerte sich Napoleon, daß man ihn nicht nach seinen Wünschen gefragt hatte! Selbst das eiserne Gitter, mit dem man den Garten des neuen Hauses umgab, legte er als eine Beleidigung aus, und beschwerte sich bitter, daß man ihn in einen eisernen Käfig sperren wollte!

Napoleon hatte einen Rayon von 12 englischen Meilen im Umkreis, in dem er, ohne von Schildwachen oder beobachtender Begleitung gestört zu werden, sich in aller Freiheit bewegen konnte. Aber weil man ihm nicht erlaubte, auf der übrigen Insel ohne Begleitung eines Ordonanzoffiziers frei herumzureiten, sperrte er sich lieber oft ganze Monate lang in sein Haus und seinen Garten ein, und beschwerte sich dann, man morde ihn langsam hin, indem man ihm nicht erlaube, sich die zur Erhaltung seiner Gesundheit nothwendige Bewegung zu machen! Planmäßig wies er jeden Versuch, ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen oder eine Erleichterung zu verschaffen, mit Verachtung und oft mit beleidigenden Ausdrücken zurück, wenn er nicht die von ihm vorgeschriebene Form annahm, welche meistens nur darauf berechnet war, die Aufsicht, welche die Regierung zur Sicherung ihres Gefangenen für nothwendig hielt, illusorisch zu machen.

Eine der effectvollsten Stellen in Las Cases Buch ist die Erzählung, wie er eines Morgens nach einem Bissen Brot verlangt, um seinen Hunger zu stillen, er aber zur Antwort erhalten, es sei keines für ihn da. So habe man ihm selbst Speise und Trank verweigert, und um das Fehlende anzuschaffen, ließ Napoleon nach und nach sein Silberzeug zerschlagen und dasselbe in Jamestown verkaufen. Wenn man die Thatsachen näher prüft, nehmen sie freilich ein ganz anderes Ansehen an. Als Sir Hudson Lowe auf St. Helena ankam, fand er, daß sich die Ausgaben für den Haushalt auf St. Helena auf die enorme Summe von 14 bis 15,000 Pfd. Sterling jährlich beliefen, die ganz auf das englische Budget kam. Das Parlament hatte nur 8000 Pfund bewilligt, und es wurde daher eine der ersten Pflichten des Statthalters, die Haushaltungsausgabe in die vorgeschriebenen Grenzen zurückzuführen. Dies wurde ausnehmend durch den Umstand erschwert, daß die Regierung in ihrem Anschlag auf ein viel weniger zahlreiches Gefolge gerechnet hatte, als Napoleon wirklich nach Longwood begleitete (es bestand aus nicht weniger als 56 Personen) und daß die Insel sehr wenig Hilfsquellen darbietet, und alle Lebensmittel, die zum Theil erst vom Cap kommen müssen, ausnehmend theuer sind. Der Statthalter sah sich daher genöthigt, über seine Instruktionen hinauszugehen, und auf eigene Verantwortlichkeit die Summe auf 12,000 Pfd. zu erhöhen. Was man in Longwood mehr brauchte, sollte Napoleon selbst aus den bedeutenden Capitalien, die er eingestandnermaßen bei mehren großen Bankierhäusern in London und Amsterdam niedergelegt, durch offene Tratten decken. Napoleon fand diesen Vorschlag annehmbar, aber nur unter der Bedingung, daß man ihm erlaubte, seine Briefe versiegelt und ohne sie erst dem Statthalter vorzulegen, nach Europa zu schicken. Es war offenbar, daß er sich auf diese Weise nur einen Weg zu eröffnen versuchte, sich mit seinen Anhängern in Europa in Verbindung zu setzen, und ihre Bewegungen zu seinen Gunsten zu leiten, und es wäre thöricht gewesen, eine so gefährliche Erlaubniß zu ertheilen. Nun entschloß sich Napoleon, sein Silberzeug zu verkaufen, um durch diesen auffälligen Schritt ganz Europa zum Mitleid zu reizen, und durch den dadurch erregten Skandal die Regierung einzuschüchtern und zu zwingen, auf seinen Vorschlag einzugehen. An wirkliche Noth war nicht zu denken, wie schon daraus hervorgeht, daß später, wo nur noch 28 Personen zu versorgen waren, vierteljährlich über 900 Flaschen feiner und 2500—2600 gewöhnlicher Tischwein (Cap, Teneriffa u. s. w.), ferner 82 Pfd. Fleisch und 6 Stück Hühner (oder ein Dutzend größeres Geflügel, wie Truthühner, Gänse, Enten alle

Digitized by Google

14 Tage) nach Longwood geliefert wurden. Napoleon lebte für seine Person äußerst mäßig. Bertrand und Montholon hielten aber jeder besonders Haus, und von ihrer Lebensweise gibt folgender Brief O'Mearas an Mr. Finlaison, den er in seiner „Stimme aus St. Helena" freilich nicht mittheilt, einen Begriff. „Sie kennen wahrscheinlich nicht die Lebensweise der Franzosen und ihre Kochweise; eigentlich haben sie zwei Diners täglich, eins um 11 oder 12 Uhr, wo Braten und Kochfleisch mit allen ihren verschiedenen Hachis, Ragouts, Fricassés ꝛc. mit Weinen und Liqueurs servirt werden, und ein zweites um acht Uhr Abends, welches sich von dem ersten nur durch die größere Anzahl Gerichte unterscheidet. Außer diesen beiden Mahlzeiten essen sie alle (außer Napoleon selbst, der nur zweimal des Tages, aber gewiß sehr reichlich ißt) eine Art englisches Frühstück im Bett zwischen 8—9 Uhr, und ein Nachfrühstück mit Wein um 4 oder 5 Uhr Nachmittags. Die gewöhnliche Ansicht, daß die Engländer viel mehr Fleisch äßen, als die Franzosen, ist ganz unrichtig; ich bin überzeugt, daß sie mit ihren beiden Dinés und ihrem Nachfrühstück drei oder viermal so viel Fleisch verzehren, als eine englische Familie von derselben Anzahl Personen. Diese beiden Diners, von denen das erste jedem besonders in seinem Zimmer servirt wird, verursachen einen großen Verbrauch von Fleisch und Wein, während ihre Art, die Speisen zu bereiten, sehr viel Oel oder Butter erfordert — welche beide hier auf der Insel ausnehmend theuer sind (und Sie könnten ebensogut versuchen, einem Irländer seine Kartoffeln, wie einem Franzosen sein Oel oder einen Ersatz dafür zu nehmen). Ihre Soupes consommées (denn sie sind, mit Ausnahme von einem oder zweien, die größten Schlucker und Esser, die mir jemals vorgekommen sind) verursachen eine große Verschwendung von Fleisch an einem Orte, wo die Lebensbedürfnisse so theuer sind, und machen daher eine sehr große tägliche Geldausgabe nothwendig." Was diese Darstellung bestätigt, ist, daß O'Meara dem Statthalter im Beisein des Major Gorrequer, seines Adjutanten, versicherte, sie brauchten in Longwood täglich 30 Pfund Rindfleisch zur Suppe, das sie bis auf die Fasern auskochten, so daß es zu nichts mehr zu gebrauchen war. Die Lieferanten für Longwood übten sogar eine Art Monopol auf der Insel aus, und der Oberarzt und Vorsteher des Militärhospitals Dr. Barter mußte erst Einspruch bei dem Statthalter erheben, damit von der von den Pächtern der Compagnie gelieferten Milch, die alle für Longwood verwendet würde, etwas für seine Kranken übrig bliebe.

Am interessantesten sind die Stellen, die das persönliche Verhältniß zwischen Napoleon und Hudson Lowe behandeln. — Das erste Zusammentreffen des Statthalters mit seinem Gefangenen fiel ganz gut aus. Auch die zweite Zusammenkunft ging noch ruhig vorüber. Aber Reibungen konnten nicht lange ausbleiben, da Napoleon durchaus nicht als Gefangener betrachtet sein wollte, und jede Beschränkung seiner Freiheit als eine persönliche Beleidigung aufnahm, und der Statthalter weder durch Schmeicheleien, noch durch Beleidigungen und Drohungen von dem Wege abzubringen war, dessen Einhaltung ihm seine Pflicht vorschrieb. Der erste Sturm brach los, als eine Reihe kleinlicher und fast kindischer Kunstgriffe, Hudson Lowe im Widerspruch mit seinen Instruktionen zu Anerkennung des Kaisertitels zu bewegen, fehlgeschlagen war. Sir Hudson Lowe stattete dem Exkaiser einen Besuch ab, um ihm zu melden, die Regierung habe befohlen, ihm ein neues Haus zu bauen, und er bitte sich seine Befehle über diese Angelegenheit aus. Anstatt darauf zu antworten, erhitzte sich Napoleon bis zur größten Leidenschaftlichkeit, nannte den Statthalter seinen Kerkermeister, seinen Henker, und schloß mit den beleidigenden Worten: „Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Sir? Ich glaube, daß Sie Befehl haben, mich zu tödten — ja, mich zu tödten. Ja, Sir, Sie haben Befehl erhalten, alles und jedes zu thun." Der vollständige Bruch fand aber erst statt, als der Statthalter sich genöthigt sah, gegen Bertrand wegen seiner Versuche, einen heimlichen Briefwechsel anzuknüpfen, strengere Maßregeln zu ergreifen, und sich wegen eines höchst beleidigenden Briefes von ihm weigerte, fernere Mittheilungen von ihm anzunehmen. Hudson Lowe stattete damals Napoleon seinen fünften und letzten Besuch in Begleitung des Admirals Sir Pulteney Malcolm ab. Der Statthalter berichtet über diese merkwürdige Unterredung unter anderem folgendes: Er warf mir vor, daß ich dem Grafen Bertrand beleidigende Briefe geschrieben und ihn gereizt hätte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er zuerst einen beleidigenden Brief an mich geschrieben; daß er gesagt hätte, ich machte Napoleons Lage "affreuse;" daß er mich des Mißbrauchs der Gewalt und der Ungerechtigkeit beschuldigt hätte. Ich setzte dann hinzu: „Ich bin der Unterthan einer freien Regierung. Ich verabscheue jede Art von Despotie und Tyrannei, und weise jede gegen mein Benehmen in dieser Hinsicht erhobene Anklage als eine Verleumdung gegen einen Mann zurück, den man mit den Waffen der Wahrheit nicht angreifen kann." Er hielt eine kleine Weile inne, als ich diese Bemerkung machte, aber fing bald wieder an, indem er sich an den Admiral wendete und in noch bitterern Ausdrücken sprach, als vorher: „Es gibt zwei

Digitized by Google

Arten von Leuten, welche Regierungen verwenden," sagte er, „die eine, welche sie ehren, die andere, welche sie entehren; er gehört zu den letzteren; sie haben ihm das Amt eines Henkerknechts gegeben." Ich gab zur Antwort: „Ich verstehe ein derartiges Manöver recht gut — man versucht mit Infamie zu brandmarken, wenn man nicht mit anderen Waffen angreifen kann. Mir ist so etwas vollkommen gleichgiltig. Ich habe mich zu meiner gegenwärtigen Stelle nicht gedrängt, aber da sie mir angeboten wurde, hielt ich es für meine heilige Pflicht, sie anzunehmen."

„Dann würden Sie auch," sagte er, „dem Befehl gehorsam sein, mich zu ermorden, wenn er Ihnen ertheilt würde?" „Nein, Sir." ——— Zum Schluß wandte sich Napoleon an den Statthalter, und sagte zu ihm (Wir folgen immer noch dem Bericht Sir Hudson Lowes): „Sie sind Generallieutenant, aber verrichten Ihr Amt, als wären Sie eine Schildwache; es ist nicht mit Ihnen auszukommen; Sie sind ein höchst halsstarriger Mann. Wenn Sie fürchten, daß ich entfliehen könnte, warum binden Sie mich dann nicht?" Ich gab ihm zur Antwort, ich führte nur meine Instruktion aus, und wenn mein Benehmen Mißbilligung fände, so könnte ich leicht abberufen werden. „Sie haben dieselben Instruktionen, wie Sir George Cockburn," gab er zur Antwort; „er hat es mir selbst gesagt." Er beschwerte sich, daß man ihn wie einen Kriegsgefangenen behandelte; die Minister hätten kein Recht, ihn anders zu behandeln, als der Parlamentsbeschluß vorschreibe; die Nation sei geneigt, ihn gut zu behandeln, aber die Minister handelten im entgegengesetzten Sinne; er beschuldigte mich, ein bloßes Werkzeug des blinden Hasses Lord Bathursts zu sein. Ich bemerkte: „Lord Bathurst weiß nicht, was blinder Haß ist, Sir." Er beschwerte sich darüber, daß wir ihn General nennen, sagte, er sei Kaiser, und wenn England und Europa nicht mehr sein und niemand mehr Lord Bathurst kennen würde, werde er immer noch der Kaiser sein. Er sagte mir, er ginge mir stets aus dem Wege, um mich nicht zu sehen, und hätte auch deshalb zweimal vorgegeben, im Bade zu sein. „Sie wollen Geld; ich habe keins, außer in den Händen meiner Freunde; aber ich kann meine Briefe nicht abschicken." Er griff mich wegen des Billets an, welches Graf Bertrand zurückerhalten hatte, und sagte: „Sie hatten kein Recht, ihm Hausarrest zu geben; Sie haben nie Armeen befehligt; Sie sind nichts gewesen, als der Schreiber eines Generalstabs. Ich hatte geglaubt, mich unter den Engländern wohl zu befinden, aber Sie sind kein Engländer." Er fuhr in diesem Tone fort, als ich ihn mit den Worten unterbrach: „Sie reizen mich zum Lächeln, Sir." „Warum lächeln, Sir?" gab er zur Antwort, indem er sich überrascht von dieser Bemerkung umdrehte, mich ansah und hinzufügte: „ich sage, was ich denke." „Ja, Sir," gab ich mit einem Tone, der das, was ich dachte, verrieth, und indem ich ihn ansah, zur Antwort: „Sie zwingen mich zu lächeln; Ihr falsches Auffassen meines Charakters und das Verletzende Ihres Benehmens gegen mich erregen mein Mitleid. Ich wünsche Ihnen guten Tag;" und verließ ihn (offenbar nicht wenig verlegen) ohne weitern Gruß.

Daß Sir Hudson Lowe nach dieser Unterredung den persönlichen Verkehr mit Napoleon abbrach, schützte ihn nicht vor einer Wiederholung der Beleidigungen, mit denen er hier überschüttet wurde, denn die Begleiter Napoleons trugen in ihren Briefen an ihn Sorge, jede beleidigende Aeußerung Napoleons auf das gewissenhafteste zu wiederholen.

An interessanten Zügen aus dem häuslichen Leben Napoleons ist das Buch reich. Die begeisterte Hingebung, mit der seine Begleiter ihm in die Gefangenschaft gefolgt waren, hielt nicht lange gegen die Einförmigkeit des Lebens auf der Insel Stand und namentlich Las Cases füllte die Langeweile durch ewiges Intriguiren aus und vermehrte Napoleons gereizte Stimmung durch beständige Klagen und Verdrehungen. Auch Bertrand schürte, wo er konnte, und wenn der Exkaiser sich einmal zum Nachgeben bereit zeigte, so appellirte Bertrand an seinen Stolz und reizte ihn durch ein "Mais Sire, votre nom, votre gloire!" zum Beharren in seinem Widerstande. Unter sich selbst harmonirten die Begleiter Napoleons durchaus nicht. Die Generale Bertrand und Montholon standen nie auf freundschaftlichem Fuße miteinander, und zwischen letzterem und Gourgaud kam es sogar bis zur Herausforderung; überhaupt war die Standhaftigkeit, mit der Gourgaud sich weigerte, an den Intriguen der andern theilzunehmen, diesen ein Dorn im Auge, und sie machten ihm das Leben so sauer, daß er um Erlaubniß einkam, nach Europa zurückkehren zu dürfen, und die Insel verließ. Die beiden Damen, die Gräfinnen Montholon und Bertrand, konnten sich ebenfalls nicht vertragen und sahen sich nur ein oder zweimal des Jahres bei Staatsvisiten. Sie wären alle gegangen, wenn sie irgendwie hätten den Schein retten und die Welt glauben machen können, sie hätten den Exkaiser gezwungen verlassen. Las Cases ließ sich absichtlich bei einem geheimen Briefwechsel ertappen, und als der Statthalter ihn seinen Instruktionen gemäß verhaften und von Longwood wegbringen ließ, ergoß er sich in bittern Klagen über die Grausamkeit, ihn von seinem Kaiser zu tren-

Digitized by Google

nen; aber als der Statthalter ihm anbot, ihm bis zum Eintreffen neuer Verhaltungsbefehle Erlaubniß zur Rückkehr zu ertheilen, zog er es doch vor, die Insel zu verlassen, obgleich er recht gut wußte, daß sein Bleiben Napoleon angenehm sein würde.

Das Buch wird manche Illusion zerstören, und ist ein wichtiger Beitrag zur Charakterisirung Napoleons und ein leider nur zu später Akt der Gerechtigkeit gegen einen lange verkannten und verleumdeten Ehrenmann. (Gzbtn.)

Bilder von der Nordküste Irlands.

In den kläglichen, schmutzigen, engen Hütten, welche die Scenerie der großartigen irischen Landschaft bilden helfen, wohnt ein Geschlecht von Menschen, das in vieler Hinsicht einen auffallenden Contrast bildet zu der Aermlichkeit seiner Häuser und der Wildheit des Landes, dem es angehört. Auch in der Erscheinung und der nationalen Eigenthümlichkeit des Irländers zeigen sich stärkere Contraste, als der Reisende anzuerkennen geneigt ist. Schon in der Bekleidung. Der Anzug des Irländers, den er in der Hütte, bei seinen Feldarbeiten, im gewöhnlichen Verkehr trägt, ist kläglich und miserabel. Erdfarben, in den verschiedensten Schattirungen dieser Couleur, ist er auf eine so außerordentliche Weise zerrissen und zerfetzt, daß die Erscheinung etwas Malerisches hat und bei ihrer durchaus unbeschränkten Allgemeinheit auch an Leuten besserer Verhältnisse ist man versucht, zu schließen, daß man es mehr mit einer Art Mode, als mit einer nothwendigen Folge der Armseligkeit zu thun habe. Der einzige für gewöhnlich ganze Theil der Bekleidung ist ein brauner oder gelber Hut von der Gestalt der sogenannten Heckerhüte oder eine breite Mütze ohne Schirm, mit einem Tuchknopfe oben darauf. Der Rock dagegen (Jacken kennt man fast nicht), der gewöhnlich ein Frack mit blanken Knöpfen ist, oder richtiger, war, ist das Hauptstück der Zerfetztheit. Hat er ja noch seine beiden Aermel, und hängt nicht ein ganz nackter Arm von der Schulter an daraus hervor, so sind wenigstens die Ellbogen auf sechs bis zehn Zoll sichtbar, oder es ist die ganze Armbekleidung in zwei und mehre Streifen der Länge nach zerrissen, die wie Bänder in der Luft flattern. Alle Nähte auf dem Rücken, in den Seiten, an den Schößen, sind zum größeren Theile aufgetrennt und lassen Blicke auf das Untenliegende thun; ein Schoß ist sehr oft so weit abgelöst, daß er bis auf die Füße herunterhängt und daß sein Besitzer genöthigt ist, ihn der persönlichen Sicherheit wegen besonders zu tragen. Statt der Knöpfe läuft sehr oft entweder ein Bindfaden oder Riemen von Knopfloch zu Knopfloch, oder es ist ein dünner Strick als Gürtel angebracht. Manchmal zeugen Lappen der allerverschiedensten Farbe, die nur noch an einzelnen Fäden festhängen, von einer Bemühung früherer Zeit, die entstandenen, zu unbequemen Lücken und Löcher auszufüllen. Was die Hosen betrifft, so begnüge man sich mit der Bemerkung, daß sie anzusehen für Frauen sehr schmerzlich, zuweilen unmöglich ist. Gewöhnlich sind sie aus Mangel an Knöpfen in einer so wunderlichen und verkehrten Weise aufgehängt, daß ihr verzerrter Faltenwurf ihnen nur schwache Aehnlichkeit mit gewöhnlichen Allerweltshosen läßt. Nicht selten entbehrt ein ganzes Bein der Bedeckung; fast immer schauen die Kniee neugierig hervor. Von Strümpfen ist kaum die Rede, in sehr vielen Fällen ebenso wenig von Schuhen. Im Gegensatz zu diesem Costüm dient oft eine Art Decke, nach Art der römischen Toga umgeschlagen, als einzige Bekleidung für herumziehende Strolche, und man ist in Bezug auf sie ganz besonders genöthigt, seine Begriffe über Anstand zu erweitern, da sie stets mit den heftigen Winden des Landes zu ringen haben. Die Kleidung der Frauen ist im Allgemeinen weniger zerlumpt, jedoch nicht weniger eigenthümlich und sonderbar, als die der Männer. Die katholischen Frauen, ohne Ausnahme, tragen keine besondere Kopfbedeckung, vielmehr hängen sie eine Art Mantel so über, daß er auch deren Stelle vertritt; die zur presbyterianischen und englischen Kirche gehörenden Frauen tragen dagegen weiße Hauben und Mützen oder Hüte. Alle Frauen der niederen Stände tragen ohne Ausnahme keine Schuhe, nur zuweilen Strümpfe, die den ganzen Fuß bedecken und nur die Sohle frei lassen. —

So ist das Costüm des Iren an Wochentagen und in der Zeit des gewöhnlichen Verkehrs. An Sonn-, Fest- und Markttagen, welche letzteren bei der irischen Bevölkerung eine sehr große Rolle spielen, bieten die Trachten einen ganz verschiedenen Anblick dar. Da sieht man die Männer zu Roß und zu Fuß in möglichst ganzen und buntaussehenden Anzügen die Straße ziehen; da erblickt man fast keine Frau und kein Mädchen, die nicht ihren Sonnenschirm, einen möglichst modischen Hut, einen feuerrothen oder buntscheckigen Shawl, einen lebhaft gestreiften Rock, ihre weißen Strümpfe, ihre Schuhe und selbst Seidenstiefelchen zur Schau trüge. Wenn auch die letzteren beiden Artikel ihnen mehr eine Last, als eine Bequemlichkeit sind,— denn sie nehmen dieselben oft unterwegs ab und ziehen sie erst vor der Kirche, vor dem Markte oder

Digitized by Google

dem Festhause wieder an, sie hinken oft noch einige Tage nachher und beklagen sich, daß die Schuhe ihre Füße wund gemacht, — so bringen sie doch gern ihrer Toilette dieses Opfer. Ganz in Uebereinstimmung mit der doch zu dramatischen Einfachheit der gewöhnlichen Erscheinung ist die Art der Ernährung. Vor der Zeit der Krankheit der Kartoffeln bestanden alle Mahlzeiten aus dieser Frucht in der möglichst kunstlosesten Zubereitung, jetzt beschränken sie sich fast ganz auf eine Art Brei aus Hafermehl, der den lustigen, aber sehr geehrten Namen stirabout (Rührum) führt, auf eine Art Kuchen, aus demselben Mehl gebacken oder vielmehr zusammengetrocknet, und aus Buttermilch, wenn nämlich solche zu beschaffen. Der Stirabout wird in der Weise zubereitet, daß man in einen Topf voll Wasser nach und nach, unter beständigem Umrühren mit einem Stock, grobes Hafermehl wirft und die Masse bis zu einer ziemlichen Steife einkocht. Es ist Kleister. Er wird gegessen, indem man einen halben Löffel des Breies ganz mit Buttermilch füllt und so verschlingt. Der Haferkuchen ist ebenfalls nur ein steifes Geknet aus Mehl und Wasser, von einem Fuß Durchmesser und einem halben Zoll Dicke, das, auf einem schiefstehenden Roste neben das Torffeuer gestellt, dort bis zu großer Härte eingedörrt wird. Er hat nur etwas Hafer- und einen sehr lebhaften Rauchgeschmack. — Man sollte schließen, daß solche elende Speise kaum hinreichend sein könnte, in verkrüppelten Körpern ein dürftiges Leben zu fristen, aber da würde man sehr irren. Wenn auch fette Leute unter den irischen Bauern höchst selten vorkommen, so sind magere und ausgehungerte, ja selbst schwächlich aussehende eben so selten.* Und wenn das Auge die dürftige, oft anstößige und schmutzige Ausstaffirung überwinden kann, so freut man sich, fast durchweg kräftige, wohlgenährte, ja schöne, sehr wohlgeformte Gestalten zu sehen. Sobald eine bessere Kleidung an die Stelle der Lumpen tritt, treten die schönen Körper zur Ueberraschung hervor. Die irländischen gewöhnlichen Polizeimänner, natürlich alle aus der untersten Klasse des Volkes und ihre einfache Ernährungsweise auch in ihren Kasernen beibehaltend, sind die schönsten und wohlgestaltetsten, sowie die stärksten Männer. Wahrhaft athletische Gestalten findet man darunter. Alle Polizeimänner in Dublin, deren gegen zweitausend sind, haben sechs Fuß und darüber. Irland ist ferner mit Recht wegen seiner schönen Mädchen berühmt, und ich möchte behaupten, daß die Schönheit dort weit häufiger in den traurigsten Hütten, als in den besseren Häusern, weit häufiger in der Einöde als in den Städten zu finden sei. Rechnet man nun noch hinzu, daß der Ausdruck der Gesichter nicht im mindesten ein gedrückter, sorgenvoller, ernster, sondern ein sehr freier, leichter und heiterer ist, so wird man begreifen, wie trügerisch die Schlüsse sind, welche der Reisende aus den Lumpen auf ihre Besitzer zu machen geneigt ist.

Genügsamkeit und patriarchalische Einfachheit der Sitten sind ein Hauptzug des irischen Wesens. Beide finden sich in allen Ständen und Verhältnissen und sind oft so übertrieben, daß sie lächerlich oder bedauernswerth werden. In der Grafschaft Donegal kann man nicht allzuselten sehen, wie ein Pferd im Felde die Egge statt alles Geschirres an seinem bloßen Schwanze zieht, an welchem sie mit einem Strohseile festgebunden ist. Dort bedient man sich noch häufig genug zum Abwägen des Hafers, der Kartoffeln, des Salzes u. s. w. statt der Gewichte alter, durch den Gebrauch gesetzlich gewordener Mauersteine, denen man ihr verschiedenes Gewicht eingegraben oder aufgeschrieben hat, oder auch nicht. Dort dient unter anderem in sehr zweifelhaften Fällen ein Wagemeister als Normalgewicht; er ist ein tüchtiger Bursche und drückt mit 14 stone oder 196 Pfund. Wenn der Vorsteher der Wage Kummer hat und abnimmt, wird das Normalgewicht leichter, dann leidet der Käufer; wenn er von einem Schmause heimkehrt, leidet der Verkäufer; aber beide machen sich nichts daraus. Den Tabak, Schweineschwanz genannt, verkauft man selbst in den besseren Läden der Städte nach dem Maße einer in verschiedene Längen abgeknüpften Schnur, oder indem man ihn in einer bestimmten Anzahl Windungen um die Hand schlingt. Ueberall sieht man Schafherden umherlaufen, deren Individuen die größtmöglichste Verschiedenheit des Geschorenseins darstellen. Einige haben nur noch einen Halskragen von Wolle übrig und sind am ganzen Körper auf die bloßen Wurzeln ihres Auswuchses zurückgeführt; andere sind kahl bis auf die Schulterblätter oder Schenkel; bei andern hat namentlich der Rücken eine strenge Schur erfahren, wogegen Seiten und Bauch noch die Fülle des Zottels zeigen; endlich finden sich solche, deren eine Seite aller Wolle baar ist und deren zweite mit überjährigem Wuchse prangt. Man scheert nur dann ein Stück herunter, wenn man gerade eines Fadens benöthigt ist und hält das Uebrige an seiner ursprünglichen Stelle sicher genug verwahrt. Unsere zeitraubenden Verrichtungen des Sichtens und Abklärens übergehend, melkt man die Ziege und die Kuh unmittelbar in den Topf, in welchem bald nachher die Milch über dem Feuer brodelt. Man hat überall in Irland Gelegenheit, Reiter zu sehen, die das sämmtliche Pferdegeschirr aus Stroh für den Augenblick improvisirt haben und noch dazu zu zweien aufsitzen, was man dort „eine Doppelflinte“ nennt. Bei dem nicht seltenen Umzug aus

* Daß die Magen sich bei der einfachen Kost sehr wohl befinden, davon zeugen schon die prächtigen, weißen Zähne, die eine Zierde jedes Irländers sind. Viel haben sie darin vor den Engländern voraus!

Digitized by Google

dem Bezirk eines Landlords in den eines andern sieht man gewöhnlich den ganzen Hausrath auf ein Pony oder kleines schottisches Pferd in der Weise aufgepackt, daß nur noch Nase und Füße des Pferdes aus dem Plunder hervorgucken und das Ganze als eine wandelnde Rumpelkammer erscheint; da mag man unter andern auch das Butterfaß an einer Seite baumeln sehen, in welchem ein kleiner Irländer für die Reise Platz genommen hat, der durch seine freundlichen Mienen verräth, wie sehr comfortable er sich fühlt. Das in der letzten Zeit auch in England fühlbare Streben, mit möglichst wenig Mitteln ein Fuhrwerk herzustellen, erreicht in den irländischen Karren (cars) seine Vollendung und namentlich in den royal mails oder Postkarren. Man denke sich zwei Räder, mit einem kleinen offenen Kasten darauf für Gepäck, an dessen beiden Seiten, über die Räder herüberhangend, sich zwei Sitze für je zwei oder drei Personen befinden, die man, wenn die Zahl derselben nicht voll, vermittelst Gehängen in die Höhe richten kann, so daß sie dann oben wie ein Schrank schließen. Man sitzt seitwärts und kehrt sich von beiden Seiten den Rücken zu. Gegen Regen und Staub dient eine Schürze aus Leder oder waterproof, die man über sämmtliche Beine berüberspannt. Da aber die Wege, möglichst natürlich, sich allen Unebenheiten des Bodens anbequemen, so sehen sich die Passagiere aus Rücksichten der Menschlichkeit gegen das elende einzige Pferd veranlaßt, jedesmal beim Ansteigen der Straße abzusteigen und haben darum oft wenig Gelegenheit, die bezahlte Bequemlichkeit zu genießen. In der That, in Irland mit der Post reisen, heißt eigentlich nur mit der Post spazieren. —

Man kennt dort keine aus Holz gezimmerten Kähne für den eigenen Gebrauch, sondern bedient sich der Corragh, aus Weidenruthen geflochten. Es sind dies eigentlich nur Körbe von länglichrunder Gestalt, sechs bis acht Fuß lang bei drei Fuß Breite und zwei Fuß Tiefe. Auswendig sind sie mit Theer wasserdicht gemacht, inwendig mit einer ungegerbten Rinderhaut überkleidet. Zwei Männer, auf den Knieen sitzend, nehmen gewöhnlich darin Platz und der vordere derselben bewegt das Fahrzeug, indem er mit einem kurzen, aber breiten Ruder abwechselnd nach der einen und anderen Seite hin in das Wasser drückt (wrikt). Jeder in dieser Art der Schifffahrt Unerfahrene würde zweifellos bei der geringsten Unruhe der See umschlagen, aber die Leute dort haben eine solche Fertigkeit, das Gleichgewicht zu erhalten, daß sie fast jedem Sturme Trotz bieten und wirklich Staunenerregendes leisten. So bedienen sie sich dieser Korbboote, um Kühe und Pferde für die Weidezeit nach den benachbarten, d. h. sechs bis zehn irländische Meilen entfernten Inseln und im Herbste von dort zurückzuführen. Zu dem Ende wird der vierbeinige Passagier an Vorder- und Hinterbeinen gefesselt und auf den Rücken in's Fahrzeug gelegt, worauf der Bootsmann auf seinem Bauche Platz nimmt und die Fortbewegung lenkt. Lord George Hill, der Besitzer eines Districts in der Grafschaft Donegal, hat dem Schreiber dieses erzählt, er selbst habe gesehen, daß ein solcher Corragh, mit Torf vollgeladen, oben darauf noch ein Pferd trug, und daß die Expedition glücklich gelang. — In einem andern Falle freilich erhielt der Schiffer nur durch Geistesgegenwart sein eignes Leben. Ein junger Mensch hatte die Aufgabe, einen recht wüthenden Stier nach dem Festlande zurückzubringen. In der genannten Weise eingerichtet, waren Mann und Stier schon ein ansehnliches Stück in See, als der Stier das Band seiner Hinterbeine zerriß und durch seine Bewegungen das Fahrzeug in die äußerste Gefahr setzte. Was war zu thun? An ein Wiederfestbinden war nicht zu denken, beide Ufer waren fern. Der junge Mann sah nur in der Tödtung des Thieres eine leise Möglichkeit der eigenen Rettung. Er zog sein Messer, aber dabei fiel ihm ein, daß das Schlachtopfer bei der beabsichtigten Todesart jedenfalls durch seine gewaltsamen Zuckungen ihn mitverderben würde. Da sagte ihm Instinkt oder Erfahrung, daß der Erstickungstod weniger heftige Bewegungen mit sich führt und er bewerkstelligte ihn, indem er seinen Hut eine Zeit lang fest über die Nase und das Maul des Thieres zog. Er kam wohlbehalten mit dem todten Reisegefährten an.

Was hier von der kläglichen Ausstattung des Menschenlebens erzählt wurde, findet in folgenden authentischen Angaben Bestätigung, die wir einem Werkchen Lord Georges über den Küstenstrich Gwedore in der Grafschaft Donegal, seiner jetzigen Besitzung, entlehnen. Neuntausend und einige Hundert Einwohner dort besaßen im Jahre 1841 nur eine Karre, 11 Eggen, 1 Uhr, 3 Betten, 32 Stühle oder vielmehr Schemel, 20 und einige Harken, 50 und einige Kochtöpfe, eben so viele Teller und Tassen, einige Hunderte von hölzernen und eisernen Blechlöffeln. Zudem war für alle dazu gehörigen Kinder nur eine schlechte Schule, für alle nur ein Priester vorhanden. Derselbe Herr erzählte dem Schreiber dieses als einen Beweis dafür, daß man selbst Gabeln und Löffel beim Essen nicht entbehrt, sie vielmehr als eine lästige Zugabe betrachtet, wie einst bei einem Diner, das er einer Anzahl seiner Tenants oder Pächter gab und wobei natürlich die nöthigen Eßwerkzeuge ausgelegt waren, man aus Rücksichten der Höflichkeit gegen ihn wohl die Gabeln und Löffel in die Hand nahm, aber doch das Fleisch und die Gemüse in gewohnter Weise mit Zeigefinger und Daumen

Digitized by Google

zum Munde führte. Es iſt dieſe natürliche Eßweiſe ſo gewöhnlich, daß man ſelbſt in Lord Georges Hauſe dem dort beſchäftigten Zimmermann, Steinklopfer und Gärtner, für die ſtets Einiges von der Tafel abfällt, ihre Koſt ohne Meſſer, Gabel und Löffel vorſetzte.—Dieſe Gleichgültigkeit gegen Bequemlichkeit und gute Einrichtung iſt, wie geſagt, bis in die beſſeren Kreiſe und in allen Dingen wahrzunehmen. In Städten bis zu 10,000 Einwohnern iſt z. B. keine Gemeinde- oder öffentliche Uhr; für alle fünf Kirchen an einem ſolchen Orte iſt eine Art Schelle in einer alleinſtehenden thurmähnlichen Mauer aufgehängt, hinreichend, die Zeit zum Beginne des Gottesdienſtes anzugeben; ſtatt eines Thores findet man ſehr oft nur einen querüber gelegten Baumſtamm; Reiſewagen mit Land-Lords haben bei dreien ihrer urſprünglichen Räder oft ein viertes, das zu einem Ackerwagen gehört hat, ſo daß die ganze Maſchine auf eine lächerliche Art ſchief ſteht und man den Wagen nicht öffnen kann, bevor das fremde größere Rad abgenommen worden. Gar nicht ungewöhnlich iſt es, daß man in Ermangelung eines Schloſſes den Schlag des Reiſewagens für einen Theil der Reiſe vernagelt und mit Hammer und Zange herbeieilt, wenn Jemand ausſteigen will. Hemmſchuhe ſind ein Luxus. In vollem Laufe geht es bergab, und einem etwa um ſeinen Hals beſorgten Reiſenden, der, über alle die jähen Abſtürze hinſauſend und die kühnſten und plötzlichſten Windungen des Weges durchfliegend, dem Kutſcher Vorſicht zuruft, antwortet dieſer ganz gelaſſen: „Never fear! I always escaped happily!" Keine Angſt! Ich kam immer glücklich davon!

[Gzbtn.]

Briefe eines deutſchen Malers.

Geſchrieben auf einer Reiſe von New York über Cuba nach Texas.

I.

An Bord des Dampfers Iſabel.

10. April, 3 Uhr Nachmittags.

Um 6 Uhr heute Abend ſollen wir Key Weſt, an der Spitze von Florida erreichen. Wären wir nur erſt da! Es iſt entſetzlich langweilig auf dieſem Dämpfer und dabei brennt die tropiſche Sonne uns auf dem Rücken, daß es kaum zum Aushalten iſt. Um in dieſen drei Tagen, welche die Ueberfahrt von Charleſton nach Cuba in Anſpruch nimmt, 15 Dollar für Jeden von uns zu erſparen, haben wir einen Platz in der zweiten Cajüte genommen und erfahren nun fortwährend, daß es einer der dümmſten Streiche war, die man machen kann. In Amerika kann man den erſten Platz nicht vermeiden, wenn man Inſulten jeder Art ausweichen will. Jedoch es iſt geſchehen und wir ertragen mit gutem Humor und mit exemplariſcher Geduld, was nicht zu ändern iſt. — Faul wird man, entſetzlich auf dieſem wüſten Deck. Ich ſollte zeichnen um meiner Verpflichtung raſch nachzukommen; aber es thut's nicht. Auch ſollte ich ſchreiben zu den gemachten Skizzen; aber auch das thut's nicht. Das einzige, was mir gelingt, beſteht in der Beſchäftigung mit Dir; aber nur in Gedanken und nicht im Schreiben.

11. April.

Geſtern Abend gegen 10 Uhr erreichten wir Key Weſt. Es war an unſerer Maſchine etwas zerbrochen und deshalb kamen wir ſo ſpät an, wodurch mir, wie ich glaube, ein großer Genuß entgangen iſt. Nur in Dunkelheit eingehüllt, habe ich die erſten Palmen geſehen. An Bord kommende Paſſagiere brachten Blätter derſelben mit. Mit Sehnſucht habe ich das Tageslicht erwartet. Wir konnten uns nicht entſchließen, wieder in unſer Hundeloch, im untern Raume des Schiffes, hinabzukriechen und brachten die tropiſche Nacht auf dem Verdecke zu, von wollüſtigen Träumen einer wunderbaren Vegetation umgaukelt und eingewiegt. Die Luft war wunderſchön; aber trotzdem fühle ich mich jetzt zerſchlagen und möchte gerne meine beiden Beine mir abſchnallen und irgend wo hinlegen, wenn das nur möglich wäre. Wenn man auf dieſem verdammten Schiffe indeß nur ordentlich zu eſſen und zu trinken bekäme, ſo ſollte es ſchon gehen. Nach dieſer niederträchtigen, auf große Erſparniß berechneten Manier aber, welche auf unſerm Dämpfer angebracht iſt, in Folge welcher man erſt um halb neun Uhr das Frühſtück bekommt, dann ſich bis vier Uhr in der Hungerabhärtung üben muß, gleich darauf um halb ſechs Uhr ſchon alles um vier Uhr Genommene verdaut haben muß, um die Nachtmahlzeit mit ſchlechtem Thee und Kaffee aufnehmen zu können, nach dieſer Manier alſo iſt an Wohlbehagen nicht zu denken.

Ich ſchreibe Dir dieſe wenigen Zeilen im Angeſichte von Cuba, welches, freilich noch ſehr verſchleiert vor uns liegt. Wir hätten um 8 Uhr heute da ſein ſollen; jetzt aber iſt es ſchon 10 Uhr und wir haben keine Ausſicht wegen unſerer ſchlechten Maſchine das Land vor Ein Uhr zu erreichen. —

Havanna den 17. April.

Vorausgeſetzt, daß Du das durch Wind und

Wetter zerknitterte Papier dieses Briefes, so wie die Bleistiftschreiberei nicht als eine Vernachlässigung Deiner aufnimmst, fahre ich in derselben Weise fort, Dir noch einen Gruß zu schicken. Einen wunderbar schönen Eindruck hat Havanna auf uns gemacht: die Luft, die Häuser, die Palmen, die durchaus weiß gekleidete Männerwelt und die schönen wachsgelben Creolinnen mit den üppigen Busen — das war Alles gar märchenhaft und wir glaubten manchesmal in die Gefilde der Tausend und Einen Nacht versetzt zu sein. Es war gerade Osterfeiertag und außerdem wurde dem lieben Herrn Gott auch noch für eine Niederkunft der Königin, oder was es sonst war, gedankt, was durch Schmuck der Schiffe und Straßen, Feuerwerk, Decorationen u. s. w. ausgedrückt war. Abends war auch ein großer Maskenball, den wir besuchten. — Kurz es hatte Havanna bei unserer Ankunft alle seine Sonntagsflittern angethan. Die Hitze ist arg, der Schweiß läuft mir Tag und Nacht von den Gliedern und an Arbeit ist kaum zu denken, obgleich ich es sehr nothwendig habe, daran zu denken. Morgen gehen wir auf einige Tage ins Land auf die Pflanzung eines Deutschen; dann nach New Orleans und Texas. Wie lange es dauert, weiß ich nicht, doch soll es möglichst rasch beendet werden — ich sehne mich zurück.

Pflanzung Angerona, 20. April.

So eben, mein Liebchen, komme ich zurück aus der Kaffeepflanzung unseres Wirthes und fühle in unserem kühlen Stübchen gerade so behaglich gegenüber der glühenden Hitze, die draußen flammt, wie daheim in der warmen Stube, wenns draußen schneit' und stürmte. Auf unserm Tisch steht vorsorglich ein Teller köstlicher Früchte, deren Namen ich indeß nicht behalten kann, obgleich er mir wohl zehnmal vorgesagt ist. Sie sind von der Größe und Form einer Pfirsich mit feigenartiger Haut. Im Innern sind sie zur Hälfte blau und weiß, wenn man sie aufbricht, und ein milchiger Saft läuft dann darin zusammen. Es ist eine weichliche Frucht, und man muß sie erst einige Male gegessen haben, um sie wohlschmeckend zu finden; aber sie kühlt, und Kühlung ist köstlich, obgleich es erst 9 Uhr Morgens ist. Vor 5 Uhr heute Nachmittag ist es nicht möglich, das Haus wieder zu verlassen und umher zu wandern. Diese Zeit soll Dir, mein Lieb, dem Schlafe und der Faulheit gehören. Wärest Du hier und könntest früh Morgens Deinen Kaffee mit mir trinken und dann hinaus in die Kaffeepflanzung mit mir mir streifen! Es giebt nichts schöneres! Vor der Seitenthüre, durch welche wir das Haus verlassen würden, steht ein kleines Wäldchen wunderlicher Bäume. Wir würden einen Augenblick deren Schatten genießen, obgleich es meist Schmarozerpflanzen sind, die man doch billig verachten sollte. Dann würden wir einen Blick auf die prachtvolle Auffahrt zu unserem Haus werfen, die durch eine 4 zeilige Allee von einigen Hundert der herrlichsten Königspalmen gebildet wird. An beiden Seiten der Allee flimmern im Sonnenschein die jungen Blätter des Zuckerrohrs, welches sich auf weite Felder ausdehnt und von den dunklen Conturen des tropischen Waldes rings eingeschlossen wird. Dunkler als der Wald sind die Palmen, und dunkler als die Palmen zeichnet sich am Himmel die Krone des Eibabaums. Der Wald lockt, man möchte hin. Aber das Geflimmer über dem Zuckerrohr ruft ein Gefühl von Faulheit hervor, deßhalb drehen wir uns dann geschwind um, gehen rasch an jenen gemauerten Flächen vorbei, wo seiner Zeit an der Sonne der Kaffee gedörrt wird, lugen in die Mühle, wo man gerade den Zucker preßt, aber halten uns gar nicht auf, um vielleicht etwas von dem Saft zu kosten, der in einer Rinne im dicken Strome zu den Kesseln läuft, sondern machen schnell vorwärts an den Sclavenhütten vorbei, über das Stückchen Zuckerfeld, wo die Sonne brennt, zum nahen Wald—zum köstlichen Kaffeegarten. Hier auf üppigem Wiesengrund halten wir dann still und schauen unterm Schatten hervor rückwärts auf die Pflanzung und auf die hellgrauen Säulen mit ihren dunkeln Zwischenräumen — das sind die weißen Stämme der Palmen, die den Laubwald begrenzen. Wenn wir diesen Weg zum ersten Male gemacht haben, so bilden wir uns ein, daß es hier auf diesem Plätzchen am schönsten sei und setzen uns ruhig hin und erwarten nicht noch mehr zu finden. —

Selbst im Paradiese oder im Himmel wirds aber endlich langweilig werden, wenn man weiter nichts zu thun hat, als zu gaffen und zu bewundern; deßhalb stehen wir dann zuletzt auf, dehnen uns ein wenig und schleudern langsam in den Wald hinein. Und wenn wir dann gerade an den Namen desselben denken, können wir nicht recht begreifen, wie man ihn habe Kaffeegarten nennen können, denn wir haben noch keine Kaffeestaude gesehn. Nach wenigen Schritten indeß sieh da, das ist wohl eines von jenen Gewächsen, die uns den herrlichen Trank spenden? Da wir Beide den Trank lieben, betrachten wir mit Interesse den Busch und schlendern dann ruhig weiter. Ei, rufst du dann nach wenigen weitern Schritten, schau doch mal dahin, was ist das da im dicken Gebüsch für eine glänzende Frucht? Ei, Orangen! Hastig winden wir uns über den felsigen Grund durch das Dickicht und stehen bald unter dem Baum, der schwerbeladen wie ein Weihnachtsbaum und ganz anders als wie man's in den Orangerien bei uns gewöhnt ist, seine glänzenden Früchte nach allen Seiten zur Schau

Digitized by Google

hängt. Und was für Früchte! Solche dicke Orangen habe ich noch niemals gesehen, rufst du, ach wie schade, daß man die hier so verfaulen läßt; denn eben so viele, als noch am Baume sitzen, liegen dick gesäet am Boden. Und nach dem dicksten, röthesten Apfel greifst du, Ebenbild der Eva, dann und beißt hastig hinein und — ziehst ein saures Gesicht. 'Sind saure Orangen — die süßen sind längst verzehrt und deren Stämme stehen leer und du bemerkst sie kaum in dem Gewirre von Pflanzen. Fast nie stehen zwei Bäume von einer Art bei einander, wo sich nicht auch noch ein dritter von ganz anderem Geschlechte dazwischen gedrängt hätte. Das dichte Buschwerk unten am Boden bildet der Kaffee, über diesen erhebt sich die Banane mit ihrem wunderschönen, vom Winde in lauter Fasern zerrissenen Blatt und dann kommt die Orange, und über diese hinaus ragt eine Masse anderer Bäume; über diese dann jener, der in ungeheuren Massen jene Früchte trägt, die vor mir auf dem Tische stehen; dann kommt die Palme und über diese hinaus hebt sich der Eibabaum. Es ist aber Winter jetzt und deßhalb streckt aus dem grünen Dome hier und da auch ein schlafender Baum seine laublosen Aeste zum Himmel.

Zur Poesie eines Waldes gehören auch die Käfer, wie man sagt, und deßhalb fehlt's auch hier nicht am Gesumme der Insekten. Die Poesie derselben wird Dir am Ende auch wohl gar ein wenig lästig und Du bittest mich dann, eine profane Cigarre anzuzünden, um diese Art der Lyrik wo möglich aus Deiner unmittelbaren Nähe zu vertreiben. Einer anderen Art derselben ergiebst Du Dich aber um so lieber, denn hoch über alle Geräusche des Volkes hörst Du den Täuber sein Täubchen rufen und dann schaust Du mich an und lächelst und — ich sitze leider ganz allein einige tausend Meilen von Dir hier am Tisch und muß mich nach der garstigen Schwarzen umdrehen, die die Thür aufmacht, um die Betten zu machen. Adieu, mein Lieb, eben warst Du noch bei mir, jetzt bist Du wieder jenseit des Oceans. —

Angerona, 30. April.

Unter meinem Muskito-Netz habe ich eben geruht und von Dir geträumt. Der Traum wurde sehr lebendig und vermischte mit Deinem Bild allerlei andere Dinge, die ich eben gesehen und die doch so gar und ganz in keiner Beziehung zu Dir stehen. Ich soll sie Dir erzählen, fiel mir zuletzt ein. Und so hab' ich nun die Faulheit bei Seite gelegt, die der Morgenjagd im Kaffeegarten gefolgt ist, wo wir nach Deinen Freunden, den Täubern geschossen haben. Ich habe gestern einen entsetzlichen und doch zugleich so komischen Anblick gehabt, daß ich hätte weinen mögen, wenn ich nicht hätte stets lachen müssen. Wir waren nämlich in dem Stall, wo das junge Lastvieh — die Negerkinder — großgezogen werden. Der Hauslehrer unseres Wirthes führte uns auf ein Haus zu, welches einen mit einer hohen Mauer eingeschlossenen Hof vor sich hatte. Er öffnete die kleine Klosterpforte. Einen Augenblick tiefe Stille und dann ein infernalisches Geschrei. Du magst denken wie Du willst und die Sclaverei wie die Pest verabscheuen und im Geiste sehr traurig sein, das hilft Dir alles nichts, Du mußt dennoch lachen — Deine Sinne zwingen Dich dazu. In einer Ecke des ungepflasterten Hofes steht eine Baracke, in der eine alte schwarze Hexe den Brei kocht für die kleinen Teufelchen, die sich in dichter Gruppe um sie gelagert haben. Bei Deiner Ankunft erheben sie sich sämmtlich, sperren ihre weiten Mäuler auf, hüpfen, tanzen, lachen, schlagen mit den Aermchen in die Luft und schreien alle zugleich dieselbe kleine Melodie ab, die bedeuten soll, daß Du ihnen was schenken mußt: ein bischen Tabak, ein bischen Geld für ihre Mutter. Die weißen Zähne und die weißen Augen grinsen und glotzen Dich mit einer solchen Fröhlichkeit an und bitten Dich so herzlich und gutmüthig, daß Du ihnen die Gabe nicht verweigern kannst, wenn Du vom Führer nur erst gelernt hast, daß solches mit dem Geschrei und Gespringe gemeint sei. Die kuriosen Stellungen und Gruppirungen kannst Du da bewundern: da steht ein dickbauchiger Junge von etwa sechs Jahren der trägt einen andern Jungen von vielleicht drei Jahren, der fast so groß ist wie jener, und aufgehoben weit über ihn hinausragt; da ist ein Mädchen, die hat gar ihrer Dickwanste zwei in ihren langen Tatzen, daß sie nach beiden Seiten über dieselben herunterhängen. Jener Schlingel mit dem breiten Maule und den großen Ohren will auch schon Wartejunge sein und trägt einen anderen, der ihm aber noch zu schwer ist, weshalb er ihn nicht höher bringen kann, als bis auf seinen Bauch und da läßt er ihn nun ruhen und hält ihn fest. Natürlich sind alle nackt, wie sie die Mütter geboren haben, aber Du brauchst Dich nicht zu schämen und etwa nur durch die Finger zu gucken — 's ist ja nur „Ebenholz!" Wo Du hingehst, verfolgen sie Dich mit ihrem Geheul und klatschen in die Hände und tanzen um Dich herum. Und wenn Du dann ins Haus gehst — oben steht ein altes Billard — und schaust zum Fenster hinaus, so siehst Du sie an der entgegengesetzten Mauer stehn und hinaufglotzen und so wie sie Dich erblicken ihr teuflisches Geschrei, Gespringe und Händeklatschen auf's Neue beginnen. Dann wirfst Du eine kleine Münze hinab und Du hast leibhaftige Kobolde gesehen. Durch die andere Thür des Hauses kommst Du in's Krankenhaus und da vergeht Dir das Lachen. Da

Digitized by Google

liegt auf harter hölzerner Britſche ein alter Schwarzer und rührt ſich nicht. — Stirbt er? Ei, es ſtirbt dann nur ein Capital! — Auf der andern Britſche ſitzt ein junger kräftiger Mann —er hat ſich blos den Arm zerquetſcht und möchte gern wieder hinaus aus dieſem dunkeln Haus. Krank ſein iſt Strafe — ei, wenn das nicht wäre, ſämmtliche Neger würden ja krank ſein wollen! Es war ein guter Geſundheitszuſtand der Neger auf der Pflanzung — nur zwei Kranke waren von den drei- oder vierhundert auf dem Lager. — Die Kinder wachſen auf, eſſen, trinken, ſchlafen und ſpringen, daß ſie ſtark werden. Abends nach der Arbeitszeit kommen die kleinſten zu ihren Müttern; bei Tage ſind ſie auf jenem Hof unter Aufſicht einer Alten. Wenn ſie nun allmälig ſtark genug geworden ſind, werden ſie an Arbeit gewöhnt, leichte Arbeit zuerſt, wie Aufleſen der ausgepreßten Stengel des Zuckerrohrs, die getrocknet auf große Haufen zuſammengebracht und als Feuerung verwerthet werden. Die gröbere Arbeit kommt ſpäter; aber ſie kommt. Sämmtliche Sclaven und auch die arbeitsfähigen Kinder werden in kleinen Abtheilungen von vielleicht 8 oder 10 Stück, ich habe ſie noch nicht gezählt, auf die Arbeit geſchickt. Jeder dieſer Abtheilungen ſteht ein anderer Sclave vor, der ſie mit der Peitſche begleitet und für das Penſum der Arbeit verantwortlich iſt. Die Arbeit liefert er richtig; denn ſonſt kriegt er die Prügel. Nur in einer Beziehung ſind dieſe Sklaven ziemlich frei. Sie dürfen ſich lieben! Auch kommt zu Zeiten ein Pfaff, der Hochzeit macht. Er bindet aber nicht grad abſolut auf Lebenszeit. Die Mutterkirche hat ein Einſehn mit dem armen Vieh. — Mit Vergnügen ſeh ich die ſtämmigen Geſtalten der Weiber bei der Arbeit. Ihr Gang iſt prächtig und meiſt eigenthümlich graziös, wenn ſie daher ſchreiten mit ihrem Bündel Zuckerrohr auf dem Rücken, oder wenn ſie im Felde, im jungen Rohre ſich bücken und dort reine machen. Nie beugen ſie dabei die Knie, noch machen ſie einen Katzenbuckel. Sie ſtehen mit graden Beinen und beugen den graden Körper nur mit der Hüfte zu einem Winkel nieder, daß ſie die Erde erreichen können, was einem Haufen ſo arbeitender Weiber ein eigenthümliches Anſehen giebt.

Rußland's baltiſche Seemacht.

Im gegenwärtigen Augenblicke beſchäftigt man ſich faſt ausſchließlich mit der ruſſiſchen Seemacht auf dem ſchwarzen und aſowſchen Meere. Wir haben aber auch jetzt die Gewißheit vor uns, daß die baltiſche Seemacht Rußlands in der nächſten Zeit ebenſo wichtig zu werden beſtimmt iſt, wie gegenwärtig die des ſchwarzen Meeres. Je drohender aber dieſe Zukunft, deſto intereſſanter ſcheinen uns einige Mittheilungen, welche ſich zum größten Theil auf eigene Anſchauung gründen.

Nach den officiellen Angaben beläuft ſich die geſammte maritime Macht Rußlands ungefähr auf 60 Linienſchiffe von 70—130 Kanonen, 37 Fregatten von 40—60 Geſchützen, 70 Corvetten, Briggs, Brigantinen und angeblich 40 Dampfſchiffe mit 42,000 Matroſen und 20,000 Seeſoldaten, einſchließlich der Artilleriſten. Dies würde 167 größere Segelſchiffe mit 9000 Geſchützen geben In Wahrheit iſt dagegen die Summe der Schiffe, Mannſchaft und Geſchütze geringer. Es exiſtiren nämlich 5 Linienſchiffe von 100—130 Kanonen; die Ruſſia und noch zwei andere gigantiſche Schiffe von 130 Kanonen in vier Etagen und von einer ganzen Equipage (1000 M.) bemannt, ſind in dem Fahrwaſſer des baltiſchen wie des ſchwarzen Meeres faſt unbrauchbar wegen ihres zu großen Tiefganges. Sie verbringen daher den größten Theil ihres Lebens im ausgepumpten Dock, um ausgebeſſert zu werden. Jenen fünf Linienſchiffen folgen noch 22 zu 80—100, 20 zu 70—80 Kanonen, 4 Fregatten zu 60, 20 zu 36—50 Geſchützen und etwa 40 Corvetten, Briggs, Schooner ꝛc. Macht im Ganzen 115 größere Fahrzeuge mit 7500 Geſchützen, 49,800 Matroſen und Seeſoldaten, einſchließlich der Artilleriſten. Die ruſſiſche Geſammtflotte zerfällt in fünf Diviſionen, von denen die drei erſten im baltiſchen, die beiden letztern im ſchwarzen und kaſpiſchen Meere aufgeſtellt ſind. Kronſtadt iſt der Hafen für die 1. und 2., Reval für die 3. Diviſion, Sebaſtopol für die 4. und 5., wozu Aſtrachan als Hafen der wenigen Schiffe des kaſpiſchen Meeres tritt. Jede Diviſion theilt ſich wieder in drei Brigaden, jede dieſer hat drei Equipagen. Die Beſtandtheile der Equipagen, von denen jede 1000 Mann umfaſſen ſoll, ſind ſehr verſchieden. Auch iſt ihre Mannſchaft und Artillerie höchſt ſelten vollzählig.

Auf die baltiſche Flotte kommen reglementsmäßig 27 Equipagen. Dies würde eine Streitmacht von 33,750 Mann geben, umfaßt jedoch in Wahrheit kaum 27,000 Mann. Abgeſondert davon beſteht die Scheerenflotte an Finnlands Südküſte, welche mit etwa 1000 Finnen bemannt iſt. Trotzdem wird ſie als die 46. Equipage aufgerechnet, während die 47. Equipage (Gardemarine, in Petersburg ſtationirt) nur eine Paradeabtheilung bildet und die unbezifferte Lehrequipage vorzugsweiſe

Digitized by Google

zur praktischen Bildung von Marineoffizieren dient. Die drei letztgenannten Equipagen sind eigentlich gar nicht in Betracht zu ziehen, wenn es sich um Rußlands Kriegsmacht auf der See handelt. Ebensowenig die 9 Lastequipagen, welche mit den 15 Arbeiterequipagen nur Hafendienste verrichten.

Im Allgemeinen besitzt die Flotte des schwarzen Meeres mehr kleine Schiffe, die der Ostsee eine zahlreichere Dampfflotille. Das eigentliche Gros derselben bilden 15 größere Dampfer und 2 Dampffregatten (Bogatir und Kamschatka). Da indessen auch die Transportsteamer der Krone meistens für den eventuellen Kriegsdienst eingerichtet sind und ebenso die Privatdampfer schmal gebaut, so würden im Falle eines Seekriegs diese Fahrzeuge wohl militärisch ausgerüstet und wenigstens zum Dienste hinter der Fronte verwendet werden können. Jedenfalls würde die Regierung in einem solchen Falle außerdem die Privatboote in Anspruch nehmen, und so die Stärke der baltischen Dampfflotille auf 50 Fahrzeuge bringen können.

Diese würden dann aber auch die tüchtigsten Fahrzeuge umfassen; denn von den Segelschiffen des baltischen Meeres ist mindestens ein Drittel in absolut schlechtem und ein zweites Drittel in sehr mittelmäßigem Zustande. Viele abgetakelte und gänzlich unbrauchbare Fahrzeuge werden aber noch immer in den Registern fortgeführt. Besonders gilt dies von den größeren Linienschiffen, von denen fortwährend durchschnittlich 14—18 im Kronstädter Hafen, verhältnißmäßig ebensoviel in den andern baltischen Häfen dienstuntauglich liegen. Es ist schon bekannt, daß das allzuwenig salzige Wasser des baltischen Meeres das Schiffsmaterial außerordentlich angreift, so daß die Gebrauchstüchtigkeit der Schiffe auffallend kurz dauert. Aber das Süßwasser trägt nicht allein die Schuld. Vielmehr nimmt man im Allgemeinen das Eichenholz von Bäumen, welche auf sehr feuchtem Boden stehen, also verhältnißmäßig jung zu der für den Schiffsbau nöthigen Stärke gelangten. Da nun überhaupt Mangel an Eichenholz herrscht, so wird dies wenig zähe Material auch noch meistens zu frisch verarbeitet. Ueberdies fehlt häufig jene peinliche Accurateſſe der Arbeit, welche eben nirgend nöthiger als beim Schiffsbau ist, wenn nicht selbst das beste Material binnen kürzester Zeit zu Grunde gerichtet sein soll. Das gilt von allen Fahrzeugen, welche in russischen Häfen gebaut sind. Dagegen zeigt allerdings alles andere Schiffsmaterial, besonders Metall und Seilwerk, eine ausgezeichnete Güte, und der unnütze Metallprunk, welcher für die russische Marine des baltischen Meeres charakteristisch ist, thut der Brauchbarkeit wenigstens keinen Eintrag. Ferner erscheinen Takelage und Verdeck immer in vortrefflicher Ordnung erhalten. Dagegen fehlt diese mit der Reinlichkeit in den Räumen der Matrosen und Soldaten, während die Offizierskajüten von Eleganz strotzen, deren Beschaffung der Phantasie und den Geldmitteln jedes Einzelnen überlassen bleibt. Die Kost der Soldaten und Matrosen ist auch ziemlich reichlich, aber im Ganzen dem Seeleben durchaus nicht angemessen. Und wie auf dem Festlande die Kasernen und Lazarethe der Marine von denen der Landtruppen an guter Lage, Wohnlichkeit und zweckmäßigen Einrichtungen (selbst das große Kronstädter Hospital kaum ausgenommen) weitaus übertroffen werden, so ist in dieser Hinsicht auch auf den Schiffen nur mittelmäßig gesorgt. Die Räume der Seesoldaten und Matrosen sind im Allgemeinen viel zu eng; für Lufterneuerung ist nur unvollkommene Vorsorge getroffen, weil die Offiziersräume mit unnöthiger Raumverschwendung angelegt sind. Ebenso sind jeder Equipage, also je 1000 Mann, nur 3 Aerzte mit 3 Feldscheeren zugetheilt, und der Medicamentenapparat besteht aus etwa 100 Mitteln. Der Operationsraum befindet sich neben der Apotheke im untersten, also geschütztesten Raume, kann aber natürlich blos künstlich erhellt werden. Die Instrumente werden von der Petersburger Fabrik geliefert, welche unter Aufsicht des bekannten Staatsrath Dr. Pirogoff steht und die ganze Militärmacht Rußlands mit ihren Erzeugnissen versorgt.

Das Offiziercorps der Marine darf man im Allgemeinen als einen Zufluchtsort der Zurückgesetzten, Aermeren und Protectionslosen betrachten. Es ist darum nicht auffallend, daß wir auf der baltischen Flotte einer überwiegend großen Zahl von Deutschen unter den eigentlichen Offizieren, wie unter den Aerzten begegnen. Vielleicht gerade deshalb findet man auch einen stärkeren kameradschaftlichen Geist und lebhaftere wissenschaftliche Bestrebungen, als unter den Offizieren der Landtruppen, die der Generalstäbe nicht ausgenommen. Dies würde nun der maritimen Macht Rußlands zu größtem Vortheile gereichen, wenn die Matrosen und Soldaten ihrer Bestimmung besser entsprächen. Aber dies ist im Allgemeinen keineswegs der Fall. Von all' den nördlichen Völkerschaften, welche nach dem auch für die Landtruppen gewöhnlichen Aushebungsmodus vorzugsweise die baltische Flottenmannschaft liefern, erzeugen fast ausschließlich die finnischen Küsten tüchtige Seeleute. Ueberdies herrscht der seltsame Gebrauch, die zu Rekruten ausgehobenen Israeliten, nebst den zur Strafe an die Armee abgegebenen Menschen, ganz vorzugsweise in die Flotte zu stecken. Der Grund mag darin zu suchen sein, daß ihnen hier die Gelegenheit zum Desertiren erschwert ist. Aber Jedermann weiß auch, daß der Jude seinem ganzen Naturell nach am allerwenigsten zum Seedienst taugt. Mag man nun gleich zugeben, daß die üb-

Digitized by Google

rigen Bewohner des baltischen Meeres sich unschwer auf dem Schiffe eingewöhnen, so bewährt sich doch auch hier überall der unumstößliche Grundsatz, daß der Seemann nicht erzogen und dressirt werden kann, sondern geboren wird. Es würde jedoch ein zu tiefes Eingehen in das Detail erfordern, wenn hier nachgewiesen werden sollte, wie man überdies auf der russischen Marine die Einschulung tüchtiger Seeleute nur sehr mangelhaft versteht. Man vergeudet ihre Kräfte und Tüchtigkeiten in leerem Parade- und Gamaschenwesen und strengt sie obendrein durch den fruchtlosen Versuch, Amphibien aus ihnen zu machen, zu sehr an. Jeder Militärverständige weiß, daß jene mit lächerlichem Lobe überhäuften Grenadiere zu Pferd, welche auch auf den Fußdienst einexercirt sind, nur eine Absonderlichkeit, aber keinen Vorzug der russischen Armee bilden. Sie sind weder recht auf dem Pferde, noch recht auf der Erde zu verwenden, so schön sie auch die Exercitien in beiden Situationen ausführen. Ebenso werden nun die baltischen Marinetruppen sechs Monate lang als Landsoldaten gedrillt (weil während dieser Zeit freilich die baltische Flotte eingefroren liegt); darüber verlieren sie die Gewohnheit der Schiffsräume, der knappen Bewegungen auf schwankendem Boden, des beim Seesoldaten geradezu unerläßlichen Selbstdenkens im Moment der Gefahr. Sie sind kaum mehr als Landsoldaten auf dem Schiff und darum im Kampfe jedesmal gegen eine gleich starke Zahl tüchtiger Seesoldaten des Feindes im Nachtheil. Angestrengter als die Landtruppen, verhältnißmäßig weniger gut verpflegt als diese und überdies auf einem ihrem Naturell nicht vertrauten Elemente, zeigt die russische Marine, im Gegensatz zu allen Marinen Europas, die schlechtesten Gesundheitszustände. Zunächst ist die scorbutische Diathese so sehr verbreitet, daß in der That alljährlich mehr als die Hälfte der Mannschaft wegen daraus hervorgehender Leiden einer ärztlichen Behandlung bedarf. Wie sehr sie durch die ungenügende Verpflegung und Versorgung der Seeleute bedingt ist, erhellt sehr deutlich daraus, daß ihre Behandlung und momentane Heilung fast ausschließlich durch bessere Kost und den Aufenthalt in den Hospitälern erreicht wird. An und für sich erreicht auch der Scorbut selten einen tödtlichen Grad, macht jedoch jede Krankheit, mit der er sich verbindet, oder die einen scorbutischen Organismus ergreift, doppelt gefährlich und langwierig. Ist nun aber Scorbut und scorbutische Anlage unter den Flottenmannschaften fast aller Staaten ein wenigstens nicht seltenes Uebel, so gehören dagegen Schwindsuchtskrankheiten zu den seltenen Erscheinungen. In der baltischen Marine ist's umgekehrt. Man braucht blos die Marinehospitäler Kronstadts und Petersburgs kennen zu lernen, um zu dem traurigen Ergebniß zu kommen, daß der vierte Theil der dort eingebrachten Kranken der Schwindsucht verfallen ist. Wie ferner unter allen Heeresabtheilungen Rußlands, so fordern auch in der Marine vor Allem die Syphilis, dann Typhuskrankheiten und verwandte Uebel zahlreiche Opfer, so daß sich als erschreckendes Gesammtergebniß der Gesundheitszustände eine Sterblichkeit von 1 zu 10 herausstellt.

Kronstadt, Helsingfors mit Sweaborg und Reval sind die drei Stationsplätze der baltischen Flotte. Gewöhnlich liegt in Kronstadt die 1. und 2., in Reval die 3. Division. Während Kronstadt und Sweaborg ausgezeichnete Seevesten genannt werden müssen, befindet sich die ganze Südküste der Ostsee in vertheidigungslosem Zustande. Denn die beiden alten Forts am Kriegshafen von Reval verfallen, wie die dort angelegten Kasernen bereits Ruinen geworden sind. Die veralteten Bastionen von Riga mit den Vorwerken Bolderaa und Dünamünde am Einfluß der Düna in den Meerbusen sind kaum zu erwähnen. Baltischport (zwischen Reval und Habsal) sollte einmal ein Kriegshafen werden, ist aber nunmehr ebenso wieder vergessen, wie Windau, wo die vorbereitenden Wasserarbeiten den Hafen so versandet haben, daß er jetzt von wirklichen Schiffen gar nicht mehr angelaufen werden kann. Baltischport gegenüber liegt Gustavswärm an der finnischen Küste; es ist jedoch ein ganz isolirtes Seefort ohne größere Bedeutung.

Dagegen ist Kronstadts Wichtigkeit als Seefestung und Hafen weltbekannt. Einige nähere Angaben dürften darum nicht ohne Interesse sein.

Die ganze Insel trägt ihren heutigen Namen erst seit der Ort Kronstadt entstand (1721) und heißt eigentlich Ritschar, Retusari, Ritzard. Sie streckt sich von OSO. nach WNW. acht Werst lang und 1—1½ Werst breit. Im Osten besteht sie aus Dammerde, Thon, Sand, Kalkstein, wie das benachbarte Festland; nach Westen zu hob sich ihr fruchtbares, mit erratischen Granitblöcken übersäetes Land wohl erst später aus den Wellen, und der Molo, welcher nach dem Leuchtthurm auf der nordwestlichen Spitze führt, befördert hier die Anschwemmung zusehends. Ihr höchster Punkt ragt am Südostende etwa 8 Faden aus dem Wasser; nach Westen fällt dagegen das Erdreich so sehr ab, daß die Spitze des Festlandes fast stets überflutet ist. — Ganz seichter Grund umgibt die ganze Insel und zieht sich ununterbrochen herüber nach der ingermanländischen, wie hinüber nach der finnischen Küste. Zwischen der ingrischen Küste und der Insel (südwestwärts) ist blos ein ganz schmales Fahrwasser (4—5 Klafter tief) als einzige Passage aller Schiffe ausgegraben und muß fortwährend durch Baggerarbeiten erhalten werden, da die untiefen Sandbänke nach jedem heftigen Windstoß

Digitized by Google

Lagerſtelle und Umfang verändern. Der Waſſerarm zwiſchen der finniſchen Küſte und Kronſtadt iſt überdies durch verſenkte Granitblöcke ſelbſt ſchon für größere Segelboote unfahrbar gemacht. Unweit der ſüdweſtlichen Durchfahrt erbaute nun Peter I. (1703) das Kaſtell Kronſchloß (Cronchloß) auf dem Südufer der Inſel. Obgleich nicht das wichtigſte Werk, bildet es noch heut gewiſſermaßen den Mittelpunkt für die Feſtung, welche in Form eines hohen Walles mit kaſemattirten Werken von Süden nach Nordoſten quer über die Inſel läuft. Unmittelbar an Kronſchloß ſchließt ſich gen Oſten der dreifach getheilte, theils mit ſteinernen, theils mit hölzernen Bollwerken verſehene Hafen. Seinen weſtlichen Theil, direct unter den Mauern von Kronſchloß, bildet der Kauffahrteihafen, welcher ebenſo wie der mittlere Hafen ziemlich eng iſt, während der öſtliche, weiteſte Theil nur für die Kriegsmarine beſtimmt iſt. Dem Kriegs- und Mittelhafen gegenüber befinden ſich Boothäuſer, Sägemühlen, Tauſpinnereien, das ungeheure Arſenal, das Maſtendepot, die Steuermannsſchule, die Admiralität und fünf Kaſernen. Hinter den Feſtungswällen liegt die kleine Stadt Kronſtadt, das Petersburg zugewendete Ende der Inſel überdeckend und auch gegen dieſe Seite von blockhausartigen Kaſernen und andern Militärgebäuden umſchloſſen. Jenſeits des erwähnten Fahrwaſſers oder vielmehr mitten in demſelben erheben ſich unmittelbar aus den Fluten das mit vier oder ſechs Geſchützlagen ausgeſtattete Nicolaifort, weiterhin das Katharinenfort, in Form Montalembertſcher Thürme. Von der Inſel her korreſpondirt mit ihnen Kronſchloß, von der ingriſchen Küſte aus eine Gruppe kleinerer Werke, welche unweit Peterhof auf Hügeln erbaut ſind. Dieſer Durchgang iſt ſo vollkommen von den Batterien beherrſcht, daß ihn auch nicht das kleinſte Boot paſſiren könnte, ohne geradezu von den Kugeln zerſplittert zu werden. Die Beſatzung von Kronſtadt beſteht ungefähr aus 35,000 Mann, worunter ſich nur zwei Bataillone Landſoldaten, aber an 10,000 Mann Straffoldaten (Feſtungsbauregimenter) in eigenen, gefängnißartig eingerichteten Kaſernen befinden. Den Eingang in die Newamündung zu forciren, würde einer Flotte ſelbſt dann unmöglich ſein, wenn ſie von einer Landarmee auf der ingriſchen Küſte unterſtützt würde, weil eben das Fahrwaſſer zu ſchmal iſt. Gelänge es, ſo wäre freilich auch Petersburg verloren. Denn die vielgenannte Feſtung mit den fabelhaft reichen Schatzgewölben iſt beim heutigen Standpunkt der Kriegswiſſenſchaft und der Zerſtörungsmittel von keiner fortificatoriſchen Bedeutung, ſobald man ſich entſchließt, die Stadt zu opfern. Nicht die Werke machen Kronſtadt ziemlich unbeſiegbar, ſondern ſeine günſtige Lage mitten im ſchmalen und ſeichten Anfange des Meerbuſens. Man kann es keine eigentliche Seefeſtung nennen, aber dafür iſt's ein Waffenplatz ohne Gleichen und ein unbeſiegliches Vorwerk der Reichshauptſtadt, deren Oſtflanke überdies durch Schlüſſelburg am Ladogaſee unzugänglich gemacht iſt.

Der Hafen der finniſchen Hauptſtadt Helſingfors iſt Sweaborg. Helſingfors ſelber iſt zwar eine Feſtung, liegt aber zu tief im Lande, um für das Meer von Bedeutung zu ſein. Dagegen umſchirmen die Forts von Sweaborg ſeinen Hafen der Art, daß derſelbe noch vor wenigen Jahren uneinnehmbar geweſen ſein mag, während heute die Forts dem Bombenwurfgeſchütz und den concentrirten Batterien der Breitſeiten wohl ebenfalls ſchwerlich widerſtehen dürften. Dieſe Forts liegen nämlich auf acht iſolirten Felſen, welche in compacteren Maſſen aus den Scheerenklippen hervorragen, von denen die ganze Küſte und ſo auch dieſe Hafenbucht umſäumt iſt. Man kann ſie alſo als ein Befeſtigungsſyſtem mit abgeſetzten Werken bezeichnen. Die Baſtionen jedes einzelnen Forts (langes, ſchwarzes, Wolfs-, kleines ſchwarzes und großes ſchwarzes Oſtfort, Leuchtthurminſel, Redoutenfort) ſind theils aus den Felſen geſprengt, theils aus den vorhandenen Maſſen aufgeführt, und finden ihren Knotenpunkt in der Citadelle des Guſtavsforts. Dieſer Kriegshafen würde nun als Zufluchtsort für eine Flotte von größter Wichtigkeit ſein, da er eine vortreffliche Lage und ausgezeichnetes Tiefwaſſer beſitzt. Allein für halbwegs größere Fahrzeuge iſt er wegen der vorgeſchobenen Klippen ſelbſt bei leicht bewegtem Meere nur mit größter Vorſicht, in Eile und bei etwas ſtürmiſchem Wetter faſt gar nicht zugänglich. Daher findet auch für gewöhnlich nur derjenige Theil der 3. Diviſion der baltiſchen Flotte hier ſeine Unterkunft, welcher in Reval nicht untergebracht werden kann. Die eigentliche Beſatzung beſteht größtentheils aus Landtruppen, und großartige Vorrichtungen für den Seedienſt ſind zwar begonnen, liegen aber ſo ziemlich noch in den erſten Anfängen.

Trotz aller Mangelhaftigkeiten der Küſtenbefeſtigung des baltiſchen Meeres läßt ſich nun doch nicht leugnen, daß ein Vordringen einer feindlichen Macht in den finniſchen Buſen ein außerordentlich ſchwieriges und zweifelhaftes Unternehmen ſein würde. Dagegen iſt wohl ebenſowenig eine unmittelbare Gefahr vom Vorbrechen einer ruſſiſchen Flotte aus der Oſtſee zu befurchten — ſo lange Dänemark wirklich neutral oder zur Verfügung des Gegners bleibt. Sobald aber, woran Rußland ſeit Jahren arbeitet, Bornholm in ruſſiſchen Beſitz kommt, dann würde ſelbſt eine wohlbefeſtigte deutſche Küſte, die jetzt noch ziemlich ſchutzlos iſt, und eine tüchtige deutſche Oſtſeemacht, für deren Herſtellung Preußen ſehr anerkennenswerthe, aber jetzt noch kaum in Betracht zu ziehende Anfänge gemacht hat, nicht im Stande ſein, der ruſſiſchen Oſtſeeflotte mit allen ihren Mängeln irgend einen erfolgreichen Widerſtand zu leiſten.

Digitized by Google

Drei neue Dichter Nordamerika's und ein Naturprieſter.

— Friederike Bremer erzählt uns in ihrem nordamerikaniſchen Tagebuche von drei Dichtern, die als die Vertreter des Lebens in der Neuen Welt angeſehen werden können. Sie hat ſich mit allen drei beſchäftigt, den Dritten, einen Naturprieſter, der ſich vom Chriſtenthum losgeſagt hat, auch in ſeiner menſchlichen Exiſtenz aufgeſucht und kennen gelernt. Die drei neuen Poeten Nordamerika's ſind Bryant, Lowell und Waldo Emerſon. Der erſte beſingt vorherſchend das Naturleben der neuen Welt, ihre Wälder, ihre Prärien, ihre eigenthümlichen Naturſcenen und Erſcheinungen. Seine Geſänge, ſchreibt ſie, athmen die ſtille, friſche Begeiſterung dieſes Naturlebens. Man fühlt in ſeinen Verſen den Saft durch die Adern der Gewächſe rinnen und das Laub ausſchlagen. Seine „Thanatopſis" oder Nachtgeſang iſt ein großartiges, wenn auch kurzes Gedicht, in welchem die ganze Erde wie ein großer Begräbnißplatz betrachtet wird. — Lowell iſt begeiſtert von den großen ſocialen Fragen, von dem Ideal des Lebens der neuen Welt, er ruft auf zum Bewußtſein der Freiheit, der Seligkeit eines freien und genügſamen edeln Lebens, des Ruhms und der Schönheit in der Arbeit. Sie ſpricht von einem kleinen ſchönen Gedicht: „O Sohn des armen Mannes," das ſie ſeiner Melodie und ſeines gerechten Sinnes, ſo wie ſeiner heitern Wahrheit halber entzückte. Lowell's Ideale, ſagt Fr. Bremer, ſind rein ſittlich und von einer tiefen Ader religiöſen Gefühls durchzogen. Eins ſeiner ſchönſten Gedichte, in welchem ein ſtarker und edler Patriotismus glüht, iſt gegen eine Verhandlung im Congreß gerichtet, durch welche die Beibehaltung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten begünſtigt wird. Mit dieſem und mehreren andern Antiſclavereigedichten hat der junge Dichter ſeinen Platz in der großen Partei der Abolitioniſten genommen. In ſeinen Geſängen iſt Wärme, die das Herz in Wallung ſetzt, den Gedanken Schwingen gibt. — Ueber den Dritten iſt die Erzählerin ausführlicher. Sie ſchreibt: Waldo Emerſon, mehr Philoſoph, als Dichter, aber poetiſch in ſeinen philoſophiſchen Aufſätzen, überraſcht mich als eine neue und eigenthümliche Natur, die ungewöhnlichſte unter den Dreien. Er kommt mir vor wie ein americaniſcher Thorild, der aus ſeiner eigenen mächtigen Natur die Welt umſchaffen will und Regel und Eingebung nur in ſeiner eigenen Bruſt ſucht. Stark und rein, beſonnen und ruhig, aber zugleich phantaſtiſch, ſendet er von ſeinem transſcendentalen Standpunkt aus ſeine Aphorismen über Natur und Geſchichte, über Gott und über Menſchen, ſie ſelbſt und ihre Thätigkeit nach dem Ideal der höchſten Schönheit kritiſirend. „Die Erde hat noch nie einen Mann geſehen!" ſagt Emerſon; er ſieht mit Sehnſucht dieſem Mann entgegen, dem Menſchen an ſich, an deſſen Erſcheinen er glaubt. Wie ehedem die Saintſimoniſten nach dem freien Weibe, ſo ſucht Emerſon nach dem abſolut freien Manne. Was dieſer neue Menſch eigentlich ſein ſoll? Er ſoll wahr ſein in des Wortes höchſter Bedeutung. „Und ich denke," ſetzt Fr. Bremer dazu, „er muß auch ſchön und von hohem Wuchs ſein, wenn er Gnade vor Emerſon finden ſoll, der ſelbſt ein Mann von ſeltener Schönheit ſein und körperliche Mängel für eine Art von Sünde anſehen ſoll." Dieſer neue Menſch folgt keinen Geſetzen als die in ſeiner eigenen Bruſt geſchrieben ſtehen. Er glaubt allein an ſich ſelbſt, fordert Alles von ſich ſelbſt und thut Alles ſelbſt, ruht auf und in ſich ſelbſt. Er bedarf keines Freundes, er bedarf Niemandes, nicht einmal eines Gottes; er iſt ſich ſelbſt Gott, er erobert den Himmel, indem er zum Himmel ſagt: „Ich brauche dich nicht!" Ein Prieſter der Natur, huldigt er nur dieſer, und ſie dient ihm. Er beherrſcht und entzückt ſie, und ſie iſt ſeine hülfreiche Freundin. Die Waldgötter flüſtern ihm ihren Frieden und ihre Geheimniſſe, ihre Schätze, aber auch ihre Genügſamkeit zu: „es iſt kein Hügel, der nicht einen Stern über ſich hat," ſagt er; es gibt für ihn keinen Schmerz, den die Heilkraft der Natur nicht heilen kann. Die Sprache in ſeinen Dichtungen nennt Fr. Bremer zuſammengedrängt und kräftig, einfach, aber ſchlagend und plaſtiſch. „Die Wendungen ſind originell; alte Sachen werden auf eine ſo neue und glänzende Weiſe vorgetragen, daß man ſie zum erſten Mal zu hören glaubt. Er hält die Wünſchelruthe des Geiſtes in ſeiner Hand." Indeſſen geſteht ſie doch, daß ſeine eigentliche Stärke in der Kritik beſteht. Er übt, ſagt ſie, eine gewiſſe göttlichgroße, höhnende Verachtung des Schwachen und Mittelmäßigen, des Erbärmlichen, wo er es auch ſieht. Er geißelt es ohne Schonung, aber dabei mit einer ſonderlichen Grazie. Emerſon erinnerte die Schwedin an ihren König Guſtav Adolf, der einen Soldaten beim Haar nahm und ihn der Strafe überlieferte, indem er freundlich dazu ſprach: „Komm, mein lieber Sohn; es iſt beſſer, daß Dein Körper jetzt Schmerzen leidet, als daß Deine Seele in die Hölle fährt!" Frederike Bremer ſpricht von Hochlandsluft die ſie in Emerſons Verſen athmet. „Emerſon," ſagt ſie, „hat weit mehr Idealismus, als bei Denkern engliſchen

Digitized by Google

Stammes gewöhnlich ist, und man könnte sagen, daß sich in ihm Germaniens Idealismus mit Brittaniens Realismus vermählt habe." Sie sei, sagt die Erzählerin, noch nie einen Schritt gegangen, um einen „literarischen Löwen" zu sehen, allein Waldo Emerson, diesem Pionier in den moralischen Wäldern der neuen Welt, der seine Art an die Wurzeln der alten Bäume setzt, um dieselben umzuschlagen und neuen Ansiedelungen Platz zu machen — diesem Mann mußte sie entgegengehen, um ihn von Angesicht kennen zu lernen. Ich muß den Mann sehen, sagt sie, der in einem so streng kirchlichen Staate, wie in Massachusetts und in Boston (Emerson ist früher Geistlicher einer unitarischen Gemeinde in Boston gewesen) den Muth besaß, sich offen von seinem Priesterstande, seiner Kirche und—von dem christlichen Glauben loszusagen, sobald er auf Zweifel an einigen Hauptlehren des letzteren gestoßen war, edel genug, um dessen ungeachtet die allgemeine Achtung und seine alten Freunde zu behalten, stark genug, um sich ohne Polemik, ohne Bitterkeit in die Stille zurückzuziehen und dort allein für die Wahrheit zu wirken, die er vollständig erkannt hatte, für die Lehren, zu denen sich der Heide wie der Christ bekennt. Emerson hat das Recht, von Wahrheit und Stärke zu sprechen, denn er lebt für diese Tugenden. Und die Welt, die aus Mangel an lebendigem Christenthum in der Kirche schläft, kann durch solche frische Winde von dem Himalaja des Heidenthums recht gut aufgeweckt werden!

Später, im December, suchte sie den Naturpriester an seiner Wohnstätte auf. Diese führt den Namen „Concord;" in Eintracht mit der Natur leben, ist das Prinzip des Mannes. Emerson kam den Besuchern mitten im Schneefall baarhäuptig entgegen, eine stille, edle, ernste Gestalt mit bleichem Gesicht, stark markirten Zügen und Linien und dunklem Haar." Er erschien der Erzählerin „weniger reizend, aber noch bedeutender," als sie ihn sich gedacht. Emerson sagt sie, ist eine ganz eigenthümliche Persönlichkeit, aber zu kalt und zu hyperkritisch, um mich anzusprechen; ein starkes helles Auge, stets umblickend nach einem Ideal, das er auf Erden nicht findet; in Allem Mängel, Halbheiten und Unvollkommenheiten entdeckend, und dabei selbst zu stark und zu sehr aus Einem Guß, um die Leiden und Schwächen Anderer zu verstehen. Denn auch Leiden verachtet er als eine Schwäche, die einer höhern Natur unwürdig ist. Diese seltsame Menschennatur, sagt Fr. Bremer, scheint also niemals krank geworden zu sein; wenigstens, setzen wir hinzu, nicht auf europäische Art an den Nerven zu leiden. Denn Kummer, sagt die Schwedin, hat er gehabt; davon zeugen einige seiner schönsten Gedichte. Er hat seinen ältesten Sohn und seine Frau erster Ehe, die er nur ein Jahr lang besaß, verloren. Im Ganzen ist seine Natur der sonst nicht eben sentimentalen, weit mehr naiven Frederike doch, wie gesagt, „zu kritisch, krystallhell und kalt." — Sie schien auch hier vielleicht eine religiöse Haltung zu vermissen. Der Naturpriester Emerson gehört bekanntlich gar keiner Kirche an; er läßt seine Kinder nicht taufen, weil er deren Natur für reiner hält als die der gewöhnlichen erwachsenen Menschen.

(Europa.)

Die türkischen Slawen.

Die Totalbevölkerung der Türkei, die tributären Provinzen mit eingerechnet, beträgt gegenwärtig 35,350,000 Seelen. Davon kommen auf die europäische Türkei 15,500,000, auf die asiatische 16,050,000, auf Afrika (Aegypten, Tripolis, Fez und Tunis) 3,800,000. Von den 15½ Millionen Einwohnern der europäischen Türkei sind 7,200,000 Slawen, während 4,000,000 Romanen (in der Moldau und Walachei), 1,500,000 Arnauten, 100,000 Griechen, 400,000 Armenier, 230,000 Tartaren, 70,000 Juden, Osmanen aber nur 1,100,000 sind.

Die Slawen der Türkei bestehen aus

4,000,000 Bulgaren
1,000,000 Serben des Fürstenthums
500,000 ottomanischen Rajas
1,000,000 Bosniaken
400,000 Herzegowinern
300,000 { Montenegrinern, Piveri, Hazes, Vashovikis, Vielopawbskis.

Diese Slawen bewohnen die Balkanhalbinsel von der Donau bis und über das Rhodopegebirge in Thracien hinaus. Dieses Land ist ein Chaos von Bergen, welche, ohne eine fortlaufende Kette zu bilden, durcheinander liegen und ihre höchsten Gipfel längs der Grenze, am adriatischen Meer, an der Donau und an dem Archipel erheben. Ihre Thäler, welche alle in das Innere der Halbinsel münden, sind gleichsam Thore gegen äußere Angriffe. Die albanesische Gebirgskette mit ihren Gletscherwindungen flacht sich gegen Nordosten hin ab und zieht dann die Save entlang bis zur Donau, wo sie, in unzählige Zweige auslaufend, Serbien und das westliche Bulgarien bildet. Einer dieser Balkanzweige scheint ehedem mit den jenseits der Donau liegenden Karpathen zusammengehangen und bei Orsowa die Donau gesperrt zu haben, bis diese die Felsen durchbrach und jene merkwürdigen Wasserfälle am eisernen Thore bildete.

Digitized by Google

Alle diese Berge, steil und mit herrlichen Waldungen gekrönt, bezeichnet man mit dem gemeinschaftlichen Namen Balkan oder Hämus. Sie begrenzen das Donauthal, bilden im Osten am schwarzen Meere mit ihren Gipfeln ein Bollwerk, scheiden Bulgarien von Thracien und senken ihre Ausläufer, die dardanischen Berge, durch Thracien bis nach dem Bosporus und den Dardanellen.

Die Bergkette des Rhodope (Despoto-Dagh) mit ihren Schneegipfeln, in Thracien, scheidet den slawischen von dem griechischen Stamme; doch ist sie an vielen Stellen durchbrochen und Engpässe vermitteln den beiderseitigen Verkehr. Zugleich verbindet auch die Hochebene, welche der Strom der Bulgaren, die Maritza, durchfließt, den Fuß des griechischen Rhodope mit dem des slawischen Balkan. In ganz Griechenland sind Slawen als Ackerbauer und Hirten zerstreut, wie andrerseits Griechen zum Zweck des Handels und Gewerbsbetriebes in den slawischen Provinzen wohnen.

Nach der Gruppirung der Balkanberge, nach den zu ihnen gehörenden Ebenen und den hier entquellenden Flüssen und Seen bestimmt sich auch die politische Eintheilung der Halbinsel. Sie ist eine fünffache. Im Süden liegt Rumelien, das Land der Ῥωμαῖοι oder Griechen; im Westen gegen das adriatische Meer hin die drei sogenannten albanischen Provinzen; im Nordwesten die große Landschaft, welche ehemals das serbische Reich bildete und jetzt unter dem Namen Herzegowina, Bosnien, Montenegro, Croatien und Serbien bekannt ist, im Osten die zahlreichen Paschaliks des früheren Bulgarenstaats; auf dem andern Ufer der Donau endlich die weiten Strecken der Moldau und Walachei.

Diese fünf Theile der europäischen Türkei werden von fünf verschiedenen Völkerschaften bewohnt, von denen jedoch der slawische Stamm der Zahl nach überwiegt. Dieser Stamm theilt sich wieder in zwei besondere Zweige, die Bulgaren und Serben. Die Bulgaren lieben den Frieden und Ackerbau, wogegen die Serben das unstete Krieger- und Hirtenleben vorziehen. Beide aber ringen nach Unabhängigkeit. Die Moldau-Walachen jenseits der Donau sind römischer Abkunft oder Romanen, die Nachkommen der alten Dacier, welche mit den römischen Einwohnern des Landes sich vermischt und ihre Sprache und Sitten angenommen haben. Moldau-Walachen und Slawen bilden die sogenannten neuen Völkerschaften der Balkanhalbinsel im Gegensatz zu den beiden alten Stammvölkern den Hellenen und den Albanesen oder illyrischen Ureinwohnern. Das albanische Volk, einst bis zur Donau verbreitet und nunmehr in die Gebirge zurückgedrängt, zählt kaum noch eine Million Seelen; die griechische Bevölkerung aber, in gleichem Maße vermindert, beträgt mit Einschluß der hellenischen Slawen in Macedonien, den hellenischen Albanesen in Epirus und des Königreichs Griechenland und der Inseln etwa drei Millionen.

Alle diese fünf Völkerschaften der Halbinsel bekennen sich mit Ausnahme einer Anzahl Serben und Albanesen oder Arnauten zum Christenthum. Die Türken, deren Zahl außerordentlich zusammengeschmolzen ist, sind eigentlich nur Fremdlinge in der Halbinsel, die ihre Wohnsitze daselbst aufgeschlagen, die festen Plätze besetzt, aber niemals als wahre Landesbewohner gegolten haben, außer etwa in Thracien, wo aber die eindringenden bulgarischen Ackerbauer sich mehr und mehr ausbreiten und sie nach Stambul zurückdrängen. Die muhamedanischen Albanesen und Bosnier streben, wie ihre christlichen Stammesgenossen, deren Sprache sie reden und denen sie abtrünnig geworden sind, nach Unabhängigkeit und würden, um diese zu erlangen, zuletzt mit ihnen gegen die Türken sich verbinden. Griechen, Bulgaren, Serben, Albanesen und Moldau-Walachen, das sind die alleinigen socialen Grundlagen der europäischen Türkei. Wären diese Völker einig, so würde ihr Wille den Türken gegenüber Gesetz seine vereinzelt aber sind sie so schwach, daß eine Truppenmacht von 100,000 Türken hinreicht, ihre Kräfte zu lähmen. Diese ebenso kriegerischen als geistvollen Stämme werden von den Nachkommen ihrer Sieger und einem Haufen Fremder, Armenier und Juden, ausgesogen. Die armenischen Geldmäkler überfluten raubgierig alle griechisch-slawischen Bazars: sie sind die Pächter aller Staatseinkünfte, die Gläubiger aller Gemeinden, die sie durch himmelschreienden Wucher an den Bettelstab bringen. Ebenso große Landplagen sind die Juden und die herumziehenden Zigeuner, die 300,000 an der Zahl, theils Muselmänner, theils Christen sind. Gegenwärtig freilich erstreben die griechisch-slawischen Völker nichts sehnlicher als Vereinigung. Die Entwürfe ihrer Führer, gleichwie ihre Zeitschriften und Volksgesänge, drücken einstimmig diesen Wunsch aus. Sie wollen sich nicht vom Reiche lossagen, sie wollen bei dem Reiche bleiben, aber als Vasallen, nicht als Unterthanen. Gegen den officiellen russischen Panslawismus aber, der sie mit Ertödtung ihrer nationalen Selbstständigkeit unter den Absolutismus des Zaren beugen möchte, zeigen sie die größte Abneigung.

Der Boden der Balkanhalbinsel ist der Viehzucht und dem Ackerbau vorzugsweise günstig.

Digitized by Google

Ersterer blüht hauptsächlich in Serbien und in der Moldau-Walachei. In ihren ausgedehnten Eichenwäldern unterhalten die Serben so zahlreiche Schweineherden, daß sie die Hauptnahrungsquelle des Landes bilden und dem Volke hinreichende Geldmittel liefern, um die Anschaffung von Munition und Kriegsbedarf und sonstige Kriegskosten damit zu bestreiten. Man hat deshalb gesagt, daß die Türken, statt die Serben zu bekämpfen, lieber gegen die Schweine Serbiens hätten ausziehen und die Eichenwälder, in denen sie Nahrung finden, ausrotten sollen. Die Moldau-Walachen haben Rindvieh und Pferde von ausgezeichneter Geschwindigkeit, welche in großer Menge nach türkischen und russischen Märkten ausgeführt werden. Bosnien und die Herzegowina [illegible] zahlreiche Ochsen, welche, gemästet, nach den adriatischen Häfen gebracht werden, um der bei Korfu stationirten englischen Flotte und einem Theile von Italien als Nahrung zu dienen.

Die Landwirthschaft wird auf der Halbinsel in derselben Art und Weise wie zu den Zeiten der jüdischen Patriarchen betrieben. Da der Bauer für die großen Vorräthe keinen Absatz hat, so fordert er von der Erde nur grade so viel, als er bedarf: der größte Theil des Bodens liegt brach. In Serbien wird nur ein Achttheil des Bodens, selbst mit Einschluß der Wiesen, bebaut. Die Bewohner Schumadinas und Macedoniens brennen oft, um sich die Mühe des Urbarmachens zu ersparen, herrliche Wälder nieder, deren Boden ihnen dann einige Jahre hindurch eine reiche Ernte gewährt. Die Serben, Albanesen und Türken sind die schlechtesten Ackerbauer im ganzen Lande: überall, wo sie die Oberhand haben, sieht man fruchtbare Flächen mit üppig wogendem Unkraut überdeckt, so daß sie von fern wie grüne Seen erscheinen. Nur der bulgarische Ackersmann macht eine rühmliche Ausnahme. Die Bewässerung der Felder und Wiesen wird von den Bulgaren mit bewundernswerther Kenntniß der Naturgesetze betrieben. Die kleinsten Bäche werden benutzt, jede Furche erhält ihren Antheil an der Erfrischung, kein Tropfen Wasser geht verloren.

Auch an Bergwerken ist die Halbinsel sehr reich: sie werden jedoch nicht ausgebeutet. Die Mehrzahl der bulgarischen, serbischen und vorzüglich walachischen Flüsse führt Gold mit sich, mit dessen Auffammlung beständig Zigeunerhorden beschäftigt sind. Eisen, Blei, Silber und Gold wird in ziemlicher Menge in den slawischen und griechischen Bergen gefunden. Schmelzöfen und Eisenwerke sind zu Kratowo in Macedonien und zu Samakowe in Bulgarien angelegt, wo Kanonenkugeln gegossen und Flinten verfertigt werden. Bosnien und türk. Croatien, noch reicher an Erz, werden auch besser ausgebeutet; es bestehen Eisenhämmer zu Stazimaidan, Kamengrad, Klissura, Agripalanka. In den serbischen Gebirgen findet man überall Syenit-Porphyr und Serpentin und an vier verschiedenen Stellen Kohlenlager, die für die Dampfschiffahrt vortheilhaft sein können. Bei dem Kloster Studeritza hat man eine Art weißen Marmors entdeckt, der dem pariſchen gleich geschätzt wird. Am Pek hat man zu Saidschar und an andern Orten Goldwäschen angelegt. Die beiden Hauptbergwerke Serbiens sind zu Maidan-Pek unter dem Stol und zu Rudnik, wo man Silber, Blei und Eisen findet.

Wenden wir uns von den Naturerzeugnissen zu denen des Gewerbfleißes, so gerathen wir aus dem üppigsten Reichthum in die äußerste Dürftigkeit. Kaum finden sich noch Spuren von jenem alten byzantinischen und arabischen Luxus, der die Bewunderung der Kreuzfahrer erregte. Die Gewerbe werden in alterthümlicher Weise betrieben, ganze Stämme bestehen aus Maurern, Juwelieren, Brunnenmeistern oder Teppicharbeitern. Leichte Bijouterien werden vorzüglich von den Zinzaren des Pindus, den Genfern des Türkenreiche, gefertigt. Pendeluhren sind noch unbekannt: Wasser- oder Sanduhren vertreten ihre Stelle. Dagegen trägt selbst der ärmste Muselmann eine Taschenuhr bei sich, um genau die Stunden der täglichen fünf Gebete zu wissen. Die schönen türkischen Teppiche mit ihren reichen und mannigfachen Mustern werden in Europa nur zu Jarkoi und zu Berkofdcha in Bulgarien gefertigt. Der Arbeitslohn aber beträgt nur fünf Franken monatlich. Waffen werden überall gefertigt, doch sind die bosnischen Waffenschmiede von Travnik und Mostar vorzugsweise berühmt wegen ihrer damascirten Säbel. Die türkischen Sättel sind immer noch die besten der Welt. Sattler giebt es in großer Zahl, imgleichen auch Schuhmacher: der Opanke oder Hypodema, der slawisch-griechische Stiefel ist der kostbarste Theil des Helden- oder Palikarenanzuges. Windmühlen trifft man nur an den griechischen Küsten und auf den Inseln. Die Ortschaften des Binnenlandes bedienen sich, um ihr Getreide zu mahlen, noch der antiken Handmühle, und nur an den Nebenflüssen der Donau findet man Wassermühlen.

Künste und Wissenschaften, die so lange Zeit in Byzanz blühten, werden von den Griechen-Slawen kaum noch in der Erinnerung bewahrt. Die Medicin wird fast nur von Zauberinnen, die Chirurgie von Barbierern ausgeübt: das Rasirmesser ist ihr einziges chirurgisches Instrument. Die kräftige Bevölkerung erhält sich durch ihre gesunde Natur und Mäßigkeit.

Die slawischen Städte sind nach Art der Urstädte aus drei verschiedenen Theilen zusam-

Digitized by Google

mengesetzt: dem Grad oder der Festung, welche den ganz abgesonderten obern Stadttheil bildet; dem Varosch oder der Unterstadt, dem Gewerbs- und Handelsviertel, welches meist einen Wallgraben, eine mit Zinnen und Schießscharten versehene Brustwehr und Thore hat, die bei Nacht geschlossen werden; endlich der Palanka, dem dritten Stadtkreise, der den Varosch umgiebt und die von der niedern Volksclasse bewohnten Vorstädte in sich schließt. Die bildenden Künste sind zu mechanischen Fertigkeiten herabgesunken. Denn die morgenländische Kirche wie der Islam verdammt die Bildhauerei, kaum daß sie gestattet, die vor den Städten befindlichen Grabmäler mit einigen Arabesken zu zieren. Auch die Malerei ist an priesterliche Vorschriften, an verderbte Muster gebunden, die sie sklavisch nachbilden muß. Freien Spielraum hat die Baukunst, aber die Griechen-Slawen verwenden, wie die alten Hellenen, zu öffentlichen Bauwerken stets nur Steine. Unter diesen Bauten zeichnen sich die meist aus vortürkischer Zeit stammenden Brücken aus. Die längste von allen, die von Silistria, zählt 52 Bogen; die Brücke von Moutaz besteht aus einem einzigen Bogen, der über die Narenta gespannt ist. Die Paläste und Privathäuser sind schmucklos; der Morgenländer verwendet alle Kostbarkeiten auf den Schmuck der Tempel und Moscheen. Die Privathäuser bestehen aus einem Gebälk, dessen Zwischenräume durch schwache Wände von Kalk oder Thon ausgefüllt sind. Ein solches Haus, das sieben bis acht Zimmer enthält, ist auf dem Lande für 100 bis 200 Franken feil. Diese Häuser werden erstaunlich rasch gebaut. Zu Adrianopel brannten im Jahre 1837 2000 Hütten nieder und zwei Monate darauf waren sie wiederhergestellt; zu Bitoglia wurden eine gleiche Anzahl Häuser, welche 1836 abbrannten, im Laufe des folgenden Jahres wieder aufgebaut. Nächst den Tempeln sind die bedeutendsten Bauwerke der slawischen Städte die Brunnen. Die Brunnenmeister, Se-eraji, bilden eine besondere Körperschaft, die fast ausschließlich aus Albanesen des nordwestlich von Janina gelegenen Bezirks Drinopolis besteht, und treiben ihr Gewerbe, das vom Vater auf den Sohn forterbt, im ganzen Reiche. Sie leiten mit wenig Kosten das Wasser aus den größten Entfernungen her, ersetzen den schwebenden Aquaduct durch unterirdische Leitungen und bauen, um dem Wasser seine in den Thälern verloren gegangene Steigungskraft wieder zu geben, hydraulische Pyramiden, Paksim, die man auf der ganzen Halbinsel antrifft.

Infolge der osmanischen Sorglosigkeit befinden sich die Flüsse des Landes in bedauerlichem Zustande: Sandbänke, Dämme von Baumstämmen, welche der Sturm zusammengehäuft hat, sperren sie überall, und doch würde es nicht schwer sein, die meisten dieser Wasserstraßen für leichte Dampfboote fahrbar zu machen und so das innere Festland mit dem Meere in Verbindung zu setzen. Gegenwärtig tragen die Flüsse der Halbinsel nicht einmal gewöhnliche Boote, höchstens Flöße zeigen sich auf denselben und die Kaiks, Kähne, welche aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestehen und drei bis vier Personen fassen. Nicht besser sind die Landstraßen im Stande. Hier und da trifft man einzelne Strecken gepflasterter Wege, welche nach einer oder zwei Stunden sich unter Rasen oder Gestrüpp verlieren, und nur auf einen Reiter eingerichtet sind. Fahrstraßen sind gar nicht mehr vorhanden.

Unter diesen Umständen ist ein Großhandel nicht möglich. Jede Provinz muß fast allein die Erzeugnisse ihres Bodens aufzehren, und die Lebensmittel stehen daher unglaublich niedrig im Preise. Das Pfund Fleisch kostet 8 bis 12 Centimes, das Pfund Wein 1 Sou, ein Hammel 2 Franken, eine Kuh 20—30 Franken, ein Ochse 50, ein gutes serbisches oder bulgarisches Pferd 80 bis 140 Franken. Der Centner Getreide kostet in Bulgarien 2—3, in Serbien 5, in der Herzogowina 7 Franken. In Stambul hält der Staat, um stets billige Brotpreise zu erzielen, Getreideböden, von denen die Bäcker ausschließlich ihren Bedarf nehmen müssen, und die Landleute Thraciens sind gezwungen, in diese Anstalten ihr Getreide nach einer Taxe zu liefern, die oft nicht einmal den Marktpreis erreicht. Die Provinzen haben ebenfalls öffentliche Magazine, in welche der Landmann seinen Zehnten oder die dem Staat zu entrichtenden Naturalabgaben einliefert. Dabei herrscht ein gänzlicher Mangel an Credit. Der durchschnittliche Zinsfuß in der Türkei und selbst in Serbien ist 20 pCt.; in Albanien wurden Anleihen zu 48 pCt. geschlossen; auf Hypothek leiht man zu 12 bis 24 pCt.

Wir kommen auf die politischen Zustände der türkischen Slawen. Der slawische Nationalgeist treibt zur Einigung, zur Gemeinde- und Repräsentativverfassung. Stets hat die slawische Gemeinde sich selbst regiert und ihre Richter und Steuereinnehmer gewählt. So war es unter den byzantinischen Kaisern und die Sultane haben diesen Zustand der Dinge beibehalten. Alle von der türkischen Regierung den Gemeinden auferlegten Lasten, die Truppenaushebungen mit einbegriffen, wurden von den Gemeinden selbst unter sich vertheilt. Die Glieder der Gemeinde bilden gleichsam eine große Familie, eine brüderliche Gesammtbürgerschaft. Oft besteht ein griechisch-slawisches Volk aus einer einzigen Familie, welche sich selbst regiert und mit den Landesbehörden nur mittelst ihres Oberhauptes, des

Digitized by Google

griechischen Geronten oder slawischen Stareschinen in Beziehung steht. Dieser Richter oder Vater erhält seine Gewalt durch Wahl und wird in feierlicher Familienversammlung, angesichts der angestammten Icones oder Heiligenbilder auf den Lehnsessel gesetzt. Man wählt den weisesten und erfahrensten, denn der Stareschin (der Staroста bei den russischen Slawen) ist berufen, die Geschäfte zu leiten, die Kasse zu führen, die Gebete zu halten und dem Sultan den Tribut zu entrichten. Wird der Stareschin unfähig oder zu alt, so erwählt die Familie einen neuen. Sind mehrere Familien nicht mehr zahlreich genug, um einzeln unabhängig leben zu können, so ziehen sie an einen Ort zusammen und schwören den Zadrega, den Eid, sich gegenseitig zu vertheidigen. Dies ist der Ursprung aller Gemeinden in Bulgarien. In Serbien dagegen sind die Hütten zerstreut, verborgen im Dickicht des Waldes und in den Schluchten der Berge. Der Stareschin jeder Familie vertheilt an seine Kinder und Geschwister Kleidung und Nahrung, er tadelt sie, wenn sie Fehler begehen, er fungirt zugleich an hohen Festen als Priester des häuslichen Herdes und beräuchert mit dem Weihrauchfaß die Iconostase, den Altar des Schutzheiligen seines Stammes.

Die Grundlage des slawischen Staats- und Gemeindelebens ist die Familie; nach dieser patriarchalen Republik ist der ganze Staat geformt. Die Stareschinen mehrerer Dörfer erwählen einen aus ihrer Mitte als Vorsitzer des Gerichts, der dann den Titel Knes oder Fürst annimmt. Im Umkreise einer großen Hütte (Konak) sind zugleich die Teharnaks der Richter und die kleinen Hütten der Momken oder Soldaten, welche die Beschlüsse des Fürsten ausführen. Das gerichtliche Urtheil wird auf der Stelle vollzogen, wofern der Verurtheilte nicht an den Bischof, den Pascha der Provinz, oder, in Serbien, an den Senat der Landschaft appellirt. Neue Steuern kann die Regierung nur mit Genehmigung der Generalversammlung der Stareschinen ausschreiben. Diese Versammlung ist das Parlament des Volkes, die treue Hüterin der politischen Selbstständigkeit des Volkes.

Die Städte als solche haben gar keine politische Bedeutung. In den Städten bildet jede Handwerksklasse eine Genossenschaft oder Zunft, die ihre eigenen Statuten hat und einem gewählten Haupte oder Richter gehorcht, der, gleich einem Stareschinen mit im Bezirksrathe sitzt. Er ist aber kein edler Stareschin, kein Stammeshaupt; er vertritt nur Handels- und Gewerbsinteressen, ohne politischen Einfluß zu üben. Die Stareschinen dagegen gehören den alten und edlen Geschlechtern an, die bei den Griechen-Slawen in hoher Achtung stehen.

So bilden die griechisch-slawischen Stämme eine Vereinigung von freien und unabhängigen Gemeinden. Diesen Zustand wollen sie erhalten; sie wollen keine Vermischung, keine Gleichstellung mit den Osmanli, wie sie der Hattischeriff von Gulhane bezweckt, sondern nach eigenem politischen und religiösen Gesetz ihr Stammesleben führen. Diesen Sinn hatten ihre Revolutionen. Serbien hat die Türken aus seinem Lande verbannt: die Walachei hat ihnen den Zutritt versagt. Bosnien, Albanien und die Herzogowina, wo Muselmänner und Christen sich gemischt finden, trachten darnach, sich in zwei Theile zu trennen, von denen jeder mit eigenem Oberhaupt und besonderer Verwaltung unmittelbar der höchsten Staatsgewalt untergeben ist. Ebensowenig wünscht der Muhamedaner eine Vermischung mit den Rajas; er, der die geistliche Gewalt nicht von der weltlichen unterscheidet, wird sich niemals herbeilassen, einer christlichen Obrigkeit zu gehorchen. Nur wenn die christliche und muhamedanische Bevölkerung unabhängig unter dem Schutze des Sultans nebeneinander bestehen, läßt sich Ruhe und Zufriedenheit in der Türkei erwarten.

Es ist daher ein Fehler der türkischen Regierung gewesen, daß sie die nationale Selbstständigkeit ihrer Slawen vielfach beeinträchtigt und nicht vielmehr gefördert hat. In diesen Slawen liegen starke Elemente des Schutzes und Beistandes für die Pforte. Denn dem russischen Absolutismus sich zu unterwerfen, sind sie keineswegs gemeint und ebensowenig können sie daran denken, ein eigenes Reich zu gründen. Die Pforte hätte daher rücksichtlich der Serben, Bulgaren und Bosniaken diejenige Politik befolgen sollen, welche Oestreich so erfolgreich bei den Kroaten angewendet hat, die ihm geholfen haben, Ungarn wieder zu erobern. Auch im Balkan würde für die Pforte sich ein Jellacic erheben, und Konstantinopel kann bei den türkischen Slawen dieselbe Stütze finden, die Wien bei den östreichischen Slawen gefunden hat. Hätte Oestreich früher es verstanden, diese mächtige Hülfe zu benutzen, so würde es nicht nöthig gehabt haben, zur Unterwerfung der Magyaren die bedenkliche Unterstützung Rußlands anzurufen; und verstände die Türkei, den Beistand der Bulgaro-Serben sich zu sichern, so würde sie einen auswärtigen Krieg wenig zu fürchten haben. (Grenzbn.)

Digitized by Google

Ein deutscher Tigerjäger in Ostindien.

Zu den großen Löwen- und Tigerjägern der Engländer und Franzosen, welche am Cap, im Atlas, in Centralamerika Jagdbeute und unsterblichen Weidmannsruhm erworben haben, ist jetzt auch ein Deutscher in Ostindien zu zählen, Capitain Baron von Meyern, Offizier in englisch-ostindischen Diensten, gegenwärtig Commandant der englischen Militärstation Boorhanpore, an einem Grenzfluß gegen das Penjaub. Die folgenden Mittheilungen sind aus seinem Jagdtagebuche und dürften nicht blos für Jagdliebhaber von Interesse sein. Wir geben sie, wie sie uns überliefert worden, und sprechen hierdurch dem geehrten Einsender unsern Dank aus.

„Gwalior (Maharattenstaat), 15. Juli 1853. Es sind eigenthümliche Inspectionsreisen, die unsere Brigadiere hier machen. Manch deutscher Bundesinspectionsgeneral möchte sie trotz seiner guten Diners darum beneiden. Von einer Garnison zur andern geht es hier viele Tagereisen weit durch dichte Wildnisse ohne Ahnung von Wegen, geschweige von Chausseen, über Stöcke und Steine, durch Jungeln, Urwald, Gebüsch, Bäche und Ströme ohne Brücken; aber der Inspectionsgeneral, begleitet von seinem Gefolge, seiner Dienerschaft und den von einer Station zur andern durch ihn eingeladenen Offizieren, mit seinen Pferden, Elephanten und Reitkameelen, versteht es, den Jungeln und Waldungen ihre interessante Seite abzugewinnen, und die Beschwerden in einen Genuß zu verwandeln, aus der Reise wird eine Jagdexpedition. Diesmal hatte ich die Ehre, von ihm mitgenommen zu werden. Gewöhnlich wurden den Tag zwölf Meilen zurückgelegt, Sonntag ausgenommen, an welchem wir immer rasten und für eine Stunde Gebete lesen. Mit Tagesanbruch wird ausmarschirt, zu Pferd und zu Fuß, auf Elephanten und Reitkameelen— ich habe ein sehr hübsches, beinahe schwarzes Dromedar, — und wo sich Wildpret blicken läßt, wird sicherlich darauf gefeuert. Wenn wir gegen 8 Uhr Morgens die vorausgeschickten Zelte, — jeder führt ein Exemplar bei sich, — erreicht hatten, wurde gefrühstückt, und so ein Frühstück von wilden Schweinsköpfen und Wildpret aller Art ist gar nicht zu verachten! Dann ging es wieder auf und davon zum Treibjagen, und das nicht etwa auf Hasen oder Füchse, nein auf Tiger, Leoparden, Bären, Elennthiere. Diesmal machten wir keine so gute Jagd wie wir erwarteten, da in der kalten Jahreszeit die Waldungen zu dick sind, und die Raubthiere zu sehr umherwandern, so daß man ihres Aufenthaltsortes nie sicher ist. Auch sind diese Bestien jetzt nicht so träge, wie in der heißen Zeit, im April, Mai und Juni, wo sie fest liegen, sondern sie schleichen sich durch den Trieb zurück oder drücken sich unter Büsche, wo die oft furchtsamen Treiber sie gern ungestört liegen lassen, was ich ihnen auch gar nicht verdenken kann. Indessen schossen wir doch im Ganzen 1 Tigerin, 2 sehr große und 1 halberwachsenen Leoparden, 3 Hyänen, 2 Bären, 14 Hirsche (Samber), 5 Neilghai und 15 Antilopen und Gazellen (ravine deer). Eigentlich soll man bei diesen Treibjagden auf dem Elephanten bleiben, allein ich kletterte gewöhnlich auf einen Baum oder einen perpendiculären Felsen, der vor dem Tiger sichert. Von solchem Stande aus schoß ich den größten der Bären, erst durch den Hinterkopf und dann, um ihn für die Treiber unschädlich zu machen, durch's Herz, ebenso mehre Hirsche in vollem Galopp und ein superbes wildes Schwein mit 8½ Zoll langen Hauern, dessen halben Kopf, mit einer schönen Sauce präparirt, mir der Brigadier zum Frühstück geschickt hat. Vom Elephanten aus erlegte ich einen Leoparden. Ich sah ihn von einem wenig bebuschten Hügel langsam vor den Treibern herunterkommen und avancirte mit meinem Elephanten in der Richtung, wo ich ihn gesehen, als ich ihn auf einmal unter einem Busche, kaum 5 Schritt von mir, versteckt fand. Ich feuerte und traf ihn zwischen beide Schultern; mit zwei donnernden Graulen passirte er, wie ein Betrunkener, bei dem Rüssel des Elephanten vorbei und legte sich unter einen Busch, wo er erst nach einem allgemeinen Feuer auf ihn verendete. Die interessanteste Scene gaben uns die Tigerin und eine Bärin. Tiger und Bär sind nämlich in diesem Lande Erbfeinde. Als nun die Tigerin schwer verwundet, sich blutend und ächzend in einem kleinen Moraste herumwälzte, kam, von dem Lärmen der Treiber aufgeschreckt, eine Bärin mit einem Jungen in voller Flucht bei ihr vorbei. Aber größer noch als der Trieb zur Rettung war in ihr der des Hasses. Denn kaum gewahrte sie ihren Feind, als sie mit grimmigem Gebrumm auf ihn losstürzte—freilich nur für wenig Augenblicke; denn als sie das Blut und den kampfunfähigen Zustand der Tigerin sah, setzte sie, gleichsam verächtlich sich abwendend, ihre Flucht fort, und wurde nach wenigen Schritten gleichfalls niedergestreckt. Dasselbe Schicksal hatte denn auch das Junge, das sie nicht verlassen wollte.

Eine andere Jagdfahrt hatte Capitän Dewar arrangirt, für die ich vom 1. April auf einen Monat Urlaub genommen. Ich ritt in der Nacht auf einem Reitkameele ab, bestieg nach 12 Mei-

Digitized by Google

len mein Pferd, das ich als Relai gelegt hatte, und nach weiteren 11 Meilen meinen Ponny, worauf ich Morgens in meinem Zelte, bei einem Dorfe, Namens Soura, ankam. Hier traf ich mit Capitän Dewar zusammen, und Nachmittags legten wir weitere 20 Meilen zurück, zur Hälfte auf Ponnys, zur Hälfte auf einem Elephanten, welcher mir für diesen Monat vom Maharaj Syajee Scindia geliehen war. Unser Halt war ein Dak Bungalow (Haus für Reisende,) Namens Byrahi. Unterwegs hatte ich vom Elephanten aus einige weite Schüsse nach Rehen gethan, genug, um dem Mahout (Elephantentreiber, der auf dem Nacken, in Front meines Haudas, Reitstuhles, sitzt) Zutrauen zu geben, so daß er vor einem Tiger nicht davon laufen möchte. So weiter reisend, trafen wir am dritten Tage die ganze Jagdgesellschaft an: Lieutenant Mac Andrew von Cawnpore, Herr Philipps von Ibsansee, Resaldar Ageez Khan, ein prächtiger Mensch. Nun fingen wir unsere Treibjagden an, Tag für Tag, fanden aber lange gar nichts. Immer tiefer marschirten wir in die kleinen Gebirge und Waldungen. Am 8. April schoß ich einen Samber (großer Hirsch); am 9. verwundeten wir zwei Bären, ohne sie zu bekommen; am 11. Nachmittags aber hatten wir interessante Jagd. Eine Tigerin war verwundet worden, sie ließ vier Junge in der Höhle zurück; zwei davon wurden leider von einem Sepoy erschossen, die beiden anderen aber — einer mit abgeschossenem Schwanze—gefangen; wir selbst gingen während dessen auf unseren Elephanten an dem mit Gras und Büschen bedeckten Rande eines Abhangs der Tigerin nach. Zwei oder dreimal wüthete sie dicht bei uns herum, und als sie auf Philipps Elephanten losprang, wurde sie nochmals von ihm verwundet und verkroch sich dann unter die Büsche. Während ich nun so der Tigerin nachsuchte, treibe ich einen großen schwarzen Bären auf; der Bursch kommt auf mich los und hält sechs Schritt vor meinem Elephanten hinter einem Busche; ich feure, und auf meine Kugel stürzt er auf den Bauch und schreit und brüllt wahrhaft fürchterlich. Das gefiel meinem Elephanten aber gar nicht; kaum hatte ich Zeit, noch einen Schuß zu thun, als er wie toll über Stock und Stein, Hügel und Abgründe hinunter, davon lief. Nichts konnte ihn zum Stehen bringen; vergebens brach ich ein Gewehr über seinem Kopf; erst nach einer Meile ging er ruhiger, und nach vier Meilen erst brachte ich ihn zum Stehen. Nachdem ich mich aus einer kleinen Quelle unter einem Feigenbaume voller Früchte erfrischt hatte, ritt ich, bei Sonnenuntergang, um nicht zu spät zu den andern zu kommen, in kürzester Direction zurück. Dabei trug mich der Elephant über eine fast perpendiculäre Felswand von wohl 100 Fuß Höhe; es ist wunderbar, wie dieses kolossale Thier überall, wo ein Mensch steigen oder gehen kann, mit seiner Last fortkommt; er unterstützt sich und erforscht den Grund mit seinem Rüssel, kriecht, wo es zu steil ist, auf den Hinterbeinen, bricht Bäume und Zweige danieder, wo sie im Wege sind und überwindet sicherer alle Hindernisse des Bodens, als ein Gebirgspferd. So kam ich denn glücklich zu unserem Nachtquartier zurück, wo ich zu meinem Aerger erfuhr, daß sich mein Bär noch in eine Felsenspalte verkrochen hatte, aus der er nicht herauszubringen gewesen war. — Am 14. erlegten die anderen zwei Bären; leider trug sich jedoch ein Unglück dabei zu; beide Bären waren blos verwundet; der größere fiel einen Treiber und einen meiner Sepoys an; der Sepoy, der gegen mein Anrathen sein Bajonett nicht mitgenommen hatte, traute seinem schlechten eisernen Pulwar (Scimetar) und wurde, da die Klinge sich bog, mit Bissen und Krallen furchtbar an Hand und Schulter beschädigt; der Treiber aber kam noch schlechter davon. — Am 17. schoß ich von einer Felsenwand in Gemeinschaft mit Mac Andrew einen schönen Tiger, nicht sehr lang, aber ungeheuer mächtig, auf 50 Schritt.—Am 19. trieben wir eben das Bett eines kleinen Flusses, welches mit schönen grünen Sanmonteebüschen bedeckt war, um nach einem Tiger zu suchen, den wir verwundet hatten, als ich in der Entfernung zwei kleine Thiere sah, die ich für junge Tiger hielt: ich that einen Schuß und fehlte — was aber erblickte ich: In kurzer Entfernung, ungefähr 200 Schritt vor mir stand, den Kopf aufgerichtet und fest wie aus Felsen gehauen, ein superber hoher Löwe. Sofort rückte ich auf dem Elephanten gegen ihn an, als plötzlich ein anderer, noch größerer Löwe mit gewaltiger Mähne aus einem Busche, ungefähr 50 Schritt vor mir aufsprang und in mächtigen Sätzen davoneilte. Ehe ich den Elephanten halten und zum Schuß kommen konnte, war er schon über 100 Schritt entfernt; meine Kugel traf ihn in den Vorarm, aber nicht hinreichend, und mein zweites, eben auf die Jungen abgeschossenes Rohr, war leer. Nach wenigen Augenblicken mußte ich ihn im Walde verschwinden sehen! Noch immer aber stand der erste Löwe da. Auf ihn versuchte ich es mit der Doppelflinte, aber, wie ich befürchtete, fiel die Kugel zu kurz, und nach vergeblicher Verfolgung von über drei Meilen waren beide für immer verschwunden. Nun erst fiel mir ein, daß die Jungen, welche ich gesehen, junge Löwen gewesen sein möchten. Schleunigst schickte ich daher meinen Diener mit einem Sepoy und mehren Treibern voraus, um sie aufzusuchen; aber zum Unglück hatten die Leute, noch ehe ich selbst kam, den einen

Digitized by Google

schon gefunden und ihn, als er zähnefletschend sich gegen sie umwandte, mit Bambusknitteln erschlagen; den andern aber suchten wir ohne allen Erfolg. — In den nächsten Tagen wurden einige Bären und ein Samber geschossen. Am 23. hatte ich mich ein wenig von den andern separirt, als ich plötzlich eine reguläre Kanonade hörte und das Feuer von dem Elephanten sah. Von einem Kuhhirten instruirt hatten sie in einer buschigen Felsenwand zwei Leoparden und drei Bären zusammen gefunden und einen Bären und einen Leoparden davon erlegt. Gegen Abend setzte ich mich auf einem günstigen Platze auf den Anstand. Nach kaum einer Viertelstunde höre ich die Bewegung eines Steines und spanne meine Büchse; plötzlich sehe ich vor mir etwas Schwarzes, wo es vorher weiß war, und schicke, ohne mich zu bedenken, eine Kugel hin—da seufzt es tief und stürzt todt nieder; was war es? kein anderer, als Herr Braun und zwar ein Riesenexemplar, lebendig ohne Schwanz (weil er nämlich keinen hat), 5 Fuß 9 Zoll lang, der größeste Bär, den man hier gesehen. Die Haut mißt 7 Fuß 2 Zoll.

Meine Trophäen aus dieser Jagdexpedition sind: die Tiegerhaut, die Bärenhaut und die kleine Löwenhaut. Die Tiegerhaut ist leider wieder von ungeschickter Gerberhand verdorben; auf die Bärenhaut dagegen werde ich mich mit eurer Erlaubniß bald legen und aus der Löwenhaut wird, wenn gut präparirt, ein Muff nicht übel sein. Eine vierte Trophäe endlich besteht aus einem jungen Papagei, von guter, grün und rother Art, dem ich nächstens deutsche Stunden zu geben, und von dem ich darin das wieder zu lernen gedenke, was ich, wie ihr merken werdet, bereits vergessen habe.

Boorhanpore. In den ersten Tagen des Juni ging ich mit einigen meiner Sowars bis 20 engl. Meilen von hier zu den Ufern des Poorna, um Treibjagd auf Tiger zu machen; da wir keine fanden, wurde Zuflucht zu einem andern Mittel genommen. Wir banden Abends einen zahmen Buffalo an einen Baum, und richtig, am andern Morgen fanden wir ihn erschlagen und halb aufgezehrt. Nachdem ich mich so meiner Sache vergewissert, ließ ich mir sofort aus Laub und Strauchwerk eine Laube machen und bewachte, darin versteckt den Carcaß den ganzen Tag—vergebens, die Tiger waren zu vorsichtig; nur einmal hörte ich sie in der Ferne brüllen. Gegen Abend aber hatte ich eines der merkwürdigsten Schauspiele. Wir kennen wohl die Sage unter den Eingeborenen, daß der Tiger und der Pfau große Freunde seien, und wissen auch, daß beide oft zusammen gefunden werden, allein die Freundschaft war mir doch bisher sehr zweifelhaft gewesen. Gegen Abend sah ich nun plötzlich zu meiner Linken zwei Pfauen aus dem Dickicht treten, die bald, wie sich selbst bewundernd, still standen, bald ab und zugehend, erwartungsvoll nach dem Waldrande blickten. Dies mochte eine halbe Stunde bis gegen Sonnenuntergang dauern, als ich mit einem Male ein starkes Hissen hörte, von dem ich nicht unterscheiden konnte, ob es von einer Schlange oder von einer Katze komme. Endlich zeigte sich ein Tiger, nur viel dunkelfarbiger, als sonst Tiger sind. Er stand 200 Schritte zu meiner Linken, sich auf eigenthümliche Art amüsirend. Den groben Flußsand mit den Füßen knirschend, rieb er seine Beine damit, krümmte den Rücken zu großer Höhe, den Kopf niedergebogen, die lange Zunge bis auf den Sand hängend, und schüttelte sich dann wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. Die dunkle Farbe setzte mich in Erstaunen, doch überlegte ich mir, daß er sich wahrscheinlich im Wasser oder Sand gerollt habe. Das Merkwürdigste aber war, daß die beiden Pfauen und bald noch mehre, wie Trabanten um ihn standen, auf ihn zugingen und daß, wie ich deutlich sah, einer von ihnen unter oder an seiner Zunge etwas aufpickte. — Dieses Schauspiel nun betrachtete ich beinah eine halbe Stunde lang in großer Ungeduld und in der Hoffnung, der Tiger werde zu dem erschlagenen Buffalo kommen, allein er blieb, wo er war, und fuhr fort, sich mit Gymnastiks zu amüsiren. Endlich verließ ich mein Versteck und versuchte unter dem Schutze von Bäumen, ihm schußnahe zu schleichen, allein bald verschwanden erst die Pfauen und dann der Tiger; ich aber fühlte mich reichlich bezahlt durch das Schauspiel, das ich gesehen und das vielleicht wenige zu erleben Gelegenheit haben werden.

Zehn Tage später gelang mir die Jagd besser. Colonel Smee und Major Drumond von Asseerghur hatten mir ihre angenehme Gesellschaft geschenkt. Erstern lud ich ein, mich zu den Tigern zu begleiten; anfangs schwankte er, weil über Nacht am 16. Juni die Regenzeit angefangen hatte, allein da es sich aufklärte, marschirten wir, Zelte und Sachen vorausschickend, fort. An einem angeschwollenen Fluß, der Moona, hatten wir zwei Stunden zu halten und beim Hinüberreiten verschaffte mir mein gutes Pferd, das über einen Felsen stolperte, noch ein amüsantes Bad. Endlich in Shapore angekommen, erfuhren wir, daß in der Nacht ein Tiger eine Kuh aus der Heerde erschlagen hatte, und daß meine zwei Sowars schon vorausgegangen waren, um ihm mit zwei meiner Doppelbüchsen aufzulauern. Der gute alte Smee war von Ritt und Rheumatismus zu fatiguirt, und so eilte ich allein die vier Meilen meinen Sowars nach und fand sie auf zwei Bäumen über der erschlagenen

Digitized by Google

Kuh, von der kaum ein Bissen verzehrt war. Ich schlüpfte, ohne ein Wort zu verlieren, auf einen dritten Baum. Nach kaum einer Stunde sah ich, gegen Erwarten nicht vor mir, sondern hinter mir einen Tiger anschleichen; ich mußte mich drehen und stieß dabei mit dem Gewehr ein wenig ans Horn; der Tiger, ein mittelgroßer, hielt, gab ein Burrur und verschwand im Nu zu meinem großen Aerger. Ich corrigirte nun meinen Sitz und sah auch bald auf dem rings unbedeckten Boden den Tiger auf dem Bauche wieder heranschleichen. Schon wollte ich einen weiten Schuß versuchen, als viel näher ein großer Kerl Schritt für Schritt, seinen Kopf rechts und links drehend und wie eine Ente schreitend, in gerader Linie langsam ankam; ich schoß ihn durch Schulter und Herz und rollte ihn unter die Bäume der Sowars, welche ihm der Sicherheit wegen noch zwei Kugeln mittheilten. Wir schickten nach einem Wagen, ließen zwei Leute dort und kehrten vergnügt nach Shapore zurück.

Nachdem wir hierauf in zwei Regentagen fünf Cheetuls und einen Hirsch mit langem, schönem Gezweige geschossen, auch ein kaum 3 Tage altes Cheetul im hohen Grase lebendig gefangen hatten (eine Ziege nimmt sich seiner jetzt mütterlich an), verließ mich Oberst Smee wegen stärkerem Rheumatismus. Ich aber schickte von neuem zu den Kuhheerden und erhielt die Nachricht, daß sich wieder Tiger gezeigt hätten. Unverweilt eilte ich mit einem Sowar trotz Schlamm und Regen zu dem Platze, wo eine erwürgte Kuh lag, und da nahebei keine Bäume waren, zogen wir sie ungefähr 60 Schritte weiter in die Nähe von zwei großen belaubten Maua-Bäumen, schlüpften auf dieselben so hoch als wir konnten, hielten ein Stückchen Wachstuch über die Perkussionskappen und machten uns „fertig." Es war nahe an Sonnenuntergang, und nicht lange, so sah ich auch eine Tigerin kommen. Sie ging langsam grade auf den Platz zu, wo die Kuh zuerst gelegen hatte; als sie aber ihren Irrthum gewahrte, änderte sie ihre Manier ganz und gar — sie hielt, horchte, drehte sich, umkreiste seitwärts meinen Baum, in der vorsichtigsten Weise fortschreitend, und versuchte dann, auf den Zehen stehend, mit aufgerichtetem Nacken und Kopfe, durch das Laub zu spähen; wie sie so dastand, das Haupthaar mit großem, langem Backenbarte unter den Ohren, zu Berge stehend, sah sie aus, wie wenn der Vollmond zwei Spitzohren trüge. Allmälig näher gekommen, stand sie endlich nur noch dreißig Schritt von mir und wollte eben mit aufrechtem Haupte die Zehe noch einen Schritt vorwärts heben, als sie im Moment mit einem regulären Klapp todt auf die Seite kam—meine Kugel hatte ihr das Genick gebrochen; eine zweite Kugel meines Sowars ging ihr noch durch Bauch und Rücken. Sie hat die schönste, obgleich nicht sehr große Haut, die ich je gesehen, nicht strohfarbig, wie sonst die Tiger, sondern röthlich dunkelgelb mit vielen kohlschwarzen Streifen und Punkten, und schneeweiß unter dem Leibe. Die Haut mißt zehn Fuß; ich habe die größte Schwierigkeit gehabt, sie zu präpariren; drei Tage lange tauchte ich sie in Allaun und Salz, streckte sie dann aus und bedeckte sie mit gestoßener Kreide oder auch mit Saffran; das Trocknen mißlingt in dieser Jahreszeit sehr leicht.

Bald darauf hörte ich wieder von einem Tiger, der zwei Bullochsen getödtet habe, und zog mit 6 Sowars und 12 Treibern nach ihm aus. Kaum war ich am Orte, wo er sich aufhielt, angekommen, so sprang er dicht zwischen zwei Sowars durch: sie feuerten von ihren Bäumen, er überschlug sich aber galoppirte weiter; auch ich schickte ihm noch einen zweiten Schuß nach, worauf er sein zweimaliges Gebrüll ausstieß und verschwand. Vergebens verfolgten wir seine Blutspur, bis durch Zufall einer von meinen drei Dienern, die an einem Hügel beisammen saßen, das Gebrüll des Tigers täuschend nachahmte, um die Treiber zu erschrekken, und sofort zum eigenen Schrecken von dem wirklichen Tiger Antwort erhielt. Dicht bei ihnen aus dem Gebüsch springend, verschwand derselbe in einer Nullah (Schlucht) — ich sprang sofort, ihm den Weg abzuschneiden und sah dabei einen prächtigen schwarzgezeichneten (black faced) Tiger ruhig des Weges schreitend. Ich schoß und traf ihn durch die Schulter, da setzte er mit zweimaligem furchtbaren Gebrüll auf mich ein, daß ich kaum das "Sauve qui peut" rufen und wir alle uns auf die Bäume retten konnten. Bald darauf sahen wir den Tiger auf der freien Ebene; da es aber zu gefährlich gewesen sein würde, ihm jetzt nachzugehen, so verschoben wir es bis auf den nächsten Tag und kehrten einstweilen ins Cantonnement zurück. Am andern Tage fanden wir den Tiger fast an derselben Stelle im Gebüsch, trieben ihn in eine Nullah und bestiegen Bäume am Ufer, um ihn zu erspähen. Mein Sowar sah ihn zuerst und feuerte; der Tiger machte einen 20 Fuß hohen Satz ans Ufer, da streckte ich ihn mit einer zweiten Kugel nieder. Es ist ein enormes Thier; die Haut mißt mit dem Schwanz 11 Fuß, und die Muskeln seiner Schulter sind so hart und dick, daß die erste Kugel nur durch eine Schulter gedrungen war, und nicht, wie sonst bei einem Buffalo, durch und durch. Die Haut bereite ich selbst.

Für die nächsten fünf Monate hat die Jagd ein Ende, da man der Gesundheit halber nicht in die Waldung darf. (Grenzbn.)

Digitized by Google

Gedichte.

I.

Die Kinder an ihren Freund.*

Hab' Dank, hab' Dank, du guter Mann
Für's Buch, das du geschrieben,
Jedwedes Kind wird dich fortan
Als Freund gar innig lieben;
Denn, was du sagst, es ist so traut,
So recht aus Herzensgrunde,
Als wär's der Mutterliebe Laut,
Als käm's aus Vaters Munde!

Wie du es treu mit uns gemeint,
Wie edel du und bieder,
Das liest man, lieber Kinderfreund
Auf jeder Seite wieder.
Vom lieben Gott, vom frommen Kind
Weiß'st du so schön zu künden
Und viele gute Lehren sind
Im Buche drin zu finden.

Hab' Dank dafür! Doch, guter Mann
Dein Buch macht oft uns weinen
Und manche heiße Thräne rann
Um dich und um die Deinen.
Denn steht es auf dem Titel nicht
Mit Trauerschrift geschrieben?
„Der Mann, der in dem Buche spricht,
„Ist fern von seinen Lieben."

Sie weilen in dem Heimathland,
Sie, deines Herzens Sprossen.
Doch ach! ihr froher Sinn entschwand,
Ihr Aug' ist thränumflossen.
Sie sind allein, sie sind verwaist,
Sind ohne Stütz' und Rather,
Fern weilt des Hauses guter Geist,
Denn ferne lebt der Vater!

Indessen wir in muntern Reih'n
Uns tummeln, jubeln, scherzen,
Sind sie daheim, daheim allein
Mit dem gebrochnen Herzen.
Selbst jener schönste Tag im Jahr,
Der heil'ge Abend, naht er,
Trifft sie verstört, und freudebaar,
Denn ferne weilt der Vater!

Und du, ein trostlos Jammerbild,
Ein lebend schon Verscharrter,
Allein, geschieden, gramerfüllt,
Fühlst zwiefach Herzensmarter.
Kein Lichtstrahl will den Trauerort,
Der dich umschließt, bescheinen;
Du bist ein Fruchtbaum halbverdorrt,
Denn fern bist du den Deinen!

Und weil sie gar so traurig sind,
Die heimgelaß'nen Lieben,
Hast du ein tröstlich Angebind,
Dies liebe Buch geschrieben.
Ein treffliches Geschenk fürwahr.
Trost aber bringt es keinen,
Nicht dir, nicht heim der Kinderschaar,
Denn du bist fern den Deinen!

* Eine Blume an das Kerkerfenster Otto Heubner's, Mitglied der provisorischen Regierung in Dresden. Heubner hat ein Kinderbuch im Zuchthaus zu Waldheim geschrieben und eine Mutter gab den Gefühlen ihrer Kleinen Ausdruck in obigem Gedichte. In Deutschland durfte es nicht erscheinen, es hätte ja Mitleid mit dem Gefangenen erregen können. Anm. d. Red.

II.

Meersonnette.

1.

Ich fühl' es weh'n wie einen Hauch der Gnade,
Ich hör' es lauter, immer lauter brausen,
Ein neues Leben scheint um mich zu sausen,
Und endlich bin ich an dem Seegestade.

Mich schaudert's aber vor dem tiefen Bade,
Und unabweislich faßt mich kaltes Grausen
Vor den Geschöpfen, die da unten hausen,
Da unten in der großen Todtenlade.

Nicht die allein, die durch die finstern Mächte
Der Nebelmorgen und der Wetternächte
Verschlungen wurden an dem Felsenrande,

Todt nenn' ich die auch, die im Abgrund leben;
Der Seele Klang ward ihnen nicht gegeben,
Und ewig dämmert's in dem stummen Lande.

2.

Hoch in den Wolken kreuzen sich die Feuer,
Um mitzufechten thürmen sich die Wellen;
Die ganze, ganze Hölle scheint zu bellen,
Es ist ein Schauspiel göttlich ungeheuer.

Da hilft kein Segel und da hilft kein Steuer,
Es muß das Schiff an spitzem Riff zerschellen,
Und in den Fluthen, die zum Himmel schwellen,
Versinket bald das tannene Gemäuer.

Und während sprachlos ich bewundernd stehe
Und mit Genuß die Riesenrasereien
Der zürnenden Dämonen übersehe,

Mag kniend, keuchend, mag in Angst und Wehe
Des Fischers Weib zu Gott um Hülfe schreien,
Damit ihr Fischer nicht zu Grunde gehe.

Digitized by Google

3.

Von jenem Geiſt, der Cedern bricht und Eichen,
Du ſiehſt die See von jenem Geiſt beweget,
Vor deſſen Wucht, wenn er die Welt durchfeget,
Die kühnſten Schiffer ſchnell die Segel ſtreichen.

Und dieſer See willſt du das Volk vergleichen,
Das vom Orkane ſeines Zorns erreget,
Und müd des Jochs, das ſie ihm auferleget,
Die trotzigſten Tyrannen macht erbleichen.

Du magſt dich vor der wuthentbrannten Maſſe,
Wenn der Verzweiflung Furien ſie hetzen,
Wie vor der ſturmgepeitſchten Fluth entſetzen;

Doch wird in ihrem zügelloſen Haſſe
Die Schönheit nie ſie mit dem Grimm vereinen,
Nie dir erhaben, wie die See erſcheinen.

4.

Umgeben nicht von hellem Flammenheere
Seh' ich den Mond im Abendhimmel ſchwimmen,
Nur ſeltne Sterne ſeh' ich ſchüchtern glimmen,
Und alles ſchweiget in der blauen Leere.

Laut tönt's herauf dagegen von dem Meere,
Wohl ſcheint die See nicht wüthend zu ergrimmen,
Nicht hör' ich dießmal der Verheerung Stimmen,
Doch immer mächtig rauſcht der Wogen Schwere.

Jenſeits der Wolken in den ſtillen Reichen,
Die nie die Stürme dieſer Welt erreichen,
Nur wohnt die Ruhe, die dein Herz begehret.

Uns wird ſie nicht, uns ſelbſt nicht dann beſcheeret,
Wenn offne Zwietracht ſchlummert, und hienieden
Iſt blos ein mildrer Krieg der tiefſte Frieden.

(Morgenbl.)

Ein Pianiſt in Amerika.

Humoriſtiſch-muſikaliſche Skizze.

Nach einem ungedruckten engliſchen Manuſcripte von **Louis Ernſt**, bearbeitet von **A. M.**

Einleitung.

Die Zeiten ſind vorüber, in denen die extravaganten Einfälle einer lebendigen Einbildungskraft allein den Leſer befriedigen konnten. Die Nützlichkeits-Manie unſeres Zeitalters hat die Romantik getödtet, und obgleich der Herausgeber den Wechſel für keinen glücklichen hält, weil das Reich der Träume doch immer die Wirklichkeit, wie ſchön ſie auch ſein mag, übertreffen wird, ſo gereicht es ihm doch zum Vergnügen, in Berückſichtigung deſſen, daß das Publikum jetzt Thatſachen verlangt, um ſich zu amüſiren, hier mittheilen zu können, daß er ſeiner dichteriſchen Ader auf den nachfolgenden Seiten durchaus keinen Spielraum geſtattet hat, ſondern daß dieſelben einzig und allein in Auszügen aus einem Pack alter Manuſcripte beſtehen, die er zufällig in einer öffentlichen Auction an ſich brachte.

Seine Anſprüche ſind daher einfach die eines Abſchreibers, und während dieſes auf der einen Seite für den etwas mangelhaften Styl und die etwaigen Unvollkommenheiten dieſer Geſchichte eine Erklärung liefert, wird es auf der andern Seite doch wieder zum Genuſſe derjenigen Leſer beitragen — die nur eben dieſer Form den Vorzug geben; eine Betrachtung, deren Folgerichtigkeit der Herausgeber ſeiner eigenen Beruhigung halber nicht hofft in Zweifel gezogen zu ſehen. Aus Gründen, die ein Jeder zu würdigen wiſſen wird, ſind alle Namen ausgelaſſen.

I.

Ein Anfang und die mögliche Bedeutung deſſelben.

Und jetzt — hier möchte ſich der Herausgeber die Freiheit nehmen, zu bemerken, daß es ihm nie hat gelingen wollen, den Sinn dieſes Eingangs zu enträthſeln. Zum Troſte Derjenigen jedoch, denen das Nachdenken und Grübeln kein Vergnügen macht, die nur leſen — um zu leſen, und denen jede Verzögerung unangenehm iſt, giebt er hier ſeine unmaßgebliche Meinung über dieſen Streitpunkt, ohne jedoch damit andere Muthmaßungen von vornherein ausſchließen zu wollen. Aus anderen Papieren nämlich, die ſich in ſeinem Beſitz befinden, die aber mit dieſer Skizze in keinem Zuſammenhang ſtehen, ſcheint ſich zu ergeben, daß Herr N. ſeines Geſchäfts ein Kaufmann war, der vor einigen Jahren nach dieſem Lande überſie-

Digitized by Google

delte. Da es ihm nicht gelang, sogleich Beschäftigung zu finden, erinnerte er sich, daß er ein wenig Piano spielte und beschloß seine Thätigkeit auf die Musik zu richten, einem Geschäft, zu dessen Anfang es keines Kapitals bedurfte. Eine Zeitlang quälte ihn der Zweifel, ob es nicht besser sein würde, erst zu studiren und dann zu lehren, doch er war ohne Mittel und konnte nicht warten; durch die Noth gezwungen, sah er sich daher nach einem Platz um, der ihm für seine neue Beschäftigung günstig schien, und er scheint denn auch endlich den gewünschten Ort gefunden zu haben, wo die Leute weniger von Musik verstanden, als er, und wo es ihm gelang, sich mit Unterrichtgeben eine Existenz zu gründen. Es ist nur dieser Theil seiner musikalischen Laufbahn allein, die auf den vorliegenden Seiten beschrieben wird, und die Worte „Und jetzt," die am Eingange dieses Kapitels stehen, lassen wahrscheinlich schließen, daß Hr. N. die Feder erst dann ergriff, als das glückliche Ereigniß stattgefunden, oder gar, nachdem er sich bereits von dem Geschäfte zurückgezogen hatte. Der Herausgeber gesteht, daß er gern dieser letzteren Annahme Raum geben möchte und zwar aus zwei Gründen: Einmal nämlich ließe sich dann die Möglichkeit annehmen, daß es einen Glücklichen mehr in der Welt gegeben habe, und zweitens würde dadurch gewissermaßen bewiesen, daß ein Musiker in wohlhabenden Verhältnissen von seinem Stande zurückgetreten sei. Doch genug der Speculationen über diesen Gegenstand, die, wie der Leser auf den ersten Blick bemerken wird, noch bedeutend in die Länge gezogen werden könnten; kehren wir lieber zum Anfange zurück. Das erste Kapitel lies't dann folgendermaßen:

Und jetzt gelangte ich nach ——, einem hübschen Flecken, der die Eigenthümlichkeit an sich hat, Fremden höchst langweilig vorzukommen. Mein ganzes Gepäck bestand aus einem kleinen Nachtsacke, der sechs neusilberne Theelöffel und eine silberne Haarnadel, ein Vermächtniß meiner geliebten Mutter enthielt. Im Orte befand sich nur ein einziges Wirthshaus (Glücklicher Flecken, der nur ein Wirthshaus enthält! Wo die Stage in aller Stille ankömmt und wo keine Porter und Lohnkutscher sich um das Gepäck der Reisenden (die welches haben) zanken!), in dem ich natürlich abstieg. Ich strich mein Haar künstlergerecht zurück, nahm meinen Nachtsack unter den Arm, und die Wichtigkeit des Schrittes sowohl, wie meine neue Position erkennend, schreibe ich in's Fremdenbuch: „Herr N. aus Europa, Pianist verschiedener Kaiser und Könige," und zog mich dann würdevollen Schritts in mein Zimmer und zur Ruhe zurück.

II.

Eine Bekanntschaft, die Nutzen verspricht.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war es noch früh, doch, eingedenk des Grundsatzes, daß, um zu reüssiren, man nicht viel Zeit im Bette verbringen darf, erhob ich mich, kleidete mich an und begab mich hinunter zum Frühstück. Auf dem Gange dahin führt mich mein Weg durch das bar room, in dem ich verschiedene Personen bemerkte, die in dem Fremdenbuche eifrig die Namen der Neuangekommenen studirten. Der Wirth, ein sehr gefälliger, zuvorkommender Mann, lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen Herrn mit mächtiger Brille, bemerkend, daß derselbe der Editor der Zeitung des Fleckens sei, und daß er, mit meiner Erlaubniß, mich ihm vorstellen wolle, ein Vorschlag, den ich natürlich bereitwillig annahm. Nach den üblichen Complimenten und dem Austausch der hergebrachten Redensarten über das Wetter, lenkte sich unsere Unterhaltung natürlich auf musikalische Gegenstände, indem ich ihn mit dem Zwecke meines Besuchs bekannt machte und ihn wegen der Erlangung eines Klaviers um Rath fragte. Die Worte waren kaum aus meinem Munde, als er mich versicherte, daß er das beste Instrument im ganzen Orte besitze, und zwar eines mit den Extra-Tasten, eine Bemerkung, deren Sinn, ich muß es gestehen, mir etwas dunkel blieb, und daß, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, ihn nach seinem Hause zu begleiten, er mir dasselbe zeigen wollte; recht viel Ver-

Digitized by Google

gnügen würde es ihm machen, fügte er hinzu, wenn ich dasselbe auch recht häufig benutzen wollte, da seine Frau sowohl, wie er, obschon sie beide musikalisch seien, nicht spielten, und er keine Kinder besitze. Dies war ein merkwürdiges Zusammentreffen von glücklichen Umständen und ich eilte natürlich, seiner Einladung Folge zu leisten. — Doch um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir lieber hier einen Absatz machen und ein neues Kapitel beginnen.

III.

Ein Besuch beim Editor des Patriot and Freedom's Herald.

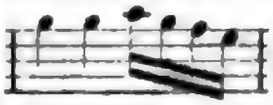
Die Wohnung meines Begleiters befand sich nicht weit vom Wirthshause und hatte eine Thür und zwei Fenster an der Vorderseite, doch aus einem mir unbekannten Grunde benutzten wir weder die eine, noch die andern, sondern eine Hinterthür, die in das Sanctum Sanctorum des Editors führt. Unsere Promenade wurde dadurch ein wenig verlängert, doch bedauerte ich dies um so weniger, als ich dadurch jetzt in den Stand gesetzt bin, trotz aller Anspielungen auf das Gegentheil, zu bezeugen, daß sich keine — Scheere darin befand, denn der Editor des Patriot and Freedom's Herald, als ein sehr eigener Mann, benutzt nur ein Lineal und ein scharfes Federmesser, weil, bemerkt er, man die Artikel grader und sicherer damit ausschneiden könne, und dadurch Irrthümer vermieden würden, die immer entständen, wenn die Seiten nicht genau beschnitten seien. Nachdem er mich eine Zeit lang damit beschäftigt hatte, einen riesigen Haufen Zeitungen zu durchblättern, wurde ich in's parlor geführt — aber, o Schrecken! auch hier erblickte ich nichts von dem verheißenen Instrument.

Mein Freund jedoch, der eine genaue Kenntniß seines Ameublements zu besitzen schien, schritt dreisten Schrittes nach einer Ecke, befreit dort mit sehr viel Grazie einen kleinen Kasten von seiner Umhüllung, bezeichnet denselben als das Piano mit den Extra-Tasten und lud mich ein, etwas darauf vorzutragen. — Das Instrument hatte genau vier und eine halbe Octave, was mich auf die Vermuthung brachte, daß mit den Extra-Tasten wohl die halbe Octave gemeint sei, und während ich noch überlegte, was ich möglicherweise auf einem so kleinen Umfange machen könne, unterbrach mein Freund meine Betrachtungen mit der Frage, ob ich den old Dan Tucker spielen könne? — Der Herausgeber erlaubt sich hier im Interesse derjenigen Leser, denen diese alte, wenn auch einfache Melodie nicht bekannt sein sollte, die Bemerkung einzuschalten, daß dieselbe sehr viel Aehnlichkeit mit dem bekannten Bärentanze hat, der bekanntlich mit 2 Fingern auf den hohen oder tiefen Tasten gespielt werden kann. — Ich hatte die Melodie auf meiner Reise zufällig oft summen hören, sie war mir daher bekannt und ich spielte sie augenblicklich abwechselnd in den hohen und tiefen Tönen. Die Wirkung, die ich dadurch hervorbrachte, war erstaunlich. Mein Freund gerieth in eine förmliche Extase. Die Familie, das Dienstmädchen einbegriffen, mußten mein Spiel mit anhören, und als ich mich endlich erhob, nahm er mich bei der Hand und sagte: „Ein junger Mann mit Ihren Talenten braucht um seine Zukunft in unserer Mitte nicht besorgt zu sein." Ich stattete ihm meinen Dank ab für die schmeichelhafte Meinung, die er von mir hegte, und entfernte mich.

IV.

Ein musikalisches Dilemma.

So weit ging alles vortrefflich. Ich kehrte nach meinem Hotel zurück, nahm mit außergewöhnlichem Appetit mein Frühstück zu mir und hatte mich eben wieder in mein Zimmer begeben, als sich ein lautes Klopfen an der Thür hören ließ und auf mein Hereinrufen zwei Herren eintraten, von denen der Eine eine Violine unter dem Arme trug, und der Andere eine Flöte mit einer Klappe und ein Notenblatt in der Hand hielt. Beide schienen ein wenig aufgeregt, und der Flötenbläser, indem er auf einen Takt zeigte,



, sagte: da liegt die Schwierigkeit, und Sie,

Digitized by Google

Sir, als ein Künstler von wohlbegründetem Rufe, sollen darüber abürtheilen; wir werden uns Ihrem Ausspruche gern unterwerfen." Das Compliment war ein so starkes, daß ich dasselbe, als bescheidener junger Mann, schweigend mit einer huldvollen Verbeugung des Kopfes erwiederte und die Herren ersuchte, mir den streitigen Fall zu erklären, damit ich ihn besser verstehen könne, indem ich sie zugleich versicherte, daß ich mich der größten Unparteilichkeit befleißigen wolle. Der Geiger begann darauf folgendermaßen: Hier, Sir, haben wir 6 Noten, und mein College besteht immer darauf, die beiden ersten langsam zu spielen, so daß er genöthigt ist, über die andern 4 hinweg zu eilen. Wäre es nun nicht besser, die ersteren nicht so lange zu halten, damit er für die übrigen mehr Zeit behielte? Man hat mir immer so viel von Takt vorgeschwatzt und doch habe ich nur wenig Personen gefunden, die nur das Geringste davon verstanden. Da halten sie sich bei zwei oder drei Noten auf, als ob sie darüber einschlafen wollten, und dann sind sie genöthigt, über die andern so schnell fortzueilen, daß sie es nur mit Hängen und Jagen fertig bringen. Meiner Meinung nach bedeutet Takt in der Musik Regelmäßigkeit und ich denke daher, daß es besser wäre, die Zeit auf alle Noten regelmäßig zu vertheilen." — Der Andere sprach vergeblich von ganzen und halben Noten, es half alles nichts. Ich war erst zu kurze Zeit im Ort, um es wagen zu dürfen, mir Feinde zu machen, und ich sann daher auf einen Ausweg, wie ich, ohne der Meinung des Einen oder des Andern zu nahe zu treten, mir Beide zu Freunden erhalten könne. Ich bemerkte daher nach einigem Ueberlegen, daß wir in einem freien Lande lebten, und daß, vorausgesetzt jeder Takt erhielte seine richtige Zeit, es dem Geschmacke und dem Gutdenken des Spielenden überlassen bliebe, seinem Gefühle auf irgend eine Note mehr oder weniger Luft zu machen. Diese Auseinandersetzung schien meinen beiden Besuchern außerordentlich zu gefallen. Sie nannten meine Ansicht eine sehr liberale, ganz und gar nicht pedantische und verließen mich in der heitersten Stimmung von der Welt, indem sie mich versicherten, alles was in ihren Kräften läge, aufzubieten, um mir von Nutzen zu sein. Später hatte ich Ursache, mir zu meinem gemäßigten Ausspruche zu gratuliren, denn ich erfuhr, daß diese beiden Herren die musikalischen Kritiker und Kunstkenner überhaupt des Städtchens seien.

V.

Ein verwegener Schritt.

Das Glück hatte mich also einmal wieder auf eine besondere Weise begünstigt, und ich beschloß das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Ein großer Streich mußte zu dem Ende geführt werden, der mir für immer die Gunst des Publikums sicherte und mich zugleich in den weitesten Kreisen bekannt machte. Ein Conzert schien mir zu dem Zwecke am passendsten, und nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, schrieb ich an jeden meiner neuen Bekannten ein höfliches Billet und lud sie auf denselben Nachmittag zu einem Besuche in meinem Zimmer ein. Ich breitete indessen ein halbes Dutzend neusilberner Theelöffel und die Haarnadel vor mir auf dem Tische aus und erwartete ihre Ankunft. Die Herren ließen mich auch nicht lange in der peinigenden Ungewißheit und der Angst vor dem kühnen Schritte, den ich zu thun im Begriffe war, und der, ich muß es gestehen, mir jetzt in etwas bedrohlichem Lichte erschien. Sie kamen also, denn auf dem Lande wohnen die Leute ziemlich nahe zusammen und haben, wenn sie sich nicht grade mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigen, in der Regel viel Zeit übrig. Als ich sie alle drei beisammen hatte, lud ich sie ein, sich an den Tisch zu setzen, schloß die Fenster und redete sie folgendermaßen an:

„Gentlemen! Sie sehen hier einen armen verbannten Künstler vor sich, einen Mann, der im Ueberfluß schwelgen könnte, der aber den abgelegensten Winkel in dem Lande der Freiheit, der Gunst der stolzesten Potentaten Europa's vorzieht. Ich habe, oder vielmehr mein Talent, hat mir bei den höchsten ge-

Digitized by Google

krönten Häuptern der alten Welt Zutritt verschafft; sehen Sie hier noch einige Zeichen der Achtung, die mir von denselben zu Theil wurden. Diese Löffel erhielt ich von einem Kaiser, der mein Spiel anzuhören beliebte, und diese Nadel von einem König, der Ihren gehorsamen Diener seiner besondern Gnade würdigte. Doch wozu bei diesen Repräsentanten despotischer Größe verweilen? Ich wünsche nichts sehnlicher als in Ihrer Mitte, unter freigebornen Bürgern zu leben, und zu dem Zweck beabsichtige ich hier ein Concert zu geben, um zu zeigen, was ich im Stande bin zu leisten, und um zu sehen, ob die Ermuthigung, die mir zu Theil wird, es mir erlaubt, mich unter Ihnen niederzulassen. Sehr viel wird von Ihren Bemühungen und Ihrer Theilnahme für mich abhängen, und ich wage darauf zu rechnen, daß Sie mir beistehen werden, den Ruheplatz zu finden, nach dem mein Herz sich sehnt, denn ohne Freiheit, wie Aristoteles sehr schön sagt, ist das Leben nur das Bild des Todes — mortis imago."

Diese Rede verfehlte nicht, die gewünschte Wirkung hervor zu bringen. Der Editor konnte sich kaum vor Enthusiasmus halten und begann die National-Hymne, das Stern besäete Banner, zu singen; der Geiger und ich vereinigten unsere Stimmen mit der seinigen und der Flötenbläser, der niemals ohne seine Flöte ausging, weil er sich derselben auch als Stimmgabel und Taktstock bediente, schrob die Stücke zusammen und begleitete mit den süßesten Tönen unseren patriotischen Chor.—

VI.

Urtheile und Rathschläge eines musikalischen Kritikers.

Ich gestehe, daß ich einen Augenblick fürchtete, das Ueberhandnehmen der Begeisterung und allgemeiner Aufregung möchte meine Freunde zu ferneren Berathschlagungen unfähig machen und mich so am Ende doch noch an der Erreichung des mir vorgesteckten Zieles hindern, indeß nachdem ungefähr ein Dutzend verschiedener Lieder gesungen war, begannen die Kehlen unverkennbare Zeichen von Ueber-Anstrengung von sich zu geben und positive Erschöpfung nöthigte meine drei Besuche endlich ihre musikalischen Turnübungen einzustellen. Diesen Augenblick benutzte ich, den Gegenstand, wegen dessen ich ja eigentlich diese Unterredung veranstaltet hatte, wieder zur Sprache zu bringen, und wie ich das nicht anders erwartet hatte, versprachen meine neuen Freunde nicht allein alles in ihren Kräften Stehende aufzubieten, sondern garantirten mir noch obenein einen glänzenden Erfolg, an den ich jetzt fast selbst zu glauben anfing, jetzt da mir der Beistand der Intelligenz des ganzen Ortes gewiß war. Es würde zu weit führen, die Einzelnheiten des Plans, den wir endlich adoptirten, hier zu beschreiben, nur kann ich nicht umhin eine Bemerkung des Flötenbläsers mitzutheilen, die eine eben so tiefe Einsicht als Originalität in der Auffassungsweise verrieth. „Sie müssen nämlich wissen," sagte er, „daß unser musikalisches Publikum in zwei Theile zerfällt, der eine Theil versteht gar nichts von Musik, verlangt aber Stücke, die sehr viel Geräusch machen, der andere Theil versteht eben so wenig davon, verlangt dagegen nur leise klagende Melodien, ja er geht so weit, daß ihm ein Stück um so mehr gefällt, je weniger er davon hört, und unter keinen Umständen könnte man ihm durch lärmende Musik Beifall entlocken. Dann giebt es außer diesen beiden großen Klassen noch einige Individuen, die wirklich ein Paar Noten verstehen, doch erwarten diese stets Frei-Billets zu erhalten. Ihrer Discretion bleibt es nun überlassen, diese verschiedenen Interessen zu versöhnen; der Erfolg Ihres Concertes wird in großem Maße von Ihrer Geschicklichkeit in dieser Beziehung abhängen."

Ich nickte dem Flötenbläser meine volle Beistimmung zu, und um zu zeigen, wie wohl ich seine Rathschläge zu würdigen wisse, beschenkte ich ihn und seine beiden Freunde auf der Stelle mit einem Frei-Billet, worauf sie mich mit den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen verließen.

Digitized by Google

VII.

Ein Concertzettel.

Die Bemerkungen des Flötenbläsers machten mir nach seinem Fortgehen einige Sorge, denn es war allerdings keine leichte Aufgabe, zu gleicher Zeit laut und leise zu spielen; indeß was war zu thun? Das Concert sollte und mußte stattfinden, und so ging ich denn rüstig an's Werk. Zuerst war es unumgänglich nöthig, eine Sängerin aufzutreiben, eine sehr schwierige Aufgabe, die ich fast als unerreichbar aufgab, als endlich eine junge Dame unter dem angenommenen Namen von Signora †† ihre Mitwirkung anbot, aber nur unter der Bedingung, daß sie hinter einem Vorhange auftreten dürfe. Besser etwas als nichts dachte ich, und machte mich daran, einen Concertzettel zu componiren, den ich drucken und an allen Ecken im Ort ankleben ließ.

Derselbe lautete:

Herr N.,

Pianist verschiedener Kaiser und Könige,

beehrt sich hiermit anzuzeigen, daß er am

Donnerstag Abend

unter Mitwirkung der berühmten Sängerin

Signora ††

im hiesigen Courthause

ein großes

Vokal- und Instrumental-Concert

zu geben die Ehre haben wird.

Herr N. wird bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seine neue Composition

Gruß an —

mit Motiven aus der beliebten Melodie Dan Tucker, die er mit einem Finger ausführt, öffentlich vortragen. Den Beschluß wird ein großes Finale

à la Yankee Doodle

machen, das er mit so viel Beifall in allen seinen Concerten in New York, Philadelphia und Boston gespielt hat.

☞ Tickets 25 Cents. Kein Aufschub wegen schlechten Wetters.

VIII.

Letzte Vorbereitungen.

Den folgenden Tag nahmen die nöthigen Anordnungen für das Concert meine ganze Zeit in Anspruch. Gegen Abend machten meine drei Freunde mir wiederum ihre Aufwartung und über einem Glase Brandy und Wasser heckten wir einen Plan aus, der nichts weniger bezwecken sollte, als die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine eclatante Weise auf meine Person und mein Concert hinzulenken. Es wurde nämlich beschlossen, daß mir Abends um 10 Uhr meine Freunde, der Flötenbläser und Geiger, eine Serenade bringen sollten. Die Idee schien mir eine sehr glückliche zu sein und in der Freude meines Herzens versprach ich ihnen als Belohnung einen Satz auf Eierpunsch mit Benutzung meiner von hoher Hand geschenkten Theelöffel. Mein Vorschlag wurde mit so lautem Beifall angenommen, daß ich mich des unwillkührlichen Gedankens nicht erwehren konnte, daß es doch eigentlich nur einer Kleinigkeit zur Glückseligkeit bedürfe, wenn man sich den angenehmen Eindrücken der Gegenwart nur immer ohne Rückhalt überlassen wollte.

IX.

Resultate eines Concerts.

Aus leicht zu errathenden Gründen bin ich nicht im Stande, eine lange Beschreibung der Serenade zu geben; genüge es daher hier mitzutheilen, daß das Wagestück, der Aussage aller Zeugen zu Folge, überaus glücklich von Statten ging, eine Bemerkung, die ich jetzt auch wohl in Beziehung auf das Concert machen darf, da dasselbe ja glücklich vorüber ist. Es graut mir jetzt noch, wenn ich, in die Vergangenheit zurückblickend, daran denke, wie mein ganzes Unternehmen auf dem Punkte stand, total zu scheitern, wie sich in der That Alles gegen mich verschworen zu haben schien. Die berühmte Sängerin nämlich war am Concertabende nicht im Stande, auch nur hinter einem Vorhange zu singen, und das Piano, in Folge seiner dünnen Beine, war nur dadurch zum Stillstehen zu bewegen, daß es an eine Wand gelehnt wurde; indeß meine neue Composition wog all' dieses Mißgeschick wieder auf und befestigte mich für immer in der Gunst meiner Mitbürger. Meine Bescheidenheit erlaubt

Digitized by Google

mir kaum einer Kritik des Patriot and Freedom's Herald zu erwähnen. Derselbe sagte nämlich am Morgen nach dem Concerte: „Wir haben nie in unserem Leben eine Produktion gehört, die dieser gleich käme; sie war ein wahrer Triumph der Kunst, Beethoven und Mozart vereinigt, Weber im Gewande der Freiheit!" Ich muß hinzufügen, daß sie in der That sehr für einen öffentlichen Vortrag geeignet war. Ich begann mit Dan Tucker, den ich mit beiden Händen spielte, dann kam Dan Tucker wieder mit einem Finger und endlich nur die Begleitung zu Dan Tucker mit der linken Hand allein. Dieser Augenblick war der Glanzpunkt des Abends; das gesammte Auditorium summte im Chor mit und das leise Taktschlagen mit den Füßen kündigte bereits den Beifallssturm an, der auf mein glänzendes Finale "Yankee Doodle" folgte. Der Tag, oder vielmehr der Abend war gewonnen, ein ungeheures Bouquet, von unbekannter Hand geworfen, fiel zu meinen Füßen und ein vierzeiliger Vers wurde mir von einer Deputation von 13 kleinen Mädchen überreicht, die die Musen und die 13 Staaten der Union darstellten. Meine Freunde, der Geiger, der Flötenbläser und der Editor, sowie eine Menge der angesehensten Bürger des Städtchens bestanden darauf, mich mit Musik nach meinem Hotel zurückzubegleiten; ihre in die Nacht hinaus glühenden Cigarren gaben der Prozession beinahe das Aussehen eines Fackelzuges, und so schloß sich mit dieser Demonstration ein Tag, der für meine Zukunft von den glücklichsten Folgen war.

X.

Anhang.

Hier folgt nun im Manuscripte eine merkwürdige Abhandlung über Aale, ihre medizinischen Eigenschaften und ein Mittel, dieselben schmackhaft für den Tisch zu bekommen. Der Herausgeber hat mit Recht gezögert, diesen Anhang hier folgen zu lassen, indeß da seine im ersten Capitel ausgesprochene Hoffnung dadurch eine indirekte Bestätigung findet, indem man wohl annehmen darf, daß Jemand, der seine Aufmerksamkeit der Feinschmeckerei zuwenden kann, sich in ziemlich guten Umständen befinden muß, und da es auch manchen Leser interessiren dürfte, so hat er geglaubt, hier wenigstens die Anweisung zur Aal-Erziehung folgen lassen zu müssen. Sie ist die folgende: Man nimmt einen hölzernen Kasten, den man der Länge nach vermittelst eines durchlöcherten Brettes in zwei Hälften theilt. In diese Abtheilung wird nun abwechselnd das Futter für die Aale geworfen, so daß diese, um dasselbe zu erreichen, genöthigt sind, sich durch die Löcher der Scheidewand hindurch zu zwängen, ein Hin- und Herkriechen, das die Aale natürlich dünn und lang erhält.

Den Rest der Abhandlung bewahrt sich der Herausgeber für eine spätere Gelegenheit auf, da die originellen Bemerkungen des Autors über die medizinischen Eigenschaften der Aale mit den hier mitgetheilten Auszügen in keiner Verbindung stehen, und da sie interessant genug sind, um in einem besonderen Aufsatze behandelt zu werden.

Literatur, Kunst und Musik.

Die neunte Symphonie von Beethoven.

Auf dem Karlsruher Musikfest kam Beethoven's neunte Symphonie zur Aufführung, das größte Werk des großen Meisters und die Grenzmarke auf dem Gebiete der Musik, an der die alte und neue Schule feindlich scheiden.

Richard Wagner hat bei Gelegenheit des Festes ein Programm zu diesem großartigsten aller Tongemälde geschrieben, welches von tiefem Verständniß des Beethoven'schen Genius zeugt und trefflich geeignet ist, dieses Verständniß in die Kreise unserer Leser zu tragen.

Vorbemerkung Richard Wagners.

Bei der großen Schwierigkeit, die Demjenigen, der zu einem genaueren und innigen Bekanntwerden mit diesem wundervoll bedeutsamen Kunstwerke noch nicht gelangen konnte, bei seiner ersten Anhörung für das Verständniß desselben entsteht, dürfte das Bestreben wohl erlaubt erscheinen, einem wahrscheinlich nicht ganz geringen Theile der Zuhörer, der sich in der bezeichneten Lage befindet, nicht etwa zu einem absoluten Verständniß des Beethoven'schen Meisterwerkes verhelfen zu wol-

Digitized by Google

len — da dies wohl nur aus eigener innerer Anschauung hervorgehen kann — sondern durch Hindeutungen wenigstens die Erkenntniß der künstlerischen Anordnung desselben zu erleichtern, die bei ihrer großen Eigenthümlichkeit und noch gänzlich unnachgeahmten Neuheit dem weniger vorbereiteten und somit leicht verwirrbaren Zuhörer zu entgehen im Stande sein dürfte. Muß nun zunächst zugestanden werden, daß das Wesen der höheren Instrumental-Musik namentlich darin besteht, in Tönen das auszusprechen, was in Worten unaussprechbar ist, so glauben wir uns hier auch nur andeutungsweise der Lösung einer unerreichbaren Aufgabe selbst dadurch zu nähern, daß wir Worte unsres großen Dichters Göthe zur Hilfe nehmen, die, wenn sie auch keineswegs mit Beethoven's Werke in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen und auf keine Weise die Bedeutung seiner rein musikalischen Schöpfung irgendwie durchdringend zu bezeichnen vermögen, dennoch die ihr zu Grunde liegenden höheren menschlichen Seelen-Stimmungen so erhaben ausdrücken, daß man im schlimmsten Falle des Unvermögens eines weiteren Verständnisses sich wohl mit der Festhaltung dieser Stimmungen begnügen dürfte, um wenigstens nicht gänzlich ohne Ergriffenheit von der Anhörung des Musikwerkes scheiden zu müssen.

Das Programm.

Erster Satz. Ein im großartigsten Sinne aufgefaßter Kampf der nach Freude ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalt, die sich zwischen uns und das Glück der Erde stellt, scheint dem ersten Satze zu Grunde zu liegen. Das große Hauptthema, das gleich anfangs wie aus einem unheimlich bergenden Schleier nackt und mächtig heraustritt, könnte dem Sinne der ganzen Tondichtung nicht durchaus unangemessen vielleicht übersetzt werden durch Göthe's Worte:

„Entbehren sollst du! Sollst entbehren!"

Diesem gewaltigen Feinde gegenüber erkennen wir einen edeln Trotz, eine männliche Energie des Widerstandes, der bis in die Mitte des Satzes sich zu einem offenen Kampfe mit dem Gegner steigert, in welchem wir zwei mächtige Ringer zu erblicken glauben, von denen jeder als unüberwindlich vom Kampfe wieder nachläßt. In einzelnen Lichtblicken vermögen wir das wehmüthig süße Lächeln des Glückes zu erkennen, das uns zu suchen scheint, nach dessen Besitz wir ringen und von dessen Erreichen uns jener tückisch mächtige Feind zurückhält, mit seinem mächtigen Flügel uns umschattend, so daß uns selbst der Blick auf jene ferne Huld getrübt wird und wir in finsteres Brüten zurücksinken, das sich nur wieder zum trotzigen Widerstand, zu neuem Ringen gegen den freuderaubenden Dämon zu erheben vermag. So bilden Gewalt, Widerstand, Aufringen, Sehnen, Hoffen, Fast-Erreichen, neues Verschwinden, neues Suchen, neues Kämpfen — die Elemente der rastlosen Bewegung dieses wunderbaren Tonstückes, welche jedoch einigemal zu jenem anhaltenderen Zustande gänzlicher Freudelosigkeit herabsinkt, die Göthe mit den Worten bezeichnet:

„Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken."

Am Schlusse des Satzes scheint diese düstre freudlose Stimmung, zu riesenhafter Größe anwachsend, das All zu umspannen, um in furchtbar erhabener Majestät Besitz von dieser Welt nehmen zu wollen, die Gott — zur Freude schuf.

Zweiter Satz. Eine wilde Lust ergreift uns sogleich mit den ersten Rhythmen dieses zweiten Satzes: eine neue Welt, in die wir eintreten, in der wir fortgerissen werden zum Taumel, zur Betäubung; es ist als ob wir, von der Verzweiflung getrieben, vor ihr flöhen, um in steten, rastlosen Anstrengungen ein neues, unbekanntes Glück zu erjagen, da das alte, das uns sonst mit seinem fernen Lächeln bestrahlte, uns gänzlich entrückt und verloren gegangen zu sein scheint. Göthe spricht diesen Drang auch für hier vielleicht nicht unbezeichnend durch die Worte aus;

„Von Freude sei nicht mehr die Rede:
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß!—
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechseln wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann!"

Mit dem jähen Eintritt des Mittelsatzes eröffnet sich uns plötzlich eine jener Scenen irdischer Lust und vergnüglichen Behagens: eine gewisse derbe Fröhlichkeit scheint in dem einfachen, oft wiederholten Thema sich auszusprechen, Naivität, selbstzufriedene Heiterkeit, und wir sind versucht, an Göthe's Bezeichnung solch bescheidener Vergnüglichkeit zu denken:

Digitized by Google

„Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest;
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz".—

Um solch eng beschränkte Heiterkeit als das Ziel unsres rastlosen Jagens nach Glück und edelster Freude anzuerkennen, sind wir aber nicht gestimmt: unser Blick auf diese Scene umwölkt sich, wir wenden uns ab, um uns von Neuem jenem rastlosen Antriebe zu überlassen, der uns mit dem Drängen der Verzweiflung unaufhaltsam vorwärts jagt, um das Glück anzutreffen, das wir ach! so nicht antreffen sollen. Denn wiederum werden wir am Schlusse des Satzes nur auf jene Scene vergnüglichen Behagens hingetrieben, der wir vorher schon begegneten, und die wir diesmal sogleich bei ihrem ersten Wiedergewahrwerden in unmuthiger Hast von uns stoßen.

Dritter Satz. Wie anders sprechen diese Töne zu unsrem Herzen! Wie rein, wie himmlisch besänftigend lösen sie den Trotz, den wilden Drang der von Verzweiflung geängsteten Seele in weiche, wehmüthige Empfindung auf! Es ist als ob uns Erinnerung erwache, Erinnerung an ein früh genossenes, reinstes Glück:

„Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß."

Mit dieser Erinnerung kommt uns auch hier wieder jene süße Sehnsucht an, die sich so schön in dem zweiten Thema dieses Satzes ausspricht, und dem wir nicht ungeeignet Göthe's Worte unterlegen könnten:

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn."

Es erscheint wie das Sehnen der Liebe, dem wiederum, nur in bewegterem Schmucke des Ausdruckes, jenes Hoffen verheißende und süß beruhigende erste Thema antwortet, so daß es bei der Wiederkehr des zweiten uns dünkt, als ob Liebe und Hoffnung sich umschlängen, um ganz wieder ihre sanfte Gewalt über unser gemartertes Gemüth zu erringen.

„Was sucht ihr, mächtig und gelind
Ihr Himmelstöne mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind."

So scheint das noch zuckende Herz mit sanftem Widerstreben sie von sich abwehren zu wollen: aber ihre süße Macht ist größer als unser bereits erweichter Trotz; wir werfen uns diesem holden Boten reinsten Glückes überwältigt in die Arme:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Ja, das wunde Herz scheint zu genesen, sich zu erkräftigen, und zu muthiger Erhebung zu ermannen, die wir in dem fast triumphirenden Gange, gegen das Ende des Satzes hin, zu erkennen glauben: noch ist aber diese Erhebung nicht frei von der Rückwirkung der durchlebten Stürme: jeder Anwandelung des alten Schmerzes drängt sich aber sogleich neu besänftigend jene holde, zauberische Macht entgegen, vor der sich endlich wie in letztem erlöschenden Wetterleuchten das zertheilte Gewitter verzieht.—

Vierter Satz. Den Uebergang vom dritten zum vierten Satze, der wie mit einem grellen Aufschrei beginnt, können wir ziemlich bezeichnend noch durch Göthe's Worte deuten:

„Aber ach! schon fühl' ich bei dem besten Willen,
Befriedigung noch nicht aus dem Busen quillen!—
Welch „holder Wahn,"—doch ach! ein „Wähnen" nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo! Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt—
Ihr quellt, Ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?"

Mit diesem Beginn des letzten Satzes nimmt Beethoven's Musik einen entschieden sprechenderen Charakter an: sie verläßt den in den drei ersten Sätzen festgehaltenen Charakter der reinen Instrumentalmusik, der sich im unendlichen und unentschiedenen Ausdrucke, kund giebt; der Fortgang der musikalischen Dichtung dringt auf Entscheidung, auf eine Entscheidung, wie sie nur in der menschlichen Sprache ausgesprochen werden kann. Bewundern wir, wie der Meister das Hinzutreten der Sprache und Stimme des Menschen als eine zu erwartende Nothwendigkeit in diesem erschütternden Recitativ der Instrumental-Bässe vorbereitet, welches, die Schranken der absoluten Musik fast schon verlassend, wie mit kräftiger gefühlvoller Rede den übrigen Instrumenten, auf Entscheidung dringend, entgegentritt, und endlich selbst zu einem Gesangsthema übergeht, das in seinem einfachen, wie in feierlicher Freude bewegten Strome die übrigen Instrumente mit sich fortzieht, und so zu einer mächtigen Höhe anschwillt. Es erscheint dies wie der letzte Versuch, durch Instrumentalmusik allein ein sicheres, festbegränztes und untrübbares freudiges Glück auszudrücken: das unbändige Element scheint aber dieser Beschränkung nicht fähig zu sein; wie zum brausenden Meere schäumt es auf, sinkt wieder zurück, und stärker noch als vorher dringt der wilde, chaotische Aufschrei der unbefriedigten Leidenschaft an unser Ohr.—Da tritt

Digitized by Google

eine menschliche Stimme mit dem klaren, sichern Ausdruck der Sprache dem Toben der Instrumente entgegen, und wir wissen nicht, ob wir mehr die kühne Eingebung oder die große Naivität des Meisters bewundern sollen, wenn er diese Stimme den Instrumenten zurufen läßt:

„Ihr Freunde, nicht diese Töne! Sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!"

Mit diesen Worten wird es licht in dem Chaos; ein bestimmter, sicherer Ausdruck ist gewonnen, in dem wir, von dem beherrschten Elemente der Instrumentalmusik getragen, klar und deutlich das ausgesprochen hören dürfen, was dem gequälten Streben nach Freude als festzuhaltendes höchstes Glück erscheinen muß.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.

Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt. u. s. w.

Muthige, kriegerische Klänge nähern sich: wir glauben eine Schaar von Jünglingen daherziehend zu gewahren, deren freudiger Heldenmuth sich in den Worten ausspricht:

„Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen."

Dies führt wie zu einem freudigen Kampfe, durch Instrumente allein ausgedrückt; wir sehen die Jünglinge muthig sich in eine Schlacht stürzen, deren Siegesfrucht die Freude sein soll; und noch einmal fühlen wir uns gedrungen, Worte Göthe's anzuführen:

„Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Der Sieg, an dem wir nicht zweifelten, ist erkämpft; den Anstrengungen der Kraft lohnt das Lächeln der Freude, die jauchzend im Bewußtsein neu errungenen Glückes ausbricht:

„Freude, schöner Götterfunken," u. s. w.

Nun dringt im Hochgefühl der Freude der Ausspruch allgemeiner Menschenliebe aus der hochgeschwellten Brust hervor; in erhabener Begeisterung wenden wir aus der Umarmung des ganzen Menschengeschlechtes uns zu dem großen Schöpfer der Natur, dessen beseligendes Dasein wir mit klarem Bewußtsein ausrufen, ja— den wir in einem Augenblicke erhabensten Entrücktseins durch den sich theilenden blauen Aether zu erblicken wähnen:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder—überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen!"

Es ist, als ob wir nun durch Offenbarung zu dem beseligenden Glauben berechtigt worden wären: jeder Mensch sei zur Freude geschaffen. In kräftigster Ueberzeugung rufen wir uns gegenseitig zu:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

und:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum."

Denn im Bunde mit von Gott geweihter allgemeiner Menschenliebe dürfen wir die reinste Freude genießen.—Nicht mehr blos in Schauern der erhabensten Ergriffenheit, sondern auch im Ausdrucke einer uns geoffenbarten, süß beglückenden Wahrheit dürfen wir die Frage:

„Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?

beantworten mit:

„Such' ihn überm Sternenzelt!
Brüder—überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!"

Im traulichsten Besitze des verliehenen Glückes, des wiedergewonnenen kindlichsten Sinnes für die Freude, geben wir uns nun ihrem Genusse hin: uns ist die Unschuld des Herzens wiedergegeben, und segnend breitet sich der Freude sanfter Flügel über uns aus.

Dem milden Glücke der Freude folgt nun ihr Jubel:—jubelnd schließen wir die Welt an unsre Brust, Jauchzen und Frohlocken erfüllt die Luft wie Donner des Gewölkes, wie Brausen des Meeres, die in ewiger Bewegung und wohlthätiger Erschütterung die Erde beleben und erhalten zur Freude der Menschen, denen Gott sie gab, um glücklich darauf zu sein.

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder—überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.—
Freude! Freude, schöner Götterfunken!"

Digitized by Google

Chopin.

Es giebt wenig Menschen, die sich so sehr in ihren Werken spiegeln, als Chopin. Zwar giebt jeder Lyriker in seinen Poesien mehr oder weniger sich selbst; aber höchst selten wird er bei dem Gewande, das er seinen Anschauungen umlegt, sich dem Einflusse der Zeit, der Mode, dem Bildungsgrade des Publikums im Allgemeinen entziehen können. Anders mit Chopin. Das, was ihn zu Chopin macht, sind weit weniger seine Ideen, als die Form, die er ihnen giebt, und diese Form ist nichts weiter, als das ängstliche Bemühen einer krankhaften künstlerischen Natur, ihren überwiegend sinnlichen Inhalt im Zaume zu halten. Chopin ist in seiner Musik wie die schüchterne Jungfrau, die um Alles in der Welt nicht die Regungen ihrer Seele laut werden lassen möchte, und die sie deshalb mit den wunderlichsten Formen und Gebilden zu verdecken weiß. Kein Componist hat vielleicht so sehr gefürchtet, sich gehen zu lassen, als Chopin, und Keiner hat in dieser Beziehung, oft um Geringes zu erreichen, so großartige Anstrengungen gemacht, als gerade er. Daher die bizarren Auflösungen und Fortschreitungen, daher die Dissonanzen, die für manches Ohr in der That „schreiend" sein mögen. Aber auf der andern Seite haben auch wenige Componisten so viel angebornes Taktgefühl, so ausgebildeten Formsinn aufzuweisen, als Chopin, und daher die klare Eintheilung, die saubere Ausführung, die Glätte in seinen Sachen. — Chopin hatte von dem Augenblicke an, wo er in Contakt mit der Gesellschaft kommen mußte, nur zu sehr empfunden, wie die Rauhheit dieser Berührung sein innerstes Wesen anfröstelte, gleich wie gewisse Blumen sich in sich zusammenziehen, wenn das Rauschen des kühlen Abendwindes vernehmbar wird; daher sein Streben, sich glatt zu machen für die Welt, daher die Kultivirung des ihm verliehenen Formensinnes für die Gesellschaft, daher die Heranbildung und Ausbildung des Weltmannes. Chopin war Weltmann, aber Chopin war auch Pole, und hier haben wir den letzten Schlüssel zur Erklärung dieser mit Recht eigenthümlich genannten Erscheinung. — Was die Nation im Allgemeinen ist, leidenschaftlich, und dann wieder schwach, hinfällig, sterbend, das war Chopin als Einzelner, die polnische Nationalität kam in ihm am vollendetsten zur Erscheinung. Gleich der Nation nahm er dann und wann einen großen Anlauf, aber bald hatte er nicht mehr den Athem, dieselben großen Schritte beizubehalten, und er machte dann die gewohnten kleinen, er fühlte dann immer auf's Neue, daß nur diese ihn erhalten konnten. Daher die Abgemessenheit derselben, die künstliche Berechnung, denen er sie unterwarf. Wie manche seiner Compositionen fangen großartig an, und wie bald stellt sich die kleine Art ein, die wir an ihm gewohnt sind, wie bald wird er wieder national, und was eine Tragödie hatte werden sollen, wird ein verkappter, polnischer Tanz! Chopin konnte sich schon seiner Natur nach seiner Nationalität nicht entziehen und da die letztere bei den Polen in musikalischer Beziehung hauptsächlich in den Tanzweisen und Rhytmen zu suchen, so darf es uns nicht wundern, daß das specifisch musikalische Talent, Chopin genannt, selbst wider Willen so oft in die Tanzmusik verfiel. Da nun wiederum diese in Polen etwas ungemein Charakteristisches hat, das bekanntlich jede Nationalität mehr oder weniger aufweisen kann, so ist auch hiermit der Charakter Chopinscher Melodien und der Grundlage seiner Harmonieführung erklärt. Man sieht, unendlich viel mußte zusammentreffen, Gutes wie Schlechtes, Gesundes wie Krankes, um Chopin und dessen musikalische Schöpfungen zu jenem absonderlichen Etwas zu gestalten, an dem sich die Elite der Gesellschaft, aber auch nur diese, bis jetzt erfreut hat und noch lange erfreuen wird.

Th. Hagen. (Sign.)

* Oskar von Redwitz hat einen Concurrenten erhalten, einen Herrn Edmund Böhringer, dessen soeben erschienenes „Ein Felsenkreuz" (Würzburg, Stahel) „Amaranth" und „Märchen" an „Christlichkeit" noch zu übertreffen scheint. Die „Siegelinde" wird davon natürlich nicht berührt; dafür hat der Verfasser genügend gesorgt durch die unvergleichliche Schwäche und Trivialität dieses Products, das, wie wir hören, sogar von den Parteigenossen des Dichters mit Seufzen perhorrescirt wird.

* C. M. Kertbény, ein junger Schriftsteller, der sich seit einigen Jahren in Deutschland aufhält, und sich bereits durch verschiedene Schriften über ungarische Literatur vortheihaft bekannt gemacht, hat neuerdings ein „Album hundert ungarischer Dichter in eigenen und fremden Uebersetzungen" herausgegeben. Das umfangreiche Buch enthält viel Interessantes, besonders auch in seinem biographischen Theil, und wird allen Denen, die sich einen Ueberblick über diese bis dahin so wenig bekannte und doch neuerdings so fruchtbare Literatur zu verschaffen wünschen, eine willkommene Gabe sein.

* Von François Arago's Schriften ist der erste Band einer Gesammtausgabe erschienen. Die Leitung derselben hat der Verstorbene seinen Söhnen übertragen; doch hat Alexander von Humboldt, bekanntlich der langjährige und vertraute Freund des berühmten Franzosen, eine Einleitung dazu geschrieben. Die Sammlung soll zwölf Bände umfassen und erscheint gleichzeitig französisch, englisch und deutsch; die deutsche Ausgabe im Verlag von Otto Wigand in Leipzig. —

Digitized by Google

Auch von Thiers' „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs" werden die drei letzten Bände als nahebevorſtehend angekündigt.

* Die Schiller'ſchen Erben haben beim Deutſchen Bundestag ein Geſuch um fünfundzwanzigjährige Verlängerung des Privilegiums eingereicht, welches die Schiller'ſchen Werke ſo lange in der Hand des Wuchers geſchützt hat. Bei dieſer Gelegenheit bringen die Zeitungen Notizen über den gegenwärtigen Beſtand der Schiller'ſchen Familie, denen wir Folgendes entnehmen. Von den vier Kindern, welche Schiller hinterließ, zwei Söhnen und zwei Töchtern, ſind nur noch zwei am Leben: nämlich der würtembergiſche Oberforſtmeiſter a. D. und weimariſche Kammerherr Karl von Schiller in Stuttgart, geb. 1793, und die Freifrau von Gleichen-Rußwurm in Würzburg, geb. 1804. Auch Schiller'ſche Enkel gibt es nur zwei: einen Sohn des Oberforſtmeiſters in Stuttgart, der als Rittmeiſter in öſtreichiſchen Dienſten ſteht, und einen Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Der älteſte Sohn Schiller's, der als Gerichtsrath in Köln lebte, iſt demnach ohne Erben geſtorben und ebenſo auch die älteſte Tochter, Karoline, verehelichte Junot, die vor einigen Jahren in Rudolſtadt ſtarb.

* Die münchener Induſtrieausſtellung ſoll, wie es ſcheint, zugleich ein Siegesfeſt der deutſchen Kunſt werden; ſchon wurden die deutſchen Maler zu einem allgemeinen Wettkampf eingeladen und nun erläßt Dingelſtedt auch noch eine Aufforderung an zwanzig der bedeutendſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ſich gleichzeitig während der Ausſtellung in München einzufinden und mit vereinten Kräften eine Reihe von Muſtervorſtellungen, dergleichen wohl ſchwerlich jemals eine Bühne der Welt geſehen haben würde, zu veranſtalten.

* Die Ueberſiedlung des Germaniſchen Muſeums von Nürnberg nach Koburg iſt feſt beſchloſſen und wird ſpäteſtens bis zum Herbſt zur Ausführung gebracht werden.

* Meyerbeers komiſche Oper: "l'Etoile du Nord," welche am 16. Februar in der Opéra comique zu Paris mit glänzendem Erfolg in Scene ging, enthält neunzehn Geſangsnummern, davon ſind aus dem „Feldlager in Schleſien" außer der Ouverture blos folgende Stücke entnommen: im erſten Acte ein Rondo, geſungen von Demoiſelle Duprez; im zweiten Acte die Introduction mit verſchiedenen Couplets, der Chor der Verſchwornen und ein Theil des Finales; im dritten Act nur das Terzett für Sopran und zwei Flöten; dieſes iſt Alles, was Meyerbeer von Geſangſachen in ſeinem neuen Werk von ſich ſelber entlehnt hat. Der alte Deſſauer Marſch iſt in der Oper zu einer ruſſiſchen heiligen Kriegs-Hymne umgeſtempelt worden. Drei Stücke mußten bei der erſten Aufführung repetirt werden.

* Vieurtemps erregt in Berlin in ſeinen Conzerten großen Enthuſiasmus. Sein Ruhm — ſchreibt der geiſtreiche Berichterſtatter der Nationalzeitung — als des erſten Violinſpielers in einer Zeit, die gerade auf dieſem Gebiete ſo hervorragende Erſcheinungen aufzuweiſen hat, iſt ein längſt geſicherter, und das eigentliche Geſchäft der Kritik, das ängſtliche Abwägen des Lobes und des Tadels und die wähleriſche Muſterung alles Einzelnen wird durch die Natur ſeiner Leiſtungen völlig ausgeſchloſſen. Die gewiſſenhafte Beurtheilung verwandelt ſich ihm gegenüber, der, höchſtens mit Ausnahme Joachim's, keinen ebenbürtigen Rivalen hat, in die unbedingteſte Anerkennung. Die vornehmſten Eigenſchaften ſeines Spieles ſind edle Klangfülle, vorzüglich reine Intonation, eine vollendete Technik und vor allen die impoſanteſte Ruhe ſeines Vortrags.

* Die zweite Sängerfahrt des Cölner Männergeſangvereins nach London iſt auf vier Wochen bemeſſen und findet in den Monaten Mai und Juni ſtatt. Es haben ſich über 70 Mitglieder des Vereins zu der Fahrt gemeldet.

* Der berühmte Tenor Rubini iſt in einem Alter von 60 Jahren auf ſeiner Villa zu Romano in der Provinz Bergamo geſtorben. Er hinterläßt ein Vermögen von nahe einer Million Frcs., welches er, ein Junggeſelle, demſelben Findelhauſe vermachte, das auch ihn einſt gaſtfreundlich aufgenommen.

* Lenau's bejammernswerthes Schickſal ſcheint ſich an einem deutſchen Muſiker unſerer Tage wiederholen zu wollen: Robert Schumann in Düſſeldorf, ſchon ſeit einigen Monaten kränkelnd, iſt in Wahnſinn verfallen; bereits ſollen die Aerzte ihn für unheilbar erklärt haben. Höchſt intereſſant ſowohl in pſychologiſcher Hinſicht wie auch in Beziehung auf Schumann's muſikaliſche Stellung iſt, was Briefe aus Düſſeldorf über die Form ſeines Wahnſinns berichten. Er ſoll nämlich von der fixen Idee beherrſcht ſein, als müſſe er eine gewiſſe Melodie wiederauffinden, welche Franz Schubert, ohne ſie niedergeſchrieben zu haben, mit ſich ins Grab genommen. Seinem Wärter auf einem Spaziergange entſprungen, hatte der Unglückliche ſich in den Rhein geſtürzt; die erſten Worte, die der Gerettete ausſtieß, ſollen geweſen ſein: „Nun habe ich ſie, nun habe ich die Schubert'ſche Melodie — nun will ich ja gerne ſterben!"

Von Gutzkow's „Die Ritter vom Geiſte" (Leipzig, F. A. Brockhaus) wird eine dritte Auflage angekündigt in 18 Halbbänden zu 10 Ngr., ſo daß alſo das ganze Werk zu dem außerordent-

Digitized by Google

lich billigen Preis von 6 Thlrn. zu haben sein wird; der erste Halbband, mit einer neuen Vorrede des Verfassers, in welcher derselbe sich besonders wegen des vielfach angegriffenen Ausdrucks von dem „Roman des Nebeneinander" vertheidigt, ist bereits erschienen und auch die Fortsetzung soll in kurzen Zwischenräumen folgen.

Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet, und der Kaukasus, Schilderungen der Völker und Länder Kaukasiens, von Friedr. Wagner, nebst dem Porträt Schamyls und einer colorirten Karte des Kaukasus. Leipzig, Remmelmann. — Dieses kleine Buch geht darauf aus, uns ein deutliches und wenigstens im Ganzen vollständiges Bild von der neuesten Geschichte und den Zuständen einer Ländergruppe zu geben, die in der gegenwärtigen Situation voraussichtlich eine große Rolle spielen werden. Man hatte sich in den letzten Jahren daran gewöhnt, die Tscherkessen mit einem flüchtigen romantischen Interesse abzuspeisen, welches man dem Untergange eines heldenmüthigen Volksstammes nie versagen kann. Im gegenwärtigen Augenblicke will es aber scheinen, als ob noch ein ganz anderes Interesse sich daran anknüpfen wird, als ob hier eine von den Stellen zu suchen ist, an denen dem russischen Riesen eine tödtliche Wunde beigebracht werden kann.

Benjamin Franklin,

geb. 17. Januar 1706, † 17. April 1790.

Wie viele deutsche Einwanderer sind wohl in den Vereinigten Staaten, die nicht schon im alten Vaterlande mit Begeisterung den Namen Franklin ausgesprochen hätten? Wie viele, in denen nicht die erhabene und menschlich-schöne Erscheinung der „Väter" dieser Republik den Entschluß, ein Bürger derselben zu werden, bestärkt, wenn nicht hervorgerufen hätte? Es wird sicher die Minderzahl sein. Benjamin Franklin wird immer als der zweite unter diesen Vätern genannt. In Deutschland aber, wie in ganz Europa ist Franklin gekannter und folglich auch mehr verehrt, als sein großer Freund Washington. Unzweifelhaft hat der lange Aufenthalt Franklin's in Europa viel dazu beigetragen, aber nicht minder hat die Persönlichkeit Franklin's, die Vielseitigkeit seines Wirkens und ganz besonders die philosophisch-humane Grundlage seines Charakters und Geistes ihn dem Deutschen als eine ideale Größe erscheinen lassen.

Der Deutsche selber müßte weniger Philosoph, weniger Humanist sein, wenn er sich nicht zu Franklin unter allen großen Männern der nordamerikanischen Revolution am meisten hingezogen fühlen sollte. Wenn etwas Wahres daran ist, daß so viele Deutsche, die in schwärmerischer Begeisterung für die Grundverfassung der Ver. Staaten und ihrer Schöpfer in dieses Land kommen, eine schmerzliche Täuschung erfahren, so trägt Benjamin Franklin keinen kleinen Antheil daran, weil seine Schöpfungen zu großartig und ideal waren —um länger als eine Generation hindurch von dem Volke gewürdigt und recht angewandt zu werden. Lassen wir uns deshalb nicht abhalten, ihm nachzustreben und auszubauen, was er gründete; denn was einmal gelang und bestand, ist auch möglich ein zweites Mal hergestellt zu werden, so schwer es auch sein mag. Sich Franklin's Leben in's Gedächtniß zurückzurufen, sein Wirken mit dem der heutigen Staatsmänner und Volksführer der Union zu vergleichen, ist unter solchen Umständen doppelte Pflicht gerade der Deutschen. Es heißt aber ganz gegen den Geist des Philosophen Franklin handeln, wenn man dies thun wollte ohne Kritik. Beides sei der Zweck dieser Skizze!

Benjamin Franklin war der Sohn eines aus England Eingewanderten und erblickte das Licht der Welt auf Governor's Island bei Boston, wo sein Vater ein armer Bürgersmann war, der es sich sauer genug werden lassen mußte, um seine zahlreiche Familie zu ernähren. Die Erziehung Benjamin's war daher durchaus nur darauf gerichtet, ebenfalls einen tüchtigen Handwerker aus ihm zu machen. Die Grundlage zu seiner späteren Gelehrsamkeit empfing Franklin daher nicht von Haus aus. Dagegen hat die Armuth und Rechtschaffenheit des Vaters, die aus Franklin's Selbstbiographie unzweideutig erhellt, entschieden den Grund zu der großen Arbeitslust, Einfachheit und unbestechlichen Redlichkeit gelegt. Die ersten Keime zu einem Streben nach Wissenschaft und Politik wurden in Fr. durch den glücklichen Zufall gelegt, daß ein intelligenter Kaufmann dem aufgeweckten Jungen seine Bibliothek zu Gebot stellte, was Benjamin mit Freuden benutzte. Die Helden und Staatsmänner der Griechen lernte er so kennen und faßte Begeisterung für sie. Viel hätte freilich nicht gefehlt, B. wäre durch die Mannichfaltigkeit seiner Lektüre auf Irrwege gerathen, denn er fing an zu dichten. Sein ganzes späteres Leben beweist, daß B. wenig Gaben dazu besaß. Sein Vater hatte das richtig erkannt und kühlte seine Phantasie durch gesunde und scharfe Kritik ab. Von dieser Zeit an schrieb B. für sich viel prosaische Aufsätze, in denen er es später zum Meister brachte.

Digitized by Google

Auf Franklin's praktisches Geschick, das ihn zum trefflichen Geschäftsmann und Verwaltungsbeamten machte, hat der Umstand wohl Einfluß ausgeübt, daß sein wenig bemittelter Vater ihn zu einem Handwerker in die Lehre that. Erst versuchte er die Seifensiederei, das Geschäft seines Vaters. Dann war er eine Zeit lang bei einem Messerschmid, und erst in der Schriftsetzerei seines Bruders fand er das Gewerbe, das ihm zusagte. Die Jugend Franklin's war eine ziemlich bewegte und ganz geeignet, einen Charakter zu bilden. Der despotische Charakter seines Bruders, bei dem er die Druckerei erlernte, trieb Benjamin zur Flucht. So ward er dazu gebracht, das "help yourself" praktisch auszuüben. Noch in früher Jugend führte ihn das Schicksal nach England. Die europäische Civilisation, die er nun kennen lernte, blieb nicht ohne Einfluß auf Franklin's Sinnlichkeit; seine gesunde Natur und die Selbstbeherrschung, die er durch die Erziehung erhalten, ließen ihn jedoch bald wieder zu einem geordneten Leben zurückkehren, wenn er sich eine Zeit lang in den Strudel des Sinnenrausches geworfen hatte. Franklin war 20 Jahre alt, als er mit der Erfahrung und der Ueberlegung eines Dreißigers aus England nach Philadelphia zurückkehrte. Schon damals hatte ihn sein logischer Kopf darauf gebracht, sich einen „Lebensplan" zu entwerfen, dem er in der That sein Leben lang treu blieb. Die Geschichte hat uns von keinem Manne eine logischere Ordnung in all seinem Thun nachgewiesen, als von Franklin. Sie zieht sich durch sein ganzes Leben, ja sie beherrschte es. Wie alles irdische Streben blieb auch dieses nicht ohne Mängel. Zum Extreme getrieben, führte es Franklin bis zur Pedanterei und einer Berechnung seiner Handlungen bis zur Philisterei. Andrerseits aber verdankt Fr. dieser praktischen Lebenslogik die Lösung der größten Aufgabe des Menschen, die Selbsterziehung und die Selbstbelehrung. In beiden hat es Fr. zu seltener Vollkommenheit gebracht.

Mit 23 Jahren war F. Chef einer eigenen, wohlgeführten Druckerei und zugleich Redakteur einer Zeitung (Philad. Gazette). Dieser doppelte Wirkungskreis erschöpfte seine Thätigkeit aber noch nicht. Gerade in diese Zeit fällt die Gründung seiner „Junto", dieser kleinen politisch-philosophischen Gesellschaft, aus deren Schooße, als sie sich später erweiterte, die trefflichsten Politiker und Institute, wie die öffentliche Bibliothek Philadelphia's, die philosophische Gesellschaft ꝛc. hervorgingen. Die Statuten der Junto sind ein treues Abbild von F's. Bildungslogik und humanem Charakter. Die Gesellschaft bestand Anfangs nur aus 12 jungen wackern Leuten, bis später jeder derselben eine Zweigjunto gründete. Herder war so begeistert von dieser Junto, daß er ihr eine ähnliche nachbildete, seinen „Bund der Humanität". Freilich war der Erfolg nicht so glänzend, als bei F. Für die Gegenwart würde eine Wiederbelebung dieser Idee sicher von großem Nutzen sein. Der Verfasser dieser Zeilen gesteht mit Vergnügen, daß er den Werth derselben an sich erfahren. Vor fast 10 Jahren gehörte er zu einem „Franklinverein" im deutschen Vaterlande, der nach dem Muster der Junto gebildet war. Die Begeisterung für ihren Stifter hatte ihn und mehrere seiner Freunde zur Gründung desselben veranlaßt, ehe sie noch ahnen konnten, daß es das Schicksal mehrerer derselben sein werde, in F's. Vaterland auch für sich eine neue Heimath zu suchen. Als Redakteur, wie überhaupt als Schriftsteller, hielt F. an einem Grundsatze fest, der heute nur noch von wenigen Blättern der Union gekannt zu sein scheint (die deutschen Blätter nicht ausgenommen), die Vermeidung aller Schmähungen und persönlichen Schimpfereien.

Was würde F. sagen, wenn er z. B. einen „Herald", eine „katholische Kirchenzeitung" zu lesen bekäme? Neben seiner Gazette wirkte F. aufs thätigste als Volksschriftsteller (Richards Almanach). Hier wirkte F. durch seinen ächt volksthümlichen Styl und besonders dadurch, daß er den Leuten die Tugenden nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch aus Nützlichkeitsgründen empfahl. Der eigenthümlich-amerikanisch-praktische Sinn ist darin nicht zu verkennen. Die Macht einer guten Presse hat sich überhaupt in Franklin's Hand aufs glänzendste bewährt. Mit ihr schuf er die Miliz zur Vertheidigung der Grenzen, mit ihr brachte er die Subscription zu Stande zur Gründung der „Academie" (späteren Universität), mit ihr kämpfte er siegreich gegen alle englischen Anmaßungen der Gouverneure und Anderen.

Die ausgebreitetste Thätigkeit für das öffentliche Leben, wie als Geschäftsmann genügte aber F's. rastlosem Schöpfergeiste nicht. Seine Neigung für das Praktische zog ihn zu den Naturwissenschaften hin. Auch hier sehen wir ihn keine neuen Systeme aufbauen, keine Untersuchungen über Hypothesen anstellen, wir sehen ihn sofort die gewonnenen Kenntnisse und gemachten Beobachtungen für das Leben nützlich machen. So erfand er die Sparöfen, die gekupferten Lettern und endlich den Blitzableiter. F. war der tüchtigste Geschäftsmann, er war der berechnendste Kaufmann, aber es fiel ihm nie ein, mit seinen Erfindungen blos ein business treiben zu wollen. Aufs bereitwilligste theilte er sie durch die Presse mit und gab eher noch Geld dazu, wenn sie nur eingeführt wurden. Das „Patentwesen" des heutigen Amerika ist wahrlich keine Frucht, die von ihm gesäet worden.

Franklin, den die Krone durch Ernennung zum

Digitized by Google

Generalpostmeister vergeblich zu gewinnen gesucht, trat jetzt in eine Periode, wo er seine Talente als Staatsmann geltend machen sollte. Als Bekämpfer der Stempelakte von den Colonieen nach London geschickt, war er ein Vertreter, ein Gesandter seines Landes, gegen den die heutigen Gesandten der jetzt mächtigen Union sich oft wahrhaft erbärmlich ausnehmen. Sein Erscheinen vor dem Parlament in der denkwürdigen Sitzung vom 3. Febr. 1766, seine kräftige, edle Sprache imponirte mehr, als die Noten unsrer heutigen Staatsmänner gegen Hülsemann und die frechen Despoten, die in Deutschland die amerikanischen Bürger mißhandeln. Hauptsächlich Franklin's Haltung ist die Zurücknahme der Stempelakte zuzuschreiben. Durch diese Handlung trat F. nach seiner Rückkehr an die Spitze der Opposition gegen Englands Regierung und Parlament. Seines Amtes als Generalpostmeister entsetzt, konnte F. sich desto ausschließlicher der Sache der Colonieen widmen. So sehr er jedoch auf die Selbstregierung derselben hinarbeitete, so wenig dachte er noch an eine Trennung derselben von der Krone. Am eifrigsten strebte er nach Einigung der Colonieen in sich. Schon 1754 hatte er dem Congresse in Albany den Unionsplan vorgelegt, der aber noch kein praktisches Resultat hatte. 1774 wurde hauptsächlich auf sein Anstiften der berühmte allgemeine Congreß berufen. F's. humane Natur und sein angeerbtes britisches Nationalgefühl, seine Pietät gegen England ließen ihn nochmals mit Chatham unterhandeln. Dieser große Staatsmann beantragte in Folge dessen die Zurückziehung der englischen Truppen aus Boston. F. war selbst in dieser Sitzung, hörte die edle Anerkennung, die Chatham ihm und den Colonieen zu Theil werden ließ, aber auch die Verwerfung des Antrags. Die Folge davon war das Gefecht bei Lexington (19. April 1775). Von dieser letzten Sendung nach England kehrte F. nach Amerika als Republikaner zurück. Im folgenden Jahre saß er im Congreß und in dessen Commission zu Abfassung der Unabhängigkeitserklärung. Mit größter Energie vertheidigte er Jefferson's Entwurf. Nach dem 4. Juli 1776 war es F., der die Nothwendigkeit äußerer Hülfe erkannte und dem Congresse schilderte. So sehen wir ihn als Gesandten nach Versailles gehen. Allein F. gelang es, das Bündniß Frankreichs mit den 13 Staaten zu Stande zu bringen. Schon vorher hatte er französische und holländische Geldunterstützungen vermittelt. Das große Räthsel, Diplomat und Ehrenmann zugleich zu sein, löste F. wie kein zweiter und nur dadurch, daß er sich als Gesandten des Volkes zum Volke betrachtete und durch seine Persönlichkeit sich und seiner Sache immer neue Anhänger zu gewinnen wußte. Es gehörte ein Band dazu, um zu schildern, wie unermüdlich F. während der 8 Jahre seiner Gesandtschaft das Interesse der flüchtigen Franzosen neu anzufachen und zu verstärken bemüht war. Wer weiß, wie unentbehrlich die französische Hülfe für die Beendigung des Unabhängigkeitskrieges war, weiß auch den Werth von F's. Thätigkeit dafür zu würdigen.

F's. letzte Lebensthätigkeit war theils Pennsylvanien gewidmet und als Mitglied des Nationalconvents der Abfassung der Constitution der Ver. Staaten. Hier kämpfte er mit aller Macht besonders nach zwei Richtungen hin: einmal, sie auf die Basis der Menschenrechte nach seiner und seines Freundes Th. Paine Auffassung zu stellen und dann das Land vor einer Geld- und Beamtenaristokratie zu sichern. Wie weit ihm dieß gelungen, lehrt eine unparteiische Prüfung der Gegenwart.

Sein Tod erregte eine Trauer in der Welt, wie sie noch beim Tode weniger großen Männer stattgefunden.

Dieser kurze Lebensabriß des großen Mannes dient dazu, unsern Lesern die Hauptmomente und die Richtungen seiner Thätigkeit in's Gedächtniß zurückzuführen.

Wie vieles ist aber da nicht zu verfolgen, zu staunen, zu bewundern! Keine Zeit aber scheint uns dazu geeigneter seit dem Scheiden Franklins, des großen Menschen und großen Bürgers, als die jetzige, wo die Republik der Ver. Staaten so kleine Bürger und kleine Menschen an den Plätzen sieht, die fast ein halbes Jahrhundert lang nie befleckt worden waren durch schwächliche Charaktere oder kurzsichtige Köpfe, weil man sie nur den Bürgern anvertraute, die der Stolz der Republik und ihrer Freunde sein, den Neid ihrer Widersacher erwecken konnten. Noch wage Niemand zu sagen, daß das „glückliche Land" der Ver. Staaten keine solche Männer mehr in seinem Schooße berge — dazu ist zum Glück noch gesunde Kraft genug im Volke — aber wer wagt zu behaupten, daß diese Männer, die würdig wären, die Nachfolger so reiner Charaktere zu sein, wie die früheren Lenker der Republik, diese Plätze jetzt einnehmen? Wer hat die Kühnheit zu behaupten, daß die Liebe zum Ganzen, das Interesse des Volkes und nicht die Selbstsucht, das gemeine Ich, die vorherrschenden Motive des Handelns der großen Mehrzahl Derer sind, in deren Händen die öffentlichen Angelegenheiten liegen?

Wir sind überzeugt, Alle, die uneigennützige Liebe für die Wohlfahrt der Union hegen und die das jetzige Treiben der öffentlichen Beamten und Vertreter anwidert, blicken zuweilen Trost suchend zu den Männern der Vergangenheit. Keiner von Allen scheint dazu geeigneter, als gerade Franklin. Sein Wirken ist unter all den Heroen des

Digitized by Google

vorigen Jahrhunderts, die Amerika aufzuweisen hat, das vielseitigste und trägt dabei am meisten den republikanischen, ja den specifisch nordamerikanischen Charakter in der ausgeprägtesten Form. In ihm finden sich die großen Vorzüge desselben in seltenem Grade ausgebildet, während wir die Mängel mehr im Keime sehen, mindestens in so wenig hervortretend, daß sie jene im Wesentlichen nicht beeinträchtigen konnten. Wo ist ein zweiter Mann in der Union, der das "help your self" mehr zu seinem Lebensprincip genommen und so viel damit ausgerichtet hätte? Wo ist ein zweiter Autodidakt (Selbstlehrer), der sich aus dem Proletariat mit (anfänglich wenigstens) so mangelhaften Hülfsmitteln zu höherer Bildung und Gelehrsamkeit hinaufgearbeitet hätte? Wo endlich ist ein Zweiter, der den selbsterworbenen Reichthum uneigennütziger und mit mehr Geschick zum Besten Anderer verwandt hätte, der seinen Grundsätzen von Sitteneinfachheit und republikanischer Bürgerlichkeit dabei treuer geblieben wäre, als Franklin?

Ist sein ganzes Leben nicht der Spiegel des gewissenhaftesten und klügsten Haushalters? Seine Zeit, Kräfte und Mittel berechnete er auf's Genaueste und schaltete mit der größten Umsicht mit ihnen. Der Ausspruch "time is money" rührt von ihm her ("Advice to a young Tradesman"). In allen diesen Vorzügen sollte er jedem Amerikaner, ja jedem Menschen zum Vorbild dienen. Noch haben wir aber auf zwei Hauptgrundsätze aufmerksam zu machen, die in seinem Wirken merklich hervortreten: seine Bekämpfung der religiösen Unduldsamkeit bei eigener großer Religiosität und sein die ganze Menschheit umfassendes, durchaus kosmopolitisches Streben, das er bei all seinem Thun und selbst da nicht aus den Augen setzte, wo es sich zunächst nur um vaterländische Einrichtungen handelte. Das Erstere wird am schlagendsten dokumentirt durch seine Begründung einer Kirche in Philadelphia, in der Jeder, der Vorträge über Religion halten wollte, sprechen durfte, gleichviel welcher religiösen Sekte er angehöre; das Zweite beweist unter Anderm sein wiederholtes Bekämpfen der Sklaverei, der Vertrag, den er zwischen den Ver. Staaten und Preußen zu Stande brachte und der beiden Ländern, falls sie je miteinander in Krieg gerathen sollten, eine humane Behandlung Aller zusichert, die nicht persönlich an dem Kampfe Theil nehmen oder entwaffnet sein würden.

Der Vertrag ist wieder aufgehoben, als „unpraktisch." Möge er das gewesen sein, so ist doch die ihm zu Grunde liegende Idee so menschlich schön, daß sie F. in den Augen jedes Freundes der Humanität um so mehr zur Ehre gereicht, je seltner man jetzt in der Union auf solche Ideen stößt. F. „litt" überhaupt an dergleichen Ideen, sagen die praktischen Leute von heute. Wir wissen nur eine, die man dahin rechnen und entschieden tadeln muß. Das war eine vorübergehende Selbstverblendung, die ihn zu dem Wahne brachte, der Mensch könne es in der Tugend zur Vollkommenheit bringen. F. selbst erkannte diesen Fehler noch rechtzeitig. Allein dies führt uns auf einen zweiten: die Pedanterei, mit der er sich selbst regierte. F. regierte sich nicht blos, sondern er policirte sich fast. Er ging in der „Berechnung" aller seiner Handlungen oft bis in's Kleinliche. Nichts war an ihm zufällig; bis auf den Rock und Knopf war Alles überlegt und, wir möchten sagen, numerirt und registrirt. Daß dies ihn hier und da auf Irrwege führen mußte, war natürlich. Wir erinnern an seine Periode, wo er das Fleischessen für schädlich und unrecht hielt. Nie besuchte F. daher auch einen öffentlichen Vergnügungsort. Er mag die „Vergnügungen," die dort herrschten, nicht geliebt haben. Aber wir finden auch in seinem Leben Nichts, was uns sagte, daß er die hohe sittliche Nothwendigkeit edler Volksvergnügungen erkannt und dafür etwas gethan hätte. Kein Wunder, daß, mit einziger Ausnahme des deutschen Theiles der Bevölkerung, sich noch so viel Rohheit in den Volksbelustigungen der Amerikaner zeigt. Franklin's Pedanterei, die auf die Form so viel hält, verdanken wir noch heute manche Mißbräuche, so z. B. die Eröffnung des Congresses mit einem Gebet. Nur da, wo sie nicht überflüssig und leer wäre, sehen wir eine solche Form untergehen. Wir meinen die Beibehaltung des bürgerlichen Kleides Seitens der Gesandten der Union an auswärtigen Höfen und bei der Miliz, in der der Uniformenprunk bis zum Lächerlichen gestiegen ist. Damit kommen wir auf andere Verunstaltungen der Schöpfungen Franklin's durch die jetzigen Bürger der Republik.

Wo der große Mann irrte, sehen wir diese Irrthümer oft angenommen. Auch die Vegetarian-Societies stützen sich auf einen solchen Irrthum. Seine strenge Mäßigkeit, die nie über den Grundsatz: Trinke nicht bis zur Berauschung, hinausgriff und dies nur als Grundsatz der Selbstregierung hinstellte, wird mißbraucht, um ein Staatspolizeiregiment daraus zu machen. Sein Grundsatz: time is money, ist freilich der Wahlspruch jedes Amerikaners, aber time is nothing else but money, dürfte die Auslegung sein, die diesem Grundsatze jetzt häufig gegeben wird. Noch steht das große Werk, an dem Fr. so wesentlichen Antheil nahm, die Constitution der Ver. Staaten unverletzt, der Grundpfeiler der Union; aber es bedarf entschieden eines Zurück-

Digitized by Google

greifens in die Tugenden seiner Stifter, wenn es nicht Schaden leiden soll. Möge der Geist Franklin's in allen seinen großen Eigenschaften von Allen zum Vorbild genommen werden, die die Freiheit und das Vaterland lieben, sei es ihr Geburtsland, oder ihre selbstgewählte Heimath.

Keine beredteren Worte können das Andenken Benjamin Franklin's würdiger feiern, als der Spruch D'Alembert's:

Eripuit cœlo fulmen, sceptrumque tyrannis!
(Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter!)

und die Mirabeau's, als die Nachricht von F's. Tode die Nationalversammlung Frankreichs erreicht hatte:

„Franklin ist todt. Der Geist, der Amerika die Freiheit gab und Lichtströme über ganz Europa ergoß, ist in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt. Der Weise, der zwei Welten angehörte, der Mann, den die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Reiche einander streitig machen, behauptet eine hohe Stelle in der Menschenwelt. Völker sollen nur um ihre Wohlthäter trauern, die Vertreter freier Männer nie Andere, als Heroen der Menschheit zur Huldigung empfehlen.

Ich schlage vor, daß die Nationalversammlung drei Tage lang um Benjamin Franklin Trauer anlege." ***

Correspondenz.

London, Ende März, 1854.

Der Krieg mit Rußland.—Russisch-türkischer Krieg v 1828-29.—Die Arbeitseinstellung in Preston.—Conferenz der Society of Arts.—Carl Dickens.—Arbeiter-Parlament.—Dr. Marx.—Reformbill.—Erziehung und Gesetzgebung.—Jugendliche Verbrecher.—Die Atlantis, Dr. Elze.—Todesfälle.

Endlich—Krieg! Denn obgleich noch keine offene Kriegserklärung erfolgt ist, und legaler Weise immer noch behauptet werden kann, und gelegenheitlich behauptet wird, daß England und Rußland nicht im Krieg begriffen seien—die sonderbare Rede von Sir James Graham bei dem Napierbankett ändert das nicht—: so ist doch zu viel gesprochen und endlich!—auch gehandelt worden, als daß den ehrenwerthen Waschweibern vom Friedenscongreß noch irgend eine Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens geblieben wäre. Die nächsten Zeitungsberichte müssen von Gefechten reden.

Jedermann in England erwartet einen günstigen Ausgang des Krieges. Wir sind nicht so sanguinisch, als unsre englischen Freunde, deren Nationalgefühl sie mit einer erklärlichen Sicherheit erfüllt. Die englische Regierung führt Krieg. Die Personen der englischen Regierung sind zu diesem Krieg durch die öffentliche Meinung gezwungen worden. Das ist eine Thatsache, auf die der Engländer stolz sein darf. Aber die öffentliche Meinung hat ihr Werk nur halb gethan. Die Ausführung eines Werks sollte immer denen anvertraut werden, die dem Plane günstig gewesen. Es ist die Geschichte von dem neuen Wein in alten Schläuchen. Es ist der Irrthum, der das deutsche Volk glauben ließ, der grausam gedemüthigte König von Preußen könne die Verfassung aufrichtig annehmen, könne ein constitutioneller Monarch werden, da ihm die Constitution aufgedrungen. Es ist ein Irrthum, der allzuhäufig in der Geschichte wiederkehrt, und uns zeigt, daß wir oft sehr gute Politiker zu sein glauben, wenn wir nur schlechte Psychologen sind.

Diesmal war's freilich wohl eben so sehr ein Irrthum, als eine Nothwendigkeit. Es kann kein anderes Ministerium gebildet werden: die eigentlichen Radikalen sind viel zu schwach. Die friedlichen Baumwollenseelen, Cobden, Bright und Genossen sind viel schlimmer als die Whigs, und würden ruhig die Welt aus den Fugen gehen lassen, wenn sie auch die Macht hätten es zu verhindern, vorausgesetzt, daß ihnen ein Winkelchen bliebe, wo sie Geschäfte machen könnten, und sie sind viel zu kurzsichtig, um zu begreifen, daß diesmal das Geschäftemachen selbst, mit andern Dingen, bedroht ist. Die Peeliten haben vielleicht in ihrer Partei noch einige Funken von dem Feuer ihres großen Führers, aber sie sind, wie die Radikalen, numerisch viel zu schwach; und obgleich — oder weil— alle Welt freihändlerisch geworden ist, können sie als Partei nicht über eine Majorität verfügen, weder im Parlament, noch im Lande. Die eigentlichen Tories will das Land nicht. Und doch wäre von einem Ministerium Derby-D'Israeli, dem sich natürlich Palmerston angeschlossen hätte, eine raschere Erklärung und kräftigere Führung des Krieges zu erwarten gewesen, als von den lendenlahmen Whigs. Es ist wahr, die Ausführung innerer Reformen wäre um einige Jahre verzögert worden. Allein der gegenwärtige Krieg betrifft die Bedingungen der Existenz, und die Stellung Englands in der civilisirten Welt. Wenn wir selbst die Frage nur von einem national-englischen Standpunkt betrachten, so erscheinen die äußeren Verhältnisse diesmal wichtiger als die inneren Verbesserungen, wo diese durch die Macht der öffentlichen Meinung und alle Instrumente eines freien, selbst von Tories unbedrohten Volkslebens, auf die Dauer gesichert sind, während jene äußeren Verhältnisse in hohem Maaße von der Benutzung des Augenblickes abhängen. Indessen—die Tories zeigten in ihren

Digitized by Google

Angriffen selbst, daß sie wenig Aussicht auf Erfolg hatten. Es blieb—als das einzig mögliche—das Coalitionsministerium, lahm und falsch, wie alle Coalitionen. Palmerston's Collegen versöhnten sich mit ihm, kehrten die liberale und freihändlerische Seite heraus, und Lord John Russel bestand darauf, seine Reformbill einzubringen, um sie 11 Tage nachher wieder fallen zu lassen.

Welche Energie von dem Ministerium erwartet werden kann, zeigt u. a. die Anordnung wegen Ausführung von Kriegsmaterialien. Während der ganzen Dauer der Unterhandlungen, und lange nachdem der Krieg mit England's „Alliirten" thatsächlich begonnen hatte, ließ Rußland Schiffe auf englischen Werften bauen, Waffen und Munitionen in England fabriciren. Alle Welt wußte das; es ist sogar in „respectabeln" Zeitungen behauptet worden, daß die russischen Kanonen an der Donau Kugeln aus den britischen Arsenalen in die Reihen der Türken senden, auf denen diese das Victoria Regina lesen, und die unglaubliche Nachricht wurde, unseres Wissens, nicht widerlegt. Endlich, vor 4 Wochen, verbot eine englische Proclamation, die natürlich mit „sintemalen" beginnt, die fernere Ausfuhr von Munition ꝛc. in russische Häfen. Das half natürlich nichts, um so mehr als eine beigefügte Instruction—die aber nicht Jedermann las—der Proclamation allen ihren fürchterlichen Anschein nahm, und durch Einschränkungen des Verbots jede facility gab, die den ehrenwerthen Handelsleuten erwünscht sein konnte, um die „Feinde Englands" mit Waffen zu versorgen. Eine neue Proclamation giebt vor wenigen Tagen zu, daß das Verbot nicht gewirkt, und fordert jetzt wenigstens eine Bescheinigung von dem Consul in dem betreffenden Hafen, daß die dort ausgeschifften Kriegsmaterialien nicht an die Russen abgeliefert werden. Wir werden ja sehen, ob das die ehrenwerthen Kossacken abhält, ferner mit englischen Kugeln zu schießen. Sie würden damit jetzt vielleicht englische Soldaten treffen; bisher waren es nur Türken. Die sind zwar Alliirte, aber „keine Christen," wie Herr Cobden sagen würde.

Die öffentliche Meinung hat sich indessen, wenn auch sehr allmählig, doch sehr fest, und in einer Weise, welche der englischen Nation Ehre macht, für den Krieg ausgesprochen, und will ihn mit Energie geführt wissen. Wir werden daher vielleicht erleben, daß die Männer, auf deren Haupt das Blut von Sinope ruht, in der That dem „Friedensstörer" eine strenge Lection beibringen, dem gegenüber sie bisher eine so wunderbare Delicatesse gezeigt. Wir haben vielleicht einen günstigen Ausgang zu erwarten.

Worin dieser bestehen soll, ist freilich immer noch nicht bestimmt gesagt. Soll einfach, wie Ehre, Verträge und das Interesse der Civilisation gebieten, den Türken Beistand geleistet werden, um eine Horde von politischen Highwaymen von ihrem Gebiete zu vertreiben, und Ersatz für den angerichteten Schaden, Gewährschaft gegen seine Wiederkehr zu verlangen? Oder—da Schlimmeres, eine Wiederholung der Expedition von Rom, der heutige Zustand der öffentlichen Meinung nicht mehr erlaubt,—soll Rußland nur das Privileg des verlangten Protectorats genommen, und ein gemeinsames Protectorat der Großmächte über einen Theil der Bevölkerung in der Türkei begründet werden? Was bei einem solchen Protectorat herauskommt, zeigt Polen. Gute Christen bearbeiten die öffentliche Meinung in diesem Sinne; der Gang der Wiener Verhandlungen macht eine solche Wendung sehr wahrscheinlich; der gesunde Tact der Türken wird ihr hoffentlich zuvorkommen.

Jeder große Krieg hat, so lehrt die Geschichte, immer zu Ergebnissen geführt, die in den anfänglichen Forderungen der Parteien nicht enthalten waren. Eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Kriegführung wird die Oeffnung des schwarzen Meeres sein.

Ein gutes Resultat hat der Krieg bisher gegeben; wir haben es den Türken zu verdanken. Rußland, weit entfernt, unüberwindlich zu sein, wird von der Nation, welche die schwächste genannt wurde, seit 6 Monaten an der Donau und in Asien in Schach gehalten. Mögen die Handlungen der Alliirten nicht, wie bisher ihre Rathschläge und Unterlassungen, die Türken in ihrer Beweisführung hindern.

Unser Mangel an Vertrauen ist gerechtfertigt, wenn wir hören, wie selbst Palmerston, dessen Vergangenheit doch nicht erlaubt, ihn wie Aberdeen für einen Russenfreund zu halten, in den letzten Parlamentsverhandlungen erklärt hat: „der englischen Regierung haben die Friedensversicherungen des Czar's im vorigen Frühling und Sommer ganz aufrichtig geschienen." Das ist ganz englisch, matter of factmäßig. Dies Volk, das im Detail groß geworden, verschließt sich aller Erkenntniß, sobald sie einen allgemeinen Charakter hat, aller logischen Consequenz, aller Einsicht in innere Nothwendigkeit, die ihm Träumerei scheint. Ein englischer Staatsmann hält den Angriff des Czaren für eine Art Ausbruch von übermüthiger Laune, die gar nicht so übel gemeint, und mit Zartheit zu besänftigen ist; er sieht nicht, daß die Eroberung von Konstantinopel eine nothwendige Entwickelung einer durch Jahrhunderte stätig fortschreitenden Erscheinung ist; daß die einzigen Gründe, mit denen man die Gelüste des Czaren stillen kann, in dem Munde von Kanonen liegen, und das einzige Gewicht, das er fühlt, in der Wiederbelebung der Nationen, die er unterdrückt; und wer diesem Staatsmanne sagte, die Frage sei, daß

die slavische Welt Europa beherrschen muß, wenn die germanische sich nicht erheben will,—den würde er für einen Phantasten halten.

Oxenstierna sandte seinen Sohn an die europäischen Höfe, die Regierungssitze, und sagte ihm beim Abschied:

I, disce, mi fili, quantula sapientia mundus regitur!

Geh, mein Sohn, und lerne, mit wie wenig Weisheit man die Welt regiert!

Der beste Weltweise dieser Tage scheint uns der amerikanische Capitain Ingraham.

Ein ganz loyaler Engländer, Oberst Chesney, ist nicht weit von unsrer Meinung, wenn er, mit treuherziger Naivetät, in einem eben erschienenen Buche sagt:

„Wir mögen daher die Frage aufstellen, ob nicht ein ernster Irrthum begangen worden, als man den Anschein hatte, den Friedensversicherungen Rußlands Glauben beizumessen, und ihm erlaubte, den Pruth zu überschreiten, ohne dies als thatsächliche Kriegserklärung zu betrachten. Hätte die Türkei sich entschlossen, oder vielmehr, hätte man ihr erlaubt, selbstständig zu handeln, so ist es offenbar, daß bei der Veröffentlichung von Neſſelrode's Schreiben vom 31. Mai ihre Truppen sich beeilt hätten, bei oder nahe dem Ufer des Pruth der Invasion die Spitze zu bieten. Wären sie gezwungen worden, sich zurückzuziehen, oder selbst am Ende die Vertheidigung der Fürstenthümer ganz aufzugeben, so würden sie doch, im schlimmsten Falle, im Stande gewesen sein, den Feind zu verhindern, sich von ihren eigenen Kräften zu nähren, und das linke Donauufer zu erreichen, ohne einen Schuß zu feuern, wie man ihm erlaubt hat. Aber dieser Fall würde nicht eingetreten sein. Wenn wir in Betracht ziehen, was die Türkei zu thun im Stande war, während der Feldzüge, die wir beschrieben (1828 u. 29), als weder Einigkeit noch militärische Organisation vorhanden war, können wir kaum im Zweifel sein, was der Erfolg gewesen sein würde, wenn man ihr erlaubt hätte, der Invasion am Pruth entgegenzutreten, mit ihrer guten Armee, ihrer wohlbemannten Artillerie, und, besonders, mit der einigen und begeisterten Stimmung ihres Volks."

Das äußerst interessante Buch, dessen Lecture wir unsern Lesern nicht genug empfehlen können, — The Russo-Turkish Campaigns of 1828 and 1829, with a view of the present state of affairs in the East. By Colonel Chesney etc. With Maps. London. Smith, Elder & Co. — zeigt, wie seine europäischen Freunde den Sultan überredeten, ermahnten, zwangen — wie sollen wir sagen? — den Friedensvertrag von Adrianopel zu unterzeichnen, im Augenblick, da das russische Heer, durch Kampf, Krankheit und Hunger, sich im hülflosesten Zustand befand, kaum 17,000 Mann zählte, und schwerlich im Stande war, seinen Rückzug zu erfechten. Die Thatsache der außerordentlichen Schwächung von Diebitsch ist, Dank dem russischen Lügensystem, das selbst die Geschichte verpestet, nie in allgemeinen Kreisen bekannt genug geworden; und die wahre Ausdehnung dieser Schwächung blieb vielleicht bis jetzt ganz der Oeffentlichkeit verhüllt. Der Verfasser sagt uns, daß er am 8. November 29 einer Revue in Adrianopel beiwohnte, bei der kaum 13,000 Mann aller Waffengattungen anwesend waren. —

Eine Angelegenheit, welche nach dem Krieg vielleicht am meisten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die große Arbeitseinstellung in Preston, die nun seit November andauert. Unsere Leser können durch die Zeitungen mit der Sache nicht unbekannt sein; doch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß wir in amerikanischen Zeitungen irrige Darstellungen gelesen haben, welche insbesondere das durchaus friedliche Verhalten der Arbeiter, und die Abwesenheit eines politischen Parteielements in der Bewegung verkennen. Nur in den letzten Wochen sind einige sehr unbedeutende Unordnungen vorgefallen, bei Gelegenheit der Ankunft von irischen Arbeitern, welchen "Articles" die vereinigten Meister importiren. Die Aufruhracte wurde verlesen, ohne genügende Veranlassung; die Arbeiter haben sich beschwerend an Palmerston gewandt, die Ordnung aufrechtgehalten, ihre Versammlungen außerhalb der Stadt fortgesetzt, ihre Opposition nicht eingestellt. Von welchem Standpunkt man auch in Bezug auf die Verhältnisse zwischen Kapital und Arbeit ausgehen mag, ob man, als Nationalökonom, alles der Entscheidung des Marktpreises, nach der Balance von Anerbieten und Nachfrage überlassen, oder, als Socialist, Regulationen irgend einer Art in Bezug auf den Arbeitslohn oder den Associationsantheil aufstellen will, oder ob man endlich diese beiden Standpunkte zu vereinigen sucht, und die Protection des Staats wenigstens gleichmäßig auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer vertheilen will: das wenigstens ist im vorliegenden Fall sicher, daß die Meister mit unverantwortlicher Inhumanität gehandelt. Sie haben jeden Vermittelungsversuch, jede Zusammenkunft selbst mit den Vertretern der Arbeiter zurückgewiesen. Die Arbeiter sind für sie Maschinen, oder weniger als Maschinen. Denn die Maschine stellt dem, der sie gebraucht, eine Bedingung, die durch keinerlei Ueberfüllung des Marktes oder sonstige Verhältnisse erläßlich wird: die Maschine darf nicht übermäßig angestrengt, und sie muß reparirt, d. h. der Abgang von Kräften, der durch ihre Bewegung entsteht, muß wiederhergestellt werden. Für den Arbeiter denken diese Herrn sich solcher Bedingungen ent-

Digitized by Google

bunden. Es ist erstaunlich, wie das Urtheil selbst guter Menschen, und zwie ihr Gefühl durch lange Einwirkung blos formalistischer Begriffe verkehrt wird. Als die Meister begannen, Irländer zu „importiren,"—mit denen natürlich die in Preston ansäßigen besser erzogenen, reinlicheren, fleißigeren, besser genährten, in jeder Beziehung gebildeteren, einem menschlichen Ideal näheren, deshalb der Gesellschaft werthvolleren und zu höheren Ansprüchen berechtigten englischen Arbeiter nicht concurriren können, wenn es sich für den Augenblick nicht darum handelt, die beste Arbeit zu liefern, sondern das wenigste Geld zu nehmen, — sagte uns eine englische Dame von Bildung, die vor Allem sehr christlich ist, und die amerikanische Sklaverei aus tiefstem Herzen verabscheut: „Die Meister haben Recht; sie kaufen den Artikel auf dem billigsten Markte." Wie weit ist's von da zu der „ökonomischen Nothwendigkeit," mit der die Plantagenbesitzer der südlichen Unionstaaten, oder ihre Journalisten, das Institut der Sklaverei vertheidigen? Das Experiment der Prestoner Meister, durch halbverhungerte Irländer die englischen Arbeiter auszuhungern, um dann beiden Theilen unbedingt Bedingungen vorschreiben zu können, ist aber noch nicht gelungen, und wird auch hoffentlich nicht gelingen. Die Unterstützungsbeiträge betragen bereits mehr als 40,000 Pfund Sterling; und obgleich davon bei der großen Zahl von Arbeitern und der langen Dauer der Arbeitseinstellung auf die einzelnen Arbeiter sehr wenig kommt, so zeigen diese eben eine merkwürdige Ausdauer.—

Unter den Beweisen von dem großen Interesse, welches diese Angelegenheit erweckt, liegt uns der sehr ausführliche Bericht einer öffentlichen Conferenz über Arbeitseinstellungen vor, die von der Society of Arts in London veranlaßt, und von Lord R. Gosvenor präsidirt worden. Parlamentsmitglieder, Vertreter von Arbeiterassociationen, salarirte Arbeiter und Arbeitsgeber, — die letzteren in bedeutender Minderzahl erschienen — sprachen dabei ihre Ansichten aus. Die Vertreter der beiden streitenden Theile von Preston waren eingeladen, die Ausschußmitglieder der Arbeiter erschienen, und legten ihre Beschwerden und Wünsche in klarer, verständiger, würdiger, gemäßigter Weise dar. Von den Meistern war nur der Schriftführer ihres Vereins anwesend, um zu hören. Zum Sprechen aufgefordert, verweigerte er's. Daß Uebermuth der Meister an dem ernsten Charakter des Prestoner Zerwürfnisses die Schuld trage, ging klar aus den Verhandlungen hervor; daß dies zu oft den Charakter des Verhältnisses von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer bilde, wurde von anwesenden, humanen Meistern selbst erklärt. Schiedsgerichte wurden zur Vermeidung vieler Streitigkeiten zweckmäßig gefunden. Die Ueberzeugung war allgemein, daß Arbeitseinstellungen beiden Theilen und dem Lande schaden; und einstimmig wurde der Beschluß gefaßt, die Gesetzgebung sei so abzuändern, daß die Bildung von Associationen mehr ermöglicht werde. (limited patnership.)

Karl Dickens, der bei einem der Arbeitermeetings anwesend war, und seine Sympathie auch bereits in einem Aufsatz der „Household words" gezeigt hat, schreibt eine Novelle „Schwere Zeiten," in der das vorliegende Thema zur Sprache gebracht wird, und die vom 24ten dieses an, in wöchentlichen Lieferungen erscheinen soll.—

Gelegentlich der Preston-Angelegenheit wollen wir einer wenig zahlreichen Versammlung in Manchester erwähnen, unter dem Namen des Arbeiter-Parlaments, mit der Karl Marx, Louis Blanc und Dadaud in Verbindung. Die Prestoner haben sich, so viel uns bekannt, von dieser Seite nicht beeinflussen lassen. —

Für diejenigen, welche mit der Theorie der parlamentarischen Versenklöcher nicht bekannt sind, bemerken wir, daß die zweite Lesung der Reformbill zwar nur auf 28. April verschoben, daß aber dann, selbst wenn das Ministerium darauf bestehen sollte, nicht mehr Zeit ist, sie die verschiedenen Perioden der Gesetzgebung in der gegenwärtigen Session durchmachen zu lassen.

Unter den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Erziehung und Gesetzgebung verdienen eine besondere Erwähnung Two Prize Essays on Juvenile Delinquency. By Micoiah Hill, Esq., and C.F.Cornwallis (London, Smith, Elder & Co.). Die Frage der öffentlichen Erziehung beschäftigt in neuerer Zeit ganz besonders die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung in England, und ihre Wichtigkeit wird beinahe allgemein anerkannt. Wir werden von Zeit zu Zeit Gelegenheit haben, sie zu berühren, so weit Raum und Zweck dieser Blätter es gestatten. Die beiden vorliegenden Schriften beschäftigen sich mit einer Specialität in der allgemeinen Frage, mit den jugendlichen Verbrechern. Ihre Zahl ist in England ungewöhnlich groß; daß ihnen Erziehung gegeben werden muß, ist unzweifelhaft; und Hill's statistische Angaben werden dies wohl auch denen zeigen, die für Gründe der Humanität und des Rechtes weniger als für Erwägungen des Geldbeutels und des Profits zugänglich sind. Es kommt wohlfeiler, den jungen Verbrechern Erziehung zu geben, als sie zu bestrafen; das Gefängniß ist theurer als das Schulzimmer.

Daß die Erziehung die Zahl der Gesetzesverletzungen vermindert, welche wir Verbrechen nennen—obgleich, wo die Gesellschaft weder den Rechtssinn eingeflößt, noch die Bedingungen der Existenz gewährt hat, die Voraussetzung fehlt, unter

Digitized by Google

der allein Tugend oder Verbrechen beſtehen, d. h. die Erkenntniß und die Freiheit — das iſt Jedem klar, der einen aufmerkſamen Blick in die Gefängnißſtatiſtik irgend eines Landes geworfen hat.

In London befinden ſich bis zur heutigen Stunde, trotz aller innern Miſſion, aller Armenſchulen, und ſo mancher anderen wohlthätigen Anſtalten, nicht weniger als 10,000 Straßenkinder, die aller Erziehung entbehren. Und man kann das Wort wahrhaftig wörtlich nehmen: ſie ſind mehr die Kinder der Straße, als die irgend einer menſchlichen Wohnung. Wo leben ihre Eltern? In Höhlen, die ſchlimmer als die Straßen, auf der Straße ſelbſt, in den Parks, und in den Gefängniſſen; — das letzte iſt vielleicht nicht das ſchlimmſte für die Kinder, denn welchen Einfluß können ſie von ihren Eltern erwarten, wenn dieſe überhaupt ihnen bekannt ſind? Dieſe Londoner Straßenkinder unterſcheiden ſich vom Pariſer Gamin wie Nacht und Tag. Der heitere, witzige, verhältnißmäßig reinliche und nie ganz abgeriſſene Pariſer Gaſſenjunge kann mit dem trüben, plumpen, ſchmutzigen und beinahe mehr ent- als bekleideten Londoner kaum auf eine Stufe geſtellt werden. Jener ſonnt ſich im Tuileriengarten, auf den Boulevards; aus ſeinen allerdings oft frühreifen Zügen ſpricht das Gemiſch von Offenheit und Schelmerei, und ſelbſt in ſeiner Frechheit liegt noch ein Grad jener kecken Liebenswürdigkeit, die den Franzoſen ausmacht; und wenn er unverſchämt wird, ſo thut er's mit einem allerdings nicht immer angenehmen Bewußtſein der „Gleichheit", das alle Schranken überſpringt. Der Londoner ſonnt ſich nicht—wo ſollte er die Sonne hernehmen?—er lebt im Schmutz der „Metropolis", die ihn in die ſchlechteſten Viertel zurückdrängt, und die Myſterien des „Ginpallaſtes" öffnen ſich ihm eher, als jenem die ſchattigen Alleen der öffentlichen Gärten; ſeine fahle Geſichtsfarbe, ſeine rohen Züge zeigen Verſchmitztheit und Brutalität; ſeine Bewegungen ſind thieriſch, ſeine untergeordnete Stellung acceptirt er in dieſem Lande der Stände und Kaſten von vornherein, und proteſtirt nur durch Haß, ſo weit die kleine Creatur deſſen fähig iſt, durch kriechende Unterwürfigkeit oder durch boshaften Hohn, und wenn möglich, durch Verbrechen gegen eine Geſellſchaft, von der er nicht ſieht, daß ſie irgend etwas mit ihm gemein hat. Dieſe allgemeinen Züge erſcheinen in den kleinſten Dingen des Alltagslebens. Es möge, z. B. ein Unglück auf der Straße begegnen, Niemand wird raſcher zur Hülfe da ſein, als der Pariſer Gaſſenjunge, eine Hülfe, die er mit franzöſiſcher Erregbarkeit, mit einem ſchlechten Witz oder mit einer ſentimentalen Thräne begleiten wird, oder mit beiden; aber es möge z. B. nur Jemand auf der Straße in London hinfallen, die Straßenjugend wird gewiß ſich deſſen höchlich erfreuen, mit thieriſcher Freude und Lachen auf dem Geſichte; ihm beizuſpringen, daran wird keiner denken. Gegen den Ausländer wird der Pariſer Gamin von einer außerordentlichen Zuvorkommenheit ſein, denn er fühlt, daß er zur „großen Nation" gehört, und es iſt ihm, wie jedem Franzoſen, ſehr darum zu thun, daß der Ausländer einen guten Eindruck von dieſer Nation mit nach Hauſe nehme. Der engliſche Straßenjunge wird mit ungeheurer Freude das bärtige Ungeheuer vom Continent angrinſen und ihm das „Bloody foreignor" nachrufen, das er von den älteren Söhnen des Mobs von Albion gehört; als Engländer fühlt er ſich ſo wenig wie als Menſch; er iſt nur thieriſch und gehört keiner Gemeinſchaft an.

Aber laſſen wir dieſe Vergleichungen und dieſe Vergleichungspunkte, die vielleicht kleinlich genannt werden könnten, und hören wir lieber die Meinung eines Engländers über die 10,000 ungezogenen, unerzogenen Straßenjungen, deren Zahl jährlich zunimmt. „Was immer," ſagt ein engliſcher Publiciſt, „als das Niedrigſte, Gemeinſte, Elendeſte, Thieriſchſte, am wenigſten dem Keim für einen chriſtlichen Bürger Aehnliche gedacht werden kann, wird hier in Frühreife entwickelt. Die erwachſenen Mitglieder dieſer Genoſſenſchaft bilden 30,000 Lumpen, die Alles ſind, was Unwiſſenheit und die ungezügeltſten Laſter aus ſolchen Kindern machen können."

Es ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß zur Linderung des Uebels Manches geſchehen iſt. Die Anſtrengungen der Ragged-schools (erſt vor wenig Jahren gegründet) und anderer wohlthätigen Anſtalten haben wenigſtens bewieſen, daß das Uebel nicht unheilbar ſei. Das Verhältniß der Vermehrung jener jugendlichen Verbrecherbevölkerung hat abgenommen, aber nur das Verhältniß; die Vermehrung an und für ſich iſt nicht unterbrochen. Bis vor Kurzem hat die Geſellſchaft ganz vernachläſſigt, etwas für dieſe Kinder zu thun. Jetzt bleiben ſie freiwilligen Vereinen überlaſſen. Die Staatsgeſellſchaft, die Gemeinde haben ſich bis jetzt indifferent verhalten. Deutſchland, Frankreich, Holland haben in dieſer Beziehung die Pflichten der Humanität beſſer erfüllt, als England. Der Grundſatz des obligatoriſchen und unentgeltlichen Unterrichts iſt hier noch weniger in die öffentliche Meinung eingedrungen als in Frankreich; und ſelbſt die franzöſiſchen salles d'asile, was man auch, mit Recht, gegen ſie einwenden mag, und die deutſchen Kleinkinderbewahranſtalten, ſo wenig ſie auch das Uebel an der Wurzel anfaſſen, ſind äußerſt werthvoll, im Vergleich mit der Vernachläſſigung hier. Die Geſellſchaft iſt ihren Mitgliedern ſchuldig, ſie mit der Möglichkeit zu verſehen, geiſtiges und pecuniäres Kapital zu erwer-

Digitized by Google

ben, um als erwachsene, freie Menschen an der allgemeinen Concurrenz Antheil nehmen zu können. Und daß eine Anstalt besteht, wohin die Mutter ihre Kinder schickt, während sie ihren Unterhalt durch Arbeit außer dem Hause verdient, scheint uns nur als eine transitorische Maßregel von Werth: ein gesunder, natürlicher Zustand der Gesellschaft setzt die Mutter in eine solche Lage, daß sie keine Beschäftigung außer dem Hause zu suchen braucht, und ihren Kindern die Erziehung der Familie und die eigene Mutterliebe geben kann, die keine Philanthropie zu ersetzen vermag. Allein von einem solchen idealen Zustand sind wir noch weit entfernt, und einstweilen läßt die englische Staatsgesellschaft die Pflicht der Sorge für die Erziehung bei Seite liegen, und beschränkt sich darauf, das Verbrechen zu bestrafen, das sie verhüten konnte. Die Staatsgesellschaft hat für diese unglücklichen Kinder nur Eine Schule: die Schule des Lasters, und sie öffnet ihre Thüren so weit als möglich. Im Gefängniß wird der Lehrcurs vollendet.

Und daß es sich hier um ein wirkliches Uebel handelt, und wir seinen Maßstab nicht übertreiben, zeigen schließlich die Angaben Hill's, der mit dem Gegenstand, da er selbst Gefängnißinspector, vertraut ist. Die Zahl der vernachlässigten Kinder in ganz England giebt er auf 200,000, an, die alle mehr oder weniger in die Kategorie der „jugendlichen Verbrecher" fallen. Taschendiebstahl und Entwendung kleiner Artikel aus Läden und Werkstätten, sind ihr „gewöhnliches Auskommen." Die Zahl derjenigen, im Alter zwischen zwölf und sechzehn Jahren, welche jährlich die erste Verurtheilung für diese Vergehen erleiden, beträgt zwischen 7000 und 8000. Sie bleiben zwei, vier, sechs Monate im Gefängniß, und es wäre ein Wunder, wenn ihr Verlassen desselben etwas anderes wäre, als der Weg, der sie mit einem neuen Verbrechen wieder dahin zurückführt, diesmal für einen längeren Aufenthalt mit ähnlicher, gesteigerter Folge. Das Gefängniß macht den jugendlichen Verbrecher „doppelt zum Sohne Satans," sagt der angeführte sehr conservative Schriftsteller, der fortfährt: „Sollen wir diese armen Kinder,— verstoßen durch unsere Vernachlässigung und durch die üble Vertheilung unseres Reichthums—irgendwie für geeignet zur Anwendung der Criminalgesetzgebung halten?" Die Gerichtsverhandlungen zeigen, daß die große Mehrheit dieser Gesetzesübertreter „weit entfernt ist, irgend eine moralische oder legale Erkenntniß von dem Unterschied zwischen Recht und Unrecht zu haben," — und wir wiederholen, daß selbst vom bloßen Standpunkt des Strafgesetzes aus, Strafe nur stattfindet, wo Verbrechen ist, Verbrechen nur, wo Verantwortlichkeit, und Verantwortlichkeit nur, wo Erkenntniß der Handlung und Freiheit des Handelns besteht.

Wir freuen uns, eines neuen literarischen Unternehmens gedenken zu können, das dem großen Ziel der Annäherung der Nationen dient. Es ist das die Zeitschrift Atlantis, deren erste Nummer in Dessau, bei Dr. Carl Elge und unter seiner Leitung erschienen. Ihr Zweck ist, eine nähere Kunde der Literatur, insbesondere der zeitgenössischen, von England und Amerika zu fördern. Die Revue Britannique besteht seit 20 Jahren in Paris mit gutem Erfolg. Ein ähnlicher Plan wurde vor einem Jahre von mehreren deutschen Literaten in London gefaßt, scheiterte aber an dem Umstand, daß der Verleger — eine der bedeutendsten deutschen Firmen—, der dem Unternehmen erst günstig war, nicht die hinreichenden Geldmittel darauf verwenden wollte. Wenn das Unternehmen tüchtig geleitet wird, scheint uns sein Erfolg gewiß; Deutschland müßte sich denn ein Armuthszeugniß ausstellen und erklären wollen, daß die Uebersetzung einer unsinnigen Masse von Novellen seinem Bedürfniß nach ausländischer Literatur genüge. Wir hatten das Vergnügen, die Bekanntschaft des Dr. Elge zu machen, und glauben, daß er ganz der Mann ist, die nöthige Energie und Umsicht zu entwickeln. Wir empfehlen das Blatt unsern Lesern. — Wird uns bei dieser Gelegenheit die Bemerkung erlaubt sein, daß unsere Landsleute in Amerika sich von der englisch-amerikanischen Literatur sehr entfernt zu halten scheinen, die ihnen im Allgemeinen unbekannter scheint, als sie in Europa ist? Dies ist wenigstens der Eindruck, den uns eine genaue Beobachtung der deutsch-amerikanischen Presse seit 4 Jahren macht. Wenn man sich aber unter seinen Mitbürgern Anerkennung verschaffen will — und das sollten die Deutschen in Amerika — so muß man nicht versäumen, die kennen zu lernen und anzuerkennen, unter denen man lebt. Die junge englisch-amerikanische Literatur ist schon der Mühe werth.

Gestorben sind: Markgraf von Londonderry, Soldat, Diplomat, Schriftsteller, bekannt durch seine lebhafte Verwendung bei Ludwig Philipp für Ludwig Bonaparte und bei diesem für Abd-el-Kader; — der Rechtsgelehrte, Publicist und Dichter Talfourd. Eugen Oswald.

New York, April 1854.

Unter den kleinlichen Zänkereien zwischen den deutschen Blättern, die die Amerikaner der Intoleranz und nationalen Engherzigkeit anklagen, und der amerikanischen Presse, die von diesen in deutscher Sprache gegen sie losgelassenen Philippiken kaum etwas erfährt oder höchstens mit einem verächtlichen Dutchman darauf antwortet, macht es einen wohlthuenden Eindruck, auch einmal ein amerikanisches Blatt für deutschen Charakter und

Digitized by Google

deutsche Sitte in die Schranken treten zu sehen.— Die Handlungsweise der Daily Times verdient um so mehr Anerkennung, als sie offenbar aus keinen politischen Motiven hervorgeht, sondern ganz und gar in einer richtigen Würdigung der deutschen nationalen Eigenthümlichkeiten, Vorzüge möchten wir sagen, ihren Grund zu haben scheint. Seit einiger Zeit schon bringt dieses Blatt eine Reihe von Artikeln über Texas, Reiseberichte eines Correspondenten, die es sich zur besondern Aufgabe gemacht haben, den Zustand der deutschen Ansiedler in dortiger Gegend zu schildern. Die Parallele, die der Verfasser zwischen den Deutschen und den Vertretern anderer Nationen zieht, fällt natürlich sehr zum Vortheil der Ersteren aus. Er kann es nicht lobend genug anerkennen, wie ihre Ordnungsliebe, ihr Fleiß, gepaart mit dem Streben, das Nützliche mit dem Schönen und Angenehmen zu verbinden, ihnen den Anschein eines Wohlstandes verleihen, den sie in der That nicht besitzen, und wie viel gemüthlicher der Aufenthalt bei ihnen ist als bei ihren Nachbarn. Der Verfasser benutzt diese durch eigene Anschauung gewonnenen Resultate, um daraus den Schluß zu ziehen, daß ein so rüstiges Gemeindeleben, wie das der Deutschen, einen unzerstörbaren Damm gegen die Sklaverei bilden müsse und jedenfalls mehr praktischen Nutzen stifte, als die gewaltthätigen Abolitions-Pläne des Nordens.—In gleich rühmlicher Weise, wie unserer Landsleute in Texas, gedachte die Times vor einigen Tagen eines Concertes, das ein Theil unseres gänzlich zerfahrenen Sängerbundes, die Sängerrunde, im hiesigen Tabernacle aufführte. Man fühlte es dem Berichterstatter an, daß er in den Geist deutschen Wesens eingedrungen war und daß er sich an dem Gesange ergötzte, ohne den Maaßstab des absolut Vollkommenen daran zu legen.

Wiederfährt nun so von amerikanischer Seite dem deutschen Charakter und Wesen eine warme Anerkennung, so berührt es uns um so schmerzlicher, wahrzunehmen, wie von den Deutschen so manches geschieht, das nothwendigerweise die gute Meinung, die man von ihnen hegt, verringern muß. Wir erwähnten bereits vor einiger Zeit eines neuen Theater-Unternehmens unter Leitung des Herrn Stein, und dieses scheint diesmal ein Stein des Anstoßes gewesen zu sein, wenigstens hat dasselbe zu unangenehmen Auftritten Veranlassung gegeben. Herr Stein hatte nämlich mit dem bereits bestehenden deutschen Theater einen Contract abgeschlossen, seine Vorstellungen künftig in demselben Locale zu geben; gleich am ersten Abend brechen jedoch Streitigkeiten aus, die den Herrn Stein zu einer Anrede an das Publikum veranlassen und gleich darauf eine Prügelei hinter den Koulissen zur Folge haben. Wer nun auch von beiden Parteien im Unrecht gewesen sein möge, unwürdig bleibt's immer, daß kleine Differenzen die Ursache eines öffentlichen Skandals werden mußten. — Die Deutschen vertragen sich halt nun mal nicht. —

Da wir unsere heutige Mittheilung einmal ausschließlich dem deutschen Elemente gewidmet haben, so können wir uns nicht versagen, auch einmal einen Blick nach dem über dem Flusse liegenden Hoboken zu werfen, dem Sommer-Vergnügungsorte der New Yorker. — Trotz der sehr großen deutschen Einwohnerschaft in Hoboken war doch bisher nichts zu ihrer socialen oder politischen Einigung geschehen, wenn wir ein gescheitertes Club-Unternehmen vom vorigen Sommer ausnehmen. — In letzterer Zeit nun sind von verschiedenen Seiten Schritte geschehen, um eine solche politische Einigung anzubahnen, und es steht zu hoffen, daß sie die Bildung eines politischen Clubs zur Folge haben werden.— Eine interessante Frage beschäftigt in diesem Augenblicke die Einwohner von Hoboken, deren Lösung auch für die Deutschen im Allgemeinen von Interesse sein dürfte. Die rasche Zunahme der Bevölkerung nämlich hat das Bedürfniß nach einer öffentlichen Schule rege gemacht und, wie das bei den verschiedenen Elementen nicht anders zu erwarten war, einen Conflict zwischen der Partei des Fortschritts und den an alt hergebrachten, religiösen Formen und Dogmen hängenden Amerikanern zu Wege gebracht. Die Ersteren wollen den religiösen vom Schul-Unterricht gänzlich getrennt haben, eine Maaßregel, die auf Ausschließung der Bibel hinausläuft, während die Andern von einem solchen Plane durchaus nichts wissen wollen und bei dem Gedanken der Bibel-Verwerfung die Hände verzweiflungsvoll über dem Kopfe zusammen schlagen. — Es würde zu weit führen, auch noch die besonders lokalen Interessen, die die Errichtung einer öffentlichen Schule mit ins Spiel zieht, hier zu erörtern; hinzufügen wollen wir nur noch, daß ein Amerikaner, Namens Stevens, an der Spitze der Fortschrittspartei steht; wie viel persönlich-pecuniäres Interesse freilich den freisinnigen Ansichten des Herrn Stevens zu Grunde liegen mag, lassen wir dahin gestellt sein. — Ehe sich die Frage über eine öffentliche Schule entscheidet, wird Hoboken jedoch bereits ein Erziehungs-Institut besitzen, das von einem Herrn Feldner am 1. Mai eröffnet werden wird. Herr Feldner, ehemaliger Director der Bürgerschule in Hainichen in Sachsen, später Lehrer und Vorsteher einer Schule in New York, vereinigt in sich die Eigenschaften, die uns zu dem Gelingen eines solchen Unternehmens nothwendig scheinen, er besitzt den Ruf anerkannter Tüchtigkeit in seinem Fache und ist mit amerikanischen Verhältnissen vertraut genug, um in dieser Beziehung keine Mißgriffe zu begehen.

Wenn es ihm gelingt, die amerikanischen Ansichten über eine freiere, selbstständigere Entwickelung der Jugend mit deutscher Gründlichkeit des Unterrichts zu vereinbaren, so dürften nicht allein die Deutschen in Hoboken sich zu der neuen Anstalt gratuliren, sondern auch die Amerikaner Veranlassung finden, einmal eine etwas von der ihrigen abweichende Unterrichts-Methode zu probiren. —

An Kunstgenüssen hat uns dieser ganze Monat fast gar nichts gebracht. Wir erinnern uns überhaupt keines Winters, der so wenig Zerstreuungen geboten hätte, wie der gegenwärtige. Weder Oper noch Concerte, nur die tours de force des großen amerikanischen Tragöden Forrest im Broadway Theater, die Menagerie des Herrn Driesbach mitsammt seinem Riesen und winzigen 18-zölligen Zwerge, und das große moralische Drama Barnums zur Verherrlichung der Mission in den Five Points. Für unsere auswärtigen, mit dieser Localität unbekannten Leser fügen wir hier in Parenthese hinzu, daß die Five Points der Aufenthaltsort des Lasters in seiner abschreckendsten Gestalt sind, und daß es jetzt seit einiger Zeit in den fashionabeln Damen-Cirkeln Mode geworden ist, den Reformations-Bestrebungen einiger Geistlichen, die sich in Mitten dieses Pfuhls niedergelassen haben, thatsächlichen Beistand zu leisten.

Hätten wir doch beinahe vergessen, der diesjährigen Eröffnung der Academy of design Erwähnung zu thun! Aber es ist wahrlich zu entschuldigen, denn die Ausstellung erscheint wieder so ganz wie das letzte oder das vorletzte Mal, ist so ganz wieder die alte Geschichte wie vor Jahren, daß man füglich die Thatsache vergißt, daß man wieder etwas Neues zu sehen bekommt. Portraits in überwiegender Anzahl, ärmliche Landschaften, babies in Windeln und little doars in Lebensgröße legen Zeugniß ab einmal von dem abnehmenden Ideengehalt unserer Künstler, und der zunehmenden Eitelkeit der New Yorker, sich und ihre Lieblinge so öffentlich auszustellen. Doch dem sei nun wie ihm wolle, was die Technik anlangt, so ist wiederum meistentheils nur Lob zu spenden. Kensett hat noch immer nicht die Kunst verlernt, Felsen mit buntem Moos zu malen. Louis Durand giebt uns wieder verschiedene von seinen beliebten Landschaften. Da wir die Ausstellung nur von einem technischen Gesichtspunkte aus beurtheilen können, so sehen wir nicht ein, warum wir zögern sollten, den Gegenstand unserer besonderen Bewunderung hier zu nennen, selbst auf die Gefahr hin ausgelacht zu werden; es ist dies nämlich ein Sammetkragen auf dem Portrait eines Herrn, an dem der Künstler wirklich eine seltene Geschicklichkeit entwickelt hat. Der darunter anfangende Arm freilich ist nichts als ein Aermel, obgleich zu vermuthen steht, daß das Original zwei wirkliche Arme besitzt.—Es fehlt uns diesmal der Humor dazu, unsere Leser weiter durch die Räume der Akademie zu führen und wollen sie lieber mit der Hoffnung vertrösten, daß sie das nächste Mal Erquicklicheres von uns zu hören bekommen.

St. Louis Mo. im April 1854.

Es ist eine geraume Zeit verflossen, seit ich das letzte Mal an Sie schrieb, aber selbst aus dieser langen Pause kann ich wenig Neues berichten. Der Winter hat uns seitdem verlassen, der Mississippi tummelt seine trüben Wogen wiederum in ihrer ursprünglichen Ungebundenheit dahin, draußen grünt und keimt Alles, und selbst hier, wenngleich abgeschlossen von der freien Natur durch die langen Mauerreihen der Straßen, wird das menschliche Gemüth durch den magnetischen Einfluß des herannahenden Sommers sonderbar erregt und bewegt. Der Italiäner läßt sich eine Ader schlagen, wenn er das Frühjahr im Blute spürt, wir müssen sparsam damit zu Werke gehen und jeden Tropfen schonen, wenn wir den Geschäftstumult der bevorstehenden „Saison" aushalten wollen. Die Geschäftszeit hat begonnen, jene Zeit, wo ein goldener Regen vom Himmel fällt und das Volk Israel nährt, und auch andere Völker der Erde. Ueber fünfzig Dampfboote liegen in unserem Hafen, die theils Ladung löschen, theils einnehmen, und es wäre nicht der schlechteste Zeitvertreib, diesem sich beständig aufrollenden und wieder abspinnenden Knäuel von Menschen, Pferden, Dray's und anderem Fuhrwerk aus der Luft zuzusehen, ohne von dem endlosen Schreien und Fluchen erreicht zu werden. Der Hafen ist das Herz von St. Louis, von da läuft in hundert Adern Leben und Blut in die Stadt und kehrt wieder dahin zurück; stockt dort die Thätigkeit, dann ist unsere Stadt todt, todt, wie sie es diesen Winter mehr als in einem der vorhergehenden war. Wir haben dabei eine wahre Feuerprobe bestanden, eine Probe, welche bewies, daß der Handel und der Wohlstand von St. Louis auf einer festeren Grundlage steht, als wir selbst vermutheten und es keine Fiktion oder Humbug ist, wenn unsere materiellen Verhältnisse als besonders blühend geschildert werden. Wir haben hier zwar keinen solchen Matador des Geldmarktes, wie einen Rothschild in Frankfurt oder Paris, von dem man mit Heine singen könnte:

„Auf grauen, mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König sich hinzustrecken;
Der Affe legt sich zum Monarchen
Und Beide schlafen ein — und schnarchen." —

Dafür haben wir eine Anzahl von Duodez-Geldfürsten, die es vortrefflich verstehen, die den Mississippi herab- und heraufschwimmenden blan-

Digitized by Google

fen Dollars abzufangen, wie man an den Po-Mündungen die Aale fängt; da werden sie nun für das Vagabundiren recht hart gestraft und den Winter über in finstere Truhen gesperrt, so daß das „Volk" in seinem vermessenen Unglauben schon manchmal an dem Vorhandensein dieser „Genien" zweifelte. Aber so wie die ersten Veilchen blühen, heben auch sie ihre Köpfchen aus ihren Kerkern und spazieren dann auch in die Taschen der armen Leute, denen sie gar viel Gutes thun, bis sie im Herbst wieder abgeliefert werden müssen.

Soviel über unsere Handelswelt. —

Die schönen Künste haben in der neuesten Zeit wenig von sich sprechen gemacht. Ole Bull, Strakosch und die kleine Patti gaben einige Concerte, allein ihre Leistungen sind schon zu oft besprochen und nach Verdienst anerkannt worden, als daß ich mich darüber ausbreiten sollte. Zum Schlusse jedes Concerts vergräbt sich Ole Bull wie immer in die Dissonanzen seines „Carneval von Venedig."—An Theatern sind wir jetzt besonders arm; für die Varieties ist die Operntruppe des Herrn De Vries aus New Orleans angekündigt und seit einer Woche kopiren die hiesigen englischen Zeitungen blumenreiche Kritiken aus den New Orleans Blättern, nach welchen dieser Norma, wenn man ein Auge zudrückt, allenfalls eine Jenny Lind an die Seite gestellt werden könnte. Ob man dabei auch beide Ohren zudrücken müsse, ist nicht gesagt.

Die Vorstellungen der philodramatischen Gesellschaft sind durch die Krankheit eines ihrer hervorragenden Mitglieder einigermaßen gestört worden, so daß wir auf den 4. d. M. Raimund's Verschwender bereits als Schlußvorstellung angekündigt finden. Ich zweifle, ob die Wahl dieses so ungewöhnlichen Aufwand an Dekoration erfordernden Stückes eine so glückliche genannt werden kann, wie die der vorhergehenden. Gewiß wird es ein volles Haus ziehen, da diesmal, wie immer, der gesammte Reinertrag zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt ist und die Gesellschaft wird für ihre edlen Bestrebungen gewiß nicht weniger als im letzten Jahre den Dank des Publikums ernten. ††

Vermischtes.

Geld für Gold. Die englische Regierung hat endlich den Beschluß gefaßt, dem Entdecker der australischen Goldlager, Hrn. Hargraves, eine Belohnung von £10,000 zu geben. Er war allerdings nicht der erste, der das Vorhandensein von Gold in Australien nachwies. Doch ist es ihm unstreitig zu verdanken, daß die Entdeckung veröffentlicht und dadurch praktisch für die Welt von Nutzen wurde.

* England zählte im Jahre 1853 1700 öffentliche Brauer, die nur im Großen verkaufen, dabei aber 1400 Brauer, die auch Bier schenken und 28,000 Bierschenken, die auch ihr Ale brauen dürfen. London hat 100 große Brauereien, von denen die von Barclay und Perkins in ihrer riesigen Anlage eine der sehenswerthesten Merkwürdigkeiten der Weltstadt geworden ist, welche täglich allein 200,000 Flaschen feines Ale vertreibt, und jährlich 400,000 Barrels (Tonnen von dreiviertel Ohm) Porter braut. In Whitbread's und Co. Brauerei in der Chiswellstreet am Finsbury Square ist ein Porterfaß, das bei einer Höhe von 25 Fuß 65 Fuß im Durchmesser hat und 20,000 Barrels hält. Vier Jahre lang wurde an diesem Faß-Ungeheuer gearbeitet, welches mit 56 eisernen Reifen gebunden ist, deren jeder ein bis zwei Tonnen schwer. Das Platzen zweier Porterfässer in Meux's Brauerei am 17. October 1814 hatte eine Ueberschwemmung zur Folge, bei welcher verschiedene Häuser zerstört wurden und mehrere Menschen umkamen. In ganz England sind 2257 Porterbrauereien. London liefert allein ein Drittel des Bedarfs des ganzen Landes.

* Der Kindermord in Ostindien. In Amritsir, der heiligen Stadt der Sikhs, in der Nähe von Lahore, fand Ende vorigen Jahres eine dreitägige Versammlung indischer Notabeln unter Vorsitz des englischen Obercommissärs statt, um dem allgemein üblichen Verbrechen des Kindermordes mit wirksamen Mitteln zu begegnen. Die Sikhs haben den scheußlichen Gebrauch, alle weiblichen Kinder zu ermorden, damit nicht durch die (nach ihren Sitten sehr kostspielige) Mitgift der Tochter das Familienvermögen in andere Hände übergehe. In hunderten von Sikhs-Familien ist seit Menschengedenken keine Tochter am Leben geblieben. Major Edwards berichtet: „Wenn bisher eine Mutter in der Kaste der Bedis entbunden wurde, so berichtete die Hebamme der außerhalb des Purdah harrenden Familie, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sei. War es ein Sohn, so werden den Eltern Glückwünsche dargebracht; war es ein Töchterchen, so kehrt die arme Mutter ihr Gesicht gegen die Wand, denn sie weiß, was ihrem Kinde bevorsteht!" Gewöhnlich erhält die Amme den Befehl, die Tödtung zu vollziehen, was sie bald durch Ersticken ausführt, indem sie mit der Hand oder mit dem (für

Digitized by Google

heilig gehaltenen) Kuhmist ihm den Mund verschließt, bald durch Lebendigbegraben, oder gewöhnlich indem man das Kind der Hitze oder Kälte aussetzt und es so verschmachten oder erfrieren läßt. Die Engländer bestreben sich nach Kräften, diesem barbarischen Unfug zu steuern.

* Wie man in Brasilien die Kranken behandelt. In der „Medicinischen Wochenschrift" vom 10. December 1853 erzählt der in Brasilien lebende Dr. Precht folgende grauenvolle Thatsache, welche ihm vom Dr. Lallemand aus Lübeck in Rio Janeiro mitgetheilt wurde. Die häufigste Krankheit in Brasilien ist die „Elephantiasis," d. h. eine Anschwellung der Beine mit gleichzeitiger Verdickung der Haut, durch welche die Beine den Elephantenfüßen ähnlich werden. Einer der brasilianischen Aerzte am Lazarushospital in Rio Janeiro fand in irgend einem Kloster ein altes Buch, welches den Biß giftiger Schlangen als ein Universalmittel gegen die Elephantiasis pries. Das Collegium der Herren „Aerzte" beschloß einen Versuch zu machen. Zwei unglückliche Kranke wurden daher in einen Käfich gesperrt und ihnen ein halbes Dutzend Klapperschlangen zur Gesellschaft beigegeben. Das Collegium schaute aus gehöriger Entfernung diesem interessanten Experimente zu, und da die Klapperschlangen entweder zu viel Humanität oder zu viel Ekel hatten, um gleich zu beißen, so trieb man sie durch Stöcke zum Angriff. Dieser erfolgte, und binnen wenigen Stunden waren die Patienten von ihrem Leiden befreit, aber auch zugleich von ihrem Dasein. Der Chor der brasilianischen Charlatane vermeinte aber wirklich einen „wissenschaftlichen" Versuch gemacht zu haben!

* Die Hottentotten. Dr. Kretschma gibt über die Hottentotten nach einem längeren Aufenthalte unter ihnen, eine für sie eben nicht schmeichelhafte Schilderung. In der Regel, sagt er, sind sie schwächlich und nur ausnahmsweise 5 Fuß hoch. Ihr Kopfhaar ist kurz gekräuselt und so spärlich, daß es aussieht, als ob die nackte Kopfhaut mit schwarzen Warzen oder Pfefferkörnern besäet wäre. Die Gesichtsbildung ist in hohem Grade häßlich; der Schädel ist platt, die Nase fehlt oft ganz und statt ihrer sind nur senkrecht — geschlitzte große Nasenlöcher vorhanden, die dicken und aufgeworfenen Lippen machen bei Erwachsenen wenigstens den dritten Theil der Gesichter aus, während sie bei Kindern wie ein Saugrüssel aussehen. Ihre Hautausdünstung ist — trotz der größten Reinlichkeit — so stark, daß man es noch nach mehreren Stunden am Geruch wahrnehmen kann, wenn ein Hottentotte im Zimmer gewesen ist. Deßhalb kann man sie nicht zu Dienern grbrauchen.—Alle diese Eigenthümlichkeiten machen sie zu einer nichts weniger als angenehmen Gesellschaft und lassen sie in hohem Grade den Affen ähnlich erscheinen. Von diesen unterscheiden sie sich körperlich besonders durch kleine, zierliche Hände und Füße. Die Hottentotten sind schlau und überlisten oft den Europäer. Dies ist um so mehr zu bewundern, da von einer Erziehung bei ihnen gar keine Rede ist. Die Kinder werden sich selbst überlassen, suchen sich wie Thiere ihre Nahrung und schlingen Alles hinunter, was sich kauen läßt. Sie sind in höchstem Grade träge. Von der Kochkunst haben sie kaum einen Begriff; doch bereiten sie Honigbier, Wein und Branntwein, und betäuben sich (namentlich wenn Speise fehlt), durch „Tacha," ein dem Opium ähnliches narkotisches Gift.

* Die Durchschnitts-Cirkulation der englischen Tageblätter ist, nach dem Census vom vorigen Jahre, für die

Daily News	3,734	Herald	4,049
Expreß	2,102	Post	2,657
Globe	2,035	Standard	1,318
Advertiser	7,348	Sun	2,153
Chronicle	2,000		
			27,396
Times			45,220
			72,616

wonach die Verbreitung der Times die der gesammten übrigen Londoner Tagespresse bei weitem überrifft. Die Cirkulation der Wochenblätter ist folgende:

Athenaeum	2,940
Bell's Life	27,200
Critic	2,700
Christian Times	1,390
Economist	4,270
Examiner	4,830
Illustrated News	82,331
John Bull	1,900
Leader	2,414
Literary Gazette	518
News of the World	69,296
Punch	7,870
Record	7,570
Reynold's Weekly	30,035
Spectator	2,930
Sunday Times	8,500
Weekly Dispatch	35,420
Weekly Times	64,420

* Theuere Noten. In Paris haben Müßiggänger ausgerechnet, daß Fräulein Cruvelli, die für 10 Monate 100,000 Fr. Gage erhält, jede Note, die sie singt, mit 4 Fr. bezahlt bekommt.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sansomstraße, Philadelphia.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW CAPITOL

WASHINGTON

Meyer's Monats-Hefte.

No. 2. Juni, 1854. Band 3.

Der Stuhlrichter.*

Eine Zigeunergeschichte aus Siebenbürgen.

I.

„Tengerszeme," Meeresauge, nennen die Magyaren die tiefen Seen, welche am zahlreichsten in der Mezőség sich finden, jenem seltsamen Hochlande, das sich über das Innere Siebenbürgens ausbreitet. In der That, wenn der Reisende, auf einem der terrassenförmigen kahlen Berge dieser Landschaft angelangt, in der Tiefe vor sich den stillen, niemals von einem Nachen berührten See sieht, mag es ihm wohl dünken, als blicke aus dem tiefblauen, klaren Spiegel unvermuthet das Auge eines in unbekannter Tiefe der Erde schlummernden Riesengewässers ihm entgegen. — Das Volk, das überall das Wunderbare liebt und gern glaubt, schreibt den „Meeresaugen" unergründliche Tiefe zu und wirft seine Netze nicht ohne Scheu in das Wasser, das gewöhnlich reichliche Spenden von Fischen allerlei Art zurückgibt.

Am Ufer eines solchen Sees, nicht fern vom Hauptorte eines Stuhls (Gerichtsbezirks) im Kolosher Comitate, lagerte ein Stamm der Kinder Pharaos. Es waren Wanderzigeuner, keine Neubauern, wie die Nachkommen jener Zigeuner genannt werden, die durch ein Dekret der Kaiserin Maria Theresia gezwungen worden waren, ihr Wanderleben aufzugeben und sich in den Dörfern der Edelleute als deren Leibeigene anzusiedeln. Denn sollte auch, laut dem kaiserlichen Statut, die Stellung der Neubauern derjenigen des Unterthanen gleich, also von leibeigen noch weit entfernt sein, so stand er doch in Wirklichkeit in einem solchen Verhältniß zum Gutsherrn, das der Leibeigenschaft wenigstens sehr nahe kam. Hatte auch der Herr kein Recht über Leben und Tod des Neubauern, so konnte doch ein Tyrann den Störrischen oder auch nur Mißfallenden durch den Deresch (die Prügelbank) bis auf Haarbreite dem Tode nahe bringen. Durfte er ihn nicht verkaufen, so geschah es doch nicht selten, daß durch eine schlaue Umgehung des Gesetzes der Boden, auf welchem des Neubauern Häuschen stand, in andere Hände überging, wodurch letzterer dann genöthigt wurde, sich dem neuen Bodenherrn selbst zu übergeben. Wenn die Reihe ihn traf, mußte der zigeunerische Neubauer von früh bis spät in des Edelmanns Haus, Hof, Garten, wo überhaupt seine Dienste verlangt wurden, arbeiten. Er empfing die Hofkost, aber keinen Lohn in Geld. Ihm baute der Herr die Hütte, beköstigte, kleidete ihn, kurz er sorgte für seine leiblichen, selten genug für seine geistigen Bedürfnisse. Unter hundert Zigeunern gab es kaum Einen, der lesen und schreiben konnte. Edelleute, die einen Antrieb fühlten, auch dem innern Leben des Neubauern Nahrung zu geben, wurden gewöhnlich nach einer Reihe von erfolglosen Versuchen, den Wilden zu civilisiren, entmuthigt und gaben die Hoffnung auf, ihn zu bilden. So tief wurzelt auch in der dritten Generation der Wandertrieb, daß die bestellten Lehrer es unmöglich fanden, die braunen Kinder an Stillsitzen, Lernen, Disciplin zu gewöhnen. Sie kamen,

* Die Ereignisse, welche die folgende Skizze erzählt, wurden mir vor Jahren in Siebenbürgen von dem jungen Zigeuner mitgetheilt, den der Leser kennen lernen wird. Mir gehört nichts an als die Form und die Bemerkungen über das Zigeunerleben. Der Verf.

Digitized by Google

durch Geschenke gelockt, einigemal in die Schule und kehrten nicht wieder, als die Geschenke aufhörten oder seltener wurden. Stunden und Tage lang konnte und kann noch heute der Zigeuner unbeweglich in der Sonne liegen, und der Hunger, die Noth, der Zwang müssen stark sein, die ihn aufjagen. Und doch sind dieselben Menschen unglaublicher Energie und Ausdauer in Strapazen fähig, sobald es einem Gewinn oder Genuß bringenden Unternehmen gilt. Um ein schönes Pferd zu erwerben, gleichviel ob auf rechtliche oder unrechtliche Art, um ein Schmuckstück anzuschaffen, um einem theuern Verwandten aus der Noth zu helfen, unterzieht sich der Zigeuner den härtesten Entbehrungen, wandert mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit Tage und Nächte, richtet die ganze Fülle seines schlauen Verstandes auf das in's Auge gefaßte Ziel. Von Natur nicht sowohl feig als furchtsam, trotzt derselbe Zigeuner, den ein entschlossener Knabe leicht in die Flucht schlüge, den Geschossen und Säbeln ihm an Zahl weit überlegener Soldaten und Panduren, wenn seine Sinnlichkeit, sein Zorn, seine Vater- oder Bruderliebe im Spiele sind.

Von den Edelleuten oft streng behandelt, von den Obrigkeiten, mit denen sie in Berührung kamen, von vornherein mit Vorurtheil und Argwohn angesehen, von allen Nationen im Lande gefürchtet oder verachtet, ward den Neubauern noch obendrein bitterer Spott von ihrer eigenen Race, den Wanderzigeunern. Menschen, welche Mangel und Strapazen aller Art, die Unbill der Jahreszeiten um der Freiheit und Unabhängigkeit willen freudig ertrugen, mußten billig mit Verachtung auf Glieder des eigenen Stammes herabsehen, die nach der Meinung jener ihren Nacken dem Joche der Edelleute und des Königs nimmer hätten beugen, vielmehr lieber auf Tod und Leben für jene kostbarsten Güter kämpfen oder durch die Flucht in unnahbare Gebirge und Wälder ihren Verfolgern sich entziehen sollen.

Dennoch vergalten die Neubauern ihren freien Brüdern nicht mit Haß. Vielmehr bewahrten sie ihnen ein Gefühl von Achtung und Neigung, das sie nicht selten an den Tag zu legen Gelegenheit fanden. Mancher Wanderzigeuner, den die Behörden wegen eines Vergehens verfolgten, wurde von Neubauern Wochen und Monate lang verborgen gehalten, geschützt, mit Nahrung versehen. Wurden hie und da von strengen Stuhlrichtern Streifzüge gegen wandernde Stämme oder Familien unternommen, so unterließen es ihre Brüder in den Dörfern nie, jenen rechtzeitige Winke zukommen zu lassen. Trotz der Verachtung, welche die Mehrzahl der freien Zigeuner gegen die Neubauern zeigte, gab es doch auch Beispiele, daß Einzelne der letzteren, die von unwiderstehlichem Freiheitssinne getrieben sich an einen Wanderstamm anzuschließen begehrten, als reuige Sünder gern angenommen wurden, und daß sie bedrängten Neubauern, wo es geschehen konnte, mit allen Mitteln beistanden.

Die Bande, welche am See gelagert war, bestand aus vierzig bis fünfzig Köpfen. Ihre Zelte, kunstlose Bauten aus sechs Stangen, über welche ein großes Leinwandtuch oder eine alte Wolldecke so gebreitet war, daß die Hütte auf drei Seiten offen stand und nur die Windseite geschützt erschien, standen zerstreut auf der Wiese. Ringsum sah man die Wagen, leichte, bedeckte Fuhrwerke, an denen, die Räder ausgenommen, kein einziger Nagel, kein Stück Eisen zu sehen war, und die sich mit unvergleichlicher Biegsamkeit dem allerschwierigsten Terrain anschmiegten. Die Zugrosse, welche lose seitab waideten, glichen an Magerkeit Gerippen, besaßen jedoch eine unermüdliche Ausdauer und Behendigkeit; sie gehörten zur unschönen, aber höchst brauchbaren Szeklerrace. Wer mit der Rossliebhaberei der Zigeuner nicht bekannt war, mußte sich wundern, neben jenen Rosinanten einige Pferde von ausgezeichneter Schönheit zu finden, die freilich nicht zum Dienst, sondern zu Tausch und Verkauf da waren.

Unter den Gliedern dieser Caravane verdienen drei Gestalten unsere Aufmerksamkeit. Die eine war der Patriarch der siebenbürgischen Wanderzigeuner und zugleich ihr

Digitized by Google

Wojwode, ein Mann von mehr als neunzig Jahren, hohen Wuchses, noch immer stramm und aufrecht. Man sah ihm den mehr als dreißigjährigen Kriegsdienst noch immer an. Das schneeweiße, lockige Haar umhüllte ein Gesicht, das von Entschlossenheit und Geistesfrische Zeugniß gab. Ihm gegenüber am Feuer saß seine Urenkelin. Schlank und fein gebaut wie die Gazelle der Wüste, übertraf Annina an Behendigkeit alle Knaben und Mädchen des Stammes, an Schönheit alle Weiber weit und breit. Als des Patriarchen liebste Enkelin trug sie ein Halsband von Dukaten und über dem blendend weißen Rocke ein mit Silber gesticktes Jäckchen. Ihre Gesichtsfarbe war nicht heller als die der übrigen Zigeuner, die Züge aber waren durchaus regelmäßig und die Augen von einem Glanz und Feuer, wie sie wenigen Europäerinnen, ausgenommen den Töchtern Spaniens und Griechenlands, gegeben sind. — Samson* hieß der junge Mensch mit den sanften, aber edeln Zügen, der neben dem Mädchen saß und ein leises Gespräch mit ihr führte. Er war als Sohn eines Neubauern im Dorfe des Barons Török aufgewachsen, und während die Bande vor drei Sommern bei letzterem als ihrem Schutzherrn außerhalb des Dorfes sich einige Zeit aufgehalten, hatte Samson der schönen Annina sich zu nähern gewußt, ihre Zuneigung gewonnen und war heimlich mit dem Stamme davongezogen. Den jungen Zigeuner fesselte nicht allein die Liebe an die Wanderer; von jeher hatte er Lust an ihrem freien Leben gezeigt. Tagelang strich er träumerisch durch die öden Bergwildnisse der Mezőség und weinte bittere Thränen, wenn der Präfekt den Dorfrichter in seine Hütte schickte, ihn zur Arbeit abzuholen. Seit Samson entflohen, war der Stamm nicht wieder in die Nähe von Keresztur, des jungen Zigeuners ehemaligem Wohnorte, gekommen.

Der uralte Sindjar hielt an diesem Tage Gericht in seinem Stamme. Alle erhoben sich, während er allein sitzen blieb. „Ischa," rief er, „mein Enkel, tritt vor und klage!" Sogleich stellte sich der Gerufene, ein noch junger Mann, dem Stammesoberhaupte gegenüber. — „Ich klage, daß Hanna, Silaks Tochter, die mein Weib ist, ihre Augen auf Timmi, dem Sohne Abrahams, ruhen läßt und ihre Treue mit ihm gebrochen hat." — „Hanna, Tochter Silaks, sprich, ist das wahr?"

„Aromalé! Ischa, sage ich, du bist ein Lügner!" antwortete ein junges Weib, das aus dem Kreise sich vordrängte. Ihre Augen funkelten. „Wann habe ich die Treue mit einem andern gebrochen? Haben deine Augen es gesehen?" — „Wehe dir, wenn ich es *gesehen* hätte! Mutter Lilah, rede du! Sahst du nicht, wie Hanna den Timmi vorgestern in mein Zelt schleichen ließ, während ich weg war? Und sagtest du nicht, er sei mehr denn zwei Stunden im Zelte gewesen?" — „Bei Cham und Schan (Sonne und Mond)," antwortete die als Zeugin vorgerufene Alte, „das ist wahr; gesehen hab' ich's und der Mond hat es gesehen. Timmi, krochst du nicht wie eine Schlange auf dem Erdboden, und drehtest du nicht vielemal deinen Kopf um, ob dich jemand sehe? Und kamst du nicht eben so kriechend zum Vorschein, als die Morgenröthe aufging?" — „Mögen meine Glieder verdorren," betheuerte Hanna, „wenn wahr ist, was du sagst! Möge ich blind werden, wenn ich an meinem Manne gefrevelt habe!" — „Du willst mich Koth essen lassen," antwortete die Alte. „Wohlan, da ist Annina, die lag neben mir, sie mag reden."

Annina schlug die Augen nieder. Sindjar blickte sie nicht ohne Besorgniß an; er mochte die Rache der Angeklagten fürchten. „Sprich, Annina, Tochter meines Enkels Haki, redet Lilah wahr?" — So aufgefordert erhob das Mädchen die Augen und sagte: „Ich sah einen Mann in Ischas Zelt schleichen. Ob es Timmi gewesen, kann ich nicht sagen." — „Wie lange blieb er im Zelte?" — „Ich bin bald eingeschlafen, weiß nicht, wann er wieder hervorkam." — „Timmi, Abrahams Sohn, lege deine Hand auf mein Haupt und schwöre die Wahrheit.

* spr. Schamschón, mit dem Accent auf der letzten Sylbe.

Biſt du es, der in das Zelt Hanna's kam bei Nacht?"

Timmi that, wie ihm befohlen worden, und ſprach: „Du weißt, Vater Sindjar, daß Hanna meines Oheims Tochter iſt. Als wir Kinder waren, legte ihr Vater des Mädchens Hände in die meinigen, daß wir Mann und Weib ſein ſollten, wann wir das Alter erreicht hätten. Seither iſt ihr Vater geſtorben und die Mutter hat einen andern genommen, der ſeinen Sohn mit der Hanna zuſammengegeben hat. Das iſt Iſcha. Ich aber bin der erſte geweſen, der ein Recht auf ſie und ihre Liebe hatte; ich habe es nicht vergeſſen." — „So iſt es alſo wahr," ſprach Sindjar, „daß du ſie beſucht, daß ihr die Ehe gebrochen habt?" — „Es iſt wahr." — „So empfangt denn beide eure Strafe. Du, Timmi, ſollſt von Jakub aus unſern Zelten hinausgeführt werden, vier Meilen weit nach Morgen; du, Hanna, ſollſt dein Haupt beſcheren laſſen, man ſoll dir die Hände mit einem Stricke binden und dich vier Meilen weit nach Weſten führen. Niemals betrete euer Fuß unſere Zelte wieder."

Die Schuldigen wurden ergriffen; beiden band man die Hände, hing ein Säckchen mit Brod und Salz auf ihren Rücken, und während die Weiber der Hanna die langen, rabenſchwarzen Haare abſchnitten, führte Jakub den Timmi den ſteilen Berg hinan. Einen Blick voll unbeſchreiblichen Schmerzes warf der junge Mann auf ſeine Mitſchuldige, welche die thränenſchweren Augen nicht vom Boden erhob, als das Urtheil vollſtreckt wurde, und eine alte Frau das Ende des Strickes ergriff und ſie auf der entgegengeſetzten Seite wegführte.

Dieß war nicht vorgegangen, ohne daß die Anweſenden ihre Gefühle auf mannigfache Weiſe an den Tag gelegt hätten. Zu ſprechen wagte keiner, aber die Trauer, der ſchlecht verhehlte Zorn der einen, die Schadenfreude anderer waren deutlich genug in den Mienen zu leſen. — Fälle von Ehebruch kommen ſehr ſelten unter den Wanderzigeunern vor. Da die Ehen leicht geſchloſſen und eben ſo leicht wieder gelöst werden können, ſo achten die Zigeuner die beſtehenden Eheverhältniſſe mit um ſo größerer Gewiſſenhaftigkeit, und um ſo ſtrenger fällt die Strafe des Ehebruchs aus. Welche Strafe kann aber für den Sohn eines Stammes, unter dem ſeine Eltern und Voreltern gelebt, ſtrenger ſein, als ewige Ausſtoßung?

Das Gericht war indeſſen noch nicht beendet; nach einer Weile traten zwei Knaben vor den Alten. Der eine ſprach: „Wir ſahen heute in einem Dorfe einen Truthahn und fingen ihn. Ich war es, der zuerſt die Hand auf den Vogel legte. Darum gehört der Tſchirskli (Vogel) mir. Einen Flügel wenigſtens ſollte ich behalten dürfen, während ich das übrige vertheilet. Nun kommt Hazil da und ſagt, er habe den Truthahn zuerſt geſehen, folglich ſei er ſein. Weſſen iſt er?" — „Nehmt den Truthahn," entſchied Sindjar, „und laßt ihn laufen. Ihr beide, Hazil und Gabor, ſtellt euch nebeneinander und bleibt ſtehen, bis ich Zwanzig gezählt habe. Dann lauft ihr dem Truthahn nach, und wer ihn zuerſt berührt, dem gehört er."

Der Vogel lebte noch. Man holte ihn aus einem Korbe hervor, ſetzte ihn auf der Wieſe nieder, und in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten ſtellten ſich die Knaben auf. Beide waren von gleichem Alter. Der Truthahn, als er ſich in Freiheit ſah, blickte lange umher, ſchlug die Flügel, kollerte und gewahrte jetzt ein rothes Tuch, das ein Zigeuner in einiger Entfernung auf einer Stange hin- und herſchwang. Da ſchwoll ihm der Kamm und er ſtürzte mit weit vorgebeugtem Leibe plump, aber haſtig der verabſcheuten Farbe entgegen. Jetzt zählte Sindjar: jeki, dus, trin, ſchtar, pandſch, tſcho, esta — — Als er bisch (zwanzig) ausgerufen, ſchoſſen die Buben wie Pfeile über die Fläche hin, dem Truthahne nach. Dieſer, die Kommenden hinter ſich, die rothe Farbe vor ſich, gerieth in Verwirrung, drehte ſich mehreremal das Rad ſchlagend im Kreiſe und flog dann dem Berge zu. Die Knaben waren ihm ſchon ſehr nahe geweſen, und Gabor, der Klagende, hatte faſt des niedrig Fliegenden Fittich berührt, da ſchwang jener ſich höher und er-

Digitized by Google

reichte, obwohl er ſich mehreremal niederlaſſen mußte, die Bergſpitze lange vor den flinken Knaben. Bald verloren die Zuſchauer die Jagenden und das Wild aus dem Geſicht.

Während dieſe Scene vor ſich ging, hatte ſich, vom entgegengeſetzten Berge herabſteigend, ein armeniſcher Kaufmann dem Lager genähert. Beim Anblick der braunen, wilden Geſtalten ſchien er zu zögern; er hielt ſein Roß an. Sindjar war jedoch ſeiner bereits anſichtig geworden und winkte ihm, näher zu kommen. Der Armenier, dem nun doch keine andere Wahl geblieben wäre, wenn die Zigeuner auch feindſelige Abſichten gegen ihn gehegt hätten, ritt herbei. Bald ſah er ſich von einer Anzahl junger und älterer Männer umringt, welche ihr Augenmerk auf ſein Pferd richteten und einander ihre Bemerkungen über daſſelbe in ihrer Sprache mittheilten. Der eine wollte aus der Struktur der Füße ſein Alter, der andere aus Augen, Naſe, Wölbung des Leibs deſſen Geſundheitszuſtand erkennen. Sindjar machte dieſem Gerede, das den Armenier wieder zu ängſtigen begann, dadurch ein Ende, daß er ihn willkommen hieß und einlud, an ihrem Mahl Theil zu nehmen. Dieſer Umſtand ſchien des Kaufmanns Befürchtungen gänzlich zu zerſtreuen, denn auch ihm war es bekannt, daß des Gaſtes Perſon allen Wanderzigeunern eine heilige iſt.

„Mit Dank nehme ich Eure Einladung an, alter Herr," antwortete er. „Doch bedarf ich weniger einer Erfriſchung als eines Wegweiſers. Ich reiſe nach Szamos Ujvar, der Armenierſtadt, bin vom rechten Weg abgekommen und irre nun ſchon ſeit Mittag in dieſen Bergen umher. Könntet Ihr mir einen Wegweiſer mitgeben, bis ich auf die rechte Straße komme?"—„Einen Wegweiſer, ſicher und treu, ſollt Ihr haben; jetzt aber ſteigt ab und laßt Euer müdes Pferd ausruhen."

Der Armenier gehorchte und trat zum Platz am Feuer, an dem er ſich neben dem Wojwoden niederließ, während die Zigeuner das Pferd an einen Wagen banden und es graſen ließen. Es ward dem Fremden in einem uralten ſilbernen Pokal Wein gereicht, den ihm der Alte ſelbſt kredenzte. — „Ein ſchönes Stück Arbeit," meinte der Armenier, den Becher betrachtend: „eine Jagd, Männer auf Elephanten und Pferden verfolgen einen Tiger, der den ſchlanken Leib geduckt, zum Sprunge bereit ſcheint. Der Becher iſt nicht in Ungarn oder Siebenbürgen gefertigt."—„In der That nicht," antwortete Sindjar. „Meine Väter brachten ihn aus der Türkei mit, vielleicht aus Egypten. Das muß vor vielen hundert Jahren geſchehen ſein, denn ſeht, ſolche Becher machte man nur vor alter Zeit. Mir übergab ihn der vorige Wojwode, dem aber ſein Vorgänger und ſo fort. So hat ſich der Becher vererbt."

„Da werdet Ihr ihn wohl nicht verkaufen? Ich wüßte reiche Herren, die manchen Golddukaten darum gäben."—„Und böte man mir ſo viel Dukaten als in Euern runden Hut da gehen, ich ließe ihn nicht darum. Auch dürfte ich nicht, das Kleinod iſt Eigenthum des Stammes. Mancher Graf hat begehrt, ihn zu kaufen und große Summen geboten."—„Er hat doppelten Werth, da ich mich nicht erinnere, jemals trefflicheren Wein getrunken zu haben, als aus dem Becher." —„Das macht, weil Ihr durſtig ſeid, Rajah (Herr); der Wein iſt gutes Pogatſcher Gewächs, aber der Becher hat keinen Theil daran, daß er Euch ſo gut mundet."

In dieſem Augenblick erhob ſich ein Freudengeſchrei unter der Bande. Man ſah die beiden Truthahnjäger vom Berge herablaufen; der hintere der beiden trug den ſich mächtig ſträubenden Vogel an den Beinen. „Gabor hat ihn gefangen, Gabors iſt der Truthahn! Es lebe Gabor!" riefen die zurückgebliebenen Knaben. Hazil, der voran lief, ſchien gutmüthig genug, den Ruhm ſeines Nebenbuhlers nicht zu beneiden; er war der erſte, welcher, noch athemlos, verkündigte, wie Gabor den Vogel, der einen großen Vorſprung gewonnen, unermüdlich verfolgt, ſo daß er ſelbſt nicht habe nachkommen können, wie dann endlich der Puter, mehreremal einen neuen Aufflug verſuchend,

vom flinken Knaben ereilt und in der Luft erhascht worden sei. Dem Glücklichen wurden von Sindjar beide Flügel zugesprochen und der Rest unter die älteren Männer vertheilt.

Mittlerweile war die Sonne am Horizonte tief herabgesunken. Der Armenier erhob sich, dankte dem Wojwoden für seine Gastfreundschaft und bestieg wieder sein Pferd. Zur Begleitung ward ihm Samson, der ehmalige Neubauer, der die Gegend genau kannte, mitgegeben. Der Weg führte denselben Berg hinan, auf welchem die Jagd auf den Truthahn stattgefunden. Es wurde Nacht, ehe sie die Spitze des Bergs erreichten. Noch war die Straße nach Szamos Ujvar weit entfernt. Während Samson den Kaufman in der überhandnehmenden Finsterniß Berg auf und ab durch das endlose wilde Einerlei der Mezöség, hier neben einem Teiche vorbei, dort über Sumpfstrekken führte, beobachteten beide ein tiefes Schweigen, das nur dann und wann durch einen Ausruf der Verwünschung von Seiten des Armeniers unterbrochen wurde, wenn sein müdes Pferd strauchelte, oder im Sumpf einsank. Bald jedoch, nicht fern von Szent Janos, trat ein Ereigniß ein, das der ziemlich viel Geld mit sich führende Kaufmann im Geheimen längst befürchtet hatte. Straßenraub war in jenen Gegenden gar nichts Seltenes.

Als die beiden Wanderer eben eine Thalschlucht hinaufstiegen, um die nicht mehr ferne Straße zu erreichen, sprangen plötzlich drei Gestalten auf sie zu, fielen dem Pferde des Armeniers in die Zügel und einer faßte den Zigeuner an der Brust. Der Kaufmann hatte sich jedoch mit dem Gedanken, beraubt zu werden, zu sehr vertraut gemacht, um nicht zugleich auch über die beste Vertheidigungsweise nachgedacht zu haben. Für einen so ängstlichen Mann bewies er große Geistesgegenwart und Ruhe. Während der eine der Räuber dicht neben ihm Geld forderte, zog jener die Doppelpistole aus seiner Rocktasche, indem er ruhig zur Antwort gab: „Sollt haben, was ihr wollt," spannte leise den Hahn und feuerte beide Läufe rasch hinter einander fast à bout portant auf die beiden Kerle ab, die sich an ihn gehängt. Beide stürzten nieder, aber das Pferd machte, scheu geworden, einen Satz und warf den Reiter ab. Mittlerweile hatte Samson sein Messer gezogen und dem Walachen — dieser Nation gehörten alle drei Wegelagerer an — einen Stich in die Seite versetzt, der ihn zu Boden brachte. Der Walache holte mit dem seinigen ebenfalls zu einem Stoße aus, traf aber statt des wie ein Aal sich windenden Gegners nur die Luft, während Samson fortfuhr, mit seinem scharfen Messer die Seiten und den Rücken des tiefaufstönenden Räubers zu treffen. So fest aber hatten sich des letzteren Finger an Samson's Hals gekrallt, daß der Verlobte Annina's dem Ersticken nahe war. Endlich befreite ihn ein mit aller Anstrengung seiner Kraft ausgeführter Ruck. Nachdem Samson sich erholt, eilte er zu seinem Gefährten, der sich vergeblich mühte, sich unter dem Pferd hervorzuarbeiten, und befreite ihn.

„Das soll Euch vergolten werden, Zigeuner," sprach der Armenier, sobald er wieder auf seinen Füßen stand. „Ohne Eure Hülfe hätte mich das verwünschte lahme Pferd erdrückt." — „Haben Sie keinen Schaden genommen, gnädiger Herr?" fragte Samson. —„Nicht daß ich wüßte. Ich muß die beiden Bursche gut getroffen haben, daß sich keiner die Gelegenheit, wo ich neben ihnen lag, zu Nutzen machen konnte, mir eines zu versetzen." — „So laßt uns aufbrechen," meinte der Zigeuner. — „Warte, bis ich die Pistolen wieder geladen." Samson benutzte diese Frist, um den Gefallenen die Stiefeln und die Gürtel abzuziehen, eine Operation, die er mit wunderbarer Schnelligkeit ausführte. Trotz der Dunkelheit erkannte er genau, welche Stiefeln die Mühe des Forttragens verlohnten. Dieß war nur mit einem Paare der Fall, die Sandalen der beiden andern Räuber verschmähte er.

Bald befanden sich beide auf der Landstraße; hier wollte der Zigeuner sich verabschieden, allein Bogusz, der Armenier, der trotz der Nähe von Szamos Ujvar noch immer einen neuen Anfall befürchtete, bewog

Digitized by Google

ihn, bis zur Stadt mitzugehen. Hier ließ er ihm im Gasthof eine Schlafstelle geben, zahlte ihm eine nicht unbedeutende Summe über das bedungene Führergeld und entließ ihn nach Hause.

II.

Der Stuhlrichter (Szolgabiró) spielte in damaliger Zeit im Leben der siebenbürgischen Bauern eine sehr bedeutende Rolle. Seine Stelle entsprach der eines Amtmanns oder Kreisdirektors. Er hatte die Rechtspflege in seinem Stuhle zu verwalten; außerdem war er mit der Ausführung mancher von den Comitatsversammlungen beschlossenen Verfügungen und der von den Obergespanen und der königlichen Regierung an ihn gelangenden Erlasse betraut. Sein Gehalt überstieg selten einige hundert Gulden; dennoch sah man fast überall schöne, geräumige Gehöfte und Häuser im Stuhlorte sich erheben, die der Richter auf seine Kosten erbauen ließ. Er hatte oft nicht nur eine schöne Anzahl von Stücken Horn- und Kleinvieh, sondern gar ein kleines Gestüt, seine ausgedehnten Felder und Wiesen waren die bestbestellten und einträglichsten des Orts, und mancher dieser Beamten war im Besitze bedeutender Kapitalien.

Wie kamen diese Richter zu solcher Wohlhabenheit? Denn wenige nur brachten einiges Besitzthum mit. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung dient unter andern ein Sprichwort, das in ganz Siebenbürgen und vielleicht auch in Ungarn gäng und gäbe war. „Vor dem Edelmanne," lautete es, „bückt sich der Bauer, dem Könige ruft er Eljen zu, vor Gott wirft er sich auf die Knie, vor dem Szolgabiro aber in den Staub." Freilich, für den Bauern war der Stuhlrichter weit und breit die gefürchtetste Person. Er konnte Stockstreiche und Gefängniß bis zu einer gewissen Zahl von Schlägen und Monaten erkennen, er war es, der, wenn die Rekrutenjagd begann, die Opfer bezeichnete, er war die einzige Instanz in Processen um Werthe bis zu einer nicht unbedeutenden Summe, er bot die Mannschaften auf, wenn es galt im Interesse des Staats, Comitats, Stuhls Robote zu leisten — mit Einem Worte, in seiner Hand ruhte die größte Machtvollkommenheit im Stuhle. Väter, welche ihre Söhne vom Militärdienste zu befreien wünschten, durften nur mit gefüllter Hand vor den Richter treten, so wurden die Söhne verschont; Proceßführende gewannen ihre Sache meist mit klingenden, am schwersten wiegenden Argumenten; wer Vermögen besaß und sich der Strafe für ein Vergehen zu entziehen suchte, war vor gewissenlosen Stuhlrichtern nur zu oft der Strafloſigkeit sicher, wenn er nur die Augen des Szolgobiro mit den geeigneten Mitteln zu blenden verstand. Seine Felder waren darum die bestbestellten, weil er zum Bauen derselben die Mannschaft des ganzen Stuhls zur Verfügung hatte. Wehe dem Bauern, der sich unterstand, dem gnädigen Herrn Richter seine Ochsen, seine Arme zu verweigern!

So gewaltig nun auch diese Macht der Stuhlrichter war, so setzte ihr doch der Einfluß des Adels, besonders des höheren, Grenzen. Ohnehin hatte auch der geringste Edelmann, der Botschokoros (von seinen zerfetzten Stiefeln so genannt), die Richtersprüche des Szolgobiro nicht zu fürchten, in dessen Ressort nur die Bauern gehörten. Allzugroßen Willkürlichkeiten von Seiten dieser Beamten wurde nicht selten durch den Einspruch der im Stuhle angesessenen Adeligen gesteuert, wie denn der Bauer doch immer auf den Edelmann als seinen natürlichen Beschützer gegen den gefürchteten Richter blickte, so schwer auch oft der Druck des Gutsherrn auf ihm lastete.

Peterdi, der Stuhlrichter von Keresztur, war ein magyarisirter Walache, von Bauern abstammend. Obwohl wegen seiner raschen, heftigen Art und manches Aktes schnöder Willkür sehr gefürchtet, gehörte er noch nicht zu den allerschlimmsten. Ohne volle Ueberzeugung von der Schuld eines Angeklagten diktirte er selten Leibesstrafen, außer wenn Widersetzlichkeit seinen Jähzorn gereizt hatte, und schenkte manches Stück Vieh, manche Metze Korn zur Aussaat an arme Bauern, von deren Dürftigkeit er gehört. Er besaß

in Keresztur einen stattlichen Hof, und galt überhaupt für den reichsten Stuhlhalter des Comitats. Obwohl ein Fünfziger, lebte er noch immer in ehelosem Stande, vielleicht um desto ungestörter der stärksten seiner Leidenschaften fröhnen zu können, mit welcher die Neigung zum Trunke Hand in Hand ging.

Der Zigeunerstamm hatte sich außerhalb des Stuhlorts gelagert. Nur einige Fieberkranke waren unter Obdach; die Gesunden, Alt und Jung, blieben Tag und Nacht im Freien. Drei Bursche, auf Holzblöcken sitzend, und eine sehr alte Frau mit dem unvermeidlichen Pfeifenstummel im zahnlosen Munde, handhabten Fideln und Hackbrett vor einer Gruppe von Landleuten, während eine Anzahl von langzöpfigen, schwarzaugigen Mädchen aus dem Dorfe sich wahrsagen ließen. Ein verschmitzt aussehender junger Bursche zeigte Zauberkünste mit Messern und glühenden Kohlen, die er verschlang und als Kiesel und Mäuse wieder von sich gab, und erntete manch Maß türkischen Weizens, manches Mäßlein Aepfel und andern Obstes als Anerkennung seiner ungewöhnlichen Verdienste. Baares Geld sah man auf dem Lande selten; die Bauern zahlten ihre kleinen Einkäufe bei den Hausirern, gaben ihre Almosen u. s. f. in Frucht und andern Naturalien. Als nun die vier Musikanten der dringenden Aufforderung, einen recht schönen Csárdás aufzuspielen, nachgaben, verließen die wißbegierigen Mädchen den Kreis der Zigeunerinnen und ließen sich lachend von den stämmigen, schnurrbärtigen Bauernburschen herumschwenken. Auch die nackten Kinder Pharaos ergriff die Tanzlust, und während die Erwachsenen sich in den eigenthümlichsten Figuren des Tanzes bald suchten, bald trennten, dann sich wieder in leidenschaftlicher Umarmung rasch umherwirbelten, übten die kleinen, braunen, gelenkigen Geschöpfe ihren Muthwillen in der Nachäffung dieses Tänzers, jener Tänzerin und in mancher improvisirten, oft unanständigen Variation der Figuren.

Mitten hinein in diese Scene der Fröhlichkeit fiel der Stuhlrichter wie ein Ungewitter. Augenblicklich verstummte die Musik, die Tänzer und Tänzerinnen stoben auseinander, als sie den gefürchteten gestrengen Herrn daher reiten sahen. Peterdi lenkte sein Roß auf das Zigeunerlager zu. — Sindjar und die übrigen Alten des Stammes erhoben sich und begrüßten den Stuhlrichter.

„So seid ihr also," begann letzterer, „wieder im Lande? Wir haben uns lange nicht mehr gesehen." — „Zwölf Jahre sind es, seit der gnädige Herr mich und meine zwei Söhne schlagen und einstecken ließ." — „Ihr habt es also nicht vergessen? Warum wagt ihr euch wieder in meine Nähe? Ihr wißt doch, daß wir Stuhlrichter Befehl haben, alle wandernden Zigeuner wegtreiben und im Wiederbetretungsfall einstecken zu lassen."

Sindjar zog aus einer Tasche seines weißen Oberkleides ein Papier und überreichte es schweigend dem Stuhlrichter. Es war ein Befehl des Obergespans des Kolosher Comitats, den Wojwoden Sindjar mit seinem Stamm so lange unbelästigt umherziehen zu lassen, als er und die Seinigen sich keines Vergehens gegen die öffentliche Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu Schulden kommen ließen. Der Geleitsbrief war vom siebenbürgischen Gouvernement gegengezeichnet. — Nicht ohne einigen Mißmuth zu zeigen, gab der Stuhlrichter dem Wojwoden das Papier zurück. „Wie kommt es," fragte er, „daß Ihr allein diesen salvus conductus erlangen konntet?" — „Das Antlitz des Herrn Obergespans sah gnädig auf Eure Diener herab." — „Das seh' ich wohl, aber habt Ihr etwas gethan, seine Gnade zu verdienen?" — „Das einzige Söhnlein des Herrn Grafen lag in Todesgefahr, da rettete ich es." — „Ihr seid also auch Arzt? Das wußte ich nicht. Vielerlei Künste treibt Ihr, Sindjar, so auch das Wahrsagen, nicht wahr? — Ei, so weissagt doch auch mir!" — „Und wenn ich Euch nun Mißfälliges verkündete, würdet Ihr nicht zürnen, gnädiger Herr, oder würdet Ihr mir Glauben schenken?" — „Weder das Eine noch das Andere." — „Ei, warum wollt Ihr dann, ich solle Worte in den Wind sprechen?" — „Und

Digitized by Google

wenn ich's Euch befehle? Bin ich nicht Herr hier? B—lelkét! Macht nicht so viel Worte! da ist meine Hand!"—„Ihr wollt es, so sei es! Herr Stuhlrichter, Euer Ende ist nahe, sehr nahe. Von der Hand eines Weibes wird Euch der bleiche Tod bereitet werden." —„Alter, du faselst! Welches Weib sollte mich tödten wollen?"

Sindjar schwieg und rührte in der Asche. Sein Antlitz drückte Spott und Verachtung aus. Dem Richter wurmte dies; er fuhr auf und überschüttete den Alten mit einer Fluth von Verwünschungen und Scheltworten.—Da erhob Sindjar wieder seine Augen und sagte ruhig: „Wollt Ihr mich reizen, daß ich diesen da gebiete, Hand an Euch zu legen? Nimmer soll es Euch gelingen. Ihr wolltet, ich solle Euch wahrsagen; da ich's gethan, schaltet Ihr mich einen Narren, und da ich schwieg, einen Dieb und Schurken und verwünschtet meinen Vater und Großvater."

Peterdi war verlegen, er fühlte, daß der Alte Recht habe. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, deutete er auf ein Roß von großer Schönheit, das am Wagen des Oberhauptes angebunden stand. — „Ist Euch das Roß feil?" — „Wohl, um hundert fünfzig Dukaten sollt Ihr's haben. Es ist ein englisches Halbblutpferd; sein Vater steht im Gestüte des Grafen Kasimir Batthyany." — „Hundert fünfzig Dukaten sind zu viel; gebt mir den Braunen dort mit in den Kauf, so zahl' ich die hundert fünfzig Goldstücke."

Es ward nun gehandelt, bis man Handels einig wurde. Der Stuhlrichter befahl dem Wojwoden, morgen früh mit den Rossen auf dem Hofe zu erscheinen und das Geld in Empfang zu nehmen.—Allein während des Gesprächs waren Peterdi's Augen auf die reizende Gestalt Annina's gefallen; er konnte seine Blicke fast nicht mehr von ihr abwenden. Unter allen Mädchen und Frauen des Stuhls, ja selbst in der Stadt meinte er kein so liebliches Wesen gesehen zu haben, und alsbald tauchten in seinem Kopfe Gedanken auf, wie er sie an sich locken und gewinnen könne. Schneller und zerstreuter, als es sonst seine Art war, hatte er den Handel abgeschlossen und gab sich, ehe er von dannen ritt, weit freundlicher als bisher. Am nächsten Morgen aber, sehr früh, trat der Müller des Thals vor den Stuhlrichter und klagte, daß zwei Räuber ihn, der vom Szamos Ujvarer Markt heimgekehrt, bei Nacht überfallen und ausgeplündert, und da er sich zur Wehr gesetzt, arg mißhandelt. Einem der Angreifer habe er ein Messer, womit derselbe ihn niederstoßen wollen, aus der Hand gewunden; da habe das Herannahen heimziehender Marktleute die Räuber verscheucht. Als Corpus delicti übergab er jenes Messer.—Der Stuhlrichter entließ ihn mit dem Versprechen, er werde Sorge tragen, daß die Thäter ausgemittelt und ihm vorkommenden Falls sein Eigenthum wieder zugestellt werde.

Bald darauf meldete man dem Richter, daß Sindjar in Begleitung eines jungen Zigeuners, der zwei Rosse führe, im Hof warte. Er begab sich hinab und äußerte lebhafte Freude darüber, die schönen Pferde sein Eigenthum nennen zu können. Sindjarn zahlte er sofort die bedungene Summe aus. Samson, der gegenwärtig war, hielt seine Blicke fortwährend auf das Messer gerichtet, das noch auf dem Tische lag. Dieser Umstand erweckte in Peterdi Verdacht; er fragte ihn plötzlich, ob er das Messer kenne. Samson bejahte und erklärte es für das seinige. — „Dann muß ich Euch verhaften!" rief der Stuhlrichter. „Dieses ist das nämliche Messer, womit in vergangener Nacht der Müller Szép Imre von Räubern angefallen worden ist."

Die Bestürzung Samsons und seines Pflegevaters zu beschreiben, wäre vergebliche Mühe. Was half es, daß beide mit den feierlichsten Eiden des Knaben Unschuld betheuerten, daß der Alte sein Kleid zerriß, seinen Bart zerraufte und den weinenden Samson, als vermöchte er ihn auf diese Weise zu schützen, in die Falten seines weiten Gewands verbergend, mit strömenden Thränen den Stuhlrichter um Schonung anflehte? Der Schmerz des alten Mannes war erschütternd.

Digitized by Google

Es mochte wohl, das darf man zur Ehre des Stuhlrichters sagen, in seinem Herzen einiges Mitleid für beide erwacht sein; vielleicht wich auch sein Verdacht vor der Gewalt so großen Schmerzes, so bitterer Verzweiflung, so lebhafter Betheurungen. Aber Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß man den Thränen und Schwüren einer Race, die er für entarteter hielt als sie wirklich ist, nicht immer Glauben beimessen dürfe. Wie sollte er auch das Erscheinen des Messers unter so verdächtigen Umständen anders als zum Nachtheil des jungen Zigeuners deuten? Freilich sprach wieder der Umstand zu seinen Gunsten, daß er das verhängnißvolle Werkzeug ungefragt als das seinige erkannt und zurückgefordert hatte.

Samson wurde vom Stuhlpanduren in den Gewahrsam abgeführt und Sindjar schlich schweren Herzens zu den Zelten zurück.

III.

Als Annina, Samsons Verlobte, diese Begebenheit vernommen, überließ sie sich einige Zeit dem heftigsten Schmerze. Ihre Wehklagen erfüllten das Lager und drangen bis zu der vergitterten Zelle hinauf, wo Samson von Wuth über die geraubte Freiheit, wie von Trauer über die Trennung von seinem Mädchen erfüllt, vergebens an den eisernen Stangen des Fensters rüttelte, oder sich verzweifelnd zu Boden warf und den Tag seiner Geburt verfluchte. Wild wie die Natur dieser Kinder des Morgenlandes waren seine Rachegelübde, und seine Verzweiflung um so schrankenloser, je lebendiger er seine Ohnmacht fühlte.

Noch desselbigen Tages führte Annina den Entschluß aus, den leidenschaftliche Liebe in ihrer abenteuerlicher Gedanken fähigen Seele geboren hatte. Sie war entschlossen, den Stuhlrichter um Leben und Freiheit ihres Geliebten anzuflehen und sein Gefängniß zu theilen, wenn ihre Bitte nicht erhört würde. Welche weiteren Pläne noch im Hintergrunde lagen, wird die Folge lehren. Welcher Gefahr sie sich aussetzte, wußte sie wohl, allein das feurige Mädchen hatte nur den einzigen Gedanken, Befreiung Samsons.

Bald stand sie vor dem Stuhlrichter. Er hatte seine Mahlzeit, eine reichliche, vollendet und überließ sich dem Genusse einer Flasche trefflichen Weins und seiner nie erlöschenden Pfeife. Feuer durchschoß seine vom Weine ohnehin erhitzten Adern, als Annina vor ihn geführt wurde.

„Was ist dein Begehren, schöne Tochter Pharaos?" — Auf die Kniee niederfallend erhob sie die Hände und sprach: „Mein Verlobter ist in Eurem Hause, gnädiger Herr, ein Gefangener. Ein Dieb und Räuber ist er gescholten, sie werden ihn vor den Blutrichter führen und seine Seele von ihm nehmen. Aber er ist unschuldig; wie könnte auch Samson ein Räuber sein? Weiß ich's doch am besten, daß er in vergangener Nacht nicht außer den Zelten war! Und seht in seine Augen! sind es die Augen eines Räubers und Mörders? Seht seine Gestalt an, kaum hat er das Knabenalter verlassen, sollte er allein sich an einen starken Mann wagen?"

„Das Messer," antwortete der Stuhlrichter, „das der Müller Szép dem einen der Räuber entriß, ist deines Verlobten. Er hat es selbst gestanden; du wirst das wohl wissen." — „Um eines Messers willen wird ein solcher Verdacht gegen ihn erhoben! Und wenn nun Samson das Messer verloren und ein anderer, der es gefunden, die That begangen hat, um deren willen Samson gerichtet werden soll?" — „Wenn dem also ist, so wird es sich aus der Untersuchung ergeben. Stehe auf, reizendes Mädchen, fasse Muth und sei fröhlichen Herzens! Ist Samson unschuldig, so wird er frei. Setze dich, Kind, trinke süßen Wein und verbanne die Traurigkeit!" — „Ich lasse nicht von Euch ab, gnädiger Herr, bis Ihr mir ihn wiedergebt! Habt Erbarmen!" — „Bin ich vom König hier nicht zum Richter bestellt? Darf ich das Recht brechen und den Angeklagten frei lassen, ehe seine Unschuld erwiesen ist? Sei vernünftig, schönes Kind!" — „Ihr wollt also nicht?" fragte sie ungestüm sich erhebend. — „Nein, ich darf nicht!" — „So sperrt mich mit ihm ein, daß ich ihn tröste, der in seiner Verzweiflung sich ein Leid anthun könnte."

Digitized by Google

Der Stuhlrichter lachte hell auf. Er wußte, daß der Selbstmord eines Zigeuners etwas Unerhörtes ist, und daß Annina diese Thatsache so gut kannte als er selbst. — „Wenn du in meinem Hause mit mir leben willst, sollst du willkommen sein, aber zum Gefangenen darf ich dich nicht einsperren. Das wäre mir eine schöne Geschichte!" — „So sei es! Weiset mir eine Stube an, wo ich wohnen mag, daß ich um ihn sei, obwohl ich ihn nicht sehen darf." — „Du bist ein sonderbares Mädchen, eine seltene Blume unter den Töchtern deines Stammes. Wer hat das je gehört?" — Aber im Herzen jubelte er, daß, wie er meinte, der Vogel dem Steller sich selbst überlieferte.

Mittlerweile war Sindjar noch desselben Tages zum Obergespan des Comitats geeilt, dessen Schutz und Machtwort zu Gunsten Samsons anzurufen. Dieser Schritt war Annina verborgen geblieben, so wie auch sie ihm ihr Vorhaben verhehlt hatte. Den Grafen Obergespan traf Sindjar nicht zu Hause, er ward erst in Monaten aus Wien zurück erwartet. Vom Vicegespan hatte sich Sindjar keines Schutzes zu gewärtigen, da derselbe für Peterdis Patron galt. Noch einen Schritt that der Alte, um nichts unversucht zu lassen.

Es kamen damals nicht selten Fälle vor, daß angesehene Gutsherren eine Familie oder Bande von Wanderzigeunern gegen Erlegung einer gewissen Geldsumme in ihren besondern Schutz nahmen. Wurden Mitglieder dieser Bande in Siebenbürgen oder Ungarn wegen Vagabundirens, Pferde- oder Viehdiebstahls verfolgt, so rief das Oberhaupt den Gutsherrn an, der dann nicht ermangelte, seinen Schützling zu reklamiren. Es war dieß offenbar ein Mißbrauch, der jedoch nicht selten auch Unschuldigen zur Wohlthat wurde.

Sindjars Schutzherr war Baron Török. Diesen suchte der Alte auf und bat ihn dringend um sein einflußreiches Fürwort beim Stuhlrichter. In diesem Falle aber — Anklage auf Raubmord — war des Barons Einsprache von vornherein durch das Gesetz ohnmächtig; das einzige, was er verlangen konnte, war milde Behandlung des Gefangenen. Ueberdieß forderte der Baron als Mitglied des siebenbürgischen Obergerichts (Septemviraltafel) den Stuhlrichter zu energischer Ausmittelung der wahren Thäter auf.

Niedergeschlagen kehrte Sindjar wieder nach Keresztur zurück. Der Weg führte ihn durch den spärlichst bewohnten, ödesten Strich der Mezőség. Gerade in diesem Sommer erreichte die Hitze einen auch dort ungewöhnlich hohen Grad, und der Zigeuner stieß unterwegs auf Fruchtfelder, die zum größten Theil verbrannt erschienen. Am zweiten Nachmittage, als Sindjar in ein Thal hinabstieg, dessen Boden an vielen Stellen große Risse zeigte, erblickte er in einiger Entfernung vor sich einen Mann, der einen weiblichen Körper zu tragen schien. Den Träger glaubte der Alte zu kennen; es mußte nach Kleidung und Farbe ein Mann seines Stammes sein. Auf der Fläche angekommen, legte der Mann seine Last ab, beugte sich über sie und schien eifrig bemüht, Leben in den regungslosen Körper zurückzurufen. Er sah sich nach Wasser um, aber der Boden selbst seufzte nach dem erquickenden Naß. Er suchte Schatten, aber weit und breit im Umkreise von Meilen stand kein Baum, kein Strauch, keine Hütte. Sein Gesicht mit den Händen bedeckend, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Unterdessen hatte sich Sindjar genähert und trat vor den Trauernden. Den Mann hatte er erkannt, und jetzt sah er, daß die Frau, die er getragen, die verstoßene Hanna war.

„Timmi," rief der Wojwode, „hebe dein Antlitz auf!" — Der Verstoßene stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Er richtete, auf das noch immer regungslose Weib zeigend, einen vorwurfsvollen Blick auf den Alten, als wollte er sagen: „Seht, das ist Euer Werk!" — Sindjar schüttelte den Kopf. „Ich weiß," sprach er, „was du sagen willst. Wenn ihr gefehlt habt und Strafe leidet, dürft ihr den Richter anklagen? Doch ich bin nicht hier stehen geblieben, um in den Wind Reden zu halten. Da, aus meiner Tschuttora (Flasche) gib ihr zu trinken. Es ist noch Leben in ihr." — Ungesäumt beugte

Digitized by Google

ſich der junge Mann über die Geliebte, öffnete ihre Lippen und träufelte das feurige Element, das die Flaſche enthielt, in ihren Mund. Die Wirkung ließ nicht auf ſich warten. Nach wenigen Augenblicken ſchlug Hanna die Augen auf und alsbald kehrten die Sinne zurück. Aber kaum hatte ſie den Alten erkannt, als ſie ihn mit einer Fluth von Verwünſchungen überſchüttete.

„Biſt du wieder da, zu fluchen und zu ſtrafen? Meckeli! (ſchön). Möge ein Hund auf deinem Grabe ſterben! Dein Antlitz iſt wie ein Geſicht Schiwis (Satans) vor mir, ich ſpeie dich an!“ — „Hanna,“ rief der jüngere Zigeuner, „du thuſt unſerem Fürſten ſchweres Unrecht. Er iſt es, der deine Seele wieder aus dem Todtenreiche zurückgerufen hat, und du fluchſt ihm!“ — „Laß ſie fluchen und ſchelten, Timmi, die große Hitze hat ihr den Verſtand genommen, ihre Worte thun mir nicht wehe. Erquicke dich mit dem Wein, und dann gehe deine Straße.“ — „Dank, Fürſt! Doch ſagt, ich bitte Euch, wird mir nimmer geſtattet werden, zu Euern Zelten zurückzukehren?“ — „Zu meinen Zelten nimmer. Es ſteht dir aber frei, die Goldwäſcher am Aranyos um Aufnahme zu bitten. Daß du nicht verlaſſen und verloren umherirreſt, bis du einen andern Stamm findeſt, der dir einen Platz an ſeinem Keſſel gönnt, bring dem Jeſſa, der den Goldwäſchern vorſteht, dieſes Meſſer und grüße ihn von mir. Und,“ ſetzte er hinzu, auf die entfernter ſtehende Hanna deutend, „wenn mein Rath dir etwas gilt, ſo verlaſſe ſie. Unheil wird dich begleiten, ſo lange ſie bei dir iſt.“ — „Ohé, alter Fürſt, was ſoll aus ihr werden, ſo ich ſie verlaſſe? Bin ich nicht an ihrem Unglück ſchuld?“ — „Sie iſt ſo ſchuldig wie du, Timmi, und ich ſage, noch ſchuldiger. Warf ſie nicht die Augen zuerſt auf dich?“ — „Wahr, aber da ſie faſt verſchmachtete, als ich bei ihr war, wie wird es mit ihr werden, wenn ich ſie allein in der Welt laſſe?“ — Sindjar zuckte die Achſeln. „Wie du willſt,“ ſagte er. „Ich habe geredet, damit du aber ſiehſt, Sindjar meine es wohl mit dir, nimm die Flaſche! So, guten Weg und gut Wetter!“

Mit dieſem Abſchiedsgruße entfernte ſich der Wojwode. Die Zurückgebliebenen ſchickten ſich ebenfalls zum Aufbruch an. Für Timmi hätte es der Warnung des Alten nicht bedurft, um ihn zu überzeugen, daß er für ſeine Sorgfalt und Mühe um ſie, die ihn in der Verbannung aufgeſucht und aufgefunden, keinen Dank zu erwarten habe. Nicht aus Liebe war ſie ihm nachgeeilt, des Wojwoden Befehl mißachtend, ſondern um ihn zu quälen. Sie machte ihm die bitterſten Vorwürfe, weil er das Vergehen im Gerichte nicht geläugnet, und ſo lange ihre Kräfte reichten, ließ ſie der flinken Zunge freien Lauf, um den Unglücklichen mit einer Heftigkeit zu verſpotten, wie ſie, außer den Zigeunern, nur wenigen Völkern gegeben iſt. Auch jetzt, ganz uneingedenk ihrer vorigen Hülfloſigkeit, ſchien ſie nur wieder Kräfte gewonnen zu haben, um die Leiden des Geplagten zu ſteigern, und ſie bot alles auf, um auch das Mitleid und die reuevolle Hingebung in Timmis Bruſt zu erſticken.

IV.

Schwüle liegt auf dem Thale; die Hofknechte des Stuhlrichters ſchlafen und die beiden Panduren ſpielen mit dem Küſter Tarok. Es iſt ſo ſtill auf dem Hofe, daß das Scharren und Stampfen der Roſſe aus dem ziemlich entlegenen Stalle deutlich zu hören iſt. Im Richter weckt dieſes Geräuſch eine Reihe angenehmer Betrachtungen. Seine Pfeife rauchend und dann und wann das Glas wieder füllend, überblickt er ſeinen blühenden Hausſtand. „Bin ich nicht,“ ſpricht er für ſich, „ein reicher mächtiger Herr? In meinen Speichern thürmt ſich des Getreides Fülle, köſtliche Weine liegen in meinem Keller, in meinen Ställen drängt ſich Stück an Stück, und wenn ich über Land ziehe, beneiden mich ſelbſt die Edelleute um die Zahl und Schönheit meiner Roſſe. Vor zwanzig und etlichen Jahren war ich ein armer Teufel, ein Schreiber, den niemand grüßte, ich war Staub. Aber ich ſah den Stuhlrichter in Mots, der auch Staub geweſen, als großen Herrn im Comitate umher kutſchiren und ſchaute ihm zu, wie er es anſtellte, und ſieh! ich hab' es ihm abgelernt.“

Digitized by Google

Damit füllte er lächelnd das Glas und trank selbstzufrieden einen Schluck, als wollte er sagen: „Das hast du verdient; jetzt darfst du dir auch eine Freude gönnen. Ja, Ausdauer und Geduld, breite Schultern, schmiegsame Rückenwirbel, starke Fäuste, ein langer Arm und ein klein wenig Wissenschaft — so kommt man durch die Welt."

Der Lauf seiner Gedanken erhielt hier auf einmal eine andere Richtung durch einen leichten Fuß, der im obern Zimmer über die Dielen glitt. „Da geht sie wieder auf und ab, wie sie schier den ganzen Tag thut. Störrisches Ding! Ich habe manchen harten Kopf zurecht gesetzt, manchen steifen Rücken gebeugt und manches widerspenstige Knie zuletzt vor mir im Staube gesehen und sollte nicht den Trotz einer braunen Zigeunerdirne zu brechen im Stande sein?"

Der demüthigende Gedanke, von einer sechzehnjährigen Tochter Egyptens an Willenskraft, vielleicht sogar an Schlauheit übertroffen zu werden, mußte eine sehr empfindliche Saite in des Richters Seele angeschlagen haben. Die Pfeife flog in die Ecke und der gestrenge Herr stieg entschlossen zu seiner schönen Gefangenen hinauf, öffnete die Thüre und trat ein. Annina blieb vor ihm stehen. Sie mochte in des Stuhlrichters aufgeregten Zügen lesen, was in seiner Seele vorging, ein Zittern flog durch ihre Glieder; aber diese Schwäche wich fast augenblicklich dem festen Entschlusse, den Kampf der Ueberredung, List, Schmeichelei, und wenn nöthig auch der Gewalt mit nicht geringerer Kraft zu bestehen als bisher.

So mächtig wirkte die Schönheit des Mädchens auch dießmal auf das Gemüth des Stuhlrichters, daß die wilden Gedanken, mit denen er heraufgekommen, einer sanfteren Stimmung wichen. Seit sie sich selbst vor etlichen Wochen in seine Gefangenschaft begeben, wie oft hatte er all seinen Witz angestrengt, ihren Widerstand zu brechen! Immer vergeblich. Er vergaß unter anderem, daß er jetzt zwar ein mächtiger, reicher Stuhlrichter war, aber nicht mehr die äußern Vorzüge besaß, mit denen er vor zwanzig Jahren als armer, aber hübscher Schreiber des Naturkindes Liebe vielleicht gewonnen hätte.

„Annina, meine Taube," sprach er, „meine Seele trägt Verlangen nach dir. Ich war allein, ganz allein; ich bin es so oft. Wer soll mir Gesellschaft leisten in Keresztur? Bin ich nicht vornehmer als alle Leute im Dorfe? Sieh mich an, laß deine Augen mit Wohlgefallen auf mir ruhen. Wenn du wolltest, du könntest alle meine Güter mit mir theilen und deine Gesellschaft würde meine Tage verschönern." — „Der gnädige Herr ist reich," antwortete Annina, „er kann wählen unter den Töchtern des Landes. Es sind viele Edelfräulein im Stuhle." — „Was sind alle Edelfräulein Siebenbürgens gegen dich, Annina! Staub, sage ich, Staub!" — „Ich habe," sprach das Mädchen, „meinen Bräutigam, der mir schöner dünkt denn alle Edelleute der Welt. Ihr wißt so gut als ich, daß er Kummer um mich trägt, und der Wojwode, mein Großvater, grämt sich, daß seine Lebenstage kürzer werden. Wenn Ihr eben so gerecht und gut seid, als mächtig und reich, so könnt Ihr Samson nicht länger gefangen halten. — Soll ich, um ihn trauernd, ihm nahe, ohne ihn zu sehen, zwischen diesen vier Wänden bleiben und ewig durch das Gitter schauen, wie die Sonne langsam am Himmel zieht und den Platz bescheint, wo meines Volkes Zelte stehen? Soll ich die Nächte noch ferner mit Weinen verbringen, bis meine Augen erblinden?" — „Nicht ich forderte dich auf, hierher zu kommen. Du kannst jeden Augenblick gehen. — Nein, du mußt bleiben, meine Augen hast du geblendet und meine Seele in ein wildes Meer verwandelt. Ich bin nicht mehr, der ich war, ehe ich dich gesehen!"

Annina zuckte verächtlich die Achseln. „Das habt Ihr mir schon oft gesagt. Was geht es mich an, wenn Ihr mehr Wein trinkt, als Euer Gehirn vertragen kann?" Von des Mädchens Spott verletzt, schoß der Richter einen Flammenblick auf sie; aber er beherrschte sich. Nachdem er einige Mal im Zimmer auf und ab gegangen, blieb er vor ihr stehen. „Höre meine Rede!" rief er, „und bedenke, was ich dir biete. Bleibst du

Digitized by Google

bei mir willig und gehorsam, so lege ich eine Schnur von edlen Perlen in dein Haar und eine dreifache Kette von Golddukaten um deinen Hals. Ohrringe von Edelsteinen sollst du tragen und goldene Bänder um deine Arme. Bei Tische reichen Diener dir den Wein in silbernem Becher, köstliche Speisen und der edelste Tabak aus dem Türkenlande sollen dich laben. Dein Zimmer will ich mit Möbeln zieren, wie keine Gräfin sie schöner hat. An meiner Seite reitest und fährst du durch das Land mit theuern, edlen Pferden, und in der That sollen alle Edelfrauen vor Neid krank werden, wenn sie dich sehen. — Sieh jetzt, was du zu erwarten hättest, wenn du mit deinem Bräutigam bei deinem Volk bliebest. Ihr wandert herum, barfuß oder auf elendem Fuhrwerk, das von schwindsüchtigen Rossen gezogen wird, und theilt mit Hunden und Katzen die Zelte, in die Regen und Schnee dringen. Im Winter, daß Gott erbarm, zittert ihr in Wind und Frost, im Sommer röstet euch die Sonne. Eure Speisen sind gestohlenes Federvieh, verkommene Büffel und Kühe, oft Ungeziefer und Wurzeln; eure Kleider sind Fetzen, die der Papiermüller verschmäht. Die Panduren jagen euch durch das Land, euer Fuß darf nicht rasten, wo es ihm gefällt. Ihr seid beständig in Gefahr, gepeitscht und eingesteckt zu werden, und von heut auf morgen kann jeder Stuhlrichter deinen Schatz unter die Soldaten stecken. Das ist euer Leben! Wie du es bei mir haben könntest, hab' ich dir schon gesagt; jetzt wähle!"

Hätte sich der beredte Stuhlrichter nicht in den Eifer hineingesprochen, so würde er längst bemerkt haben, wie des Mädchens Brust wogte, wie sie die Stirn runzelnd und die Lippen beißend, oder zu einem Lächeln der Verachtung aufwerfend, nur den Moment abwartete, wo es ihr gestattet wäre, dem Strome von Gedanken des Zorns und Spotts freien Lauf zu lassen. „Wahr ist's," brach sie jetzt aus, „wahr, das ist unser Leben! Wir sind arm, verfolgt, geplagt von allen Völkern. Der Name Czigany ist ein Schimpfwort; jeder ungarische und deutsche Bettler, jeder walachische Trunkenbold dünkt sich ein vornehmerer Herr als unsere Herzoge. Wer gibt euch aber ein Recht, mit uns also zu verfahren? Sind eure Glieder gelenkiger, eure Arme stärker, eure Köpfe schlauer als die unsrigen? Hat der große Weltherzog eure Füße dazu geschaffen, um sie auf unsern Nacken zu setzen? Wo sind die Briefe, die euch ein Recht geben über die Leiber unserer Söhne und Töchter? Als die Menschen geschaffen wurden, setzten die Engel nicht hieher und dorthin Thore und Zäune, und sagten nicht: hier sollt ihr wohnen, und dort andere Völker, und jedes Volk an seinem Platze, aber nicht weiter. Gott hat gewollt, ein jeder solle frei dahin ziehen, wohin es ihm gefällt. Darum hat er die Welt so schön gemacht, darum lassen wir Kinder Pharao uns gerne nieder, wo Sonne und Mond hell scheinen, an einem grünen Fleck, wo unsere Pferde Waide finden, an einer süßen Wasserquelle. Ja, Herr Stuhlrichter, arm sind wir, schlecht ist unsere Nahrung, aber seid Ihr zufriedener und gesünder, als wir, mit Euern Leckerbissen? Fetzen sind unsere Kleidung — nicht immer, denn wir besitzen auch schöne Gewänder — aber friert Ihr weniger, wenn Ihr über Land geht? Auch Euch thut der Sturmwind weh, denn er kommt aus der Hölle, und weht Euch eben so eisig durch die Glieder, als uns. Haja, jeder Stuhlrichter glaubt ein Recht zu haben, Soldaten aus unsern Knaben zu machen, aber Nachts, wenn eure Panduren heranschleichen, uns zu überfallen und sie wegzuschleppen, finden sie ein leeres Nest, fort sind die Vögel! Wahrhaftig, wir beneiden euch nicht, rufen nicht jai, jai über eure schöngeputzten Edelfrauen. Aber wenn die Sonne scheint, und alle Vögel singen, und die Bäche murmelnd durch die Wiesen springen, alle Felder voll Blumen stehen und unsere Rosse lustig durch Thal und Steppe traben, dann rufen wir eh, eh über euch Kinder und Enkel von Knechten und Sklaven und lachen über eure köstlichen Tafeln, engen Kleider, engen Stuben und engen Herzen. Aromalé — mich möchtet Ihr auch in Eure enge Welt einsperren?"

Den Stuhlrichter überraschte diese Rede;

Digitized by Google

wiewohl die Bewegung, aus der sie entsprang, den Reiz des Mädchens erhöhte, gab er die Hoffnung und den Versuch auf, sie jetzt zu gewinnen. In Nachdenken versunken, kehrte er in sein Zimmer zurück.

V.

Ganz unerwartet trat ein Ereigniß ein, welches Samson die Freiheit wieder gab. Der Richter eines benachbarten Stuhls meldete nämlich, daß die Panduren zwei Räuber eingefangen, die vor wenigen Tagen an einem reisenden Kaufmann einen Mord begangen. Ihr Leben war verwirkt, Gnade hatten sie nicht mehr zu hoffen, so ließen sie sich zum Geständniß einer Menge von Mord- und Raubthaten herbei, die sie begangen. „Unter andern," schrieb der Stuhlrichter von Farapo, „gestehen die beiden Schelmen, erst kürzlich noch den Thalmüller von Keresztur beraubt und verwundet zu haben. Wie es scheint, begingen sie diese That allein und Ihr Gefangener, von dem die beiden Bursche nichts wissen, kann somit nicht dabei betheiligt sein." Auf weiteres Hin- und Herschreiben ergab es sich, daß die beiden Räuber jenem Armenier, den Samson begleitet hatte und der jetzt auf seiner Rückreise nach Elisabethstadt den Tod gefunden, an derselben Stelle, wo jene drei andern Räuber vom Armenier und von Samson ihren Lohn empfangen, aufgelauert, daß sie da des Zigeuners Messer gefunden und sich dessen beim Raubanfalle auf den Müller bedient hatten.

In Folge dieser Auskunft ließ der Stuhlrichter von Keresztur seinen Gefangenen frei, jedoch ohne Annina ein Wort davon mitzutheilen. Sie meinte noch immer in der nächsten Nähe ihres Verlobten zu sein. Dieser, als er zu den Zelten zurückgekehrt sie nicht fand und nur als Vermuthung von ihrem Verweilen in des Stuhlrichters Hause hörte, ahnte sogleich, daß sie von letzterem gefangen gehalten werde, und beschloß, fast außer sich vor Eifersucht und Besorgniß, sie um jeden Preis zu befreien. Manchen Tag sah der Stuhlrichter ihn um das Haus schleichen; über das Warum war er keinen Augenblick zweifelhaft, aber da er das Mädchen hinter Schloß und Riegel und von drei gewaltigen wachsamen Hofhunden bewacht wußte, lachte er des Gedankens, daß es auch dem entschlossensten Zigeuner in den Sinn kommen könne, sie ihm mit List oder Gewalt entführen zu wollen.

Unter Sindjars Bande bildeten sich bald zwei Partien. Daß Annina befreit werden müsse, darüber waren alle schnell einig geworden; aber während die Gemäßigten, des Stuhlrichters Rücksichtlosigkeit und Macht scheuend, den Weg der Unterhandlungen einschlagen und nur im äußersten Nothfall eine Entführung durch List versuchen wollten, drängten die Jüngeren auf rasche Entscheidung: ein so gewaltiger Mann wie der Stuhlrichter werde sich mit Leuten ihres Gleichen in keine Unterhandlungen einlassen, wenn man ihm auch das schönste Roß für die Gefangene böte, und selbst Baron Töröks Fürsprache wäre von wenig Gewicht beim Stuhlrichter, der Anninas Anwesenheit in seinem Hause sicher ableugnen würde. Da gebe es keinen andern Weg als den der List oder selbst der Gewalt. Nach heftigeren Debatten, als sie sonst unter Zigeunern vorzukommen pflegen, ward beschlossen, daß zuerst die Gemäßigteren einen Versuch machen sollten, auf dem Wege der Unterhandlung den Stuhlrichter zum Freigeben des Mädchens zu vermögen; schlage derselbe fehl, so wollten sie in einer dunkeln Nacht die Gitter von Anninas Fenster durchfeilen und sie entführen.

Demnach begab sich Sindjar mit seinem ältesten Sohne zum Stuhlrichter. Peterdi war gerade übler Laune und ließ die beiden Männer, die in ihren schimmernden Festgewändern vor ihn traten, barsch an. Als er nun aufgefordert wurde, das gefangene Mädchen herauszugeben, und Sindjar dabei auf Baron Töröks Schutz hindeutete, gerieth der Stuhlrichter in unmäßigen Zorn, läugnete, das Mädchen gefangen zu halten, und drohte die beiden Männer durch die Hunde vom Hofe hetzen zu lassen. „Bedenkt wohl, was Ihr thut," antwortete ihm Sindjar. „Daß unsere Tochter in Eurem Hause gefangen gehalten wird, *wissen* wir. Eure

Digitized by Google

Drohung kann uns nicht schrecken. Uebrigens sind wir nicht abgeneigt, Euch für das Mädchen einen schönen Preis zu zahlen, damit Friede zwischen Euch und uns bleibe." — Der Stuhlrichter lachte. „Gesetzt, sie wäre in meinem Hause, was könntet Ihr mir als Lösegeld bieten?"—„Unser schönstes Roß," erwiederte Sindjar, „ist ein ächtes Siebenbürger Pferd, von der alten Danielischen Zucht. Seines Gleichen ist kaum im ganzen Lande zu finden. Um achthundert Gulden Silber wäre es uns nicht feil."— „Was machen wir viele Worte in den Wind? Ich habe sie nicht, die ihr suchet. Sie wird eures Vagabundenlebens müde geworden und nach der Stadt gegangen sein."—„Das glaubt Ihr selbst nicht, gnädiger Herr, auch wenn sie wirklich nicht bei Euch ist. Aber sollte es Euern Panduren in dem Falle nicht möglich sein sie zu finden?" fragte der Alte mit schlauem Lächeln. — „Meine Panduren haben nicht Zeit, jedem entlaufenen Zigeunermädchen nachzureiten. Wollt ihr ihnen aber eine Entschädigung für Abnutzung der Hufeisen geben, und einen guten Trank, so will ich ein Uebriges thun und sie einen Ritt machen lassen."—„Und wenn das Mädchen gefunden und zu uns in die Zelte gebracht wird, gehört der "Csillag" (Stern) Euer, gnädiger Herr."—„Wollen sehen," antwortete der Stuhlrichter.

Peterdi überlegte, als ihn die Zigeuner verlassen hatten. Ihn reizte es gewaltig, das Roß zu besitzen; es war in der That eines der schönsten Pferde von jener alten, jetzt fast ausgestorbenen siebenbürger Zucht, die er je gesehen. Allein jetzt kamen ihm eine Menge Geschichten in den Sinn, mit welcher unbegreiflichen Schlauheit die Zigeuner Rosse entführt, indem sie die Thiere mit nur ihnen bekannten Mitteln aus fremden Ställen gelockt, und durch "bokkawi" (Zauberkunst) aus weiter Ferne wieder zum Stamme zu bringen gewußt. Bald war es mittelst einiger geheimnißvollen Worte geschehen, die man dem Pferde in die Ohren gewispert, bald hatten sie dem Thiere etwas an die Nüstern geschmiert, wodurch dasselbe unauflöslich an den Stamm gefesselt und in Stand gesetzt wurde, den weitesten Weg zu den Zelten zurückzufinden, anderer noch wunderlicherer Mittel nicht zu gedenken. Solche Geschichten waren im Lande gäng und gäbe, und wurden durch das allerdings oft ganz unbegreifliche Verschwinden von Rossen aus wohlverwahrten Stallungen, aus der Mitte zahlreicher wachsamer Hunde vollkommen bestätigt. Der Stuhlrichter schenkte ihnen Glauben. „Was hülfe es mir," dachte er, „das Roß als Lösegeld für das Mädchen zu nehmen, wenn ich mich niemals ruhig des Besitzes freuen könnte? Ein Vogel in der Hand ist mir lieber, als hundert auf meinem Dache."

Als daher des folgenden Tages die beiden Zigeuner abermals vor ihm erschienen, seinen Entscheid zu vernehmen, wies er sie mit kurzen Worten ab. Der Wojwode, welcher des Stuhlrichters Bedenken errathen hatte, bot nun eine dem Werthe des Pferdes entsprechende Summe Geldes, in einem Monat zahlbar. Peterdi hatte dieses Gebot erwartet und verlangte das Doppelte. — Die Zigeuner sahen einander an. „Soviel besitzen wir nicht," sagte Sindjar. „Ihr seid ein harter Mann, Ihr wolltet das Pferd nicht, da boten wir Euch dessen Werth in Gold, und jetzt verlangt Ihr noch einmal so viel." — „Ich bin ein harter Mann, sagt Ihr? Und wenn es mir nun einfällt, das Dreifache für meine Mühe zu fordern, wer schreibt mir vor, wie hoch ich sie schätzen soll? Geht, Vagabunden, zu euern Zelten!" So sprechend, erhob er sich zornig von seinem Sitze und wies ihnen die Thüre. — Die Männer entfernten sich, Trauer und Grimm im Herzen.

Als der Stamm die Fruchtlosigkeit der Unterhandlungen vernommen, beschloß man stürmisch, die Zelte abzuschlagen, einen verborgenen Lagerplatz aufzusuchen und von dort aus die Entführung des Mädchens zu versuchen. Der Stamm brach mit vielem Geräusch auf, schlug anfangs eine östliche Richtung ein, um die, wie sie richtig vermutheten, sie beobachtenden Panduren irre zu führen, und wendete sich dann in der Nacht nach Norden. — In der Nähe von Bajiza, unfern der Gränze des Bistritzer Sachsenstuhls, im tiefen Versteck einer Waldschlucht,

Digitized by Google

machten sie Halt. Von hier sollte die Unternehmung ausgehen. Als Rührigster und Entschlossenster zeigte sich der sonst so schüchterne, stille Samson.

Eines Abends hatte der Stuhlrichter einen Gast bewirthet, der noch in der Nacht weiter zog. Wiederum saß er, die Pfeife schmauchend, auf dem Sopha, vor sich den Becher, mit süßem starkem Wein gefüllt. Diesmal hatten die vermehrten Libationen sein Blut in noch stärkere Wallung versetzt und die Thätigkeit seiner Einbildungskraft gesteigert. „Ich habe mich," rief er mit funkelnden Augen, „lange genug von ihr zum Narren halten lassen. Sie läßt mich Koth essen und lacht des Simperlings, der von einer langen Rede in die Flucht geschlagen wird. Diesmal, Annina, wirst Du keine langen Reden mehr halten!"

Es war eine sehr helle, kühle Mondnacht. Im Stuhlrichter kochte das Blut, pochten die Pulse mit einer Heftigkeit, daß ihm jeder Arzt, der ihn in diesem Zustande gesehen, starke Dosen von niederschlagenden Mitteln verordnet hätte. So stieg er die finstere Hintertreppe hinauf und schlich an des Mädchens Thüre. Seine Hand zitterte so stark, daß er den Schlüssel erst nach langen fruchtlosen Versuchen in das Schloß zu bringen vermochte. „Alle Heiligen, steht mir bei!" murmelte er. „Was geschieht mir? Mein Kopf ist Feuer, durch meine Adern läuft es wie siedendes Oel; alles Blut drängt sich rauschend nach meinen Ohren, Augen, nach dem Herzen!"

Endlich war die Thür geöffnet und im nämlichen Augenblick sprang das Mädchen aus dem Bett. Erst der Eintritt des Stuhlrichters hatte sie aufgeweckt. Der Mond beleuchtete seine Gestalt, aber da sein Antlitz vom Fenster abgewendet war, erblickte sie nur die unheimlich glänzenden Augen. — „Süße Rose, da bin ich wieder!" stammelte der Richter, sich auf einen Stuhl niederlassend. Sie schwieg; regungslos stand sie an der Mauer und hielt die funkelnden Augen starr auf den Besucher gerichtet. — „Süße Taube, du sprichst nicht, warum bleibst du so kalt? Bin ich nicht der Stuhlrichter von Keresztur? Ei, wenn du nicht zu mir kommen willst, so komme ich zu dir!"

Er streckte die Arme nach ihr aus, da fühlte er plötzlich, wie ihre Hände wie eiserne Klammern seinen Hals umspannten. Sie ließen ihn nicht los, auch dann nicht, als er, nach kurzem Ringen unbehülflich zu Boden sinkend, sie mit sich hinab riß. Da fiel der Mondstrahl heller auf sein Antlitz und zeigte ihr dasselbe entstellt und mit allen Zeichen des Todes. Jetzt erst ließen ihre Hände ab. Einen Augenblick stand sie über dem Leichnam, sie faßte an Arme, Puls und Herz; es stand still, die Pulse schlugen nicht mehr. Ein Schauer rieselte durch des Mädchens Glieder, allein es war nur das Gefühl eines Augenblicks. „Armer Narr," murmelte sie, „wer gab dir ein Recht über mich?"

In diesem Augenblicke vernahm sie ein Klopfen an ihr Fenster; sie horchte. Es wiederholte sich etwas stärker; ihr Herz pochte, es weissagte ihr, daß Samson nahe sei. Wie sie hinsprang und das Fenster öffnete, siehe, da stand er vor ihr! Es war aber jetzt nicht Zeit zu Liebesgesprächen. Schon bewies wüthendes Hundegebell, eiliges Hin- und Herlaufen der Panduren, und jetzt ein, zwei Schüsse, daß die Hausbewohner wach geworden. "Nol van a Szolgabiro?" (Wo ist der Stuhlrichter?) hörte man einen der Panduren rufen, und jetzt polterte es die Treppe herauf. Annina drückte sich hinter die Thüre, als einer der Panduren hereinstürmte; wie der Blitz flog das Mädchen hinaus, die Treppe hinab, ward aber von einem der Soldaten ergriffen. „Wo ist der Stuhlrichter?" schnaubte er sie an. — „Oben liegt er, todt vom Himmelschlag getroffen!" Während der Pandur erschrocken zurückfuhr und sie losließ, glitt sie aus dem Hause. Hier waren drei der Soldaten im Gefechte mit den Zigeunern, die nur mit Messern und Knitteln bewaffnet, jenen an Zahl zwar überlegen waren, aber bereits viele Wunden davon getragen hatten und dem Dorfe zu ihren Rückzug anzutreten anfingen. Arg hatten auch die großen Wolfshunde unter ihnen gehaust, mancher der braunen Bursche lag blutend am Boden.

Digitized by Google

Als aber Annina unter ihnen erschien und in ihrer Sprache erzählte, daß der Stuhlrichter oben todt liege, drangen sie mit frischem Muthe vor. Allein bald sahen sie sich von allen Seiten umringt, denn auch die Bauern waren in großer Zahl mit Dreschflegeln, Sensen und Stöcken auf dem Kampfplatz erschienen. Die Zigeuner schienen verloren. Da gab die äußerste Noth Annina einen Gedanken ein, der sie vielleicht retten konnte.

„Bauern," rief sie, „was zieht ihr gegen uns? Haben wir euch jemals ein Leid gethan? Mich hielt der Stuhlrichter gefangen, jetzt ist er todt. War er nicht auch euer Unterdrücker? Wer ist unter euch, dem seine Härte, seine Grausamkeit nicht Thränen erpreßt hätte? Wollt ihr jetzt seinen Schergen, die euch morgen vielleicht wieder auf den Dresch spannen, gegen uns beistehen? Laßt uns ruhig abziehen! schützet uns, brave Männer!"

Die Gestalt der schönen Rednerin, ihre melodische Stimme trugen nicht wenig dazu bei, den Eindruck zu verstärken. Niemand außer den Panduren kannte sie, den Bauern erschien das schöne Mädchen, das so plötzlich vor sie trat, wie eine wunderbare Erscheinung. Als nun die Zigeuner, den Augenblick benutzend, das Mädchen in ihrer Mitte, plötzlich durch die Masse der Bauern hindurch schlüpften, legten ihnen dieselben kein Hinderniß in den Weg, vielmehr wandten sie sich nun gegen die Hunde, die den Fliehenden nachzusetzen versuchten, dann gegen die Panduren selbst. Während die Zigeuner flüchtigen Fußes in das Thal hinabeilten, wo ihre Pferde standen, entspann sich oben die furchtbarste Mordscene. Sämmtliche Panduren wurden erschlagen, die Bauern, vom Morde erhitzt, drangen in des verhaßten Stuhlrichters Haus und Ställe, raubten Zimmer und Säle aus, plünderten den Keller, entführten das Vieh und die Pferde, und steckten endlich, toll vom genossenen Weine, das Haus in Brand.

VI.

„Wer ist das Weib, das ihr dort mit euch führt?" — „Kennst du sie nicht? Es ist Hanna, die Verstoßene, die Verrätherin. Wir fanden sie in des Szolgabiro Hause unter den Panduren, sie trank von ihrem Weine und Gabriel belauschte sie, da Hanna ihnen unsern Anschlag verrieth. Sie muß, um die Zelte herum lauernd, unsern Anschlag vernommen haben und hierher gelaufen sein, uns zu verrathen.

Samson hatte Recht. Hanna war der Bande gefolgt, als diese von Keresztur aufbrach. Von ihrem Schuldgenossen verlassen, hatte sie den Stamm wieder aufgesucht, nicht aus Anhänglichkeit, oder um von Sindjar ihre Wiederaufnahme zu erflehen — dies, wußte sie, war umsonst — sondern um sich zu rächen. Als sie merkte, daß die Zelte in der tiefen Waldschlucht so nahe der Grenze des sächsischen Stuhls aufgeschlagen wurden, ahnte sie, daß etwas Geheimes im Werke sei. Mit der ihrem Stamme eigenen katzengleichen Gewandtheit schlich sie so nahe zu den Feuern, daß sie die Gespräche vernehmen konnte, ohne sich der Entdeckung auszusetzen. Als sie genug vernommen, eilte sie nach Keresztur, früh genug, um vor den Zigeunern dort zu sein, aber zu spät, als daß der Stuhlrichter hätte gewarnt werden können.

Auf das Roß gebunden, von Todesangst gefoltert, ward sie Stunde um Stunde in fliegender Eile dahin getragen. Wer die braunen Gestalten mit den fliegenden Gewändern so schweigend und rastlos über Berge und Thäler dahinstürmen sah, der wich weit ab, schlug ein Kreuz und rief die himmlischen Heerschaaren an, denn wie ein Zug Geister brausten sie dahin. Dann und wann unterbrach ein Schmerzensschrei der gebundenen Hanna die unheimliche Stille; keiner der Reiter achtete ihrer, vorwärts, immer vorwärts flogen die Rosse. Um die Morgendämmerung gelangten sie in die Waldschlucht.

Die Wanderzigeuner üben rasche Justiz. Der ganze Stamm setzte sich zum Gericht nieder. Während die Sonne sich hinter den Schneegebirgen des Szecklerlandes erhob,

Digitized by Google

ward die Verbrecherin vorgeführt. Noch immer waren ihre Arme und Füße gefesselt.— „Hanna," sprach Sindjar, „wir haben dich aus dem Stamm gestoßen, weil du gegen unsere Gesetze gesündigt; du wurdest in die Einöde geführt und hast dann deinen Schuldgenossen wieder aufgesucht. Als du ohne Leben in der Wüste lagst, rettete ich dich. Damals vergaltst du mit Verwünschungen, ich achtete dessen nicht. Jetzt hast du den ganzen Stamm verrathen. Warum hast du das gethan." — „Aus Rache habe ich es gethan. Ich weiß, daß Ihr mich verurtheilen werdet, aber ich verriethe euch noch einmal, noch siebenmal, wenn ich wüßte, daß es zu euer aller Verderben wäre." — „Die Harte, die Unbändige!" riefen einzelne Stimmen. — „Weil du selbst gestehst, Hanna, an deinem Stamme zur Verrätherin geworden zu sein, mit der Absicht, uns zu verderben, so bist du des Todes schuldig. So sage ich! Was urtheilst du, Yakub, mein Sohn?"— „Sie ist des Todes schuldig!" — Alle Männer wiederholten den Spruch.

Früher wurde der Brauch beobachtet, daß wenn die Frau oder der Mann eines Verurtheilten oder einer Verurtheilten sich entschließen konnte, ihn oder sie zu reklamiren, das schuldige Mitglied frei gelassen wurde, beide mußten aber in diesem Fall sogleich den Stamm verlassen. — Diese Wohlthat wollte man auch Hanna angedeihen lassen.— „Willst du, Ischa," fragte Sindjar, „die Verurtheilte zu dir nehmen und sie vom Tode retten, indem du den Stamm verlässest? Du weißt, wenn du Ja sagst, seid ihr für immer und ewig verstoßen."

Aller Augen richteten sich auf den Angeredeten, den früheren Ehemann der Hanna. Sie selbst warf auf Ischa einen Blick, in dem sich Todesangst und ein Flehen um ihr Leben aussprachen. Der Mann schwieg eine Weile. „Ich habe," sprach er endlich, „ein anderes Weib genommen. Diese da hat mir eitel Leid und Verdruß bereitet. Soll ich in die Wüste gehen, um von neuem Pein zu leiden? Mein Stamm ist mir lieber als das Weib. Möge sie sterben! Gott helfe dir, arme Hanna!" Er stand auf und entfernte sich.

Nach einer Stunde war die Stelle, wo der Stamm gelagert, leer; aber an einer Eiche in der Schlucht zerrte der Wind den Leichnam eines Weibes hin und her. Neben ihrem Haupte steckte ein Messer in der Rinde.

Der Stamm eilte in starken Tagmärschen über Bistritz den ungeheuern Wäldern der Moldau und Bukowina zu. Dort konnte sie kein Verfolger mehr erreichen. Einige Jahre zog Sindjar mit seinen Leuten in der Moldau umher, bis er glauben konnte, daß die hier erzählten Vorfälle vergessen seien. In den letzten Jahren des vorigen Jahrzehends tauchten sie wieder in Siebenbürgen auf und lagerten sich einige Zeit in der Nähe des Orts, den der Verfasser damals bewohnte. Da wurden ihm von Samson, dem glücklichen Manne der noch immer schönen Annina, diese Ereignisse mitgetheilt. (Mgbl.)

He!

Von A. Ernst.

Draußen war's ein schauerliches Wetter, ein Wetter mit dickem Nebel und rauhem naßkaltem Winde; man hätte keinen Hund hinausjagen mögen, viel weniger noch einen Menschen. Der Wind heulte um die Dächer der Häuser und fuhr wohl dann und wann in einen Schornstein, daß das Feuer im Kamin zum Schrecken der Hausbewohner unheimlich emporloderte. Und der Nebel! — dem ist nun gar nichts Gutes zuzutrauen; in graulichen Gestalten lagert er sich über die Erde hin und umdüstert den matten Lampenschimmer, welcher hier und da aus den klirrenden Fensterscheiben eines Hauses in die Finsterniß hinausstrebt.

Anm. „He" plattdeutscher Ausdruck für „Er."

Digitized by Google

An ſolchen Novemberabenden iſt's gut in Geſellſchaft ſein. Einſam zu Haus? — Nein! da fröſtelt's Einem über den Rücken, wenn man auch ſonſt nicht furchtſam iſt.

Im Kruge waren viele Gäſte beiſammen. Sie hatten ſich alle dicht an den Kamin gedrängt, in welchem das Feuer nicht ausgehen durfte, und der Wirth, ein luſtiger Mann, ließ es an kräftigem Getränk und derbem Zubiß nicht fehlen. Wie es nun geſchieht, wenn man ſo dicht bei einander ſitzt, warm und behaglich unterm ſichern Dach, während der Sturm draußen pfeift und der Regen an die Fenſter ſchlägt, ſo kam die Rede auch hier auf dies und das, auf Korn und Vieh, auf Waſſers- und Feuersnoth, Glück und Unglück. Auch der Herr Förſter Gatz hatte Mancherlei zu erzählen; es war ihm ſo Vieles, ſo Wunderbares in ſeinem Leben begegnet, daß man es kaum hätte glauben können, hätte man nicht gewußt, daß Herr Gatz ein braver Mann iſt, der nicht lügen kann. In der Ecke des Zimmers ſtand ſeine Jagdflinte, vor ihm aber das Gläschen, in welches er ſchon ein wenig tief hineingeguckt hatte; das verriethen ſeine funkelnden Augen, ſowie die längſt, längſt entſchwundene Zeit, in die er ſich mit ſeinen Erzählungen verlor.

Er hatte heute die ernſteren, gefährlichen Begebenheiten ſeines Lebens hervorgeholt. Manchen ſeiner Zuhörer überlief es kalt, wenn die Erzählung an einer verhängnißvollen Stelle anlangte, und ein Jeder ſegnete ſich, daß es Friede war und daß er draußen nicht zu verkehren brauchte. Plötzlich riß der Sturm den einen Fenſterflügel auf und warf ihn an die Wand, daß die Scheiben klirrend zerſchellten. Alles fuhr zuſammen, ein Jeder ſah ſtumm vor ſich hin oder blickte in die Flamme des Kamins, die eben hell aufflackerte.

Nach einer langen Pauſe murmelte der alte Bauer Sanft: Das iſt kein Andrer nicht geweſen, als He!

— Ei ja doch, das iſt der Wind geweſen, bemerkte ein junger Bauer. Aber dieſe kalte zweifelnde Bemerkung rief einen allgemeinen Unwillen hervor. Es erhob ſich ein Diſcurs über die vielen Nichtsnutzigkeiten und Streiche, welche der Teufel auf der Welt bereits verübt; faſt Keiner in der Verſammlung war, dem He nicht ſchon einmal mitgeſpielt hatte. Vornehmlich der Müller berichtete, daß in einer Sommernacht, bei völliger Windſtille, die Werke ſeiner Mühle plötzlich zu klappern angefangen, die Flügel hätten ſich ſo haſtig herumgedreht, nicht anders als ob der Sturm darinnen hauſte.

— Da hätteſt du flink ſollen herauskriechen aus dem Neſt, meinte der junge Bauer, und das Korn aufſchütten.

Ich habe mich wohl gehütet, entgegnete jener pfiffig: das Bett hab' ich mir über die Ohren gezogen und mich geſtellt, als ob ich gar nichts merkte.

— Da biſt Du nur recht einfältig geweſen, nahm der Andere wieder das Wort: hätteſt dir den guten Wind in der Nacht ſollen zu Nutze machen —

Und mir dabei den — „Gott ſei bei uns" ins Gebäude locken? — Ne, Gevatter Kujahn, das hab' ich ſchön bleiben laſſen.

Und da haſt du Recht gehabt, ſagte der alte Sanft. He macht ſeinen Schabernack öfters mit uns armen Menſchenkindern, und wer kann wiſſen, was He mit dir im Sinne gehabt hat.

— Ei, Gevatter Sanft, ſtritt ihm der junge Bauer entgegen, es giebt ja gar keinen Teufel nicht!

Behalt' den Namen für dich, Nachbar Kujahn! riefen ſogleich mehrere Stimmen durcheinander, wenn du ihn rufſt, ſo kommt He. Der Herr Prediger, erläuterte Einer der Gläubigen, hat's letzten Sonntag auf der Kanzel ausdrücklich geſagt, daß der Satan unſern Heiland ſelbſt verſuchen wollen, und daß er noch heut zu Tag' auf der Welt umgeht, wie „ein brüllender Löwe", und ſieht, wen er verſchlinge.

Ja ja, beſtätigte Bauer Sanft, ich hab' ihn ſelbſt geſehen.

Du haſt ihn geſehen? wo? wann? wie ſah er aus? fragten die Andern erſchreckt.

Na, ich ging ja da, — es iſt ſchon eine ganze Zeit her — nach dem Walde zu, und wie ich um die Hecke biege, ſo liegt He ja da und ſchläft. Brüllen thät He wohl nun

nicht, aber He sah gerade so aus als ein Wolf, hatt' einen braunen Pelz an und Krallen und feurige Augen.

— Warum soll denn das kein Wolf gewesen sein, wenn er so ausgesehen hat? fragte Kujahn.

Weil's keiner gewesen ist, fuhr ihn der alte Bauer an. Wenn He als ein Löwe umgeht, so kann He dazumal auch Wolf gespielt haben.

Ja! und am Johannistag vor sieben Jahren, da ist He aus dem Schornstein ausgefahren beim alten Schmidt, wie der seine Frau geschlagen hat, erzählte ein Vierter von der Gesellschaft.

Und das haben wir auch gesehen, bekräftigten mehrere Stimmen: He hat einen feurigen Mantel angehabt, und ist auf'nem Besen in die Luft geritten.

Der alte Förster hustete. Alle schauten nach ihm hin. Zweifelte auch just Keiner außer dem jungen Kujahn an der Richtigkeit der Sache, so war man doch begierig, die Bestätigung des allgemeinen Glaubens auch von Herrn Gatz zu vernehmen.

Herr Gatz nahm einen Schluck und zog ein ernsthaftes Gesicht. Kinder, hob er an, Kinder — wenn ihn Einer kennt, so kenn' i ch ihn.

Da hörst du's, riefen die Versammelten den Kujahn an.

Stille, Kinder! fuhr der Förster fort und seine Augen funkelten: ich sag', wenn ihn Einer kennt, so kenn' i ch ihn. Ja! i ch kenn' ihn, i ch hab' ihn gesehen, i ch hab' mit ihm geredet, i ch hab' ihm einen Schabernack gespielt ...

Alle sahen sich an, erschreckt über eine Kühnheit, die gar dem Teufel einen Schabernack zu spielen sich herausnahm. Freilich, Herr Gatz ist ein Schlaukopf, er hat ein Aug' unter den buschigen Brauen, wie ein Luchs, und fürchtet sich sonst vor Keinem nicht. Aber daß er's so weit treiben möchte, das hat man doch nicht von ihm geglaubt.

Es ist schon lange her, erzählte der Förster mit Wohlbehagen, ich weiß nicht mehr, wie lange Jahr', aber Novemberabend wars gerade auch, und so ein Wetter wie heute, — so geh' ich einmal durch mein Revier, und rauch' meine Pfeif', und denk' noch bei mir: So ein Pfeif', das ist doch eine Gottesgab' und wärmt Einen, wenn man draußen ist, und schmeckt all gut, Morgens und Abends. Und wie ich so denk' und meine Pfeif' anseh', so kommt He mir gerade entgegen.

Na ja! — flüsterte es durch die Versammlung: kommt He ihm entgegen, — na ja!

Still Kinder! rief Herr Gatz, still Kinder! Und wie He mir so entgegen kommt, so denk' ich: Du willst ihm doch nicht aus'm Wege gehn, und wenn He still steht, so machst du auch Halt. Richtig! He steht still und kiekt mich an, ich steh' auch still und kiek' ihn wieder an. Schlag! wie sah He aus! Eine lange Habichtsfeder hatt' He auf dem runden Hut und glotzende feurige Augen im Kopf. Auf dem einen Bein schien He wohl ein bissen zu lahmen, 's war aber fast unmerklich, und in der Faust hielt He einen langen Spazierstock.

Als ich ihm nun so gegenüber steh, so sagt He: Ei, schönen guten Abend, Herr Gatz! wie geht es Ihnen? J, sag' ich, dank' vor die Nachfrag', 's geht mir schon recht gut. — Frau und Kinder auch wohl und munter? fragt He weiter. — Ich denk', was geht ihn meine Frau an, und sag': Na 's geht so an, 's passirt so! — Unterweilen schaut He meine lange Pfeif' an und redet: Was haben Sie denn da im Munde, Herr Gatz? J, sag' ich, das ist meine Tobakspfeif'. So? meint He, — das schmeckt wohl gut, ich habe noch nie eine Tobakspfeife geraucht. Na, sag' ich, will He's einmal versuchen, ich werd' ihm eine anbrennen. Und so nehm ich meine Flint' vom Nacken, und red' zu ihm: Hier hab' ich eine ganz neue Tobakspfeif', ich werd' sie ihm aber erst stopfen. Also thu' ich denn eine tüchtige Ladung hinein, Posten und Schrot, so viel die Flint' aushalten kann und reiche sie ihm dann hin, und sage: Nun nehm He sie man in den Mund, ich werd's ihm anjetzt anbrennen. He nimmt's richtig in den Mund, und ich drück' den ganzen Schuß los. Schwerenoth! das knallte und die ganze Ladung flog ihm in den Hals!

Digitized by Google

He fiel auch gleich hintenüber auf den Rücken und dreht' die Beine hoch in die Luft, ich dacht' schon: Nun wird He wohl vor's Erste genug haben. Aber, Gott straf mich! He stund gleich wieder auf, und meinte zu mir, als wenn gar nichts vorgefallen wäre: Ei, ei, Herr Gatz! Sie rauchen einen starken Tobak. Ja, sag' ich — mir war die Pfeif' dabei doch ausgegangen — ein bissen stark ist er wohl, aber es wird ihm doch gut bekommen! Und damit ging ich meinen Weg.

Der Förster schwieg und sah im Kreise umher. Seine Zuhörer saßen mit offnen Mäulern da, und dachten über diesen Vorfall nach. Nur der Bauer Kujahn — der Ungläubige! — fragte: Wie lang ist denn das schon her? — das ist doch eine närrische Geschicht'— man sollt's nicht glauben, Herr Förster, daß sich das Alles so zugetragen hat.

Donnerwetter! fluchte der Förster auf, die Geschicht' ist doch wahr, ist gerade so richtig, wie ich's erzählt hab' und wer's nicht glauben will, den soll das —

Man ließ ihn nicht ausreden. Alle die Gläubigen drängten sich an ihn, und besänftigten seinen Zorn. Der Bauer Sanft bemerkte: Das hätten Sie doch nicht thun sollen, Herr Gatz, He mag doch wohl nicht so recht mit sich spaßen lassen. Die jüngeren Gäste sprachen die Ansicht aus, daß der immer der Klügste wär', der den Andern anführen könnte. Herr Gatz saß schmunzelnd und pfiffig auf seinem Platz zunächst dem Feuer; sein Pfeifchen schmeckte ihm prächtig, und er hörte wohlgemuth — der alte Schelm! — dem Streite zu, der sich darüber entsponnen hatte: ob sein Verfahren gegen den Teufel klug, oder doch etwas unbesonnen gewesen sei.

Was er selbst über seine Geschichte dachte? — wir wissen es nicht recht: nur so viel ist gewiß, daß wenigstens jetzt die Bedenklichkeiten des Bauern Kujahn, und der Zorn, in welchen der Alte darüber gerathen war, jeden etwaigen Zweifel an der Wahrheit des Herganges aus seiner Seele völlig verbannt hatten. Heute glaubte er daran, so fest wie an sein eignes Leben.

Auch der Bauer Kujahn, der durch die Erzählung des Herrn Gatz mit seiner Meinung, es gäbe keinen Teufel, völlig aus dem Felde geschlagen war, mischte sich in den neuen Streit nicht weiter. Recht wohl war ihm allerdings bei den verdammten Geschichten auch nicht gewesen; aber er entschlug sich aller Grübeleien darüber, und entfernte sich unbemerkt aus dem Kruge. Es war heute noch ein kleines Geschäft abzuthun: der Förster saß bei dem Glase fest, und dann steht er nicht so bald wieder auf — da möchte sich der Kujahn wohl noch ein Bäumchen aus dem Forst holen von zwei Fuß im Durchmesser, er braucht es auf seiner Hofstelle. Gestern hat er's schon umgehauen, und kann es nun bei Nacht und Nebel, so daß ihn Niemand sieht, sicher in das Dorf und auf den Hof bringen.

Also flink angespannt, der Gottlieb muß mit, und der Hüterjunge soll auf dem Wege vom Dorfe nach dem Forst Wache stehn: wo sich der Förster aus dem Kruge blicken läßt, hat er's gleich zu melden. Leise ging es mit dem Fuhrwerk durch das Dorf; die Straße war ganz leer, und die bellenden Hunde kehrten gleich wieder um, sobald sie die bekannten Männer beschnuppert. Der Nebel verhüllte die Mondscheibe, die noch im ersten Viertel stand, und man konnte vor der dicken Luft nicht gar weit vor sich hinsehen. Da ist's also gute Zeit, und das Unrecht nicht eben groß! Der König hat Bäume genug im Wald — Einer mehr oder weniger macht ihm nichts aus.

Schon waren die Beiden an die Stelle des Forstes gelangt, wo der Baum lag, — vorn am Wald stand der Junge, aufpassend wie ein Schießhund. „Noch einen Ruck, Gottlieb!"— und der Baum lag auf dem Wagen. Da kommt der Junge athemlos herangekrochen, mit der Meldung, daß der alte Förster sich vorn am Walde blicken lasse. Nun ist guter Rath theuer! Wegfahren konnte man so eilig nicht, denn im Walde und mit der Last geht's langsam; auch würde das Knarren der Räder den Frevel verrathen haben. Ein verdammter Zufall! Es ist das vierte Mal und wird der Kujahn erwischt, so könnte er in's Zuchthaus spazieren

müssen. Da fährt ihm ein Gedanke durch den Kopf, und rasch ist er ausgeführt. Im Wagen liegt ein alter Flederwisch, den steckt er an den Hut; einen alten Sack nimmt er um die Schultern, einen langen Stecken in die Hand — der Gottlieb hat ein Feuerchen mit dem Schwamm bald angezündet — und so springt der Kujahn auf den Baumstubben.

Unterdessen wanderte Herr Gatz langsam den Berg heran. Er hatte den abgehauenen Baum Tags zuvor gefunden, und dachte sich's wohl, daß der Dieb bei Nachtzeit ihn abzuholen kommen werde. Darum ging er erst in's Dorf, stärkte sich ein wenig, und patrouillirte nun hier umher, wo er den Schelmen fangen möchte. Was T—! und was ist das? murmelte er plötzlich und blieb stehen — ein Feuer? — Er schritt darauf zu. Aber, wie vom Donner gerührt, machte er gleich wieder Halt: auf dem Baumstubben stand der leibhaftige — in langer Gestalt, mit der Feder auf dem Hut, dem fliegenden Mantel und dem mächtigen Spazierstocke. Ei, schönen guten Abend, Herr Gatz! ruft er ihm mit hohler Stimme zu: noch bei Wege so spät? — Herr Gatz war außer Stande zu antworten; er blickte das Ungeheuer mit stieren Augen an, und ein kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken. — Wollen Sie nicht näher treten? hub der Lange wieder an, Sie haben mir ja wohl einmal einen so schönen Tobak zu schmecken gegeben, ich hätte wohl eine Prise dafür anzubieten, eine Prise — hei! hurrah! Und damit schwenkte er wild seinen Stecken, und stieß ein gellendes „Juchhe!" aus.

Donnerwetter! brummte der Förster vor sich hin, Donnerwetter.... He ist... am Ende.... doch.... Nein! .... nicht möglich! .... wo soll He herkommen? Das ist ein verfluchtes Donnerwetter! — Und er wandte den Rücken und ging murrend langsam von dannen.

Herr Gatz war einige Tage nach diesem Vorfall recht still und in sich gekehrt. Wie ist die Sache aufzufassen? Soviel er's überlegt, er kommt zu keinem Schluß. Der Baum ist weggeholt, da sind die Wagenspuren ganz deutlich, und von den Männern, die dabei gewesen sind, hat Keiner einen Klumpfuß gehabt — man sieht es auf dem nassen Boden genau. Auch wird der Teufel — so rechnet Herr Gatz — allein sein und keinen Andern mitnehmen, wenn er einen Baum holt. Was macht er gar mit dem Baum selbst? Das ist doch eine närrische Sache! Betrachtet man sie von der andern Seite, so muß man sich sagen, daß eine so lange Gestalt, wie die auf dem Baumstubben, kein Menschenkind hat, und wenn's nicht der Teufel gewesen wäre, wer hätte sich können für die Tobackspfeife bedanken? Die Begebenheit kennt doch Niemand; Herr Gatz hat sie nur einmal im Kruge an jenem Abend erzählt, und die sie hörten, sie saßen dazumal noch beim Glase. Die Sache ist künstlich und recht verdrießlich! Herrn Gatz schlägt das Gewissen — eine innere Stimme raunt ihm zu: wenn He nun doch in der Welt wäre, und hätte die Geschichte, so von ihm erzählt worden, und bei der He gar schlecht weggekommen ist, übel aufgenommen? Das wär' eine schöne Suppe, die Herr Gatz dann noch einmal zu kosten haben würde! —

Aber der Hüterjunge wird Herrn Gatz aus der Verlegenheit reißen. Dem hat's prächtigen Spaß gemacht, wie sie den Alten angeführt, und wenn ihm auch davon zu reden verboten worden, er kann's doch nicht lassen, den Schwestersohn des Herrn Gatz damit zu necken, als der mit ihm zu raufen anfängt. So kommt's heraus. Nun ist's schon gut! Herr Gatz behält die Sache für sich — mögt es glauben! und der Hüterjunge kriegt einen Groschen, daß er nun nicht weiter davon plaudern möchte.

Daß der Kujahn der Frevler gewesen, das that dem Förster doch leid. Der Kujahn war ein wohlhabender und ordentlicher Mensch sonst — bis auf das verfluchte Holzstehlen, das er einmal für keine Sünd' hielt, und man flüsterte sich im Dorfe zu, er habe die Tochter von dem Herrn Förster gern und wolle sie heirathen. Aus dem Heirathen kann nun aber ein für allemal nichts werden, wenn der Bräutigam ein Holzdieb, und der Schwiegervater zum Aufpasser bestellt ist. Doch darum handelt sich's jetzt noch nicht.

Der Kujahn und der Gottlieb wollten ſich halb todt lachen über den Spaß, und weil der Bauer noch ein Bäumchen zu ſeinem Stall braucht, ſo kann man's wohl wie das vorige Mal einrichten. Wie der Abend kommt, ſo hängt ſich der Kujahn einen rothen Weiberrock über die Schulter, ſteckt den Flederwiſch wieder an den Hut, nimmt einen mächtigen Stecken in die Hand, humpelt ein wenig und — He iſt fertig. Nun iſt's egal, ob Herr Gatz in den Wald gegangen iſt oder nicht: wenn der Teufel kommt, ſo kehrt er doch wohl den Rücken. Schon iſt die Schlucht, wo das gefällte Bäumchen liegt, erreicht. Iſt's nicht, als ob ſich da was bewegte bei dem Baumſtamm? fragt Kujahn einigermaßen betroffen. Ei wo, Bruder! entgegnet Gottlieb, ſich die Augen reibend, dir iſt auch wohl ein bischen duſelig — ſie hatten Beide, um ſich für das Abenteuer gehörig vorzubereiten, der Flaſche ein wenig mehr zugeſprochen, als es gerade nöthig war. Eine geſpenſtige Decembernacht! Der Mond ſchimmerte mit ungewiſſem Lichte durch die Baumwipfel herunter, in der Schlucht dampfte und ziſchte es, und eine Eule flatterte über den Wagen unheimlich hinweg. Als das Fuhrwerk noch etwa zwanzig Schritte von dem abgehaunen Baume entfernt war, fiel ein Schuß — die Pferde bäumten, und — Herr Gott ſchütze mich! der verkleidete Teufel prallte entſetzt zurück —, da ſaß der wirkliche Satan geruhig auf dem Baumſtamme, und winkte den Erſchrockenen zu ſich, indem er ſagte: Komm her mein Sohn, ei! was ſind mir das für Sachen! ſo treibſt dich um, du Schlingel?! — Doch dieſer vermochte kein Glied zu rühren, ſein Haar ſträubte ſich, ein Schauer durchrieſelte ihn, und er wollte entfliehen. Da packte ihn eine mächtige Fauſt, ſchleppte ihn zu dem gefällten Baum und ſtieß ihn mit dem Geſicht auf die Erde. Wiederum fiel ein Schuß — der Bauer verlor die Beſinnung.

Als er wieder zu ſich kam, lag er am Boden, die Arme um den Baumſtamm geſchlungen. Gottlieb war gleich ausgeriſſen, das Fuhrwerk weg, und auch — Gott ſei Dank! — auch der Teufel verſchwunden. Er raffte ſich auf und rannte nach Hauſe.

Nach dieſem Vorfalle ſah man ihn wochenlang bleich und in tiefen Gedanken umhergehen. Seine Fröhlichkeit war dahin, und er ſchritt wie Einer, der an allen Gliedern halb gelähmt iſt. Die Letztere verlor ſich indeſſen bald; die blauen und ſchwefelichen Flecke verſchwanden, und die Haut erhielt ihre natürliche Farbe zurück. Er wurde ſodann wieder munter und arbeitſam, nur den Wald vermied er fortan. Außerdem wiſſen wir es ganz gewiß, daß er von dieſer Zeit ab auch kein Reis, das nicht ſein eigen, mehr genommen hat.—

Es vergingen Jahr und Tag. Die fröhlichen Pfingſten waren erſchienen, und das Dorf, mit manchem Kranze geziert, bot einen gar heitern Anblick dar. Alles war guter Dinge und ſchwenkte im Sonntagsſtaat einher, bunt durcheinander, Burſche und Dirnen, Männer und Frauen und rothbäckige Jungen und Mädel. Am Abend gab es Tanz im Förſterhauſe, zu dem iſt Jung und Alt geladen. Des Förſters blauäugige Tochter freit heute den Bauer Kujahn, den muntern rüſtigen Mann, den Alles gern hat. Der Kujahn hatte wohl eigentlich die Dirn' nicht wollen heirathen; man ſagte im Dorfe, er hätte Grund gehabt, auf den Vater zornig zu ſein, der ihm in einer gewiſſen Angelegenheit, von welcher jedoch Niemand etwas Näheres wußte, einmal arg mitgeſpielt. Allein, wo die Lieb' dabei iſt, da läßt ſich nicht ſo leicht abbrechen.

Wie nun die Fiddel klingt, und Alles luſtig ſich im Tanz dreht, ſo nimmt Herr Gatz — er iſt immer noch der alte Schelm — ſeinen Eidam beim Arm, führt ihn hinaus in den Garten unter den Apfelbaum, und ſagt zu ihm: Nun laß gut ſein, mein Jung'! bedenk', 's war das vierte Mal, und du hätteſt müſſen ins Zuchthaus wandern. Da hätt' die Marie ſich die Augen ausgeweint — nun laß gut ſein, und ſei mein rechtſchaffener Sohn! Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter und ſchaute ihn heiter an.

Digitized by Google

In dem Bräutigam kämpfte es noch immer: wer aber kann Herrn Gatz lange Zeit böse bleiben, zumal wenn man sein Eidam wird? — Es sei also Alles vergessen, sagte er, und ist's mir nun auch lieb, daß ich ganz davon abgelassen hab'. Doch halt — und er hielt den Alten am Arme fest, — nur ein Wort, wie ist's mit der Geschichte von wegen der Tobackspfeif'? — ich weiß nun, daß es keinen Teufel nicht geben thut... Still, mein Jung'! fiel der Alte ihm in die Rede, und hielt ihm, listig mit den kleinen grauen Augen blinzend, die Hand auf den Mund — Still mein Jung'!

Sie kehrten Beide zu den Hochzeitsgästen zurück. O! Herrn Gatz sind noch ganz andere Geschichten passirt, als die mit der Tobackspfeife ist. Geht nur an einem Novemberabend in den Krug, da werdet Ihr's selbst hören.

Eine Kosakenschlacht in der Ukraine.

Von Czaykowski. *

Die Adler fliegen über's Kosakenland hin. Was drehen sie sich im Kreise? Schauen sie auf Beute herab? Sind es Vettern und Brüder, die da unten in der Ebene kampfbereit stehen, mit gewetzten Schnäbeln, mit Fängen und ausgespannten Flügeln? — Zwei Heere stehen im Lager da und blicken einander Aug' in Auge. Auf den Höhen, welche sich terrassenförmig vom Sem bis zur Desna erheben, auf den Blachfeldern an den Ufern der Desna ist eine solche Menge von Zelten, eine solche Masse von Menschen und Pferden, daß den Adlern in der Höhe bei deren Anblick wirbelig wird.

An der oberen Desna standen die Moskowiter im Lager; der Knäs Trubeckoj führte dieses Moskowiter Heer. Das war der erste Bojare des weißen Zars, ein Mann, dessen Haar auf Haupt und Kinn und Lippe sich grau gefärbt, wie das des Ringeltaubers, denn er hatte schon manches Jahr auf dieser Welt gelebt. Wenn er von den vergangenen Zeiten sprach, da zählte jedes Jahr eine Reihe von Schlachten, und alle hatte er gewonnen. Er hatte jetzt 30,000 auserlesene Söldner in dem Vordergrunde längs dem linken Ufer der Desna aufgestellt und sein eigenes Zelt an deren Spitze aufgeschlagen, um zu zeigen, daß er für sein Heer nicht allein das Haupt, sondern auch die schirmende Brust sei. Wie Maulwürfe hatten die Moskowiter die Erde unterwühlt, um Schanzen und Laufgräben aufzuwühlen; wie im Frühjahr auf dem Felde des Bachus die Weinstangen, so ragten hier in dem Weinberge des Mars die Verhaue und Schanzen des Fußvolkes aus der Ebene hervor.

Hinter diesen Vorderwerken von Wällen, Gräben und der Brustwehr des Fußvolks weidete die zahlreiche Reiterei ihre Pferde. Weiter hinab schon in dem Blachfelde und mitten unter den Wagen des Lagers stand der Knäs Pozarski mit 30,000 Mann Reiterei und Fußvolk und einer ungeheuern Menge Lagertrosses. Er hatte 60 donnernde Feldstücke, das Pulver und den ganzen Schießbedarf in seiner Obhut.

Am rechten Ufer des Flusses hin zerstreuten sich wie ein Schwarm von Heuschrecken 2000 Fähnlein der Kalmückenhorden. Der Knäs Trubeckoj hatte die Ufer der Desna mit einer Brücke verbunden, so breit, daß zwei Wagen und ein Reiter bequem neben einander gehen konnten. In der Stadt Konotop selbst hatte sich Martin Cieciura festgesetzt, der treulose Wataźka mit 20,000 Kosaken. Von Putywl, von Tarucza her waren diese Moskowiter Geier an die Desna geflogen gekommen.

In der Steppe, in dem Winkel, wo die Kiower Straße mit der Perekoper zusammenläuft, standen 39 Abtheilungen Zaporoger,

* Czaykowski's Erzählungen schildern das Kosakenleben in der Ukraine zur Zeit der Blüthe dieser militärischen Republik, deren Hetmann Jan Wyhowski zu Polen hielt und den Moskowitern die Schlacht lieferte. Nur aus dem wüthenden Hasse der polnischen Aristokratie gegen Alles, was Kosake hieß, wird es erklärlich, daß schließlich dieser Hetman einem unglücklichen Geschicke unterlag. Die Folge seines Unterganges war die gänzliche Losreißung der Ukraine von Polen.

Digitized by Google

16,000 Mann stark, als Söhne des Dnjepr, welche mit der Spürkraft eines Hundes den Feind wittern, mit dem Blick eines Adlers den Feind erspähen; wie überall waren sie auch hier überall zu sehen auf ihren Pferden, und tanzten ihre Reigen auf ihre Weise. Hinter ihnen standen 3000 Husaren und Lanzenknechte und 400 ljächische (polnische) Dragoner. Rechts standen die Lager der ukrainischen Regimenter; hier waren 25,000 Mann Kosaken mit 8 Kanonen, in ihrem Rücken 40,000 aus der Tartarenhorde von Perekop und Budziak. Diese Falken der Ukraine, diese Adler aus Polen, diese Vögel aus der Tartarei, waren von Bachmacz und von Baturyn herbeigeflogen. Und alle sie führte Jan Wyhowski, der Hetman des ganzen Kosakenthums, der Wojewode von Kiow.

So standen die Heere einander gegenüber und betrachteten eines das andere. Hoch oben aber unter dem Himmel schwebten die Adler und krächzten mit dem Lächeln der Freude; in den Höhlen heulte wie aus der Erde herauf der weiße Wolf, und in der Hölle lachte der Teufel selber; denn, sagte er, nun gibt es einen wüthenden Tanz!

Die graue Dämmerung hatte sich verzogen und am Himmel war es dunkel geworden; kein Mond und kein Sternlein blickte herab. Wie eine Säule von dunklem Rauch mitten unter der Flamme, so ragte das Schloß von Konotop schwarz und finster mitten unter den Feuern hervor, welche ringsum zu seinen Füßen aufflackerten. Im Schlosse selbst glänzte nur ein einziges Lichtchen; es blickte wie ein Gefangener sehnsüchtig und neidisch von der Höhe herab nach der Freiheit seiner Brüder und Vettern im Lager. Um die Feuer saßen Kosaken und summten und sannen vor sich hin; wild glänzten ihre Blicke, finster zuckten ihre Gesichter wie bei den Nachtvögeln; keiner wollte das Auge nach der Flamme wenden und ein Schweigen herrschte, daß man das Knistern des brennenden Feuers, daß man das Geräusch der flackernden Flamme hörte.

In der Ferne auf einem Walle gingen zwei Männer auf und ab; der Eine hoch aufgewachsen, mager und gebeugt vom Alter; der Andere mäßig groß, stämmig, breitschulterig und in der ganzen Kraft des Mannesalters.

„Ei, zum Teufel, Herr Bruder, es ist eine Schande für uns!"

„Und was denn?"

„Die Moskowiter verspotten uns, und die Unsern werden uns verfluchen."

„Sie verspotten uns nicht!"

„Dich nicht, Teufelssohn! Du fassest schon mit der Hand nach dem Stabe des Hetmans."

„Ja, ich halte ihn schon. Ich sage nur: Ich will, und ich nehme ihn mit beiden Händen; doch wenn ich Lust habe, gebe ich ihn auch einem andern."

„Ha, wie Du freigebig bist! — Immerfort; doch wollen wir einmal ehrlich sprechen. Du leuchtest dem Moskowiter mit der Laterne und der Moskowiter streichelt Dir die Backen; aber ob die Kosaken Dir folgen, davon hat David ein Langes und Breites geschrieben."

„Wie der Zar befiehlt."

„Der Zar ist für den Moskowiter ein Zar, aber für den Kosaken eine abgerittene Mähre. Zürne nicht, Herr Bruder; aber weder Du, noch Dein Zar, wie groß und stolz er ist, hätten etwas zu Stande gebracht, hätte der alte Neczaj es nicht gewollt."

„Und wie ist das geschehen, daß Iwanchen sich vom Schreiber zum Hetman heraufgebracht und Ihr, Vater, Neczaj, der Eidam des Hetmans, sein ältester und treuester Kampfgenosse noch jetzt Oberst seid, was Ihr früher gewesen?"

„Iwan, ha, daß 300 Teufel seine Mutter holten! Bohdanko sagte ihm: „Nicht wie ein Tartare, sondern wie ein Vater sei Du Beschützer meines Juri; und er machte sich zu seinem Herrn und vertrieb ihn aus seinem Rechte. Wie ein Pfaffenkind lehrt er den Sohn des Hetmans im Buche lesen und sich selbst gürtet er den Hetmanssäbel um und uns schmiert er warmen Brei um's Maul. Ha! wenn ich ihn nur in meinen Krallen hätte!"

„Wir wollen uns nur ein wenig Mühe

geben und er wird unſer; er geht uns ja ſelber ins Netz!"

„O, ſprich das nicht, das iſt ein alter Spieler; ſpielend ſchmiert er mit der Feder und ſpielend klirrt er mit dem Säbel. Wenn er's einmal auf den Zahn nimmt, dann wird er's auch eſſen!"

„Immer hin! Drei ſchlagen doch Einen todt!"

„Wenn der Eine ein Narr oder ein Haſenfuß iſt; iſt er aber flink und gewandt, ſo gibt er auch Dreien zu ſchaffen."

„Wenn wir zählen, was er hat und was wir; ſo ſind wir mehr denn Drei gegen Einen."

„Vor dem Handel zähle nicht! heißt das jüdiſche Sprüchwort. Ich bin alt, habe meine Zähne im Kriege ausgebiſſen, und weiß das nur leider zu gut. Iſt der Hetman ein Narr, ein Windbeutel, ein Springinsfeld, ſo zählt er vor der Schlacht ſeine Leute, zählt und läuft davon. Iſt er aber ein Mann, daß 300 Teufel ſeine Mutter... dann zählt er nicht, wie viel drüben ſtehen; nein, er geht, haut, haut nieder und dann zählt er. (Hierbei richtete ſich des Alten Geſtalt auf und ſein Schnurrbart zuckte.) Es iſt nicht die Sache des Koſaken zu rechnen, ſondern zu hauen." Er blickte nach der Steppe hin. Da war nichts zu ſehen, aber er ſchwenkte mit der Hand dahin: „Dort ſtehen die Koſaken!" und wandte ſich zu dem Fluſſe: „Hier, Moskowiter," und er ſpuckte aus.

Martin Cieciura ſchwieg und ſenkte die Stirn zur Erde. Wie das Steppenpferd ſein Futter, ſo ſuchte er Worte auf dem Boden, um dem alten Neczaj das Ohr zu kitzeln. Und der alte Iwan Neczaj, der Eidam Chmielnicki's, ſeit einem Vierteljahrhundert Oberſt des Poltawer Regiments, ſeit einem halben Jahrhundert ein wilder Krieger und tapferer Kämpe, ergrimmt gegen Wyhowski, weil er ihm die Hetmanswürde vor der Naſe weggenommen, aus Neid mit den Moskowitern gegen die Koſaken verbündet, — der alte Iwan Neczaj dachte bei ſich ſelbſt: „Ach, daß doch der Moskowiter eine Schlappe bekäm', eine derbe, eine tüchtige, wie ſie nur der Koſake geben kann!"

In dem alten Schloſſe, in einem Gemache, das dem Ruin der Umgebung noch nicht gänzlich verfallen war, ſaßen zwei ſchwarzbrauige Frauen. Die Eine wie die Andere war jung, die Eine wie die Andere ſchön. Die Eine weinte und trocknete mit dem zobelverbrämten Aermel ihre Thränen; die Andere blickte düſter vor ſich hin. Sie waren leibliche Schweſtern, die Töchter des ſeligen Hetmans.

„Schweſter Helene, warum ſtrömen Deine Thränen ſo reich und ſo voll?"

„Und wie ſoll ich nicht weinen? Mein Gatte iſt fern von mir, und ich eine Gefangene!"

„Vielleicht iſt er nicht fern!"

„Was nutzt mir das, wenn er doch nicht bei mir iſt?"

„Vielleicht iſt er in einigen Augenblicken ſchon bei Dir!"

„Vielleicht, vielleicht, und immer wieder vielleicht, und weiter nichts; und hier ſind ſo viele Kugeln, ſo viele Säbel, ſo viele Lanzen und alles das gegen ihn!"

„Er ſteht nicht allein auf der Seite der Gegenpartei!"

„Aber ſie ſchlagen alle ſo auf ihn los! Ach ich Arme, ich Unglückliche!"

„Und Du liebſt ihn ſo leidenſchaftlich, Helene?"

„O ich liebe ihn, liebe ihn über Alles, liebe ihn mehr als alle Menſchen auf der Welt!" — Und ſie blickte auf ihre Schweſter, und reichte ihr die Hand: „Auch Dich liebe ich, Stephanida!"

„Ach meine Schweſter!" ſeufzte Stephanida und verſtummte.

„Warum ſeufzeſt Du, Dein Mann iſt bei Dir!"

„Bei mir, bei mir!" und ſie wollte die Trauer von ihrer Stirn ſcheuchen: „Laß uns von Daniel ſprechen; noch erinnere ich mich, wie er die alten Dumken, die alten ukrainiſchen Lieder, welche die Schickſale der Koſaken beſingen, mit Dir ſang, wie er den

Digitized by Google

Trapak, den Trauertanz, mit Dir tanzte! Ach wie glücklich warst Du damals!"

„Ich bin es immer, wenn er bei mir ist! Aber jetzt muß er leiden und dulden und ich bin in der Gefangenschaft!"

„Du bist nicht in der Gefangenschaft, meine Helene! Du bist bei Deiner Schwester!"

„Ach Du bist in der Gefangenschaft und Dein Mann ist in der Gefangenschaft!"

„In wessen Gefangenschaft?"

„In Martin Cieciura's!" — Und das Mädchen erbebte sichtlich.

„Fürchte nichts, meine Theure; kein Haar soll auf Deinem Haupte gekrümmt werden; ich geb's nicht zu, mein Mann gibt's nicht zu." — Und sie trat zu ihrer Schwester und die beiden Frauen umarmten sich mit einer Heftigkeit, als wären sie in einer Einöde, ohne Vater, ohne Mutter, ohne irgend eine freundliche Seele, als fiele die ganze Oede ihres verwaisten Lebens erst jetzt auf ihr Herz. Sie umarmten sich wie zwei einsame Nachtigallen im dunkeln Hain. In dem Schlosse aber war es wüste und öde, und Todtenstille herrschte im weiten Hofraume.

Der Mond war über die Wolken emporgestiegen und leuchtete hell und rein dem heiligen Peter und Paul entgegen. Morgen war das Fest dieser Heiligen; heute hatten ihnen zum Vivat die Flinten geblitzt, ihnen zum Angebinde die Kanonen der Horde gedonnert. Aber die Kämpen von Zaporog hatten mit ihrem Vivat, mit ihrem Angebinde gewartet bis auf morgen. In dem Lager der Kosaken und der Ljächen (der Polen) wieherten die Rosse, stampften die Erde mit den Füßen, spitzten die Ohren, verachteten das Futter, bäumten sich und sprangen unaufhörlich, wie zum Anlauf. Die Kosaken und Ljächen schwatzten mit einander wie Brüder und erzählten von den alten Kämpfen; aber dabei wandten sie kein Auge von dem Himmel ab, als wollten sie mit ihren Blicken den Mond aufstacheln, daß er seinen Lauf beflügle, als wollten sie mit ihren Blicken die Morgendämmerung entzünden und den Himmel mit dem Tageslichte erleuchten.

Um das Zelt des Hetmans hatten sich alle Häuptlinge versammelt. Da waren drei Ljächen: Jendrzej, Potocki, der Kronbrigadier, Stanislaw Jablonowski, der Generalquartiermeister, und Lonczynski, der Oberst der königlichen Dragoner; ein Dreiblatt von Männern, getauft mit Pulverdampf und Schlachteneisen. Da standen auch der Sultan Galga und Nuradin, der Nachfolger und Bruder des Chans von Perekop, umgeben von seiner Begleitung, vier Aga's und zwölf Mirzen. Neben ihnen stand der Generalquartiermeister des Kosakenthums Timofej Nosacz, ein kühner Geist, voll Leben und Seele. Nur einen Blick brauchte er über das Schlachtfeld zu werfen, und schon wußte er, wo das Fußvolk, wo die Reiterei aufzustellen. Auch der Cymbalist Hrehory war da, eine kernige Gestalt, welche jeden Zweikampf mit dem Bären aufnehmen konnte. Auch der Fahnenträger Stephan Jachowski, ein stämmiger Mann und so hervorragend unter den Andern wie ein Hengst in der Heerde halbwilder Steppenpferde. Auch der Fähnrich Michal Kulka; er trug den weißen Engel vor dem Kosakenheere einher, und der weiße Engel gab ihm wie ein Schutzheiliger mannhaften Sinn und kühnen Muth ein. Neben ihm stand Samuel Zaradny, der Heeresrichter, und hinter ihm die Hetmans der Zaparoger und die Obersten des ukrainischen Kosakenthums. Unter ihnen waren Juri Hulanicki, von dem die Kosaken sagten: „Ist er mit uns, so ist der weiße Engel über uns und des Feindes Blut unter uns!" Niemiricz Juri, der Held von Owruc dem Herzen und seinem Reichthume nach; nach dem Beispiele seiner Urahnen liebte er die Ruhe nimmer, wohl aber den Kampf; Lesnicki, der vertrauteste Freund Bohdan Chmielnicki's; Michal Chanenko, die „Liebe von Zaporog;" die zwei Brüder Sirko, die gewaffneten Zauberer von Zaporog, Männer von geheimer geistiger Macht, wie sie die Welt nie gesehen. Wenn sie mit dem Haupte winken, so führen sie alle Rosse aus den wilden Heerden des Chans, alle Mäd-

Digitized by Google

chen aus den Harems des Sultans nach der Ukraine herbei; und wenn ſie mit dem Säbel drohen, ſo müſſen die Türkinnen lange, lange Jahre gebären, ehe ſie ſo viel Menſchen zur Welt bringen, als ſie niederhauen. Es waren unter ihnen alle jene Vögel von Zaporog, die da kreiſchen wie die Möven, die herumflattern wie die Sperber, die da ſchreien wie die Adler; Slawa, der berühmte Schlemmer, Powlenko der Zwicknagel der Juden, Zielenicki und Papienko, die Spielmänner mit dem krummen Säbel. Ragocy mit ſeinen Siebenbürgern weiß davon ein Lied zu ſingen; er hat es gekoſtet, wie es mit dem lieben Volke Gottes geht, wenn ſie es nach ihrer Weiſe auf das Korn des Degens nehmen. Auch Karpenko war da, der Liebling der Schwarzbrauigen, flink und gewandt, gelte es die helle Theorbe zu ſchlagen, oder den luſtigen Ducktanz zu hüpfen; Roskura, der die „frommen" Moskowiter mit dem Säbel, wie mit einem geiſtlichen Riemen bearbeitet; Kunicki, finſter wie ein Murrkater; ſchweigend horcht er zu und ſchweigend haut er nieder; Mohyla, das Wallachenblut, aber zum Koſaken geworden in der Ukraine, in dem Lande, wo was immer für Samen auf die Erde fällt, ſei's Ljäche, ſei's Ruſſine, ſei's ſelbſt ein Deutſcher, im Augenblick koſakiſch wird; der herzige Samko, der im Kampfe wie ein Stier aus hellem Halſe brüllt und die Feindesbrut auf die Hörner, auf ſeine Lanze nimmt; und die beiden Geſchwiſterkinder des Hetmans, Conſtantin und Daniel Wyhowski; Conſtantin der Verſchwender des Goldes und Eiſens, denn das eine verſchleudert er unter ſeine Freunde, das andere unter ſeine Feinde; Daniel der ſchönſte Kämpe der ganzen Ukraine, zu Pferde wie im Tanze, ſchlank, hochgewachſen, graue Augen, weiße Zähne und dunkeln Bart; — kein übler Burſche, aber Uebles hat er genug gethan in der Ukraine; fraget nur die Mädchen der Ukraine; ſie werden's euch erzählen! Kein Sänger vermöchte auszuſingen die Dumken, die er geſungen und die von ihm geſungen werden. Und jetzt iſt er ſelbſt traurig und melancholiſch wie eine Dumke der Ukraine.

Alle dieſe Männer warteten auf die Befehle des Hetmans. Vor dem Eingange des Zeltes ſtanden die Aſawulen: Mazeppa, der Page Johann Kaſimir's, der Schwatzvogel einer ljächiſchen Senatorin; Bruchowiecki, der eingefleiſchte Feind der ljächiſchen Schlachta, denn ſie hatte ihm den Vater, den Großvater und den Urgroßvater ermordet, aber ein Schweſterſohn des Hetman's, ein Koſake voll Liebe und Treue für das mütterliche Polen, wenn es nur von der Schlachta und den Jeſuiten frei wäre; der junge Daſchko, ein Sprößling des Oſtaſi Daſchkowicz; Mozajski, Knäs von ruſſiſchem Stamme; Kamienski und Kordyſch. Keiner von ihnen zählte volle dreißig Jahr; alle ſechs aber waren Männer zum Entzücken, es mochte nun gelten ein Mädchen als ſüßes Täubchen zu fangen, oder den Feind auf der Säbelſpitze zu faſſen.

Im Zelte des Hetmans, das ringsum mit reichen Stoffen ausgeſchlagen, mit türkiſchen Teppichen bedeckt, mit Waffen und Ritterſchmuck in Silber, Gold und Edelgeſtein ſtrahlend behängt war, ſah man nur zwei Männer. Der Eine, von ebenmäßigem Wuchſe, weder mager noch ſteif, eine anſehnliche, gewichtvolle, aber keineswegs ſtolze Geſtalt, weit über vierzig Jahre alt, aber noch ohne graues Haar, nur daß hie und da ein einzelnes von bläſſerer Farbe durchſchimmerte; dunkle, mäßig große Augen, ſtrahlend in dem Feuer der eigenen Willenskraft, aber mild durch ihren Ausdruck von Güte; die Stirn offen und ruhig, das Angeſicht mit einzelnen Pockennarben bezeichnet. Außerhalb des Kampfes war dieſes Geſicht für gewöhnlich mit einer düſtern Schwermuth umzogen, aber wenn er Jemand anſah oder mit Jemand ſprach, dann milderte ein liebliches Lächeln den Ausdruck des Geſichtes, als ob er Jedem mit dem ganzen Herzen entgegenkäme; und damit wendete er auch aller Herzen ſich zu. Ein dunkler kurzgeſchorner Bart bedeckte die Lippe; ſeine Hände waren klein und lichtweiß, als ſeien ſie nicht für den Säbel geſchaffen. Sein Anzug war beſcheiden; ein kurzer grauer Kontuſch, ein weißer Zupan, rothe

Digitized by Google

Scharawary und rothe Stiefeln; der Gürtel war mit Goldperlen besäet, als tropften sie von ihm zur Erde hinab; ein Knopf, aus einem Saphir geschnitten und mit Rubinen besetzt, schloß statt eines Heftels das Hemd oben am Halse. An der Tschapka von Schaffell war hoch oben über der Stirn die Reiherfeder mit einer Spange von schimmernden Brillanten befestigt; der Griff seines krummen Säbels, und der Hetmansstab und der Buntschuk (die Ehrenfahne der Hetmane, welche sie von dem polnischen Könige Sigismund erhalten) waren mit Gold und kostbaren Edelsteinen wie besäet. Das war Jan Wyhowski, der Kosakenhetman.

Der andere Mann war klein von Gestalt, schlank und mager, mit blauen Augen, so beweglich wie Blitze; ein graublasses Gesicht, aber so lebendig, als ruhe es auf Federn; schwärzliches Haar auf Bart und Kinn. Der Anzug glich dem des Hetmans, aber man sah nicht so viel Gold und Edelsteine darauf, und die Mütze von Schaffell war ohne Reiherfeder. Das war Peter Doroschenko, der Heeresschreiber des Kosakenthums.

Im Zelte stand ein Tisch, und auf ihm die Schatulle des Hetmans mit seinen Papieren; unter dem Tisch drei eherne Fäßchen, inwendig weiß gezinnt und mit Kannen unter dem Zapfen. In dem einen war Meth, im zweiten Wein, im dritten Branntwein. Hier und da lagen Trinkbecher zerstreut. Der Hetman hatte die Gewohnheit, die Häuptlinge und die Kosaken in seinem Zelte zu bewirthen. In diesem Augenblicke aber bewirthete er nicht den Herrn Schreiber, sondern hörte nur, mit den Händen an den Tisch gelehnt, seine Berichte an.

„Im gestrigen Scharmützel verlor die Horde mehr als fünfhundert Mann. Sultan Nuradin meint, im offenen Felde könne er weder den Moskowitern noch den Kalmücken die Stirne bieten; er möchte seine Banden lieber gen Putyml hinaussenden!"

„Freilich und unser Land verwüsten? Daraus wird nichts. Und die Spione und die Ueberläufer?"

„Ueberläufer sind wenige, und alle stimmen darin überein, daß Neczaj und Cieciura die ältesten Kosakenregimenter haben, die schon kampfgeübt und bewandert in der Schlacht sind!"

„Auch unsere Leute kommen in den Tact!"

„Im russischen Lager ist der Söldner voll Lust und Jubel, der Knäs Trubeckoj will eine Schlacht!"

„Er soll sie haben!" — Und er dachte einen Augenblick nach: „Was hat Hulanicki für Nachricht?"

„Die Desna ist ruhig, im Ganzen nicht tief, an einzelnen Stellen sind sogar Furthen zur Passage; die Brücke steht nicht gar fest. Ein Spion, der aus dem russischen Lager kommt, erzählt, Trubeckoj selbst fürchte für die Brücke."

„Was kümmert uns die Brücke!" sagte der Hetman und rieb sich die Hände. „Melde dem Generalquartiermeister, vor der Dämmerung müsse Alles unter den Waffen stehen."

„Der Senat wartet draußen!"

„Bitte Hulanicki herein, und dann sagt dem Sultan Nuradin, den Herren Ljächen und dem Sultan Galga, ich würde den Augenblick bei ihnen sein."

Mit Hulanicki und Nuradin sprach er nur ein Paar Worte; Einer ging nach dem Andern hinaus und eilte geraden Weges auf seinen Posten, und das mit sichtlicher Hast. In demselben Augenblick trat der Hetman vor das Zelt.

Der Mond schien hell und rein, er streute seinen Silberschein über die ganze weite Steppe. Der Hetman nahm die Tschapka ab, daß die Reiherfeder wehte, und verbeugte sich vor den Herrn Senatoren. Alle entblößten ihre Häupter, der Sultan Galga und die Aga's und Mirza's senkten ihre Stirn und legten die rechte Hand an die linke Seite. Der Hetman bedeckte sein Haupt und Alle thaten deßgleichen.

„Herren Brüder, morgen, — will's Gott, — versuchen wir es mit dem Moskowiter! Der Moskowiter ist zahlreich und tapfer; aber auch uns fehlt es nicht an der rechten Stelle wo das Herz sitzt, und den Arm wer-

Digitized by Google

den wir nicht ſchonen. Herren Brüder, Ihr, die Ihr die alten Kriegerſchaaren anführt, ſaget ihnen, ſie möchten an dieſem Tage nicht den Ruhm beflecken, den ſie in langen Jahren errungen. Ihr, die Ihr junge Krieger unter Eurer Führung habt, ſaget ihnen, ſie könnten morgen an dem einen Tage ſo viel Ruhm erwerben, wie ſie ihn nicht in fünfzig Jahren beſtändigen Kampfes erringen dürften. Und die Einen wie die Andern ſollen die Pflicht des Kriegers vor Augen behalten, und die Ehre und das Verdienſt, welches ſie erringen vor dem mütterlichen Heimathlande, und vor des Königs Majeſtät. Ihr Herren Brüder, das Recht iſt auf unſerer Seite, der Sieg iſt unſer Theil! Friſch und muthig an die Arbeit — und Gott wird mit uns ſein!"

Bei dieſen Worten blickte Alles nach dem Hetman, dann nach dem Himmel hinauf, und endlich auf ſeinen Säbel. Und der Hetman verbeugte ſich und rief: „Mein Pferd!" — Im Nu führte man ihm ein ſchwarzes Steppenroß herbei; er ſchwang ſich in den Sattel, der Quartiermeiſter Noſacz und die beiden Aſſawulen Mazeppa und Bruchowiecki ſaßen ebenfalls auf. Der Hetman verbeugte ſich noch einmal vor den Anführern, und ritt dann fort, das Lager zu beſichtigen.

Vor dem rechten Flügel des Lagers mitten unter den Zelten hinaus ſchlich eine Schaar von Koſaken zu Fuß nach dem freien Felde; es waren ihrer fünftauſend; an ihrer Spitze Hulanicki. An ihren Gürteln blitzten zweiſchneidige Aexte; in der Hand trugen die Einen Flinten, die Andern Wurfſpieße mit rechtsgebogenen Schneiden. Sie zogen nach der rechten Seite hin, aber ſchlichen leiſe wie Wölfe und drückten ſich wie Wölfe in die Schluchten hinein. Und von dem Lager der Tartaren eilten mehrere Abtheilungen Reiterei nach derſelben Seite hin; aber ſie ritten ſo leiſe, daß man nichts vernahm als ein dumpfes Rauſchen, wie das Fallen des Laubes im Herbſte, und das Geräuſch oder Klirren eines Reitpferdes; dies war das Klirren der Gebiſſe, jenes das Rauſchen des Geſtrüppes unter den Hufen der Pferde.

Der Hetman kehrte von ſeinem Umritt zurück, und nun ward es in Kurzem ſo ruhig über das ganze Lager hinaus, als denke keine Seele an das was morgen vorgehen ſollte. Der Hetman allein war nicht im Stande einzuſchlafen; ſo drängte ſich ihm Gedanke an Gedanke, und jeder Gedanke war Kampf und Schlacht und Blut. Ihm ward es zu eng unter dem Zelte, er trat einige Schritte hinaus vor daſſelbe und ſetzte ſich auf den nackten Steppenboden nieder. Seine Augen ſchweiften umher, bald nach dem Monde, bald über die Steppe hinweg; aber ſeine Gedanken dachten weder an die Steppe, noch an den Mond. Da erreichte ſein Ohr der Schlag einer Theorbe und der Klang eines Liedes. Er hörte:

Der Dnjepr rauſcht, der Sturmwind heult:
Drei Adler verſtehen ihn wohl!
Ha, wie ein jeder ſich beeilt:
Der Kampfplatz dröhnt ſo hohl!

Sie ſind alle drei aus Einem Neſt,
Und ſteh'n alleſammt am Grabe.
Ihr Blut das iſt das allerbeſt',
Und ſchon umringt von Kräh' und Rabe.

Eine Möve hoch die Flügel ſchwingt,
Ein Vöglein zart und lüſtern,
Ihre Stimme zu den Adlern dringt,
Jeder hört ſie koſen und flüſtern.

Sie lockt und girrt, ſie lockt und girrt
Den Einen wie den Andern.
Und wie ſie jetzt den Dritten kirrt,
Zwei ſchon am Styre wandern.

O Hetman, kühner Hetman mein,
Trau' Du der Möve nimmer!
Sei wachſam, ſpitz' die Ohren fein:
Die Möv' iſt ein Frauenzimmer!

Der Hetman ſprang auf und ſuchte den Sänger mit den Augen; aber auf der Seite, von welcher die Töne gekommen waren, ſah er Niemand, obwohl die Steppe hell war. Um ſich erblickte er ſeine beiden Brüder Conſtantin und Daniel: „Habt Ihr's gehört?" fragte er. Sie bejahten.

„Aber es iſt ja Niemand zu ſehen dort?"

„Wir ſuchen auch, aber ſehen Niemand!" Die Wachpoſten gingen auf und ab; ſonſt aber war die Steppe ſtill und todt. Die drei Brüder kehrten zu ihren Zelten zurück,

Digitized by Google

und der Mond zog seines Weges ruhig weiter fort.

Noch war die Dämmerung nicht sichtbar; nur ein leiser Hauch von Licht schimmerte im Osten, als der Cymbalist das erste Mal auf seinen Kessel schlug. Der war ein Frühvogel und kam heute allen Vögeln der Steppe zuvor, als hätte er das Licht absichtlich erwartet und den Spruch im Gedächtniß gehabt: „Morgenstunde hat Gold im Munde.“ Auch die Kosaken und Ljächen sprangen auf, munter und lebendig, und griffen hastig nach den Waffen und Pferden. Der Sultan Galga schlug dreimal mit dem Kantschuh an den silbernen Kessel; das Silber dröhnte und die Horde sprang zu Rosse. Da dämmerte die Morgenröthe und der helle, lichte Tag folgte ihr. Und die Adler flogen wieder unter dem Himmelsgewölbe hin und her und schauten um sich.

Der Knäs Trubeckoj stellte sein Heer in Schlachtordnung auf; die Rotten des Fußvolks standen hinter einem Verhau; auf den Flügeln waren die Lanzenknechte vorgeschoben, die Massen der Bojaren sprangen in den Sattel. Der Knäs Pozarskoj dehnte seine Regimenter gegen die Brücke bis an das Ufer des Flusses hin, er stellte seine Kanonen auf einem alten Walle auf und umzog seine Reihen mit einer dichten Wagenburg, wie mit einem Zaune. Zwischen ihm und Trubeckoj lag nichts als ein schmaler Wiesenstreifen an dem Ufer des Baches. Der Sultan Mamaj setzte seine Kalmücken auf die Pferde und hielt zu beiden Seiten der Brücke die Horden in Bereitschaft, den Pferden jeden Augenblick zu einem Streifzug den Zügel schießen zu lassen. Von Konotop her führte Iwan Nerzaj die Regimenter des alten Kosakenthums nach dem Moskowiterlager. Sie wogten über die Ebene wie eine Nebelwolke, und so oft sie nach der rechten Seite hinblickten, wurde ihnen so düster und traurig zu Muthe, daß es selbst den Adlern unter dem Himmelsgewölbe leid that, die ihnen zuschauten. Martin Cieciura war mit dem Nachtrabe im Schlosse von Konotop geblieben; so hatte es der Fürst Trubeckoj befohlen.

Oberhalb des Flusses von Tarucza her schob sich längs der tiefen, eben frisch aufgeworfenen Laufgräben ein Haufe Gewaffneter bis hart an das Ufer des Flusses; vor diesem Haufen wogte die Tartarenhorde hin und her, bald rechts bald links, wie die Wellen des Meeres, ehe sie vollständig in Bewegung gerathen und anfangen in bergehohen Wogen auf und nieder zu hüpfen. Auch nach dem rechten Ufer der Desna schwärmte die Horde und bedeckte wie mit einem Tuche, vor den Augen Derer, welche auf die Erde blickten, das heimliche Beginnen jenes Haufen Fußvolks. Aber die Adler, die unter dem Himmelsgewölbe schweben, sahen alles und jedes.

Hulanicki mit den Seinigen warf einen Blick nach der Brücke; dann versuchte er die Tiefe des Wassers, watete vor Allen bis an den Hals hinein, trat endlich heraus und winkte mit der Hand. Im Augenblick wälzten die Kosaken einige aufgebaute Heuschober, dann Schilf und Weidengestrüpp in den Fluß und bedeckten dasselbe mit dichten Massen von Erde. Das waren flinke Arbeiter; nicht so leicht dürfte Jemand so schnell einen Damm aufwerfen können wie sie. Dafür war aber das auch nicht ein Wehr für eine Mühle, sondern für die moskowitische Reiterei.

Schon begannen hier und dort die Kalmücken mit den Tartaren wie frische Windspiele einen leichten Waffentanz. Da sprach Hulanicki zu Nuradin: „Sultan Nuradin, Du mein Kriegsbruder, schicke einige zwanzig Kosaken auf windschnellen Rennern hinauf gen Tarucza. Sie sollen alle Wehre im ganzen Lager aufreißen und die Dämme aufgraben. Wasser, Wasser müssen wir haben, damit unsere Mühlen in den Gang kommen!“—Und er wandte sich zu den Kosaken: „Nun, Ihr Brüder, grabet hier schnell ein neues Bett für den Fluß,“—und er zeigte mit der Hand nach der Wiese,—„damit wir die Moskowiter mahlen können!“ Im Galopp sprengte ein Haufe Tartaren hinauf mit einigen Mirzen an ihrer Spitze; und sieh,

Digitized by Google

das Waſſer bahnte ſich einen neuen Weg und der Damm wuchs, wie die Hefen auf dem Bierfaſſe.—Die Sonne ging auf. Zum zweiten, zum dritten Male ſchlug der Cymbaliſt ſeine Pauken. Der Hetman, hoch zu Roſſe, hatte den Kampf beſchloſſen, den Kampfplatz beſichtigt; Kampf glühte in ſeiner Seele, Kampf glühte in ſeinem Geſichte, ſeine Augen flammten wie die Strahlen der Sonne und ſein Angeſicht ſtrahlte hell und glänzend wie die Sonne ſelbſt. Die Anführer ſtanden vor ihren Regimentern, die Hetmans vor ihren Abtheilungen. Hinter ihnen kam der Koſakenſenat, an ihrer Spitze der Herr Heeresſchreiber. Die Fahne flatterte in der Luft, der weiße Engel, das Symbol der Ukraine, badete ſich in dem blutrothen Felde. Zu beiden Seiten deſſelben bäumten ſich die ſtolzen Roſſe der Häuptlinge; ſtolz und kühn wie ſie, wandten ſie Aug' und Ohr zu dem Hetman hin, und die Roſſe glühten wie Feuer und Flammen. Der Heeresſchreiber hatte das Heer nach dem Befehle des Hetmans geordnet. Den rechten Flügel befehligte Potocki mit ſeinen Huſaren. Der Hetman hatte den Ljächen als Gäſten den Ehrenplatz überlaſſen; bei ihnen ſtanden die gepanzerten Fähnlein Jablonowski's, hinter ihnen als Nachtrab die Dragoner Lonczynski's und die ganze Horde des Sultans Galga, in ſchöner überſichtlicher Ordnung aufgeſtellt. Den Oberbefehl über dieſen Flügel hatte Potocki.

Auf dem linken Flügel ſtand Daniel Wyhowski mit den regulären Koſaken; auf ſeinem wolfsfarbigen Roſſe mit den ſchwarzen Streifen blickte er ſeinen Schwager Neczaj Aug' in Auge. Zu ſeiner Seite ſtand die Infanterie; rückwärts als Nachhut die Reiterei. Dieſen Flügel führte der Generalquartiermeiſter Noſacz. Der Hetman hatte Koſaken gegen Koſaken aufgeſtellt, damit des eigenen Blutes nicht viel vergoſſen werde.

Den Kern der Schlachtordnung aber bildeten 16,000 berittene Zaporoger, die nach ihren Abtheilungen halbmondförmig aufgeſtellt waren. Chanenko war ihr Anführer und hinter ihm ſtanden die Vögel von Zaporog, Alle ſich ſehnend nach einem Fluge, Alle dürſtend nach Blut. Vor ihnen ſtanden acht Kanonen, hinter ihnen der Reſt des Fußvolks, und endlich der übrige Lagertroß. Dieſen Kern der Schlachtreihe führte der Hetman ſelbſt an.

Der Hetman trat vor das Heer, wandte ſich nach der aufgehenden Sonne, nahm ſeinen Tſchapka ab und ſenkte das Haupt: „Herr und Gott, erbarme Dich unſer!" Und alle Koſaken nahmen ihre Tſchapken ab, verbeugten ſich tief vor dem Höchſten und riefen: „Herr Gott, erbarme Dich unſer!" Und die Reihen der Ljächen antworteten: „Herr Gott, erbarme Dich unſer!"

Der Hetman bedeckte ſein Haupt und alle Koſaken bedeckten ſich. Wie ein Gelerfalke warf der Hetman einen Blick links über das Feld hin. Die Horden Muradins waren bereits in heftiger Bewegung. Der Hetman konnte kein Wort mehr ſprechen, ſondern ſchwenkte nur den krummen Säbel hoch über die Tſchapka; das war ein bekanntes Zeichen, die Häuptlinge ſprengten rechts und links, und das ganze Heer ſetzte ſich in Bewegung. Die Erde erbebte, die Luft erdröhnte; und die Erde ſeufzte und die Luft heulte in die Ohren Moskwa's.

Ein Wunder! welch ein Wunder! Die ſtille, die ruhige Desna iſt lebendig geworden, ſie iſt aus ihrem Bett geſprungen und wälzt ſich auf dem Wieſenſtreifen hin und ſtürzt nach dem Lager von Pozarskoj; das Fußvolk iſt in Verwirrung, die Kanoniere verlaſſen das Geſchütz und heran ſchreitet der Zaporoger und die Ljächen ſchreiten heran und Hulanicki ſtürmt mit ſeinen Koſaken nach der Brücke.

Trubeckoj führte die Seinigen auf den Kampfplatz. Schon waren die Lanzenknechte von den Huſaren und den gepanzerten Regimentern getrennt und ſtürzten auseinander; ſchon reichten auch auf der linken Seite die beiden Schwäger einander den erſten Kuß, als die Kanonen der Koſacken erdröhnten; es blitzte ein, zwei und dreimal. Die Moskowiter zogen ſich nach dem Verhau zurück, die Heere ſtanden Mann an Mann gedrängt, wie eine Mauer; Trubeckoj an ihrer

Digitized by Google

Spitze sprach ihnen Muth ein, und Zaporog schritt muthig und festen Schrittes heran.

Einen Augenblick schwiegen die Kanonen und der Rauch verzog sich. Der Hetman schwenkte dreimal den Säbel über die Reiherfeder und spornte sein Pferd; alle Haufen stürmten daher und die Kämpen der Ukraine schnalzten mit den Lippen und riefen: „Gott Ruhm, Gott Ruhm!" Und die Ljächen hieben nach ihrer Weise ein und die regulären Truppen schlugen sich heldenmäßig.

Die Lanzenknechte und die Reiterei der Bojaren wurden auf das Fußvolk zurückgeworfen; die Linien zitterten auf den Knieen und konnten kaum athmen, so stürmte der Sturm gegen sie an. Ihre Flinten krachten und der Verhau schützte sie von vorn. Trubeckoj war kaum im Stande: „Halt!" zu commandiren; so versagte auch ihm die Stimme in der Brust. Die Zaporoger aber stürmten heran, und hinter ihnen und vor ihnen und rings um sie war eine undurchdringliche Wolke und nichts zu erkennen vor dem dichten Rauche. Schon sprangen sie auf den Verhau hinauf, setzten darüber weg und stachen und hieben Alles nieder und schrien im wilden Geheul. Und die Moskowiter wehrten sich und fielen unter den Hieben und sprangen in's Wasser und ächzten und heulten, daß der Himmel wiederhallte. Und das Getöse, das Heulen und Aechzen war, als habe die Hölle ihre Bewohner auf die Erde ausgeschüttet, und das Handgemenge wuchs, und die Unordnung ward so groß und der dunkle Rauch so dicht, daß selbst das Auge der Adler, die unter dem Himmelsgewölbe schwebten, nicht im Stande war, etwas zu sehen.

Nur auf der Brücke war es heller und man sah, was vorging. Alinow und Pozarskoj eilten mit einem Häuflein ihrer Leute nach dem andern Ufer des Flusses, den größten Theil aber ereilte Hulanicki mit seiner Schaar und ermordete und ersäufte Alles was lebte. Und die Dragoner Loncynisk's schossen nach den schwimmenden, wie nach den Taucherenten, und die Horde Nuradin's zersprengte die Kalmücken in alle vier Winde und machte zu Gefangenen, was den Massen der Kosaken, was der Kugel der Ljächen entgangen war.

Auf dem linken Flügel ging es anders. Der alte Neczaj hatte sich mit einer Wagenburg gedeckt und wich keinen Schritt. Umsonst stürmte Nosacz mit seiner Reiterei heran, umsonst führte er sein Fußvolk gegen ihn auf; Neczaj ließ einen Schuß thun, sondern stand sicher und ruhig hinter den Spitzen seiner Verhaue. Daniel Wyhowski stürzte mit den Seinigen auf die Moskowiter Lanzenknechte, und zermalmte sie wie einen faulen Apfel. Lesnicki überfiel das Regiment Pozarskoj's, das den Kosaken zu Hülfe kam, und ließ seiner Kampflust freien Lauf. Den Rest des Heeres endlich führte Nosacz aus dem Lager herbei und geradezu auf die Kosakenreihen Neczaj's los; die Reiterei Popenko's und Zielenicki's folgte ihnen. Nun war der Augenblick gekommen, wo der Kosake dem Kosaken die Bruderhand zum blutigen Gruß reichen sollte.

In dem Lager Trubeckoj's wurde es bereits ziemlich licht; die Linientruppen warfen die Waffen weg und die Kosaken und Ljächen stachen und hieben Alles nieder und überließen keine lebende Seele den Tartaren zur Gefangenschaft. Und das alte und neue Bett der Desna war hoch aufgefüllt mit Menschenleichen. Hulanicki genügte es nicht, die Feinde von der Brücke herabzuwerfen, sondern auch über die Brücke ging er und erlaubte den Seinigen auf beiden Ufern aufzuräumen. Und rings umher liefen Schaaren von reiterlosen Pferden und die Desna floß hinab und wusch die Leichname und versenkte die Ertränkten in ihr Bett.

Endlich zeigte sich auch die Reiherfeder des Hetmans; mitten aus dem Gemetzel kam er heran und nach ihm zogen sich die Häuptlinge der Kosaken Einer nach dem Andern, von dem Felde der Schlächterei herbei. — Und der Hetman warf einen scharfen Blick über die Ebene hin: „Mazeppa! Proskuri soll hier mit den Seinigen aufräumen, und das schnell!"—Und Mazeppa sprengte davon. — „Herr Heeresschreiber, die Hetmane sollen ihre Abtheilungen sammeln!" — Und

Digitized by Google

Doroschenko wandte sein Pferd und ritt hinweg. —„Kordosz, bitte die Ljächen, sie sollen die Ihrigen in Reihe und Glied rufen!" — Und Kordosz verschwand wie der Blitz. — „Wo ist Bruchowiecki?"

„Da kommt er;" und Bruchowiecki kam herbei, den verwundeten Fürsten Trubeckoj an der Hand.

Und der Hetman trat dem Gefangenen entgegen und erfaßte seine Hand: „Knäs, das Schicksal der Schlachten ist in der Hand Gottes. — Kamienski, trage Sorge um den Knäs, wie um mich selbst.—Du Bruchowiecki, nimm die Reiterei Popenko's und Zielenicki's und die ganze Horde des Sultan Galga; setzet augenblicklich über den Fluß und verfolgt Alles, was auf der Flucht ist; die Tartaren sollen nicht in den Dörfern herumschwärmen und plündern, sondern nur den Feind niedermetzeln. Verstehst Du?"

„Ja," erwiederte Bruchowiecki und hieb sein Pferd mit dem Kantschu, als wollte er ihm die Seiten durchhauen, und das Pferd sprang auf, als würde ihm die Haut abgezogen.

Der verwundete Trubeckoj schwieg und der Hetman mit dem Kosakensenat und in Begleitung von nur zwei Abtheilungen eilte zu den Kosaken Neczaj's.—Der Hetman sprengte auf seinem stolzen Rosse allen Andern voran und die Reiherfeder wogte gegen die feindlichen Kosaken auf und ab, und der Wind wehete wie absichtlich den weißen Engel und die blutrothe Fahne den Augen der Kosaken entgegen. Und die Kosaken schauten hin und schauten auf die Brüder, welche gegen sie herankamen. Traurig und wehe war es in ihren Herzen; aber sie hielten die Waffen gezückt. Neczaj ging das Herz über und er rief: „Nieder mit den Schanzen!" Und er sprang heraus aus dem Lager und lief dem Hetman entgegen und rief mit athemloser Stimme: „Es lebe unser Hetman!"

Der Hetman sprang vom Pferde, umarmte Neczaj und lispelte ihm in's Ohr, aber so leise, daß selbst die Umstehenden nur die letzten Worte hören konnten: „Was ich versprochen, werde ich halten!"

Und die Kosaken umarmten einander als Brüder und riefen in hoher Entzückung: „Es lebe unser Hetman!"

„Und wo ist Martin Cieciura?"

„In Konotop," erwiederte Neczaj und blickte dem Hetman in die Augen, als wolle er ihm noch etwas sagen.

„Bruder Neczaj, Dein Volk ist noch frisch und unabgemüdet, Du gehst nach Konotop. Daniel Wyhowski folgt Dir mit der Reiterei zu Deinem Befehl. Schont das Bruderblut!—Von dort gehst Du nach Putywl, dort treffen wir wieder zusammen."

Der Hetman wandte sich um und ritt davon und dem tapfern Neczaj standen die heißen Thränen in den Augen und in tiefer Rührung rief er: „Ja, ich gehe, und ginge es auf den Teufel los, und thue, was Du befiehlst, mein Hetman, mein Vater. Nun trennen wir uns nie wieder bis zum Tode! Ja, so ist Iwan, wie er immer gewesen, ein Mann, ein Sohn der Ukraine!"

Und auf dem Wege umarmte er Daniel zu wiederholten Malen: „Deine Helena ist gesund wie ein Fisch; sie weint, wird sich aber nicht die Augen ausweinen, ja, diese werden noch schöner, wenn sie Dich erblickt. Und den Hund, den Cieciura, knüpfe ich an dem ersten besten Nagel auf!"

Daniel fragte wenig nach Helene, aber er war so eilig und zeigte solche Hast, daß er gern die ganzen Kosaken auf seinen wolfsfarbigen Schimmel genommen und mit ihnen hingestürmt wäre nach Konotop, mit dem Fluge des Falken, mit der Schnelligkeit des Sperbers.

Die Sonne war bereits tief gen Abend hinab gesunken, als die Schlächterei zu Ende war. Die Tartaren hatten nur eine geringe Anzahl Gefangener zusammengetrieben; aber die Mutter Erde überkam eine solche Masse von Leichnamen, daß hundert Kerbeholzschneider einen ganzen Tag vollauf zu thun gehabt hätten sie zu zählen. Die Desna floß roth vom Blute und die Leichname schwammen in Haufen, wie Flößhölzer auf dem Wasser hinab; und stellenweise hatten sie sich bereits so angehäuft, daß sie den Fluß in seiner Strömung hemmten.

Digitized by Google

Zerschmetterte Kanonen, Massen von Waffen, Schaaren von Pferden, Zelte, allerhand Geräthschaften und Schmucksachen fielen den Siegern in die Hände. Dreihundert Fahnen, darunter die Fahne des Zaren und die silbernen Paukenkessel des Kaisers brachte man unter das Zelt des Hetmans, um seinen Ruhm zu zeigen. Aber der Hetman war nicht da; er war bei dem Knäs Trubeckoj und empfing die letzten Worte des sterbenden Fürsten von seinen Lippen. Er, der alte Feldherr, der Sieger in so vielen Schlachten, fühlte keinen andern Schmerz, als den über den Verlust des Heeres, als den über den Verlust der ersten Schlacht. Mit brechendem Auge wandte er sich zu dem Hetman und reichte ihm die Hand, indem er dankbar zu ihm hinaufblickte: „Gott vergelte Dir's."

Und der Hetman ging hinaus, aber schon blitzten seine Augen nicht mehr in solchem Glanze, schon strahlte sein Antlitz nicht mehr von der früheren Flamme. Die ernste tiefe Trauer, wie sie gewöhnlich auf seinem Antlitze lagerte, zeigte sich wieder auf demselben. Er befahl den Verwundeten zu Hülfe zu eilen und musterte sein Heer. Seine erste Frage war nach Daschko und man brachte ihm Daschko's Säbel mit den Worten: „Daschko wird nimmer wieder blitzen mit ihm auf der weiten Welt."

Seine zweite Frage war nach Mozajsk: Man führte das Kampfroß Mozajsk's herbei mit den Worten: „Mozajsk wird es nimmer wieder tummeln auf der weiten Welt!"

Er fragte nach den Kampfgenossen von Zaporog, nach den Kämpen der Ukraine, nach den ljächischen Brüdern; jeden suchte er mit dem Vaterauge, und wen er nicht fand, nach dem fragte er mit besorgter Seele und man antwortete ihm: „Daß er sie nimmer wieder sieht auf der weiten Welt."

Und der Hetman senkte die Stirn tief zur Erde hinab, und die Reiherfeder neigte sich bis auf den Boden, und der krumme Säbel ruhte in der Scheide. Und er wagte es nicht einen Blick zu werfen nach den Kosakenbrüdern, sondern sprach nur mit dumpfer, schmerzgetrübter Stimme: „Brüder, begrabet die Leichen und werfet Hügel auf!"

Und die Kosaken zerstreuten sich nach allen Seiten und gruben die Wohnungen der ewigen Ruhe und warfen die Hügel auf, zum Ruhme des Kosakenthums, zur Ehrenbezeugung für den Kriegsdienst, zum ewigen Andenken für die Menschheit.

Und die Priester traten an die Hügel und weiheten das große Grab ein und das ganze Volk stand hinter ihnen, der Hetman an der Spitze. Und der Hetman entblößte sein Haupt, fiel auf die Knie und betete für die Gefallenen. Und das ganze Heer entblößte sein Haupt, fiel auf die Knie und betete für die gefallenen Brüder.

Die Sonne sank am Horizonte hinab; nur noch ein Paar Minuten blieb ihre Scheibe, wie absichtlich, zur Hälfte sichtbar. Bei der Desna und über der ganzen Steppe hin krächzten die Adler zur guten Nacht und nahmen Abschied von der Sonne und von der hellen Abendröthe. Das ganze Heer stand unter den Waffen, die Reiterei hoch im Sattel. Auch der Hetman saß auf seinem Rosse, weit über die Andern emporragend, und der letzte Strahl der Sonne zuckte über die Reiherfeder. Das Antlitz des Hetmans ward ruhiger, ward heiterer; er ordnete das Heer, winkte mit der Hand und fort ging es in einem endlosen Zuge.

Der Goldvogel der Ukraine, die Liebe des Kosakenthums, der Hetman, der Stolz der Kosaken, er hatte an *einem* Tage vom Morgen bis zum Abend die ganze Kraft Moskwa's in der Desna ersäuft. Aus dem unermeßlichen Heere hatten kaum 10,000 in wilder Flucht sich gerettet und von diesen Flüchtlingen hatten noch zwei Hälften die Zaporoger auf ihre Spieße gesteckt; denn der Hetman feierte seinen Sieg nicht in Ruhe, sondern sandte nach allen Seiten Abtheilungen zur Verfolgung aus, weit in die Ferne bis an die Grenzen von Moskwa. Er nahm Schlösser ein, säuberte die Landstraßen und die Kosaken arbeiteten frisch und wild, denn für den Kosaken ist Ruhe Tod, und Bewegung Leben. Jahrhunderte vergehen, die Geschlechter der Menschen sterben hin, aber der Ruhm des Hetmans wird leben in alle Ewigkeit, und die Adler werden den Adlern krächzend entgegenrufen: „Hier war Blut, hier Aas, hier Fraß!"

Digitized by Google

Ein Gang durch das Thierreich.

Die Aſſiſen der Krähen.

Erſt kürzlich ward auf den Feldern, die ſich vor den Fenſtern meines Stübchens hinſtrecken, eine verbrecheriſche Krähe, — es war tief im December, im Winterſchnee, — und vor etwa zwei Jahren eine andere auf dem benachbarten Grunde gerichtet. Jene ward zum Tode, dieſe zur Excommunication verurtheilt. Zufällig ſah ich beiderlei Aſſiſen und bewunderte die dabei üblichen Rechtsformen. Das Verhör war öffentlich; Tauſende von Krähen umgaben ſchweigend das Tribunal, das zugleich Richtplatz ward. Dort lautete, wie der Erfolg zeigte, das Verdict der Jury auf „ſchuldig," und der Richter Spruch auf Tod. Alle Krähen ſprachen das Urtheil krächzend nach. Die Verbrecherin neigte ſtumm das Haupt. Eine Großkrähe, wie es ſchien der Präſident, hüpfte heran, und hackte heftig in den Kopf der Verurtheilten. Fünf andere folgten, und gaben ihr den Tod. Darauf erhob ſich flatternd alles Volk, und ſang wie es ſchien, in klagendem Moll das De profundis über dem Leichnam, verſchwebend dann in immer weitern Kreiſen.

Bei dem Rechtsfall vor zwei Jahren war ein Lärm ohne Ende. Alles ſchrie ſo für als gegen die Inculpatin. Freunde nahmen, wie es ſchien, ſich warm der Angeklagten an. Feinde ſtritten mächtig gegen ſie. Der Kampf ſenkte hundert Schnäbel zu Boden. Das iſt das Eideszeichen der Krähen. Der innere Kreis endlich ſprach das Urthel; die Angeklagte ward excommunicirt. Die Verſammlung krächzte das Anathema wieder, und erhob ſich über die Unglückliche. Die Freunde blieben ihr dennoch treu. Nur der Vulgus flog im Schweif der Richter davon. Die arme Verlaſſene nahm, von Wenigen begleitet, die Richtung nach Süden, wo wärmere Herzen ſchlagen, als da wo die Erde und der Sinn gefroren!

Es gibt in Wahrheit eine thieriſche Juſtiz. Die Obſervanz, „das Spiel der ſüßen Gewohnheit," ſcheint dabei das Landrecht des Inſtincts zu ſein. Aber keine Appellation gegen den Richter, wie bei menſchlichen Proceſſen, alles wie im Lande der Nothwendigkeit, feſt für immer! Aber dafür auch keine Willkür! Der Himmel giebt den Thieren, wie Rußland ſeinen Sklaven, weil dieſe nichts beſitzen, unentgeldliche Juſtiz. Daher unter den Krähen keine Sporteln!

Das Gericht der Gänſe.

Vor mehreren Jahren rief mich ein Geſchäft nach N. Bevor ich das Dorf erreichte, hörte ich ein wildes Gänſegeſchnatter. Näher kommend ſah ich inmitten der Dorfpfützen einen Haufen Gänſe in heftigſter Bewegung, und vernahm zwiſchendurch ein klägliches Hundegeheul.

Als ich abſtieg, um den Grund zu erforſchen, gewahrte ich in der Mitte des flügelſchlagenden, laut ſchnatternden Gänſehaufens eine Art von Schäferhund. Ihm wurde arg mitgeſpielt. Die Gänſeriche — das wüthende Corps der Offiziere und Sergeanten — ſchlugen ihm abwechſelnd die Flügel um den Kopf, welche ſie, wie ich ſah, erſt im Teiche näßten und dann am Rande rieben, um feinen Sand daran zu kleben. So ſchlugen ſie den Hund um den Kopf, bis er blind war. Andere Gänſeriche griffen den Feind von hinten und in den Flanken an, und zwickten ihm die empfindlichſten Theile, — ein ſtrategiſches Manöver wie es bei Leipzig geſchehen, auch bei Arbela, Cannä, Chalons und anderwärts.

Der Jammer und das Geheul des Gequälten rief endlich nachbarliche Menſchen herbei. Sie ſagten die Descendenten der Retter des Capitols auseinander. — Der Hund lag winſelnd am Boden, wie einſt Bajazeth vor Timur, der geiſtigere Hund vor aſiatiſchem Gänſevieh. Die Tragicomödie erklärte auf mein Befragen ein Bauer durch die Biſſigkeit des Hundes, die er beſonders gegen die Gänſe geübt. Offenbar hatte das Volk der Gänſe endlich das allgemeine Aufgebot zum Landſturm beſchloſſen, und die Rache am Tyrannen ausgeführt; ein lange getretenes, oder auch gebiſſenes Volk kennt keine Gnade. Der Hund kam elendiglich um, wie ich ſpäter erfahren. So geht das Rechtsgefühl — oft in der Form des Rachegefühls — ſelbſt durch die dümmſten Thiere.

Die Sprachen der Thiere.

Die Sprachen der Thiere ſind nach Gruppen verſchieden, wie in der Menſchenwelt. Erſt über den Gewäſſern tönt die Luft, zunächſt wie bei den Peſcherähs und Esquimaux, — bei Käfern und Schlangen — ſummend und ziſchend; dann in Einzellauten, wie bei Amphibien; hierauf in regelrechten Tonfällen, wie bei Vögeln und Säugethieren, — bei Jenen mehr, weil ſie erdfreier und dem Himmel näher als dieſe; endlich nach logiſchem Rhythmus, bis zum Menſchen hinauf, dem die Natur os sublime dedit et jussit oculos ad sidera tollere. — Den Himmel ſieht kein Thier; alle ſind nur der Erde Frucht und Beute. Nicht ſo der Menſch, der, ob auf der Erde gehend, doch des Himmels — mitunter freilich auch des Teufels — iſt.

Die ſtummen Thiere — Fiſche, Haſen, Würmer, Schwäne u. ſ. w. — ſind Mimen. Sie verſtehen ſich vollkommen; die halblauten — alle Quadrumanen und Quadrupeden — theils durch Zunge,

theils durch Gebährden nicht minder. Es gibt daher eine Zeichen- und eine Lautsprache im Thierreich, wie unter den Menschen; dort wie hier umgrenzt vom Bedürfniß, aber immer weiter und weiter ausgedehnt und intensiver, je höher die Race steht. Jenseits, wo, wie wir wähnen, Engel wohnen, mag ein anderer Jargon der Geister über das menschliche Patois lächeln!

Die Sprache und Mimik der Thiere sind uns Mysterien: wie das Rauschen und Geflüster der Winde und Wogen, wie die Sprache des Donners, der Erdbeben und der—Geschichte, des Lichtes und der Sterne. Unter den Genossen verstehen sie sich; jeder Körper den verwandten Körper, jeder Geist den verwandten Geist.

Die Thiere verständigen sich in Liebe und Haß, über Gefahr, Mangel und Tod. Die Menschen wie selten! Bei jenen gibt die Liebe den Wittwen Hülfe und Rettung aus Gefahr, den Waisen Vormundschaft. Die Noth theilt mit dem Unglücklichen, wie unter dem Zelt des Arabers in der Wüste. Europa — jede höhere Civilisation — darf das nicht kennen, weil uns der Pauperismus über den Kopf gewachsen ist. In der Thierwelt bedürfen nur Kranke, Waisen und Alte der Hülfe. Es giebt dort keine Faullenzer, keine Taugenichtse.

So hat der Animalismus alle bürgerlichen Tugenden der Menschen, und keines oder nur einzeln ein und das andere ihrer Laster.

Im Tode endlich spricht, wer im Leben ewig geschwiegen, Hase, Wurm und Schwan. Der Tod löset die Zunge des Sklaven, weil er frei; selbst des Misanthropen, weil er des Menschenthums ledig wird. Die Mitternacht verwandelt sich in die Morgenröthe eines höheren, reineren Lebens, — oft schon hienieden jenseits der Grenze eines Reichs.

Die Polizei der Thiere.

Sie ist, der Vorsehung legitimes Kind, unendlich besser geordnet und consequenter als die menschliche. Nicht des Verwalters, sondern der Gesellschaft Wohl ist das Princip ihrer Verfassung. Keine Heimlichkeit, die nur durch die Bureaustuben läuft, keine Spione, nirgends Willkür! Alles offenbar und Jedem bekannt! So hat Gott aller Thiere Staaten geordnet. Darin Freiheit innerhalb ewiger Gesetze, und vor dem Tribunal Gleichheit zwischen Höchsten und Niedrigsten. Nirgends Lasten, wenn sie nicht dem Wesen der Dinge entspringen, nicht schon hunderttausend Jahre alt sind. Die Polizei des Himmels zählt nach Aeonen, die der Thiere nach Jahrtausenden. Die menschliche Polizei haftet an Momenten und verwandelt Gang, Gesicht und Farbe je nach dem Hahnenschrei. Glänzte nicht von 1790 bis 1815 der Pfauenschwanz über Europa in allen Formen und Farben? Dies Vierteljahrhundert zerbrach alle Spiegel und Prismen! Und wie eitel doch Alles hinterher!—Aber fürchtet nicht! Der Geist des Thierreichs wandelt auch durch die Brust der Menschen; der Geist, nicht bloß der Erhaltung, der Conservation, sondern auch der Veredelung, des Fortschritts, trotz Adlerklauen und Löwentatzen.

Jeder thierische Staat besteht bei seinen Gesetzen sicher unwandelbar: nicht nach menschlicher Willkür, sondern nach klimatischen Nothwendigkeiten und nach der Gesellschaft innerem Bedarf. Der Mensch aber, aller Klimate Sohn, tausendzüngig, ohne durchgreifendes Socialprinzip, an kein Bedürfniß ausschließlich gebunden, weder auf die Stimme Gottes noch des Instinctes ausschließlich hörend, allen Göttern, die er selbst geschaffen, opfernd, in allen Zonen anders, überall doch eigensüchtig, leidenschaftlich und Kind der Schelle und der Zeit; im innern Haushalt zerworfen, und auf den heiligen Bergen des Machtgefühls aller Oberen spottend! Die freigelassene Bestie wüthet, fehlt es an Abdel-Kaders, gegen sich selbst, wie das Schwein gegen die Kinder, wie die Neger gegen den Erzeuger, wie Gellert's Bären gegen Pätz, und wie der Wahnsinn gegen das Leben.

Die rechte Polizei ist die Vorsicht gegen das versuchte, und der Constabel gegen das vollzogene Unrecht,—wie es dem Famulus der Justiz gebührt. Im Thierreich ist alle Welt Constabel, Niemand geheimer Sergeant. Doch sieht Jeder selbst in seinen Hof, und wahrt ihn gegen Luchs und Fuchs, gegen Wolf und Leu. Was von Oben kommt, findet ein schützendes Dach. So bei Biber, Schlange, Hamster, Wespe und Krebs.

Schon *vor* der Jury ist der Verbrecher gerichtet. Hinterher wird er bestraft per unanimiam. Denn nur im Reiche der Menschen wird geschwindelt. Nur hier giebt es Advokaten, und — wo diese — Prozesse und Unglück. Nicht im Lande des Instincts, im Eldorado des Rechts. Denn „wo kein Jurist, da ist der Christ." Die Thiere kennen keine Rabbulisten. Das Recht ist Jedem klar, und Alle sind dessen kundig. Der Ausspruch ist also unfehlbar.

Nur die Willkür des Menschen vernebelt das Recht. Die Parteien sind darüber einig. Nur wo gesunder Verstand — in Nichtjuristen, — wo keine Willkür: da ist sicheres Recht; wo keine Advokaten: da ist Wahrheit.

Die Polizei der Thiere ist darum die reinste, sicherste und göttlichste; nicht minder ihre Justiz.

Das Wittwenrecht im Thierreich.

Als mein Jäger einen Rehbock geschossen, klang vom Weibchen ein trüber Ton der Trauer durch den Wald. Die Wittwe floh. Nach dreizehn Tagen aber kam sie an der Seite eines muntern Bockes heiter zurück.

Digitized by Google

Wie doch verständigte sich wohl die Verwaiſete mit ihrem Geſchlecht? Und wodurch ward ein anderer Mann bewogen, die Stelle des Gemordeten zu vertreten?

Vielleicht durch das Geſetz des alten Teſtaments, das sieben Brüder nach einander verpflichtet, das Weib des Erſten zu tröſten! Denn, wo nicht Vielweiberei—bei Tauben, Elſtern, Krähen, Dachſen, meiſt allen Raubthieren, bei Schmetterlingen, den treueſten von Allen; und wo nicht Vielmännerei, wie bei Hunden, Bienen,—in Klein-Thibet, auch wohl anderwärts unter den Menſchen u. ſ. w. — da ſucht das Weib nie vergebens den Mann, weil die Zahl der Männchen meiſt die Zahl der Weibchen übertrifft. Doch iſt das in Africa, in Auſtralien und in Petersburg anders. An letzterem Orte kommen zwei Weiber auf einen Mann, in der Auberge der Verbrecher, in Botany-Bai, 10 Weiber auf 21, — in Africa kommen 11 auf 10. In der Thierwelt iſt ſo immer ein Ueberſchuß von Männern; in der Menſchenwelt ein Ueberſchuß von Weibern, Thibet und Neuholland ausgenommen. Daher das Preisgeben der Weiber. Du liebe Zeit! warum daher ſogleich Steine werfen, hier auf die Samariterin, dort auf den Bock?

Im Geſchlechtsverhältniß liegt eine tiefe Bedeutung durch alle Natur. So im Raub-, Pflanzen-, Luft-, und Inſectenreich. So auch im Reich der Menſchen innerhalb der Tropen, gemäßigten und kalten Zonen.—Dort wo Gluth: mehr Mann; wo Mäßigung: Beide, Mann und Weib, im Durchſchnitt gleich; und wo Kälte: wiederum mehr Mann. So auf und ab in Höhen und Tiefen. Darnach wechſeln die Ehegeſetze, und — der Inſtinct. Auch im Thierreich. Denn aus dem Norden ziehen im Herbſt mehr Vogelmännchen, als aus den Zwiſchenzonen, gegen den Süden, und von dort kehren mehr Weibchen zurück, weil nur der Norden brütet. Die Continente ſind Pyramiden, deren breite Baſen auf dem Norden ruhen, und deren Spitzen gen Süden zeigen. Oben wohl iſt Luſt, doch in der Mitte und unten die Liebe, und (wie in Aegypten's Krypten) innen die Verklärung. Und ſomit, wie die Leidenſchaften gehen mit ihren Repräſentanten, den Thieren, über die Kugel, ſo iſt auch die Polizei, wie das Recht der Wittwen, wandelbar in Thier- und Menſchengeſchlechtern.

Das animaliſche Erbrecht.

Das Thierreich iſt des Menſchen Vorbedeutung. Alle Staffeln tragen die nächſt höheren unbewußt im Schooß; ſo der Stein die Pflanze; die Pflanze das Thier; das Thier den Menſchen; der Menſch — vielleicht — den Menſchlicheren! Denn ein Sprung von ihm zum Engel wäre, wie die Leiter vom Fähndrich zum Marſchall.

Zum Erbrecht gehört nicht des Vollbluts Geſtalt und Kraft. Die Natur liebt die Variationen. Knochen und Fell jedoch (Wand und Dach) erbt jeder von den Erzeugern nach Art der Race, und kommt nacheinander kein friſches Blut dazu: zuletzt die Miſère. Denn innerhalb des Stammes vergeht die genetiſche Kraft. Daher von Adam bis Noah immer wachſende Verſchlechterung, auch im Moraliſchen. So bei Schafen, Pferden, Kühen. Die Blutſchande ruht auf tieferem als theologiſchem Grunde. Das Socialprincip der Menſchheit iſt auch das Princip der Regeneration.—Laßt neue Dſchingiſchans innerhalb des Stammes wachſen, und es werden nothwendig Söhne und Töchter ſittliche und phyſiſche Albino's. Die Vermiſchung der Racen hat den tiers-état ſo groß gemacht, Rieſen unter Zwergen. Der Strom, immer gegen die Wüſte fluthend, verſickert zuletzt in Sand und Sumpf. Hätte der Koran ein Weib, wie das Evangelium, gegeben, doch nicht immer nur aus dem Kaukaſus, ſondern aus Nord und Süd: die Sultane wären nicht, wie Aſiens Schwächlinge überhaupt, ſo tief geſunken. Im eigenen Blut haben ſie ſich überlebt.

Das thieriſche Erbrecht handelt davon nicht. Nur vom Gebrauch der Waffe des Geſchlechts; vom Gebiet des Futters, vom Schutz der Kinder, vom Troſt der Wittwen, und von innerer Polizei. Es iſt zugleich das Recht der Individuen und der Geſellſchaft, des Standes, der Zone und der Zeit, der Gegenwart und der Zukunft. Mag irgend ein menſchliches Erbrecht ſich damit vergleichen? Und das Alles macht ſich ganz von ſelbſt. Ohne Richter, ohne Sporteln, ohne Streit und Teſtament. Des Schöpfers Wille, des Geſetzes Nothwendigkeit waltet dort noch rein, von menſchlicher Willkür unverfälſcht. Dieſe—die Willkür,—und alle tauſend Millionen Proceſſe und Zerwürfniſſe ſind nur des Menſchen trauriger Vorzug, weil er Mein und Dein geſondert. Denn das Vermögen reißt ihn aus des Gottes Hand, die Begier, der Eigennutz. Im Thierreich iſt Gold und Silber, Rang und Stand, ganz unbekannt. Es erbt der Sohn des Vaters Kraft, die Tochter mütterliche Anmuth, Beide die Liebe und das Vertrauen, nicht blos den Sinn. So ſieht es aus bei den Thieren, dieſen Paria's der Menſchen.

Das Bild.

Symbol iſt jedes Thier. Ihr findet es im Menſchenreiche auf allen Wappen wieder. Auch rückwärts im ſtillen Wald. Die Parias der Thierwelt,—Mollusken, Gewürm und Inſecten,—ſind gleich und parallel den Wurzeln. Was ſegelt, iſt Fiſch und Handel; was fliegt — Vogel und Gedanke; was mordet—Sünde und Macht—: Alle zuſammen des Stammes Prototyp und die Blüthe des Baumes: Recht und Vernunft, und das Leben des Baumes — die Geſchichte der Menſch-

Digitized by Google

heit. Wie aber im Saamen, in der Wurzel, in Stamm und Zweigen und Blättern die Blüthe und die Frucht ſchon vorgebildet: ſo auch der Menſch in allen Claſſen des Thierreichs mit allen Laſtern, Tugenden, Gemeinheiten und Größen. Daher auch ſechs Menſchenracen, wie 6 Claſſen der Thiere und 6 Hauptgruppen der Pflanzen, 6 weſentliche Steingebilde, und die doppelte Dreifaltigkeit in Gut und Böſe. In 6 ſymboliſchen Tagen ſchuf Gott die Welt! Innerhalb dieſer Claſſen unendliche Stufen. Das geht ſo weit, daß nicht blos die fünf Blumenbach'ſchen (meiſt idealen) Racen, ſondern auch jedes Individuum irgend eines Thieres vermenſchlichte Phyſiognomie trägt, in welcher ſein Grundcharakter — der genitive — ausgeprägt iſt. Darum das Axiom: „Erkenne das Thier im Angeſicht, und du haſt die Grundlage des Menſchen!"

Kommt dazu das Sokratiſche: „Rede, damit ich dich ſehe!" ſo wird der Erfolg unzweifelhaft. Der Ton, der Styl, die Gebährde und der Blick: mehr bedarf es nicht, ſo Weib als Mann zu erkennen. Des Schädels Buckeln thun nichts nach innen; ſie zeugen nur von thieriſchen Gewalten.

Doch Eines iſt, das in das Innere deutet; das Auge. Durch dieſes Fenſter ſpricht der Geiſt; durch Styl und Ton und durch's Geſicht das Herz; durch Gebährden, oft auch durch's Auge, das Thier*) durch den Accent das Gefühl. An die Schwinge des Sturms hängt ſich die Leidenſchaft; der Stab des Tages führt das gemeine Leben, und der Schleier der Nacht verhüllt die Sünde. Denn das Auge der Nacht ſieht nicht die Nähe noch Ferne; nicht Gegenwart noch Zukunft der Sinnenrauſch.

Das Alles iſt animaliſch. Sinnenjubel allüberall. Auf Erden ſchon der Himmel. Daher brachte Mahomed die Houris, Zerduſcht die Feruers, Odin Walhalla und Rom die Heiligen in den Himmel. Ein Jeglicher nach ſeiner Art. Ueber den Sinn hinaus allein ging Jeſus, der Sohn der Vernunft (Marjam's). Er brachte uns den Himmel der Reinheit, den Himmel des Gedankens, einen Himmel ohne Sinnlichkeit.

Außer ihm fordert kein Lehrer das "coelum tuori!" Keiner zieht das Jenſeit mitten herein in das Sinnenleben des Dieſſeits. Die anderen Götter alle ſind Vermenſchlichungen: der Gott des Heilands allein — Ideal, Wahrheit, Weſen, Geiſt.

In anderer Weiſe läuft das Thier durch die Menſchheit als Emblem. Aller Menſch iſt, nach Oken, der Thierheit Auszug und Inbegriff, doch aber nicht das Individuum der Ganzheit Spiegel. Der Adel vergöttert das Thier, mit ihm das Fürſtenthum, ſo daß faſt kein Thron, kein Fürſt oder Graf, ja beinah kein Junker ohne Thier als Hintergrund und Grundelement der Macht. Iſt das ein Vorzug? — Was die Naivität der Vorzeit eingemalt in die Siegel: darf damit noch jetzt die höhere Bildung prunken? Warum nicht ſtatt des Viehes, das ſo arge Schatten wirft auf tauſend Jahre des Unſinns, Wahns und Aberglaubens, warum nicht Wappen, die von Kunſt und Wiſſenſchaft zeugen, von Milde und Humanität? Warum nur Vieh, zumal Raubthiere? — Sind 19 Jahrhunderte hinter Chriſtus noch nicht über die goldenen Kälber, Schlangen und anderes Gethier hinausgekommen?

Arme Menſchheit! Du träumſt von Hoheit und gehſt, wie alle Vorzeit, noch auf Vieren!

Vom Dieſſeit zum Jenſeit welch ein Sprung! — Iſt der Menſch wohl mehr als vielleicht eines Engels Molluske? — (Europa.)

*) Das gebährende Thier, z. B. das Schaf, wirft im größten Schmerz einen unbeſchreiblich rührenden Blick gen Oben.

Der Carneval dieſes Jahres zu Rom.

Il carnevale di Roma! Fortunato chi l'ha veduto! ſagte eine Römerin zu mir. Jetzt ſieht man nur ſeinen Schatten. — In der That braucht man nur die polizeilichen Verordnungen zu leſen, um ſich von der Wahrheit dieſes Ausſpruchs zu überzeugen. Man iſt ſo ängſtlich bemüht, jeder Tollheit, Ausgelaſſenheit, Leichtfertigkeit vorzubeugen, daß man die eigentliche Feſtfreude mit zerſtört. Hauptſächlich geſchieht dies durch das Verbot der Geſichtsmasken an öffentlichen Orten und Privatlokalen, von welcher Art ſie ſeien, desgleichen aller andern Entſtellungen des Geſichts mit falſchen Bärten, Farben u. ſ. w. Von Maskenkleidungen dagegen ſind nur die ausgeſchloſſen, die als Nachahmung der geiſtlichen und militäriſchen erſcheinen, oder den öffentlichen Anſtand beleidigen könnten. Die ſchrankenloſe Freiheit des frühern Carnevals, in der ſich die Menge durcheinanderbewegte, jeder dem andern ſich unerkannt näherte, Neckerei, Spott und Schmeichelei durch das Geheimniß doppelt reizend waren, Luſt und Laune feſſellos waltete — alles das iſt mit Aufhebung der Maske zerſtört. Eine noch nachtheiligere Umwandlung hat der Carneval dadurch erfahren, daß (beſonders ſeit 1848) die Römer der beſſern Stände ſich ſo gut wie ganz davon zurückgezogen haben, höchſtens von Balkonen aus zuſehen. Es iſt ein Feſt der untern Klaſſen und der Fremden geworden. Die letztern nehmen ſich durchaus nicht zu ihrem Vortheile dabei

Digitized by Google

aus: namentlich finden sie an dem Werfen mit Confetti (Gypskugeln) Vergnügen. Das ist allmälig aus einer unschuldigen und graziösen Neckerei in eine läppische Gassenbubenrohheit ausgeartet, und das schlechte Beispiel fängt schon an, die Römer, deren natürliche Feinheit in solchen Dingen bewundernswürdig ist, zu demoralisiren. Sie werfen hin und wieder schon tapfer mit Gyps und versprechen ihre Lehrer zu übertreffen. Hier wäre eine Aufrechthaltung der polizeilichen Verordnung am Platz, welche alle Confetti von Kalk, Gyps, Pizzolane, so wie solche, die durch ihre Größe schaden können, Aepfel und Eier, zu werfen verbietet, desgleichen alles, was die Stärke des Wurfs vermehren kann, wie Düten, Löffel ꝛc. Es fällt jedoch der Polizei nicht ein, diesen in jeder Minute übertretenen Gesetzen irgendwie Achtung zu verschaffen. In Italien fehlt es nirgend an guten Gesetzen, sie werden nur nicht ausgeführt. Jemand, der einmal in Florenz einen Platz zu passiren wünschte, der zu irgend einem Zweck von Wachen frei gehalten wurde, fragte einen Gensdarmen: Si può passare? No, war die Antwort, ma si passa. So geht es auch hier. Am meisten zeichnen sich die Engländer aus, wei eben am meisten englische Touristen während des Winters Rom mit ihrer Anwesenheit beglücken, und die Gebildeten dieser edlen Nation verwahren sich in der That mit allem Grunde dagegen, daß man die Sitten ihres Landes nach denen aller Johnsons und Smiths beurtheile, die auf dem Continent reisen. Mit einer Hartnäckigkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, schütten diese Söhne und Töchter Albions Gypskugeln pfundweise aus Blechtrichtern, Körben und Schaufeln auf die Köpfe der Vorübergehenden und Fahrenden, wehe dem Wagen, der durch eine Stockung genöthigt ist, unter einem solchen Balkon zu halten! Man schützt sich mit Drahtmasken gegen die Gewalt der Würfe, aber nicht gegen den Kalkstaub, den sie in großen Wolken verbreiten. Selbst die Blumensträuße werden zu Wurfwaffen, besonders in diesem Jahre, wo die Kälte der vergangenen Wochen die Frühlingsvegetation unterbrochen hat, und die Kosten des Carnevals größtentheils mit Bursträußen bestritten werden, in denen einige Immortellen oder Feldblumen stecken. Jeder Strauß, der zur Erde fällt, wird überdies blitzschnell von einem der vielen hundert Industriellen, die sich im Corso umhertreiben, aufgehoben, und so werden dieselben drei oder vier Mal, nicht zu ihrer Verschönerung, ausgeboten: Ecco fiori Mosju! Mosju oder Signor Mosju ist die allgemeine Anrede aller Fremden, weß Alters, Standes und Geschlechts sie seien, in der Einheit und Mehrheit: die Römer aller Stände lieben es, französisch zu radebrechen, und nicht so leicht läßt es sich ein Blumenverkäufer oder Obsthändler nehmen, Mosju und statt Bajoc Sou zu sagen.

Dies sind die Schattenseiten des römischen Carnevals, die besonders in den ersten Tagen unangenehm auffallen, wo die Theilnahme noch gering ist, nur hin und wieder Masken aus den untersten Ständen auftauchen, einzelne Wagen im Trabe hinfahren, ganze Reihen von Stühlen auf dem Trottoir leer stehen, und die Confetti fast ausschließlich den Stoff der Unterhaltung bilden. Dies ändert sich erst mit Giovedì grasso, dem fünften Tage des Carnevals. Nun bietet der Corso in der That ein Schauspiel, das wohl kaum seines Gleichen hat, die unabsehbare Straße ist wirklich in einen Festsaal verwandelt, dessen Dach das reine Blau des Himmels bildet, alle Fenster und Balkone mit rothen und sonst farbigen Teppichen behängt, unten zwei Reihen Wagen, die eine auf-, die andere niederfahrend, in einem dichten Gewühl, die bunten Trachten, die fliegenden Sträuße, das Geschrei, das Jauchzen — immer ist es doch noch ein Fest, das das Volk sich selbst gibt, wie Goethe sagte. Mädchen und Frauen sieht man am häufigsten in dem reizenden albanischen Costum: ein scharlachrothes goldgesticktes Mieder mit einem gestickten weißen Kragen, die Zöpfe ebenfalls mit scharlachrothem Band durchflochten und silbernen Nadeln durchsteckt. Eigentliche Schönheiten sind nicht häufig, aber die glänzend schwarzen Haare, die blitzenden Augen, der schöne Nacken fehlt der Römerin selten. Die Fremden tragen meist zierliche weiße Ueberwürfe mit Kapuzen. Männer erscheinen besonders als Pulcinelle, manche auch als Harlekine, hin und wieder sieht man das altfränkische Costum. Die untern Stände lieben es besonders, in den Anzügen die Geschlechter zu vertauschen. Ganze Schaaren von Trasteverinern in bunten, wenn auch etwas schmuzigen Costumen ziehen daher, schwenken Flaschen, schlagen die Vorübergehenden mit Pritschen oder Schweinsblasen, hin und wieder wendet sich auch ein Redner in Prosa oder Versen an die Menge. Doch bei dem Fehlen der Gesichtsmaske ist der Verkehr im Ganzen ein ziemlich stummer, und beschränkt sich auf Hin- und Wiederwerfen von Sträußen, Bonbons und Confetti. Endlich ertönen gegen Sonnenuntergang die Schüsse, die den Wagen das Signal geben, den Corso zu verlassen, der mittlere Raum der Straße wird von (französischen) Soldaten, die Spaliere bilden, frei gemacht, und die gedrängt zu beiden Seiten stehende Menge unterhält sich während der halben Stunde, die nur noch bis zum Rennen vergeht, damit, unglückliche Hunde, die in die freie Gasse gerathen sind, mit Geheul und Pfeifen auf und nieder zu

Digitized by Google

hetzen. Dann sprengt eine Abtheilung der päpstlichen Dragoner den Corso herauf und wieder herunter: die Pferde werden vom Piazza del Popolo losgelassen, ein paar Minuten und alles ist vorüber. Es waren die elendesten Thiere, die ich seit langer Zeit gesehen habe; die Einrichtung des Rennens ist noch ganz so, wie Goethe sie beschreibt.

Am letzten Dienstage des Carnevals tobt sich die Festlust noch einmal aus. Die Theater bieten an diesem letzten Abende all ihre Kräfte auf, im Apollotheater (der großen Oper von Rom) wird Vormittags gespielt. Der Moccoliabend ist die Krone des Carnevals. Mit dem Einbruch der Dämmerung fangen schon die Lichter an sich hie und da zu zeigen, an Fenstern, auf Balkonen, in den Kutschen: in einer Viertelstunde flimmern und flackern tausende, die unabsehbar lange, enge, von hohen Häusern eingefaßte Straße bietet einen unbeschreiblichen Anblick. Nun beginnt überall der Kampf um die Lichter; die Fußgänger können die ihrigen niemals brennend erhalten, die in Wagen Fahrenden und an Parterrefenstern oder auf Stühlen Stehenden müssen sich gegen die Angriffe von allen Seiten vertheidigen. Man bläst nach den Lichtern, schlägt darnach mit den Händen oder Schnupftüchern, die oft an Stöcke gebunden sind, wirft mit Sträußen; aus einem obern Stockwerk fährt plötzlich ein Fächer auf die Lichter eines darunter liegenden Fensters. Cavaliere umgeben schützend ihre Damen mit erhobenen Tüchern, man hält dem Angreifer neckend vom Wagen oder Balkon das Licht hin, das in dem Augenblick, wo er es zu haschen glaubt, zurückschnellt, man erlaubt einem sein Licht an dem eignen anzuzünden, und dies wird zur Vergeltung ausgeblasen: überall die unschuldigste, heiterste, anmuthigste Neckerei, so viel tausende von fröhlichen Menschen, die in diesem Augenblick sich um keine brennende Frage in der Welt kümmern, außer ob ihr Moccolo brennt — und bei einem hitzigen Kampf aller gegen alle nirgend eine Rohheit, eine Unfeinheit und was beinahe noch wunderbarer ist, nirgend ein Unfall. In diesem Gewühl so vieler tausende, von denen wenige sich die Zeit nehmen, vor oder hinter sich zu sehen, fahren die beiden Reihen Wagen auf und nieder, man springt auf die Tritte und Schläge, drängt sich unter den Pferden durch, und immer entwirrt sich der Knäuel wie durch ein Wunder glücklich. Dazu das allgemeine Geschrei: Senza moccolocco! Smorza il moccolo! Ecco il moccolo! — das Jubeln, Jauchzen und Lachen, die bunten Trachten, die Mädchengesichter voll Triumph, Lust und Schalkheit: in der That, dieser Theil des Carnevals hat nichts von seinem Glanz eingebüßt. Um sieben ungefähr beginnen die Lichter zu verlöschen, das Geschrei abzunehmen, die Wagen fahren allmälig davon; bald sieht der Corso nur noch so aus, als wäre er zu einem landesväterlichen Geburtstage freiwillig erleuchtet, die weißen Gasflammen treten wieder in ihr Recht und es wird ziemlich still und leer. Denn nun zertheilt sich die Masse in die Theater, die Trattorien: um zwölf läutet die Capitolsglocke den Carneval zu Grabe. (Grnzbtn.)

Der Prozeß der Lady Banister in Edinburg.

Es war im Jahre 1812, als Lord Georges O'Donnel unter Wellington ein englisches Regiment in Spanien commandirte. Zu Vittoria erhielt er aus der Heimath einen schwarzgesiegelten Brief. Man meldete ihm den Tod seines Erziehers, Lehrers und Freundes, des ehrwürdigen John Derby, eines der aufgeklärtesten und zugleich frömmsten Geistlichen der bischöflichen Kirche. Seinem Zöglinge, der sein Freund geblieben war, hinterließ er — nicht Schätze von Geldeswerth, sondern seine Tochter, sein einzig Gut, ein Mädchen, das er in seinen Grundsätzen wie einst den jungen Lord erzogen. Georges O'Donnel schrieb sofort an seine Schwester Mrs. Lowe; er bat dieselbe, die junge Waise in Schloß Brandsfort aufzunehmen. Kurz darauf erhielt Lord Georges, der in einem Treffen mit der Division des Generals Foy verwundet war, die Erlaubniß, zur Herstellung seiner Gesundheit nach England zurückzukehren. Miß Carolinens Vormund eilte, die liebenswürdige Tochter seines geliebten Lehrers und Freundes im Schloß seiner Schwester zu begrüßen.

Er hatte ein Kind zu finden geglaubt; er war überrascht, in Miß Caroline ein Fräulein zu sehen, dessen Schönheit, wie dessen eigenthümlicher Geist die Aufmerksamkeit Aller erregte. Miß Caroline war eine jener Originalitäten, wie sie das englische Landleben erzeugt. Zart, fein, mit einer Phantasie begabt, die vor aller Berührung der rauhen Wirklichkeit zurückbebt, hatte sie in der Einsamkeit ein Traumleben geführt, das ihre Seele mit romantischen Idealen erfüllte.

Lord Georges war ganz erstaunt über Alles, was er täglich in dem excentrischen Charakter der Miß Caroline entdeckte; er beunruhigte sich als Vormund darüber, aber er war jung, war Engländer und mithin selbst originell genug, um sein Staunen allmälich in Neigung übergehen zu füh-

Digitized by Google

len und ſich in ſeine romantiſche Mündel ſterblich zu verlieben.

Miß Derby war ihrerſeits erſtaunt, in dem neuen Beſchützer ihrer Jugend nicht einen alten barſchen Krieger zu erblicken, ſondern einen ſchönen Oberſten von dreißig Jahren, der Geiſt und Gefühl hatte, und ziemlich geneigt war zu poetiſchen Thorheiten, dieſem Vorrecht der Jugend. Dieſe Entdeckung bezauberte Miß Caroline's Herz. Es fehlte nur, daß Beide ſich erklärten und der Bund zwiſchen Vormund und Mündel war geſchloſſen. Die Gefahr dieſer uneingeſtandenen Liebe konnte weder der Achtſamkeit noch dem Tadel der Mrs. Lowe entgehen; die proſaiſche Schweſter des Lord O'Donnel ſchwur auf das Evanglium, dieſe beiden in der Verborgenheit brennenden Flammen, welche mit ihren Grundſätzen und mit ihrem Stolz in Widerſtreit waren, zu erſticken. Die pedantiſche Ariſtokratin wußte ihr feierliches Gelübde zu erfüllen; ſie wandte ſich offen an die ſchöne Schutzbefohlene ihres Bruders, machte ihr die ſanfteſten Vorwürfe, ermahnte ſie, den Abſtand zu bedenken, der das Haus eines demüthigen Dieners der Kirche von dem ſtolzen Schloß eines künftigen Pairs von England trenne; ſie appellirte an Carolinens Beſcheidenheit, an ihren Muth, ihre Erkenntlichkeit und Tugend; ſie rief in dieſem Streit das Andenken an Carolinens Vater zu Hülfe, der ſeine Tochter der Milde und Fürſorge des Lord O'Donnel anvertraut, aber ihm nicht zur Gattin beſtimmt habe. Die Beredtſamkeit der Mrs. Lowe hatte zuletzt einen Erfolg, der vielleicht ſelbſt ihre Erwartung übertraf. Miß Caroline verſprach ihr weinend, ihre Neigung zu unterdrücken, auf den Lord zu verzichten. Um das Mißtrauen der ſtolzen Mrs. ganz zu beſeitigen, willigte ſie endlich ein, dem vortheilhaften Antrag, der ihr aus der Nachbarſchaft gemacht wurde, Gehör zu geben. Man hatte an ihre Seelengröße appellirt; und ſie gefiel ſich in ihrer Verzweiflung darin, nicht blos zu entſagen, ſondern ſich als Opfer auch noch mit Ketten zu beladen.

Oberſt Georges, welcher in der Stille hörte und beobachtete, konnte die plötzliche Umwandlung des jungen Mädchens nicht begreifen. Die Eile, mit der ſie die Heirath mit einem alten Squire herbeizuführen ſchien, erfüllte ihn mit Eiferſucht, zu der ſich Betrübniß und Unwille geſellten; er zürnte über den ſchlechten Geſchmack der Miß Caroline, und wenn er es ihr auch ſchon vergeben hatte, daß ſie ihn nicht liebe, ſo vergab er ihr doch nicht die offenbare Bevorzugung eines ungehobelten Seemannes, eines Baronets von friſchem Datum, eines Sir Edward Baniſter, der den Geiſt, den Verſtand und die Galanterie eines Piraten beſaß.

Georges wagte nicht, als Liebender mit ihr zu reden; als Vormund machte er ihr Vorſtellungen, brachte, als Caroline unbeweglich blieb, ſeine vormundſchaftlichen Rechnungen in Ordnung; er fügte dem kleinen Vermögen ſeiner Mündel eine beträchtliche Mitgift hinzu. Er unterzog ſich der Sorge für alle Einzelnheiten ihrer Ausſtattung, er betete zu Gott für ein geliebtes Weſen, das ſinnlos in's Verderben ging; er begrub ſeine Liebe in dem fernſten Winkel ſeines Herzens und legte endlich die zarte Hand der Geliebten in die des früheren wilden Corſaren. Nach der Hochzeit reiſten die beiden Neuvermählten nach Edinburg, wo Baniſter zu Hauſe war. Oberſt O'Donnel blieb zurück auf ſeinem Schloſſe Brandsford bei ſeiner Schweſter, deren Einfluß auf die unerklärliche Handlungsweiſe Carolinens er nie ahnte.

Einige Monate ſpäter verbreitete ſich zu London ein ſeltſames Gerücht: man ſprach in den Salons des Hofes und der Stadt von dem plötzlichen Entſchluß, den Lord Georges gefaßt. Er hatte plötzlich ſeine Entlaſſung aus dem Heere verlangt, um ſich ganz dem Studium der Geſetze und den gefahrvollen Kämpfen der öffentlichen Beredtſamkeit zu widmen. Wirklich vertauſchte der junge Offizier gar bald ſeine prachtvolle Uniform mit der langen ſchwarzen Robe des Juriſten. Er erinnerte ſich ſeiner Arbeiten und glänzenden Erfolge auf der Univerſität, und nachdem er mit dem Degen ſich ausgezeichnet, beſchloß er, nun auf dem Felde der Beredtſamkeit zu glänzen. Es war im Jahre 1813, als er ſiegreich die ſchwere Probe beſtand; Oberſt Georges ward Advokat.—Hatte er vielleicht gar eine Vorahnung davon, wie bald er in der Robe des Anwalts der von ihm ſo heißgeliebten Frau würde nützen können?

Im Jahre 1818 war O'Donnel einer der ausgezeichnetſten Redner des engliſchen Advokatenſtandes; gleich ſehr geiſtreich, ſcharfſinnig und anziehend, plaidirte er in einer Weiſe, die auch von ſeiner lebhaften Einbildungskraft Zeugniß ablegte. Wie einſt Demoſthenes das Volk der Athener, ſo erſchütterte er ſeine Zuhörer durch die Blitze und Donnerkeile ſeiner allgewaltigen Rede; doch opferte er bei mehr denn einer Gelegenheit die geſunde Logik den Verſuchungen eines reichbegabten Geiſtes, die Wahrheit dem Zorn, das beſſere Bewußtſein der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Empfindungen auf.

Eines Tages ſaß O'Donnel in der Stille ſeines Cabinets, ganz der Bewunderung eines Aufſatzes des Advokaten Brougham zu Gunſten der Königin von England hingegeben. Kaum wagte ſein Kammerdiener ihn zu ſtören, der einen Brief aus Schottland in den Händen hielt. Dieſer Brief war von Caroline Baniſter geſchrieben, ſeit fünf Jahren die einzige Nachricht, das einzige Zeichen der Erinnerung, welches er von der Freundſchaft ſeiner ehemaligen Schutzbefohlenen erhielt. Mit zitternder Hand erbrach er das Siegel und

Digitized by Google

bald entſchlüpfte ſeinen Lippen ein Schrei, ſeinen Augen eine Thräne, als er folgende erſchreckende Worte las:

„Ich bedarf Deiner, Georges! Rette mich vom Tode, rette mich von der Schande! — Komm!“

Wagen, Poſtillon, Geld und Pferde waren ſchnell bei der Hand. Caroline bedarf ſeiner; Caroline ruft ihn flehend zu ſich! Es gilt ihr Leben, ihre Ehre!

In fliegender Eile iſt er in Edinburg.

„Wo iſt die Wohnung der Lady Baniſter?“

„Hier, Mylord!“

„Warum erſcheint das Haus in Trauer? Was bedeuten die Trauergewänder?“

Rimaud will Rede ſtehen. Es ſcheint, daß Alle beſtürzt ihn anſehen.

„Warum dieſe Thränen? Iſt die Gebieterin zu ſprechen? Wo iſt Lady Baniſter?“

„Im Gefängniß, Mylord; vielleicht“—

„Caroline im Gefängniß? und warum?“

„Gott allein weiß es!“

„Ich aber will es ebenfalls wiſſen! — Kutſcher, vor die Thore des Gefängniſſes! — Kerkermeiſter, ich bin der Advokat der Lady Baniſter!“

„Treten Sie ein, mein Herr!“

Welche Scene, welcher Anblick!

„Mein Gott! erblicke ich Dich, Caroline! ſo bleich, erſchöpft und faſt dem Tode nah?“

„Ja, ich bin es, Georges. Haben Deine Augen mich nicht wieder erkannt? So muß denn Dein Herz errathen haben —“

„Mylord,“ fährt Caroline fort, indem ſie die Hände ihres ehemaligen Vormunds küßt, den ſie jetzt ihren Lebensretter nennen möchte. „Mylord, das Verbrechen, das ich in den Augen der Welt begangen habe, iſt furchtbar! Hören Sie, o hören Sie! Die lebhafteſten Sympathien regen ſich für mich, der glühendſte Haß hat ſich gegen mich erhoben; Sie ſehen vor ſich, Georges, ein unglückliches Weib, das beſchuldigt wird, ihren Gatten ermordet zu haben!“

„Was? Sir Edward Baniſter!“

„Er iſt todt, Mylord. Sie begreifen, bei einer Beſchuldigung der Art, welche die heftigſten, die verzweifeltſten und anſtößigſten Verhandlungen herbeiführt, bedarf ich eines Vertheidigers, der zugleich mein Freund, eines Advokaten, der mein erſter Richter iſt. Ihre Caroline, Ihre Schutzbefohlene, iſt bereit, Ihnen auf alle Fragen zu antworten, um in Ihren Augen, in der Dunkelheit des Gefängniſſes, die Strahlenkrone ihrer Unſchuld erglänzen zu laſſen! Halten Sie die Tochter eines würdigen Mannes für eine Verbrecherin, die auf dem Schaffot enden ſoll? Die Tochter Ihres Lehrers John Derby eines Mordes für fähig? Ich bin unſchuldig, Georges, retten Sie mich!“

„Ich werde Sie retten!“ gelobte O'Donnel mit einem Schwur, der Erd' und Himmel zu Zeugen anrief.

„Gott und mein Vater mögen Sie erhören!“ antwortete zitternd und ſtill in ſich erbebend die junge Frau.

Georges nahm ſeine Wohnung zu Edinburg in einem Hotel, um das Ergebniß der Vertheidigung, den Gang einer Gerichtsverhandlung zu verfolgen, die in trauriger Berühmtheit und Zweideutigkeit mit dem zu eben der Zeit geführten Prozeß der Königin von England wetteiferte. Die Inſtruction des Prozeſſes dauerte ganze Monate,—Jahrhunderte für den Kummer Carolinens und die edle Ungeduld O'Donnels. Gleich in den erſten Scenen dieſes geheimnißvollen Rechtshandels häuften ſich dramatiſche Epiſoden, die ergreifendſten Entwickelungen drängten einander, und O'Donnel bemühte ſich mit jener erhabenen Verzweiflung, welche der Enthuſiasmus im Unglück gibt, in den Gang dieſer ſchrecklichen Tragödie einzugreifen.

Es ward Zeugniß abgelegt gegen das ſeltſame Weſen Carolinens; ihr Vertheidiger wies dies als Verläumdung nach. Man beſchuldigte das Privatleben ſeiner Clientin; er klagte über Ungerechtigkeit. Man ſchwur ihm vor Gott und Menſchen, daß Lady Baniſter eines Tags ihrem Gatten ein Glas Sherry angeboten, auf deſſen Grund man, nach Anſtellung wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, Gift gefunden habe; er erklärte das für boshafte Lügen, ja, er vertheidigte kaum die Angeklagte mehr, ſondern griff ihre Ankläger heftig und gewaltſam an; wie ein verwundeter Löwe ſprach, declamirte, wandte ſich Lord O'Donnel an Jedermann, und ging in ſeiner unvorſichtigen Entrüſtung endlich ſo weit, ſtatt der Lady Baniſter die Zeugen, die Gelehrten, die Richter, Alle, welche die Unſchuld Carolinens nicht glauben wollten, auf die Anklagebank zu verweiſen.

Die Ermattung, die Aufregung bei dieſen Kämpfen überboten nicht die Hingebung O'Donnels für ſeine Clientin; aber er ſiegte nicht; es bedurfte vielleicht nur noch eines Verhörs und es war um die Ehrenkrone der jungen Frau geſchehen. Plötzlich, in dem Augenblick, wo Georges endlich ohne Zögern eine ſyſtematiſche Vertheidigung, die unmöglich erſchien, beginnen wollte, fiel er keuchend, erſchöpft, ohnmächtig nieder; Aerzte eilten ſchnell in die Schranken, man fürchtete für ſeine Geſundheit; der Proceß der Lady Baniſter ward auf die folgende Seſſion verſchoben. Dieſer Aufſchub war ein Glück für den Advocaten und die Clientin.

Man hat ſchon häufig geſagt, daß die öffentlichen Gerichtsſitzungen etwas dem Schauſpiel Aehnliches hätten; dann hat die Perſon des Advocaten eben die Rolle eines Schauſpielers; nur handelte

es ſich hier um eine Tragödie. Und bisweilen in der That faßt der Schauſpieler eine Vorliebe für eine ſchlechte Rolle, die ihm, wo nicht ſchön, doch bedeutſam, pſychologiſch intereſſant erſcheint. Der Advocat wird ebenſo leicht begeiſtert für eine ſchlechte Sache, bei der ihn das Rettungsproblem reizt. In ſeiner Bewunderung für ein erbärmliches Stück kann der Schauſpieler, wenn er gut ſpielt, nicht ſelten dem Geſchmack des Parterres imponiren. In ſeinem Enthuſiasmus für eine ſchlechte Sache verſpricht ſich der Advocat einer Liebhaberei des Publicums zu entſprechen, mit der öffentlichen, aber bethörten Meinung des großen Haufens zu buhlen. Der Schauſpieler übernimmt eine Sache, die ihm gefällt; er wird daher, denkt er, auch dem Publicum gefallen. Der Advocat hat eine Vertheidigung zu führen, die ihn im Eifer der Kampfluſt intereſſirt; ſie muß, denkt er, daher auch Andern gefallen, und er wird den Sieg davon tragen, koſte es was es wolle!

So ging es vielleicht dem Advokaten O'Donnel bei dem Proceß der Lady Baniſter. Ueberzeugt von der Ungerechtigkeit der Anklage, ganz beſeelt von ſeiner nie erloſchenen Liebe für die Angeklagte, hatte Georges alle ſeine Kräfte aufgeboten; er hätte ſeinen letzten Blutstropfen dafür gegeben, mit den Tönen ſeiner gewaltigen Stimme die Gegner und Verleumder ſeiner Clientin zum Schweigen zu bringen!

Der Enthuſiasmus des Advocaten in dem Rechtsdrama zu Edinburg ging ſo weit, daß er ſich endlich erſann, der Sache die neuſte, ſeltſamſte und kühnſte Wendung zu geben, die Angeklagte in eine Poſition zu bringen, wo ſie unangreifbar ſchien. Wer erräth es? — Man ſtelle ſich das Wunderbarſte, Unerhörteſte vor; man erſinne das verzweifeltſte, das ſchrecklichſte Mittel; man denke ſich den unglaublichſten Entſchluß aus: dennoch wird es Keiner jemals treffen. — Georges wollte ſeine Vertheidigungsrede mit der Anzeige ſeiner Heirath mit der Wittwe des ermordeten Baniſter ſchließen! — Ja, Lord Georges O'Donnel ſcheute ſich nicht, die des Mordes Angeklagte zu bitten, zu flehen, ſeinen Namen ſtatt ihres bisherigen anzunehmen, und die Clientin willigte ein, über ihr Wittwenthum den Adelsmantel der O'Donnel's zu breiten. Ein Geiſtlicher, zwei Zeugen, ein Rechtsgelehrter waren zugegen; Georges heirathete Caroline in dem Winkel des Edinburger Gefängniſſes. Von dieſem Augenblick an hatte die Sache, wenn auch nicht vor Gott, ſo doch vor den Menſchen gewonnen. Die Gerechtigkeit hätte vielleicht eine Unglückliche verdammt, welche ſich Caroline Baniſter nannte; konnte ſie aber eine Angeklagte treffen, welche jetzt von den Händen ihres Vertheidigers gehalten wurde, der einen der angeſehenſten Namen in den drei Königreichen trug?

Dem Vertheidiger ward die Sache jetzt leicht; ſeine Rede verdiente Bewunderung; das Vorurtheil des Publicums verſchwand bei ſeinen beredten Worten und lautes Beifallklatſchen ließ ſich hören, als er glänzend und mit bewegter Stimme alſo ſchloß: „Es gibt keine Caroline Baniſter mehr in dieſen Schranken; ich ſehe auf der Anklagebank nur Lady O'Donnel, meine Gemahlin, und ich fordere von Ihnen die Ehre derſelben und zugleich die meinige!“

Zwei bis drei Stunden nach der Freiſprechung Carolinens befand ſich Georges allein in einer Stube des kleinen Hauſes, das er für ſeine Gemahlin gemiethet: er ſah nicht mehr vor ſeinen Augen die Perſonen und Zwiſchenredner des gerichtlichen Drama's, das ſo eben beendet war; er war nicht mehr entflammt durch die Gluth einer geheimen Hoffnung, nicht mehr fortgeriſſen von polemiſchem Eifer, nicht mehr verblendet durch das grelle Licht ſeiner gewaltſamen Begeiſterung; er war ruhig, kalt, unempfänglich, an die Stelle des Advocaten war bei ihm der Richter getreten: er rief ſich alle Umſtände zurück, alle Zeugniſſe, die geringſten Details, welche gegen die Unſchuld Carolinens gezeugt hatten. Dieſe kleinen Nebenumſtände in dieſem geheimnißvollen Proceß laſteten ſchon lange ſchwer auf ſeinem Gemüth; er dachte daran, welches die öffentliche Meinung über den Charakter und das Privatleben der Lady Baniſter geweſen ſei; er begann Furcht zu empfinden, er begann zu zittern. Der Name Sir Edward entſchlüpfte ſeinem Munde. Er glaubte in das Glas das Gift, welches ihn getödtet, fallen zu ſehen.

In demſelben Augenblick trat Caroline, Lady O'Donnel, vor ihn hin, Freude in den Augen, ein Lächeln auf den Lippen, ſo elegant, ſchön, ſtrahlend, zu neuem Leben erwacht durch den Urtheilsſpruch der Menſchen.

Ohne auf ſeine Bewegung, ſeine Bläſſe zu achten, ſtürzte Caroline zu den Füßen ihres ruhmvollen Vertheidigers nieder, glücklich in dem Bewußtſein, ihm in Lobeserhebungen, Blicken und Zärtlichkeiten danken und lohnen zu können. Aber endlich bemerkte ſie wie bleich Georges war, wie ſchwach und in ihren Armen beinahe einer Ohnmacht nahe. Erſchreckt durch dieſe ſeine Anwandlung, eilte ſie ans Ende des Zimmers, nahm ein auf dem Tiſche ſtehendes Glas Sherry, und bot dies eilig den zitternden Lippen ihres Gatten dar.

Bei dem bloßen Anblick des Glaſes und dieſes unſchuldigen Getränks erbebte der Lord; es ſchauderte ihm wie einem Menſchen, der während eines böſen Traumes plötzlich erwacht. Convulſiviſch ergreift er das ihm dargebotene Glas, er gießt es tropfenweiſe auf den Marmor des Fußbodens und bückt ſich über das Glas als ſuche er etwas darin.

Digitized by Google

„Georges!“ fragte Caroline, ihrerſeits erbleichend, „was ſuchſt Du auf dem Boden dieſes Glaſes?“

„Gift!“ antwortete O'Donnel.

Caroline ſtieß einen gräßlichen Schrei aus. Die Augen feſt auf ihren neuen Ankläger heftend, ſtürzt ſie ihm zu Füßen, weint und jammert und ruft, ſeine Knie umſchlingend: „Georges! Georges! Es wäre beſſer geweſen, ich wäre unter den Händen des Henkers geſtorben!“

„Alſo Gift!“ murmelt O'Donnel, indem er den letzten Tropfen auf den Boden gießt.

„Nun!“ ruft Caroline in namenloſer Verzweiflung, „und wenn auch? Nun ja, ich habe Edward Baniſter vergiftet. Aber für wen that ich es? Für Dich, Georges! Du biſt mein Mitſchuldiger, Georges! Dich liebte ich ſeit fünf Jahren, Dich habe ich immer geliebt ſeit ich Dich ſah, wie ich Dich noch liebe, Georges! Die Leidenſchaft der Liebe für Dich hat mich in's Verderben gelockt. Ich wollte an der Seite eines Andern für Dich allein leben, und dieſer Andere war ein Kobold, ein Teufel, ein Unmenſch. Seine Barbareien entehrten mich, ſie entehrten auch mein Gefühl zu Dir, das Heiligthum meines Herzens. Ich habe den Unmenſchen getödtet, weil ich nicht von ihm getödtet ſein wollte. Jetzt, antworte mir, Georges, bin ich ewig verdammt, von Dir verdammt und verworfen?“

O'Donnel antwortete auf die Frage nicht; er warf das unglückliche Glas auf den Boden, ſo daß es klirrend zerſprang, er ſprach einige unverſtändliche, zuſammenhangloſe, irre Worte: von dieſem Augenblicke an war es geſchehen nicht nur um die Beredtſamkeit des berühmten Londoner Advokaten: Lord O'Donnel hatte den Verſtand verloren.

Caroline leerte den bittern Kelch der Strafe langſam und vollkommen aus; ſie widmete ſich Tag und Nacht der Sorge für den armen Irren. Bisweilen, wenn ihre Qual recht hoch geſtiegen war, ſprach ſie für ſich: „Ich darf nur leben, um meine Strafe zu dulden. Nachdem die Menſchen mir vergeben haben, hat Gottes Gerechtigkeit mir noch nicht verziehen!“

Jahre ſtrichen darüber hin und die Verbrecherin büßte lange, büßte gründlich ihre Schuld. Sie hatte einen elenden und verächtlichen Mann getödtet, um einen wahnſinnigen zu umarmen. Georges war in ſeinem Irrſinn fromm, ruhig, lächelnd wie ein Kind. Nur in Carolinens Innern ſchwangen die Eumeniden ihre Geißel, ſaß brütend die ſchadenfrohe Hölle. So hat ſie lange Jahrzehen an der Seite ihres wahnſinnigen Gatten gelebt; ſeine Pflege war ihre Strafe und Buße. Wie er todt war, war die Aufgabe ihres Lebens erledigt. Der ewige Richter wird ihr gnädig ſein.

Europa.

Briefe eines deutſchen Malers.

Geſchrieben auf einer Reiſe von New York über Cuba nach Texas.

II.

Angerona, auf der Inſel Cuba, 10. Mai.

Geſtern haben wir einen ſehr intereſſanten Ausflug in das naheliegende Gebirge gemacht, wo unſer freundlicher Wirth eine kleine Kaffeeplantage beſitzt. Dieſelbe wird von ihm nur unterhalten, um im Sommer die heißeſten Monate dort zubringen zu können. Sie trägt durchaus nichts ein, ſondern erfordert noch Zubuße. Eines Tages wird es unſerm Wirthe einfallen, daß dieſe Zubuße beträchtlich ſei, und dann ruft er ſeine paar Neger von da zurück und überläßt die Pflanzung dem wilden Manne, der dann raſch herbeikommt und die Fluren mit Gebüſch überzieht und das Mauerwerk mit dem dichteſten Grün umhüllt. In drei bis vier Jahren iſt der Urwald hergeſtellt. Wir trafen auf unſerer kleinen Rundreiſe viele ſolcher Kaffeepflanzungen, die erſt vor wenigen Jahren verlaſſen waren. Wir konnten ſie von der herrſchenden Wildniß nur an einzelnem Mauerwerk und einzelnem Kaffeegebüſch unterſcheiden. Die Pflanzer ziehen ihre Schwarzen nach der andern Seite der Inſel, um Zuckerplantagen anzulegen, was rentabler ſein ſoll. Der Grund und Boden an ſich ſcheint als Quelle des Reichthums wenig reſpectirt zu werden. Die ſchwarzen Häute ſind eine beſſere Baſis. Es fällt mir indeß nicht ein, mir hierdurch und durch unnütze Reflexionen über die Entwürdigung menſchlicher Geſchöpfe, den Genuß meines Aufenthaltes verkümmern zu laſſen. In unſerem Amerika haben wir ja genug von derſelben Geſchichte und ſogar in noch viel ärgerer Geſtalt, wenigſtens in Bezug auf den Gegenſatz, in dem hier das Wort „Sclaverei“ zu der ſo laut proklamirten „Freiheit“ der Einwohner ſteht. Ich nehme daher die Dienſtleiſtung der alten Sclavin, die mir ſo eben eine Salbe bringt, um mich von meinen Wunden zu kuriren, mit Vergnügen an, ohne die allergeringſten Uncle-Toms-Gefühle zu empfinden. Erſchrick nur nicht, mein Liebchen, daß ich von „Wunden“ rede. Es ſind

Digitized by Google

ganz unschuldige Wunden, und gerade an jenem Theile des Körpers, wo das Fleisch am dicksten ist. Kurz und gut, um Deiner Unruhe ein Ende zu machen, es sind eben Wunden, die mir der gestrige Ritt zuwege gebracht hat, obgleich für mich der sanfteste Damengaul der Pflanzung auserlesen war. Ich bin niemals Dragoner gewesen, wie Du weißt, und deshalb war mir auch bei meiner Ankunft in Cuba ein Pferderücken eine ganz fremde Welt. Da ich aber nur auf einem solchen hierher zu dieser Pflanzung gelangen konnte, so hatte ich eben Lehrgeld zahlen müssen. Unser liebenswürdiger Wirth hatte dieses sogleich bei der Bewillkommnung bemerkt und ohne viel Ceremonie eine Salbe höchst eigenhändig in das blutende Sitzfleisch gerieben. Ich habe dabei ein wenig getanzt vor Schmerz und mich auch ein ganz klein wenig geschämt; hab' aber beides, die Scham wie den Schmerz, bald wieder vergessen, bis ich nun wieder durch den gestrigen Ritt daran erinnert worden bin. Es wird mir etwas schwül zu Muthe, wenn ich daran denke, wie's in Texas gehen wird, wo ich an die tausend Meilen auf so einem verdammten Pferderücken durchtraben soll. Es wird sich indeß finden, es gieng ja gestern schon leidlich gut Berg auf und ab. Es war ein prächtiger Morgen, als unsere kleine Cavalcade, mit Schinken, Wein und Brod wohl versehen, sich in Bewegung setzte und dem blauen Gebirge zueilte. Wir kamen zuerst durch einige ziemlich wüst aussehende Pflanzungen, wo die Palmen total entblättert dastanden und mir einen ähnlichen Eindruck machten, wie in Deutschland die alten Weidenstämme, denen man, wie das ja alljährlich geschieht, die Zweige genommen hat. Aber schon nach einer Stunde trabten wir auf einer freien Ebene, von wo wir den vollen Anblick des Gebirges genießen konnten. Ein ungeheurer Eibenbaum mit seinem tiefgrünem Laub, dessen Höhe eine schlanke Königspalme, die neben ihm wuchs, fast noch um die Hälfte überragte, bildete den Vorgrund. Eine lange, niedere Hügelkette, obgleich gar nicht mehr fern von uns, dennoch in tiefes Blau gehüllt, machte den Mittelgrund aus, und dahinter hoben sich dann gleich die Berge in ihrer Pracht. Uebrigens lag in meiner Einbildung noch ein ganz anderes Gemälde von tropischer Vegetation, als wie ich diese hier in Wirklichkeit erblickte. Palmen und Palmenwälder besonders hatten in meiner Phantasie gehörig gespukt, und hier mußte ich mir gestehen, daß diese Dinge trotz ihres hohen Rufes, den sie bei nordischen Völkern genießen, dennoch verteufelt schlechte Träger landschaftlicher Schönheit sind. Ich empfing diesen Eindruck sogleich bei meiner Ankunft durch den ersten Ausflug aus den Thoren Havannas. Diese Bäume erschienen mir damals in der Landschaft gerade so unharmonisch, wie Krickelkrackel mit Tinte in eine saubere Bleistiftzeichnung gezogen. Ich wollte mir's indeß nicht gestehen, bis ich denn gestern mit der Nase wieder darauf gestoßen wurde, daß der Ruf, den die Palme ihrer Schönheit wegen genießt, im Ganzen sehr schlecht begründet ist. Sehr oft bin ich durch sie an die kleinen Nürnberger Bäumchen erinnert, die wir als Kinder zum Weihnachten bekamen und neben dem Schäferhaus aufstellten: ein brauner Stock und oben grüne Hobelspäne. Jedoch die Palme ist und bleibt das Symbol des Tropenlandes, und deshalb darf man auch nicht gegen ihre Schönheit raisonniren, und darum mußt Du, mein Liebchen, auch Niemandem sagen, daß ich solche Sünde begangen habe. Eine nordische Eiche oder eine Buche finde ich tausendmal schöner. Schlank freilich ist der Stamm; aber ledern ist's, lauter graue schlanke Stöcke zu sehen, die oben einen Busch tragen, wie der Vogel Strauß den Schwanz. Was der Strauß unter den Vögeln, scheint mir die Palme unter den Bäumen; sie kommen mir vor wie Geschwisterkinder, die Familienähnlichkeit haben — nicht Fisch, nicht Fleisch. Kurz und gut, ich habe meinen Respect vor der Palme, den ich noch bis vor wenigen Tagen hatte, totaliter verloren.

Aber ich habe etwas anderes dafür wiedergefunden, das ist das Bambusrohr. Dieses ist unbeschreiblich schön, wie es mit seinem dünnen, von unten bis oben maigrünen Laubwerk flimmert und nickt im Sonnenschein und im Wind. Gegen Nachmittag machten wir einen Besuch auf einer tiefer im Gebirge gelegenen Kaffee-Pflanzung, wo wir große, in hohen Bogen sich über dem Weg wölbende und denselben durchaus beschattende Massen dieses Rohres trafen. Diese Pflanzung war noch nach altem Style. Es wohnte eine alte Dame mit einem alten Sohne da, die uns mit großer Freundlichkeit empfingen und vor allen Dingen nach — Zeitungen fragten. Sie führten uns im ganzen Haus umher, froh, daß ihre Einsamkeit 'mal unterbrochen wurde und durch uns ein Hauch aus der Welt, die außerhalb Cuba liegt, zu ihnen drang. Wir haben viel, viel erzählen müssen, und niemals hab' ich aufmerksamere Zuhörer gehabt. Es schien mir, als kämen sie sich vor wie verwünschte Prinzen, die in der Mitte eines Berges eingeschlossen sind, aber das Bewußtsein haben, daß draußen eine Welt ist, eine stürmische Welt voll Wechsel und Interesse, und die der Erlösung harren, daß der Berg sich öffne und sie hinauslasse in diese Welt. — Es war auch eine Bibliothek dort und ein großer Schrank voll wissenschaftlicher Instrumente. Aber der frische Geist schien zu fehlen

Digitized by Google

in dieſem Hauſe, der ſie benutzt. Es lag ein böſer Geiſt—der Geiſt der Sehnſucht—unter dieſem Dache und wanderte ruhelos von Buch zu Buch, von Stube zu Stube, die langſame Zeit zu tödten. Terraſſen, mit Roſen umgeben, führten von der Thüre zu einem kleinen Häuschen. Darin war ein Billard und neben dem Billard wohnten Spinnen. Wir begannen zu ſpielen; aber es ſchien bald, als ſei Jeder mit ſeinen Gedanken anderswo beſchäftigt. — „Sehen Sie dort jenen ſteilen, öden Berg, dort kam vor wenig Wochen Lopez mit wenigen Begleitern herab und hatte nichts zu eſſen und ging auch an der Pflanzung vorbei zu einem andern öden und heißen Berg, wo die ſtachlichten Cactus ſtehen. Doch ſtill—er iſt todt—wollen Sie nicht ein Gläschen kühlende Limonade trinken?" — Wir ritten dann zu der kleinen Pflanzung unſeres Wirthes zurück, nahmen im Bach ein erfriſchendes Bad, ſtärkten uns mit gutem Kaffee und unſeren mitgenommenen Eßwaaren, und traten den Rückweg an. Lange lag mir das Gebirge im Sinn. Ich möchte nicht dort wohnen, trotz des ewigen Frühlings; noch weniger aber möchte ich dort als ein Flüchtiger umherirren. Hundertmal lieber würde ich ſolches Geſchick in den Alpen neben dem Schnee ertragen, als hier unter den Palmen, denn dieſe ſehen gar zu theilnahmlos und ſtorchbeinig d'rein und geben keinen Schatten, wenn der Flüchtling müde iſt. Adieu, mein Lieb, wir werden jetzt ein wenig nach der Scheibe ſchießen. Unſer Wirth hat vortreffliche Lütticher Büchſen, klein und leicht, und treffen auf ein Haar.

Angerona, 15. Mai.

Wir haben geſtern wieder einen kleinen Ausflug auf das benachbarte Dorf gemacht, um einen Hahnenkampf mit anzuſehen. Der Sclavenaufſeher unſerer Pflanzung, ein ſehr gemüthlicher Mann, der auch nicht den leiſeſten Zug jenes Charakters an ſich trägt, der in Romanen gewöhnlich mit dieſem Poſten verbunden iſt, begleitete uns. Unterwegs überholten uns andere Perſönlichkeiten deſſelben Amtes von benachbarten Pflanzungen. Sie gallopirten an uns vorüber, mit ihren langen geraden Degen, die ohne Scheide von ihren Hüften hingen, demſelben Ziele zu. Wir trafen dort eine zahlreiche Verſammlung dieſer Leute, die ſich in Wein und Bier gütlich thaten. Das Bier war gar nicht ſchlecht; wir werden es ſpäter öfter trinken, man ſoll es ja faſt in jeder Dorfkneipe finden. Wie ich von unſerem Begleiter hörte, wird es meiſt von Bremen importirt. Auf dem Hofe des Wirthshauſes war ein kleiner Circus, mit einigen Reihen überhöheter Bänke umgeben, für Jedermann frei. Endlich kamen zwei Parteien, jede mit einem wunderlich aufgeſtutzten Hahn. Der Kopf und Hals, die Schenkel und der Steiß deſſelben waren gerupft und die Haut an dieſen Stellen hochroth wie gekochter Krebs. Es wurde eine Zeitlang hin und her geſchwatzt und die Wetten eingegangen; dann verließ das Publikum den Circus und begab ſich auf die Bänke, und nur die beiden Eigenthümer der Hähne, zwei Bauern des Dorfes, blieben zurück und trugen ihre gefiederten Napoleons auf dem Arm. Sie reckten die Hähne ein paar Mal gegen einander und ſetzten ſie dann zu gleicher Zeit auf den Boden. Jetzt ging der Witz los, aber es war ein recht lederner Witz. Ein paar Augenblicke allerdings feſſelte mich das Schauſpiel; es war mir intereſſant zu ſehen, mit welcher Berechnung dieſe kleinen Krieger ihre Blößen gegen den feindlichen Angriff zu decken ſuchten. Es dauerte indeß gar nicht lange, ſo fiel der eine vom Sporenhieb des Gegners getroffen, beſinnungslos zu Boden. Wenn's hiermit gut geweſen wäre, ſo möchte ſolch Ding immerhin geſchehen. Aber dem war nicht ſo, denn die Secundanten der Kämpfer, die beiden Bauern, beſtanden darauf, daß auf Leben und Tod gekämpft werde. Dem armen Beſinnungsloſen wurde daher etwas Branntwein und Waſſer in den Schnabel geblaſen, worauf er ſich erholte und ſeinem Feind entgegenſtolperte, aber ſogleich von ein paar neuen Hieben getroffen, wieder zu Boden ſtürzte. Der ſiegende Hahn hatte ein chriſtlich Herz, denn er berührte nie ſeinen Feind, ſobald er am Boden lag. Die Bauern aber hoben ihn wieder auf und bliesen ihm von neuem Branntwein ein, und von neuem begann daſſelbe Lied. Und ſo faſt zehn oder zwölf Mal, bis das arme Thier, trotz dem Branntwein, nicht mehr auf die Beine kam, um dem Sieger entgegenzutaumeln, ſondern immer ſogleich, wenn er aus den Händen des Bauern, ſeines Herrn, kam, auf den Boden fiel. Selbſt der feindliche Hahn hatte Mitleiden und rührte ihn nicht mehr an.

So widerlich mir dieſes Schauſpiel geweſen war, ſo hielt ich doch für billig, noch ein wenig auszuharren und einen zweiten Kampf mit anzuſehen. Aus dem, im Ganzen genommen, ſehr wenig lebhaften Benehmen der Zuſchauer, die faſt ſämmtlich an den Wetten theilnahmen, hatte ich Grund zu ſchließen, daß auch ihnen die Geſchichte mißfallen habe, und daß ein ſolcher Kampf in der Regel anders ausfalle. Jetzt aber habe ich freilich Urſache zu vermuthen, daß der Kampf an und für ſich ſelbſt gar kein Intereſſe für dieſelben hat, ſondern daß dieſes Hahnenfechten bei den Bauern Cubas ganz dieſelbe Stelle vertritt, welche bei den Bauern in Altbaiern und Tyrol das Kegelſchieben einnimmt. Es iſt kein Intereſſe des Kampfes, ſondern blos ein Intereſſe des Spieles. Der Geldgewinn oder Verluſt iſt es,

Digitized by Google

der die Mäuler in Bewegung setzt. Alles wettet, und auch ich war dazu aufgefordert worden und hatte meine paar Thaler gewonnen. Ich mußte nun meinem Gegner revenge geben, und deshalb blieb ich.

Bald kamen ein paar andere Hähne und diesmal wurde der Kampf als solcher, abgesehen vom Interesse des Spieles, wirklich interessant. Es war wenigstens für mich als Neuling in solchen Sachen höchst interessant zu sehen, wie der kleinere der Hähne während einer ganz langen Zeit, ohne die geringste Feigheit zu verrathen, dennoch sich jedes Angriffs enthielt, sich immer unter den Bauch des Gegners drängte und dann plötzlich, als dieser 'mal einen wüthenden Sprung gemacht hatte, sein System aufgab, auch einen Sprung machte und mit einem einzigen Hieb den Feind todt hinstreckte.

Als wir wieder heimfuhren, begegneten uns im langen Zuge Maulthiere und Pferde unserer Pflanzung, welche Zucker in die Stadt getragen hatten, und wir waren im Ganzen froh, hinter ihnen drein langsam wieder unter unser Dach zu kommen. Es sind recht schöne Pferde auf der Pflanzung und Abends, wenn sie unter ihrem Dach hervor ins Freie geführt werden, um dort die Nacht zu bleiben, macht mir's oft Vergnügen, ihr muthiges Treiben anzusehen. (Man hält es für sehr schädlich für diese Thiere, wenn sie Nachts unter Dach stehen, darum werden sie jeden Abend hinausgebracht.)

Du weißt wohl, mein Liebchen, daß, wenn von Cuba die Rede ist, daß dann auch unmittelbar an gute Cigarren zu denken ist. Unser Wirth hat eine vortreffliche Sorte, und wenn er gleich selbst keinen Tabak bauet, so beschäftigt er doch die zur Wirthschaft überzähligen Sklaven mit dem Drehen guter Cigarren und ich bade mich in dem Duft derselben.

Du wunderst dich wohl, daß ich über Cigarren, Pferde und Hahnenkämpfe zu Dir schwätze, aber gar nichts von etwaigen Studien und Skizzen sage. Mein lieb Kind, das kommt daher, daß ich fast gar keine Objekte zu solchen finde. Ich habe noch fast nichts gezeichnet und das Wenige, was ich in meiner Mappe mit vornehme, hat seinen Ursprung nur in der langen Weile und in dem Wunsche, etwas für's Gedächtniß zu besitzen, aber nicht in einer absonderlichen Schönheit der Landschaft. In Bezug auf die Vegetation ist mir allerdings Vieles interessant und würde Vieles guten Stoff zu Studien geben. Aber es ist mir zu neu und ich habe lange nicht Zeit genug, um tiefer eingehen zu können, deshalb fange ich lieber gar nicht an; denn bloße Skizzen oder selbst ausgeführtere Bleistiftzeichnungen genügen nicht — es muß Farbe dabei sein. Was nun aber die Linien des Bodens anbetrifft, die doch überall das Wesen der landschaftlichen Schönheit ausmachen, so sind dieselben hier auf Cuba, so weit wie ich es bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, höchst gewöhnlich und geben daher wenig oder gar keinen Stoff zu einem guten Bilde; das Gebirge nicht ausgenommen. Sehr viel Malerisches hingegen bietet das hiesige Menschenleben. Es zeigt mir so ein Mittelding zwischen Dem, was ich in Italien und der Türkei gesehen habe. In dieser Beziehung ist der Stoff, der sich dem Maler bietet, zu reichhaltig, als daß ich bei meiner beschränkten Zeit anfangen möchte. Wenn ich arbeiten wollte, fürchte ich, würde meinem Auge und meiner — Genußsucht zu viel entzogen. In der Landschaft ist zu wenig Stoff, in dem Genre zu viel — sind das nicht gute Gründe für die Faulheit? Aber selbst wenn diese anerkannt wird, so habe ich doch einen ausgezeichneten Entschuldigungsgrund dafür. Es ist das tropische Clima und das häufige Baden, welches da Noth thut, eine triftige Entschuldigung für jegliche Faulheit, nur nicht für die, Dir nicht zu schreiben.

Havanna, Ende M.

Wir sind gestern wieder hier angelangt, um sogleich mit dem Dampfschiff weiter zu segeln. Die Formalitäten, welche zur Erlangung der Abfahrtserlaubniß nöthig sind, sind aber so weitläufig, daß wir nicht zur rechten Zeit fertig werden können. Wir sind also verpflichtet, noch einige Tage hier herumzulungern, bis wir eine andere geeignete Gelegenheit finden. So außerordentlich interessant uns Havanna während der ersten acht Tage auch war, so haben wir doch jetzt vollständig genug davon und sehnen uns fort, denn dieses erzwungene Bummeln wird lästig. Dir soll es aber zu Gute kommen, mein Lieb, und ich will nachholen, was mir in den ersten Tagen der Erregung unmöglich war. Ich will versuchen, Dir nachträglich zu schildern, was wir damals hier erlebt. Vorläufig aber laß Dir noch ein kleines Abenteuerchen erzählen. Gestern Abend, bald nach unserer Ankunft, lud mich ein mit uns in demselben Hause wohnender Engländer ein, mit ihm eine Spazierfahrt aus der Stadt zu machen. Wir nahmen einen von den allerliebsten Wagen, welche „Volonta" genannt werden, und fuhren in die herrliche, durch einen heftigen Gewitterregen kühler gewordene und doppelt duftende Luft hinaus. Auf dem Rückwege sahen wir da, wo der Weg durch einen andern gekreuzt wird, ein Paar Gensdarmen sitzen, nahmen aber natürlich weiter keine Notiz davon. Als wir langsam bei denselben vorüberfuhren, sagte der Eine derselben ein paar Worte auf spanisch zu unserm Kutscher, worauf dieser plötzlich mit seiner Peitsche wie rasend auf seinen Gaul los-

Digitized by Google

hieb und mit uns in toller Flucht durch dick und dünn davon jagte, gefolgt von zweien jener Polizisten, während der dritte derselben nach einer andern Richtung gelaufen war. Unsere Situation war sehr unangenehm, denn wer kommt wohl gern in Havanna mit der Polizei in Collision? Wir wußten nicht, woran wir waren, und suchten vergebens unseren immerfort auf seinen Gaul hauenden Kutscher zum Stehen zu bringen. Wir hatten natürlich bald einen großen Vorsprung vor dem Polizisten gewonnen, konnten uns aber leider nicht lange darüber freuen, denn im gestreckten Carriere sahen wir einen andern dieser Kerle aus dem Hintergrunde auftauchen, gerade zu derselben Zeit, als vor uns, in nicht gar weiter Ferne, noch eine andere Polizeistation sichtbar wurde. Wir waren in einer bösen Lage; wir sahen keinen Ausweg mehr für unseren armen Kutscher, denn daß es diesem recht ernstlich galt, war aus der ungeheuren Angst, mit welcher er fortwährend nach seinen Verfolgern umherblickte, nur zu deutlich zu sehen. Nebenbei hatten wir aber auch gar nicht Lust, als halbe Mitschuldige seiner Flucht mit ihm gefangen zu werden. Wir zwangen ihn deshalb jetzt zu halten. Am ganzen Leibe zitternd und ohne einen Laut von sich zu geben, blieb der arme Teufel auf seinem Gaule sitzen, nach allen Seiten sich nach einem Ausweg umsehend. Plötzlich sprang er vom Pferde und lief mit seinen schweren Stiefeln quer feldein, was er offenbar hätte längst thun sollen; jetzt schien es zu spät zu sein. Der Polizist zu Pferde jagte wenige Secunden nachher an uns vorüber, ohne uns nur anzusehen und überließ uns den nachfolgenden Fußleuten zur Beute, die denn auch bald athemlos anlangten. Sie bedeuteten uns ohne viel Ceremonie, auszusteigen und uns unseres Weges zu scheren, was wir denn auch durch den tiefen Koth, welcher durch den starken Regen aufgewühlt worden war, mit vieler Mühe glücklich bewerkstelligten. Was aus dem armen Schelm, der Pferd und Wagen im Stiche ließ, weiter geworden ist, weiß ich nicht.

Aaron Burr, Amerikas Catilina.

Während der orientalischen Verwickelungen nimmt eine zweite Frage von nicht geringerer Bedeutung, die am Gesichtskreise politischer Hoffnungen und Befürchtungen auftaucht, das allgemeine Interesse in Anspruch — die Frage nach der Stellung Amerikas zur alten Welt. Die Beantwortung derselben wird abhängig davon, ob die Macht der Vereinigten Staaten des Nordens, der einzigen Macht, an die wir denken, wenn von Amerika die Rede ist, auch in der Zukunft vereinigt bleiben wird. Die Naturverhältnisse des Landes und die Geschichte des Volkes berechtigen uns, darüber eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anzustellen.

Die Geographie sagt: Nordamerika ist zu einem innigen politischen Zusammenhange bestimmt, gleichviel unter welcher Staatsform. Die Bildung der Küste, wie die Structur des Innern verhindern zwar nicht eine Trennung der einzelnen Theile, wohl aber lassen sie keine Dauer einer solchen Trennung zu. Der Süden mag sich, wenn die Sorge für seine Sonderinteressen, wie Freihandel, Sklaverei, Baargeld, seine Anhänglichkeit an das Ganze überwiegt, zeitweilig vom Norden ablösen, der Westen sich, von anders gestalteten Rücksichten veranlaßt, periodisch vom Osten lossagen; allein bei dem Mangel natürlicher innerer Grenzen in einem Lande, welches zum Wechselverkehr von der Natur genöthigt ist, kann ein derartiger Auseinanderfall der Staaten, welche gegenwärtig durch das Band der Union lose und dennoch fest verbunden sind, nicht zu wirklicher Trennung führen. Aus dem Wetteifer solcher unabhängig gewordenen Theile würden Collissionen der Interessen entstehen, und der stärkere Staat würde den schwächeren zwingen, als Trabant seiner Planetenbahn zu folgen. Die ganze physische Gestaltung des Mississippithales, dieses großen innern Beckens, welches das Centrum Nordamerikas bildet, deutet bei seiner merkwürdigen Einförmigkeit auch entschieden die naturnothwendige Einigkeit nicht nur in der Politik, sondern auch in Sitte und Sprache an. Daher denn auch das rasche Aufgeben der fremden Nationalitäten, welche die Einwanderung in Massen ins Land gießt, im Yankeethume. Es war der Wille des Schöpfers, als er die plastischen Umrisse der neuen Welt im Gegensatze zur Structur der alten formte, nur einer Race, der kräftigsten unter den übrigen, die Herrschaft zu geben und nur einer Nationalität ein dauerndes Dasein zu vergönnen.

Fragen wir die Geschichte, so erhalten wir eine ähnliche Antwort. Allerdings sind mehr als einmal, und von den verschiedensten Gliedern des großen Republikenbundes ausgesprochen, Trennungsgelüste laut geworden, aber stets gingen die Gespenster, die sie heraufbeschworen, wie drohend sie auch aussahen, zuletzt in ungefährlichen Rauch auf. Nun läßt sich zwar daraus, daß diese Versuche bisher immer mißglückten, nicht mit widerspruchsloser Gewißheit schließen, sie müßten auch künftig immer vereitelt werden; wohl aber gibt die

Digitized by Google

Art, wie sie mißlangen, ein Recht zu der Erwartung, die Union werde, den Feinden gegenüber, die sie bedrohen, erhalten bleiben.

Wir beabsichtigen nicht, die bisherige Fruchtlosigkeit separatistischer Bestrebungen durch eine Darstellung ihrer aller in chronologischer Folge nachzuweisen. Unser Zweck ist, die erste derselben zu schildern, die in die Jugendzeit des Staates fiel, die gefährlichste war, und, weil zu ihrem Verständnisse keine so tiefe Kenntniß des Landes und seiner Entwickelung als bei den spätern gehört, die am leichtesten darstellbare ist: die Verschwörung des Exvicepräsidenten Aaron Burr zur Errichtung eines von der Centralregierung zu Washington getrennten Staates im Südwesten.

Aaron Burr war einer der Dämonen, wie sie bisweilen in der Geschichte der Völker auftreten, sein Leben in der Periode, in welcher es Gegenstand unserer Darstellung sein wird, eine großartige Tragödie, wie die amerikanische Welt keine zweite zeigt. Von New-York gebürtig, war er zu Anfang seiner Laufbahn Offizier im Heer Washingtons gewesen und hatte sich dann der Politik zugewendet, die seinem ungezügelten Ehrgeize ein weites Feld bot und glänzende Erfolge verhieß. Von hohen Fähigkeiten, rücksichtslos zur Anlegung jedes Gewandes bereit, wenn die Umstände es forderten, einer der umsichtigsten, aber zugleich einer der grundsatzlosesten Demagogen, welche die Geschichte Amerikas aufweist, hatte er sich rasch zum Leiter der Demokraten in New-York emporgearbeitet und seiner Partei nach dem Vorbilde militärischer Disciplin eine Organisation gegeben, aus der sich zum guten Theile die Siege erklären, welche dieselbe seitdem fast ununterbrochen erfochten hat. Dieses Verdienst bewirkte, daß er nahe daran war, statt Jeffersons zum Präsidenten der Union gewählt zu werden, und daß er, als eine geringe Majorität sich für letzteren entschied, wenigstens die Stelle eines Vicepräsidenten und Vorsitzenden des Senats erhielt. Als solcher überwarf er sich mit seinem glücklicheren Nebenbuhler, und da er insgeheim mit der Gegenpartei, den Föderalisten, liebäugelte, bald auch mit der Mehrheit seiner bisherigen Freunde. Dennoch behielt er eine hinreichende Zahl von Anhängern, um nach Ablauf seines Amts als Bewerber um die Stelle eines Gouverneurs in seinem Heimatsstaate aufzutreten. Allein auch bei dieser Gelegenheit erlitt er eine entschiedene Niederlage. Zwar war die große Masse der Föderalisten geneigt, ihn zu unterstützen, aber der einflußreiche Führer derselben, Hamilton, der die egoistischen Pläne Burrs durchschaute und in ihm den Intriguanten erkannte, war ihm entschieden abhold und zögerte, als der Wahlkampf begann, nicht, ihn öffentlich des Vertrauens unwürdig zu erklären. Die Folge war, daß die Gemüther sich allenthalben von ihm abwendeten, und daß die Wahlurnen eine verhältnißmäßig nur geringe Zahl ihm günstiger Stimmen zeigten. Erbost über dieses Mißlingen seiner Erwartungen, warf Burr sich auf die Person seines berühmten Gegners und suchte sich auf dem Privatwege die vermeintliche Genugthuung zu verschaffen. Es kam zu einem Duell, in welchem Hamilton getödtet wurde. Hamilton war der Abgott seiner Partei gewesen, und in der That, er erscheint als einer der edelsten unter den vielen edeln Charakteren jener Periode, in welcher Washingtons Geist noch der Genius Amerikas war. Selbst seine politischen Feinde erkannten seine vielen trefflichen Eigenschaften bereitwillig an. Burr sah sich in Folge dessen von den Demokraten aufgegeben, von den Föderalisten mit Abscheu betrachtet und von aller Befriedigung seines Ehrgeizes auf gesetzmäßigem Wege ausgeschlossen. Verzweifelnd an der Möglichkeit, sich im Osten wieder zu einer einflußreichen Stellung emporzuschwingen, begab er sich nach dem Westen, wo in dieser Zeit eine durch allerlei Sonderinteressen hervorgerufene, fast allgemeine Abneigung gegen die Centralgewalt herrschte, und begann ein Gewebe verrätherischer Intriguen, so kühn entworfen und so wagehalsig unternommen, wie je eines im Gehirn eines hochfliegenden, aber unsittlichen Geistes entsprang.

Der Grundgedanke seines Planes war, auf den westlichen Strömen aus der kriegs- und abenteuerlustigen dortigen Bevölkerung ein Heer zu organisiren, den Mississippi hinabzufahren und der spanischen Krone einen Theil ihres Gebiets am Golfe von Mexiko zu entreißen. Die südwestliche Ecke der Vereinigten Staaten — das so eben von Frankreich erworbene Louisiana — sollte entweder durch Ueberredung oder durch Gewalt dem neuen Reiche einverleibt werden. New Orleans war zur Hauptstadt und Aaron Burr zum Oberhaupte dieses Golfstaates bestimmt — ob in der Gestalt eines Monarchen oder unter einem der vielen Namen, welche in neuer und alter Zeit als Deckmantel despotischer Gewalt in republikanisch organisirten Staaten gebraucht worden sind, mag als unwesentlich dahingestellt bleiben. Erwiesen ist nur diese Seite des hochverrätherischen Planes. Mit einer der Wahrscheinlichkeit nahen Gewißheit aber läßt sich schließen, daß Burr unter günstigen Umständen viel weiter zu gehen vorhatte, d. h. daß er dann das gesammte Land westlich von den Alleghanys von der Union loszureißen und zu seinem Reiche zu schlagen bestrebt gewesen sein würde.

So toll und seltsam dieses Project auch scheinen mag, wenn man den ordnungsliebenden und im Allgemeinen gesetzlichen Sinn des amerikanischen Volks in Betracht zieht, so hatte die Zeit, in welcher

Digitized by Google

es entstand, doch Wunderdinge gesehen, welche weit über die nüchternen Berechnungen des Verstandes und die Schranken des Glaublichen hinausgegangen waren. Als Gibbon sein großes Werk über den Untergang des römischen Reiches schloß, sprach er die Ansicht aus, die Zeit großer und staunenswerther Umwälzungen sei vorüber, um nie wieder zu kehren, die Menschheit sei durch Jahrhunderte voll Erfahrungen zur Mäßigung ernüchtert, welche kein solch glänzendes Material mehr für die Geschichte liefern werde wie die Vergangenheit. Kaum war diese Meinung aus der Presse, so ging der Vorhang zum Beginn des großartigen Dramas in Frankreich auf und fünfundzwanzig Jahre lang sah die Welt mit starrem Blicke und verhaltenem Athem eine Reihenfolge schrecklicher und ungeheurer Thaten, durch welche ihr ganzes Leben umgeworfen wurde. Die civilisirte Welt lag wie im Fieber und handelte auch wie im Fieber. Könige wurden Bettler und Bauern wurden Könige. Uralte Monarchien stürzten zusammen, und Staaten von neuer Form entstanden aus den Trümmern. Namen, Grenzen, Titel, alles wurde durch einander gewirbelt gleich den dürren Blättern herbstlicher Wälder in dem Wirbeln der Windsbraut. Ein Lieutenant in einem französischen Artillerieregimente hatte den Thron von Westeuropa bestiegen, und Trommler, Korporale und Gemeine waren zu Herzögen, Fürsten und Königen geworden. Alles schien eitel zu sein vor dem Willen des Genies.

So war es nicht zu verwundern, daß ein Mann wie Burr, im Osten vom Ostracismus der öffentlichen Verachtung getroffen, und seiner Aussichten beraubt, aber reich an Talent, Thatkraft und Muth, sich entschloß, in der neuen Welt, wie der Corse in der alten, es auf das Glück der Würfel ankommen zu lassen, ob ihm eine Krone oder ein Grab beschieden sei. Die zweifelhafte, halb feindselige Stellung, welche die Union damals zu Spanien eingenommen hatte, gab ihm einen brauchbaren Deckmantel für seine eigentliche Absicht und setzte ihn in den Stand, die ersten Scenen des Spiels, das er vorhatte, in einem zweideutigen Dämmerlichte und dadurch auch solchen Naturen beifallswerth erscheinen zu lassen, welche es einen Frevel genannt haben würden, wenn sie die Katastrophe, die den Plan enthielt, hätten ahnen können. Der kecken Jugend der westlichen Hinterwälder, die in ihrer geringen Weltkenntniß nicht weiter sah, als ihre Rifle schoß, die sich nach kriegerischen Unternehmungen sehnte und sich dabei wenig an die Vorschriften des Völkerrechts kehrte, konnte er sein Projekt als einen Freischaarenzug, unternommen auf Privatrechnung gegen die Besitzungen einer Nation darstellen, mit der die Vereinigten Staaten in Kurzem in offenem Kriege begriffen sein würden. Es war zu Land etwa, was das Treiben von Kreuzern auf der See war. Er konnte ihnen zu verstehen geben, daß die Regierung in Washington die Expedition im Stillen gern sehen und darüber ein Auge zudrücken werde, wenn auch nicht zu erwarten stehe, sie werde dieselbe eher anerkennen, als bis die Feindseligkeiten wirklich ausgebrochen wären. Es leidet kaum einen Zweifel, daß Viele sich an dem Unternehmen betheiligten, ohne einen Verrath am Vaterlande darin zu erblicken, während Andere allerdings in alle Einzelnheiten des Planes bis zu seinen letzten Consequenzen eingeweiht waren.

Im Jahre 1805 erschien Oberst Burr zum ersten Male in Kentucky, wo er in Lexington und Louisville Verbindungen anzuknüpfen suchte. Er begab sich dann nach Nashville, St. Louis, Natchez und New Orleans, um das Terrain zu sondiren, und kehrte hierauf wieder nach Lexington zurück, um weitere Vorbereitungen zu treffen. Nachdem er hier eine Zeitlang verweilt, reiste er heim nach New York, wo die Reste seiner einstigen Partei des Zeichens zum Aufbruch nach dem Ohio warteten.

Das Verhältniß der Vereinigten Staaten zu Spanien war, wie bemerkt, damals nichts weniger als freundnachbarlich. Diese zu äußerster Schwäche herabgekommene Macht verdroß der Kauf Louisianas durch die Union, und sie fand es gerathen, diesen Verdruß durch mürrisches Benehmen merken zu lassen, etwa so, wie Mexiko sich nach der Einverleibung von Texas verhielt. Im Frühlinge von 1806 rückten spanische Truppen nach dem Sabinefluß vor, und General Wilkinson, welcher die Heeresmacht der Vereinigten Staaten im Westen befehligte, erhielt den Auftrag, auf seiner Hut zu sein und sie zurückzuwerfen, wenn sie diese Schranke überschreiten sollten.

Dies war der Stand der Dinge, als Burr von dem tapfern John Swartwout begleitet zum zweiten Male am Ohio erschien. In der Verfolgung seines Zwecks wendete er sich mit dem ihm eigenen Geschick an Jedermann, der ihm tauglich schien, in der Kette seiner Pläne als Glied verwendet zu werden. Blannerhassets Insel auf dem Ohio lag ihm hart am Wege. Hermann Blannerhasset war ein Irländer von vornehmer Herkunft und großem Vermögen, vermählt mit einer Dame von außerordentlicher Schönheit, der Tochter des Generals Agnew, der mit Wolfe vor Quebek war, umgeben von einem Kreise von Kindern, die in der ersten Frische der Jugend blühten. Seine republikanischen Grundsätze hatten ihn von England nach Amerika getrieben, sein Hang zur Zurückgezogenheit und seine mehr dem Studium als dem Leben zugewendete Natur waren Ursache gewesen, daß er den Westen zur Wohnstätte erkoren hatte.

Digitized by Google

Auf einer lieblichen Insel des schönen Ohio ließ er sich nieder, und im Verlaufe weniger Jahre hatte er sie in einen entzückenden Garten verwandelt, in dessen Mitte sich sein Haus erhob, ein Sitz des Friedens, des häuslichen Glücks, des feinen Geschmacks und der unbegrenzten Gastlichkeit mitten in der Wildniß. In dieses Idyll, das ein Gelehrter um sich geschaffen, trat der Dämon in Aaron Burrs Gestalt. Blannerhasset, mild gesinnt, in der Einsamkeit glücklich, strebsam nur in der Wissenschaft, taugte so wenig in den wilden Kampf ehrgeiziger Bestrebungen, als Burr zu jenen einfachen und friedsamen Beschäftigungen, in denen sein Opfer seine Lust und sein Glück fand. Wohl aber ließ sich sein Reichthum mit Vortheil verwenden. Burr eröffnete seine Bekanntschaft mit ihm durch einen schmeichelhaften Brief, in welchem er um die Erlaubniß bat, die vortreffliche Einrichtung der Insel des vornehmen Einsiedlers in Augenschein zu nehmen. Diese wurde gewährt, und einmal zugelassen in die Nähe des Mannes, den er zu berücken wünschte, ließ er die Ueberredungsgabe spielen, deren er Meister war. In Kurzem nahm die ganze Strömung der Gedanken Blannerhassets eine andere Richtung. Er wendete sich von seiner stillen, heitern Weise ab, in der er bisher gelebt und gestrebt, und folgte dem kometenhaften Fluge der Phantasie Burrs nach Macht, Größe und Besitz mit einem Zwange, so unwiderstehlich wie die Schwerkraft. Es bedarf keines besseren Beweises für die gewinnende und zugleich imponirende Gewalt, welche Burr über die Gemüther besaß, als die Art, mit welcher er diesen Mann mit seinem Wollen, Denken und Vermögen vollständig seiner bisherigen Sphäre entfremdete und in die seine bannte. Er bildete ihn nach seinen Zwecken um, erfüllte ihn mit einer an Wahnsinn grenzenden Begeisterung für seine Sache, erlangte von ihm die ausgedehnteste Vollmacht über alles, was er sein nannte, und machte sein kleines Paradies zum Waffenplatze einer hochverrätherischen Verschwörung, deren letzte Folge war, daß es von den Rächern des verletzten Gesetzes wüste gelegt wurde. Blannerhasset aber ist nur ein Beispiel von vielen, wenn auch das schlagendste.

Zu jener übeln Stimmung zwischen der Union und Spanien und dieser Ueberredungsgabe Burrs aber kam noch ein anderer Umstand, der den Verrath begünstigte. Die Jahre vorher war Kentucky aus verschiedenen Gründen nahe daran gewesen, sich von den atlantischen Staaten loszureißen, und wenn der Plan auch schließlich aufgegeben worden war, so hatte er doch in vielen Gemüthern Spuren zurückgelassen, die Burr als Anknüpfungspunkte benutzen konnte. Daß er dies erkannte und keine Gelegenheit versäumte, die Trümmer der alten separatistischen Partei zu sammeln und zu organisiren, verstand sich bei seiner Kenntniß der Verhältnisse von selbst, und daß er auf die Unterstützung mehrer Generale und selbst Wilkinsons rechnen konnte, soweit seine Absicht nur auf einen Angriff gegen Spanien gerichtet war, ist in der spätern Untersuchung erwiesen worden.

Gegen Ende des Sommers von 1806 begann sich das Gerücht zu verbreiten, es sei eine Verschwörung im Werke. Man nannte Burrs Namen und wußte von einzelnen Zügen seines Projekts. Aber Niemand vermochte über den Zusammenhang etwas zu sagen, Niemand konnte Beweise liefern. Endlich veröffentlichte die „Western World," eine Zeitung in Frankfort, dem Sitze der Regierung von Kentucky, eine Reihe von Artikeln, in denen zwar kein klares Bild der Sache gezeigt, wohl aber die Grundlagen des verrätherischen Planes aufgedeckt und mehre Namen von Theilnehmern angegeben wurden, welche großes Aufsehen machten. Sebastian, der damals eine Richterstelle im Supreme Court bekleidete, wurde offen des Vaterlandsverrathes bezüchtigt, Brown, Senator im Congreß, und Wilkinson, General im regulären Heere, als Helfershelfer Burrs bezeichnet. Es war eine Vermischung von zwei ähnlichen Projekten in dieser Anklage, und so war sie allerdings nur halbwahr. Aber die öffentliche Meinung wurde durch die weitreichende Bedeutsamkeit derselben und die große Anzahl hochgestellter Persönlichkeiten, die in sie verwickelt waren, bis in ihre untersten Schichten wie durch einen Schreckschuß betroffen. Die Freunde der Angeklagten nahmen sich derselben an, man griff zu Pistolen und Dolchen, um die Artikel zu widerlegen, und eine Menge von Duellen fand statt. Die Zeitung aber blieb fest bei ihren Behauptungen, und eine Adresse an die Gesetzgebung wurde vorbereitet und veröffentlicht, in welcher um eine Untersuchung der Angelegenheit gebeten wurde. Dieselbe wurde im Lande verbreitet und namentlich im County von Woodford zahlreich unterzeichnet.

Inzwischen erschien Oberst Joseph Hamilton Davieß, Staatsanwalt der Union, am 3. November im offenen Gerichtshofe, und stellte den Antrag, einen Prozeß gegen Burr einzuleiten und ihn vorzuladen, damit er sich gegen die Anklage verantworte, eine militärische Expedition gegen eine befreundete Macht vom Gebiete der Vereinigten Staaten aus organisirt zu haben. Dieser Antrag wurde durch den Eid des Staatsanwalt begründet, mit welchem er eine sehr genaue Darstellung der von Burr getroffenen Vorbereitungen und eine Angabe der Pläne verband. Dieser Schritt rief eine ungeheure Aufregung hervor. Burr hatte es verstanden, sich in Kentucky allenthalben beliebt zu machen, und die her-

Digitized by Google

vorragendsten Kräfte standen mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Davieß dagegen wurde zwar wegen seiner mächtigen, selten, wenn überhaupt jemals übertroffenen Rednergaben bewundert, aber zugleich als unheilbarer Föderalist, als welcher er seine politischen Meinungen der überwiegenden Partei gegenüber mit rücksichtsloser Kühnheit auszusprechen gewohnt war, in weiten Kreisen gehaßt. Die große Mehrheit der Köpfe, welche die öffentliche Meinung bildete, waren erschrocken über die Kühnheit der Anklage und geneigt, sie dem wohlbekannten Hasse der Föderalisten gegen den, der ihren einstigen Vorkämpfer getödtet, zuzuschreiben. Mit einem Worte, die Masse war entschieden günstig für Burr gestimmt und von gründlichem Mißtrauen gegen den Attorney erfüllt, welcher tapfer und mannhaft that, was seines Amts war. Der Vorsitzende des Gerichts, Richter Innis, erbat sich Zeit, den Antrag in Erwägung zu ziehen und wies ihn nach Verlauf von zwei Tagen ab.

Oberst Burr war zu dieser Zeit in Lexington und wurde in unglaublich kurzer Zeit, nachdem der Antrag auf seine Vorladung gestellt worden, davon benachrichtigt. Sogleich war sein Entschluß gefaßt. Er reiste eiligst nach Frankfort ab, und kurze Zeit, nachdem Innis die Untersuchung abgelehnt, trat er in das Gerichtshaus und hielt eine im ernstesten und würdigsten Tone gehaltene Ansprache an den Richter, worin er ihn ersuchte, dem Antrage Folge zu geben. Er sagte, die Anklage habe ihn sehr überrascht, er ließ durchblicken, daß Davieß Grund gehabt habe, ihn abwesend zu glauben, da er Geschäfte privater, aber dringender Natur gehabt, bemerkte, daß der Gerichtshof den Antrag allerdings so behandelt habe, wie er es verdiente, daß er aber, da derselbe in seiner Abwesenheit wiederholt werden könne, es vorzöge, wenn die Anklage jetzt aufgenommen werde, und schloß damit, daß er sich den Schein gab, freiwillig und im Bewußtsein seiner Unschuld an den Ort des Gerichts gekommen zu sein, um dem Herrn Staatsanwalt Gelegenheit zu bieten, seine Behauptungen zu beweisen.

Nicht im mindesten eingeschüchtert durch die heuchlerische Ruhe in Burrs Auftreten, die das ihm günstige Vorurtheil der Masse um vieles stärkte, nahm Davieß ohne Zögern diese Herausforderung an und erklärte, das Verfahren gegen den Angeklagten sofort beginnen zu wollen, wenn er die nöthigen Zeugen herbeigeschafft habe. Nachdem er sich mit dem Marshal berathen, sprach er die Hoffnung aus, daß ihm letzteres bis zur nächsten Mittwoch möglich sein werde, und mit Einwilligung Burrs wurde dieser Tag vom Gerichtshofe zur Erörterung der Sache bestimmt.

Burr erwartete den Tag mit dem ihm eigenen Gleichmuthe. Er wie seine Genossen fürchteten keine Gefahr. Die Mittwoch kam, und das Gerichtshaus füllte sich mit Zuhörern bis zum Ersticken. Davieß überzählte seine Zeugen und entdeckte, daß Davis Floyd, einer der wichtigsten, fehlte. Er sah sich daher, sehr gegen seinen Willen, genöthigt, einen Aufschub des Processes zu verlangen, worauf der Richter sofort die Grandjury entließ. Hierauf erschien Burr vor der Bar, begleitet von seinen Sachwaltern, dem Obersten Allan und dem nachmals so berühmten Staatsmanne Henry Clay. Er bat um das Wort, drückte sein Bedauern über die Entlassung des Gerichts aus und fragte nach dem Grunde. Davieß antwortete und fügte hinzu, daß Davis Floyd in Indiana sei, um an einer Sitzung der Territorial-Gesetzgebung theilzunehmen. Burr verlangte gelassen, daß die Ursache des Aufschubes in das Protokoll aufgenommen werde, und erhob sich dann, um mit größter Selbstbeherrschung und der Miene ehrenhaftester Aufrichtigkeit, der schwer zu widerstehen war, den Gerichtshof und die Zuhörer über den Gegenstand der Anklage in's Klare zu setzen. Der Styl, in dem er dies that, war schmucklos, ohne Leidenschaft und ohne Gehässigkeit; aber der Zauber einer mächtigen Seele und eines kühnen, aber ruhigen Geistes wurde von Allen empfunden, die ihn hörten. Er sprach die Hoffnung aus, das gute Volk Kentuckys werde alle Befürchtungen irgendwelcher Gefahr von ihm aufgeben, wenn überhaupt deren gehegt würden. Es wäre in der That keine Ursache dazu, so eifrig auch der Staatsanwalt bestrebt sei, sie zu wecken. Er sei mit keinen dem Frieden und der Ruhe des Landes feindlichen Projecten beschäftigt, und dies werde sich bald zeigen, sobald der Herr Attorney zur Begründung seiner Behauptungen bereit sei, was allerdings, wie er befürchte, nie der Fall sein werde. Inzwischen fühle er sich, obwohl Privatangelegenheiten dringend seine Abreise verlangten, genöthigt, dem Ankläger noch eine Gelegenheit zu geben, die Wahrheit seiner Sache zu beweisen, und so werde er geduldig den zweiten Angriff abwarten.

Am 25. November benachrichtigte Davieß den Gerichtshof, daß Floyd am 2. December zugegen sein könne, und abermals wurde eine Grandjury auf diesen Tag berufen. Burr erschien, von denselben Sachwaltern begleitet, und erwartete kaltblütig den Angriff seines Gegners. Davieß erklärte mit augenscheinlichem Verdruß wiederum, daß er nicht bereit sei, da John Adair, ein anderer, unumgänglich nothwendiger Zeuge in der Sache, sich nicht eingestellt habe. Abermals verlangte er einen Aufschub des Prozesses auf etliche Tage, bis es ihm möglich sei, Adair zu zwingen, daß er vor Gericht erscheine.

Digitized by Google

Burr blieb diesmal vollkommen still und unbewegt von dem, was vorging. Nicht so seine Vertheidiger. Eine sehr lebhafte und leidenschaftliche Debatte erhob sich, gemischt mit scharfgespitzten persönlichen Angriffen, die wie Blitze zwischen den beiden Rednern Clay und Davieß hin- und herzuckten. Selten standen in Kentucky zwei so gewaltige Kämpfer sich gegenüber. Die ungeheure Menschenzahl, welche die Diele, die Galerie, die Fenster, die Platform des Richters bis zum Erdrücken füllte, hörte mit verhaltenem Athem stundenlang zu, wie diese weitberühmten Helden der Bar, angestachelt vom Wetteifer um die Palme des Ruhms und beiderseits glühend von der Ueberzeugung, eine gute Sache zu verfechten, sich in diesem Advokatenturniere gegenüberstanden. Davieß war, wie gesagt, ein Föderalist, und man erblickte in ihm lediglich den Parteimann, welcher einen unschuldigen und unglücklichen Gegner aus Gründen politischen Hasses verfolgte. Aber er fühlte sich erhoben durch die vollste Ueberzeugung von Burrs Verrath am Vaterlande, das er als Anwalt vertrat, und grade die Verblendung, die Burrs Gabe, zu täuschen, über die Anwesenden verbreitet hatte, und die lächelnde Miene des sich geborgen fühlenden Verräthers, der vor ihm saß, regte seinen mächtigen Geist zu einer von seinen glänzendsten Leistungen an.

Es war indessen alles vergeblich. Richter Innis weigerte sich, dem Antrage von Davieß zu willfahren und die Grandjury zusammenzubehalten, wenn sie nichts zu thun habe, und Davieß sandte den Richtern, um Zeit zu gewinnen, einen Antrag auf die Verhaftung Adairs hinauf, der aber als unstatthaft zurückgewiesen wurde. Da es spät wurde, verlangte Davieß, daß nach dem vermißten Zeugen geschickt und er gezwungen werde, zu erscheinen. Auch diese Maßregel wurde vom Gerichtshofe abgelehnt, und zwar auf den Grund hin, daß Adair nicht eher straffällig sei, als bis der Tag vorüber. Endlich vertagte sich der Gerichtshof auf den folgenden Morgen.

Mittlerweile hatte Davieß eine Zusammenkunft mit dem Richter auf dem Privatwege und erlangte von ihm die Meinungsäußerung, es werde ihm als Kläger gestattet sein, der Grandjury in ihrem Berathungszimmer beizuwohnen und die Zeugen zu befragen, um ihnen den Zusammenhang der einzelnen Glieder des Beweises klar zu machen, wozu ihn seine genaue Kenntniß der Verschwörung befähigen und ohne welche Aufklärung die Grandjury schwerlich im Stande sein würde, ihre Aussage zu begreifen. Als der Gerichtshof am nächsten Tage seine Sitzung wiederaufnahm, stellte Davieß einen desfallsigen Antrag; allein die Vertheidiger Burrs erklärten ihn für eine Neuerung ohne Beispiel, und der Gerichtshof gab ihnen recht, und der Antrag fiel. Die Grandjury zog sich hierauf zurück, die Zeugen leisteten den Eid, wurden abgehört, das Urtheil ward in Berathung gezogen, und am 5. December erfolgte, was der Staatsanwalt unter den obwaltenden Umständen erwartet hatte, der Ausspruch: "not a true bill."

Ja noch mehr: die Grandjury übersendete dem Gerichtshof eine schriftliche Erklärung, unterzeichnet von der ganzen Körperschaft, worin sie nach den vorliegenden Verdachtsgründen Aaron Burr von aller und jeder Schuld, gegen den Frieden und die Wohlfahrt des Landes conspirirt zu haben, freisprach. Diese Rechtfertigung wurde auf Antrag der Advokaten des Beklagten gedruckt, alle Welt, mit Ausnahme des Staatsanwalts, betrachtete den Freigesprochenen als Märtyrer, und Davieß wurde von allen Seiten mit Schimpf und Schmach beworfen.

Die Freisprechung Burrs wurde in Frankfort durch einen glänzenden, zahlreich besuchten Ball gefeiert, dem ein anderer zu Ehren des Attorney, welcher unterlegen, folgte. Der letztere war weniger glänzend, aber er versammelte alle diejenigen, welche die Anklage für wahr hielten und der Meinung huldigten, daß Ehre und Redlichkeit bei dem Processe nur auf kurze Zeit der Frechheit, Zungengewandtheit und Lüge hätten weichen müssen. Bei einer dieser Gelegenheiten wurde der Redacteur des Blattes, welches zuerst in's Lärmhorn gestoßen, von Burrs Freunden angefallen und nur mit Mühe vor dem Tode gerettet.

Diese Ereignisse sind schlagende Beweise für den Ton, der zu dieser Zeit herrschte. Um aber Burrs Charakter recht würdigen zu können, ist noch ein Umstand zu beachten. Ehe Clay sich thätlich bei der Sache betheiligte, forderte er von Burr eine ausführliche feierliche Erklärung *auf sein Ehrenwort*, daß er in keinerlei Weise in eine Verschwörung gegen die Gesetze und die Ruhe des Vaterlandes verwickelt sei. Dieses Verlangen wurde von Burr in einer Sprache erfüllt, welche durchaus keine doppelte Deutung zuließ, sondern mochte man sie ansehen, von welcher Seite man wollte, eine entschiedene und vollständige Ablehnung der ihm schuldgegebenen Bestrebung war.

Er habe durchaus nicht die Absicht, sagte er, die Ruhe der Vereinigten Staaten oder ihrer Territorien oder irgend welches Theils derselben zu beeinträchtigen oder zu stören. Er habe Niemandem zu irgend einem Zwecke ein Offizierspatent ausgestellt, unterzeichnet oder auch nur versprochen. Er habe keine einzige Flinte, kein Bajonnett und überhaupt nichts, was in den Bereich militärischer Erfordernisse gehöre, in seinem Besitz, und ebensowenig habe irgend Jemand anders mit seinem

Digitized by Google

Wissen und auf seine Veranlassung dergleichen angeschafft. Er habe seine Ansichten mehren hervorragenden Mitgliedern der Centralregierung in Washington mitgetheilt, und sie seien von ihnen vollkommen gebilligt worden. Sie wären überhaupt von der Art, daß jeder Ehrenmann und jeder gute Bürger sich zu ihnen bekennen könne. Er betrachte diese Erklärung als geeignet, sowohl die chimärischen Fabeln zu widerlegen, welche der böse Wille seiner Feinde verbreitet habe, als auch Herrn Clay zufrieden zu stellen und ihn zu überzeugen, daß er nicht der Vertheidiger eines Mannes geworden sei, der irgendwie gegen die Gesetze, die Regierung oder die Wohlfahrt des Vaterlandes agire.

Um nun die kaltblütige Frechheit dieses Mannes, sowie das Wagniß, dem er mit solchem unerschütterlichen Gleichmuth entgegenging, vollkommen abschätzen zu können, vergleiche man mit dieser Erklärung das Folgende. Am 1. December 1806 gab er sein Ehrenwort, nichts gegen die Gesetze des Landes im Schilde zu führen, und am 29. Juli vorher hatte er an General Wilkinson geschrieben: „Ich habe mir die nöthigen Gelder verschafft, und das Unternehmen hat thatsächlich seinen Anfang genommen. Detachements werden von verschiedenen Punkten und unter verschiedenen Vorwänden am 1. November am Ohio zusammenstoßen. In den äußern wie in den innern Angelegenheiten begünstigt alles unsere Erwartungen." — „Bereits sind Befehle an Lieferanten ergangen, an die Punkte, die Wilkinson namhaft machen wird, Lebensmittel auf sechs Monate zu schaffen. Das Projekt ist auf dem langherbeigesehnten Punkte angelangt. Burr steht für den Erfolg mit seinem Leben und seiner Ehre, mit dem Leben und dem Glücke von Hunderten — dem besten Blute des ganzen Landes. Wilkinson soll im Oberbefehl nur unter Burr stehen, er soll den Rang seiner Offiziere diktiren. Burrs Operationsplan ist, am 15. November mit den ersten fünfhundert oder tausend Mann in leichten Booten, die jetzt im Bau begriffen sind, rasch von den Fällen des Ohio nach dem Mississippi hinabzufahren, zwischen dem 5. und 15. December in Natchez zu sein, dort sich mit Wilkinson zu vereinigen und dort sich zu entscheiden, ob es jetzt gerathen ist, Baton Rouge* zu nehmen oder vorläufig daran vorüberzuziehen."

Ehe er diesen Brief absandte, hatte er seinen Plan in allen Details dem General Eaton vorgelegt. Er bestand, wie oben erwähnt, in der Revolutionirung des Westens und der Errichtung eines unabhängigen Golfstaates, dessen Hauptstadt New Orleans und dessen Oberhaupt er selbst sein sollte. Am 24. Juli schrieb General Dayton, einer der am tiefsten eingeweihten Mitverschworenen, an Wilkinson in Chiffern: „Sind Sie bereit zum Losschlagen? Sind Ihre zahlreichen Freunde bereit? Reichthum winkt und Ruhm! Louisiana und Mexiko!"

So viel über Burrs Absichten. Nun zur Darstellung der Mittel zur Ausführung, deren Vorbereitung und Ansammlung er in Abrede gestellt hatte.

Am 25. November, eine Woche vor jener Erklärung, die ihn vor Clay reinigte, erließ der Präsident Jefferson eine Proklamation, in welcher er das Unternehmen in seiner wahren Gestalt darstellte und den Westen von der Theilnahme daran abmahnte. Am 1. December erschien ein Eilbote von Washington in Chillicothe, dem Sitze der Regierung von Ohio, und bewirkte, daß die Legislatur dieses Staats unverweilt einen Beschluß faßte, nach welchem zehn von den Booten Burrs, welche an der Mündung des Muskingum des Zeichens zur Abfahrt warteten, sammt dem Proviant und den Waffenvorräthen, mit denen sie beladen waren, mit Beschlag belegt wurden. In demselben Augenblicke, wo er in Frankfort vor Gericht erschien, hielt eine bewaffnete Abtheilung von etlichen hundert Mann Blannerhassets Insel in seinem Namen und auf sein Geheiß besetzt, und zehn Fahrzeuge führten eine andere Abtheilung Verschworener und Getäuschter den Ohio hinab, an Louisville vorbei. Kaum war die Grandjury, die ihn so bereitwillig freigesprochen, entlassen und die Ballmusik, womit seine vermeintliche Ehrenrettung gefeiert wurde, verhallt, als die Proklamation, die ihn für einen Verräther erklärte, in Frankfort eintraf und in der gesetzgebenden Versammlung von Kentucky in aller Hast ein Gesetz durchging, welches die Beschlagnahme der Boote, welche der Miliz von Ohio entgangen und nun auf der Fahrt nach dem Mississippi begriffen waren, autorisirte. Zu derselben Zeit nahm die virginische Miliz von Blannerhassets Insel Besitz. Burr hatte Frankfort am Tage nach jenem Urtheilsspruche verlassen und sich nach Nashville, der Hauptstadt von Tennessee begeben. Reitende Boten eilten ihm mit der verhängnißvollen Proklamation der Staatsregierung nach. Aber ehe sie den beschwerlichen Weg durch die Wälder Westkentuckys zurückgelegt hatten, war Burr den Cumberlandfluß hinabgeschifft, dessen Mündung zum Sammelplatz der Expedition bestimmt war und von wo er mit einer Flotille von eilf Booten in den Mississippi hineinfuhr.

Seine Anhänger schmolzen zu dieser Zeit zu einem vergleichsweise kleinen Häuflein zusammen. Nur die zu allem bereiten und die der Strafe des Gesetzes verfallenen hielten noch zu ihm, und aus diesen hätte er eine jener Räuberbanden organisiren können, welche damals die westlichen Gewässer unsicher machten, aber kein Heer zur Eroberung

* Baton Rouge gehörte schon damals den Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Mexikos. Ein Theil seiner ursprünglichen Verbündeten war einfach unter dem Vorgeben geworben worden, es solle ein Strich Landes, der dem Baron Bastrop gehörte, angesiedelt werden. Eine größere Anzahl hatte sich in Burrs Listen eintragen lassen, weil ihnen gesagt wurde, das projektirte Unternehmen sei gegen die spanischen Besitzungen gerichtet und ausdrücklich, wenn auch nur insgeheim vom Präsidenten gebilligt. Viele waren ihm lediglich im Namen der Vereinigten Staaten beigetreten. Die Proklamation enttäuschte, als sie allmälig in den verschiedenen Strichen des Westens bekannt wurde, diese beiden Klassen vollständig und ließ sie natürlich die kaum ergriffenen Waffen sofort niederlegen, ja sie selbst gegen den kehren, dem sie anfänglich Gehorsam versprochen hatten.

Die Behörden der Staaten und Territorien am Ohio und Mississippi hatten unverzüglich die Miliz aufgeboten und nach den Punkten entsandt, an denen die Abenteurer vorüber mußten, und von Pittsburgh bis hinab zum mexikanischen Golf waren allenthalben die strengsten Maßregeln getroffen, die weitere Entwickelung des staatsgefährlichen Projects zu hemmen und die Verschworenen zur Haft zu bringen.

General Wilkinson, der Oberbefehlshaber der Unionstruppen im Westen, war, wie oben bemerkt, der Vertraute Burrs gewesen. Burr und seine hervorragendsten Genossen unterhielten einen unausgesetzten Briefwechsel in Gemeinschaft mit diesem Offizier, und zwar nicht blos, als der Plan noch in der Vorbereitung war, sondern auch noch, als seine Ausführung schon begonnen war. Welcher Art Wilkinsons anfängliche Ansicht von der Angelegenheit war, läßt sich nur vermuthen. Daß ein schwerer Verdacht auf ihm lastete, zeigt der Umstand, daß später im Congresse ein Antrag gestellt wurde, eine Untersuchung über sein Verhalten in der Sache einzuleiten. Diese Untersuchung hat indeß jenen Verdacht weder als begründet erwiesen, noch von ihm genommen. Das aber ist gewiß, daß er in der Folge als Verräther an Burr handelte. Er stellte sich, als sei er völlig einverstanden mit dem Plane, verschaffte sich auf diese Weise den genauen Ueberblick über Alles, was zur Förderung desselben gethan wurde, benachrichtigte Jefferson von allen Bewegungen und Fortschritten der Verschworenen und war schließlich der Thätigste, zu verfolgen und einzufangen. Wahrscheinlich ist, daß er Burrs Gedanken zuerst mit günstigem Auge ansah, da derselbe seinem Ehrgeize selbst bei einem unglücklichen Ausgange Befriedigung versprach und da es ihm freistand, sich durch die Umstände sein schließliches Benehmen dictiren zu lassen. Erfolgte ein Krieg mit Spanien, so hatte er als Militär und überdies als der erste, der dem Feinde die Spitze zu bieten hatte, eine gute Gelegenheit, sich in Verbindung mit Burr in einem Feldzuge gegen Mexiko auszuzeichnen. Kam es dagegen nicht zum Dreinschlagen, so blieb ihm das Verdienst, der Entdecker einer Verschwörung zu sein, welche das Vaterland in hohem Grade gefährdete.

Burr, der sonst scharf blickte, ahnte hiervon nicht das mindeste. Vertrauend auf den Beistand Wilkinsons, der sich ihm mit seinen Regimentern in Louisiana anschließen sollte, setzte er seine Rüstungen am Mississippi fort, wiewohl alle Aussichten auf einen Krieg mit Spanien verschwunden und an die Stelle desselben die Proclamation des Präsidenten getreten war, welche die guten Bürger der westlichen Staaten gegen sein Unternehmen zu den Waffen rief.

Im Januar 1807 langte die kleine Flotte der Verschworenen vor Bayou Pierre am untern Mississippi an. Aber nicht sobald hatte sie Anker geworfen, als Burr auf Befehl von Cowles Mead, dem damaligen Gouverneur des Staates Mississippi, verhaftet und nach dem Städtchen Washington abgeführt wurde. Von hier entfloh er mit Hülfe von Freunden und verschwand auf einige Zeit vom Schauplatze. Man setzte eine Belohnung von zweitausend Dollars auf seine Habhaftwerdung und verfolgte seine und seiner Mitschuldigen Spuren aufs eifrigste. Mehre der letzteren wurden in Fort Adams und zu New Orleans ergriffen. Unter diesen befanden sich Bollmann, der berühmte Befreier Lafayettes, Ogden, Swartwout, General Dayton, Smith, Alexander und Adair, gegen welche von Wilkinson mit einer durch nichts zu rechtfertigenden Strenge verfahren wurde, da ihre Schuld nur zum Theil nachgewiesen werden konnte. Burr selbst aber blieb verschwunden.

Spät in der Nacht des ersten Februar erschien vor der Thür einer kleinen Blockhausschenke in den Hinterwäldern Alabamas, vor deren Kaminfeuer einige Farmer und Jäger versammelt saßen und sich mit Trinken und Spucken vergnügten, ein Mann in der Kleidung eines Mississippischiffers. Er war von einem andern begleitet und fragte, ohne einzutreten, nach der Farm des Obersten Hinson, welcher in der Nähe wohnte.

Oberst Nicholas Perkins, der sich unter den Gästen der Taverne befand, bemerkte bei dem Lichte des Feuers, daß der Fremde in seinem Aeußern wie in seiner Sprache ein Etwas offenbarte, welches ihm verdächtig vorkam. Obwohl in eine plumpe bäuerische Tracht gekleidet, zeigte er durch seine ungewöhnlich intelligenten Züge, sowie durch sein geiststrahlendes Auge, daß diese Tracht ihn nicht immer umhüllt haben könne. Der knappe, elegante Stiefel ferner, den er in seiner Eitelkeit beibehalten hatte, als er sich seiner übrigen feinern Kleidungsstücke entäußert, wollte ebensowenig zu

Digitized by G

dem groben Rocke stimmen. Perkins trat näher an ihn heran und eine nähere Besichtigung des Unbekannten überzeugte ihn, daß derselbe kein anderer sein könne, als der berüchtigte Oberst Burr, den der Gouverneur des Staates steckbrieflich verfolgte. Er ließ sich indeß von seiner Vermuthung nichts merken, sondern gab auf Burrs Frage gebührenden Bescheid. Kaum aber waren die Flüchtlinge im Walde verschwunden, so eilte er heim, sattelte sein Pferd und ritt, so rasch es die Wildniß erlaubte, nach dem Fort Stoddart, wo er sich dem Befehlshaber, Lieutenant Edmund Gaines entdeckte, der später als General im Heere der Vereinigten Staaten eine hervorragende Stelle einnahm. Dieser brach am nächsten Morgen, begleitet von Perkins und einem Detachement Dragoner zur Verfolgung Burrs auf, und nicht lange währte es, so war der Gesuchte gefunden, erkannt und verhaftet. Burr versuchte den Lieutenant einzuschüchtern; allein der entschlossene junge Offizier blieb fest und antwortete auf seine Drohungen, er müsse ihm nach seinem Fort folgen, wo man ihm mit aller der Achtung begegnen werde, welche dem einstigen Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten zukomme.

Ungefähr drei Wochen später sandte Gaines den Gefangenen nach Richmond in Virginien. Der Oberbefehl über seine Escorte wurde Perkins übertragen, der die Leute ausgesucht und nur solche gewählt hatte, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Er hatte sie vor dem Aufbrechen bei Seite genommen und sie einen feierlichen Eid leisten lassen, auf der ganzen Reise sich in kein Gespräch mit dem Gefangenen einzulassen. Perkins kannte den Zauber, dessen Burr mächtig war, wenn er zu Worte kommen konnte. Er fürchtete den Einfluß, den er sich verschaffen konnte, sobald er mit seinen Wächtern in irgend ein anderes als absolut feindseliges Verhältniß trat — ja er fürchtete sich selbst vor diesem Einfluß.

Die Escorte war gut beritten und bewaffnet. Jeder Reiter führte Lebensmittel für sich und einige für den Gefangenen mit sich. Am 28. Februar machten sie sich zu ihrer langen und gefahrvollen Reise auf den Weg. Wohin war es jetzt mit Burr und seinen glänzenden Plänen gediehen! Zu Anfang des Jahres auf der geradsten Bahn zu Macht und Ruhm, befand er sich jetzt in der unermeßlichen Wildniß von Alabama, abgeschnitten von allen Freunden und Genossen, umgeben von einer Wache, mit der er nicht einmal sprechen durfte; war jetzt ein Gefangener der Ver. Staaten, für deren Freiheit er dereinst gefochten; sah sein Vermögen zerronnen, seinen Glücksstern untergegangen, seinen großartigen Plan zerfahren, seinen Namen verflucht von einem Ende der Union zum andern. Das waren Betrachtungen, die mehr als hinreichend waren, gewöhnlichen Seelen das Herz zu brechen und feige Gemüther an einen Tod durch die eigene Hand denken zu lassen. Aber seine Seele war keine gewöhnliche, und die Entschlossenheit, die ihn stets ausgezeichnet, verließ ihn auch in seiner dunkelsten Stunde nicht.

Während ihrer Reise durch Alabama schliefen sie, vorsichtig alle Ortschaften vermeidend, stets in den Wäldern. Nach einem hastig bereiteten Frühstück stieg man wieder zu Pferde und ritt in düsterm Schweigen weiter. Die Sonne ging auf und ging nieder, ohne daß ein Wort mehr, als unbedingt nöthig, gesprochen wurde. Burr war ein trefflicher Reiter und saß in seinem groben Gewande so stolz und fest im Sattel, als befände er sich an der Spitze seines Neuyorker Regiments. Er war ein abgehärteter, jedem Wetter trotzbietender Wanderer, und obwohl von Regengüssen durchnäßt und von kalten Winden durchschauert, den Tag über vierzig Meilen reitend und des Nachts auf nassem Boden, in nichts als eine einfache Wolldecke gehüllt, schlafend, äußerte er nie ein Wort der Klage.

Einige Meilen von Fort Wilkinson schlief die Gesellschaft zum ersten Male unter einem andern Dache, als dem der Waldbäume. Es war eine kleine Schenke, die ein gewisser Bevin hielt. Als sie am Morgen, um das Kaminfeuer geschaart, auf das Frühstück warteten, erkundigte sich der geschwätzige neugierige Wirth: „Ob der Hochverräther Burr etwa erwischt worden wäre? Na, endlich wäre der saubere Vogel in der Falle! Ob er nicht ein rechter Schurke wäre? Ob nicht alle Welt sich vor ihm fürchte?" — Perkins ärgerte das einfältige Geplauder, aber weder er noch einer seiner Leute antworteten darauf mit einer Silbe.

Burr saß im Winkel der Hütte am Feuer und hatte den Kopf auf die Hände gestemmt. Er schien des schwatzhaften Schenkwirths nicht zu achten. Endlich jedoch vermochte er das Zungenspiel des Unermüdlichen nicht länger zu ertragen. Er erhob sich von seinem Stuhle, heftete seine schwarzen blitzenden Augen auf den thörichten Frager und sagte:

„Ich bin Aaron Burr, was wollen Sie von mir?"

Bevin stand wie vom Donner gerührt. Sein durchbohrender Blick und die Würde seiner Haltung wirkten auf ihn, als ob er ein Gespenst vor sich sähe. Die Farbe verließ seine Wangen und er zitterte wie ein Espenblatt. Er ließ sein Mahl ungegessen und äußerte kein Wort mehr, so lange die Escorte in seinem Hause blieb.

Als sie die Grenzen von Südcarolina erreichten, beobachtete Perkins den Gefangenen mit größerer Vorsicht, als vorher; denn Burrs Schwiegersohn, Oberst Alston, ein Mann von Talent und Ein-

Digitized by Google

fluß, welcher ſpäter Gouverneur des Staates wurde, wohnte hier in der Nähe. Man mußte fortwährend beſchwerliche Umwege machen, um nicht Ortſchaften zu berühren, wo die Bevölkerung möglicherweiſe aufſtehen konnte, um den Gefangenen zu befreien. Einmal indeſſen ſah man ſich doch genöthigt, von dieſer Regel abzuweichen. Es war bei der Stadt Cheſter. Ehe man dieſelbe betrat, machte der Trupp Halt, nahm Burr in die Mitte und ritt ſodann im Trabe durch den Ort. Man hatte ein Gaſthaus zu paſſiren, vor deſſen Eingang mehre Perſonen ſtanden, und aus deſſen Fenſtern eine luſtige Tanzmuſik erſcholl. Burr ſah hierin eine günſtige Gelegenheit zur Flucht. Er ſprang plötzlich vom Pferde, trat auf die vor dem Wirthshauſe Stehenden zu und rief:

„Ich bin Aaron Burr; gefangen gehalten auf Befehl der Militärgewalt, rufe ich den Schutz der bürgerlichen Gerichte an.“

Perkins ſtieg augenblicklich ebenfalls aus dem Sattel. Seine Leute umringten Burr, und man hieß ihn ſofort wieder zu Pferde ſteigen.

„Ich will nicht!“ entgegnete Burr.

Perkins wollte ihn nicht niederſchießen. Er warf deshalb ſeine Piſtolen hin, faßte ihn, da er ein Mann von athletiſcher Stärke, der Gefangene aber von kleiner Geſtalt war, um den Leib und hob ihn, wie wenn er ein Kind wäre, in den Sattel. Thomas Malone, einer der Wächter, griff nach dem Zaume, warf ihn über den Kopf des Gauls und galoppirte, das Thier mit ſeinem Reiter nach ſich ziehend, davon. Die verblüfften Bürger des Städtchens zerſtoben, als ſie ſahen, wie die Männer der Escorte die Hähne der Piſtolen und Büchſen ſpannten, und Burr blieb in der Gewalt ſeiner Feinde.

Burr war in gewiſſen Kreiſen Südcarolinas immer noch beliebt, und hätte Perkins irgend gezögert oder Furcht gezeigt, ſo würde er ſeinen Gefangenen unzweifelhaft verloren haben. Aber die Raſchheit ſeines Entſchluſſes und die Schnelligkeit ſeines Einſchreitens gab dem Volke keine Zeit zur Ueberlegung, bis der Zug längſt den Ort aus den Augen verloren hatte. Hier machte man Halt. Burr war in der höchſten Aufregung — er vergoß Thränen! Auch der gutherzige Malone weinte, als er die unaufhaltſam hervorbrechende Verzweiflung des Mannes ſah, der ſich bisher verhalten hatte, als ob er ein ehernes Herz habe. Es war das erſte Mal, daß ein Sterblicher Aaron Burr unmännlich geſehen hatte.

Endlich langte der Zug in Richmond an, und Burr wurde in das Gefängniß abgeliefert, wo die Damen der Stadt miteinander wetteiferten, zu ſeiner Bequemlichkeit beizutragen. Die einen ſchickten ihm feines Obſt, die andern Wäſche, und von allen Seiten ſuchte man ſeine Haft zu erleichtern. So kam der Tag heran, wo er vor dem Supreme Court der Ver. Staaten als des Hochverraths bezüchtigt geſtellt wurde. Der Gerichtshof fand ihn in Mangel mehren Verdachts nicht ſchuldig. Aber die Volksſtimme erklärte ihn trotz dieſer abermaligen Freiſprechung immer noch für einen Verräther, und ſo kann man ſeine Abreiſe nach Europa, wohin er bald nach ſeiner Entlaſſung aus dem Gefängniſſe vor der Verachtung ſeiner Landsleute flüchtete, als eine Verbannung bezeichnen. Noch hatte er ſeine Pläne auf Mexiko nicht aufgegeben, vielmehr verſuchte er erſt England und dann Frankreich in dieſelben zu verwickeln. Seine Anfragen wurden ſowohl in London wie in Paris abgelehnt. In letzterer Stadt gingen ihm endlich die Gelder aus. Er hatte keinen Freund, an den er ſich hätte wenden können, und ſah ſich in Folge deſſen eines Tages genöthigt, ſich von einer Cigarrenverkäuferin an der Ecke ſeiner Straße ein paar Sous zu leihen.

Zuletzt gab er ſeine Hoffnung auf und kehrte nach New York zurück; aber wie verſchieden war der Empfang, der ihm jetzt wurde, von früher, wo er in den Tagen ſeiner Glorie, als Vicepräſident über den Broadway gefahren war! Wer ihn erkannte, maß ihn mit verächtlichen Blicken. Einſtige Freunde bogen bei ſeinem Nahen um die Ecke oder gingen auf die andere Seite der Straße, um ihm nicht zu begegnen. Selbſt die, denen er gefällig geweſen, wichen ihm wie einem Peſtkranken aus. Niemand war daheim, wenn er ſich zu einem Beſuche melden ließ. Demungeachtet fühlte er ſich noch nicht völlig allein und verlaſſen. Noch lebte ihm eine Tochter, die zu allen Zeiten mit inniger Liebe an ihm gehangen hatte. Er ſchrieb ihr ſeine Ankunft, und ſie eilte unverweilt von Charleſton, wo ſie lebte, hinweg, den Vater in ſeinem Unglücke zu tröſten. Aber nimmer traf ſie am Ziele ihrer Reiſe ein. Was aus dem Fahrzeuge, mit dem ſie nach New York abſegelte, geworden iſt, ob es in einem Sturme verſchlagen wurde und an unbekannten Küſten ſcheiterte, ob es von Piraten genommen wurde, die alle an Bord befindlichen Perſonen ermordeten, oder ob es auf offener See verbrannte, wird nicht eher bekannt werden, als an dem großen Tage, wo das Meer ſeine Todten herausgeben wird. Burr harrte vergeblich. Tage wurden zu Wochen, Wochen zu Monden, und er ſah ſich endlich gezwungen, zu glauben, daß ſeine Tochter todt ſei.

Dieſer Schlag brach ihm das Herz, und wenn er auch vor andern denſelben ſtoiſchen Gleichmuth zeigte, den er ſtets beſeſſen, ſo ſollen ihm doch zuweilen, wenn er allein war, Thränen über die gefurchten Wangen herabgefloſſen ſein. Er lebte nach dieſem Ereigniſſe noch volle dreißig Jahre, fühlte ſich aber, nach ſeinen eigenen Worten, ge-

Digitized by Google

schieden vom menschlichen Geschlechte. Er hatte weder Bruder noch Schwester, noch irgendwelche Anverwandte. Niemand nannte ihn Freund. Die Last von achtzig Wintern drückte ihn nieder. Krankheit peinigte ihn. Endlich kam der langersehnte Tod und schloß das Drama dieses merkwürdigen Lebens.

Kaum weniger traurig war das Schicksal Blannerhassets, seines hervorragendsten Mitschuldigen. Als die virginische Miliz im Jahre 1806 seine Insel besetzte, wurde von diesen Halbwilden das schöne Eiland mit seinen Gärten und Parkanlagen in schmählichster Weise verheert. Im Jahre 1811 vollendete ein Feuer, welches das Hauptgebäude in Asche legte, das Werk der Zerstörung. Als Burr vor Gericht gestellt wurde, zog man auch Blannerhasset ein und schaffte ihn ins Zuchthaus nach Richmond. Mit jenem freigelassen, kehrte er nach seiner Besitzung zurück und verkaufte sie. Aber die Vorschüsse, die er zu der verunglückten Expedition gemacht, hatten den größten Theil seines Vermögens aufgezehrt, und er war nicht weit vom Bettelstabe. Er zog nun nach dem Staate Mississippi, wo er eine Baumwollenplantage anlegte, die so guten Ertrag lieferte, daß er wieder zu seinem früheren Vermögen gelangt sein würde, wenn nicht der Krieg mit England ausgebrochen wäre. Durch diesen sank die Baumwolle auf einen nur nominellen Preis, und da seine zahlreichen Gläubiger ihn bedrängten, so gerieth er in die tiefste Verlegenheit. In dieser Noth bot ihm ein alter Freund, der damals Gouverneur in Canada war, eine Richterstelle an. Er nahm dieselbe mit Freuden an; als er aber in Montreal eintraf, fand er, daß die Launenhaftigkeit des britischen Cabinets seinen Freund seines Amtes entsetzt hatte. Er sah sich nun ohne Hoffnung, ohne Thatkraft, mit dem geringen Reste seines glänzenden Vermögens, in der Zeit, wo das Alter fühlbar zu werden beginnt, in die Welt hinausgestoßen. Nur eine Hoffnung war ihm geblieben: nach Europa zu segeln und seine Ansprüche auf ein kleines Gut in Irland geltend zu machen, welches er in den Tagen seines Ueberflusses völlig außer Acht gelassen hatte.

Durch den Einfluß von Freunden hoffte er zugleich ein Amt zu erlangen, welches ihn besser in den Stand setzen sollte, seine Ansprüche durchzusetzen. Er wendete sich zu diesem Zwecke an Lord Anglesey, aber dieser wies die Bitte des einstigen Schulkameraden zurück. Als die Pläne sämmtlich gescheitert waren, zog er sich nach der Insel Guernsey zurück, wo er 1831 im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens mit Tode abging. Seine Frau kehrte nach den Ver. Staaten zurück, um beim Congreß Entschädigung für die von der Miliz verübte Verwüstung ihres Eigenthums zu verlangen. Ehe ihr Verlangen jedoch in Betracht gezogen werden konnte, starb sie in New York im tiefsten Elende, und irische Bettelweiber erwiesen ihr, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit einst der Preis amerikanischer Dichter gewesen, die letzte Ehre, ihre irdischen Reste zu Grabe zu geleiten.

(Grnzbtn.)

Aus den Briefen eines Weltfahrers.

Mitgetheilt von Karl Andree.

An den Mündungen des Amazonen-Stroms.

Die Sonne war dem Untergang nahe, als unsere rasche Brigg im Amazonenstrom ihre Anker warf. Deutlich erkannte ich den weißen Strand, hinter welchem dunkler Wald sich erhob; der Landwind trug frische Luft zu uns herüber. Keine Wolke am Himmel, der Mond voll, in seiner ganzen Pracht, und das südliche Kreuz strahlt trotzdem wie ein glänzendes Diadem.

Auf dem mächtigen Wasser und über dem Lande lagerte tiefe Stille; aber sie wurde unterbrochen durch die flötenden Töne der Nachtigall, und das Heulen des Jaguars. Nach Mitternacht war wieder Alles ruhig.

Als der Tag anbrach, lichteten wir die Anker und segelten, von der Fluth und einer frischen Seebrise wacker gefördert, weiter stroman. Jetzt vermochte ich die Landschaft deutlicher und genauer zu betrachten; der Wald, welcher das Ufer, oder besser gesagt das Gestade in dessen ganzer Länge besäumte, war tief smaragdgrün; viele hohe Bäume, mächtige Riesen, überragten das dichte Gewirr von Buschwerk und Rankenpflanzen; am häufigsten war die Kokospalme, welche dieser tropischen Landschaft ihren eigenthümlichen Charakter gibt. Der Stamm schießt hoch empor, ehe er seine Zweige ausbreitet, die der leichteste Wind bewegt; ich möchte sie an Leichtigkeit und Zartheit mit Straußenfedern vergleichen.

Bis dahin war alles Einöde; weiter aufwärts lag hin und wieder ein Gehöft am Rande des Waldes; ich erkannte mit unbewaffnetem Auge deutlich die Verandahs und die rothen Ziegeldächer. Allmälig wurde das Ufer mehr und mehr belebt, man sah, daß eine Stadt nicht mehr weit entfernt lag, und zu Mittag waren wir im Hafen von Para.

Digitized by Google

Es war ein heißer Tag und die Luft sehr feucht. Eine Anzahl europäischer Fahrzeuge lagen vor Anker, auch ein deutsches aus Hamburg; ferner einige brasilianische Kriegsschiffe. Weit mehr zogen aber meine Aufmerksamkeit die Nachen und Barken der Eingebornen an, namentlich die Montaria, ein aus dem vollen Baumstamm herausgehauener Kahn, und die verschiedenen flupartigen Schiffe, welche vom obern Amazonenstrom herabkommen; sie haben manchmal ein recht phantastisches Aussehen. Der Hafen selbst ist vollkommen sicher und bequem; der Strom hat bei Para eine Breite von reichlich zwei Stunden und ist mit grünen Eilanden wie besäet. Er bildet den südlichen Arm des Amazonas, oder den sogenannten Para-Fluß; seine Mündung wird vom Erdgleicher durchschnitten. Die Stadt Para ist Hauptort einer Provinz, welche man wohl als Brasiliens Paradies bezeichnet hat; gewiß ist, daß sie allein größer ist als Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien zusammengenommen. Aber über eine so weite Landfläche sind noch nicht einmal hunderttausend weiße Menschen zerstreut. In späteren Jahrhunderten werden hundert Millionen Menschen in diesen weiten Fluren ihre Heimath haben.

Para wird schon im nächsten Menschenalter eine der wichtigsten Handelsstädte der Erde sein; es vereinigt dazu alle Bedingungen. Der Hafen ist, wie bemerkt, sicher, die Weltlage sowohl zu Europa, als zu Nord-Amerika, Westindien und gegen den Süden wunderbar trefflich, das Hinterland steht an üppigster Produktenfülle keinem andern nach und umfaßt viele tausende von Geviertmeilen. Neuerdings wird der größte Strom der Erde auch von Dampfern befahren, und so kann es nicht fehlen, daß Para, ohnehin gegen alle Concurrenz nebenbuhlerischer Plätze gesichert, eine Stellung zum Gebiete des Amazonas erringen wird, wie Neu-Orleans sie für das Mississippi-Land, Calcutta für den Ganges hat. Es muß nothwendig ein großer Welt-Stapelplatz werden. Die Brasilianer von portugiesischer Abkunft sind freilich nicht die Leute, welche der Stadt eine große Zukunft sichern könnten; sie überlassen das der Energie und den Geldkräften der Ausländer, welche denn auch allmälig in immer größerer Zahl sich einfinden. Der allmächtige Dampf wird am Amazonenstrom eine völlige Umgestaltung bewirken.

Ich eilte ans Land, um die Stadt näher zu betrachten. Das Innere entsprach dem prächtigen Anblick, den Para vom Strome her aus der Ferne gewährt, keineswegs, die Gassen sind eng und schlecht gepflastert; die Häuser klein und ohne ein zweites Stockwerk. Glasfenster wären in diesem Klima überflüssig. Mir begegneten, gleich als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, Leute mit großen Körben auf dem Kopfe. Sie boten Ananas, Orangen, Bananen, Mango und andere tropische Früchte feil; Neger von kolossalem Körperbau schleppten gewaltige Lasten, unter deren Druck sie fast erlagen, und schöne Frauen sahen munter von den Tragsesseln herab, in denen sie mit Anmuth sich gleichsam wiegten. Am Ende einer langen Gasse begegneten mir viele Schwarze mit großen Kisten, welche sie zum Werft schleppten. Diese Hafenarbeiter, in Para Ganhadores genannt, sind keine Sclaven; sie helfen beim Ein- und Auslaufen der Schiffe und erscheinen ganz unentbehrlich, da man zum Fortschaffen von Lasten sich der Pferde und Wagen nur selten bedient. Die Ganhadores bilden eine Art von Innung und stehen unter einem besondern Capitän. Bis zum Gürtel sind sie unbekleidet, und wenn sie langsamen Schrittes daher gehen, singen sie in eintöniger Weise und schlagen mit den Händen den Tact dazu.

Ich war zur gelegenen Zeit nach Para gekommen. Ein deutscher Landsmann, der mich gastfrei in seinem Hause aufnahm — Wirthshäuser sind nicht vorhanden — erzählte mir viel von kirchlichen Festen und Feierlichkeiten eigenthümlicher Art, welche in den nächsten Tagen stattfinden würden. Bis dahin hatte ich Zeit, mich in Bezug auf Stadt und Menschen einigermaßen zu orientiren. Para mag, so viel ich abnehmen kann, eine Bevölkerung von fünfzehn- bis achtzehntausend Seelen haben, weiße, angeblich weiße, rothe, schwarze, olivengrüne, mahagonibraune, und was weiß ich noch für welche. Zwar der wirklich Weiße thut sich viel darauf zu Gute, daß nur „blaues" Blut in seinen Adern fließe, aber eine Aristokratie der Hautfarbe, wie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wird hier nicht anerkannt. Als ich dem Präsidenten der Provinz Para vorgestellt wurde, fand ich in Seiner Excellenz einen wollköpfigen Mulatten. — An schönen Gebäuden ist Para arm; die Kathedrale ist sehr geräumig und mit großer Pracht ausgeschmückt, als architektonisches Kunstwerk hat sie jedoch keine Bedeutung. Ich sah sie stets von Bettlern umlagert, die, gleich den Ganhadores, eine besondere Gilde oder Innung bilden, freilich eine sehr überflüssige. Ihre Zahl ist so beträchtlich, daß sie, in Folge polizeilicher Anordnung, nur am Sonnabend die Erlaubniß haben, ihrer Nebenmenschen Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Indessen lehrt der Augenschein, daß sie auch an anderen Wochentagen ihrem Gewerbe obliegen.

— An kirchlichen Feierlichkeiten mangelt es in Para keineswegs. Das große Nazarefest dauert vierzehn Tage, und während dieser Zeit sind die Läden geschlossen; Niemand findet Zeit sich um Geschäfte zu kümmern, da alle Volksclassen sich auf das Lebhafteste betheiligen. Ich habe über den Ursprung dieses Festes Folgendes erfahren:

Digitized by Google

Vor langen, lieben Jahren ritt in Portugal ein Mann über das Blachfeld. Da sah er in der Ferne einen Hirsch grasen, den er mit solcher Hitze verfolgte, daß er für alles Andere kein Auge mehr hatte. Das Wild rannte einen hohen Felsen hinauf und stürzte in den Abgrund, der Reiter sprengte nach, und kam erst zum Bewußtsein, als er nur noch wenige Schritte vom Rande des Felsens entfernt war. Menschliche Hülfe konnte ihn nicht retten; da hob er seine Arme empor und rief: „Heilige Jungfrau, rette du mich!" Er wurde erhört, das Roß blieb wie angebannt vor dem Abgrunde stehen, und der Reiter am Leben. Deß zum Angedenken sei das große Fest eingesetzt worden. Das Sagenhafte dieser Erzählung leuchtet auf den ersten Blick ein; ein Portugiese wußte mir auch eine andere Veranlassung mitzutheilen. Bei Para lebte ein durch Andacht und Frömmigkeit bekannter Mulatte, Namens Placido, der ein einfach geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau hoch in Ehren hielt. Als er dem Tode nahe war, vererbte er das Heiligthum auf einen seiner Verwandten, der dasselbe in einer Einsiedelei im Wald aufstellte. Im Fortgange der Zeit wurde dieselbe ein besuchter Wallfahrtsort, und im Jahre 1793 befahl der Statthalter, dort alljährlich ein großes Fest zu feiern. Ich war, wie gesagt, zu rechter Zeit gekommen, um demselben beizuwohnen.

Gegen Abend bildet sich eine große Procession in der Stadt, welche nach dem Largo de Nazere zieht, wo das wunderthätige Bild steht. Den Zug eröffnen Reiter; hinter ihnen wird ein von Ochsen gezogener Triumphkarren geführt, aus welchem junge Männer Raketen und Schwärmer werfen. Zunächst diesem Gefährt zieht eine Musikbande vor einem Bataillon Soldaten; dann folgt der Präsident auf reich geschmücktem Rosse; hinter ihm hält ein Priester das heilige Bild, um welches die andächtige Menge sich drängt. Bunt genug ist diese; vom Europäer im schwarzen Frack bis zum Negerkinde, das kein anderes Kleid trägt als jenes, welches die Natur ihm verliehen, sind alle möglichen Farbeschattirungen und Stände bei diesem Umgang vertreten. Sobald das Bild an seiner geweiheten Stätte anlangt, stimmt die Menge einen Gesang an; und in dieser Weise werden die Festlichkeiten zwei Wochen lang Tag für Tag wiederholt, denn Jeder will in der kleinen Kapelle die Bänder küssen, mit welchen das Bild geschmückt ist. Allabendlich schwimmt die Stadt in Freudenjubel. Denke dir den klaren tropischen Himmel und den leuchtenden Mond über dem Haine von Nazere; da stehen die schlanken Palmen, die Luft fächelt Wohlgerüche aus dem grünen Walde, in welchem leuchtende Insecten umherschwirren. Die südliche Nachtigall läßt sich auch durch Raketengeprassel nicht einschüchtern, und haucht ihre sanftmelancholischen Töne in die balsamische Nacht hinaus. In der Ferne erschallt Musik, ich gehe näher und sehe beim Fackelschein Weiße, Indianer und Neger in buntem Wirbel sich drehen. Neben dem Tanzplatze sind Zelte aufgeschlagen, hier wird getrunken, dort Billard gespielt, und was mich bei einem kirchlichen Feste billig Wunder nehmen kann, man spielt Hazard um hohes Geld. Aber das ist von Altersher in spanischen und portugiesischen Landen einmal der Brauch. Ein Officier hat in seinem Zelte zwei Hangmatten aufgehängt, in der einen wiegt er sich, in der andern eine wunderschöne Indianerin, welche ihm eben eine brennende Cigarre reicht; ihr prächtiges Haar umfließt einen Nacken von schönster Form. Ich ging an jedem Abend zu dem Hain hinaus und sah das heitere Treiben an. So viel wurde mir in den ersten Tagen klar, daß man zu Para unter dem Aequator das Leben sehr leicht nimmt, und daß germanischer Ernst dort sicherlich nicht an seinem Platze wäre.

Doch ich erinnere mich, daß man in Para auch ein Fest feiert, das uns an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge mahnt, die Festa dos Ossos, das Fest der Gebeine, welches freilich erst nach Ablauf einiger Jahre wiederkehrt. Zur anberaumten Zeit wird die Kathedrale glänzend beleuchtet, in ihrer Mitte erhebt sich ein kolossaler schwarzbehängter Sarg. Den ganzen Tag über ist die Kirche mit Andächtigen gefüllt; erst gegen Abend erscheint die Bruderschaft der Reuigen in grobem Gewand. Sie kommt vom Gottesacker, wo sie eben eine Menge Menschenknochen aus den Gräbern hervorgescharrt hat, welche sie nun zur Stadt bringt. Jeder Bruder trägt in der einen Hand eine Fackel, in der andern hält er Knochen. So ziehen die Reuigen in die Kirche, werfen unter Gesang oder Gebet das Menschengebein in den großen Sarg, die Orgel ertönt, und damit ist ein Fest zu Ende, welches in jenem zu Ehren des heiligen Geistes einen scharfen Gegensatz findet. Bei diesem ist Alles heiter, froh und belebt; überall wird das Bild der Taube umhergetragen, die Kirchen sind freundlich ausgeschmückt und Abends alle Häuser erleuchtet. Auch zur Faschingszeit ist Alles Freude und Lust, und am Palmsonntage jede Straße mit Blumen und Zweigen gleichsam besäet.

Doch genug von kirchlichen Festen, und hinaus in die freie Natur!

Para's Umgegend ist noch halbe Wildniß; nur hin und wieder erscheint sie angebaut. Nichts Reizenderes läßt sich denken als die Landhäuser, welche am Walde zerstreut liegen. Die schönsten derselben gehören Ausländern. Ich nahm gern die Einladung an, in einer dieser Villen etliche Wochen zu verleben. Mein Freund aus Bahia hatte seine Handelsgeschäfte besorgt und konnte

Digitized by Google

mich begleiten. Ein halbes Dutzend Neger war mit unsern Siebensachen beladen, unter welchen Lebensmittel, namentlich Bohnen, Kartoffeln und Mehl Hauptgegenstände ausmachten. Wir selber hatten unsere Büchsflinten in besten Stand gesetzt und uns reichlich mit Pulver und Blei versehen. So verließen wir die Stadt. Außerhalb derselben kamen wir an einer langen Reihe von Hütten vorüber, die schon deßhalb einen sehr wohlthuenden Eindruck machten, weil sie sauber und überhaupt in gutem Zustande gehalten waren. Bald nachher schlugen wir uns in das Baumgewirr und erreichten nach einigen Stunden unser Land- oder besser ausgedrückt unser Waldhaus, dessen eisernes Thor von einem Negersclaven geöffnet wurde. Die Einrichtung war rasch bewerkstelligt; eine Stunde später saß ich unter der geräumigen Verandah und blies gemüthlich den Dampf meiner Havannacigarre ins Weite.

Gegen Abend betrachtete ich den Garten; er war mit allen eßbaren tropischen Früchten trefflich versorgt; ich setze keinen Zweifel in die Behauptung eines unserer Neger, daß schon Ananas im Gewicht von zwanzig Pfunden auf dem Markte von Para zum Verkauf ausgeboten worden seien.

Die Nacht brach herein. Da lag ich in meiner Hangmatte und träumte vom Amazonenstrom und von Europa zugleich. Ein leichter Luftzug strich durch die Palmen und ich dachte an unsere deutschen Eichen. Aber wie prächtig war meine Umgebung! Und wie ergreifend war es für mich, zu wissen, daß ich mich am Rande, am Anfang einer wilden Einöde befand, die sich viele hundert Stunden weit ins Innere hindehnt! Garten und Wald waren so blumig, die Vögel so munter, geschwätzig und prächtig gefiedert, die Palmen so majestätisch, die Lüfte so balsamisch, daß ich mich in ein Feenreich versetzt glaubte. Rings um mich war in der That ein Stück Paradies.

— — Am andern Morgen mit einem indianischen Waidmann auf die Jagd gegangen. Es war noch vor Sonnenaufgang, der Thau perlte auf den Blättern, der Pfad war eng und durch Ranken oft so unwegsam, daß wir mit großen Haumessern, den sogenannten Tracados, den Weg uns erst frei machen mußten. Diese Messer sind unentbehrlich; sie gleichen den Machetes der Spanier. Das erste Thier, welches ich am Amazonenstrom schoß, war ein Tukan, ein Pfefferfresser. Mein Indianer machte mich auf zwei langschwänzige Affen aufmerksam, — als er anschlug, flohen sie ins dichteste Laubwerk des hohen Baumes und versteckten sich. Aber mein Jäger wußte Rath zu schaffen. Um den Riesenbaum schlang sich, gleich einer mächtigen Schlange, eine Rebe bis in das Gezweig, eine sogenannte Affenleiter. An dieser kletterte der Indianer mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens hinauf, und bald war er hoch oben und hatte einen festen Sitz gewonnen. Die Affen hatten sich auf das äußerste Ende eines Zweiges geflüchtet und verhielten sich ruhig. Es fielen zwei Schüsse und in demselben Augenblick lagen beide Thiere zu unsern Füßen. Ich konnte sie nicht ohne tiefe Bewegung ansehen; ihre Züge trugen einen fast menschlichen Ausdruck.

— Unser Indianer ist ein vollendeter Jäger. Nie habe ich einen schöner gebildeten Menschen gesehen, — ein wahrer Apollo in allen seinen Körperformen. Die helle Olivenfarbe steht ihm vortrefflich. Er gleitet über den Boden hin, auch das leiseste Geräusch entgeht ihm nicht; was in seine Schußweite kommt, ist ganz gewiß seine Beute; er bringt mir täglich seltene Vögel und hilft mir, sie abzubalgen.

Ich muß das Klima loben. Die Atmosphäre finde ich rein, die Luft so aromatisch durchhaucht und so weich, daß man sie mit wahrer Wonne tief einathmet. Es ist ein großer Unterschied zwischen Afrika und Amerika in Bezug auf das Klima an den atlantischen Gestaden. Im Negerlande ist die ganze Guineaküste, Congo und Loango, der Gesundheit des Europäers verderbenbringend; dagegen war das ganze Gestade Brasiliens bis 1849 gesund. Erst in jenem Jahre erschien das gelbe Fieber in Rio de Janeiro, und ist seitdem auch in anderen Seestädten aufgetaucht. Para blieb noch unangetastet. Möglich, daß es von dieser fürchterlichen Geißel nicht verschont wird; dann aber ist sie doch nur eine Ausnahme, denn ansteckende Krankheiten sind übrigens nicht vorhanden, Lungenübel ganz, Rheumatismen so gut wie unbekannt. Die Temperatur ist das ganze Jahr hindurch ziemlich stätig, weist keine schroffen Uebergänge zwischen Hitze und Kälte auf, sie wechselt vom Anfang bis Ende des Jahres kaum um zwanzig Grad Fahrenheit, und steigt nicht über neunzig.

Ein Nachtschlaf in freier Luft bedeutet an der Küste von Guinea so viel als Selbstmord, bei Para schliefen wir während der nassen wie der trockenen Jahreszeit bei Tag und Nacht, in der Verandah, ohne uns je auch nur erkältet zu haben.

Als wir unsern lieblichen Landsitz verließen, erschien ein Abgesandter, der für unsere sämmtlichen Nachbarn Audienz erbat. Wir gewährten sie gern. Es zogen ihrer etwa vierzig bis fünfzig auf, zur guten Hälfte weiblichen Geschlechtes. Voran gingen einige Geistliche in scharlachrothem Gewande, hinter ihnen Jungfrauen mit Blumengewinden, dann folgten Männer und Kinder, allesammt Sträuße in den Händen tragend. Es handelte sich um Geschenke, die wir zum Abschied geben sollten. Zuerst wurde uns ein silberner Teller entgegengestreckt, wir legten alles Geld, über welches wir im Augenblicke verfügen konnten, als

Digitized by Google

Opfergabe darauf. Dann wurde der Teller abermals hergereicht. Ich hatte nichts weiter zu geben, als ein Päckchen Cigarren; diese opferte ich und fand zu meiner großen Freude, daß sie sehr willkommen waren. Zum dritten wurde Wein gefordert, und ich ließ ihn geben. Das Alles ging wunderbar glatt und höflich ab, und zum Lohn für meine Willfährigkeit überreichte mir eins der hübschesten Indianermädchen ein Heiligenbild und einen Blumenstrauß. Als diese liebenswürdigen Nachbarn abzogen, waren Küche, Keller und Cigarrenkiste rein ausgeleert. Es war ein Abschiedsbesuch, wie die gute Landessitte ihn nun einmal verlangt.

Wir kehrten nach Para zurück, wo ich etwa eine Woche lang mich aufhielt. Dann aber zogen der Strom und der Wald mich wieder an, und wir beschlossen eine etwa zwölf Stunden von der Stadt entfernte Zuckerpflanzung zu besuchen. Sie heißt Caripe und liegt auf einer Insel.

An einem heitern Abend bestiegen wir unsern Nachen und ruderten mit der Ebbe stromab durch ein Labyrinth von kleinen Eilanden. Dann bogen wir in einen Nebenarm ein und steuerten bis Tagesanbruch gegen den Strom. Nie habe ich die tropische Landschaft prächtiger gesehen als an jenem Morgen, nie habe ich mich so leicht, so wohl, so frisch gefühlt. Allmälig wurde der Stromarm breiter, doch trat das Ufer nicht so weit zurück, daß das Auge nicht deutlich die Hütten der Indianer hätte unterscheiden können. Diese leichten Gebäude ruhen auf Pfählen, sind mit Rohr oder Palmblättern gedeckt und vorne der ganzen Länge nach offen, so daß der vorbeirudernde Schiffer deutlich sieht, was im Innern dieses lustigen Hauses vorgeht. Ich bemerkte, daß auf den Dächern gezähmte Affen und Papageyen tändelten.

Hin und wieder begegneten uns kleine Montarias; sie wurden von halbbekleideten Indianern gerudert. Es gewährt ein nicht geringes Interesse, die Bauart der verschiedenen Fahrzeuge zu beobachten, welche den Amazonenstrom befahren. Ich habe schon gesagt, daß eine Montaria nichts weiter ist als ein ausgehöhlter Baumstamm; manche dieser Nachen sind so leicht, daß zwei Männer sie mit Bequemlichkeit forttragen, andere dagegen so groß, daß sie bis zu zwanzig Ruderern fassen. Mit Aufmerksamkeit betrachtete ich ein großes phantastisches Schiff, das weit aus dem Innern, vom Rio Negro, herkam. Es glich in mancher Beziehung einer chinesischen Dschonke, war vorne und am Hintertheil viereckig und in seltsamer Weise bemalt. Auf dem Deck hatte es Cajüten aus Palmblättern; der Steuermann trug einen Hut mit einem ungeheuren Rande, rauchte Tabak aus einer sehr langen Pfeife, und steuerte doch äußerst bequem seine plumpe Arche. Die Mannschaft bestand aus Schwarzen, aber was für Ladung hatte das Schiff? Da wir demselben nahe kamen, so schwand mir in dieser Beziehung jeder Zweifel. Ich sah, daß eine Anzahl unglücklicher Indianer zu zweien an einander gejocht waren gleich dem Vieh, noch mehr, man hatte sie mit den Füßen in große Holzblöcke geschmiedet. Man sagte mir, sie seien Verbrecher und würden nach Para geschafft, um dort erst bestraft und dann auf zeitlebens unter die Soldaten gesteckt zu werden. Ein erfreulicheres Bild boten mehrere an Bord befindliche Mädchen vom Rio Negro, und die lustig am Mast und am Takelwerk kletternden Affen, welche auf den Schiffen der Eingebornen eben so wenig fehlen, als die lärmenden Papageyen.

Bald nachdem jenes Fahrzeug an uns vorüber war, gelangten wir in den Hauptarm des Stroms, der hier zwischen dem Festlande und der großen Insel Marajo reichlich sechs Stunden breit ist. Kaum zwanzig Minuten später waren wir an Ort und Stelle. Caripe gefiel uns schon auf den ersten Blick, das Haus war sauber und in gutem Stande, die Gegend entsprechend und von mannichfaltiger Scenerie; Garten, Wald, Zukkerfelder, Wasser waren dicht beisammen.

In der Einsamkeit, wie wir sie suchten, nimmt das Jagdvergnügen einen stehenden Platz in der Tagesordnung ein. Am Tage nach unserer Ankunft schoß ich ein Paca, ein Thierchen von röthlich brauner Farbe, an den Seiten weiß gestreift, und etwa so groß wie ein Haase. Es pflegt nur bei Nacht auszugehen und den größten Theil des Tages zu verschlafen; es läßt sich zähmen, und sein Fleisch gilt für einen Leckerbissen. Wir fingen auch ein Armadill, das du wohl auch schon in den Menagerien gesehen hast; auch dieses Thier ist unschädlich.

—— Wir unternahmen einen Ausflug nach der obenerwähnten Insel Marajo, welche unter dem Aequator, völlig in der Mündung des Amazonenstroms, in einer Länge von achtzig Stunden sich hindehnt. Man hat sie sehr bezeichnend die Blumeninsel genannt; auf ihren Wiesen tummeln sich zahlreiche Heerden wilder Pferde; vor einigen Jahren hatten sie sich dermaßen vermehrt, daß man sie zu tausenden jagte und lediglich der Häute wegen abschlachtete. Auch verwilderte Rindviehheerden beleben das große Eiland. Wir fuhren auf einem Schooner, der von dem Gute Jungcal regelmäßig Hornvieh nach Para brachte. Der Schiffsführer, ein Vollblut-Indianer, der sich Gaviono nannte, zeigte nichts weniger als Spuren von der melancholischen Gemüthsart seiner Stammesgenossen. Wenigstens so lange die Sonne schien, war er munter und äußerst gesprächig, erzählte Geschichtchen und musicirte; nach Sonnenuntergang dagegen war er stumm

Digitized by Google

wie ein Fisch und verließ die Hangmatte nicht. Seine Stimme klang sehr angenehm und volltönig; die Gesänge, mit welchen er uns erfreute, waren sein eigenes Werk, und ich kann nur bedauern, daß ich nicht musikalisch genug bin, um diese Tonweisen auf das Papier zu bringen. Es war in ihnen etwas ungekünstelt Liebliches, eine naturwüchsige Anmuth, und dabei doch auch so viel Fremdartiges und Absonderliches, daß diese Melodieen einen wunderbaren Eindruck machten. Man hörte es ihnen wohl an, daß sie aus der Wildniß stammten. Er begleitete seine Gesänge mit Guitarrespiel. Um zu begreifen, wie solche Indianergesänge den Europäer so mächtig ergreifen konnten, vergesse man nicht, daß sie in sternenheller Nacht in das Rauschen des Amazonas hineintönten.

Wir ankerten allemal bei Einbruch der Dunkelheit, weil für kleine Fahrzeuge die Schiffahrt bei Nacht und hoher Fluth nicht ohne Gefahr ist. Am dritten Morgen befanden wir uns bei der lieblichen Insel Mexicana, die zwar eine Länge von zwanzig Stunden hat, aber nur von wenigen hundert Menschen bewohnt wird. Auch hier sind die Heerden verwildert; in den Wäldern streifen viele Jaguare umher, in den Gewässern wimmelt es von Alligatoren. Für Naturforscher wäre gerade auf dieser Insel eine ergiebige Ausbeute, namentlich für Ornithologen und Ichtyologen; auch für den Alterthumsforscher bietet Mexicana einiges Interesse. In der Mitte der durchweg flachen Insel erhebt sich ein nicht unbeträchtlicher Erdhügel, an welchen sich mancher Aberglaube knüpft. Ein Engländer ließ nachgraben, und fand schon in einer Tiefe von zwölf Fuß eine Anzahl irdener Schalen; weitere Nachforschungen brachten große irdene Urnen zu Tage, in denen man aschenartigen Staub fand, verwitterte Knochen, auch Ueberbleibsel von Pfeilen und Bogen. Es erleidet somit keinen Zweifel, daß einst auf diesem Eilande ein Indianerstamm wohnte, von dem keine andere Spur mehr übrig ist, als jener einsame nun entweihete Erdhügel.

Am andern Tage betrat ich die Insel Marajo. Wir fuhren ein kleines Gefließ hinauf bis Jungcal. Die Landschaft war malerisch; hier trat der Urwald hart ans Ufer, und dichtbelaubtes Gezweig über das Wasser hinaus, einen schattigen Baldachin bildend; dort war eine lichte Fläche, in deren Mitte junge Palmen wachsen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährten die jungen Alligatoren, welche in nicht geringer Zahl am Ufer lagen und sich sonnten; ab und an tauchte ein ausgewachsenes Ungeheuer aus der Fluth und schnappte nach Luft. Diese Thiere sind besonders in den Gewässern von Marajo sehr häufig; wer sie zum erstenmale am Gestade liegen sieht, glaubt Holzbalken zu erblicken. Im Wasser bewegen sie sich mit äußerster Schnelligkeit.

Jungcal ist ein armseliger Weiler; die Hütten haben Dächer von Palmblättern, gewähren aber Schutz genug gegen Regen und Sonnenstrahlen. Ringsum ist Alles vollständige Wildniß, so vollständig, daß sie gar nichts zu wünschen übrig läßt. Auch an der innern Einrichtung der Hütten würde ein Romantiker ohne Zweifel große Freude gehabt haben; war sie doch so liebenswürdig einfach! Die Sage, daß es Stühle oder gar Sophas auf Erden gebe, war niemals bis zu den Bewohnern der Insel Marajo gedrungen, eben so wenig die Kunde von einem Bette oder irgend etwas, das demselben ähnlich wäre. Die Hangmatte ist Alles in Einem. Jungcal zählt etwa fünfzig Bewohner, die sich in ihrer Abgeschiedenheit vollkommen glücklich fühlen. Es sind Schwarze, Rothe und Mischlinge; sie sind selig, wenn sie am Abend Tabioca mit Milch und Zucker essen oder vielmehr trinken. Diese Speise ist eben so nahrhaft als wohlschmeckend.

Als wir am ersten Morgen in Jungcal unser Frühstück nahmen — Fisch, eine gebratene Ente, Mandiocamehl und Kaffee, — brachte uns ein Jäger einen weißbrüstigen Pfefferfresser (Ramphastos brasiliensis). Es gibt nicht weniger als fünf und zwanzig Species von Tukans; unser Exemplar war volle sieben und zwanzig Zoll lang, wovon allein auf den Schnabel neun Zoll kommen; sein Gefieder ist glänzend schwarz; die Federn an der Kehle sind ungemein fein und von reinstem Weiß; der Schnabel ist roth und gelb, aber diese Farben verblassen, wenn das Thier gestorben ist. Die Tukans nähren sich von Früchten, wenn man sie gezähmt hat, fressen sie auch Fleisch. Am liebsten ist ihnen die Assaybeere, welche sie erst mit dem Schnabel fassen, dann einige Fuß hoch in die Luft werfen, auffangen und ohne Weiteres verschlucken. Dieser Vogel sitzt zumeist auf den höchsten Zweigen der Bäume und streckt die Spitze des Schnabels gegen den Wind. Er kann wegen der Größe des Schnabels und der eigenthümlichen Construction seiner Augen nur solche Gegenstände erkennen, welche in seiner unmittelbaren Nähe sind, von der Seite aber sieht er äußerst scharf. Ein Jäger, der diesen Umstand außer Acht läßt, wird ihn nie erlegen. Der Pfefferfresser hat sein Nest in hohen Bäumen; das Weibchen legt nur zwei Eier und vertheidigt dieselben sehr erfolgreich gegen Affen, Schlangen und andere Reptilien.

Da ich in ornithologische Bemerkungen hineingerathen bin, so will ich gleich noch Einiges hinzufügen. Als wir eines Morgens über die mit Gras bewachsene Fläche gingen, welche den Wald von unseren Hütten trennt, flatterten scharlach-

Digitized by Google

rothe Ibis und sogenannte Löffelschnäbel vor uns auf. Einer der letzteren wurde geschossen. Die Ornithologen schätzen diesen Vogel—Phatalea ajaja—sehr hoch, denn er ist selten und hat ein wundervolles, hellrothes Gefieder; an den Schwingfedern ist er vom schönsten Karmoisinroth. Der vier bis sechs Zoll lange Schnabel hat Aehnlichkeit mit einem Löffel; daher der Name. Dieser Vogel lebt einsam und nährt sich am liebsten von Fischen; wer ihn jung einfängt, mag ihn zähmen, wird aber keine Freude an ihm haben, da er sich uninteressant benimmt, und sein Gefieder an Pracht verliert; auch ist sein Fleisch zäh und so gut wie ungenießbar.

Auch die Botaniker würden mich um meinen Aufenthalt auf der Insel Marajo beneidet haben. Schon der Palmen wegen, die unser deutscher Landsmann Martius so vortrefflich beschrieben hat. Allein in der Provinz Para sind jetzt mehr als sechzig Palmenarten bekannt, und wie wenig ist diese reiche Gegend erforscht worden! Häufig ist der sogenannte brasilianische Nußbaum, Bertholletia excelsa, dessen Früchte unter der Benennung Para-Nüsse auch in den europäischen Handel kommen. Der prächtige Baum bildet eine Hauptzier dieser Gegend und erreicht eine Höhe bis zu achtzig Fuß. Die Frucht-Kapsel hat einige Aehnlichkeit mit der Cocosnuß, ist etwa so groß wie ein Kindskopf und außerordentlich hart. Jede einzelne enthält zwölf bis zwanzig Stück der bekannten dreieckigen Nüsse, die dicht zusammen liegen. Wenn die Zeit ist, in welcher sie reif sind, geht man nicht gern dorthin wo die Bäume stehen, weil das Herabfallen der großen Früchte leicht den Kopf beschädigt. Die Eingebornen schützen sich gegen Verletzungen dadurch, daß sie eine Art von Schilddach über sich halten, wenn sie die Nüsse sammeln.

Der Cacao ist in der Provinz Para einheimisch; ebenso der Kanonenkugelbaum,—Couroupita guianensis,—mit seinen prächtigen großen Blumen, deren Purpurfarbe weithin scheint; sie verbreiten einen sehr angenehmen Duft. Die Frucht des Baumes ist vollkommen rund und hat Aehnlichkeit mit einer Kanonenkugel, daher der Name; ohnehin gibt die Frucht, wenn sie aufspringt, einen Knall von sich.

Einen wahren Schatz, eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums bildet der Baum, aus welchem das Gummi elasticum gewonnen wird. Schon jetzt führt Para mehr als dreimalhunderttausend Paar Gummischuhe aus; das Rohproduct wird in großer Menge von Fremden, namentlich von den Nordamerikanern ausgeführt, und der Handel mit diesem für die Gewerbsamkeit so wichtigen Artikel wird von Jahr zu Jahr bedeutender. Dieser Seringa-Baum, Siphilla elastica, wird bis zu achtzig, ja wohl bis zu hundert Fuß hoch, und gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Der Stamm ist vollkommen rund, glatt, und hat eine helle Rinde. Die Blätter stehen je zu dreien in Büscheln bei einander, sind dünn, eiförmig und zehn bis vierzehn Zoll lang. Die Frucht gleicht einem Pfirsich und wird, obwohl sie keineswegs schmackhaft ist, von Thieren gern gefressen; sie enthält drei schwarze Nüsse. Den Saft, welcher das Gummi elasticum gibt, zapft man in ähnlicher Weise ab, wie in Europa den Saft der Birke oder in Nordamerika jenen des Zuckerahorns. Wenn der Stamm angebohrt wird, quillt eine gelbliche, milchartige Flüssigkeit heraus, die man in kleinen irdenen Gefäßen auffängt und später in größere Geschirre thut, in welchen sie bis zum Gebrauch aufbewahrt wird. Die Gummischuhe bereitet man in folgender Weise. Denke dir einen Wald, der zumeist aus solchen Seringa- oder Gummibäumen besteht. Eine Anzahl von Eingeborenen ist in lebhafter Thätigkeit. Der Eine rührt mit einem Stecken den Inhalt eines Kessels um, welcher über einem Feuer hängt. Es ist dieselbe Flüssigkeit, welche dem Seringabaume abgezapft wurde. In den Kessel steckt ein anderer eine mit Thon überzogene und mit einer Handhabe versehene Form, welche sich mit der Flüssigkeit überzieht. Darauf nimmt ein anderer Arbeiter diese Form und hält sie im Rauch, den er durch Verbrennen eines Palmholzes erzeugt. Dadurch erhält das Gummielasticum eine dunkle Farbe. Nun wird die Form abermals in den Kessel getaucht und das Verfahren so lange wiederholt, bis der Gummiüberzug die gehörige Dicke erlangt hat. An einer andern Stelle im Walde sah ich eine Anzahl indianischer Mädchen, welche allerlei Figuren, zum Beispiel Blumen, in die noch weiche Oberfläche vermittelst ihrer Daumennägel eindrückten. Zuletzt stellt man die auf solche Weise verfertigten Gummischuhe in die Sonne, um sie trocknen und hart werden zu lassen. Die Eingeborenen nennen das Gummi elasticum Kahutschu; die Europäer haben daraus das verderbte Wort Kautschuk gemacht.

—— Du wirst dir selbst sagen können, daß ich mit den Thieren des Waldes und der Fluth häufig in Berührung kam; auch mit solchen, deren Nähe für uns Menschenkinder aus civilisirten Gegenden etwas Unheimliches hat. Aber wer wäre je in einer südamerikanischen Wildniß umhergestreift und hätte nicht mit Jaguars nähere Bekanntschaft gemacht? Gerade von diesen Thieren, welche der Brasilianer als „Onzen" bezeichnet, wimmelt es gleichsam auf Marajo, und die Bewohner stellen ihnen um so mehr nach, da das schöngefleckte Fell in Para gut bezahlt wird. Ich

Digitized by Google

war Zeuge, wie einige Indianer einen Jaguar verfolgten. Er flüchtete sich auf einen Baum und verbarg sich im Gezweig. Aber die Jäger kletterten ihm nach und erstachen ihn mit speerartigen Lanzen, so daß sein Fell möglichst wenig beschädigt wurde. Sie schleppten den erlegten Feind im Triumph nach Jungcal. Ueber den Jaguar findest du in Naturgeschichten und Reisebeschreibungen Ausführliches; ich füge nur bei, was mir ein alter Jäger erzählte. Auf Marajo ist kein Fall bekannt, daß ein Jaguar von selbst und ohne gereizt zu sein einen Menschen angegriffen habe; dagegen richtet er bei Nacht unter den Viehheerden oft die blutigste Verwüstung an. Wird er gereizt, so setzt er sich zur Wehr and zeigt einen hohen Grad von Muth und Wildheit. Die Eingebornen fürchten sich wenig vor ihm, und man versicherte mich, daß sie ihm zuweilen die Fangschnur überwerfen und ihn vermittelst derselben erwürgen.

Eines Abends entstand im Walde ein fürchterliches Geräusch. Doch nein, dieser Ausdruck paßt nicht, es war vielmehr ein Höllenlärm mit obligatem Donnergebrüll und Sturmesbrausen. Man konnte buchstäblich sein eigenes Wort nicht hören. Als eine Pause eintrat, fragte ich meinen Begleiter, einen portugiesischen Aufseher, was denn im Walde vorgehe? Die in gleichgültigem Tone gesprochene Antwort lautete: „Nichts Ungewöhnliches; ein Rudel Guaribas oder Brüllaffen ist aus der Ruhe aufgeschreckt worden und gibt darüber ihr Mißvergnügen kund. Diese Thiere sehen freilich aus wie der Teufel, und Sie hören selbst, wie diabolisch sie lärmen; im Uebrigen sind sie jedoch äußerst harmlos. Angenehme Nachbarn kann man sie freilich nicht nennen, da sie gerade zur Nachtzeit diese grauenvollen Lieder singen. Sie werden noch öfter Gelegenheit haben, dergleichen Serenaden zu hören." Du begreifst, daß ich schon an einem einzigen Conzerte vollauf genug hatte. Diese Guaribas sind sehr groß und haben zottiges schwarzes Haar. In denselben Wäldern lebt der sogenannte Predigeraffe, von dem man erzählt, er klettere zuweilen auf die höchsten Zweige der Bäume, um dort unter erbaulichen Gesticulationen einer zahlreichen Versammlung seiner Brüder gewissermaßen Reden zu halten. Und wenn er seinen Vortrag vollendet habe, so stimme die ganze Versammlung eine Art von Chorgeheul an, dem sich freilich harmonische Melodie nicht nachrühmen lasse. Plötzlich trete Stille ein und der Redner beginne wiederum. Ich bin nicht Augen- und nicht Ohrenzeuge eines solchen Auftrittes gewesen, und melde nur, was die Eingebornen als sicher und ausgemacht berichten.

Aber ein Abenteuer, das ich selbst erlebte, will ich doch nicht mit Schweigen übergehen. Wir hatten unserm Schiffsführer Gaviono, der nach Para zurücksteuerte, Lebewohl gesagt, und fuhren mit unserm Nachen durch einen engen Stromarm nach Jungcal zurück. Aus dem Urwalde ertönte ein Geräusch, wie es die Affen zu machen pflegen. Mein Gefährte konnte dem Gelüste nicht widerstehen, mitten hinein in das lustige Völkchen einen Schuß zu feuern. Ich gedachte der leidenden Züge des ersten Affen, den ich im Lande gesehen hatte und mochte nicht theilnehmen; ich blieb zurück und hütete den Nachen, den wir dicht an's Ufer legten. Nach einiger Zeit fielen zwei Schüsse, und gleich darauf vernahm ich das gellende Geschrei von hundert und aber hundert aus der Ruhe oder aus heiterm Spiel aufgeschreckten Affen. Mein Freund schrie um Hilfe. Ich sprang aus dem Boote und eilte in den Wald, um unserm Landsmanne beizuspringen. Welch ein Auftritt bot sich mir dar? Der kecke Schütze war auf allen Seiten von wüthenden Affen umringt, und von allen Bäumen kletterte frischer Zuzug herab. Er wehrte sich tapfer und schlug mit dem Kolben wie ein Verzweifelter um sich. Und wirklich war seine Lage bedenklich genug; denn was wäre aus ihm geworden, wenn die beleidigten Thiere ihn überwältigten? Sie heulten und kreischten und knirschten mit den Zähnen; offenbar hatten sie ihm Tod und Verderben geschworen. Meine Hilfe kam zu rechter Zeit. Als ich mit beiden Läufen in die dichte Affenmasse hineingefeuert hatte, rannte die ergrimmte Schaar nach allen Seiten hin auseinander, und wir konnten ohne weitere Gefährde unser Boot besteigen, in welches wir eiligst noch einige der erlegten Gegner hineinwarfen, um sie am Abend ihrer Haut zu berauben.

Nicht wahr, das klingt wie eine Jagdgeschichte? Und doch ist sie nicht erdichtet. Ich will dir noch eine andere erzählen, ganz so wie ich sie aus dem Munde meines Gewährsmannes habe.

„Einst ruderte ich ganz allein mit meinem kleinen Boote von L'Aranjeira stromauf. Es war ein wunderschöner Tag und die Luft so hell und durchsichtig, daß man die kleinsten Gegenstände auf eine weite Entfernung hin zu erkennen vermochte. Am Himmel war auch nicht die leichteste Wolke sichtbar; Alles schien zu ruhen, kaum daß ein Insekt umherschwirrte. Die Vögel hatten sich in den kühlenden Schatten geflüchtet, die vierfüßigen Thiere ruhten in ihren Schlupfwinkeln. Ich ließ meinen Nachen eine Weile treiben, das Ruder war meinen unthätigen Händen entglitten. Plötzlich weckte mich ein unsanfter Stoß aus meinen Träumereien; ich sprang rasch empor, hielt den Kahn im Gleichgewicht, aber meine Jagdtasche und mit ihr mein Pulver-

Digitized by Google

beutel fiel über Bord. Zwar gelang es mir Beides zu retten, indeß Pulver und Zündhütchen waren naß geworden, und ich mußte sie in der Sonnenhitze trocknen. Der Fluß wurde immer schmäler, die Ufer traten so nahe aneinander, daß nur wenige Ellen Zwischenraum blieben. Zur linken Seite hatte ich nun einen dichten Hain von Mangrovebäumen, zur rechten Urwald. Wohin war ich gerathen? Ich hatte mich bei der Hitze des Tages durch starkes Rudern ermüdet und versank unwillkürlich in tiefen Schlaf, aus dem ich, der Himmel mag wissen nach wie langer Zeit, durch einen heftigen Ruck emporgeschreckt wurde. Mein Boot war auf eine Sandbank gerannt und saß, da eben Ebbe war, wie angenagelt. Was sollte ich anders thun als in möglichster Geduld den Eintritt der hohen Fluth abwarten, die allein mich flott machen konnte? Indessen nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. Ein von zwei Indianerinnen geruderter Nachen kam vorüber und erlöste mich. Wohlgemuth steuerte ich weiter. Da sah ich, etwa fünfzig Schritt von mir entfernt, etwas im Wasser sich bewegen. Was das war, wußte ich nicht, aber ich beschloß, der Sache vermittelst eines gutgezielten Schusses auf die Spur zu kommen. Etwas Pulver und einige Zündhütchen waren hinlänglich trocken geworden, und ich konnte laden. Eben damit beschäftigt, gewahre ich, daß ich mit einer wenigstens fünf und zwanzig Fuß langen Schlange anzubinden im Begriffe stehe, und feure beide Läufe ab. Zu meiner Freude seh' ich, daß das Ungeheuer ans Ufer schwimmt und sich dort hinlegt; aber ich lade wieder und gebe ihm, um vollkommen sicher zu gehen, eine zweite Ladung. Die Schlange war auch dadurch keineswegs erlegt, vielmehr bewegte sie sich und schwamm rasch über den Fluß nach dem entgegengesetzten Ufer. Aus ihren unruhigen Bewegungen konnte ich abnehmen, daß sie schwer verwundet war; auch krümmte und wand sie sich, als sie das andere Ufer erreicht hatte. Sie schien Luft schnappen zu wollen und sperrte den Rachen weit auf; offenbar fand sie ihre Verdauung beeinträchtigt. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung würgte sie eine große Ente hervor, die wahrscheinlich erst kurz vorher verschluckt worden war. Ich rückte dem Unthier allmälig näher, und schickte mich an, ihm noch eine volle Ladung und zwar in den Rachen zu jagen. Aber das Zündhütchen versagte! Denken Sie sich meine Lage. Die Schlange fühlte sich, nachdem die Ente ausgeworfen worden war, sichtbar erleichtert, ihre Bewegungen wurden lebhafter; sie steckte den Kopf ins Wasser und suchte mit demselben umher, vielleicht nach irgend einem Loche oder Schlupfwinkel. Am Ende ragte von ihrem Körper, der wie gesagt wohl zwölf Ellen lang sein konnte, kaum noch ein Fuß lang vom Schwanze aus dem Wasser hervor. Was sollte ich nun machen? Es wäre schimpflich gewesen eine solche Beute entrinnen zu lassen. Rasch faßte ich einen zweckmäßigen Entschluß. Ich packte mit beiden Händen den Schwanz fest und riß an ihm aus Leibeskräften. Das half denn auch. Die Schlange fand das Zerren unbequem und hob sich wieder aus dem Wasser empor. Es verschlug mir wenig, daß sie sich mit dem Kopfe gegen mich wandte und ihre gespaltene Zunge spielen ließ; auch ihr Zischen war mir so gleichgiltig wie die brennende Gluth, welche aus ihren Augen leuchtete. Ich wollte der ganzen Sache dadurch ein Ende machen, daß ich ihr noch ein paar Schüsse auf die bunte Haut brannte. Sie saßen gut und ich meinte ihr die Wirbelsäule zerschmettert zu haben. Das war aber wieder ein Irrthum, denn die Schlange lebte wohl noch eine volle Stunde lang. Am Ende ist sie mir auch noch entwischt; sie lief ins Wasser und schwamm fort, ich hatte das Nachsehen."

Ich habe diese Jagdgeschichte vom Amazonenstrom so ernsthaft angehört wie nur möglich, und keine Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit geäußert. Hoffentlich gehörst auch du nicht zu den Skeptikern und wirst nicht etwa an die berühmte Seeschlange denken.

Als mein Brasilianer eben jene Erzählung beendigt hatte, machte er mich auf einen mächtigen Alligator aufmerksam, dessen Kopf weit über den Strom hervorragte. Die uns begleitenden Indianer nahmen ihre speerartigen Harpunen zur Hand und schickten sich zum Kampfe an. Sie ruderten bis dicht in die Nähe des Tyrannen der Fluth und rannten ihm die scharfe Waffe mit großer Geschicklichkeit in den Leib. Der Alligator peitschte in wilder Wuth das Wasser, schwamm fort und zog den kleinen Indianernachen hinter sich her. Für uns Andere, die wir von unserm größern Fahrzeuge aus dem Schauspiel zusahen, hatte dieser Kampf mit dem beschuppten oder vielmehr gepanzerten Ungethüm etwas stark Aufregendes. Die Indianer zeigten nicht die mindeste Furcht, sie waren ihrer Sache gewiß. Der Alligator kam, ganz wie sie vorausgesagt hatten, nach einiger Zeit wieder auf die Oberfläche; offenbar hatte er starken Blutverlust erlitten; er wurde immer matter, man zog ihn ans Land und hieb ihm den Kopf ab, den wir als Siegeszeichen mit uns nahmen.

Die Wasserfahrten sowohl auf dem breiten Amazonenstrome wie zwischen den vielen Inseln, welche in demselben zerstreut liegen, hatten für mich einen unbeschreiblichen Reiz. Tagtäglich beobachtete ich Neues und Interessantes. Eines Tages geleitete mich mein Schiffer in ein Dickicht, in welchem der scharlachrothe Ibis nistet. Er hätte für seine Sicher-

Digitized by Google

heit keine zweckmäßigere Oertlichkeit wählen können, denn sie bildete gleichsam eine aus Pflanzen erwachsene Festung, die nach außen durch Bambus und stachelige Cactus gegen jeden feindlichen Angriff gesichert war. Alles war so durch einander verschlungen, daß wir nur vermittelst unserer großen Messer und unter schweren Anstrengungen uns einen Pfad zu bahnen vermochten. Im Innern dieser starken Festung lag, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die eigentliche Citadelle, die Burg dieser prächtigen Vögel. Dort hatte jeder Baum fünf, acht, ja bis zwanzig Nester, deren jedes ganz flach war und etwa anderthalb Fuß im Durchmesser hielt. Es besteht aus trockenen Zweigen und Wurzelfasern, die in einander verflochten und mit Blättern bedeckt sind. Als wir näher kamen, flog eine wahre Wolke dieser Vögel auf und erfüllte die Luft mit Geschrei; aber sie verließen doch ihre Horst nicht, so schüchtern sie auch sind. Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich die Zahl der von uns aufgescheuchten Vögel auf reichlich ein Tausend schätze. Der ausgewachsene Ibis hat ein Gefieder vom schönsten Karmoisinroth, nur allein die ersten Schwungfedern sind bläulich schwarz, heben sich aber gegen das Roth sehr ansprechend ab. Der Ibis bewohnt diese vegetabilischen Festungen nur in der trockenen Jahreszeit, während der Regenmonate wäre dort seines Bleibens nicht. Dann streift er in kleinen Schaaren näher und übernachtet im ersten besten Walde. Wenn man ihn jung einfängt, läßt er sich zähmen, verliert aber dann viel von der Pracht seines Gefieders. Während der Brütezeit macht der Ibis täglich einen Ausflug an die Meeresküste, wo er Nahrung sucht. Er richtet sich dabei nach Ebbe und Fluth, besucht das Gestade, wenn das Wasser zurücktritt und fliegt heim, sobald es wieder steigt. Er weiß genau die Zeit einzuhalten und kommt nie zu spät; sein Instinct ist in dieser Hinsicht bewunderungswürdig. Es gewährt einen prachtvollen Anblick, wenn Hunderte dieser schönen Vögel mit einer beinahe militärischen Regelmäßigkeit bei Sonnenschein unter dem tiefblauen Himmel dahin fliegen.

Doch ich breche hier ab, und verschone dich heute mit meinen Betrachtungen über Kolibris, Ameisen, elektrische Aale, Opossums und andere Thiere, die meiner Beobachtung eben so wenig entgingen, wie die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschenstämme, welche in diesem Lande neben und durch einander wohnen. Vielleicht sende ich dir später einmal darüber eine ausführliche Schilderung.

Meinen Zweck, die europäischen Verhältnisse mir in weite Ferne zu rücken, habe ich schon auf dem Meere und in Bahia, noch besser aber in Para erreicht, das ich nach längerem Aufenthalte ungern verließ. Aus diesem Lande kann viel werden, aber die Brasilianer sind, wie ich schon bemerkte, nicht die Leute, welche Leben und Schwung hineinbringen; das beste müssen die Fremden thun. Nicht etwa deutsche Ackerbauer, denn für diese sind tropische Niederungen nicht geeignet, wohl aber Nordamerikaner aus den südlichen Staaten. Ich wiederhole noch einmal, daß die Provinz Para ein herrliches Land ist mit bewunderungswürdiger Wasser- und Productenfülle. Sie wird sich stetig entwickeln und fortschreiten, wenn sie von bürgerlichen Unruhen verschont bleibt. Aber die einzelnen Theile des über einen halben Erdtheil ausgedehnten brasilianischen Kaiserreiches haben unter einander nur lockern Zusammenhang, und in den verschiedenen Provinzen haben sich die einzelnen Menschenracen nicht in einander eingelebt, sie sind unverschmolzen. Weder den Negern noch den braunrothen Eingebornen ist zu trauen. Ein Engländer, mit welchem ich viel verkehrte, schilderte mir mit lebhaften Farben, was er während des Aufstandes von 1835 in Para erlebt hatte. Damals brachen unter wildem Schlachtrufe Indianerhorden aus den Wäldern hervor; sie waren von der Provinzialregierung lange Zeit mit ausgesuchter Härte und Ungerechtigkeit behandelt worden, und zogen nun gegen die Hauptstadt, um Rache zu nehmen. Am 14. August standen sie vor den Thoren, zu einer Zeit, als eben indianische und schwarze Soldaten eine Meuterei angezettelt und den Präsidenten der Provinz nebst andern hohen Beamten ermordet hatten. Der Ausbruch dieses Aufstandes kam ganz unvermuthet; indessen griffen die Bürger zu den Waffen und vertheidigten sich, unterstützt von der Mannschaft eines gerade im Hafen liegenden englischen Kriegsschiffes. Aber am Ende behielten die Indianer die Oberhand, und Para fiel in ihre Hände. Es ist bemerkenswerth, daß sie keinem Ausländer auch nur ein Haar krümmten, obwohl sie neun Monate im Besitz der Stadt blieben, die freilich eine Art von Wüstenei war, als sie von den brasilianischen Truppen wieder erobert wurde. Seitdem ist man gegen die Indianer mit weniger Ungerechtigkeit verfahren.

Doch genug. Wohin mich nun die Wellen tragen, ich weiß es nicht, jedenfalls gedenke ich deiner und gebe dir ein Lebenszeichen. Oft fliegt ein Schmetterling aus und hat eine bestimmte Richtung, aber er kann nicht dem Sturm entgegen und wird ohne sein Zuthun anderswohin verschlagen. Was liegt daran? Ueberall blühen Blumen und überall wölbt der blaue Himmelsbogen sich über unsere Erde. Lloyd's Fam. B.

Digitized by Google

Correspondenz.

London, am 1. Mai 1854.

Der Krieg. — Sir Charles Napier. — Altersschwäche im Ministerium, der Diplomatie, der Kriegführung Englands. — Verrath oder Kindischkeit? — Hardinge, Palmerston, Graham, Aberdeen, Russel. — Schlaffheit der militairischen Maßregeln. — Lord Raglan's Laufbahn. — Literarische Notizen. — Die englische „Reserve" eine Ursache von Verbrechen.

Während wir den Tagesblättern und vorzugsweise politischen Zeitschriften überlassen müssen, über den Krieg fortlaufend und regelmäßig zu berichten, ist es den Zwecken dieser Briefe nicht entgegen, einzelne ergänzende Notizen, allgemeine Betrachtungen, wie sie sich dem Beobachter aufdrängen, Biographisches, Beschreibendes, Statistisches einfließen zu lassen, wodurch das Verständniß der Ereignisse vermehrt werden kann. Wir wenden uns heute zunächst zu Sir Charles Napier, einem Manne, der, wenn er nur die Hälfte dessen leistet, was die Engländer uns und sich selbst von ihm versprechen, wohl einer ganz besondern Aufmerksamkeit werth ist.

Sir Charles Napier ist am 6. März 1786 geboren, der älteste Sohn eines Capitains Napier und Enkel von Franz, dem fünften Lord Napier. Er trat in die Flotte vor zurückgelegtem 14. Jahre ein, am 1. Nov. 1799, wurde Lieutenant 1805, erhielt 1807 den Befehl einer Brigg, „Pututsk," und bestand mit den 18 Kanonen der Brigg „Recruit" einen siegreichen Kampf gegen die französische Corvette „Diligent" mit 22 Kanonen und 140 Mann. Er verlor dabei seinen Hauptmast, hatte einen Schenkel zerschmettert, weigerte sich aber, das Deck zu verlassen. Im Jahre 1809 leistete er ausgezeichnete Dienste bei der Eroberung von Martinique, und bei der Wegnahme des „d'Hautpoult" mit 74 Kanonen. Auf Martinique bewährte er insbesondere wiederholt seinen persönlichen Muth, als er mit nur fünf Mann landete, den Wall des Fort Eduard erstieg und dort die englische Flagge aufpflanzte. Im Jahre 1813 nahm er, trotz einer hartnäckigen Gegenwehr, in Gemeinschaft mit der Fregatte „Furieuse" die Insel Ponza. Seine Dienste bei der Expedition gegen Alexandria wurden von dem befehlenden Capitain Gordon mit den Worten bezeichnet, „daß er diesem Offiziere mehr Dank schuldig sei, als Worte ausdrücken können." Von 1815 bis 1829 war Napier außer Dienst. Im Jahre 1833 folgte er dem Admiral Sartorius in dem Befehl über die Flotte Dom Pedro's und gewann einen glänzenden Sieg über die zahlreichere Flotte des Dom Miguel, nahe dem Vorgebirge San Vincent, ein Dienst, für den er mit dem Titel eines Grafen von Cap St. Vincent und dem Großkreuz des Thurm- und Schwertordens belohnt wurde. Im Jahre 1839 erhielt er den Befehl über das Schiff „Powerful" mit 84 Kanonen, dem bald die Commodoreflagge beigefügt wurde. Er wurde der Nächste im Befehl nach Admiral Stopford in dem orientalischen Krieg von 1840, führte eine glänzende Landung bei D'journie an der syrischen Küste aus (10. Sept. 1840), schlug im selben Monat den Feind bei Kelbson und beschoß und stürmte Silva mit 900 Alliirten und 500 Türken, welche Citadelle und Ringmauer, von 2700 ägyptischen Truppen besetzt, bewältigten (27. Sept. 1840). Er selbst drang an der Spitze der englischen Seesoldaten in die Barraken des Feinds ein. Ebenso schlug er am 9. October eine ägyptische Truppenabtheilung, die unter Ibrahim Pascha eine starke Stellung im Gebirge bei Beyrut eingenommen hatte. Die Uebergabe von Beyrut, die Unterwerfung der Armee Soliman Paschas waren der Erfolg. Endlich erfolgte die denkwürdige Beschießung — Zusammenschießung — von St. Jean d'Acre am 3. Nov. 1840. Diese Festung hatte lange für uneinnehmbar gegolten. Bei dieser Gelegenheit wurden Kriegsdampfschiffe zuerst angewandt. Vier solche Schiffe nahmen am Kampfe Theil, und die Raschheit ihrer Bewegungen, die wunderbare Wirksamkeit der Kugeln, die von ihnen geworfen wurden, zeigten, daß die neue Erfindung beinahe ebenso wesentliche Veränderungen in der Kriegskunst hervorbringe, als die Erfindung des Schießpulvers. Die Festung war in weniger als drei Stunden beinahe völlig zerstört. Eine Bombe sprengte ein Pulvermagazin in die Luft, wodurch angeblich 2000 Aegypter getödtet wurden. Der ganze Verlust auf der Seite der Alliirten wird auf 60 Todte und Verwundete angegeben. Napier landete hierauf in Alexandria und schloß einen Vertrag mit Mehemed Ali ab. Er erhielt russische und preußische Orden, und, was besser ist, das Parlament seines Vaterlandes votirte ihm seinen Dank. Er wurde ferner zum „Schiffsadjutant ihrer Majestät" (!) ernannt, im Jahre 1846 zum Contreadmiral, im Jahre 1853 zum Viceadmiral.

Man rühmt die Umsicht, mit welcher Napier den Vertrag mit Mehemed Ali abschloß, der zur Räumung Syriens führte, und schließlich zur jetzigen Gestaltung der Verhältnisse zwischen Aegypten und seinem Suverain in Constantinopel, und man giebt mit Bezug hierauf dem alten Seemann auch das Verdienst eines Diplomaten. Die beste Einleitung zur diplomatischen Verhandlung hat er freilich getroffen, da er den Feind schlug. Wenn er heute wieder den Feind schlagen sollte, so werden

Digitized by Google

sich die Herren Diplomaten vom Fach die Gelegenheit wohl nicht wieder nehmen lassen, den Sieg durch ihre Intriguen oder ihre Dummheit wieder nutzlos zu machen.

Napier hat viel auf die Kriegsflotte Bezügliches geschrieben; von allgemeinerem Interesse und wichtig für den Geschichtschreiber sind unter seinen literarischen Productionen wohl nur: Account of the war in Portugal between Dom Pedro and Dom Miguel, und Account of the war in Syria.

Der Admiral ist seit lange Mitglied des Unterhauses gewesen; neben seinen Angriffen auf die Mißbräuche der Admiralität (des Marineministeriums) hat er sich besonders für innere Reform „rückhaltslos" ausgesprochen. Man muß dabei freilich an keinen Radicalismus denken; ein Theil der Peeliten und Whigs spricht immer viel von Reformiren; ihr kühner und vielverehrter Führer, Lord John Russel, hat es, um seinen alten Namen von der ersten Reformbill aufrecht zu erhalten, endlich zum Vorschlag einer sehr zahmen neuen Reformbill gebracht, die er, vor aller Entscheidung, zurückgezogen. Wir fürchten, in dem ungeheuern Vertrauen, das sich jetzt in der Oeffentlichkeit für Napier ausspricht, ist das Coterieinteresse der zwei hauptsächlichsten ministeriellen Fractionen ein bedeutender Factor. Der Ueberblick, den wir oben über sein Leben gegeben, läßt allerdings Günstiges erwarten. Aber er rechtfertigt keineswegs den Grad des Vertrauens, den man ausspricht: Napier ist nirgends wohlorganisirten zahlreichen feindlichen Kräften gegenüber gestanden, und er zählt 70 Jahre. —

Aehnlich ist's mit Lord Raglan, — dem ehemaligen militärischen Secretair Wellingtons — jetzt Befehlshaber der englischen Ostarmee.

Die innere Politik, die Diplomatie, das Kriegsministerium und der Oberbefehl zu Land und zu See liegen in den Händen von Männern, die, abgesehen von ihren theils unzuverlässigen, theils dem Interesse der Freiheit Europas entgegengesetzten politischen Ansichten, entweder bereits dem Greisenalter angehören, oder doch hoch bejahrt sind: Aberdeen, Palmerston, John Russel, Hardinge, James Graham, Napier, Raglan sind alle Siebziger oder den siebzigen nahe. Die beste Entschuldigung, welche Einige von ihnen für ihre Handlungsweise anführen könnten, wäre, daß sie das Alter kindisch gemacht. Die Geschichte wird aber sich kaum mit der Annahme dieser Entschuldigung begnügen; sie wird sich erinnern, daß Aberdeen der Freund Metternich's gewesen, und daß der Name Graham's, des jetzigen ersten Lords der Admiralität, des vormaligen Oberpostmeisters, in einem schrecklichen Zusammenhang mit dem Tode der Brüder Bandiera steht. Und wenn der künftige Beobachter den Verdacht selbst außer Augen läßt, daß Palmerston den Staatsstreich Bonaparte's nicht nur zuerst und hastig gebilligt, sondern auch seine Vorbereitung begünstigt, wenn er selbst die Anklage Urquharts beseitigen sollte, daß Palmerston immer unter der Maske der Feindschaft der Agent Rußlands gewesen: so wird er doch den Blick fest auf die geheime Correspondenz gerichtet halten, die von dem Ministerium erst dann veröffentlicht wurde, als Nikolaus durch die Hinweisung auf ihre Existenz im „Journal de St. Petersburg" keine andere Wahl mehr ließ, und einem Ministerium, das auf's vollständigste von den russischen Absichten unterrichtet war, das sich die Theilung der Beute in den dürrsten Worten anbieten ließ, und gleichzeitig Europa und seine Alliirten, die Türken, in den Schlaf zu wiegen suchte, die letzteren geradezu verhinderte, zur rechten Zeit ihr Gebiet gegen die Invasion zu vertheidigen, einem solchen Ministerium, das sich ebenso unfähig bewiesen hat, die Interessen seines eigenen Landes und der Civilisation, als die Ideen von Recht und Treue zu begreifen, einem solchen Ministerium, wir fürchten sehr, wird er zurufen: Ja, Ihr seid kindisch, aber Ihr seid auch Verräther! —

Aber nehmen wir selbst an, der Verrath sei nicht allgemein, es habe—bei der offenbaren Spaltung des Cabinets—ein Theil der Minister wirklich nur aus staatsmännischer Bornirtheit allem gesunden Menschenverstand entgegengehandelt, und er sei nun Willens, das Unrecht durch doppelte Energie gutzumachen: so sind wir noch immer zu dem Zweifel berechtigt, ob dieser „Rath der Alten" der nöthigen Energie noch fähig sei. Die unendliche Zögerung, das ewige Schwanken, das in jeder einzelnen Maßregel hervortritt, sprechen dagegen. Es mag dem Lord Palmerston trefflich gelingen, mit Hülfe des Friseurs, Schneiders und Zahnarztes das Herannahen der Siebzig zu verdecken und in und außer dem Hause den vollkommnen Dandy zu spielen: er wird schwerlich diesem müden, abgelebten Regierungskörper die Jugendkraft, die Lebensfrische einhauchen, die jetzt vor Allem Noth thut. Und er ist nicht einmal allein: neben ihm stehen Aberdeen, den eine englische Zeitung ein altes Weib nennt, und Prinz Albert, der nichts mehr und nichts weniger ist, als ein deutscher Prinz. Heißt das nicht Alles sagen?

Nichts berechtigt uns indessen den guten Willen Napiers in Zweifel zu ziehen, aber wir können uns, inmitten aller Erfahrungen der Vergangenheit, nicht zum Enthusiasmus bringen, bevor wir Handlungen sehen. Wir haben bis jetzt nur Worte gehört. Wir wollen abwarten, ob Napier bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Russen ihre ganze Flotte zum Frühstück verzehrt;

Digitized by Google

nichts weniger stellen uns unsere englischen Freunde in Aussicht.

Es ist überhaupt erstaunlich, welche militärische Großsprechereien man jetzt anhören muß. Die Engländer machen darin in der That den Franzosen die Palme streitig und scheinen auf Einen Sprung nachholen zu wollen, was jene seit so lange practicirt. Indessen aber beschränkt sich der Erfolg auf die—kampflose—Wegnahme von einzelnen russischen Handelsschiffen, während ein englisches in der Ostsee auf dem Strande festsitzt und ein anderes an der Donau in den Grund geschossen ist; die Russen dringen vor und die heldenmüthigen Anstrengungen der Türken müssen am Ende ermatten; der blödsinnigen Schurkerei der Griechen, die als ächte Hunde der Russen dem kämpfenden Löwen in den Schwanz beißen, wird nicht Schach geboten; sie sammeln in England selbst die bedeutendsten Geldbeiträge, während die englische Regierung der Türkei eine Unterstützung von 10 Millionen Franken — ein Bagatell für England — verweigert, die doch selbst Bonaparte gegeben; die Flotte im schwarzen Meer liegt müßig und leidet Mangel an Kohlen; die Landtruppen kommen nicht oder doch nur sehr langsam und in kleiner Anzahl ans Land; die englische Cavallerie, die seit sechs Wochen durch Frankreich dirigirt werden soll und auf deren Durchmarsch sich die guten Pariser so sehr gefreut, erhält Order, auf dem längsten Wege Gibraltar zu umschiffen, und als dieser Befehl ausgeführt werden soll, findet sich — ordre, contreordre, disordre! — daß nicht nur die Regimenter nicht vollzählig, sondern die Transportschiffe nicht vorhanden sind, — die nun Lord Hardinge — theils miethet, theils bauen läßt, und die vielleicht ebenso gut ausfallen, als die Armeelieferungen der Hrn. Sturdgeon u. Co., in denen das volle Gewicht durch anmuthige Einmischung von Steinen und todten Schafen hergestellt wurde, damit über dem Studium der Botanik die Mineralogie und Zoologie nicht vernachlässigt werde. Lord Raglan aber — wir hätten es beinahe vergessen — und der Herzog von Cambridge, der ihm beigegeben, amußiren unterdessen sich und die Maulaffen von Paris in den Champs Elysées und dem Garten von Versailles. Die Pariser lieben die rothen Röcke, die doch wieder etwas Neues sind, mehr bei sich selbst als im Orient, und die Herren Befehlshaber ziehen es vor, Springbrunnen spielen zu sehen, statt Geschützen, und finden eine Revue an der Seine comfortabler als eine Schlacht an der Donau. Chacun à son goût!

Lord Raglan — früher Lord Fitzroy Somerset — ist im Jahre 1788 geboren und trat, noch ehe er 16 Jahre alt war, in die Cavallerie ein. Eine Compagnie wurde ihm indessen erst 1807 gegeben, und 1809 hatte er sich bereits so ausgezeichnet, daß Wellington ihn zu einem seiner Adjutanten ernannte. Die Engländer zählen nun eine lange Liste von Namen der Plätze auf, an denen Raglan gefochten; es läßt sich kürzer sagen, daß er von 1810 bis zur Schlacht von Toulouse an den bedeutendsten Kämpfen in Portugal, Spanien und Südfrankreich theilgenommen. Wellington machte ihn zu seinem militairischen Secretair und 1812 wurde er Obristlieutenant. In jener Eigenschaft begleitete er abermals Wellington nach Napoleons Rückkehr von Elba, war bei Quatre Bras, und wurde bei Waterloo so ernstlich verwundet, daß ihm der rechte Arm abgenommen werden mußte.

Dies ist sicherlich eine ehrenvolle militairische Laufbahn. Aber sie giebt keineswegs Antwort auf die Frage, ob Raglan zum Oberbefehlshaber einer Armee tauglich. Er hat nie den selbstständigen Befehl über eine bedeutende Truppenabtheilung gehabt, er hat seit 38 Jahren keinen Feind gesehen, und er war damals 26 Jahre alt.

Nach dem Tode des Herzogs von Wellington wurde Sommerset zum Feldzeugmeister (Master of the Ordnance) ernannt, und unter dem Titel Baron Raglan ins Oberhaus berufen. Er war früher Mitglied des Unterhauses, stimmte mit den Conservativen, sprach selten oder nie.

Endlich ist Raglan nach Marseille und der Herzog von Cambridge — nach Wien abgereist. Zehn Tage lang haben sie in Paris zugebracht, „es war nicht möglich, einer Pflicht der Höflichkeit sich rascher zu entledigen," sagt uns ein außerordentlich kriegerisch gesinnter Engländer. In Wien werden wohl weitere 10 Tage darauf verwendet werden, den Habsburgern zu zeigen, wie sehr die englische Regierung wünscht, mit ihnen auf freundlichem Fuße zu stehen. Preußen, mit Oestreich durch eine neue Offensiv- und Defensivallianz verbunden, hat durch den Grafen von Hapfeld neue Vermittelungsvorschläge machen lassen, auch der russisch-preußische Vetter von Mecklenburg reist wieder unterhandelnd umher, wie vor Kurzem der Herzog von Gotha, Alberts Bruder. Daß alle diese Unterhandlungen mit Oestreich nur Zeitverlust, also Gewinn für Rußland sind, daß Oestreich sich in einer Lage befindet, die, wie gering auch die Neigungen der Habsburger für die Holstein-Romanoff's sein mögen, ihnen doch unbedingt unmöglich macht, gegen Rußland d. i. gegen den Despotismus aufzutreten, das wollen die Engländer nicht begreifen, weil sie eben, die sich matter of fact Menschen nennen, allzuleicht an den kleinen, unwesentlichen Thatsachen kleben und gegen das Bestehen innerer Nothwendigkeiten, als das Resultat großer und allgemeiner Thatsachen, die Augen verschließen.

Digitized by Google

Gestern macht ein Blatt, das die radicalste und ehrenvollste Meinung in Bezug auf den Krieg vertritt, den Vorschlag, man solle jetzt nicht mehr auf freundliche Vorstellungen bei Oestreich sich beschränken, sondern diese Macht veranlassen, Ungarn, Italien und Gallizien freisinnige Verfassungen zu geben! Daß es viel leichter wäre, Oestreich aufzulösen, daß dies mit Blut zusammen geschweißte Gebäude ohne Rückkehr dem Despotismus verfallen, wird man den Engländern noch lange vergeblich predigen.

Unterdessen ist ein Theil der Cavallerie an Bord gegangen, ein Theil der Infanterie in Gallipoli gelandet. Allein als die türkische Regierung wünschte, es möchten einige Abtheilungen ins Lager Omer's gesandt werden, wo ihr Erscheinen, wenn auch in kleiner Zahl, einen mächtigen moralischen Eindruck hervorbringen würde, erwidern die Gesandten, sie seien nicht ermächtigt, die Truppen zu zersplittern und werden an ihre Regierungen berichten! Nicht zufrieden mit der Verantwortlichkeit von Sinope, haben die Flotten, und hat besonders das „mächtige Albion, das die Wogen beherrscht," der russischen Flotte erlaubt, Sebastopol zu verlassen, 5000 Mann Truppen, die an der tscherkessischen Küste nicht mehr hinreichend sicher schienen, aufzunehmen und, das ganze schwarze Meer kreuzend, sie zur Verstärkung der Donauarmee auszuschiffen.

Sogar die preußische „Wehrzeitung" fängt an sich zu moquiren und meint, die gänzliche Unzulänglichkeit der Militairmaßregeln Englands und Frankreichs zeige hinreichend, daß es ihnen mit dem Kriege nicht Ernst sei.

— Die große Masse der neuen Bücher, Brochüren und Reviewartikel hat Bezug auf den Krieg. Bei Teubner und Co. ist erschienen: The war between Turkey and Russia; a military sketch. By *A. Schimmelpfennig.*

In belletristischer Beziehung nimmt Dicken's neuer Roman: "Hard Times," von dem die ersten Nummern erschienen, die vorzüglichste Stelle ein. Wir freuen uns, anzeigen zu können, daß eine Uebersetzung der gewandten Feder unsers Freundes Ad. Buchheim anvertraut, von dem nächstens auch ein Originalroman erscheinen wird. — Pulszky u. Therese Pulszky bereiten eine zweite Auflage ihres White, Red and Black vor. Ferner sind von ihnen ein Buch über Algier und eine Uebersetzung von Lormedoff mit einer Einleitung von Pulszky über Rußland im Begriff zu erscheinen. — Herzens Buch über Rußland ist in neuer Auflage erschienen. Wir kommen darauf zurück.

— Der folgende Auszug aus der letzten Rede des Richters Talfound, der als dramatischer und lyrischer Dichter einen ehrenvollen Platz in der englischen Literatur einnahm, und dessen Tod wir in unserm letzten Briefe angezeigt, ist für eine gewisse Richtung in dem Charakter der englischen Gesellschaft bezeichnend und verurtheilend. In Gegenwart der Gefangenen hat Talfound einen Blick auf die Gesellschaft geworfen und gezeigt, daß der Angeklagte nicht allein alle Schuld trägt. Er hat in seiner Anrede an die große Jury von Stafford ausgesprochen, daß die allgemeinen Ursachen der Verbrechen nicht nur in der Unmäßigkeit liegen, nicht nur im Mangel an Erziehung, sondern auch in dem Mangel der moralischen Pflege, welche die „glücklicher Situirten" im geselligen Verkehr finden und die den s. g. „untern Klassen" zu oft versagt ist. „Ich kann nicht umhin, zu denken," fährt der Richter fort, „daß die allgemeine Ursache in nicht geringem Grad in jener Trennung von Klassen zu suchen, die der große Fluch der englischen Gesellschaft ist und für die wir alle mehr oder weniger in unsern betreffenden Sphären bis zu einem gewissen Grad verantwortlich sind, und die vollständiger in diesen Bezirken ist (Fabrikbezirken), denn in den Ackerbaubezirken, wo die Gutsbesitzer (the resident gentry) im Stande sind, rund um sich den Segen zu verbreiten, der aus thätigem Wohlwollen entspringt, und den Einfluß und das Beispiel thätiger freundlicher Stimmung. Ich fürchte, wir alle halten uns zu entfernt von denen, die unter uns, und die wir hierdurch veranlassen, mit Verdacht und Abneigung uns zu betrachten. Selbst gegenüber unsern Dienstboten denken wir vielleicht unsere Pflicht zu erfüllen, wenn wir unsern Vertrag mit ihnen einhalten, wenn wir ihren Lohn bezahlen und sie mit der Höflichkeit behandeln, die mit unsern Gewohnheiten und Gefühlen übereinstimmt, wenn wir unsere Leidenschaft im Zaum halten und keine heftigen Ausdrücke gegen sie brauchen. Aber wie schmerzlich ist der Gedanke, daß Männer und Weiber rund um uns aufwachsen, die unsern Bequemlichkeiten und Bedürfnissen dienen, beständig Bewohner unserer Häuser, und mit deren Neigungen und Natur wir so unbekannt sind, als wären sie die Bewohner eines andern Planeten. Ein solches Gefühl entspringt von jener Art Zurückhaltung (reserve), die dem englischen Charakter eigen ist, und verhindert, so scheint mir, in hohem Maße diese Mischung der Klassen, diese Gegenseitigkeit freundlicher Worte und zarter Neigung, gütiger Ermahnung und wohlwollender Erkundigung, die oft mehr denn alle Bücher-Erziehung die Cultur der Herzensneigungen, die Verfeinerung und Erhöhung des Characters derer erreicht, an die sie sich richtet. Und wenn man mich fragte, was der große Mangel der englischen Gesellschaft ist, so würde ich sagen, es ist der Mangel der

Digitized by Google

Mischung der Klassen, es ist mit einem Wort, der Mangel der Sympathie."

Wenige Worte hatte Talfound noch diesem Ausdruck eines edeln Gefühles beigefügt, — er war zur Trunkenheit, als einer zweiten Ursache der Verbrechen übergegangen, — als er vom Schlage gerührt von seinem Sessel fiel. In wenigen Minuten hatte er ausgelebt. Mancher Tod ist schön und beneidenswerth; keiner ist schöner und beneidenswerther als der eines Mannes, der, nach einem thatenreichen Leben, unberührt von dem vertrocknenden Einfluß der Facten, dem zu oft das Herz in practischen Juristen erliegt, von der höchsten Humanität beseelt, gesandt zu strafen, das Gebot der Brüderlichkeit zu verkünden weiß, und dessen letzter Athemzug der Welt sagt, daß die Gerechtigkeit ein bitterer Spott ist, wenn nicht über ihr die Liebe steht.

E. O.

New York, Mitte Mai 1854.

Humbug ist groß und Barnum ist sein Prophet, hat einmal vor einiger Zeit einer unserer deutschen Literaten gesagt und die anti-amerikanische Presse hat sich beeilt, ihren kurzsichtigen Artikeln über amerikanische Zustände diesen Ausspruch als Motto voranzusetzen. Keiner von Allen aber hat das Genie anerkannt, das sich in dem sogenannten Humbug beurkundet, ja man ist sogar so weit gegangen, das ganze Bestreben, das Nützliche und Schöne mit dem Angenehmen zu verbinden, mit dem Worte Humbug gleichsam zu brandmarken. Wir, die wir dem Humbug in vielen Fällen eine andere und bessere Seite abzugewinnen vermögen, weichen nun freilich ganz und gar von der Ansicht dieser Kritiker ab, doch was für ein Urtheil man auch über die Sache selbst fällen möge, ausgemacht bleibt es, daß der Humbug kein specifisch amerikanisches Gewächs ist und daß auch Europa, namentlich Frankreich ein ganz anständiges Quantum davon aufzweisen vermag. Wir appelliren nur an Jérome Paturot à la recherche d'une position sociale und an die jetzt erscheinende Parodie der Memoiren des Dr. Véron, les memoires de Bilboquet, zwei Werke, die, wenn auch carrikirt, doch immerhin in anschaulicher Weise das Genie der Franzosen in dieser besondern Specialität beurkunden. Der Franzose bedarf nur der freieren Luft und der für die Entwickelung persönlicher Thatkraft so überaus günstigen Verhältnisse der Ver. Staaten, um seine Ansprüche auf die Meisterschaft in der Kunst des Humbugs geltend zu machen. So verschmähete Jullien mit seinem Orchester, dessen Leistungen doch anerkanntermeise weit über das Gewöhnliche hinausgingen, vergangenen Winter nicht, das Publikum mit seinem Humbug anzulocken und ebenso bearbeitet er dasselbe jetzt schon seit einiger Zeit für seine demnächst hier stattfindenden Abschieds-Concerte. Noch ein ganz gutes Beispiel für unsere Behauptung liefert ein anderer Franzose, ein Herr Descombes, Importeur von Piano's, der den gewöhnlichen Weg der Zeitungsannonce verschmähend, sich auf eine ganz originelle Weise vor die Augen des Publikums bringt. Er ladet nämlich von Zeit zu Zeit einen unbekannten Pianisten und eine dito Sängerin zu einem Abendbesuche ein, läßt dann riesige Anschlagzettel an die Ecken kleben und macht das Publikum auf seine große musikalische Soirée aufmerksam. Seiner Beharrlichkeit hat er es zu verdanken, daß die letzte seiner Soiréen, die in seinen Salons, wie er seinen Laden nennt, vor einigen Tagen stattfand, selbst in mehreren Blättern der englischen Tagespresse besprochen wurde.

Wenn man ein Kapitel über den Humbug schreibt, darf man nun freilich den großen Barnum nicht vergessen, obgleich wir ihn nicht, wie schon gesagt, als den einzigen Humbug-Macher par excellence anerkennen. Es will uns immer bedünken, als ob ihm die höhere Inspiration fehle und wenn er ganz New York auf die Beine bringt um die von ihm creirten weiblichen Ublanen zu bewundern, die erst sein Museum besuchen und dann nach dem Crystalpalast reiten wollen, oder wenn er gar eine Trauung im Crystalpalaste vornehmen läßt, was sich bei dem Klange von 4 klagenden Instrumenten gar rührend ausnimmt, so zieht er dadurch vielleicht eine Masse Zuschauer an, aber die Mittel sehen doch bedeutend wie Marktschreierkunststückchen aus. Barnum scheint wirklich in einem besonders hohen Grade das Genie zu besitzen, das Erhabene in den Staub, auf sein Niveau herab zu ziehen; so ist sein Museum, dessen hochtrabende Benennung doch sicher zu höheren Erwartungen berechtigen dürfte, eigentlich nichts weiter als eine Trödelbude und auch den Crystalpalast, seit er die Leitung desselben übernommen und sich für dessen Bestehen quasi verbindlich gemacht hat, verwandelt Barnum in ein ähnliches Institut in größerem Maaßstabe. Ob nun freilich dies nicht von vornherein die zweckmäßigste Verwendung für die Mißgeburt auf dem Reservoir Square gewesen wäre, lassen wir dahin gestellt sein. Wir wüßten freilich noch eine bessere Benutzung desselben vorzuschlagen, ihn nämlich in ein Etablissement à la Kroll zu verwandeln, allein diese Idee wird wohl nur ein frommer Wunsch bleiben.

Eine reiche Erwerbsquelle sind in diesen ersten Mai-Wochen für den Crystalpalast die vielen Besucher gewesen, die die Jahresfeste einer Menge von Vereinen und Gesellschaften alljährlich nach New York führen. Die Neuengland-Staaten

namentlich, deren Bevölkerung ein so wunderbares Gemisch von Schlauheit und ungekünstelter Natürlichkeit darbietet, liefern ein bedeutendes Contingent zu dieser periodischen Einwanderung; und köstliche Originale befinden sich unter denselben. Da sitzt z. B. ein langer New Hampshire boy in einem Omnibus und hat so viel anzustaunen, daß sich sein Kopf fortwährend wie ein Kreisel dreht und seine Ellenbogen die unschuldigsten Rippenstöße austheilen. — Ein anderer, statt an dem Riemen zu ziehen, die dem Kutscher das Zeichen zum Anhalten giebt, streckt seinen langen Arm durch das kleine Fenster, wodurch das Geld hinaufgereicht wird, und bearbeitet den Rücken des Kutschers mit seiner Faust so lange, bis sich dieser erstaunt umdreht und nun zu seinem noch größeren Erstaunen die Frage an sich gerichtet hört: "I say, Captain, what do you call this 'ere building?" Ein Dritter ist was der Engländer einen fidgety gentleman nennt. Trotz seiner Corpulenz, die ihm in einem gedrängt vollen Omnibusse die Freiheit seiner Bewegungen bedeutend erschwert, erhebt er sich alle zwei Minuten, um den Kutscher zu fragen, ob er seinen Bestimmungsort noch nicht erreicht habe und fällt dann wieder wie ein Keil auf seinen Sitz zwischen seine gequälten Nachbarn zurück.—Hauptsächlich aber wimmelts von Schwarzröcken, die mit großer Befriedigung die Berichte der Trakt- und Bibelgesellschaft über den Fortgang des guten Werkes vernehmen, oder fromme Seufzer über die Zunahme des Katholicismus in den Ver. Staaten ausstoßen, dessen Anhänger sich, beiläufig um ca. 100 Procent vermehrt haben und dessen Geistlichkeit gar einen Zuwachs von nahe an 200 Procent aufweis't.

Wir enthalten uns allen Commentirens über dergleichen Thatsachen und ziehen vor, unsere Leser noch mit ein Paar Worten auf ein Institut aufmerksam zu machen, zu dem wir New York mehr gratuliren, als zu all seinen Traktätchen und Anti-Sklaverei-Gesellschaften, nämlich die Mercantile Library Association. In einer unserer früheren Nummern führten wir bereits an, daß die Gesellschaft das ehemalige Opernhaus im Astor Place angekauft habe und dasselbe zu einer Bibliothek umbauen lasse. Die Veränderungen im Innern sind jetzt beinahe vollendet und gereichen dem Architekten, Herrn Renwick, um so mehr zur Ehre, wenn man dieselben mit der inneren Einrichtung der Astor Bibliothek vergleicht, einem Gebäude, das eigends für seinen jetzigen Zweck aufgeführt, dem Baumeister vollen Spielraum ließ, während hier durch die bereits bestehende Form des Gebäudes gewisse Schranken gezogen waren. Im Basement des ehemaligen Opernhauses befindet sich ein zu Vorlesungen bestimmter Saal, der bequem 1000 Personen faßt und dessen Decke von 12 eisernen Säulen getragen wird. Das erste Stockwerk enthält 6 Gewölbe, deren Vorhandensein in einem zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten Gebäude man vielleicht bedauern muß, deren Miethe der Gesellschaft aber bei dem augenblicklichen Stande ihrer Finanzen eine hübsche Hülfsquelle gewährt. Das zweite Stockwerk wird vom Lesezimmer eingenommen, das durch zehn große Fenster sein Licht erhält und 400 Personen accomodiren kann. (In der Astor Bibliothek sind kaum 50 Stühle.) Ueber diesem Zimmer, im dritten und vierten Stock, befindet sich die Bibliothek. Die beiden Stockwerke sind in eins verschmolzen, haben eine Höhe von 34 Fuß und werden durch zehn Seitenfenster und ein großes und zwölf kleinere im Dache erhellt. Ein Sprachrohr und eine Vorrichtung zum Hinablassen von Büchern führen in's Lesezimmer hinab. Die Aufstellung der Bücher ist der in der Astor Bibliothek ähnlich. Rings um die Wände herum laufen Nischen, in deren jeder sich eine eiserne Wendeltreppe mit Plattformen befindet, so daß man die Bücher ohne Hülfe von Leitern erreichen kann.— Dieses Arrangement gewährt Platz für ungefähr 120,000 Bände.—Die Kosten des Gebäudes und der Einrichtung belaufen sich auf ungefähr $250,000 und lassen eine Schuld von 90,000 Dollars auf der Gesellschaft lasten. Hoffen wir, daß nächstens ein Paar reiche Käuze in ihrem Testamente, statt den verschiedenen Verdummungs-Gesellschaften, der Mercantile Library Association anständige Legate hinterlassen, und dieselbe so in den Stand setzen, die Bibliothek auf eine des Gebäudes würdige Weise zu bereichern.

St. Louis, Mo., Mai 1854.

Beim Durchblättern Ihres neuesten Heftes fiel mein Blick zufällig auf eine etwas boshafte Bemerkung in meiner letzten Correspondenz über die italienische Oper, die damals erwartet wurde. Unseren zahlreichen Kunstfreunden gegenüber lege ich mir die Sühne auf, ein Unrecht einzugestehen, von dem mich gestern die Aufführung der „Lucia di Lamermoor" überzeugte. Madame De Vries ist eine vollendete Künstlerin, obwohl sie den Höhepunkt ihrer Laufbahn hinter sich hat, ist ihre Stimme doch wohlklingend und voll, und erregte in Verbindung mit ihrem meisterhaften Spiele den allgemeinen Applaus eines gewählten und zahlreichen Auditoriums. Wenn Madame D. ihre Stimme verlöre, würde sie noch als dramatische Künstlerin überall mit sicherem Erfolge auftreten können.—Der Tenor entsprach kaum den bescheidensten Erwartungen; seine Stimme ist — gewesen, selbst seine Anstrengungen im letzten

Akte waren fruchtlos, da er der Primadonna und dem ausgezeichneten Basse gegenüber nicht auszuhalten vermochte. Herr Taffanelli hat ein klares, kräftiges Organ und führte seinen Lord Ashton mit einem wahrhaft italienischen Feuer durch. Die Chöre waren zu schwach besetzt. Die Gesellschaft beabsichtigt noch vier- oder fünfmal aufzutreten.

Auf unserm Handels-, besonders aber auf dem Geldmarkte machen sich die Rückwirkungen der amerikanischen Kriegskomödie sehr fühlbar. Eine Masse von Stadt- und Countypapieren, die bisher in Europa sehr gesucht waren, kamen als Bezahlung für Lebensmittel in ihre Heimath, resp. nach St. Louis zurück, wo man sie nicht gleich jenem verlorenen Sohn in der Bibel, sondern mit sehr sauren Gesichtern empfing. Die St. Louiser scheinen eben keine besondere väterliche Liebe für diese verwaisten Kinder zu hegen, mit denen fürsorgliche (pro bono publico) Administrationen sie so reichlich bedacht haben — sie werden hier gar nicht honorirt. Um die Jeremiade möglichst vollstimmig zu machen, kommen noch die armen Millionäre, die sich „Direktoren der Pacific Eisenbahn-Compagnie" nennen, heulen über schlechte Zeiten und knappe Bissen, über die Zukunft von St. Louis und den Patriotismus seiner Einwohner ꝛc. ꝛc., bis zuletzt des Pudels Kern zum Vorschein kommt, und das arme Volk von St. Louis County um zwölfmalhunderttausend Dollars angepumpt wird. Durch eine Umlage auf alles steuerbare Eigenthum soll diese Bagatelle binnen vier Jahren aufgebracht und der Pacific R. R. Co. unverzinslich auf unbestimmte Zeiten geliehen werden. Einer Compagnie, der die Stadt, das County und selbst der Staat Missouri bereits eine Million und soviel hunderttausend Dollars in die Hände geliefert, denen der Kongreß öffentliche Ländereien von ähnlichem Werthe geschenkt hat, und die dafür seit zwei Jahren eine Bahn von acht und dreißig englischen Meilen Länge bauten, durch eine Gegend, welche kein Maulesel auszufinden im Stande gewesen wäre, während man eine kaum drei Meilen seitwärts gelegene, dicht bebaute Hochebene unberücksichtigt ließ — weil die Herren Direktoren dort nicht „interessirt" waren — einer solchen Compagnie sollen die armen Leute von St. Louis County Geld leihen?! Wenn man die Zahl der Bevölkerung anschlägt, so kommen durchschnittlich vom Säugling bis zum Greise, 6 Dollars auf den Kopf! Da aber der Taxzahler im Verhältnisse nur wenige sind, so mag es auf Jeden wohl die sechs- oder achtfache Summe betragen. Ich möchte wissen, wie viele von den armen Teufeln, die auf Pachtgrund wohnen, gezwungen sein werden, von eben denselben Eisenbahndirektoren und ähnlichen Jobbern, Geld zu fünfzehn und noch mehr Procenten zu borgen, und als in letzter Instanz eben diesen Leuten „unverzinslich" darzuleihen;—wie mancher neubegründete Herd, manches aufblühende Familienglück dabei zerstört und umgestoßen wird, wäre traurig aber gewiß werth zu erfahren. Ich versichere Sie, die Sache ist so lächerlich, daß selbst ein Hypokrit darüber weinen könnte. Es handelt sich übrigens, wenn man den Pudel ausschält, nur darum, wer die Interessen bezahlen soll? Die armen Leute oder die reichen Herren der Compagnie? denen Stadt, Staat und County Geld zustopften, damit sie den Felsenufern des Merramec eine Bahn abzwangen, die durch „ihr Land" führt, denen der Congreß so viel hundert tausend Acker öffentlicher Ländereien schenkte, die er dem arbeitenden Volke abstahl. Jetzt, wo es den vielen Fingern doch endlich gelungen, der Kasse der Compagnie auf den Grund zu kommen, jetzt soll das Volk die Taschen öffnen, weil, wie der hiesige Republican in einem sehr erbaulichen Artikel sagte: „Capitalisten nicht gerne mit ruinirten Gesellschaften Geschäfte machen!" Dieser Artikel war eigens für die Deutschen geschrieben und ein hiesiges deutsches Blatt ging in seiner Herzenseinfalt so weit, ihn wörtlich zu kopiren. Es herrscht übrigens unter unseren deutschen Blättern eine entsetzliche Meinungslosigkeit über diesen Punkt; eines derselben, das seit Kurzem in die Hände eines tüchtigen Redakteurs überging, hat bisher nur ein wenig erschöpfendes „Eingesandt;" das andere, bereits oben erwähnte hat außer jener Copie noch gar nichts gesagt; weitere „deutsche Blätter" giebt es hier nicht, da ich doch ein Jesuitenorgan nicht mit diesem Ehrentitel belegen kann.

Bis diese Zeilen Ihren Lesern gedruckt zu Gesichte kommen, ist die Abstimmung schon längst vorüber. Da aber aus Furcht oder andern Gründen eine solche Meinung noch nicht ausgesprochen wurde, so halte ich es doch für werth, dieselbe — wenn Sie anders der Politik einen Spielraum gewähren — selbst nachträglich in Ihren Monatsheften niederzulegen. ††

Digitized by Google

Literatur, Kunst und Musik.

Der deutsche Büchermarkt wimmelt jetzt von politischen Brochüren über den russisch-türkischen Krieg. Wir führen aus der Bibliographie eines einzigen Monats an: A. v. Besse, das türkische Reich, H. v. Böhn, Blüthe und Verfall des Osmanenreichs, E. v. Caulaincourt, das Russische Reich, A. Gilson, Nicolaus I. und Abdul Medjid, der russisch-türkische Krieg, der russisch-türkische Kriegsschauplatz, die hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz, Ficquelmont, die religiöse Seite der orientalischen Frage, deutsche Antworten auf die orientalische Frage ꝛc. ꝛc.

* Die Revision der Karte von Europa. Unter diesem Titel, schrieb man der Cölnischen Zeitung aus Paris, erschien dort anonym eine Flugschrift, als deren Verfasser man das Oberhaupt der Franzosen angibt. Nach den darin niedergelegten Ansichten werden sich die Westmächte nicht damit begnügen die russischen Schiffe und Häfen zusammenzuschießen, sondern bestrebt sein Rußland nach Asien zurückzudrängen und ihm die Basis seiner europäischen Stellung zu nehmen. „Das Haupt des Kolosses," heißt es in der Schrift, „befindet sich zu Helsingfors, sein rechter Arm zu Warschau, seine Füße zu Sewastopol; Finnland, Polen und die Krim sind also die Länder, welche man den Krallen des zweiköpfigen Adlers entreißen muß. Finnland gehört Schweden. Polen, dessen Wiederherstellung schön wäre, aber (für jetzt?) unmöglich ist, würde an Preußen abgetreten werden, welches den Niemen und den Bug zur Grenze erhielte." (Dieser Vorschlag hat insofern eine Naturwahrheit als das Gebiet der Weichsel zusammengehört und nur in dieser Zusammengehörigkeit zwischen Binnen- und Küstenland eine gedeihliche Existenz erhalten kann.) Oestreich soll nach der gefälligen und höchst uneigennützigen Vertheilung der Franzosen zu Galizien die Moldau und Bessarabien erhalten. Ebenfalls eine naturgemäße Proposition. Oestreich soll dafür jedoch die Lombardei an Piemont abtreten (und seine Position in Italien wahrscheinlich den Franzosen überlassen?) Die Krim endlich und die ganze Ostküste des Schwarzen Meeres übergibt Frankreich der Pforte. Griechenland geht dabei ganz leer aus, wie der Poet in Schiller's Vertheilung der Welt. Und doch muß jedem Politiker, sobald er sich mit Constructionen der Art befaßt, die Unmöglichkeit der Existenz eines Griechenlands bei gegenwärtiger Beschränkung in die Augen leuchten. Die Lebensfähigkeit der türkischen Monarchie setzt der Franzose voraus. — Diese politische Phantasie wird wohl an der Widerstandsfähigkeit Rußlands in der Defensive scheitern.

Nach neuen Angaben aus Paris rührt die Flugschrift von der Feder Graniers aus Cassagnac her, der dieselbe nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen „von oben herab" verfaßt haben soll. Die darin ausgesprochene „uneigennützige" neue Vertheilung der Ländermassen Europa's erscheint schon jetzt nicht mehr genügend. Pariser Blättern ist plötzlich untersagt, den Inhalt derselben wiederzugeben, sie überhaupt zu besprechen. Vielleicht denkt man bereits in Paris daran, eine Revision der Verträge von 1815 hinzuzufügen! Europa.

* In der „deutsch-amerikanischen Roman-Bibliothek", welche gleichzeitig in Frankfurt und New-York erscheint, wird nach „Afraja" ein Roman von Bechstein erscheinen. Von Otto Müller ist der „Musikantenthurm" für diese Sammlung in Arbeit. Ludwig Storch ist auf dem Wege nach Amerika, um Material für einen historischen Roman zu sammeln. Ernst Willkomm behandelt in seiner „Familie Ammer" die Schicksale deutscher Auswanderer. Kurz schreibt den „Sonnenwirth".

* Heinrich Heine soll seine „Memoiren" nicht nur vollendet haben, sondern auch von dem früher gefaßten Entschluß, dieselben erst nach seinem Tode veröffentlichen zu lassen, zurückgekommen sein; sie werden vermuthlich in kürzester Zeit und zwar bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen.

* In London, wie in Liverpool, Manchester und Birmingham sind die Concertlocale für den Cölner Gesang-Verein schon gemiethet und wird derselbe, einige siebenzig Mitglieder stark, am 5. Juni seine Reise antreten, um am 8. Juni in Hannover Square Rooms sein erstes Concert in London zu geben, wo zwölf Concerte stattfinden sollen, deren Reinertrag für den Dombau in Cöln bestimmt ist.

* Dr. Hayden theilt in seinem Bericht über die Cölner Sängerfahrt nach London mit, daß aus den bedeutenden Einnahmen derselben dem Cölner Dombau fünfhundert, dem deutschen Hospital in London aber einhundert Pfund Sterling erwuchsen. Da mache sich jeder seinen Vers selbst darauf. Außerdem deckten die Ergebnisse der zehn veranstalteten Conzerte noch sämmtliche Kosten der Hin- und Rückreise und des dreiwöchentlichen Aufenthalts in London, welche sich auf über 12,000 Thaler beliefen. Europa.

* Anfang August beabsichtigt man in München

Digitized by Google

ein großes Musikfest an drei nach einander folgenden Tagen unter Lachners Leitung zu geben, der Magistrat der Stadt hat beschlossen zur Abhaltung desselben entweder eine eigene großartige Halle zu erbauen, oder die neue Schrannenhalle dazu herrichten zu lassen.

* Man schreibt den „Signalen" aus Wien: Daß Jenny Lind noch eine sehr bedeutende Erscheinung sein werde, war vorauszusehen; daß sie aber noch ganz auf derselben Höhe ihrer Vollkommenheit sich behaupten könne, wagte man nicht leicht anzunehmen. Und doch ist es so. Diese wunderbare Frau hat nichts von all dem außerordentlichen Reiz, der in ihrer Stimme, ihrem Talente und ihrer Erscheinung liegt, verloren. Es war, als hätte sie uns gestern verlassen. Das Publikum begriff dies auch vollständig, denn es nahm Jenny Lind mit jenem stürmischen Enthusiasmus auf, der Vormittags im Concertsaale nur von den Auserwählten zu erzielen ist. Soll ich in alle Details eingehen, deren Aufzählung höchstens bei Ihren Lesern die Vermuthung wach rufen könnte, hier schwinge einer der größten Lind-Enthusiasten sein Rauchfaß? Nein, ich begnüge mich damit, Ihnen den großartigsten Erfolg der Lind zu signalisiren. Sie begann mit der sogenannten „Prall-Triller-Arie" aus der „Schöpfung," sang dann eine Arie aus Beatrice di Tenda, deren Ausführung man wirklich nur mit fabelhaft bezeichnen kann, denn sie machte den Zuhörer vergessen, daß er hier eine langweilige Composition anhörte, und endigte mit zwei Liedern. Es wäre schwer, zu entscheiden, in welchem dieser Gesangstücke sie das größte Talent zeigte. Jedes hatte seine interessante, reizende und namenlos kühne Seite. Sämmtliche Sänger, die wir seit Jahren gehört haben, befinden sich seit dem Wiederauftreten der Lind mehr oder weniger in einer Schattenstellung und mit Centnerwucht senkt sich neuerdings das Bewußtsein auf unsere Brust, daß wir keine Primadonna haben, und daß eine solche wie die Lind wohl nie mehr uns blühen wird. Ich möchte die Lind die Primadonna nennen.

Was den Gemahl, Herrn Goldschmidt, anbelangt, so spielt er die undankbarste Rolle, die man sich nur denken kann. Wäre er wirklich ein noch weit besserer Clavierviruose als er in der That ist, er würde doch nur von allen Zuhörern als das Hinderniß betrachtet werden, das durch seine Productionen das Wiedererscheinen der Lind verzögert. Es gehört wirklich eine große Liebe zu der Gattin dazu, sich auf diese Stufe der Entsagung zu stellen, und Herr Goldschmidt thäte besser, sich einfach mit dem zu begnügen, daß er der Mann seiner Frau ist.

Sonderbar, wenige Frauen haben so viele Neigungen wach zu rufen gewußt wie die Lind, denn der Wunsch, soviel Genie und edle Grazie sein nennen zu können, war sehr natürlich bei der Männerwelt—und nun hat der Auserwählte die schwierigste Stellung. Hätte sie sich einen Mann „für die Werkeltage," einen Haus-Mann genommen, so hätte das Jedermann natürlich gefunden; aber einem Künstler, der neben ihr gelten will, kann das Publicum nur wegen der schönen Augen seiner Frau Beifall zollen.

* Paganini vermachte in seinem Testamente seiner Vaterstadt Genua eine seiner besten Geigen. Es ist ein Guarnerius del gesu von einer solchen Macht des Tones, daß Paganini die Geige seine „Kanone" zu nennen pflegte. Es war sein liebstes Instrument, und er schenkte es seiner Vaterstadt, daß kein anderer Violinist nach ihm dessen Besitzer werde. Dieser letzte Zweck des Geschenkes ist egoistisch genug.

* Meyerbeers Opern in Paris. „Robert der Teufel" hat seit seinem Erscheinen am 1. Nov. 1831 bis Ende Januar 1854 in der großen Oper 348 Vorstellungen erlebt, die „Hugenotten" wurden 244 Mal, der „Prophet" 154 Mal gegeben. Meyerbeer erhielt in 22 Jahren für „Robert der Teufel" 42,800 Fr., für die „Hugenotten" 30,400 Fr. und für den „Propheten" 21,200 Fr., im Ganzen für sämmtliche drei Opern 94,400 Fr. Tantième.

* Das projectirte große Sängerfest in Bonn ist nunmehr fest beschlossen und wird im Monat August stattfinden.

Vermischtes.

* Kamtschatka. Der Brief eines in Kamtschatka lebenden Russen schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl, theurer Freund! will es Gott, mit der nächsten Jahrespost ein Mehreres!" — Nur einmal im Jahre zeigen sich Schiffe—Wallfischfänger und fremde Kauffahrer—im Peterpaulshafen, und ihr Erscheinen ist ein Festtag für die gesammte Bevölkerung, welche auf das erste Signal des Leuchtthurms in Massen durch die grundlosen, kothigen Straßen nach dem Hafen wandert, um doch ein einziges Mal mit der übrigen civilisirten Welt verkehren zu können. Die gesuchtesten Waaren der Schiffe sind Salz und—Zeitungen. Von den ausländischen Blättern wird sogar eine in Honolulu erscheinende Zeitung von der Einwohnerschaft Kamtschatka's gehalten, so daß beim Erscheinen der Schiffe der geistige Verkehr sich auch außer Europa bis zu den Sand-

Digitized by Google

wicheinseln erstreckt. Allein wenn kein Schiff sich blicken läßt, also in den übrigen elf Monaten, ist die Abgeschlossenheit um so trübseliger. Der Frühling erscheint sehr spät. Bis zum Juni liegt Schnee, und vor dem 22. Juni (unserer Rechnung) ist an Aussäen nicht zu denken. Einen geselligen Verkehr der einzelnen Stadtbewohner unter einander erschweren ebenso die ungepflasterten, völlig grundlosen Straßen bei Thauwetter, als die Schneemasse im Winter, und außerdem noch die Gefahr, einen Besuch 3—4 Tage lang fortsetzen zu müssen, weil Schneestürme plötzlich losbrechen, während deren Wüthen es unmöglich ist, das Haus zu verlassen. Uebrigens sind die Temperaturverhältnisse sehr merkwürdig. „Das Meer mag wohl die Ursache sein, daß während des langen Winters keine lang anhaltenden Fröste bestehen; einmal nur, Morgens 6 Uhr, hatten wir 20° R. Frost. Gewöhnlich aber sind 2 bis 5°; und 10° werden schon für eine sehr große Kälte gehalten. So kam es mir sehr zu statten, daß ich den ganzen Winter hindurch im wattirten Paletot gehen konnte; denn meinen Pelz hatte ich in Irkutzk verkauft und gedachte hier einen neuen zu kaufen. Leider aber existirt in der ganzen Stadt nicht einmal ein Subject, welches einen Pelz zu nähen verstände."—Der Schreiber ist ein russischer Beamter, welcher von der Regierung auf fünf Jahre nach Kamtschatka geschickt wurde und mit seiner jungen Gattin vier Tage nach der Hochzeit dahin abreiste. Von Irkutzk aus mußten sie für fünf Jahre Vorräthe aller Art, und auf fünf Monate Lebensmittel, das Brod nicht ausgenommen, mitnehmen.

Herzzerreißend ist die Schilderung der Ureinwohner, deren es etwa 5000 da giebt. „Diese armen Wilden" fliehen Aerzte und Arzeneien. Fast neun Zehntel derselben leiden an Pocken und Syphilis. „In jedem Ostroschok (Dorf) findet man kaum 2 bis 3 arbeitsfähige Personen; viel, sehr viel ist es, wenn 6 bis 7 arbeiten können. In manchem Ostroschok lebt kaum noch ein Mann, welcher arbeiten kann; er mäht im Sommer Heu und fängt Fische, im Winter Zobel.—Alle Uebrigen quälen sich auf ihren Lagerstätten, bis sie endlich ein Opfer der Krankheit werden." — Petersb. Zeitung.

— Omer Pascha, der Muschir aller türkischen Heere in Europa, hieß Michael Latas, bevor er Türke wurde und zum Islam übertrat; wie denn die meisten Capacitäten im Dienst der Pforte Renegaten sind. (Muschir ist gleich unserem Feldmarschall, während der Seraskier die vereinigten Truppen zweier oder mehrerer Paschalifs commandirt.) Die Vorfahren Omers waren Bosnialen, der Religion nach nicht-unirte Griechen. Sein Vater wanderte aus in die croatische Militärgrenze; dort ward ihm zu Ogulin 1806 der Sohn Michael geboren. In Zara, der Hauptstadt des östreichischen Dalmatiens, erhielt der junge Latas als Ingenieurcadet seinen Unterricht; er wurde dort des Deutschen vollkommen mächtig. Man weiß nicht, ob ein Dienstvergehen seines Vaters oder sein eigenes Zerwürfniß mit einem Vorgesetzten den ehrgeizigen Jüngling 1828 antrieb, aus seiner östreichischen Heimath zu flüchten und im türkischen Bosnien Zuflucht zu suchen. Er ward Lehrer im Hause des Veziers von Bosnien, Chosrew Pascha, bekannte sich zum Islam, trat in die Armee und war bereits 1838 Oberst. Er hat als Feldherr gegen die Drusen am Libanon und gegen die Arnauten in Albanien seine türkischen Lorbeeren errungen. 1848 hielt er gegen Oestreich die strengste Neutralität inne; es wäre vielleicht auf ihn angekommen die Chancen der ungarischen Revolution für die Pforte zu benutzen. Erst beim Aufstande der Montenegriner stand er Oestreich gegenüber.—Man schildert ihn als einen Mann von eben soviel Bildung als Tüchtigkeit und Klugheit. Mit den Gesetzen des Korans nimmt er es für sich nicht ganz genau; da er Freuden der Tafel liebt, so darf Bachus' Gabe nicht dabei fehlen. Dagegen hält er keinen Harem. 1848 verheirathete er sich zum zweiten Male, mit einer Dame aus Kronstadt in Siebenbürgen.

* Die Kohlenlager Nordamerikas sind unermeßlich. In New Scotia und New Brunswick deckt das Kohlenfeld nahe an 10,000 Quadrat-Meilen. Im südöstlichen Theil von Massachusetts und in Rode Island ist eine Lagerung von fast 500 Q.-M. Das große Apalachische Kohlenlager, von New York bis Alama sich ausdehnend, ist 720 Meilen lang und deckt fast 100,000 Q.-Meilen. Das von Indiana, 350 Meilen lang, umfaßt 55,000 Q.-Meilen. In Michigan ist ein anderes 150 Meilen lang, welches 12,000 Q.-M. deckt. Die Missouri- und Iowa-Kohlenfelder umfassen 50,000 Q.-M. und die Summe aller in den Vereinigten Staaten beläuft sich auf mehr als 225,000 Q.-M.

* Das Alter der Thiere. Der Bär lebt selten mehr als 20 Jahre, was auch die gewöhnliche Lebensdauer des Wolfs und des Hundes ist.

Der Fuchs lebt gegen 14 bis 15 Jahre, die Katze 17, Eichhörnchen, Hasen und Kaninchen gegen 5 bis 8 Jahre.

Der Elephant kann das patriarchalische Alter von 400 Jahren erreichen (dies wird durch die Ringe seiner Zähne nachgewiesen), das Rhinoceros 50 Jahre.

Pferde leben selten länger als 25 bis 30 Jahre, doch gibt es Fälle, wo sie das Alter von 72 Jahren erreicht haben.

Kameele können ein Jahrhundert alt werden.

In Wien starb ein Adler 104 Jahre alt. Die Krähe lebt hundert Jahre, Schwäne bis 200 Jahre, die Schildkröte kann 190 Jahre erreichen.

Das Schaf lebt selten mehr als 10, und die Kuh 15 Jahre.

Digitized by Google

Erklärung des Modebildes.

Fig. 1. Viſiten-Toilette.

Hut von dunkelgrünem Taffet, mit Federn und ſchwarzen Spitzen verziert; er iſt ſehr geſenkt, und der Rand des Schirmes mit Zacken von Sammet beſetzt. Quer oben über den Boden, von einem Ohr zum andern, geht ein doppeltes Band von grünem Taffet, und unter dieſem befinden ſich, Rand an Rand genäht, zwei 7 Centimeter breite Spitzen, von denen die eine nach oben, die andere nach unten, über den Boden hinfällt. An beiden Seiten iſt eine ſchwarze Feder angebracht; das Bavolet iſt ſehr klein und beſteht aus ſchwarzen Spitzen und Taffetſchleifen. Die Innenſeite iſt von weißer Blonde, mit Geraniumblüthen von Sammet, bunten Nelken und Roſen geſchmückt.—Kleid mit Schößchen von pencée Moire, mit ſchwarzem Muſter durchwirkt, und mit kleinen Sammetrüſchen und ſchwarzen Spitzen verziert. Das Leibchen iſt hoch, das Schößchen an der Taille angeſetzt; das Vordertheil und der Rücken ohne Naht. Der Aermel Jeanette iſt wie eine Pagode geſchnitten, mit der Naht nach innen. Aber um den Ellenbogen zu bilden und den Aermel unten zu verengen, macht man hinten von dem Ellenbogen an bis unten hin eine Kerbnaht, welche am Ellenbogen ganz ſchmal beginnt und nach unten an Breite zunimmt, ſo daß, wenn man nachher die beiden Theile zuſammennäht, der Aermel unten enger wird. Unten quer auf den Aermel ſetzt man ein viereckig geſchnittenes Sammetſtück, das jedoch an den Enden breiter als in der Mitte und mit Spitzen eingefaßt iſt. Dieſe Verzierung, die Jeanette genannt wird, geht nicht ganz um den Aermel herum; der hintere Theil deſſelben bleibt frei. Vorn beruhter iſt das Leibchen und die Schöße rundherum mit einer kleinen ſchwarzen Sammetrüſche und ſchwarzen breiten Spitzen daran verziert. Kragen von Guipüre mit großen Zacken. Der Unterärmel beſteht in einer Tüllpuffe mit Prieschen und Garnirung von Guipüre.

Fig. 2. Sommer-Toilette.

Hut von italieniſchem Stroh, mit Federn und Spitzen verziert. Kleid von hellgrünem Taffet; hohes geſchloſſenes Leibchen. Rock ohne Falbeln; von der Taille oben an bis an den Schluß des Rockes, geht ein Beſatz von breiten runden Spitzen. Mäntelchen von Cachemire, das mit gewirkten Seitenborten in türkiſchem Muſter beſetzt iſt. Unten herum übereinſtimmende Franſen; ein großer Schlitz iſt auf jeder Seite angebracht, der in Stelle der Aermel dient. Unterärmel von Mouſſeline. Armbänder von Sammet. Gelbe Handſchuhe.

Fig. 3. Promenaden-Toilette.

Hut von weißem Crepp mit Spitzen-Streifen beſetzt. Kleid von Seiden-Barege, mit abgepaßten dunkleren Streifen; drei Falbeln befinden ſich auf dem Rocke, und vier Streifen auf jedem derſelben. Echarpen-Mäntelchen von Taffet mit einem Kragen. Der unterſte Theil des Mäntelchens iſt mit einer ausgeſchlagenen Sammetborte, der Kragen mit einer ähnlichen Borte beſetzt; der Beſatz geht von oben nach unten und iſt durch eine reiche, ſchwarze Sammet- und Spitzengarnirung beendet.

Ueber die Frauen.

Bei Gelegenheit einer Schilderung des ausgegrabenen Pompeji in Friedrich Pecht's „Südfrüchten" läßt der geiſtvolle Künſtler, angeregt durch den Anblick eines antiken Frauengemaches, ſich folgender Maßen aus:

„Ich geſtehe aufrichtig, wie mir juſt das, daß die Frauen ſo gründlich abgeſperrt und von allem öffentlichen Leben ausgeſchloſſen waren, gar nicht übel gefallen hat, da ich die ketzeriſche Meinung hege, daß unſere moderne Zeit den Frauen einen viel zu ausgedehnten Einfluß angewieſen, ſo wie Allem, was ſich an ſie anſchließt, z. B. der Liebe. Wenn man unſere Poeten und vollends gar unſere Schriftſtellerinnen lieſt, ſo könnte man meinen, ein Mann habe auf der Welt gar nichts zu thun, als zu lieben und zu ſchmachten, während mir im Gegentheil Jeder, der für ſein Leben nicht höhere und würdigere Intereſſen aufzufinden weiß, als das Girren nach dieſem oder jenem blonden Jüngferchen, wie ein gar zu erbärmlicher Kerl vorkommt. Die Shakeſpeare'ſchen Helden denken nicht an ſolche Narrheit und die antiken noch weniger, ſie lieben nebenher einmal wie ſich's gehört, ſie bauen ſich auch einmal um den Beſitz eines ſchönen Weibes herum, beſonders wenn ein ſchön Stück Land an der Prinzeſſin hängt, aber an's „Hangen und Bangen," an's „freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſein," dachten ſie wahrhaft ſehr wenig. — Es gibt nur einen Platz, wo ich die Frau hoch verehre und bewundre, das iſt als Mutter, an einem andern will ſie mir ſelten gefallen, und wenn ich Mädchen und Roſen ſehr gern ſehe, ſo denke ich doch ſehr wenig an ſie, ſobald ſie mir aus dem Geſichte ſind. Kann man nicht läugnen, daß es poetiſche und künſtleriſch begabte Frauen giebt, ſo ſind ſie doch dies vorzugsweiſe als Reproducentinnen, als Sängerinnen, Schauſpielerinnen ꝛc.; erfinden thut das Weib nichts, ſie ahmt nur nach, und wenn es ja einmal Ausnahmen gibt, ſo beweiſen ſie eben nur die Regel. Es iſt aber in der Art des weiblichen Geiſtes etwas, was höchſt ſchädlich wirkt, ſobald man ihm, wie es in unſerer Zeit geſchieht, einen zu großen Spielraum einräumt; er weiß nie, was groß und klein, was bedeutend und unbedeutend iſt, eine Schürze und ein Band ſind ihm gleich wichtig, er verſteht nie gerecht und billig zu ſein, — für die Frau gibt's nur Gnade oder Ungnade. Endlich noch iſt die Beifallsliebe ſeine vorherrſchende Eigenſchaft, der er Alles unterordnet; eitle Menſchen aber ſind eigentlich zu allen großen Dingen unbrauchbar, faſt noch mehr als lügenhafte. —

Wenn eine ſo große Anzahl von unſern modernen öffentlichen Charakteren in Deutſchland ſo ſehr von dieſem Uebel angefreſſen iſt, wie es ſich beſonders in der revolutionären 48er Periode ſo traurig gezeigt hat, ſo ſcheint mir das zu nicht geringem Theile einer Richtung in unſerer Literatur zuzuſchreiben zu ſein, die allerdings von Göthe zuerſt recht emporgebracht wurde, der die weiblichen Männer, wie die Werther, die Taſſo ꝛc. zuerſt mit der Glorie und dem wundervollen Reiz ſeiner Poeſie umkleidete und dadurch jene ganze lange Reihe von Schriftſtellern hervorrief, deren Ideale ſich unaufhörlich ſelbſt beſpiegeln und immer auf der Lauer über ihren ſchönen Empfindungen ſind. Gott, gibt's was Faderes als dieſe Poeten, die nur Schriftſtellerleben zu beſchreiben, dieſe Maler, die nur Ateliers und Modelle zu ſchildern wiſſen?

Briefkaſten.

Belleville, O. J. O. Wir haben den Roman aus den „Monatsheften" weggelaſſen, weil unſere Abonnenten ſo wenig als wir die langen Unterbrechungen der Fortſetzung nicht mögen. Dagegen hat der Verleger der M. H. eine Sammlung neuer deutſcher und deutſch-amerikaniſcher Original-Romane veranſtaltet, welche Ihrem Roman-Gaſte zuſagen wird. Erſchienen iſt das 1. u. 2. Heft des Mügelchen Romanes „Miraja."

Dayton, O. V. St. Empfangen und beſorgt. Das Verſprochene wird uns ſehr angenehm ſein.

Washington, D. C. F. Sch. Ihre Correſpondenz bedauerlich zu unwichtiges. Wenn Sie Intereſſantes zu berichten haben, ſind wir zur Aufnahme gern bereit.

St. Louis, Mo. F. A. L. Obgleich nicht am rechten Platz, ſo hat Ihre Stimme doch Aufnahme und Gehör gefunden, um ſo bereitwilliger, als berufene Blätter dafür taub waren. Die Zeit Ihrer letzten Eingabe war die rechte.

Port au Prince, W. M. Gratulire zum Grafentitel—die Herrſchaft wird Ihnen wohl ſicher ſein. So iſt's denn doch wahr, was ſich Ihre Freunde erzählen, daß Sie ſchwarz angelaufen ſind und Ihr Haar anfängt grau und weiß zu werden?

Baton Rouge, La. M. C. Onkel Sam hat nun einmal eine beſondere Liebhaberei für Bilder, und behält ſie gern für ſich. Wir haben zum zweiten Male geſandt.

Cincinnati, O. E. Z. Noch unbeſtimmt; jedenfalls alter ein Gegenſtand aus der amerikaniſchen Geſchichte.

Zanesville, O. K. Sie finden Auskunft in den literariſchen Notizen in dieſem Heft.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sanſomſtraße, Philadelphia.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hu
Spitz
mes
Bode
von
Rand
eine
fällt.
das
und
mit
sen ge
schwa
schen
das
der
Pago
Ellen
machl
eine
und
her di
wird.
schnitt
in der
die
herun
unter
kleine
zen d
Der
Garn

Hu
ziert.
chen.
Schlu
zen.
horter
einstir
angeb
Mous

Hu
von
Falbe
jedem
Krag
ausge
chen
ist du
beend

Bei
peji i
geistv
Frau
„J
so gr
geschl
rische
einen
was
Poete
könnt

Digitized by Go

Digitized by Google

THE FALLS OF ST ANTHONY

MISSISSIPPI

GENERAL VIEW

Zu Meyers Monatsheften

Published for HERMANN J. MEYER 154 Wilson Str NEWYORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DEUTSCHES GEMÜTH

F. Meyers Monatsbilder

Digitized by Google

Meyer's Monats-Hefte.

No. 3. Juli, 1854. Band 3.

Die Fanatiker des Todes.

Ein wahres Mährchen von Heinrich Asmus.

Eines Abends erging sich Richard W., ein junger Kaufmann, auf der besuchtesten Promenade Londons und ward bald auf einer der daselbst befindlichen Bänke einer Frau ansichtig, die stillsinnend vor sich hinsah. Sie war schon bejahrt, in grobe zerrissene wollene Lumpen gehüllt, und ihr bleiches gefurchtes Gesicht vollendete das Bild der schmutzigen Armuth. Sie hier sitzen zu sehen, während die andern Bettler umherwankten, weckte Richards Aufmerksamkeit. Vielleicht ist sie zu ermüdet, oder berechnet ihr heutiges kleines Einkommen! — dachte er — und näherte sich ihr, um wenn möglich, zu erfahren, ob sie vielleicht zu den Armen gehöre, die man pauvres honteuses nennt. Diese Armen gerade interessirten ihn besonders, nicht weil sie eine gedoppelte Last tragen, sondern bei ihnen die rohen irdischen Bedürfnisse mit einem höhern gefühlvollen Zwecke kämpfen. Ganz in der Stille nahe ich mich einer solchen Person — sprach der Kaufmann vor sich hin — und erfreue sie durch eine Gabe, um die sie uns nie ansprechen und schon bei der leisesten Ahnung von unserm Vorhaben erschrecken würde. Ich lasse solche Gefühle nicht gerne vorübergehen, ohne meinen Plan ausgeführt zu haben!

Unter diesem Selbstgespräch war Richard der Frau nahe gekommen und hatte schon eine Geldmünze zwischen den Fingern — aber wagte es nicht, ihr dieselbe entgegenzustrecken: sie sah mit einer solchen Gleichgültigkeit auf die Vorübergehenden, und auch auf ihn; ja sie nahm, um der Wahrheit treu zu bleiben, gar keine Notiz von seiner Gegenwart, sondern wandte den Kopf nach einer gegenüber stehenden italienischen Pappel, und blickte weithin in die angrenzende Allee, als wenn sie Jemand von dorther erwartete. „Ja so!" dachte der junge Mann, „hier entgeht dir das Vergnügen des Wohlthuns!" — In Wahrheit, hier war er ein Bettler, der abgewiesen wurde. Indem er verstimmt weiter schritt, konnte er doch nicht umhin, mitunter zurückzusehen. Da ward er eines alten, bleichen und schlechtgekleideten Kerls gewahr, der sich hinkend der Gartenbank näherte, auf welcher die Frau saß. Richard stand still, um beide Personen zu beobachten. Die Frau empfing jetzt den Angekommenen mit so lebhafter Gebährdensprache als ihre Schwäche nur gestattete; der Mann aber zeigte nach dem Ende der Allee. Der Fingerzeig war gerade auf die Rückseite des Hotel de l'Asle gerichtet, das am Ende der Allee stand. Gleich darauf brachen die beiden räthselhaften Personen auf: Richard folgte ihnen in einiger Entfernung. Beide Personen gingen aber nicht dahin, woher der Kerl gekommen, sondern nach entgegen gesetzter Richtung. Beider Gang war langsam, um nicht schwerfällig zu sagen, und da sie sich oft ansahen, vermuthete der Lauscher, daß sie sich lebhaft unterhielten. Nach geraumer Zeit erreichten sie das Ende der Allee, wo eine breite Straße vorüberführt. In demselben Augenblicke schlug die nahe Thurmuhr acht, und mit dem letzten Schlage kam ein großer, prachtvoller, dichtverschlossener Wagen dahergefahren, von einem feurigen Viergespann gezogen. Mitten vor der Allee hielt er an. Ein Bedienter in reicher Livrée sprang vom

Digitized by Google

Bock, öffnete die Wagenthür, schlug den Tritt hurtig herunter und half mit vieler Höflichkeit zweien Personen aus dem Wagen, die zerlumpte Kleider anhatten und deren Aeußeres abstoßend war. Kaum hatten sie den Wagen verlassen, so näherten sich Richards Bekannte demselben. Der betreßte Diener reichte ihnen ebenso höflich die Hand, wie den Vorigen und half ihnen hinein. Kein Paar grüßte das andere, woraus der Kaufmann schloß, das sie einander fremd waren. Die Wagenthür wurde geschlossen, der Diener nahm seinen Platz oben auf dem Wagen wieder ein, der Kutscher schwang die Peitsche, deren Schaft Perlmutterarbeit verschwenderisch zeigte und deren Schnur aus Seide zu sein schien; ein weitschallender Knall durchzitterte die reine Abendluft, die stolzen Rosse zogen an und der Wagen rollte dahin. Richard war über die kolossale Größe des Wagens und seine Pracht so in Erstaunen gesetzt, daß die beiden ausgestiegenen Personen inzwischen seinen Blicken entschwunden waren, sie, die ihm ohne Zweifel die beste Auskunft über dieses Fuhrwerk hätten geben können.

Ich sollte mich vielleicht nicht so lange bei diesen fahrenden Bettlern aufhalten, aber Richard's Neugier war nun einmal rege gemacht, und man weiß wohl: ist sie einmal geweckt, so hält es schwer, sich von ihr sobald zu trennen. Als unser Freund der beiden Bettler nirgends ansichtig wurde, wollte er dem Wagen folgen, aber der war ebenfalls nicht mehr zu sehen.— Etwas ärgerlich über das Fehlschlagen eines Abenteuers, ging er die Allee zurück. Der Abend war schön, kein Lüftchen störte die Feier der Natur und den lieblichen Gesang schlagender Nachtigallen. Er wurde dadurch nach und nach wieder heiter gestimmt und mit ihm tausend Vorübergehende, die gleich ihm den schönen Abend genossen. Jedoch stellte er nach einer Stunde das Spazieren ein und stieg die Treppe zum Hotel de l'Asie hinauf, wo er sich bald in einem kleinen Zimmer befand, dessen Wände überall mit Holzschnitten, Steinzeichnungen und Kupferstichen behangen waren. Vor allen erregte eine Affiche seine ganze Aufmerksamkeit. Ich gebe ihr diesen Namen, weil sie in ihrer Anordnung ganz einem Anschlagzettel entsprach, nur daß sie kein grober Holzschnitt, sondern ein sauberer Stahlstich war. Als er aber auf der Affiche Wagen, Pferde, Kutscher, Diener, kurz alles das dargestellt fand, was vorhin so mächtig seine Neugierde geweckt hatte, trat er näher und fand am Rande eine Note, die aber in einer Sprache geschrieben war, welche er zu wenig verstand, um sie lesen zu können. Sie gibt wahrscheinlich einen Aufschluß, dachte er und schellte. „He, Kellner!" rief er diesem zu, der geschäftig in's Zimmer eilte. Der Bestürzte hielt seine beflügelten Schritte an, stand kerzengrade vor dem Gast, der nach dem Anschlagezettel zeigte und nach seiner Bedeutung fragte. Der Marqueur zuckte die Achseln. — „Ich wünsche zu essen!" befahl Richard, plötzlich abbrechend. — „Was ist Ihnen gefällig?" — Der Kaufmann nannte sein Leibgericht und forschte dabei so gleichgültig als ihm nur möglich: „Was bedeutet dieser Zettel und was ist das für eine Sprache?" — Ein geheimes Lächeln, ein Kopfschütteln und die leise Aeußerung: „Forschen Sie nicht darnach!" war Alles, was Richard zur Antwort erhielt und ihn nur noch neugieriger machte; — aber der Kellner war verschwunden. Nach kurzer Zeit brachte ein etwas verwachsener Marqueur das bestellte Essen. „Was bedeutet jene Ankündigung?" fragte ihn der Gast. — „Jene?" seufzte der Gefragte gedehnt. — „Nun ja, grade die! Kannst Du sie lesen? Ist's russisch, türkisch oder chinesisch?" — „Nichts von allen — japanisch!" — Richard lachte laut auf. „Aber was bedeuten die Worte?" fragte er dann.— „Ich weiß es nicht," versetzte der Kellner treuherzig, „auch vermag sie Keiner zu lesen; aber auf der Seitenwand des Hotels stehen die Worte in englischer Sprache." — „Was bedeutet das Alles?" — „Das werden sie am besten von dem erfahren, der die Billete ausgibt." — „Billete?" — Die Sache wurde unserm Freunde immer interessanter. „Wo ist der zu finden?" fragte er. — „Im Seitenzimmer rechts." — „Führe mich zu ihm!" —

Digitized by Google

Beide gingen. Bald standen sie vor dem Billetvertheiler, einem Kellner im Hotel de l'Asie.— „Wie viel kostet ein Billet?" fragte Richard.— „Nichts, mein Herr! Im Gegentheil, der Inhaber einer solchen Karte, d. h. wer in dem Wagen fährt, empfängt noch obenein eine Guinee. Nur wird ihm die Bedingung gestellt, nichts von dem zu verrathen, was er vielleicht gehört oder gesehen." — „Wohin fährt der Wagen?" — „Das weiß ich nicht!" — „Man kommt wohl nicht dahin, wohin man will?" — „Möglich — wenn man nicht den Ersatz in Anschlag bringt, so—" „Ist es Jedem freigestellt?"— „Allen! bisher jedoch haben nur Arme davon Gebrauch gemacht. Aber—" „Nun?"— „Ja, darüber mag man nicht gerne reden." —„Warum nicht?" fragte Richard. „Für mich ist's vielleicht viel werth, wenn ich's weiß."— „Für Sie, mein Herr? Und warum, wenn ich fragen darf?"—„Ich verlange eine Karte!" — Der Mensch maß den jungen Kaufmann mit großen Augen.— „Nun, bekomme ich eine?" mahnte Dieser. „Wann geschieht die Fahrt?" — „Allabendlich acht Uhr, aber—" „Schon wieder ein Aber? Heraus damit!" — „Ich meinte, die Armen möchten des Geldes bedürftiger sein und nehmen schon etwas Ungemach mit in den Kauf." — „Geht die Fahrt auf etwas Ehrenrühriges hinaus?" — „Das glaube ich nicht, aber einige Leute drei, vier bis fünf, mußten gleich nach der Fahrt in's Krankenhaus geschafft werden, und wir müssen mit der größten Vorsicht die Billete vertheilen, damit uns die Polizei nicht in die Karten sieht." — „Schon gut! Her ein Billet! Möge es kosten, was es wolle, ich fahre!" —

Der Kellner überreichte Richard ein Billet stillschweigend; dieser ging darauf zurück, verzehrte sein Essen und begab sich dann geradewegs nach Hause. Die Nacht schlief er etwas unruhig, stand schon früh auf und vertrieb sich die Ungeduld so gut er konnte. Endlich kam der Abend, die Uhr schlug Acht, als Richard bereits harrend am bezeichneten Orte stand. Der Wagen kam daher und hielt an. Der Diener sprang herab, Richard zeigte ihm das Billet. Jener verbeugte sich zwar höflich, öffnete dann jedoch erst die Thür, um denen herauszuhelfen, die mitgefahren waren. In der Wagenthür zeigte sich bald eine alte, zerlumpte, hagere Person, die dem Diener ohnmächtig in die Arme sank. Nicht im mindesten darüber erstaunt umfing er die Bettlerin und setzte sie abseits auf eine Bank, reichte ihr eine Guinee und überließ sie ihrem Schicksal. Dann trat er an den geöffneten Wagen, reichte Richard mit einer tiefen Verbeugung die Hand, um ihm beim Einsteigen behülflich zu sein. Der junge Kaufmann zögerte und stutzte; ihm kam Alles so bedenklich vor. „Wer wird der Kranken Beistand leisten?" fragte er. Ohne eine Antwort zu geben, deutete der Diener auf die offene Wagenthür. Richard stieg ein, die Thüre schloß sich hinter ihm und der Wagen rollte dahin.

Es saß sich ganz vortrefflich, und der Wagen war schon eine ziemliche Strecke gefahren, als es dem Insassen einfiel, die Gegenstände um ihn her näher in's Auge zu fassen. Von einer kleinen Krystallampe, die in der linken untern Ecke des Wagens stand, strömte ein angenehmer aromatischer Duft aus; die Sitze waren mit gelben Maroquinpolstern versehen, und eine brandgelbe Gardine, welche von der Decke bis zum Boden reichte, theilte den Wagen gleichsam in zwei Hälften, doch so, daß man der andern Wagenthür nicht gewahr werden konnte. Ob unser Kaufmann also Gesellschaft gegenüber hatte, wußte er nicht; da jedoch der Wagen viersitzig zu sein schien, konnte er gerne einige Gesellschaft haben. Allein der Vorhang war so dicht und schloß sowohl oben wie unten und an beiden Seiten so genau an, daß es ihm unmöglich war, auch nur das Geringste hinter demselben wahrzunehmen. Richard saß also schweigsam, während der Wagen unaufhaltsam weiter eilte. Das Pflaster war gut und das Schaukeln unbedeutend, aber dies Vergnügen ward ihm doch nachgerade langweilig; er zog die Uhr und miente, die Dauer des Fahrens müsse doch wohl bald um sein. Er hatte auf ein recht interessantes Abenteuer gehofft, und nun nichts als Fahren und Aussteigen!

Digitized by Google

Der gelbe Vorhang reizte ihn ungemein; er wünſchte ſo gerne zu wiſſen, was hinter demſelben ſich ihm vis-à-vis befände, denn daß er allein im Wagen fahre, wollte er durchaus nicht glauben;—da hinten mußte noch etwas ſein. Er ſtreckte demnach die Hand nach der Gardine aus und bemerkte in demſelben Augenblick einen Schatten auf derſelben, der ſtark genug war, ihn zu gewahren, und der nach derſelben Richtung ſich bewegte, wohin ſeine Finger griffen, wodurch er zu der Vermuthung kam, daß hinter dem Vorhang ein Spiegel befindlich ſei, der den Schatten ſeiner Hand auf der Seide wiedergab. Er wollte Aufſchluß hierüber haben und berührte mit den Fingerſpitzen die Gardine—augenblicklich war ſeine Hand wie von einer Zange erfaßt und zwar ſo, daß es ihm unmöglich war, dieſelbe zu befreien, wenn er nicht die empfindlichſten Schmerzen erdulden wollte. Das war impertinent, und auf ſolche Weiſe gefangen zu ſein, macht verſtimmt. Als Richard jedoch die Hand ſtill hielt, war zwar der Schmerz keine Tortur; da er ſie aber nicht befreien konnte, kam ſein Körper in eine äußerſt unbequeme Lage. Er nahm alſo die andere Hand zu Hülfe; kaum war ſie aber der Gardine nahegekommen, ſo traf ſie ein gleiches Schickſal. Zu rufen, ſchämte er ſich; aber in ſeiner Aufgeregtheit über ſolche Behandlung, verſuchte er es mittels ſeiner Füße ſich aus den Feſſeln zu befreien;—in demſelben Moment waren ſeine Füße mit einer Schnur verſehen. Zu gleicher Zeit hielt der Wagen an; die Fahrt ward beendet. Der Diener öffnete mit derſelben Artigkeit die Thür, und als er des Gefangenen Hand berührte, war dieſer von den Feſſeln befreit. Richard ſtieg aus; zwar nicht ohnmächtig wie ſeine Vorgängerin, aber unwillig, aufgebracht und Willens, den Diener beim Kragen zu nehmen, damit er ihm wegen einer ſo brutalen Behandlung Rechenſchaft gebe. Jedoch entſchlug er ſich dieſes Gedankens, als er ſich in einem öden Stadtheile fand und der Diener außer dem Kutſcher noch zwei Helfershelfer hatte, welche jener leicht zu ſeinem Beiſtande herabrufen konnte. Er biß alſo die Zähne zuſammen und ſchlug dem Diener, der ihm mit einer ausgezeichneten Feinheit eine Guinee überreichen wollte, das Goldſtück aus der Hand, ſo daß es in die Straße flog. Der Menſch ward darüber weder erſtaunt noch aufgebracht: mit der vollendeten Gleichgültigkeit eines Hofmannes ſchloß er die Wagenthür wieder, nahm ſodann ſeinen Sitz ein und der Wagen fuhr fort. Das erlebte Abenteuer kam Richard als das Nichtigſte vor, was Menſchen auf Erden begegnen kann; als er aber bei kälterem Blute nachgedacht, wozu dies Alles diene—die Reiſeroute, dieſer Wagen, dieſe Ausgaben, dieſer beinahe unbegreifliche Mechanismus—da glaubte er die Urſache des ſchlechten Ausgangs in ſich ſelbſt zu finden. „Warum mußte mich auch die Neugier ſo reizen! Hätte ich nur nicht die Gardine berührt: wer weiß, was mir begegnet wäre?“ brummte er vor ſich hin und beſchloß, nochmals ein Billet zu löſen. Glücklicher Weiſe waren ſeine Hände nicht ſo arg mitgenommen worden, um einen Wundarzt zu Hülfe rufen zu müſſen.

Der Abend kam, und mit dem Schlage Acht der Wagen. Unſer Kaufmann ſtellte ſich mit ſeinem Billete neben die Wagenthür. Der Diener wird nicht wenig erſtaunt ſein, dich ſchon wieder hier zu finden! dachte er, als er ſein Billet überreichte—aber durchaus nicht. Erſtaunen und Verwundern ſchien bei dieſem Menſchen eine Unmöglichkeit. Richard ſtieg ein. Daß er dabei etwas befangen um ſich blickte, wird ihm der Leſer nicht als Furcht auslegen. Es war aber Alles wie geſtern, und er beſchloß, es möge koſten, was es wolle, den verhängnißvollen Vorhang nicht zu berühren. Das Fahren ging ganz vortrefflich; die Sitze waren weich und mit elaſtiſchen Federn verſehen, wenigſtens meinte das unſer Freund. Bald aber ſchien es, als wenn die erzwungene Gleichgültigkeit ihn verlaſſen wollte; er zog die Uhr, um die noch fehlenden Minuten zu zählen; allein dieſe Arbeit ward ihm langweilig, da die Zeiger nach ſeiner Meinung ungemein langſam fortrückten. Die Lampe brannte hell und verbreitete einen köſtlichen

Wohlgeruch, aber der Vorhang rührte sich nicht. Daß er sich erlaubte auf ihn zu sehen, wird man leicht erklärlich finden; ja, seine Augen waren so fest auf ihn gerichtet, als wenn er ihn durchbohren wollte — da rollte derselbe plötzlich in die Höhe und Richard erblickte in der rechten Ecke des Wagens eine in rothe Seide gekleidete Dame. Sein Erstaunen war nicht gering. Die Unbekannte hatte den Kopf gestützt und blickte unverwandt auf ihren jungen Nachbar, ohne daß sie die Augen auch nur ein einzig Mal senkte. Ihr Gesicht war ziemlich fleischig, ohne jedoch unschön zu sein, und ihre Hautfarbe mehr oliv als weiß. Das Haar war auf eine ganz eigenthümliche, außereuropäische Art gewickelt. Richard war mehrere Male im Begriff sich mit einer Frage an sie zu wenden, allein er beherrschte sich und schloß schnell die geöffneten Lippen. Nur hatte dieser Zustand etwas Peinigendes für ihn, und das war auch ganz natürlich, denn immer und immer zweien großen starrenden Augen ausgesetzt zu sein, die sich weder senken, noch heben, in denen kein Gefühl sich kundgibt — das ist nicht zum Aushalten. Und doch lag in dem starren Blick der Unbekannten weder Haß noch Wohlwollen, so daß keine Gefahr vorhanden war, aber es blieb doch immer ein Fixiren, das geeignet war, auch den Gleichgültigsten aus der Fassung zu bringen. Da verfiel unser Kaufmann plötzlich auf den Gedanken, daß ihm zur Seite kein lebendes Wesen, sondern eine gemeißelte Statue sitze. Kaum war dieser Gedanke bei ihm erwacht, so erhob die Nachbarin eine Hand und griff nach dem Haare, als wolle sie eine Locke in der Schläfe ordnen, und legte die andere mit vieler Grazie auf die seidene Bekleidung des Kissens; ihre Augen jedoch blieben fortwährend auf Richard gerichtet. Einmal öffnete sie auch den Mund, aber nur so viel, daß ihr Nachbar die milchweißesten, ungewöhnlich kleinen Zähne auf Augenblicke erkennen konnte.

Richard that sich Gewalt an, ihren Blicken auszuweichen und versuchte die Augen mit der Hand zu bedecken, so als wenn man sich gegen den Sonnenstrahl oder Lichtstrahl verwahren will; allein das Bewußtsein, sich bemerkt zu sehen, blieb dennoch dasselbe. Er blickte nun auf den Boden des Wagens, wendete das Gesicht seitwärts, aufwärts, und ließ sein Haar den Gegenstand ihres Blickes sein, aber das half ja alles nichts und es kam ihm vor, als wenn die Sage von der Medusa doch wohl wahr sein möge. Da fiel ihm plötzlich etwas ein, was man häufig benutzt und das darin besteht, den Gegner gleichsam zur Verantwortung zu ziehen: er sah nun eben so starr und fest, ja noch fester, noch durchdringender auf die Unbekannte als sie auf ihn. Kaum hatte er dies Spiel begonnen, so durchdrang ihn ein Gefühl von Festigkeit und Stärke. Er sah also recht fest ihr in die schwarzen Augen ganz so als wollte er sie herausfordern. War dies nun Scherz oder ihre ernste Absicht? Richard wußte das nicht, aber er bemerkte, daß ihre Blicke die seinigen mit neuem Muthe elektrisirten, und wiederum wußte er nicht was er freudig dahingegeben, wenn sie mit dem allergewöhnlichsten Worte das peinigende Schweigen aufgehoben hätte. Aber dieser letzte Wunsch blieb unerhört. Zwar gab sie Erstaunen in den Mienen zu erkennen und ihre Lippen öffneten sich wieder, aber zum Sprechen kam es nicht. Sicherlich hat sie ein Bedürfniß nach Hülfe! — dachte der Kaufmann, — aber sie darf davon nicht sprechen, ein Gelübde verhindert das. In seiner Ungeduld rief er unbedachtsam: „Was soll dies Gaukelspiel? Wer sind Sie? Kann ich helfen?“ — Das letzte Wort erstarb auf seinen Lippen. Der Vorhang rollte herab und die Lampe erlosch mit einem Knall. Es verbreitete sich ein Wohlgeruch; aber so angenehm dieser auch war, so wirkte er doch betäubend auf Richard. Seine Augen schlossen sich, er verlor die Besinnung und sank zu Boden.

Als er wieder aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich auf einer Bank — eine Guinee entfiel seiner Hand. „So kann das Abenteuer nicht enden!“ rief er in die kühlende Abendluft, welche er mit unbeschreiblichem Wohlbehagen einsog. „Das wäre wieder meine Neugier, die dasselbe störte und mir nur ein Bruchstück von dem gab, was

Digitized by Google

in seinem Zusammenhange gewiß höchst interessant geworden wäre. Warum mußte ich auch wiederum fragen? Die Frage abgebrochen und sich auf den Weg gemacht!" —Gesagt, gethan. Unser Kaufmann raffte sich auf und löste sich zum dritten Male ein Billet.

Der verhängnißvolle Wagen stand an der bewußten Stelle. Richard stieg ein. Wieder saß er nun auf dem ihm schon bekannten Platze. Im Wagen war Alles wie früher; nur mit der Gardine war eine Veränderung vorgenommen, statt der gelben hing heute eine schwarze da. Der erste Act war beendet: der Vorhang rollte auf. Richard blickte sogleich nach der rechten Ecke. Dort saß eine weißgekleidete Dame. „Ist's dieselbe?" fragte er sich. Dasselbe Profil; nur waren die Augen nicht auf ihn gerichtet, sondern blickten seitwärts, und obgleich der Wagen sehr rasch fuhr, so saß die Unbekannte doch so unbeweglich auf ihrem Sitze wie eine Mumie. Dies gleichgültige, theilnahmlose Benehmen war das beste Mittel, ihren Begleiter zu Fragen zu verlocken — aber Richard blieb diesmal Herr seiner Leidenschaft. Ein flüchtiges Lächeln flog über die Lippen der Unbekannten. Kann sie errathen was in Deinem Innern vorgeht? dachte Richard. Ohne jedoch dieser Frage lange Audienz zu geben, nahm er sich die Freiheit, die sehr kleinen und niedlichen Füße seiner Begleiterin zum Gegenstand seiner Andacht zu machen. Da plötzlich rief die Unbekannte mit unbeschreiblich lieblicher Stimme: „Acamapixi mene tekel uversinto!" Richard's Herz stand still. Das waren ja Klänge aus seiner Jugend. „Mene tekel Ufarsin!" rief er und nickte. Seine Nachbarin aber fragte wieder mit aufgeregter Stimme: „Cama, cama uvarsintuj, menetékeli derepintuj-Cama tocáma yonk!"—Jetzt waren Richard's Lippen geschlossen. — „Acamapixi?"—Nein, von mir keine Antwort! gelobte sich der junge Mann.—„Ongria-Hirvendrú-yonki, yonké yonkelá."—Die Lebhaftigkeit der Gebährden, mit welcher die Unbekannte diese Worte begleitete, kann man mit Worten nicht wiedergeben, und doch fand Richard darin nicht jenes Verlangen, einzunehmen, nichts von dem was man mit dem Worte Gefallsucht benennt, wenn auch eine außerordentliche Sehnsucht nach Etwas unverkennbar war. Der junge Mann aber hatte sich gelobt, sich durch keine voreilige Frage als Neugieriger bloszustellen. Er ging in Gedanken seine Kindheit durch, wo er ähnliche Laute gehört und kam zu dem Schlusse, daß seine Begleiterin eine Japaneserin sein müsse. Um indessen nicht für einen stummen Gesellschafter zu gelten, sagte er auf gut Glück: „Miracorma grancas!" —Bei diesen hingeworfenen Lauten, die ihm in Erinnerung schwebten, deren Sinn er aber keineswegs wußte, drückten sich Freude und Bewunderung auf dem Gesichte seiner Nachbarin aus, als wenn jene Laute das Höchste enthielten. Sie reichte ihm eine Hand entgegen und blickte wie begeistert auf den jungen Mann. „Gorotimo Tékelin!" rief sie, sprang auf und zog den Glockenzug. —Ohne Zweifel ein Signal! dachte Richard. Seinem gefaßten Vorsatze jedoch getreu, verhielt er sich schweigsam. Der Wagen hielt an. Die Unbekannte näherte sich ihm und sagte zu seiner nicht geringen Verwunderung in gebrochenem Englisch: „Wir halten jetzt an — wir scheiden hier. Frage Alles was Du willst, jetzt bin ich bereit zu antworten." — Richard war im Begriff eine Frage zu thun, aber sein guter Genius kam ihm zu Hülfe. Nein, keine Aeußerung der Neugier! sagte er zu sich—die Aufmunterung zu Fragen könnte abermals eine Falle für Dich sein! Um sich jedoch höflich zu zeigen, verbeugte er sich und sagte: „Gramash, garamascho!"—„Ha, Du bist der Rechte!" rief die Unbekannte. „Komm!"

Die Wagenthür wurde geöffnet, der Diener ließ den Tritt herunter und Richard nahm wahr, daß die Unbekannte, als sie ihm die Hand reichte, erzitterte und blaß wurde. Beide sprangen aus dem Wagen. Unser Abenteurer befand sich vor einem Garten, der mit einem Gitter versehen war, das sich öffnete, als er mit seiner Begleiterin sich demselben näherte. Beide traten ein. Seitwärts im Garten erblickte Richard einen

Digitized by Google

ganz eigenthümlich gebauten Palast. Er bot seiner unbekannten und räthselhaften Freundin den Arm, in der Meinung, daß sie ihn weiter führen wolle, aber sie entschlüpfte mit einem leichten Gruß in eine kleine Seitenthür. Dies kam ihrem Begleiter unerwartet und war ihm um so unangenehmer, da auch die Gartenthür schon wieder geschlossen war und er sich so von der Straße, dem Wagen, den Dienern und jedem lebenden Wesen außer diesem Bezirke getrennt und abgesperrt sah. Nun, dachte er, Du kannst ja diese breite pompöse Marmortreppe auf Deine eigene Hand benutzen. Er stieg demnach hinauf, aber nirgends war eine Thüre zu entdecken und er also gezwungen, noch höher zu steigen. Endlich kam er in eine Vorhalle und glaubte nun am Ziele zu sein. Es schien ihm ein Thurm, in welchem er sich jetzt befand. „Mag es sein was es will!" rief er und begriff selbst nicht, wie er so unbesorgt sein konnte. Endlich erreichte er das Ende der Treppe und befand sich vor einer Thür, über welcher ganz dieselben Striche und Haken oder Buchstaben zu sehen waren, die seine Aufmerksamkeit im Hotel de l'Asie unter dem Anschlagzettel in Anspruch genommen. „Das ist ein gutes Omen!" sagte er leise und drehte beherzt den Schlüssel um. Die Thür öffnete sich; ein Wohlgeruch duftete ihm entgegen, dem ähnlich, der im Wagen ihm entgegenströmte; er stand in einem Zimmer, dergleichen er nie gesehen. Die Wände waren von dem weißesten Marmor und mit großen Spiegeln versehen, die von der kuppelartigen Decke bis zum Fußboden reichten, der aus Sandelholz mit ausgelegter Mosaikarbeit bestand. An der Decke hing ein gigantischer Kronleuchter, auf dem wohl tausend kleine Krystalllampen brannten. Zum Glück waren Richard's Augen mehr auf seine Füße als auf die Decke gerichtet, sonst wäre er einige Schritte weiter in's Wasser gestürzt, dessen Tiefe ihm unbekannt war. Er verweilte eine geraume Zeit und musterte das Zimmer näher; wenn nicht alles täuschte, so befand er sich in einem großen, reichgeschmückten Badezimmer. Er machte längs dem Bassin einen Spaziergang und kam sich ganz sonderlich in dem Wasserspiegel vor. Nirgends aber fand er ein lebendes Wesen; das Wasser schien ihm weit klarer als der englische Himmel. Rings um das Bassin befanden sich in den Marmorwänden kleine Nischen, in denen bequeme Sitzplätze angebracht waren. „Was nun beginnen?" fragte sich endlich Richard, vor einer der Nischen stehen bleibend. Da erblickte er in derselben einige Kleidungsstücke, die sich ihm bei näherer Prüfung als weibliche erwiesen. „Du bist doch nicht allein!" tröstete er sich. In dem nächsten Augenblick vernahm er ein leises Plätschern und bemerkte in dem Bassin einige Kreise; er sah aber Niemand. Wer da? wollte er rufen, allein er beherrschte sich. Es bewegte sich etwas Weißes in dem klaren Naß; als er jedoch näher trat, tauchte es unter, schwamm unkenntlich vorüber, so daß der Spähende nur einiger Kreise auf der Oberfläche gewahr wurde, kam dann eine bedeutende Strecke von ihm wieder zum Vorschein und war im nächsten Augenblick verschwunden. Nur zwei weiße Arme und ein Paar lange Haarzöpfe hatte er entdecken können. Als das Wasser ruhig blieb, setzte er seine Wanderung fort und blieb, leicht verzeihlich, vor der Nische stehen, in welcher die weiblichen Kleidungsstücke lagen. Nicht aus Neugierde, sondern einzig und allein aus dem Grunde, ob er nicht in der Form der Kleider seine Muthmaßung bestärkt fand, hob er ein Stück nach dem andern auf, aber er begriff nichts von diesen Falten, der Façon, dem Stoffe ꝛc. Nur bemerkte er, daß ein Kleid immer schöner, immer kostbarer, immer feiner als das vorige war. Das letzte war so außerordentlich fein, daß Richard es in einer Hand verbergen konnte, und gleichwohl flog es bei einem Hauch seines Mundes in seine vorige Form zurück. In dieses Kleid ein lebendes Mädchen eingeschlossen, welche Wonne! rief er und setzte gleich hinzu: Albernes Zeug! Keine Wünsche jetzt!

Als Richard seine Kleiderunterhaltung beendet, suchte er einen Ausgang auszukundschaften, aber nicht unten am Bassin, wo die Schwimmerin verschwunden war,

Digitized by Google

ſondern am andern Ende des Badezimmers, wo es auf Säulen ruhte, die weder korinthiſch noch doriſch waren, noch überhaupt einer unſerer Säulenordnungen angehörten. Da lächelte dem Suchenden ein Schlüſſel entgegen, deſſen Griff mit vielen ſilbernen Schnüren behangen war, welche bis auf den Fußboden hinabreichten. Das aber kümmerte ihn ſo wenig, wie die ſchönen Säulen, und beherzt öffnete er die Thür. Himmel! Die Schnüre glitten ab und raſch wie der Donner dem Blitze folgt, ſtürzte der rieſengroße Kronleuchter in das klare Naß. Einige der tauſend Lampen erloſchen, andere glimmten auf dem Waſſer noch fort und wiederum andere zerſchlugen im Fallen gegen die Wände und Spiegel oder glimmten in den Niſchen fort. Ein ſo ſchreckliches, aber auch herrliches Schauſpiel erinnerte ſich Richard nie geſehen zu haben. Vermuthlich waren die vom Schlüſſel gelöſten Schnüre die Urſache dieſer Scene, die das ganze Badezimmer in ein Feuerwerk Nonpareil verwandelte.

Um ſich nicht wieder in das Gebiet der Fragen und des Verwunderns zu verlieren, eilte er aus dem Badezimmer in ein anderes Zimmer, und aus dieſem in noch ein Dutzend andere. Endlich kam er in eins, in dem er wider Willen feſtgehalten wurde. Er vernahm Muſik, aber nicht gewöhnliche, wie man ſie in unſern Salons überall hört, nein, eine Muſik vernahm ſein Ohr, welche der Erde nicht anzugehören ſchien. Richard näherte ſich dem Heiligthum, einem ſeidenen Baldachin, deſſen Vorhänge die Sängerin verbargen. Iſt ſie unglücklich? dachte er, und ohne zu wiſſen warum, meinte er im nächſten Augenblick, die Sängerin und Schwimmerin müßten identiſch ſein. Es war ihm nicht möglich das Zimmer zu verlaſſen, ehe er ſie geſehen. Der Geſang endete und er ſchob die ſeidene Draperie aus einander, — vor ihm ſaß ſeine Wagennachbarin. Er ergriff ihre Hand, ſie aber entzog ſie ihm, ſtand auf und ſagte: „Komm, Menetékeli, folge mir!“ — Richard hätte gern erſt etwas Näheres aus ihrem Munde erfahren, aber dennoch entſprach er der Aufforderung und folgte ihr durch mehrere Zimmer; in der Mitte des folgenden mäßigte das Mädchen ihre Schritte und ſagte: „Yonké Tacosima!“ — Um nicht ſprachlos zu ſcheinen, erwiederte Richard: „Garaminxi yap!“ — „Tolùn tolanni! Der Rechte iſt gefunden!“ rief ſie und ſchlug einen reich mit Gold und Silber beſchwerten Vorhang zurück, hinter dem ſich ein bejahrter Mann nicht ohne Schwierigkeit von einem anſehnlichen, mit bunten Farbenſtoffen überzogenen Kiſſen erhob, auf dem er mit untergeſchlagenen Beinen geſeſſen. Im ganzen Zimmer war weder Stuhl noch Tiſch zu ſehen.

„Großer Vater!“ redete das Mädchen den Alten an.—„Ongria Hirvendrù!“ erwiederte er. — „Mein Vater, laß uns den zwanzigſten Theil der Sonne *) verſuchen, engliſch zu ſprechen, damit dieſer Fremdling uns verſtehe.“ — „Cama camosima —“ — „Ob dieſer Fremde reich oder arm iſt, weiß ich nicht,“ unterbrach das Mädchen ihren Vater, „allein er beſitzt die drei Silbertugenden, welche Du von ihm forderſt: er fragt nicht, iſt unerſchrocken und gebildet.“—Der Alte legte ſeine rechte Hand auf's Herz, näherte ſich ſo Richard und blickte ihn ſcharf an. Nach und nach wurden ſeine Augen feucht und auf ſeinem Geſichte gab ſich eine gefühlvolle Regung kund. Er verſuchte auf engliſch ſich verſtändlich zu machen; da ihm dies jedoch nicht gelang, fiel ſeine Tochter ihm in die Rede und ſagte zu Richard: „Fremdling, wiſſe, daß wir nicht von dieſer Inſel ſtammen. Die Inſel, der wir angehören, iſt groß, ſie iſt die größte auf der Oberfläche der Erde, deren Mittelpunkt ſie bildet. Aber unſere Inſel iſt tauſend Sonnen **) weit entfernt. Hier bei Euch wird kein brauchbarer Stahl geſchmiedet, hier leben keine Seidenwürmer, deßhalb hat unſer Vater die Reiſe über 500 Meere mit uns und ſeinen reichen Waaren hierher gemacht, um noch reicher zu werden, und iſt auch nur deswegen zwiſchen dieſen Unbekannten geblieben, was ſonſt Keiner von unſerer Inſel

*) Ungefähr eine Stunde.
**) Ein Vierteljahr.

Digitized by Google

thut"—Loinxi ejoé, ejvó!" unterbrach sie sich im bittern Schmerz. „Während wir in dieser Stadt verweilten" fuhr sie gesammelt fort, „und dieses Haus nach unserer Weise und zu unserem Gebrauche einrichteten, haben ich und meine Schwester von der traurigen Sprache dieses Landes so viel gelernt, als zum Verstehen nothwendig war. Unser Vater aber ist eigensinnig und will sie nicht lernen."

„Loinxi ejoé! ejvó!" rief Richard gedankenlos aus.

Wer beschreibt das Erstaunen, welches sich bei diesen Worten auf dem Gesichte des alten Mannes abspiegelte! Seine Tochter sagte ihm eine lange Phrase bald englisch, bald in ihrer Muttersprache, woraus Richard vernahm, daß die Sprecherin den Alten zu überzeugen suchte, des jungen Mannes Bekanntschaft und Kenntnisse dürften in Anspruch genommen werden. Das Abenteuer fing an, Richard zu amüsiren und er glaubte nicht fehlzugreifen, wenn er meinte, daß sie ihn zu etwas Menschlichem als Mittel gebrauchen wollten. Wozu alle die Mysterien dienten, wußte er freilich sich nicht zu enträthseln, noch weniger, was diese Wilden oder Halbwilden (ich spreche wie ein Europäer gewöhnlich über die Völker anderer Welttheile urtheilt) eigentlich beabsichtigten. Der Alte war stark gebaut, breitschultrig, sehr reich und besaß Stahl, Seide, Lack — das Alles paßt für einen japanischen Barbaren. Während Richard so reflectirte, trat noch ein Mädchen zu ihnen, das an Tracht und Gesichtsbildung genau Richard's Begleiterin glich, nur daß sie etwas feiner und kleiner an Wuchs war. Ihre Haut lief in's Hochgelbe, lange Wimpern beschatteten die glänzenden Augen; das Haar war in künstlerischen Flechten malerisch um die Stirne gelegt, und wie es ihm schien, mit glänzender schwarzer Farbe überzogen. Sie gab sich als Schwester kund und Richard hatte Muße genug sie betrachten zu können, da sie nicht ihn, sondern den Vater ansah. Einen Zug in den Gesichtern dieser Menschen fand Richard sehr abweichend von denen der Europäer. Eine tiefe Sorge stand deutlich auf dem Gesichte des Vaters und der Mädchen zu lesen; nichts destoweniger blitzte mitunter eine scherzhafte, kindliche Munterkeit hervor, daß es dem Kaufmann scheinen wollte, als wenn diese Menschen gar nicht traurig sein konnten; aber unmittelbar darnach wurden sie wieder so ernst, als wenn ein gefahrvolles, bald zu erwartendes Ereigniß über ihrem Haupte schwebe, das aber augenblicklich wieder der natürlichen Freude und dem Wohlbehagen des Lebens wich. Diese Uebergänge nahm Richard an allen dreien Personen gewahr. Bei dem gebildeten Europäer ist dies meistens systematisch; ich meine, hat er Ursache zur Sorge, so hält er damit nicht Haus, sondern unterdrückt sie nie; ist er dagegen eine vergnügliche Seele, so setzt er diese seine Vergnüglichkeit selbst unter der allerschwersten Arbeit fort.

Es wurde eine dampfende Theemaschine aus gediegenem Golde gebracht. Die Eine von den Prinzessinnen streute ein zimmtfarbiges Pulver hinein, und sogleich verbreitete sich durch's ganze Zimmer ein Wohlgeruch. Jeder bekam von dem Getränk, auch Richard, aber nicht in europäischen Portionen: die Tassen waren große lackirte Schaalen, mit kleinen erhabenen Figuren verziert. Der Thee wurde weder mit Milch, noch mit Zucker gemischt, aber dennoch fand unser Kaufmann, daß der Genuß desselben eine angenehme Behaglichkeit erzeuge: man wurde froh, ohne berauscht zu werden. Auch bei dem Wirthe brachte der Genuß dieselbe Wirkung hervor; seine Physiognomie blieb zwar starr, allein sie wurde doch mit einem Lächeln dann und wann untermischt, das nichts weniger als eine ausgesprochene Philosophie über die Nichtigkeit des Lebens enthielt. Mitten in dieser heitern Stimmung fing er plötzlich an, mit dem Kopfe nach links und rechts zu nicken und dabei mit angenehmer Stimme die Worte: „Cariaconda, Sinto mi Sinto — àcama bé âcama honda la Sinto schè" zu singen oder vielmehr zu summen. Richard verstand die Worte zwar nicht, aber sie klangen ihm bekannt und feierlich. — Bald stimmten die beiden Mädchen mit ein. Sie saßen dem Alten gegenüber, ebenfalls

Digitized by Google

mit untergeſchlagenen Füßen wie er. Auch ſie nickten mit dem Kopfe, und als wäre es verabredet, nach derſelben Richtung, ſo daß die Köpfe immer gleich weit von einander entfernt blieben. Es lag zwar keine eigentliche Melodie in dem Geſange, aber dennoch klang er Richard wunderſchön. Und überdem lag auf den Geſichtern der Kopfnicker eine Innigkeit, eine Ergebenheit, ein ſich Verſenken in's Himmliſche, wobei die Augen von Begeiſterung flammten, ſo daß er ſich in einem ehrfurchtsvollen Schweigen verhielt. Sollte das ein religiöſer Act, ein Hymnus ſein? dachte er. Aber die Art und Weiſe, wie hier geſungen wurde, glich weder dem chriſtlichen Choral, noch einem europäiſchen Volksliede. Hier war nichts Leidenſchaftliches, nichts Wildes, nichts Rohes, ſondern hier gab ſich ein hoher Grad humaner Bildung kund, eine Reinheit, eine Milde, die aber freilich durch die Kunſtloſigkeit und Natürlichkeit des Geſanges etwas monoton blieb. Gehören dieſe Menſchen wohl gar einer Secte an, die einer Gottesabbildung bedürftig iſt? fragte ſich der Engländer. Er ſah ſich nach ſolchen Abbildungen im Zimmer um, fand aber nicht die geringſte Spur, die auch entfernt darauf hindeutete. Nach einer geraumen Zeit endete der Geſang. Das jüngſte der Mädchen erhob ſich, ging zu einer Niſche und ſchlug einen Vorhang zurück; dann machte ſie ein Zeichen in der Luft. Ein großer Spiegel war enthüllt. Der Alte nebſt den beiden Mädchen näherten ſich mit einer Lampe in der Hand dem Spiegel, bückten ſich vor demſelben und — ſpiegelten ſich. Denn etwas anderes als ſich ſelbſt konnten ſie nicht ſehen. Aber dies Spiegeln geſchah mit einem Ernſte, mit einer innerlichen Erregtheit, mit einer Feierlichkeit, daß Richards Erſtaunen ſich von Augenblick zu Augenblick ſteigerte. Sollte auch dieſes Spiegeln, dieſe Selbſtanſchauung ein religiöſer Act ſein? fragte er ſich und wünſchte, daß irgend ein deutſcher Gelehrter nachforſche, ob es in der Völkergeſchichte auch Spuren von einem „Spiegelcultus" gibt. Ich wähle dieſe Bezeichnung, weil ich augenblicklich keine beſſere weiß.

Als ſich die Perſonen von dem Spiegel wieder abwandten, glaubte der ſtille Beobachter eine große Veränderung auf ihren Geſichtern wahrzunehmen, indem ihm jetzt die beiden Mädchen wirklich ſchöner ſchienen, und ſelbſt der Alte, deſſen Geſichtszüge keineswegs einnehmend waren, ſchien ihm durch dieſe Hingebung verjüngt, und ein hoher, aber ſtiller Enthuſiasmus flammte auf allen Lineamenten. Vielleicht kommt manchem Leſer das Ganze narrenhaft vor, da bei uns das Spiegeln nichts weiter als eine Toilettenſache iſt; aber bei uns hat das Spiegeln auch eine Folge, die ich hier nicht übergehen darf. Ich habe einmal von einem Profeſſor behaupten hören, daß das Auge durch das Sehen in den Spiegel geſtärkt werde. Damit mag es ſich nun verhalten, wie es wolle: das iſt indeſſen gewiß, daß der Toilette, die von dieſem oder jenem als eine Handlung von geringem Werthe, oder gar als Eitelkeit angeſehen wird, eine viel beſſere Seite abgenommen werden kann. Reinlichkeit, Sauberkeit und tauſend andere Kleinigkeiten ſtehen mit ihr in naher oder entfernter Verbindung. Doch ganz abgeſehen von allem dem, ſo übt das Spiegeln auf uns doch eine bedeutende Kraft aus. — Freilich, wird es übertrieben, wie es ja leider von Einzelnen aus der Geſellſchaft geſchieht, ſo nähert es ſich der Coquetterie; anders hingegen angewandt, kann und wird es als ein Mittel zur Reinlichkeit dienen, und dieſe gerade war es auch, welche Richard an den Wilden wahrnahm. Und daß es nicht Gefallſucht geweſen, die die Unbekannten zum Spiegel hinzog, wurde er auch daran inne, daß er ein warmes, hochgeſinntes Wohlwollen bei ihnen fand, wie es ihm bisher ſelten begegnet. Wenn wir nun noch all' das Neue, das ihn umgab, hinzurechnen, ſo dürfte der Leſer darüber wohl nicht ungehalten werden, daß Richard mit Aufmerkſamkeit allen Bewegungen folgte, welche die Perſonen machten, die ihn umgaben. Aber was geſchah!

Der Alte begab ſich ſchlotternden Schrittes wieder zurück und zog unter dem Kiſſen, worauf er geſeſſen, ein zuſammengerolltes

Digitized by Google

Seidenpapier hervor. Es schien eine Art Document zu sein. Er bückte sich mit der Stirn auf den Fußboden, entblößte die Füße, aus Ehrfurcht, wie es schien, vor dem Documente, und rollte es sodann unter dem durchdringenden Ausruf: „Loinxi Kubo Kubésimo!" auf. Den Inhalt konnte Richard nicht sehen, und wenn er's auch, so hätte er ihn wahrscheinlich doch nicht lesen können. Nun küßte der Alte die Rolle mit dem Schrei: „Dairi, dairauxi, tacosama loinxi!" und fiel in Ohnmacht. Und was mußte unser Kaufmann nun vollends denken, als beide Mädchen vor ihm die Kniee beugten und mit den sprechendsten Mienen und Gebährden ihn um Rath und Hülfe anzurufen schienen? Er wurde wiederum inne, daß er Menschen vor sich habe, deren Zunge das nicht wagte auszusprechen, was ihnen doch so großes Bedürfniß war, und abermals erkannte er, daß er einem Vergnügen entgegengehe, nämlich dem, da zu helfen, wo man seine Hülfe nicht ansprach. Wenn aber der Töchter Bitten dem Alten eine Heimlichkeit bleiben soll — fragte sich Richard — warum hat er denn selber meine Gegenwart verlangt? Ist vielleicht das was die Mädchen wünschen, gegen den Willen des Vaters? — Hier erwachte der Asiat aus seiner Betäubung. Er erhob sich und schritt ernsthaft und entschlossen abermals zum seidenen Kissen und zog unter demselben einen gebogenen Säbel hervor, worauf er englisch versuchte, sein Vorhaben kundzugeben, welchen Entschluß er jedoch änderte, indem er seine älteste Tochter aufforderte, dies an seiner Stelle zu thun. Diese theilte nun Richard Folgendes mit: „Fremdling, höre! Nach meinem (des Alten) und meiner Töchter bald folgenden Tode wirst Du diese Klinge, ohne sie abzutrocknen, mit zwanzig doppelten Umschlägen versehen, wozu Du das Benöthigte in jenem Geheimzimmer findest, und sie sodann in das längliche, mit Rubinen verzierte Kästchen legen und dasselbe durch ein Schloß gut verwahren. Heimlich trage es darauf fort aus diesem Hause, ohne daß die hiesige Staatsbehörde etwas davon merkt noch erfährt, und übergib es jenem Seeoffizier, dessen Adresse Du in dem dabeiliegenden Briefe in Deiner Sprache geschrieben vorfindest. Allein übereile Dich nicht, Du hast einen ganzen Monat Zeit. Ich war eines Mannes bedürftig, der weder neugierig noch furchtsam ist, denn diese Eigenschaften sind durchaus erforderlich zu dem, was hier geschehen wird. Das, was geschieht, ist gerecht — aber man dürfte mich zwingen, von meinem Vorhaben abzustehen, wenn es auskäme. Ich habe lange vergeblich nach einem unerschrockenen Manne mich umgesehen, der auch zugleich Intelligenz genug besitzt, Alles auszuführen."

Richard konnte sich eines Schauders nicht erwehren, nachdem ihm diese Mittheilungen gemacht worden, aber er beherrschte sich und fragte nicht. Ich soll also in das dunkle Treiben dieses Fremden eingeweiht werden, philosophirte er, und vermuthlich eine Schandthat mitausführen helfen; ich soll Mitverbrecher einer Handlung werden, die gegen die Gesetze des Landes streitet, in welchem ich lebe, wenn sie auch als legitim in der Heimath des Fremden angesehen wird! Allein er schwieg, was ganz nach dem Sinne des Alten zu sein schien. Nach einer Pause fuhr die Dolmetscherin im Namen ihres Vaters fort: „Ich bin hier fremd, aber ein höchst achtungswerther Mann, der Einzige von meiner Nation, welcher es unternahm seine Insel zu verlassen, um am hiesigen Ort seine Schätze zu vermehren. Mein Fürst und Gebieter hat es bei Lebensstrafe verboten, das Land zu verlassen; ich aber wurde hingerissen von dem Wunsche: der reichste Mann auf Erden zu werden; und da ich weiß, welche Schätze man durch Handel sammeln kann, so segelte ich heimlich in einer Abenddämmerung von dem nordöstlichen Vorgebirge unserer Insel ab, besuchte tausend kleine Inseln, die rund um uns im Weltmeere liegen, verweilte bald hier, bald dort, und kam endlich auf diese Insel, auf der ich nun schon zwanzighundert Tage wohne. Meine Schätze sind größer als die Eures Königs. Aber wisse, Fremdling, mein Gebieter ist über meine Entweichung entrüstet, die wider seine und

seiner Vorgänger getroffene Einrichtungen streitet, und hat mir, nachdem er meinen Aufenthaltsort erfahren, durch einen Boten mit einem holländischen Schiffe die Weisung zukommen lassen: ich müsse sterben! Ich bin so glücklich, in einem Stande geboren zu sein, der Muth genug besitzt, sich zu tödten, wenn das Urtheil seines Fürsten solches verlangt und werde nicht durch Henkers Hand fallen. Von diesem meinem Muthe beseelt, werde ich nicht versäumen, den an mich gerichteten Befehl zu erfüllen, —ich werde meinen Leib ehrfurchtsvoll aufschlitzen, wie es viele meiner Väter vor mir gethan, wenn das fürstliche Schreiben auf vergoldetem Papier sie dazu aufforderte. Meine beiden Töchter müssen mit mir sterben, denn bei einem Urtheile, wie das gegenwärtige, begleiten die Kinder ihre Eltern ehrfurchtsvoll zum Tode. Du Fremder, der Du Augenzeuge einer großen edlen Handlung sein wirst, Du, den ich ausersehen habe, Du wirst mir zu Liebe das vollbringen, was vielleicht kein Anderer in dieser Stadt unternehmen würde, denn ich habe bei Deinen Landsleuten vorherrschend gefunden, daß sie Fremde nach ihren eigenen Landesgesetzen behandeln. Nach unserm Ableben wirst Du unsere Körper still und heimlich in jenes dunkle Zimmer tragen, das unter dem Badezimmer liegt und aus weissem Marmor erbaut, aber ohne Fenster ist. Nachdem Du uns dort begraben und die Oeffnung des Zimmers durch Steine verwahrt hast, wirst Du Keinem davon etwas sagen, damit man uns nicht finde und zu einem Begräbniß herausnähme, wie es auf dieser Insel Gebrauch ist. Denn der, welcher nach Kubos' Gesetze stirbt, wie wir es thun, soll auch nach dem Tode unter Wasser ruhen; so will es die Sitte. Aber den großen Kronleuchter sollst Du, ehe Du uns in die Gruft setzest, herunterlassen und ihn versenken in das Wasser, damit alles Licht in diesem Hause verlösche und sich ein Wohlgeruch von Aloe und Sandra verbreite. Dein größtes und wichtigstes Geschäft aber bleibt dieser Säbel! Trockne ihn ja nicht ab, damit Kubos, wenn das Kästchen über die 500 Meere bei ihm anlangt, unser Blut auf demselben vorfinde und sich unseres Todes freue!"

Hier endete die Tochter. Richard stand wie ein Bild. Der Kronleuchter ist bereits herabgestürzt,—dachte er—und wartet schon auf die Leichen. Abermals gab der Alte der Tochter ein Zeichen und Diese sprach mit sichtbarem Widerstreben: „Fremdling, Du bist nun vollkommen von Allem unterrichtet, und wirst es vollbringen wie ich geboten! Solltest Du Dich jedoch weigern, meinem Willen zu entsprechen, so wirst Du nicht lebend von hinnen kommen, sondern ich werde Dir den Kopf abschneiden und von neuem sorgen einen Mann zu finden, der Muth genug besitzt ein Geheimniß, das hier für ungesetzlich gilt, zu bewahren!" — Der zuversichtliche Blick und das unbedingte Vertrauen, womit der Alte diese Worte seiner Töchter begleitete, wie das offene Geständniß: ihm den Kopf abzuschneiden, machte auf unsern Richard eben keinen großen Eindruck. Ein Europäer kann ähnliche Gegensätze nicht leicht vereinen, am allerwenigsten wenn sie wie hier von einer asiatischen Gravität ausgehen. Soviel jedoch hatte er verstanden: hier gilt es vier Leben zu retten — sein eigenes mit eingerechnet.

„Weib von Nitsou!" * redete er die Dolmetscherin an, um in die heimathliche Sprache derselben einzugehen, „Ihr Alle sollt diese Nacht noch sterben und ehrenvoll nach dem Beschlusse Kubos' Eurem großen Vater folgen; aber Ihr sollt nicht wie er, von dem blendend scharfen Stahl berührt, sondern in Eurem eigenen Zimmer lebendig begraben werden!" — Der junge Mann sprach diese Worte gegen seine Gewohnheit langsam, eintönig auf asiatische Weise, um dem Alten Achtung für seine Person einzuflößen, und obgleich der Asiate nicht ohne Schwierigkeit nur ein gebrochenes Englisch sprach, so merkte doch unser Abenteurer,

* Ein japanesischer Eigenname, dessen sich Richard glücklicherweise erinnerte. Denn daß diese Menschen aus Japan stammten, bezweifelte er nun keinen Augenblick, da es ja eine allgemein bekannte Thatsache ist, daß der japanesische Adel sich vorzugsweise berechtigt glaubt, durch Oeffnung des Leibes sich zu tödten, wenn ihn das Todesurtheil getroffen.

Digitized by Google

daß er ihn verstanden hatte. Die beiden Mädchen aber warfen auf den Jüngling Blicke der größten Erschrockenheit und das älteste der Mädchen sah ihn noch mit jenem durchdringenden Blick an, der ihm im Wagen so unangenehm gewesen; jedoch verlor sich bald die Starrheit wieder, und ein unmerkliches Blinzeln der Augen gab ihm zu verstehen, daß sie ahne, was in seinem unerwarteten und gräßlichen Entschlusse versteckt liege. Die Wichtigkeit, mit der Richard aufgetreten, schien wirklich wie er's wünschte, Eindruck auf den Alten gemacht und ihm Macht über denselben gegeben zu haben. Aber auch nur für einen Augenblick, denn plötzlich erhob sich der reiche und mächtige Asiat und schrie mit Anstrengung, Festigkeit und Bestimmtheit: „Was? meine Töchter lebendig begraben? Das soll nie geschehen! Sie sollen als Weiber von hoher Geburt sterben!"

„Mann von Nitsou! Das wird nicht geschehen!" entgegnete Richard fest. „Deine Töchter will ich mit eigener Hand lebendig begraben! Uebrigens werde ich Deinem Befehle gewissenhaft nach Deinem Tode nachkommen!"

„Fremdling!" herrschte er zurück. „Wenn Du bei Deinem Vorsatze verharrest, so bist Du der Erste, der fällt! Aber Dein nichtiger Leib wird nicht nach dem Gesetze der Hochgebornen aufgeschlitzt, sondern Dein Kopf wird fallen wie bei der grünen Eidechse — dann mögen meine Diener von neuem auf die Gasse fahren und mir einen Mann nach meinem Sinne suchen."

Welche asiatische Unbeholfenheit! dachte Richard, doch besann er sich nicht lange. „Loinxi ejvó, ejvé! Kubo, Kubesimo!" rief er gebieterisch, den Alten fest ansehend. (Er erinnerte sich nämlich, daß der Asiat diese Worte vorhin mit der größten Ehrfurcht ausgesprochen und glaubte, daß sie von Bedeutung seien.) Der Einfall war lohnend: kaum hatte er die Worte beendet, so fiel der Alte nieder und schlug mit der Stirn in sklavischer Zerknirschung gegen den Fußboden. — Unser Freund beschloß den Augenblick zu benutzen. Während der Alte noch fortwährend den Boden schlug, schritt er auf das Dokument zu, das Kubos' Todesurtheil über den Alten enthielt, rollte es ruhig und unerschrocken zusammen und steckte das Seidenpapier in die Tasche. Der Asiat erbleichte über diese Anmaßung, wagte aber nicht aufzustehen. Richard ergriff dann die blitzende Klinge und suchte sie zu zerbrechen, — aber vergeblich war sein Bemühen: der Stahl mußte von besonderer Güte sein. Jetzt gab ihm die älteste Tochter einen Wink, der ihn bedeutete, er solle von seinem nutzlosen Unternehmen abstehen. Vielleicht wollte sie ihm begreiflich machen, daß ihr Vater noch mehr dergleichen Waffen besäße, und daß das Schadlosmachen des Säbels ihn noch mehr reizen, in der Sache aber nichts ändern würde. — „Komm, junge Wachtel!" gebot Richard ihr mit lauter Stimme zu, „die Du herübergeflogen bist von der herrlichen Insel! Komm! nimm Deine Schwester bei der Hand und folget mir! Ich will Euch nach jenem Zimmer führen, wo ich Euch bis zu Eurem Lebensende einzuschließen gedenke. Diese Todesart entspricht mehr Kubos' Urtheil, kommt!"

Und ohne Zögern erfaßte er ihre und ihrer Schwester Hand. Zitternd und mit einem unaussprechlichen Blick auf Richard gerichtet, folgten beide Mädchen und schritten, wie sie meinten, dem fürchterlichsten Tode entgegen. Als sie sich jedoch der Ausgangsthür näherten, maß der Alte den Jüngling mit einem Blick, als wenn er ihn verschlingen wollte; dann sprang er auf und stürzte sich auf denselben. Doch dieser hielt ihm drohend die Hand entgegen und rief donnernd: „Loinxi, loinxi!" daß es im Zimmer wiederhallte. Der Asiat stürzte ohnmächtig zu Boden. Richard benutzte schnell diesen Augenblick und verließ mit den Mädchen das Zimmer. Sie der mörderischen Hand des Vaters zu entziehen, hielt er für die erste Nothwendigkeit. — „Kein fein lackirter Fächer ist so reizend wie die Perlenträgerin von Nitsou," flüsterte er der Aelteren zu, „führ' uns nach Deinem Zimmer!" — Sie nickte, und alle drei eilten nun durch mehrere Zimmer nach dem südlichen Theile des Hauses,

Digitized by Google

wo sie in eine Stube traten, die so entblößt von Mobilien war, daß Richard zu dem Glauben kommen mußte: diese Menschen kennten weder Betten, noch Tische und Stühle — denn von Allem fand er auch nicht die geringste Spur. Ein mit dem schönsten Seidenstoffe überzogenes Polster, ungefähr einen Fuß von dem Fußboden erhöht, lief rund um's Zimmer und diente vermuthlich als Stuhl, Sopha, Tisch.

„Verweilen wir hier," sagte Richard. — „Glamarinex caränxi ojnima be!" seufzte die Jüngere mit himmlischer Stimme und umklammerte Richard's Hände. Eine solche Mischung von Resignation und Angst und zwanzigjähriger Schönheit wird dem Jüngling nicht so leicht wieder vor's Auge treten. Ihre Worte konnte er leider nicht entziffern; vielleicht war sie der Meinung, daß sie ihr junges Leben hier enden solle, und war zugleich erfreut, in ihrem eigenen Zimmer das Leben zu beschließen; vielleicht aber gab sie sich der Hoffnung hin, am Leben zu bleiben. Als Richard dieses reizende Gesicht sah, ihre süße Stimme hörte, war es ihm unmöglich, sie für eine Wilde zu halten und ihr eine Stelle im Kreise gebildeter Menschen zu versagen. Diesen Schluß brachte aber weniger der Ausdruck, das Aeußere, als vielmehr das Innere, das rein Menschliche hervor. — Noch immer hielt sie seine Hände umschlungen und blickte ihn erwartungsvoll an. Wünschte sie eine Antwort von ihm? Da wurde er in einer Ecke eine Urne gewahr. Ohne daß er selbst wußte, was er wollte, näherte er sich derselben mit dem Mädchen. Die Urne war mit Juwelen angefüllt.

Richard nahm eine volle Hand davon und überschüttete die Fremde damit, da ihm einfiel, daß es im Morgenlande Gebrauch sei, eine Prinzessin, der man die höchste Ehre erweisen wolle, so zu behandeln. Aber das Mädchen sank ohnmächtig zu Boden, als die Steine sie eben berührten. — „So weihest Du meine Schwester wirklich dem Tode?" rief die Aeltere ihm zu. Richard erschrack über diese Frage — er wurde inne, daß der morgenländische Gebrauch eine zweifache Bedeutung habe. „Was? dem Tode?" entgegnete er endlich. „Nein, gewiß nicht! Hebe sie auf und küsse sie wieder in's Leben zurück!"

Richard wollte sein Vorhaben, diese beiden Mädchen vor dem Fanatismus des Alten zu sichern, wenn möglich, sie zu retten, nicht aufgeben, und gab deshalb der Aelteren zu verstehen, sie möchten in diesem Zimmer verweilen, dasselbe wohl verschließen und es Keinem außer ihm öffnen. Darauf verließ er sie, begab sich wieder zu dem Alten, um diesen auch aus dem Wahne zu reißen. Unterwegs jedoch stellte er Betrachtungen über die Sitten der Japanesen an, erinnerte sich, was er über sie gelesen, und dessen was er über Kubos' naturwidrigen und grausamen Despotismus gehört, welch' unumschränkte Gewalt er über seiner Unterthanen Leben ausübe, wie auch der Selbstaufopferung der Adelichen, sobald sein Befehl ihnen bekannt geworden. Der Pascha tödtete sich auch mit eigenen Händen, wenn der Sultan ihm die seidene Schnur schickt, und mit einigen Variationen ist wohl Aehnliches über den ganzen Erdball verbreitet. Es sind doch recht wunderliche Gegensätze, summte der Philosoph vor sich hin — in die das menschliche Herz sich versenkt! Der Eine sucht immer über dem Andern zu stehen, und das auf eine Weise, wie es doch eigentlich nicht geschehen sollte, da wir ja alle von einem höhern Wesen abhängig sind. Das ist, wenn nicht unser erster, doch zweiter Sündenfall! Und ist der Mensch erst von Gott abgefallen, so fällt er leicht unter seine Mitmenschen. Diesem asiatischen Wahnsinn arbeitet vorzugsweise das Christenthum entgegen, da es Hauptzweck desselben ist, die Menschen wieder unter Gottes Macht zu bringen, sie von allen menschlichen Satzungen und Verordnungen in geistlichen Angelegenheiten zu befreien, sie darauf hinzuweisen, daß Gott ihnen das Leben gegeben und also keiner außer Gott das Recht habe dies wieder zu fordern. Und dennoch ist diese asiatische Krankheit gleichwohl uns Christen noch eigen, weil wir ja aus Asien stammen, und das Christenthum noch zu wenig bei uns ausgerichtet hat. Diese Krankheit treibt

Digitized by Google

Tausende an, Andere zu vergöttern und sich gegenseitig zu plündern, nicht um das Wahre, Gute, Schöne zu befördern, sondern um Einzelnen, deren Verlangen nach Geld und Ländern geht, gefällig zu sein. Diese Motive, die ich, um mich eines Namens dafür zu bedienen, die falsche Ritterlichkeit nenne, brandmarken nicht nur die Geschichte vergangener Jahrhunderte, sondern selbst die jüngste Zeit. Und was sind sie anders, als eine asiatische Ansteckung, gegen die das reine Wort des Evangeliums bisher wenig vermochte?! Daß Menschen freiwillig sterben — das bedeutet wenig; sterben sie für die Sache der Menschheit, so ist es groß, göttlich! Wenn man sie jedoch aus falschem Ehr- und Pflichtgefühl, oder in blinder Raserei wegen verletzter Treue abschlachtet, oder sich auf den Einfall eines Mächtigen im Namen der Gesetze für sein Ansehen, seine niedrige Grausamkeit, seine schmutzige Existenz das Leben nimmt — was ist das? Das ist eine asiatische, narkotische Verirrung, die mit ihren Institutionen auch bei uns noch heimisch ist und erdrückend wie ein Alp auf ganz Europa noch heutigen Tages liegt. Gegen dieses schwindelnde asiatische Fieber, das auch in unserm Erdtheil noch immer haust und mit tausend anderen Sinneszerrüttungen in naher oder entfernter Verwandtschaft steht, erhob sich die Reformation, oder was dasselbe ist, das reinere Christenthum. Aber in wie weit ihm die Heilung gelungen, kann sich Jeder selbst beantworten. Gott gebe endlich seinen Segen, daß alles Menschliche in den Staub fällt!

Obwohl diese Betrachtungen Richard auf einige Zeit in Anspruch nahmen, so hatte er sie doch schon beendet, als er unweit der Zimmerthür des Alten war. Er fand Kubos' Politik, seine Unterthanen zu zwingen im Gebiete zu bleiben, wohl strenge, aber durchaus nicht tadelhafter als so viele europäische Prohibitsysteme. — Höchst rührend fand er die Resignation des unglücklichen Fanatikers, nicht weil er dessen Grundsätze nicht billigte, sondern weil es ihm belohnend schien, das Gebiet des Lebens und des Todes und der Irrthümer menschlicher Schwachheiten mitleidsvoll zu betreten, zwar nicht wie ein Arzt oder Lehrer — diese können heilen, helfen, was er nicht konnte — aber ihm waren alle Menschen Brüder, über deren Verirrungen er weinte. — Welch ein bewundernswerther Conchylion ist doch bisweilen das menschliche Herz! Dieser Alte aus Japan verachtete die Sperrung des Landes, setzte sich über das Verbot hinweg—und dennoch ist er der Meinung, er müsse unfehlbar Kubos' Befehlen nachkommen, wiewohl er über 500 Meere weit, wie er sich ausdrückte, von seinem Vaterlande entfernt war. Diese Meinung hatte in seinem Herzen so tief Wurzel geschlagen, daß er auch nicht die geringste Frage daran knüpfte. Des Alten Sinnesverirrungen wurden vorzugsweise durch das Gift der falschen Ehre unterhalten, und Richard fand den Stolz dieses japanesischen Adelichen, das Prärogativ, sich zu tödten, doch etwas hervorragend und zugleich erniedrigend, wenn es auch im Grunde gleichbedeutend mit den tausend Zärtlichkeiten war, über die Europa Privilegien vorzeigt, ich meine, man setzt gegenseitig des Lebens Schönstes auf's Spiel — um zu genießen. Conchylisch kam ihm auch der Gedanke der beiden Mädchen vor. Ohne Zweifel drückte sie das Verlangen, ihn zu bitten, sie aus der Hand des Mörders zu erretten, und doch hätten sie sich leicht selber retten können, wenn es ernstlich ihre Absicht gewesen. Aber sie waren Kinder eines Fanatikers, sie waren japanesische Frauen und wollten oder mußten als solche das Loos des Vaters theilen. Obgleich für Richard ihre Liebe zum Leben nicht verborgen geblieben, obgleich das Gefühl nach Errettung auf Augenblicke hervorgetreten war, so verlangten sie dennoch den Vater zu begleiten in das dunkle Todesthal und nicht gerettet zu werden. — Wird es Richard gelingen auf den Willen des Alten einzuwirken? Schwerlich! Nur Gott selbst kann hier einwirken auf das verirrte Herz.

Unter diesen sich streitenden Ansichten und Gedanken horchte Richard an der Thür. Er vernahm tiefe Seufzer; Seufzer sind immer und in jeder Sprache verständlich. Er öffnete rasch die Thür — welch' ein An-

Digitized by Google

blick, welch' schauderhaftes Schauspiel bot sich seinen Blicken dar! Der Alte lag mehr als er saß auf den seidenen Polstern in seinem Blute schwimmend; den Säbel, womit er die That gethan, hielt er noch in der Hand, sein Kopf neigte sich kraftlos auf die Brust — aber er lebte noch. Er war vielmehr noch bei vollem Verstande, das Leben war also nicht augenblicklich durch diese Tödtungsart aufgelöst. Mit schwacher Stimme fragte er: „Fremdling, sind meine Töchter begraben? Warum hast Du sie meinen Augen entführt? Wäre ich doch in meiner Heimath! Dort würde ich meine letzte That nicht einsam vollbracht haben. Hunderte von Männern hätten sich um mich versammelt und mir meine Treue, meinen Heldenmuth durch ihre Theilnahme belohnt. Meine Töchter, wo seid Ihr? Euer Vater seufzt nach Euch!"

„Eure Töchter leben!" antwortete Richard. „Und sie sollen leben!"

„Gräuliche Worte! Und ich bekomme sie nicht mehr zu sehen?"

„Du wirst sterben, denn ich sehe, Du bist tödtlich verwundet," entgegnete der Kaufmann. „Du sollst Deine Töchter noch einmal sehen, sie sollen hierherkommen, Dir Lebewohl sagen und die letzten Augenblicke einem Unglücklichen versüßen."

Der Alte nickte, Anfangs zwar mit düsterm Blick, der sich jedoch zusehends aufklärte. Richard suchte nach einer Tischglocke um einen Diener zu rufen, aber vergebens; er rief, keine Antwort. Er eilte demnach selber zurück, und ohne sich in lange Erklärungen einzulassen, nahm er beide Mädchen bei der Hand und zog sie mit sich fort. Er brauchte ja nun nicht mehr zu fürchten, daß der sterbende Greis noch etwas Unheilvolles gegen der Töchter Leben unternehmen konnte—sie wenigstens waren gerettet. Bald standen sie wieder vor dem Alten. Sein erster Blick auf seine Kinder war mild und herzlich, gleich dem eines sterbenden Vaters; aber bald verdunkelten sich seine Züge.

„Elende, Ihr lebt?" rief er auf englisch, vermuthlich um seinen Vorwurf zumeist auf Richard zu richten. „Dieser Fremdling konnte Euch überreden nicht zu sterben? Ihr wollt leben und Nitsou's Ehre vergessen?"— Während dieser Worte warf er abwechselnd auf Richard und seine Töchter einen Tigerblick. Es war nicht mehr der Blick eines Vaters und Menschen, sondern der Blick eines Racheengels. Die Töchter stürzten nieder zu der zur Hälfte liegenden Gestalt. Kaum ward er dieser Theilnahme gewahr, so erhob er mit Anstrengung seinen Kopf, sah finster auf die zärtlichen Bezeugungen der Knieenden und äußerte: „Ich glaube gar, Ihr wünscht daß ich leben soll?" — „Loinxi!" schrie er plötzlich auf, griff krampfhaft nach dem Säbel, der seiner Hand entsunken war und wollte in dem nächsten Augenblick die Mordwaffe seiner jüngsten Tochter, die er am meisten zu lieben schien, in die Brust stoßen, als Richard, der alle seine Bewegungen beachtet, durch sein rasches Dazwischentreten den Stoß verhinderte. Er riß ihm den Säbel aus der Hand und schleuderte ihn mitten in's Zimmer. Worte reichen nicht hin, die Wuth und Raserei zu schildern, die sich in den Augen des Alten ausprägten, als er sich den liebenswerthesten Raub entrückt sah, den er so gern mit sich geführt hätte. — Die Mädchen lagen aber noch immer bittend und knieend vor ihm, gleich betenden Bajaderen vor ihrem Shiwa. Plötzlich schloß der Asiat die Augen und sein Kopf senkte sich mehr und mehr; er griff mit der rechten Hand unter sein Kleid in der Gegend des Herzens und bog dann seinen Mund dahin, so daß von seinem Gesichte nur die Stirne sichtbar war.

„Die Augenblicke seines Todes nahen!" sprach Richard zu den Mädchen, und augenblicklich stimmten diese folgenden Hymnus an:

„Cariaconda—Sinto, mi Sinto!—à cama bé—
à cama honda la—Sinto schè."

Bei den letzten Worten schlug der Sterbende die Falten seines Gewandes und die Augen wieder auf seine Kinder mit dem mildesten Ausdruck und dem freundlichsten Lächeln eines Verklärten. „Glamorinez!" flüsterte er. Die Mädchen umschlangen ihn und küßten seine Hände bis zum Uebermaß.

Digitized by Google

jedoch äußerte er den Wunsch, sie auf den Mund zu küssen. Zuerst näherte sich ihm die jüngere, dann die ältere seiner Töchter. Mit flammenden Blicken küßte er jede. Es schien Richard, als wenn es ihm überirdische Seligkeit war, seinen Mund lange, so lange es seine Kraft gestattete, auf ihre bebenden Lippen zu drücken. Der Abschied war genommen, sein Haupt sank zurück — der Alte war todt.—So behielt doch die Vaterliebe den Sieg! sagte Richard zu sich selbst, während er mit gefalteten Händen dastand. Endlich faßte er sich und sprach zu den vaterlosen Waisen: „Den Säbel werde ich in den lackirten Kasten legen und Kubo soll die Beweise von der letzten Handlung seines gehorsamen Unterthans erhalten. Gott ist barmherzig!"—Die ältere Tochter erhob sich, faßte ihre Schwester bei der Hand und beide traten Richard näher. Ihre Gesichtsfarbe war so durchsichtig wie der weißeste Serge; ein schwärmerisches, aber schwaches Dasein glimmte aus ihren Augen. Die Aeltere nahm wie immer das Wort. „Unser Vater hat uns geküßt, Fremdling," sagte sie, „was soll nun aus uns werden?"—Diese Frage überraschte, verletzte beinahe Richard, da ja der unermeßliche Reichthum, den sie besaßen, ihrem Leben alles bieten und geben konnte, was sie sich wünschten; und durch das Christenthum hoffte er später ihnen Ruhe zu verschaffen. In dieser Hinsicht jetzt schon eine Frage an sie zu richten, hielt er aber für übereilt.—„Unser Vater hat uns geküßt!" sagte sie von neuem. „Kein Mensch außer uns ist gegenwärtig, alle Diener sind abgelohnt und haben bereits dies Haus verlassen." — Richard stutzte. „Du wirst dem Vater Wort halten und uns begraben!" — „Ihr seid jünger als ich, ein Anderer mag Euch begraben!" entgegnete der Kaufmann lakonisch.—„Fremdling, Du hast diesen Mann nicht gekannt," sagte sie auf den Todten zeigend, „und ich, seine Tochter, selber nicht, da ich die erniedrigende Hoffnung hegte, durch Deinen Muth erhalten zu werden. Jetzt bedauere ich, daß ich je von Dir Hülfe hoffte und wünschte. Unser Vater war ein Mann von hoher Geburt, er hat seine Töchter geküßt und das war der Todeskuß. Es ist groß und erhaben, zu sterben, wenn der Gebieter es fordert!"—Mit Bestürzung, ja mit Schreck blickte der junge Mann auf die Sprecherin, indem er muthmaßte, sie habe durch den plötzlichen Tod ihres Vaters den Verstand verloren; er sah sich besorgt nach Hülfe um.—„Suche kein Heilmittel!" sprach sie mit matter Stimme. „Es gibt auf Erden keins! Unser Vater trug auf seinem Herzen ein Blatt, dessen Saft tödtend wirkt und gegen dessen Genuß kein Gegengift gefunden wird. Sahest Du, als der sorgende Vater seinen Kopf hinab zum Herzen bog? Da berührte sein Mund das Blatt und nahm den Saft auf die sterbenden Lippen. Und als der Vater uns dann küßte, da küßte er uns mit diesem Gifte. So handelt ein Mann von Ehre, der Sohn eines Herrschers von Nitsou, so handelten seine Töchter. Unser Ende naht!" — Bei den letzten Worten, die sie nur lallte, zog sie die Schwester in ihre Arme. Beide Mädchen umschlangen sich und sanken so zu Boden. Die Jüngere suchte mit ihrem Kopf das Herz der Andern.—"Glamorinez ojnima bè!" hörte sie Richard in leisen Tönen dahinsterbend hauchen. Die Aeltere entgegnete nichts — beide waren todt!

Gepackt von Entsetzen stürzte Richard aus dem Todeszimmer. Gold, Juwelen starrten ihm überall entgegen; in die Vorhalle getreten, strömten ihm Wohlgerüche von Ambra, Myrrhen, Aloe und andern aromatischen Oelen entgegen. Er aber eilte hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Draußen warf er nochmals den Blick auf das Gebäude zurück. Es stand ihm als etwas Verworfenes da, gleich Asien Europa gegenüber. Er floh in die tiefe Nacht hinein. Die Stadt, alle Straßen, der Markt, alle Häuser und Kirchen waren dunkel. Plötzlich ward die Allarmtrommel geschlagen. „Feuer! Feuer!" schrie man neben ihm. Er blickte sich um — barmherziger Gott!—das Schloß, das er eben erst verlassen, stand in lichten Flammen. „Wer ist der Mordbrenner?" fragte man links und rechts. Da erinnerte er sich des Vorfalls mit dem Kronleuchter.

Digitized by Google

„Nein! nein!“ rief er außer sich, „das ist nicht möglich! Ich—ich sollte—So fanden sie dennoch ein Grab — einen Scheiterhaufen—und durch mich!“——

Der Stadttheil Londons wurde durch die vortrefflichen Löschanstalten gerettet, der Palast aber fiel in Trümmer.

(Europa.)

Der Zuchthausdirektor.

Erzählung von H. Lindeman.

In B...., einer Mittelstadt Deutschlands, saß eines Abends ein Mann vor seinem Arbeitstische in einer seltsamen Stimmung. In seiner Hand, die sich auf den Tisch stützte, ruhte ein Papier, auf das er mit stierem Auge blickte, während seine Gesichtsmuskeln krampfhaft zuckten und seine Lippen bebten, als wenn sie nach Worten rängen. Mühsam beugte der Lesende seinen Kopf auf das Papier, wie um sich durch genauere Besichtigung zu überzeugen, ob nicht blos ein Phantom ihn schrecke. Bald aber erhob er den Kopf wieder und lehnte sich erschöpft in seinen Lehnstuhl zurück.

Ein schwerer Seufzer machte seinem gepreßten Innern endlich Luft und leise sprach er die Worte: „Kein Zweifel, am fünfzehnten — morgen also, schon morgen — ach, Teufel, was soll mit mir werden?“ In diesem Augenblicke wurde die Stille, die um das Arbeitszimmer herrschte, durch ein Geräusch unterbrochen, das zwar sehr gewöhnlich in diesem Hause war, das aber diesmal auf den Mann am Arbeitstische einen erschreckenden Eindruck machte, so daß seine ohnehin peinliche Stimmung aufs Höchste gesteigert wurde. Das Geräusch kam von dem Schlüsselbunde des Kerkermeisters her, der in dem Zuchthause—denn das war die Bestimmung dieses Hauses—die Abendrunde durch die Zellen der Gefangenen machte, und, als er aus einer Thür der den Fenstern des Arbeitszimmers gegenüber liegenden Hofgallerie heraustrat, dieselbe hinter sich verschloß.

Sonst so ruhig bei diesem Geräusch, fuhr der Direktor des Zuchthauses, eben der Mann am Arbeitstische, erschreckt von seinem Stuhl auf, ein Gedanke fuhr erschütternd durch seine Seele, so daß er unwillkührlich seine Augen mit beiden Händen bedeckte, als ob er das gräßliche Bild dadurch verhüllen könnte. „Nein, nein,“ rief er, „weg damit, ich will nicht; wer sagt mir, daß diese Schlüssel einst vor meiner Zelle.....“ Er vermochte nicht auszureden.

Allmälig verfiel er in einen betäubungsähnlichen Zustand, aus dem ihn nach geraumer Weile ein Pochen an seine Thüre weckte. Rasch suchte sich der Direktor zu sammeln, um das „Herein,“ ohne seine Bewegung zu verrathen, aussprechen zu können, als schon die Thür halb geöffnet wurde und eine bekannte Stimme hinein rief: „Entschuldigen Sie, Herr Direktor, daß ich noch in so später Stunde mit Geschäften komme, allein ich muß morgen früh auf einige Wochen verreisen, wie Sie wissen, und wollte Ihnen gerne noch vorher das Gutachten des Landgerichtes in Bezug auf das Begnadigungsgesuch des unglücklichen Berg überbringen. Es geht auf vollständige Genehmigung des Ansuchens,“ fuhr der inzwischen eingetretene Sprecher, Herr S...., Assessor des erwähnten Gerichtes, eifrig fort. Der Direktor begrüßte ihn stumm und nahm ihm das Gutachten ab. „Wohl weiß ich,“ nahm dieser wieder das Wort, „daß das Gutachten, das Sie über Berg abzugeben haben, nicht völlig mit dem des Gerichtes übereinstimmen, und so der Unglückliche wohl nur eine Abkürzung, keinen Erlaß seiner noch übrigen Strafzeit erhalten wird, indessen, damit wenigstens.....“ „„Wie,““ unterbrach plötzlich der Zuchthausdirektor, der inzwischen seine Fassung wieder gewonnen hatte, „„„unglücklich, nur unglücklich nennen Sie den Mann, der die seiner Obhut anvertraute.....““ Er hielt inne, der Assessor aber fiel ein.....„die ihm an-

Digitized by Google

vertraute Staatskasse bestahl, beraubte, oder welchen schlimmeren Ausdruck Sie sonst wohl dafür haben mögen. Es handelt sich um eine Begnadigung, nicht mehr um die Erfüllung eines Urtheiles, Herr Direktor, und wenn irgend Einer der Gnade würdig ist, so ist es nach meinem Dafürhalten der, der, um einem Freunde zu helfen, einen Fehltritt beging — den einzigen in 10jährigem treuem Staatsdienste und genugsam gebüßt durch den Verlust seines Amtes und einen achtmonatlichen Aufenthalt in diesem Hause." Der Assessor fuhr fort, da der Direktor schwieg, mit Wärme sich für den „Unglücklichen," wie er ihn nannte, zu verwenden, so wenig er selbst sich zutraute, das Mitleiden des kalten und strengen Mannes zu erwecken. Doch diesmal hatte der Assessor einen aufmerksameren Zuhörer, als sonst bei ähnlichen Vorkommnissen. — Seine Worte schienen sogar Eindruck zu machen, und als er endlich der Familie Berg's erwähnte, wurde die Bewegung des Direktors immer sichtbarer. Noch ehe der Assessor seine warme Vertheidigung beendet hatte, fuhr der Direktor ergriffen auf und unterbrach ihn mit den Worten: „„Halten Sie ein, Sie zerreißen mein Herz, — Sie wissen nicht, wie schwer Sie es treffen, aber Sie sollen es wissen — auch ich werde in Ihnen einen milden Richter finden — ich bin,"" — fuhr er leiser fort, „„im gleichen Falle, auch ich — verdammen Sie mich nicht — die Umstände drängten mich — habe....."" „Wie?" rief der Assessor, „Sie? Unmöglich, Sie, der Strengste, Unerbittlichste?" — „„Dennoch that ich es, hören Sie, ich will Ihnen Alles entdecken, helfen Sie mir, rathen Sie mir."" Hastig eilte er nach der Thüre, verschloß sie vorsichtig und theilte nun dem Assessor mit, daß er eine beträchtliche Summe aus der Kasse des Zuchthauses genommen habe, und durch die eben erhaltene Mittheilung von der auf den folgenden Morgen angesetzten außerordentlichen Kassen-Revision in die größte Gefahr der Entdeckung des Deficits gerathen sei.

Sprachlos vor Erstaunen und Abscheu hörte der Assessor dieses Geständniß eines Mannes an, mit dem er nie in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, weil dessen despotisches Wesen, seine selbst für einen Kerkermeister grausam zu nennende Härte gegen die Züchtlinge mit seinen Ansichten und Gefühlen im schroffen Widerspruch standen. Nur die amtliche Stellung, die den Assessor oft in Berührung mit dem Direktor brachte, hatte ihn vermocht, seinen Umgang nicht ganz abzubrechen.

Diese Enthüllung, die der Letztere eben gemacht, ließ ihn dem Assessor jetzt in noch viel verächtlicherem Lichte erscheinen. Sein Unwille war im ersten Augenblicke auch so groß, daß ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, durch eine Anzeige den Staat von einem so unehrlichen Diener und die Züchtlinge von ihrem unmenschlichen Quäler zu befreien. — „Abscheulich, niederträchtig!" rief der Assessor aus, als er Worte fand, seiner inneren Bewegung Luft zu machen. — Der Direktor schrak bei diesem Ausrufe zusammen, fuhr dann rasch auf und trat auf den Assessor zu, indem er sagte: „„Sie haben recht, nur zu recht und ich verdiene mein Schicksal. Ueberlassen Sie mich meiner gerechten Strafe — ich bitte nicht mehr um mich — aber es gibt noch Andere, die durch mich unglücklich werden und sich nach einem Helfer und Tröster umsehen müssen. Werden Sie, versagen Sie mir diese Bitte nicht, dieser Tröster für mein armes Weib und meine bald vaterlosen Kinder."" — War es dem Direktor Ernst mit diesen Worten, oder waren sie nur gut berechnet? Genug, ihren Eindruck verfehlten sie nicht. In des Assessors Gemüth gewann der schmerzliche Gedanke an das brave Weib, an die unschuldigen Kinder des Verbrechers vor ihm mehr und mehr die Oberhand über den Zorn gegen denselben. Die weiche Natur des Assessors, sein menschenfreundliches Herz, verbunden mit seinen etwas schwärmerischen Ansichten von der Besserung gefallener Mitmenschen brachten ihn auf den Gedanken, die Lage des Direktors zu benutzen, um ihn von der Unmenschlichkeit seines bisherigen Strafsystems zu überzeugen und ihn auf einen besseren Weg zu leiten, indem er ihn

Digitized by Google

rettete. Der Assessor besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen. Mit dem zehnten oder zwölften Theile desselben war der Kassendefekt gedeckt und er beschloß, diese Summe demselben vorzustrecken. Diese Handlungsweise erschien ihm um so gerechtfertigter, als er, wenn der Direktor auch seines Amtes entsetzt wurde, keine Garantieen sah, daß es den Händen eines Mannes von milderen Ansichten anvertraut werden würde. Gelänge es ihm aber, den Direktor in eine andere Bahn zu leiten, wozu ihm die letzten Worte desselben Hoffnung machten, so hatte er einen Vertreter seiner Ansichten gewonnen, der in seinem Amte viel Gutes wirken konnte; zugleich hatte er der Familie desselben allen Kummer erspart und erhielt ihr den Versorger.

Mit der ganzen Beredsamkeit, die edlen Menschen gerade da am meisten zu Gebote zu stehen pflegt, wenn das Bewußtsein einer guten That sie in eine höhere Stimmung versetzt, wandte sich der Assessor an den Direktor und suchte ihn durch seinen eigenen Fall von der Unbrauchbarkeit und Unrichtigkeit seines Systems der Härte gegen die Gefangenen zu überzeugen. Freudig war der Assessor bewegt, als er die Bemerkung zu machen glaubte, den Direktor wirklich davon ergriffen zu sehen. Ja, er glaubte nicht mehr daran zweifeln zu dürfen, in ihm den Grund zu einer Aenderung gelegt zu haben, als dieser seinen ernsten Willen aussprach, die Humanität auch bei Behandlung der Verbrecher nicht zu vergessen. — Als der Assessor sich entfernt hatte, um das Geld zur Deckung des Deficits zu holen, setzte sich der Direktor in seiner Freude über seine Rettung wieder an den Schreibtisch, um das Gutachten zur Begnadigung Berg's abzufassen. Mit der Schuldverschreibung, auf der der Assessor durchaus bestanden hatte, empfing er auch dieses Gutachten, das natürlich für die Freilassung Berg's lautete.

Als der Assessor über den Vorsaal der Treppe zuschritt und ihm die älteste Tochter des Direktors, ein liebliches, munteres Kind, begegnete, konnte er sich nicht enthalten, es an sein Herz zu drücken. Ob es mehr Mitleid mit dem Kinde eines verbrecherischen Vaters war, oder Freude darüber, daß er den Vater desselben für das Bessere gewonnen zu haben glaubte, wußte er sich selbst nicht zu sagen.

Jahre waren vergangen seit jenem Vorfall im Zuchthause zu B..... Er war wohl selbst den beiden Betheiligten fast aus dem Gedächtnisse entschwunden in dieser Zeit. Hatte sie doch auch das ganze Interesse der lebenden Generation in Anspruch genommen, wie es ihr noch nie zuvor geschehen war! Hatte sie ihr doch Dinge vor die Augen geführt, die diese Generation bis dahin höchstens aus den Büchern der Vergangenheit kannte und deren Wirklichkeit sie nur halb willenlos erfaßte und da zum Handeln trieb, wohin sie früher kaum gesehen hatte. War diese Bewegung doch in alle Räume menschlicher Existenz eingedrungen und hatte ihre Schwingungen gleichmäßig durch die Salons, wie durch die Dachstuben getragen, bis sie endlich eingesperrt worden in die kleinen Zellen des Todes unter der Erde und über der Erde und in den Herzen allein noch fortleben konnte, die noch nicht zu schlagen, nicht zu fühlen aufgehört. Die Bewegung ist begraben und die Begräbnißplätze derselben sind allein noch die Gegenstände der Theilnahme, der Liebe, des Kummers. Was draußen noch lebt und sich breit macht im alten Europa, ist vom mephistopheliſchen Geiste befangen, der jene Freiheitsbewegung niedertrat. Das Zuchthaus zu B... war einer der Hauptplätze, wo die Träger der letzteren eingesperrt waren.

Wie vor den Jahren dieser Bewegung saß eines Abends der Direktor dieses Zuchthauses wieder vor seinem Arbeitstisch. Aber nicht das erschrockene angstbleiche Gesicht wie damals war heute an ihm zu bemerken, ganz anders, mit dem Lächeln der Befriedigung blickte er heute auf das Papier. Enthielt es doch nur Angenehmes für ihn: Ein Schreiben des Ministers, der ihm seine Zufriedenheit über die zweckmäßige Behandlung der politischen Züchtlinge angedeihen ließ, der er es zuschrieb, daß schon drei der zu

Digitized by Google

„Eisenarbeit" Verurtheilten reumüthig die Gnade des Landesherrn nachgesucht hätten. Es bleibt unentschieden, ob das Lächeln der Befriedigung auf des Direktors Antlitz mehr diesem Lobe galt oder der dem Schreiben beigefügten Anweisung auf eine ansehnliche „Gratification" für den „allerhöchsten Orts mit Wohlgefallen bemerkten außerordentlichen Amtseifer" desselben. „Meine alten Maximen bewähren sich da wieder einmal recht glänzend, tüchtige Arbeit, schmale Kost und dann und wann einmal eine derbe Lektion, wenn der störrige Geist, der souveräne Trotz sich wieder zeigt — das lehrt diese Burschen am Besten Jesum Christum wie die weltliche Majestät erkennen," rief der Direktor, indem er den Brief aus der Hand legte. „Und doch hätte ich mich beinahe einmal von diesen trefflichen Principien durch einen Romantiker, einen Phantasten, abbringen lassen," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. „Nun jetzt hat er die Früchte solch' einfältiger Schwärmerei an sich selbst erfahren! Den Herrn Justizdirektor wird das Gefängniß vielleicht auch noch zu praktischeren Lebensansichten bringen. Schade nur, daß es zu spät ist! Lieb ist es mir indessen doch, daß ich meine alte Schuld an ihn dadurch abtragen konnte, daß auf meine Verwendung seine Strafe in Correctionshaus verwandelt ward. Es wäre mir doch fatal gewesen mit ihm wieder in Berührung zu kommen. Der Mensch wäre im Stande mir noch hier Moral zu predigen."

Der Leser wird in der Person, von welcher der Direktor hier in so geringschätziger Weise sprach, bereits den ehemaligen Assessor S. erkannt haben. Bald nach jenem Vorgange zwischen ihm und dem Direktor war derselbe zu einer Richterstelle aufgerückt und in eine andere, von B... ziemlich entfernte Stadt versetzt worden. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von so warmer Theilnahme für die Leiden seiner Mitmenschen von der großen Bewegung des Jahres 1848 mächtig ergriffen wurde. Mit Begeisterung betheiligte er sich an den Freiheitsbestrebungen seines Volkes und als im Frühling des nächsten Jahres der blutige Kampf gegen die Reaction begann, war es ihm unmöglich zurückzubleiben. Und so mußte auch er das Schicksal so vieler Tausende theilen und im Gefängniß die Rache der Sieger fühlen. Das gegen ihn gefällte Urtheil lautete auf zwanzigjährige Zuchthausstrafe, die man jedoch auf Verwendung seines ehemaligen Oberen, des Zuchthausdirektors zu B..., in Correctionsstrafe zu verwandeln geneigt war, falls der Verurtheilte darum nachsuchen würde. Dieß geschah aber wider Erwarten nicht und da man die landesherrliche Gnade dem Delinquenten nicht füglich aufdringen konnte, so blieb nichts übrig, als ihn dem Urtheil gemäß zu behandeln. Der Direktor des Zuchthauses zu B... fand daher auf der Liste des nächsten Transportes politischer Züchtlinge, der ihm angemeldet wurde, den Namen seines einstmaligen Retters. Es war wenige Minuten nachdem der Direktor das ministerielle Schreiben, das ihn so angenehm erregt, gelesen hatte, als ihm diese Liste durch den Nachfolger des Assessors eingehändigt wurde. Der Direktor pflegte sich die neuankommenden Züchtlinge, nachdem sie eingekleidet, einzeln vorführen zu lassen und ihnen dann eine Strafpredigt nach seiner Manier zu halten, die seinen Pflegbefohlenen einen Vorgeschmack von dem beizubringen geeignet war, was ihrer im Zuchthause warte. Da er keinen Unterschied zwischen politischen Gefangenen und gemeinen Verbrechern machte, so hatte er dieß auch bei diesen gethan. Vielleicht zum ersten Mal bereute er jetzt diese Gewohnheit, als er an das Zusammentreffen mit S... dachte. Denn, obgleich dieser so in seiner Gewalt war, daß jedes Wort, jedes Oeffnen seines Mundes augenblicklich unterdrückt werden konnte, so vermochte er sich doch einer gewissen Beängstigung nicht zu erwehren, wenn er an den Mann dachte, den er einmal in seinen innersten Charakter blicken lassen mußte, der durch strenge Rechtlichkeit ihn so weit überragte, und dessen edles Benehmen ihn damals allein von dem Schicksale rettete, das dem unglücklichen S... jetzt widerfuhr. Das persönliche Zusammentreffen mit S... war aber unvermeidlich. Das Verschieben konnte wenig nützen.

Digitized by Google

Es schien dem Direktor daher das Beste S... sobald als möglich und ohne Zeugen zu sprechen. Keiner im Hause konnte etwas Besonderes darin finden, da es bekannt war, daß S... früher zu den persönlichen Bekannten des Direktors gehört hatte. Er gab daher den nöthigen Befehl S... vorzuführen, noch bevor er eingekleidet sei. Es war dasselbe Arbeitszimmer, in dem S... vor wenigen Jahren den gedemüthigten, halb vernichteten Mann wieder aufgerichtet hatte, in das er jetzt eintrat. Wohl war sein Antlitz bleich von den Leiden der Untersuchungshaft, wohl trug es die Spuren des Schmerzes, aber das Auge, das aus diesem Antlitz blickte, war der Spiegel eines treuen, redlichen Gemüthes, die Furchen des Gesichtes waren nicht von gemeinen Leidenschaften eingegraben. Festen Blickes, mit Schritt und Haltung eines Mannes, der auch auf diesem Platze sich seiner Würde ebenso bewußt ist, wie er die Nothwendigkeit fühlt sich in das Unvermeidliche zu fügen—stand S... vor dem Direktor. Der ihn begleitende Wärter hatte ihm vorschriftmäßig die Hände auf den Rücken gebunden und stand neben ihm mit der Peitsche, dem Zeichen seines Handwerkes, jede Bewegung des „Züchtlings" mit derselben gewissermaßen überwachend. Der Direktor, der seine Bewegung kaum zu bemeistern vermochte, winkte ihm abzutreten und so befanden sich die Beiden jetzt allein. Ersterer mußte zuerst das Schweigen brechen, doch löste er vorher die Bande um S...'s Hände. Fast unwillkührlich schob er ihm einen Stuhl hin und begann: „Warum ersparten Sie mir und Ihnen nicht diese Begegnung? Ich bin nicht daran Schuld, daß Sie hier sind, Sie selbst sind es. Warum," fuhr er fort, als S... immer noch schwieg, „benutzten Sie nicht meine Verwendung für Sie um eine mildere Haft zu erlangen? Sie mußten das thun und noch ist es Zeit, reichen Sie in ein paar Wochen ein Gesuch ein, ich werde es unterstützen—das ist Alles, was ich für Sie thun kann oder was erwarten Sie sonst von mir—reden Sie", rief der Direktor fast ungeduldig aus. Nicht ohne einige Verwunderung hatte S... diese Worte angehört. Hatte er auch von dem Charakter des Direktors keine warme Theilnahme erwartet, so war er doch auf so kalten und unfreundlichen Empfang nicht vorbereitet gewesen. Doch war er bald gefaßt. „„Darf ich frei sprechen, Herr Direktor, nicht wie ein Gefangener seinem Oberen gegenüber?"" „Ja!" antwortete dieser, setzte aber nachträglich hinzu: „Ich setze dabei voraus, daß Sie die Rücksichten, die Sie meinem Amte schuldig sind, nicht vergessen werden." „„Seien Sie ohne Sorge,"" begann nun S... „„Sie wollen mich also los sein, Herr Direktor, gestehen Sie es immerhin offen, Sie wollen mich um jeden Preis los sein. Ich läugne nicht, daß ich mit einer anderen Erwartung dieses Haus betrat, in dem ich sonst als Beamter so oft aus und einging. Ich habe keine Ursache mich dieser Zeit zu schämen, keine für mich unangenehmen Erinnerungen haften an diesen Mauern.

Wäre ich auf dem Wege der landesherrlichen Gnade, den ich ohne Demüthigung nicht betreten konnte, in's Correktionshaus gekommen, so hätte ich nichts gewonnen, als eine Arbeitsstunde weniger, ein etwas minder hartes Lager — ein Gewinn, der durch Demüthigung vor meinen Siegern wahrlich zu theuer erkauft gewesen wäre! „„Und!"" setzte S. hinzu, „„warum soll ich es leugnen, daß ich gehofft, in diesem Hause, wo sich noch mancher Angestellte findet, dem ich einst Gefälligkeiten zu erweisen Gelegenheit hatte, eine etwas mildere Behandlung zu erfahren, als es an einem Orte geschehen wäre, wo man vorher nichts von mir wußte.""
„Und was wären das für Erleichterungen, die Sie erwarten?" fragte der Direktor. „Sie kennen die strengen Institutionen dieses Hauses." „„Ich fordere nichts von Ihnen,"" antwortete S..., „„was mit denselben in Widerspruch steht; was ich wünschte und hoffte, geht nicht weiter, als daß Sie die politischen Gefangenen und somit auch mich in der mildesten Form innerhalb der Vorschriften der Hausordnung behandeln.""
„Die politischen Verbrecher," entgegnete mit scharfer Betonung der Direktor,

Digitized by Google

„haben keinen Anspruch auf eine mildere Behandlung als die übrigen. Meine Instruktionen machen durchaus keinen Unterschied; was ich für Sie thun kann, soll geschehen. Sie sollen sehen, daß ich nicht undankbar für einst geleistete Dienste bin. Mehr kann ich nicht thun. Es ist meine Pflicht, die Leute zur Erkenntniß ihres Frevels, ihres Treubruchs zu bringen und ich folge dabei meinen eigenen Maximen. Doch noch eine Frage, was ist aus dem Schuldschein geworden, den ich Ihnen einst ausstellte. Ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt." „„Er ist nicht in die Hände der Behörden gefallen,"" antwortete S... „„Sie werden ihn zurückerhalten, sobald die noch rückständige Hälfte der Schuld bezahlt ist."" ",

Unangenehm von dieser Antwort berührt, wandte sich in einiger Aufwallung der Direktor an S...: „Wie? Sie wollen mir nicht sagen, in wessen Händen er ist?" „„Ich verlange jetzt keine weitere Abzahlung,"" entgegnete S..., „„später wird das Geld den Meinigen zu gut kommen."" „Wissen Sie," rief jetzt der Direktor, aufgebracht über den nach seiner Meinung trotzigen Ton S...'s, „wissen Sie, daß ich berechtigt bin, das Geld an den Staat zu zahlen, da Ihr Hab und Gut confiscirt ist?" „„Thun Sie es,"" antwortete S... kalt, „„thun Sie es, wenn es Ihr Gewissen verlangt; ich glaube aber, ich bin ein minder schlimmer Gläubiger als der Staat,"" setzte er lächelnd hinzu.

Jetzt änderte der Direktor plötzlich den Ton. „Sie haben recht," sagte er, „ich kann Ihrer Ehre völlig vertrauen. Doch Ihre Frau wird Geld bedürfen, wohin soll ich die weiteren Abzahlungen schicken? Sie begreifen, daß ich nicht füglich direkt...." „„Ganz recht,"" fiel S.. ein, „„doch meine Frau hat nach den Gesetzen des Hauses die Erlaubniß, mich jährlich 2 bis 3 Mal zu sehen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde,"" schaltete er langsam und nicht ohne einen schmerzlichen Seufzer zu unterdrücken ein, „„sollte sich da nicht eine Gelegenheit dazu finden lassen? Für die nächsten Bedürfnisse der Meinigen ist glücklicherweise gesorgt."" Der Direktor nickte bejahend, brach dann mit einer kurzen, fast brüsken Entschuldigung das Gespräch ab, rief den Wärter, ertheilte ihm in halblauten Worten einige Weisungen hinsichtlich der Behandlung des Züchtlings S... und dieser ward dann in seine Zelle geführt.

Die Unterredung mit S... hatte den Direktor nicht befriedigt. Das Ausweichen des Letzteren, den Ort zu nennen, wo der Schuldschein aufbewahrt sei, versetzte ihn in Unruhe. Die Schuld an diesen drückte ihn nicht wenig, da die Summe, die er noch zu bezahlen hatte, beträchtlich war. Er konnte sie unter einem Jahre nicht abtragen und bis dahin die Schuldverschreibung nicht zurückfordern.

Obgleich der Direktor S... seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen, hatte er doch nie dieser weichen Natur zugetraut, daß sie an einer „Empörung" ernstlichen Antheil nehmen könne. Nicht wenig hatte es ihn überrascht, als er das Gegentheil hören mußte. Immer noch aber schwebte ihm der gutmüthige, sentimentale Mensch aus früheren Zeiten vor, als er ihm als Züchtling angemeldet wurde. Die Haltung, die S... in dem heutigen Gespräche gezeigt, setzte ihn in nicht geringes Erstaunen. Diese Festigkeit, dieses Selbstbewußtsein imponirten ihm, schreckten ihn fast. Es mußten Mittel gefunden werden, diesen Menschen in eine demüthige Stellung herunterzudrücken. Der Direktor war in der That gewillt, S... milder zu behandeln, aber er wollte auch, daß dies als ein reiner Ausfluß seiner besondern Gunst angesehen würde, die er angedeihen lassen und entziehen könne. Fühlen lassen mußte man ihn, daß man trotz seiner alle Dankbarkeitsrücksichten aus den Augen setzen könne und werde, wenn der Züchtling darauf poche. Sei S... davon erst überzeugt, so hoffte der Direktor, werde er auch bald fügsamer werden hinsichtlich der Schuldverschreibung und der Schuldsumme selbst. Der Direktor wußte nichts von der Stählung, die in jenen Tagen des erwachten Freiheitsbewußtseins so mancher Charaktererfahren, nichts von der Schnellkraft, deren

Digitized by Google

auch weiche Gemüther fähig sind, wenn sie einer edlen Natur angehören. Schon der nächste Tag sollte ihm eine Probe davon liefern.

Die neu eingekleideten Züchtlinge hatten, nachdem Frühstück und Gebet vorüber waren, die „Revue" vor dem Direktor zu passiren. Es waren nicht lauter politische Gefangene. Drei von ihnen waren gemeine Verbrecher, Einer war des Raubes und Einbruchs, die beiden andern wegen eines räuberischen und mörderischen Anfalls überführt. Die Revue fand in einem der Höfe des Zuchthauses statt und bestand darin, daß die Züchtlinge der Reihe nach aufgestellt wurden und dann vor dem Direktor vorbeimarschiren mußten. Die Besichtigung war in der gewöhnlichen Weise vor sich gegangen, und der „Marsch" sollte beginnen, als der Direktor plötzlich „Halt" rief und mit lauter Stimme dem befehligenden Zuchtmeister zurief: „Die Kerle müssen nach Verdienst und Würde geordnet werden, stellen Sie die Diebe und Räuber, die geringern Schurken, voran, und dann die übrigen, die „politischen" Schurken." Diese Worte brachten eine furchtbare Wirkung auf die zwölf Unglücklichen hervor, die auf solche Weise mißhandelt wurden. Nicht Einer war, dessen Gesicht nicht von Zorn und Scham erglüht wäre, das Zähneknirschen Mehrerer wurde hörbar, während Andere einer Ohnmacht nahe waren. Eine Bewegung ging durch die ganze Reihe. „Nicht gemurrt, nicht gerührt, Hallunken!" erscholl jetzt die Stimme des Direktors von Neuem. Da hält sich einer der Unglücklichen nicht länger und sagt mit bebender Stimme, die sich wie Grabestöne den bleichen Lippen entwand, die Worte: „Elender Sklave, Du kannst uns nicht beleidigen." Noch hatte er aber nicht das letzte Wort vollendet, als schon die Peitsche des Zuchtmeisters ihm über das Gesicht geschlagen wurde, daß das Blut herabfloß. Wären den Schicksalsgenossen nur nicht die Hände gefesselt gewesen in diesem Augenblicke! So aber mußten sie zusehen. Kein Schmerzenslaut entfuhr den Lippen des Geschlagenen, und zum Glück für sie auch den Uebrigen nicht. Nur Einen überwältigte die Scene so, daß er wie leblos zusammenbrach. Es war der Nachbar S...'s, der ihm nicht beizustehen vermochte. Nur ein tiefer Seufzer entwand sich seiner beengten Brust, nur das Auge traf den Direktor wie ein Blitzstrahl, daß dieser fast erbleichte.

Die furchtbare Revue war zu Ende. Die Züchtlinge wurden in die Arbeitsräume abgeführt. Spinnen war das Loos der Meisten unter ihnen. Nur Wenigen wurde vergönnt, mit der Feder oder mit dem Spaten zu arbeiten. Der Direktor blieb im Hofe stehen und betrachtete das Abführen der Sträflinge. Eben marschirte eine Abtheilung, die zum Holzsägen bestimmt, bei ihm vorbei. Da fiel sein Blick auf einen der Unglücklichen, einen jungen Mann, dessen feine Züge den tiefsten Seelenschmerz ausdrückten. Gehörte doch auch dieser zu den politischen „Verbrechern," und mußte daher von der Scene, die eben stattgefunden, im Innersten erschüttert sein. Vielleicht blickte durch diesen Schmerz auch ein Ausdruck der Verachtung durch, als der junge Mann sich jetzt dem Direktor gegenüber befand. Oder welcher andere Schatten den Grimm des Beherrschers dieses Hauses gereizt haben mochte. Genug, das Wort „Halten!" welches der Direktor dem die Abtheilung begleitenden Wärter zurief, brachte dieselbe alsbald zum Stehen. Keine Augenwimper zuckte, keine Muskel regte sich. Fast der Athem stockte den Unglücklichen, die irgend eine neue Grausamkeit erwarteten. Das „Halten" galt aber diesmal nur jenem jungen Manne, an den der Direktor jetzt herantrat und ihn folgendermaßen anredete: „Dein Vater hat mir geschrieben, ich solle Dich gut behandeln. Dein Vater muß ein rechter Esel sein, der gar nicht zu wissen scheint, warum Du hierher geschickt worden bist. Gut behandeln — ja, damit der auflehnerische Trotz in solchen Empörern ungebrochen bleibt, wo möglich noch genährt werde — nicht wahr? Das ist so, was diese demokratischen Herrn wünschen. Es ist noch nicht schlimm genug, daß noch so Viele durch

Digitized by Google

allerlei List und Kniffe sich der Justiz zu entziehen wissen, die, statt auf dem Lehrstuhle zu sitzen, an dem Spinnstuhle bereuen lernen sollten. Und da soll man ihre Buben, die sie zu Aufrührern erzogen, auch noch gut behandeln! Wir kennen das! Sie sollen nicht unbrauchbar gemacht werden für neue Schandthaten, die diese Wühler schon jetzt wieder im Schilde führen. Aber Ihr sollt sehen, ich verspreche Euch, von hier soll Keiner wieder wegkommen, der noch schaden könnte," fuhr der Direktor mit erhobener Stimme fort, „ich will Euch schon zahm machen, spinnen sollt Ihr Hunde, daß Euch das Blut an den Fingern herunterläuft und...." Da stockte plötzlich der Direktor in seiner Rede, als wäre er gewaltsam darin unterbrochen worden. Hätten die Züchtlinge aufzuschauen gewagt, so hätten sie auch bemerkt, daß das Antlitz ihres Peinigers mit Todesblässe sich bedeckte und seine Glieder zitterten. Es bemerkte es aber nur der am Ende des Zuges stehende Wärter, kaum der angeredete junge Mann, denn er war einer Ohnmacht nahe über diese Beschimpfung seines Vaters. Aber noch Einer hatte es gesehen, oder fühlte es gewissermaßen, der ehemalige Assessor, der jetzt als Züchtling mit in der Reihe und unmittelbar neben dem stand, an den der Direktor jene Schmähredе richtete. Ein Wort von ihm, leise, fast zwischen den Zähnen geflüstert, aber hörbar genug für den Direktor, furchtbar klang es ihm in die Ohren, es traf wie ein Blitzstrahl, denn das Wort hieß: „Kassendieb." Der ehemalige Assessor starrte schon längst wieder gerade vor sich, als der Wärter, dessen Aufmerksamkeit ebenfalls auf seinen Vorgesetzten gerichtet gewesen war, znm Abmarsch kommandirte. Ein Wink des Letztern hatte ihm das Zeichen dazu gegeben. Der Wiederhall von den Tritten der abgeführten Sträflinge und das Klirren der Beineisen war bereits verhallt, als der Direktor langsam nach der Thüre zuschritt, die zu seiner Wohnung führte.

Mehrere Tage waren seit diesem Vorfalle schon verflossen, aber der Eindruck, den jenes Wort ..... auf ihn gemacht, war noch unverwischt. Auf solche Kühnheit war er nicht gefaßt gewesen. Sie flößte ihm besonders deshalb Schrecken ein, weil er nicht wußte, ob das ihre Grenzen seien. So leise das Wort auch ausgesprochen, konnte er es nicht einmal eben so laut aus schreien, ehe noch der Wärter ihm den Mund zu verschließen im Stande wäre? Der Direktor wußte, daß er bei seinen Beamten wenig beliebt war, daß nichts als die Subordination und die Furcht sie an ihn fesselte. Er wußte, daß Mehrere unter denselben einst persönliche Freunde des Assessors gewesen waren, daß der Assessor des besten Rufes als rechtschaffener Mann durch das ganze Land genoß. Alles Gründe, die ihn fürchten ließen, daß eine laute Anklage seiner durch den Assessor nicht ohne Folgen für ihn bleiben würde. Seine Unruhe wuchs, je mehr er seine Lage überschaute. Lange blieb er unschlüssig, wie er einer öffentlichen Compromittirung durch den „Züchtling" ausweichen könne. Allerlei Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Bald wollte er mit noch ärgerer Strenge verfahren, als bisher, und namentlich alles anwenden, um den „Verräther," wie er ihn nannte, zum Schweigen zu bringen, bald wollte er zu ihm gehen, ihn um Schweigen bitten und ihm alle mit seinen Instruktionen nur vereinbaren Concessionen machen. Bei alledem konnte er es zu keinem Entschluß bringen, denn Beides schien ihm mißlich. Das Erstere der Freunde des Assessors wegen, das Letztere, weil es sich ihm ganz überliefern hieß. Dennoch mußte er etwas thun. Schon zwei Mal hatte er bei dem Besuch der Arbeitssäle den übergangen, in dem der Assessor beschäftigt war.

In der nächsten Zeit mußte er obendrein das Erscheinen der halbjährlichen Revisionscommission erwarten, vor der jeder Züchtling Beschwerden anbringen durfte und wozu ihm die Gelegenheit nicht abgeschnitten werden konnte. So wenig solche Beschwerden in der Regel vorkamen, weil die Furcht vor größerer Pein Jedem den Mund verschloß, so glaubte doch der Zuchthausdirektor, daß der Assessor sich davon nicht abhalten lassen würde. Dieß bewog ihn zuletzt, den Assessor

Digitized by Google

nochmals zu sich bringen zu lassen und ihm einen Ausweg vorzuschlagen, der für beide Theile befriedigend sei, wie er meinte.

Abermals erschien der Assessor in dem bekannten Arbeitszimmer des Direktors. Der ihn begleitende Wärter hatte ihn diesmal ohne Handfesseln eingeführt und verließ augenblicklich das Zimmer. Der Direktor mußte auch diesmal das Gespräch eröffnen, da der Assessor beharrlich schwieg. „Sie sind erzürnt, Freund," begann er seine Anrede, „die Behandlung Ihrer Gesinnungsgenossen, die ich ihnen angedeihen lassen muß, ist nicht nach Ihrem Geschmack. Sie haben sich dafür an mir zu rächen gesucht. Ich will darüber nicht urtheilen, ob das recht und klug von Ihnen war. Ich habe Ihnen eine so milde Behandlung gewährt, als nur möglich. Daß ich sie nicht auf Alle ausdehnen kann, sollten Sie, dächte ich, selbst einsehen. Doch, damit Sie in eine Lage kommen, wo Sie nicht mehr das allerdings traurige Loos Ihrer Freunde mit ansehen müssen, gibt es nur ein Mittel. Sie müssen weg von hier. Von Begnadigung wollen Sie nichts hören, es bleibt daher nur noch ein Weg wegzukommen. Der Weg führt aber in die Freiheit, und die Schwierigkeiten desselben würden sich hinwegräumen lassen, wenn Sie wollen." Der Gefangene fragte kurz: „„Und was ist das für ein Weg?"" „Ich kann ihn nur nennen, wenn Sie ihn betreten wollen und ihn dann auf immer zu vergessen geloben," war die Antwort. „„Dann will ich ihn nicht wissen,"" entgegnete S... Der Direktor, halb erstaunt, halb unwillig, fuhr auf: „Ist Ihnen Ihre Freiheit so wenig werth, gilt Ihnen das Leben mit Ihrer Familie so wenig, nun, so habe ich keine Schuld, wenn Sie in diesem Hause im Elend als Züchtling untergehen." Bei diesen Worten schien der Direktor nach der Thür gehen und den Wärter rufen zu wollen. Der Assessor hinderte ihn daran, indem er mit fester Stimme sagte: „„Das, denke ich, soll nicht geschehen. Und jetzt lernen Sie meine Gründe, meine Mittel kennen, um mich vor dem schlimmsten Schicksale in diesen Räumen zu bewahren. Sie zwingen mich, diese Waffe zu ergreifen, und ich freue mich, daß ich sie habe. Sie haben alle Mittel gegen mich versucht, mich einzuschüchtern und ganz von Ihnen abhängig zu machen, Alles gethan, mich in den Staub zu treten und dann ein Werkzeug Ihrer Gnade aus mir zu machen. Sie haben selbst das elende Mittel dazu nicht verschmäht, meine Mitgefangenen auf das Empörendste zu mißhandeln. Und warum Alles das? Weil Sie mich fürchten, weil ich einmal eine Seite Ihres Charakters gesehen, die Sie selbst vor Ihren despotischen Gesinnungsgenossen brandmarken würde. Herr Direktor,"" fuhr S... jetzt mit gedämpfter Stimme sich ihm nähernd fort, „„das Wort, was Sie neulich zittern machte, würde nicht in diesen Mauern verklingen, wie Sie vielleicht meinen, wenn ich es einmal ausschriee, statt es zu flüstern — es würde durch sie hindurchdringen und wenn Sie die Mauern verzehnfachen könnten, und gleichzeitig, das schwöre ich Ihnen bei der Treue meiner Freunde, würde es draußen ein Echo finden, daß das ganze Land von dem Ruf wiederhallen müßte: Der Zuchthausdirektor ist ein Räuber der Staatskasse!"" In den so Angeredeten, der bis hierher fast betäubt dagestanden hatte, kam bei den letzten Worten eine plötzliche Bewegung. Mit einem raschen Griffe an die Wand riß er eine der daselbst hängenden Pistolen herunter und richtete sie auf den Gefangenen, der eine leichte Bewegung, die ihn aus der Schußlinie bringen konnte, nicht unterließ, gleichzeitig aber rief: „„Auch dann sind Sie verloren."" „Wie," rief der Direktor, „wenn ich mich des Züchtlings erwehrte, der auf mich gewaltsam eindringt? Kennst Du die Rechte nicht, die mir mein Amt gibt?"

„„Wenn ich in diesem Hause sterbe und es bleibt meinen Freunden der leiseste Verdacht, daß ich als Opfer Ihrer Tyrannei starb, so werden sie reden und handeln."" „Also haben Sie das Geheimniß jener Schuld nicht bewahrt. Sie haben mich verrathen?" stieß der Direktor hervor. „„Das Geheimniß ruht in guten Händen und wird ewig Geheimniß bleiben, sobald Sie wollen,""

Digitized by Google

erwiderte S... „Was, was soll ich wollen," fragte der Direktor, dessen Händen die Waffe entsunken war. „„Nichts, als mich und meine unglücklichen Gesinnungsgenossen so mild behandeln, als Sie es irgend können, sagte S... Wahrlich kein unbilliges Verlangen, aber ein Verlangen, das, wenn Sie es erfüllen, Ihnen die Dankbarkeit unser Aller sichern wird. Gegen Mißhandlungen aber schützt mich, was ich Ihnen jetzt mittheilen will: Sie wissen, daß ich vor Verkündigung des ersten Urtheils über mich nur leichten Hausarrest hatte. Einer meiner Freunde theilte mir damals mit, wie aller Wahrscheinlichkeit nach der Urtheilsspruch ausfallen werde. Seine Quellen waren gut. Seinen Rath die Flucht zu ergreifen, befolgte ich aber nicht. Nichts als mich selbst konnte ich dadurch retten, wenn Alles glückte, der Gedanke vielen meiner Parteigenossen, die schon in diesem Hause saßen, nützen zu können, wenn ich mich ihnen anschlöße, reifte in mir zum Plane. Ich hatte Sie kennen gelernt und wußte, daß ich auf Ihre Milde und Humanität nicht rechnen konnte. Also übergab ich Ihren Schuldschein einem vertrauten, rechtskundigen Freunde und erzählte ihm die Umstände, unter denen er ausgestellt wurde, auf's Genaueste. Alles schrieb er nieder und ich versah es mit meiner Unterschrift. Dafür, daß dieser Freund von diesem Dokument keinen Gebrauch macht, bürgt Ihnen ein Brief, den Sie mir allmonatlich an mein Weib zu schreiben gestatten. Sobald gewisse Worte darin stehen, so wissen die Meinigen, daß ich meinen Zweck erreicht habe; fehlen diese Worte einmal in dem Briefe, so wissen sie was sie zu thun haben. Ihnen, dem Direktor, liegt es ob, die Briefe der Züchtlinge an die Ihrigen zu prüfen. In Ihren Händen liegt die Besorgung derselben. Es wird von Ihnen abhängen, wie der erste Brief von mir lautet."" Der Gefangene, der diese Erzählung in einem fast eisigen Tone gesprochen, schwieg jetzt und erwartete die Antwort des Direktors, auf dessen Gesicht die Angst immer deutlicher hervortrat. Mühsam brachte er endlich die Worte hervor: „Ich bin also ganz in Ihren Händen?" „„In den Händen eines Mannes, dem Sie einst Ihr Vertrauen schenkten, der es damals rechtfertigte und es auch dießmal rechtfertigen wird, wenn Sie es ihm wieder schenken,"" antwortete S... „Aber Ihr Freund, Ihre Gattin, werden sie auch schweigen," fragte der Direktor. „„Nur mein Wille oder mein gänzliches Verstummen würde sie vermögen ihr Schweigen zu brechen."" „So wäre ich, ich Ihr Gefangener," sagte der Direktor mit den Zähnen knirschend. „„Fast scheint es so,"" antwortete S... „„der Zuchthausdirektor ist der Gefangene des Züchtlings, aber"" setzte er mit Bedeutung hinzu, „„noch ist er nicht selber Züchtling."" „Noch nicht selber Züchtling," wiederholte der Direktor, jetzt fast mit dem Tone der Verzweiflung. Und jetzt hatte S... über ihn gesiegt. Der Direktor sah alle Auswege versperrt. Die Klugheit gebot ihm dem Gefangenen zuzugestehen, was er forderte. Die Angst hatte freilich ihren Hauptantheil an den Zugeständnissen des Direktors. Die Unterredung endete damit, daß S... die Beruhigung mit sich nehmen konnte, daß die Behandlung der politischen Gefangenen wenigstens wesentlich gemildert sein werde. Das Wichtigste aber, was er erlangt hatte, war eine ziemlich freie Correspondenz mit den Seinigen. Das bedeutendste Hinderniß zur Ausführung seiner Pläne schien damit hinweggeräumt.

Ganz anders waren die Empfindungen des Direktors. Obgleich S... versprochen hatte das Geheimniß zu bewahren und sogar den Rest seiner Forderung dem Direktor zu erlassen, wenn er die Lage der politischen Gefangenen erleichtere, so ängstigte es ihn einerseits doch unausgesetzt, daß er sich so ganz dem Willen S...'s überliefert sah, andererseits begann er in der That etwas in sich zu fühlen, was von Reue und Gewissensbissen nicht mehr sehr entfernt war. Das Unangenehmste war ihm, wenn er die Arbeitssäle visitirte und S... in denselben begegnete. Seine Furcht vor Diesem war so gestiegen, daß er jeden Befehl, den er gab, jede Maßregel, die die politischen Gefangenen betraf, mit Aengstlichkeit abwog, ob sie

Digitized by Google

auch die schmale Grenze zwischen seiner Instruktion und dem Vertrage mit S... nach keiner Seite hin überschreite. Außerdem beunruhigte ihn der Gedanke, daß S... seine Anforderungen noch höher spannen könne, je nachgiebiger er sich zeige. Dieß hatte zur Folge, daß er in seinen Anordnungen schwankte. Oft erließ er eine Anweisung hinsichtlich der politischen Gefangenen, die er am andern Tage, oft noch in derselben Stunde widerrief. Die Unterbeamten, seit Jahren an die consequente Strenge des Direktor's gewöhnt, konnten sich das nicht erklären und schüttelten bedenklich die Köpfe, wenn sie den Direktor unruhig und hastig seine Geschäfte verrichten sahen, wobei er sonst die größte Ruhe und Kälte bewahrt hatte. Der Direktor, der diese Mienen der Beamten sah, gerieth dadurch nur noch mehr in Verwirrung, er ward unwillig und mißmuthig gegen sie. Dieser Zustand, der sich mehr und mehr verschlimmerte, brachte endlich den Direktor zu dem Entschlusse, um jeden Preis sich aus seiner mißlichen Lage zu befreien. Das Beste schien ihm seine Entlassung zu verlangen. Aber er sah sich so gebunden durch S..., daß er selbst diesen Schritt nicht ohne dessen Zustimmung zu thun wagte. Er sah sich genöthigt, abermals eine Unterredung mit ihm herbeizuführen. Dieß geschah dießmal in der Form, daß er S... einige ältere Akten des Zuchthauses zu revidiren gab und sich darüber mündlich Bericht erstatten ließ. So war jeder Verdacht, den diese Unterredung hervorrufen konnte, vermieden. Wie anders denn war jetzt die Stellung des Direktors zu seinem Gefangenen. Er mußte ihn um seine Genehmigung zu etwas bitten, und wie bat, flehte er, als S... nichts von dem Weggange des Direktors hören wollte. „„Ich kann es nicht zugeben,““ sagte jener, „„daß das Loos meiner unglücklichen Genossen, wie das meine, den Quälereien ausgesetzt wird, die ein neuer Direktor der Zuchtanstalt über sie verhängen könnte. Sie müssen so lange auf Ihrem Posten bleiben, als wir Gefangene dieses Hauses sind.““ Die Verzweiflung des Direktors stieg auf's Höchste. „Das halte ich nicht aus,“ rief er, „haben Sie auch mit mir einiges Mitleiden!“ „„Wohlan,““ antwortete nach einigem Besinnen S..., „„ich will Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie Ihren unseligen Posten aufgeben und wir Gefangene ebenfalls unser Ziel erreichen können, die Freiheit.““ Der Direktor schauderte, bat aber dennoch um nähere Mittheilung. Und nun legte S... dem Direktor einen detailirten Plan zur Flucht der politischen Gefangenen vor. Der Direktor hatte mit offenem Munde zugehört und war fast gelähmt vor Schrecken, als S... seine Darlegung beendigt hatte. Anfangs lehnte er Alles ab und erklärte lieber Alles über sich ergehen zu lassen, als seine Hand zur Ausführung dieses Planes zu bieten. S... ließ mit Vorstellungen nicht ab und seiner großen Beredtsamkeit gelang es endlich, den Direktor von der Durchführung des Planes zu überzeugen, ohne Letztern so zu compromittiren, daß ihm mehr als Fahrlässigkeit vorgeworfen werden könne. Dazu war freilich nöthig, die Zahl der zu Befreienden etwas zu beschränken, und man ließ daher mehrere derjenigen, deren Strafzeit ohnehin bald ablaufen mußte, aus dem Spiele.

In einer zweiten geheimen Zusammenkunft verabredete S... mit dem Direktor das Nähere. Seine Freunde außerhalb des Zuchthauses hatten die erhaltenen Winke ebenfalls verstanden und bereiteten Alles zur Vollendung dessen vor, was innerhalb desselben begonnen wurde. S... sah mit Ruhe und Festigkeit den Tag der Ausführung herannahen und alle seine Geisteskräfte waren diesem Werke zugekehrt. So lange der Direktor mit S... sich über den Plan besprach und überhaupt in seiner Gegenwart war, übte dessen Muth und ruhige Klarheit den wohlthuendsten Einfluß auf diesen aus. Sobald er sich jedoch wieder allein befand oder umgeben von seinen Unterbeamten, in deren Jedem er einen Späher zu erblicken glaubte, erfaßte ihn die Unruhe und Angst. Oft schon sann er auf Mittel, den ganzen Fluchtversuch zu vereiteln. Dann jagte ihm wieder der Gedanke an S...'s Rache Furcht ein. Ein solcher

Digitized by Google

Zustand konnte indessen von seinen Umgebungen nicht unbemerkt bleiben. Man hielt den Direktor bald für krank. Dies erregte um so mehr die Aufmerksamkeit, als sich Niemand diese Krankheit zu erklären wußte. Der Arzt der Anstalt verordnete ihm eine Badereise. Der Direktor verwarf dies aber mit Heftigkeit. So rückte der Tag immer näher, an dem die Flucht stattfinden sollte. Mit Mühe unterdrückten die hoffenden Gefangenen die lebhaftern Pulsschläge und dämpften die Aufregung in sich nieder, damit die Röthe auf ihrer sonst bleichen Wange nichts verrathe.

Es war verabredet worden, daß der Direktor am Tage vor der Nacht, in der die Flucht stattfinden sollte, eine Revision der Abtheilungen abhalte, in denen die meisten politischen Gefangenen sich befanden. Diese Revue war das Zeichen für die Betheiligten, sich in nächster Nacht bereit zu halten.

Die Stunde dieser Revue war da, die Gefangenen im dazu bestimmten Hofe des Zuchthauses mit ihren Wärtern aufgestellt. Nur der Direktor fehlte noch. Endlich kam er die Stufen herunter, die in den Hof führten. Aber welches Aussehen! Schon die Kleidung des sonst pedantisch ordentlichen Mannes war in höchster Unordnung. Sein Gesicht war bleich, das Auge blickte unstät. Mit Schrecken nahm S... diese Veränderung wahr. Mit Staunen blickten die Wärter auf ihren Vorgesetzten. Auch das Benehmen des Direktors war heute ganz ungewöhnlich. Statt wie früher rasch die Abtheilungen sich der Reihe nach vorführen zu lassen, ging er auf eine derselben zu und herrschte den Wärter an: „Warum stellen Sie die politischen Sträflinge immer noch in eine Reihe mit den übrigen?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, stieß er mit eigener Hand einige gemeine Verbrecher aus der Reihe. In der nächsten Abtheilung erblickte er S... und neben ihm den jungen Mann, dessen Vater er einmal so geschmäht hatte. So wie sein Auge auf diese fiel, entstürzte ihm ein Thränenstrom, und er rief laut die Worte, die Alles in das höchste Erstaunen versetzten: „O, ich Elender, wie habe ich mich gegen Euch Ehrenmänner vergangen!“ Dann plötzlich in eine Art freudiger Stimmung übergehend, rief er mit erhobener Hand: „Doch ich will wieder gut machen, was ich verbrach. Ihr seid brave Männer! Ich, ich bin ein Hallunke! Doch Verzeihung! He! Wärter, nehmet Allen hier die Eisen ab! Warum bei Nacht fliehen? Habe ich nicht hier zu befehlen? He, Wärter! Macht die Thore auf!“ — Erstarrt standen die Wärter, wie die Gefangenen: Nur S... begriff sofort den furchtbaren Sinn, der in diesen Worten lag und der ihn mit wüthendem Schmerz erfaßte: Der Direktor war wahnsinnig geworden und das ganze mühsam begonnene, lang bearbeitete Werk war vernichtet! Was jetzt noch geschah, bestätigte nur diese Entdeckung. Der Direktor, als er sah, daß die Wärter keine Miene machten, seinen Befehlen nachzukommen, riß, vom heftigsten Zorn ergriffen, dem ihm zunächst stehenden die Zuchtpeitsche aus der Hand und hieb ihm über's Gesicht. Auf dessen Geschrei stürzten die andern Wärter herbei und suchten den Direktor zu besänftigen. Je mehr er aber Widerstand fand, desto heftiger schlug er um sich, bis dadurch die lebhafteste Verwirrung entstand. Der Direktor machte sich endlich frei und stürzte auf einen Gefangenen zu, um ihn von seinen Fesseln zu befreien. Da eilte der erste Zuchtmeister hinzu und ordnete, den Zustand des Direktors erkennend, dessen Verhaftung an. Schon nach wenigen Tagen wurde der Direktor, auf Anweisung der Aerzte und der Regierung in eine Irrenanstalt gebracht.

S... und seine Freunde mußten noch lange die Leiden des Kerkers ertragen, nachdem dieser so überlegte Plan zu ihrer Rettung gescheitert war. Erst nach mehreren Jahren gelang es muthigen Freunden S...'s und einem seiner Schicksalsgenossen einen zweiten glücklicheren Versuch zu machen, dem sie es verdanken, daß sie auf einer andern Hemisphäre freie Luft athmen können.

Des Direktors Schicksal aber erfüllte sich in seiner ganzen Schwere. An die Stelle seines Wahnsinnes trat später eine tiefe

Digitized by Google

Melancholie. Die Aerzte sandten ihn nach einem Bade im Gebirge. Sein Hang zur Einsamkeit ließ dort ihn oft allein weite Spaziergänge in abgelegene Gegenden des Gebirges unternehmen, von deren einem er nicht zurückkehrte. Nach mehrtägigem Suchen fand man ihn todt in einer Felsenschlucht.

Schau um dich und schau in dich.

Dichtungen von Julius Hammer.

I.

Was zagst du ohne Trost und Muth,
Weil dich der Sturm umbraust?
Der Himmel wird dich nicht verlassen,
Wenn du dir selbst vertraust.

Er führt uns nicht am Gängelband,
Er lehrt uns, frei zu sein;
Wir sollen nicht in unsrer Schwäche
Nach seiner Gnade schrein.

Nur der, der muthvoll ringt und strebt,
Ist würdig des Gebets;
Der Gottesfreund, der wahre Fromme,
Ist auch der Starke stets.

Das Glück, das dir von außen kommt,
Ist leicht wie dürre Spreu;
Nur was aus deiner Seel' erwachsen,
Bleibt deiner Seele treu.

Bist du nur Eins mit Sturm und Nacht
Und wildem Wettergraus,
So bleiben dir auch milde Tage
Und Sonnenschein nicht aus.

Und sinkt dein Glücksstern, ist gewiß
Ein neuer dir nicht fern;
Getrost mein Herz—der Stern des Abends
Ist auch der Morgenstern!,

II.

Sag' nicht vom Leben, daß ein Glück es sei,
Auch nicht ein Unglück oder eine Last;
Wenn du es sagst, bist du in dir nicht frei
Und weißt noch nicht, was du am Leben hast.
Das Leben, das in Wahrheit so zu nennen,
Ist eine Arbeit, die dir aufgegeben;
Als solche wag' es freudig zu erkennen,
Um dich zum Meister würdig zu erheben.
Den Meister macht auch hier die Uebung nur,
Die treue Uebung, die die Kraft dir mehrt
Und Tag für Tag auf ihrer sichern Spur
Freundlich das Rechte recht dich schaffen lehrt.
Rechtschaffenheit! sie sei der feste Grund,
Auf dem du gehst und stehst;—Rechtschaffenheit
Schafft in dir selbst das Rechte allezeit,
Und ihre beste Segnung wird dir kund,
Indem sie des Vertrauens Fäden webt
Zu manchem schönen, ächten Herzensbund—
Ein Segen, der dich dauernd überlebt,
Ein Segen, der einst, deines Nachrufs Mund,
Erzählt, wie du geliebt, wie du gelebt,
Wie du gewuchert hast mit deinem Pfund.
Arbeite an dir selbst! Doch wähne nicht,
Daß es ein treu Erfüllen deiner Pflicht,
Wenn du, in dich versinkend, dich gewöhnst,
Mißtrauisch grübelnd stets dich zu verklagen;
Je eher du dich mit dir selbst versöhnst,
Je eh'r verlernst du, vor der Welt zu zagen,
Erkennend, daß die Grübelei, die bange,
Des Wirkens Zeit verliert im schlimmsten Bann,
Im freudlos träumerischen Müßiggange.
Es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!
Weh dir, wenn einst der stille Abend naht,
Wenn sich zu Ende neigt der Sonne Pfad,
Und du nicht sagen kannst: „Nun, Gott befohlen,
Ich hab' geirrt, wie es der Menschen Art,
Doch hab' ich auch nicht Müh' und Schweiß gespart."
Weh, wenn's zu spät, Versäumtes nachzuholen!
Dann bringet dir der Abend keinen Frieden,
Denn Frieden wird dem Herzen nur beschieden,
Das ihn verdient mit muthig freien Schlägen—
Das Glück ist keinem ferner als dem Trägen!
Arbeit sei deine Lust! Was du begonnen,
Wie's redlich dir dein Innres hat gesagt,
Das führ' an's Ende kräftig; frisch gewagt—
Du kennst das gute Wort—ist halb gewonnen!
Die rüst'ge, unabläss'ge Thätigkeit
Bietet den schlimmsten Nachtgespenstern Trutz:
Dem Hochmuth und der Ungenügsamkeit,
Dem zweifelvollen Mißmuth und dem Neid,
Der Heucheldemuth und dem Eigennutz.
Alles Geschaff'nen Seele ist das Wirken;
Wirkend ist selbst der todtgenannte Stein,
Lebendig sein, heißt: rastlos thätig sein,
In der Natur unzähligen Bezirken.
Und du, der mit des Geistes Himmelsstrahl,
Der Lichtkraft der Erkenntniß ist erhellt,
Der für sein Wirken hat die freie Wahl,
Und für sich selbst ist eine kleine Welt—
Du solltest träge säumen, dir ein Leben
Aus eigner Kraft frohmuthig aufzubauen?
Verdrossen harren, statt in rüst'gem Streben
Der Welt in dir und um dich zu vertrauen?
Das Leben nur ist Unglück, Last und Pein,

Digitized by Google

Das thatlos kränkelnd sich nicht selbst bestimmt
Und, wie ein farbeloser Dämmerschein,
Im Zwielicht zwischen Traum und Wachen schwimmt,
Es macht die schöne Welt dir zum Gefängniß,
Zum trüben Vorwurf jeden Schritt der Zeit,
Die Vorsehung zum traurigen Verhängniß
Und drückt dich mit dem Fluch der Einsamkeit.
O eile, wenn du säumig noch gewesen,
Geh' an die Arbeit mit entschloss'nem Sinn,
Vom Siechthum zur Gesundheit zu genesen,
Dir und der Welt zum freudigen Gewinn!

An meinen Sohn.

Von H. in C.

So gehe denn hinaus in's rauhe Leben
Und wandle deinen mühevollen Pfad.
Zwar Rosen wird's, auch Dornen aber geben;
Hier lobt ein Freund, dort sinnt ein Feind Verrath.
Belächeln mag die Welt dein bestes Streben;
Doch lohnt sich selbst die lobenswerthe That.
Und sollte man den Willen auch verachten,
So sollst du doch nach Gutem ehrlich trachten.

In thät'ger Kraft besteht die wahre Würde,
Und wahre Größe nur im Dienst der Pflicht.
Trägst du, als Mann, des Unglücks schwere Bürde,
Und wo zu stehen möglich, wankst du nicht;
Ist treuer Wille deines Herzens Hürde,
Und fehlt dir, wo du irrest, klares Licht;
Und willst du gerne weiser, besser werden:
Bist du so groß, als Einer groß auf Erden.

Darum sollst du in deinem kleinen Reiche
Im Guten thun, was irgend möglich ist;
Und ferne bleiben jedem bösen Streiche
Und redlich sein, weil du ein Deutscher bist;
Und kernicht wie die vaterländ'sche Eiche,
Daß man das Stammvolk nie in dir vermißt.
Und sollten sie auch Alle dich verklagen —
Auch Unrecht muß man oft geduldig tragen.]

China, Japan und Australien.

Ein großes Stück Weltgeschichte ist in Ost-Asien bereits durchgekämpft; die letzten Acte werden nicht lange auf sich warten lassen. Vor drei Monaten hielten die friedfertigen Heere von südöstlicher Seite Peking in einem großen Halbkreis umschlossen. Dann sind sie, den neuesten Nachrichten (Hongkong, 11. Jan.) zufolge, gen Norden vorgedrungen, um die von drei bis vier Millionen bewohnte Residenzstadt nach allen Richtungen zu umgeben. Jang, im Hofkalender des neuen Herrscherhauses Generaladjutant und König des Ostens geheißen, zielt darauf hin, Peking alle Zufuhr abzuschneiden und die Stadt auszuhungern. Nur ein kleines Corps ward in nordwestlicher Richtung vorgeschoben. Das Hauptheer hatte einige Meilen südöstlich der „himmelgehorchenden Stadt" Standquartiere aufgeschlagen, und wartete auf Zuzug von Süden. Man zeigte den Franzosen zu Nanking die zahlreiche Reserve, welche in den ersten Tagen Decembers bereit stand nach Norden zu ziehen, um den Brüdern im Entscheidungskampf beizustehen. Es waren 40,000 Mann, welche mittelst 2000 Schiffen längs der großen Wasserstraße nach Tientsin am Peho gebracht werden sollten. Die Einnahme dieser Stadt ist immer noch zweifelhaft; von den Freunden der Taiping wird dieß mit Bestimmtheit behauptet, von ihren Gegnern geläugnet.

Das Wichtigste der letzten Post besteht in den Mittheilungen der am 14. Dec. aus Nanking zurückkehrenden französischen Mission, über das Gebahren und Getreibe der Aufständischen, der Taiping. Man hat Herrn Bourboulon wie Sir George Bonham mit einer herablassenden Höflichkeit behandelt, die sich ihrer Macht bewußt ist. „Feldzeugmeister Wei, König des Nordens," berichtet Hr. Dolmetsch Meadows seiner Regierung (Papers respecting the Civil War in China. Dem Hause der Gemeinen vorgelegt Ende Augusts 1853, S. 28), sagt mir, „er werde einen seiner Offiziere senden, um den Herrn zu begleiten, welcher eine Audienz nachsuche." Auf meine Bemerkung: dies müsse Jemand sein dem englischen Gesandten gleich im Rang, erwiedert der Feldzeugmeister: „So hoch auch euer Minister sein mag, so steht er doch unter dem Geringsten der hier Gegenwärtigen. Bedenkt, es sind Diener des Friedensfürsten, welcher nicht blos China's Herr ist, sondern der ganzen Welt; Taiping Wang ist Gottes zweiter Sohn; die ganze Welt muß ihm gehorchen. Der wahre Herr ist nicht blos unser Herr, er ist auch euer Herr."

Graf Courcy, der erste Schriftführer der Gesandtschaft, sollte den Behörden verkünden: der französische Minister befinde sich am Bord des „Cassini," und wünsche eine Unterredung mit dem Friedenskönig selbst oder mit einem seiner Vertrauten. Der Graf mußte lange am Stadtthor und ebenso lange im Vorzimmer warten, bis er eingelassen wurde. Endlich wurden die Franzosen

Digitized by Google

zu den beiden Ministern Hoanjukuan und Laihanjing gerufen, die in der alten prachtvollen Staatskleidung der Mingdynastie dasaßen, mit reich gearbeiteten goldenen Diademen auf gelbseidenen Kappen. Die Chinesen stellten allerlei seltsame Fragen über die westlichen Nationen. Die nachgesuchte Audienz beim „Gottmenschen" ward abgeschlagen. Selbst ein amtlicher Empfang beim Ministerpräsident Tingtienheu wurde an solche Beschränkung, an solche herabsetzende Etiquette geknüpft, daß es Hr. Bourboulon für geeignet hielt, sich mit einer Privatunterredung zu begnügen. Der Gesandte erklärte dem Beauftragten des Friedensfürsten: die westlichen Nationen, Engländer, Amerikaner und Franzosen — von einer deutschen Nation hat Hr. Bourboulon nicht gesprochen — wollen im Kampf zwischen den Mandschu und Taiping eine vollkommene Neutralität bewahren. Man gab seine Sympathie für die christliche Richtung der „Patrioten" zu erkennen, und fügte hinzu: die französische Regierung nehme am Schicksal der Römisch-Katholischen vorzüglichen Antheil. Höchst auffallender Weise erzählt der Berichterstatter im North China Herald (24. Dec. 1853): man habe erfahren, daß die katholischen Chinesen niemals von den Taiping verfolgt worden seien, daß sie ungehindert nach ihrem Kirchengebot leben könnten. Diese, wie es scheint, aus amtlichen Quellen geschöpfte Behauptung steht im geraden Widerspruch mit den Berichten mehrerer katholischer Sendboten, erschienen im Univers und den Annales de la Foi. Dort wird erzählt, die Neugläubigen hätten gegen römisch-katholische Chinesen allerlei Unfug und unsägliche Grausamkeit verübt. Sollten jene Berichte ebenso erfunden sein, wie die Schmähgeschichten der Kaiserlichen? Mit Hrn. Bourboulon sind mehrere Missionäre zu Nanking gewesen — P. Clavelin wird namentlich aufgeführt. Diese Herren, dann die Herausgeber der erwähnten Journale, werden es wohl für ihre Pflicht halten, eine Untersuchung anzustellen und der Wahrheit das öffentliche Zeugniß zu geben. Man wird auf diese für die Geschichte der Taiping-Religion wichtige Frage wiederholt zurückkommen.

Die Franzosen fanden Nanking in vortrefflichem Vertheidigungszustand. Die Aufständischen könnten selbst einem zahlreichen europäischen Heer langandauernden Widerstand leisten. Nanking ist keine Stadt mehr; sie ist zum Lager umgeschaffen, wo militärischer Gehorsam, soldatische Ordnung herrscht. Der „Neugläubigen" Wesen erfüllte die Franzosen mit Erstaunen. Die Anordnungen sind gemäß den Bestimmungen des Buchs: Tai ping tiao kuei, Normen der Friedfertigen geheißen, welches wir bereits vor längerer Zeit aus dem Mittelreich erhielten. Hier wird den Taipinggläubigen anbefohlen, der neuen Offenbarung ehrfurchtsvoll zu gehorchen. Sie müssen die zehn Gebote, das Glaubensbekenntniß, die Abend- und Morgengebete, dann alle Proklamationen und Erlasse ihres neuen Kaisers auswendig lernen. Opium und Tabak dürfen nicht geraucht, berauschende Getränke nicht genommen werden. Die Genossen sollen friedlich zusammen leben, aber die an andern bemerkten Fehler nicht verheimlichen. Der Nachbar sei der Spion des Nachbars. (!) Die beiden Geschlechter müssen im Lager vollkommen getrennt bleiben; Weiber sind gleichwie Männer zu den Waffen berufen. Der Soldat gehorche unbedingt und zu jeder Zeit seinen Vorgesetzten. Alle Wachtworte, alle Anrufe und Feldzeichen muß er wissen; die Heerordnung, den verschiedenen Rang der Offiziere muß er kennen. Das Herumschlenkern ist verboten. Waffen und anderes Kriegsgezeug sollen beständig in Bereitschaft gehalten werden.

Auch zu Nanking leben die Frauen, wie die Franzosen berichten, in eigenen von den Männern vollkommen getrennten Stadtvierteln; sie sind wie diese gemäß der uns ebenfalls übersandten Heerordnung (Taiping kium mu) in Brigaden von je 13,000 abgetheilt, die unter eigenen weiblichen Offizieren stehen. Zehntausend abgediente (?) Amazonen aus Kuang si liegen als Besatzung im ehemaligen Mandschuquartier. Die Angaben über die männlichen Truppen schwanken zwischen fünf- und sechsmalhunderttausend. Das Weiberheer soll sich auf 480,000 belaufen (!!). Nanking müßte demnach eine Bevölkerung von wenigstens drei Millionen zählen, was unglaublich scheint. Und doch erklären die Leute der Gesandtschaft, daß, nach dem was sie sahen, zu urtheilen, die Zahlen der Taiping ihnen nicht übertrieben dünken (!!). Die „Könige Nankings" beachteten kaum das Dasein des Dampfers Cassini und der Franzosen. Doch benahmen sich die Taiping viel freundlicher gegen die Fremden, als die Kaiserlichen ehemals zu thun pflegten. Sie wurden durchgängig „Brüder" angeredet, die Mandschu hingegen und ihr Anhang immerdar Teufel und Dämonen gescholten. Einer innigen Verbindung mit den Fremden sind aber auch die Aufständischen in Hong abgeneigt. Sie scheinen mit gutem Grund die Uebergriffe der auswärtigen Brüder zu fürchten. China für die Chinesen lautet die Norm des neuen Herrschers.

Seit der Rückkehr des Hermes (Mai 1853) sind mehrere neue „Evangelien" erschienen, die P. Clavelin nach Schanghai mitbrachte. Sie werden wohl durch die sprachkundigen Missionäre übersetzt und veröffentlicht werden. Die katholischen Sendboten fanden in den Händen der neuchinesischen Offenbarungsgläubigen nicht blos das erste Buch Mosis nach Gützlaffs Uebersetzung, wie früher ver-

Digitized by Google

lautete, sondern den ganzen Pentateuch und das Evangelium nach Matthäus. Wahrscheinlich besitzen sie das neue Testament vollständig. Es ist ein großer Irrthum der Missionsfreunde zu London, wenn sie glauben, die Taiping seien deshalb auf solchen Irrweg gerathen, weil ihnen die heilige Schrift des neuen Bundes unbekannt geblieben wäre. Sind doch seit vierzig Jahren viele Millionen Abdrücke über das ganze Mittelreich verbreitet worden! Die Missionäre zu Schanghai, welche früher den Taiping großes Lob spendeten, scheinen nach dieser mißliebigen Entdeckung ganz anderer Ansicht. Die Gebieter zu Nanking sind ihnen jetzt „absichtliche Betrüger, welche selbstsüchtiger Zwecke wegen eine erlogene Offenbarung heucheln."

Es zeigt sich immer deutlicher, daß die Engländer mehr zu den Aufständischen und die Franzosen zu den Kaiserlichen halten. Statthalter Bonham hat das bekannte schroffe Verfahren des Consuls Alcock gutgeheißen. „Die Britten müßten, da die chinesische Regierung keinen Schutz gewähren könne, ihre eigene Vertheidigung führen. Keinem Chinesen solle gestattet sein, der Fremden Ansiedlungen mit den Waffen in der Hand zu betreten. Dadurch allein könne dem Unfug gesteuert und jede Belästigung der Kaufleute verhütet werden." Ein Gesuch des Stadtdirektors Wu, der Consul möchte den fremden Kaufleuten verbieten, „während der stillen nächtlichen Stunden" die kaiserliche Belagerungsflotille mit ihren Kähnen zu umschwärmen, weil sie leicht, für Rebellen gehalten, Schaden erleiden könnten, wird in barscher Weise abgewiesen. „Es ist gar nicht wahr, daß die Fremden in stiller Nacht die kaiserlichen Schiffe umschwärmen. Wohl fahren sie des Abends, bis es zu dunkeln beginnt, auf dem Fluß in ihren Booten hin und her, was ihnen nicht verwehrt werden könne. Hr. Wu möge ja darüber wachen, daß diese Boote keinen Schaden erleiden." Dann verkündet Consul Alcock der brittischen Gemeinde, es dürfe kein Chinese aus ihrer Niederlassung gewaltsam entführt werden. Jeder Versuch der Art solle alsbald dem wachthabenden Offizier in der Kirche gemeldet werden, welcher angewiesen ist, gleich die nöthige Hülfe zu leisten.

Ein Streit zwischen den Franzosen und den aufständischen Gebietern Schanghai's wäre für letztere, hätten sie sich nicht allen gestellten Bedingungen gefügt, sehr schlimm ausgefallen. Zwei zum Katholicismus bekehrte, im Dienst römischer Missionäre stehende Chinesen wurden aufgegriffen, nach der Stadt gebracht und erhielten dort eine Anzahl Bambusstreiche. Das Begehr, die Thäter dem französischen Consulat auszuliefern, daß mit ihnen rechtens verfahren würde, wird von Liu und Genossen zurückgewiesen. Da fährt ein französisches Kriegsschiff flußaufwärts, um die Rebellenstadt zu beschießen. Schanghai muß sich unterwerfen. Der Wachtposten, welcher vorgeblich die katholischen Chinesen aufgegriffen habe, ward sammt andern Schuldigen dem Consulat übersandt, damit sie gezüchtigt würden. Die Gefangenen gestanden ihr Verbrechen, flehten um Gnade und wurden großmüthigerweise mit einer scharfen Strafrede entlassen. Wäre zu der Zeit ein Deutscher in China gebambust worden — wir können stolz darauf sein — auch Deutschland hätte eine Sühne fordern und am Ende wohl auch erzwingen können. Denn Deutschland ist am letzten Tage des vergangenen Jahrs in China angekommen, ich meine das von einem Bremer Rheder ersteigerte Deutschland aus unserer ehemaligen unter den Hammer gebrachten Flotte. Das Schiff brachte Reis aus Makassar nach Hongkong. Wahrlich das Schicksal ist grausam humoristisch. Wir kosmopolitische Deutsche bauen mit unserm sauer erworbenen Geld eine Flotte, um den hungrigen Chinesen Nahrung zu bringen!

Die Russen sind von Schanghai nach Nagasaki zurückgekehrt. Ihre japanische Expedition wird wohl, sobald die Nachricht von den europäischen Kriegszuständen nach dem stillen Ocean gelangt, eilen, um in Sitka, Ochotsk oder Peter und Pauls-hafen eine Zuflucht zu suchen.

Zu Sydney und in andern rasch aufblühenden Städten Australiens blickt man schon seit einiger Zeit mit großer Besorgniß auf das herannahende Weltgewirre. Man fürchtet nicht blos für die Sicherheit der reichen Goldfrachten im offenen Meer, sondern auch für die unbefestigten, einem kühnen Handstreich preisgegebenen Hafenorte. Die Stimmung für das Mutterland, welchem man Vernachlässigung der australischen Interessen vorwirft, ist im ganzen nicht sehr günstig. Die Partei, welche Vereinigung mit dem nordamerikanischen Staatenbund anstrebt, erstarkt mit jedem Jahr. Sie erhielt in letzter Zeit neue Nahrung durch vielen Zuzug aus Californien und Oregon, sowie durch die französische Besitznahme der Neu-Caledonia Gruppe Dieses plötzliche unerwartete Ereigniß hat in Sydney große Mißstimmung hervorgerufen. Man hofft, das englische Ministerium werde Einsprache erheben, und die Franzosen zwingen, die an Australiens Thoren liegenden Inseln wieder zu verlassen. In jedem Fall, so spricht die öffentliche Meinung in jenem Antipodenlande, sollte die englische Flagge so schnell als möglich auf den von der malayischen Race bewohnten Fidschi-Inseln aufgezogen werden, damit die Kette französischer Besitzungen im südlichen stillen Ocean, von Tahiti nach dem australischen Continent, durchbrochen werde. Gesuche dieses Inhalts sind mit der letzten Post beim Colonialamt in London ein-

Digitized by Google

gelaufen. In der That, es thut noth, daß die zahlreichen Inſelgruppen im ſtillen Meer endlich einmal unter die Obhut einer civiliſirten Regierung kommen. Der Unfug der Wallfiſchjäger und Kauffahrer gegen die Eingebornen mehrt ſich, wie man aus einer Hawai Zeitung, dem Friend von Honolulu, erſieht, mit der ſchnellen Zunahme des Weltverkehrs in jenen fernen Gegenden. Raufereien, Mord und Todtſchlag zwiſchen den civiliſirten und uncivilisirten Wilden ſind gewöhnliche Vorkommniſſe. Der „Friend" theilt eine Anzahl ſchauderhafter Geſchichten mit aus den Tagebüchern zweier engliſchen Miſſionäre, Murray und Sunderland, welche 1852 die von Papuas bewohnten Gruppen Neuhebriden und Neukaledonien beſuchten. Die franzöſiſche Beſitznahme der letztern Gruppe wird viel beitragen zur Mehrung der mit großer Bitterkeit geführten Streitigkeiten zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionären auf den auſtraliſchen Eilanden.

In Neuſeeland macht die Civiliſation unter den Einheimiſchen große Fortſchritte. Die zwei Colonien, in welche jene engliſche Beſitzung zerfällt, enthalten ſieben größere europäiſche Niederlaſſungen mit einer Bevölkerung von ungefähr 24,000 Seelen. Sie erfreut ſich bereits ſeit einigen Jahren einer repräſentativen Verfaſſung, und beſtreitet ihren Civiletat aus eigenen Mitteln. Die einheimiſche Bevölkerung wird jetzt auf 120,000 berechnet, worunter verhältnißmäßig viele waffenfähige, mit Büchſen und Doppelflinten bewaffnete Männer. Sie ſchlagen ſich trotz europäiſchen Soldaten. Sie ſind mit wenigen Ausnahmen zum evangeliſchen Chriſtenthum bekehrt und gebahren ſich in jeder Beziehung als tüchtige Leute. Der Neuſeeländer liebt Ackerbau und Viehzucht, und erlernt ſchnell die verſchiedenen europäiſchen Gewerbe. Die Ausfuhr ſtieg auf's Dreifache innerhalb zweier Jahre, von 44,000 (1848) auf 115,000 Pf. St. (1850) und iſt immerdar im Wachſen begriffen. In Arbeitſamkeit und im Streben nach Auszeichnung ſteht der Einheimiſche nur wenig zurück hinter den Britten. Bereits wurden Miſchgerichtshöfe von Coloniſten und Eingebornen eingerichtet. Neuſeeländer wurden als Polizeiſoldaten und Flurſchützen angeſtellt. Alle dieſe Verkehrungen haben ſich vortrefflich bewährt. Und ſo arbeitet Großbritannien fort und fort an ſeiner welthiſtoriſchen Aufgabe. Wie die Griechen in der alten, ſo hat ſich Großbritannien in der neuern Geſchichte den höchſten Ruhm, das größte Verdienſt erworben. Der Name Völkererzieherin gebührt bei aller gigantiſchen Selbſtſucht allein jener großen angelſächſiſchen Nation.

Commodore Perry ſchickte ſich an, mit ſeiner ganzen Flotille nach Jedo, im chineſiſchen Kiang hu, des Fluſſes Mündung, bei den Japanern gewöhnlich Oſtreſidenz geheißen, im Gegenſatz zum weſtlicher gelegenen Mijako, zurückzukehren. In Jedo, gegründet im Jahr 1458 und durch den Hausmeier Gongden (1604 bis 1616) befeſtigt, hält nämlich der König ſeinen Hof; zu Mijako reſidirt das geiſtliche aller wirklichen Macht entkleidete Oberhaupt. Die japaniſchen Behörden hatten Zeit genug zur Beantwortung der nordamerikaniſchen Forderungen. Nach dem Beſcheid zu urtheilen, welcher (1846) Commodore Biddle geworden, werden ſie höchſt wahrſcheinlich zurückgewieſen. Das hierauf bezügliche denkwürdige Schreiben der japaniſchen Regierung befindet ſich unter den amtlichen Documenten, welche (1852) dem Senat zu Waſhington vorgelegt wurden, die wir nebſt andern auf Oſtaſien und den öſtlichen Archipelagus bezüglichen Denkſchriften vor kurzem aus Amerika erhalten haben. Jene Vorlagen ſind wichtig in zwiefacher Beziehung. Sie enthalten eine Menge neuer Thatſachen; ſie zeigen die Beſtrebungen und Abſichten des mächtigſten Staatenvereins der Erde ſeinen Einfluß und ſeine Herrſchaft über jene Länder auszubreiten. Jung-Amerika ſtreckt zu gleicher Zeit die beiden Arme aus nach dem Weſten und dem Oſten der alten Welt, nach Aſien und Europa.

Erlaß der Regierung zu Jedo an Commodore Biddle. „Endzweck dieſer Mittheilung iſt, die Urſachen zu erklären, weshalb wir jeden Handelsverkehr mit Fremden verweigern, welche das Weltmeer befahren und zu uns kommen. Seit undenklichen Zeiten war dies die Sitte unſeres Reiches. Alle Beſtrebungen ſolcher Art ſind von uns zurückgewieſen worden. Fremde aus verſchiedenen Weltgegenden ſind zu uns gekommen; ſie ſind immer in gleicher Weiſe empfangen worden. Die Behandlung, welche ihr erfahren, gleicht der anderer Sendboten; ſie iſt gemäß unſern herkömmlichen Staatsmaximen. Wir können zwiſchen den verſchiedenen fremden Nationen keinen Unterſchied machen — ſie werden ſämmtlich auf gleichem Fuß behandelt. Ihr Amerikaner erhaltet dieſelbe Antwort wie die übrigen. Es wird euch nichts helfen, den Verſuch zu erneuern; alle eure noch ſo oft wiederholten Anträge werden immer zurückgewieſen werden. Wir wiſſen, daß unſere Sitten in dieſer Beziehung von denen anderer Völker abweichen. Wir nehmen das Recht einer jeden Nation in Anſpruch, unſere Angelegenheiten nach unſerer Weiſe zu leiten. Der Handel der Holländer zu Nagaſaki gibt keiner andern Nation ein Recht, ähnliche Befugniſſe zu verlangen. Nagaſaki enthält wenig Einwohner, und es werden dort gar geringe Geſchäfte betrieben. Sie ſind kaum der Rede werth. Am Schluſſe haben wir euch zu verkünden, daß unſer Fürſt in den beſtimmteſten Ausdrücken das Geſuch

eines Handelsverkehrs zurückgewiesen hat. Er rathet euch Amerikanern ernstlicherweise, alsbald wegzugehen, und, wollt ihr für eure Sicherheit Sorge tragen, niemals wiederzukommen."

Die Unkunde der Seefahrer veranlaßte ehemals und veranlaßt heutigen Tags noch mancherlei Mißstände der geographischen Wissenschaft. Die Herren sind meistens von dem früher Geschehenen nur mangelhaft unterrichtet. Sie kennen und kümmern sich wenig um die Namen und Erfahrungen der Einheimischen, selbst nicht solcher altcivilisirten Nationen wie Hindu und Chinesen. Sie sind geneigt zu glauben: was ihnen selbst unbekannt, wäre auch allen Andern unbekannt geblieben. So geschieht es, daß längst entdeckte Länder und Inseln abermals und abermals entdeckt werden, daß längst benannte Oertlichkeiten neue und wieder neue Namen erhalten. Am meisten so im stillen Ocean. Die vielen verwirrenden Namen derselben Inselgruppen sind hieraus entstanden. Es steht zu befürchten, daß der alte Schaden von neuem aufbreche, sich über die Uferlandschaften China's, Japans und die benachbarten Inselgruppen verbreite. Der Wissenschaft Pflicht ist es, ihm gleich beim Beginn entgegenzutreten. Der bekannte Senator Seward von New York berichtet im Senat zu Washington (21. Jan. 1852): auf der Straße von Japan nach Nord-China sei vor kurzem eine große Insel, Ousiuia geheißen, entdeckt worden. Die Insel sei fruchtbar und bevölkert in hohem Grade; an die neue Entdeckung möge sich bald ein vortheilhafter Handelsverkehr knüpfen. Die Insel Dosima, wie sie richtig heißt — Do ist Eigenname und Sima heißt Insel — ist längst bekannt. Sie ist die vorzüglichste der zu Japans Nähe sich erstreckenden kleinen Liúkiú-Gruppe — eine nordöstliche Fortsetzung der großen Liúkiú. Ihr Umfang beträgt, wenn die japanische Beschreibung richtig ist, mehr als 45 deutsche Meilen, und man zählt hier 41 stark bevölkerte Ortschaften. Zur kleinen Liúkiú gehören noch elf andere Inseln, worauf sich 200 Dörfer befinden sollen. Jetzt, wo Japan in einer oder der andern Weise eintritt in die Weltbewegung, mag es nicht ungeeignet sein zu bemerken, daß man in jenem Ostreich Entfernungen und der Länder Umfang in zwiefacher Weise, nach großen und kleinen Meilen, auf Japan Ri genannt und in 36 Matsi eingetheilt, berechnet. Von den großen gehen 18½, von den kleinen 33 bis 34 auf den Grad. Kämpfer rechnet, wo nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist, nach der kleinen Meile. (A. A. Z.)

Amerikanische Technik.

Man erinnert sich wohl, daß zur Zeit der Londoner Industrieausstellung eine Wettfahrt mit Segelschiffen auf der Themse stattfand, in welcher ein Amerikaner die Engländer besiegte. Es war die Yacht Amerika, welche sämmtliche Schnellsegler des Yachtclubs von England im Segeln geschlagen und über den berühmten englischen Ingenieur Robert Stephenson, dessen Yacht die geschwindeste in England ist, den Wettpreis von 1000 Guineen gewonnen hatte. Der glückliche Sieger hieß ebenfalls Stevenson. Er war auch Eisenbahn-Ingenieur, aber zugleich Schiffsbaumeister, wie überhaupt in England und Amerika nicht die einzelnen Branchen der Ingenieurkunst, sondern nur das Wissen und Können, die Theorie und Praxis getrennt sind.

Daß die erste schifffahrende Nation der Welt in ihrem berühmtesten Ingenieur von einem bis dahin ganz unbekannten Amerikaner besiegt wurde, machte begreiflicherweise großes Aufsehen in Altengland. Robert Stephenson konnte sich nicht entschließen, die erste Yacht der Welt, wozu die Amerika sich erhoben hatte, aus den Händen zu lassen. Er kaufte sie für eine bedeutende Summe an sich, um die Vortheile genau untersuchen und benutzen zu können, welche ihr den Sieg über sein bis dahin unübertroffenes Meisterwerk verschafft hatten.

Als der Handel abgeschlossen war, sagte der Amerikaner zum Engländer: „Sie hatten nicht nöthig, meine Yacht anzukaufen, um die Ihrige zu verbessern, denn Ihre Yacht ist besser und schöner gebaut. Der Körper Ihres Schiffes hat schönere Wasserlinien als der meine, und es bedarf nichts als einiger kleinen, von Ihnen übersehenen Verbesserungen im Segel- und Tauwerk, damit Ihre Yacht vor dem Winde ebenso schnell segeln kann als die meinige. Sie haben zu viel Tauwerk und zu hohe Schutzborde. Das gibt unregelmäßigen Windfang. Ihre Segel müssen von Baumwolle, statt von Leinen, und straffer gespannt sein. Denn durch die Leinwand geht mehr Luft verloren und der tiefe Bauch der Segel gibt weniger Windfläche. Endlich ist meine Yacht hinten schwerer belastet als vorn und geht mit dem hintern Theile vier Fuß tiefer im Wasser als mit dem Vordertheil. Das sind die Geheimnisse, durch deren Anwendung ich Sie besiegt habe."

Der praktische Engländer war durch den noch praktischeren Amerikaner belehrt worden. Er fühlte sich dadurch keineswegs feindlich gestimmt,

Digitized by Google

sondern erkannte mit wahrer Geistesgröße die Vorzüge jener Nation an, die aus einer Schülerin im Verlauf eines halben Jahrhunderts sich zur gefährlichsten Rivalin Englands emporgeschwungen hat. Er führte einen ihm befreundeten deutschen Ingenieur aus der englischen Abtheilung der Londoner Industrieausstellung mit den Worten in die Abtheilung der amerikanischen Maschinen: „Bei uns sehen Sie zwar schöne Arbeit, aber nicht viel bedeutend Neues. Wenn Sie Originelles und Interessantes sehen wollen, so gehen sie zu den Amerikanern!"

Und so ist es in der That. Das Verhältniß der englischen Industrie zur amerikanischen stellt sich in der Gegenwart so heraus, daß England die großartigsten, solidesten, dauerhaftesten und am schönsten gearbeiteten Maschinen und Bauwerke liefert, Amerika dagegen die originellsten Erfindungen, die interessantesten Combinationen, die billigsten und gewagtesten Construktionen. In Amerika pulsirt das industrielle Leben doppelt so schnell als in Europa. Produktion, Gewinn, Absatz, Beförderung haben dort einen so raschen Kreislauf, daß ein Stillstehen, ein zauderndes Ueberlegen, ein vorsichtiges Ausführen und längeres Prüfen unmöglich ist, wenn man sich im Zeitenstrome oben erhalten und seine Tausende von Concurrenten überflügeln will. Ist heute eine Maschine erfunden, so muß sie womöglich morgen schon ausgeführt und dann sogleich patentirt werden; denn wer bürgt dem Erfinder dafür, daß nicht ein anderer, ebenso genialer Kopf heute denselben Gedanken hatte und durch noch schnellere Ausführung seiner Erfindung ihren Werth raubt? Darum sind die amerikanischen Maschinen meist schlecht ausgeführt, mit einfachen, oft dürftigen Mitteln und Werkzeugen, aber sie sind um so billiger, um so eher hergestellt, und leisten ihre Dienste, so lange es eben geht. Von großer Dauer braucht die Maschine ohnehin nicht zu sein, denn in kurzer Zeit macht ein Anderer eine neue Verbesserung, welche die erste Erfindung in Vergessenheit, die frühere Maschine bald außer Wirksamkeit bringt.

Das rastlose Jagen der Menschen geht in Amerika auch auf die Maschinen über. Die amerikanischen Maschinen laufen mit rasender Schnelligkeit. Die Dampfmaschinen donnern und stampfen, die Spinnmaschinen sausen, die Webstühle fliegen in ihrer Arbeit. Alles arbeitet mit Hast an seiner eigenen Zerstörung. Denn ein flüchtiger Anblick sagt uns, daß so schlecht gearbeitete Maschinen bald zu Grunde gehen müssen bei solch einer Geschwindigkeit, welche selbst die solidesten Maschinen in kurzer Zeit vernichten müßte. Aber das ist gerade der Zweck dieser Maschinen, daß sie ihr ohnehin kurzes Dasein noch mehr verkürzen müssen, um in möglichst kurzer Zeit nur möglichst viel zu produciren.

Diese amerikanische Maxime wird durch den merkwürdigen Erfahrungssatz der Mechanik unterstützt, daß alle Bewegungsmaschinen, namentlich Dampfmaschinen und Wasserräder, bei schlechter Ausführung einen besseren Nutzeffekt geben, wenn man sie nur recht schnell laufen läßt. Je schneller aber die Dampfmaschine läuft, desto kleiner kann sie auch sein. Je kleiner sie ist, desto schneller und leichter ist sie herzustellen. Diese Erfahrungen hat sich der Amerikaner zu Nutzen gemacht und darauf sein ganzes industrielles System gegründet.

Man betrachte eine englische Riesendampfmaschine, wie sie z. B. in den Gruben von Cornwallis das Wasser aus den Schachten pumpt. Sie macht nur alle drei bis fünf Minuten Einen Kolbenzug, athmet schwer und tief und ruht dann wieder Minuten lang. Die Maschine ist mit der minutiösesten Sorgfalt ausgeführt; sie ist prachtvoll gebaut, brillant ausgestattet, von mehreren Wärtern mit einer Aufmerksamkeit und einer Liebe bedient, deren sich manches Kind nicht zu erfreuen hat. Die Maschine hat ihren Namen, ihre besondere Geschichte, ein besonderes Buch, in welches täglich die Beobachtungen geschrieben werden, die an ihr gemacht werden. Sie ist bereits 30—40 Jahre alt, arbeitet aber heute noch so ruhig, schön und exakt wie am ersten Tage, denn sie ist von unverwüstlicher Dauer. Die Cornwallmaschinen kennt aber auch jedes Kind in England; sie sind die Mustermaschinen der Industrie, die unübertroffenen Ideale jedes Ingenieurs, der Stolz Englands.

Und nun sehe man eine amerikanische Maschine, welche einen Schraubendampfer treibt! Die ganze Maschine ist nicht so groß als ein einziger Dampfcylinder der Cornwallmaschine. Die Schraubendampfer müssen schnell laufen, denn es gilt eine Wettfahrt. Um die Transmission zu ersparen, läßt man die Maschine direkt auf die Schraube wirken. Der Capitän kommandirt: "Go ahead!" und vorwärts geht es mit rasender Schnelligkeit. Der Kessel zischt und sprüht, die Maschine stößt und wackelt und macht einen entsetzlichen Lärm im Maschinenraume. Der Cylinder hat keine Zeit zum Stöhnen, er pfeift nur und jagt den Dampf zischend hinaus; denn er macht 200 Touren in der Minute. Das Concurrenzschiff macht aber 210 Touren, also: "High pressure!" Mehr Dampf! Die Kohlen geben nicht Hitze genug. Tränken wir Baumwolle mit Oel und werfen Fett auf den Rost, das giebt Weißglühhitze! Die Sicherheitsventile heben sich, mit Wuth stürzt der gepreßte Dampf zu den Oeffnungen heraus. Wenn der Kessel nur hält, brauchen wir

Digitized by Google

keine Ventile. Ein Centnergewicht auf ihre Oeffnung gesetzt, bringt sie gleich zum Schweigen. Der Manometer zeigt 12 Atmosphären. Die gußeisernen Röhrenkessel vertragen aber 18 Atmosphären. Jetzt macht die Maschine 250 Touren in der Minute, doch der Gegner ist mit seinem Schiff ihr auf den Fersen. Seine zischenden Ventile sagen uns, daß er auch "High pressure!" zu machen versteht. Wir müssen also aushalten noch fünf englische Meilen, aber die fahren wir stromabwärts bei gutem Winde in 15 Minuten. Aber — plötzlich versagen die Pumpen. Kein Wasser mehr! Und doch sprüht das Feuer auf dem Rost wie in einem Schmelzofen. Da ist nichts zu thun als sich in sein Schicksal zu ergeben. Der Kessel beginnt dunkelroth zu glühen, der Dampf strömt aus den hastig geöffneten Ventilen nur dünn und spärlich heraus. Noch ein Moment und mit furchtbarem Knall berstet der Kessel. Der Fluß schäumt wild auf und seine Wellen begraben ein Wrack. Das Verdeck und die Passagiere befinden sich in der Luft und kommen entweder gebrüht oder zerrissen oder im glücklichsten Falle ohne gesunde Glieder wieder im Flusse an und mögen sehen, wie sie herauskommen. Denn das Concurrenzschiff ist schon weit voraus, es hat keine Zeit, Menschenfischerei zu treiben.

Das ist die Kehrseite des amerikanischen "Go ahead!" der Industrie.

(Gutzkow's Unterh.)

Volksglaube und Naturforschung.

In grauer Vorzeit war überall Leben in der Natur. In jedem Baume, in jeder Quelle, in jedem Berge, in jedem Steine wohnte ein Geist; bald eine liebliche Nymphe oder eine heitere Dryade, bald ein neckischer Rübezahl oder ein heimtückischer Kobold. Nichts Schönes und nichts Häßliches gab es auf der Erde ohne sein besonderes geistiges Leben, bis der Mensch erschaffen ward. Lange Zeit noch lebte und verkehrte er mit allen diesen heitern und finstern Gnomen und Dämonen bald feindlich, bald freundlich. Aber nach und nach ward er neidisch und unduldsam gegen jeden andern Geist als seinen eigenen. Mit boshaftem Nachdenken vertrieb er ihn aus Baum und Quelle, aus Halm und Thautropfen. Kaum ließ er die Engel in Ruhe, die den fernen Sternenhimmel bewohnen.

Die Erdgeister flüchteten sich vor seinem Scharfsinn aus einem Schlupfwinkel in den andern; ihre sonnigen Wohnplätze hatten sie schnell genug verlassen müssen und wenn grausige Verzweiflung einige von ihnen in die verschiedenartigsten Hausmöbel getrieben hatte, in der Meinung, in so unästhetischer Behausung werde sie ein verständiger und sinniger Mensch am wenigsten suchen und finden — was hat es ihnen geholfen? Sie sind dennoch auch in unsern Tagen da entdeckt worden. Und wenn auch manche zarte Hand und mancher rücksichtsvolle Freund sie in Schutz nimmt, ihren Umgang liebevoll pflegt, ihre bescheidenen Wünsche erfüllt, ihrem vierfüßigen, hölzernen Geisterpalaste eine neue blaue Decke besorgt, was hilft alle diese gütige Protection? Ein großer Geisterbanner spricht von „ungenauer Beobachtung" und dieses Zauberwort verscheucht wiederum selbst aus den Tischen die unsichtbaren Wesen.

An die Stelle des poetischen Geisterlebens der Natur setzt der eifersüchtige Mensch überall seine eigenen Gedanken und Erfindungen. Er spricht von Schwerkraft, von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, von Licht, Wärme und Elektricität, wo die armen Kleinen jederzeit so emsig bemüht waren ihm zu dienen — ja Undank ist zu aller Zeit der Lohn der Welt gewesen, seit es Menschen gibt; wie ganz anders war das doch sonst, vor Adam und Eva!

Als noch laue Lüfte den eisigen Nordpol umwehten, da gab es kein schöneres Land für die Wald- und Wiesengeister als das zwischen dem asiatischen Flusse Obi und dem sibirischen, der Lena. Eine weite fruchtbare Ebene, hochstämmiger Wald wechselte mit lauschigem Buschwerk, mit üppigen Wiesen und sumpfigen Rohrdickigten. Silberne Bäche und breite Ströme schlängelten sich gemächlich durch die grüne Landschaft dahin. Der Sonne Strahl beleuchtete noch keine blanke Waffe und noch kein astronomisches Rohr ward in frevelhafter Wißbegier gegen ihr Antlitz gerichtet, um darauf dunkle Flecken oder lichte Feuermale zu erkennen. Aber wenn sie niedersank hinter dem fernen Gebirge, welches zwei Welttheile scheidet, dann erwachte heiteres Leben überall. Aus jedem Dickigt, aus jedem Busche, aus jedem Rohr kamen die Elfen hervor, große und kleine von jeder Art. Der schönste Rasen, vom Monde beleuchtet, war ihr Sammelplatz; Grüße wechselnd und heitere Gedanken, schwebten sie bunt durcheinander, bis die Sphären ertönten in vom Menschenohr nie gehörter Musik; da ordneten sich die Paare, es begann der nächtliche Tanz der Elfen. Jahrtausende lang hatte jeder helle Mondstrahl im heutigen Lande der Jenisseier und Samojeden solche Feste

Digitized by Google

beleuchtet. Da kam einſt ein eiſig kalter Luftſtrom aus den arctiſchen Meeren herangebrauſt. Die zarten Weſen, vom heitern Tanze erhitzt, erlagen plötzlich, erlagen alle dem feindlichen Elemente. An die Stelle des lieblichen Elfenlebens trat überall der fahle Tod. Auch die dichten Wälder, die üppigen Wieſen fingen nun an zu welken, zu kümmern, zu ſchwinden und einer traurigen Einöde Platz zu machen. Das war kein Wunder, nachdem ſie ihre belebenden Seelen verloren hatten.

So iſt es geſchehen vor vielen Jahrtauſenden im Lande Sibirien. Darauf kam der Menſch; die ganze Erde für ſein erklärend, nahm er auch von jenen rauhen und öden Steppen Beſitz. Ein ganz anderes Leben trat an die Stelle des früheren der Elfen. Nicht mehr von Thautropfen und Sonnenſtäubchen nähren ſich die Bewohner jener Steppen, nicht mehr der Muſik der Sphären lauſchen ſie, nicht mehr ſcheuen ſie, pelzumwickelt, den eiſigen Nordwind. Aber nichts entgeht ihrer umſichtigen Habgier; kein Thier des Landes, kein Vogel in der Luft, kein Fiſch im Waſſer iſt ſicher vor ihrem Geſchoß. Ja endlich haben ſie ſogar habgierig den Boden durchwühlt, und das herrliche weiße Gebein der zahlloſen Elfen, die der kalte Lufthauch tödtete, das graben ſie aus und ſenden es weithin nach Weſten, wo man es hochſchätzt und in Ehren hält, gleich den Zähnen der tropiſchen Elephanten.

Aber nicht einmal die Gebeine der verbannten Geiſterwelt läßt der forſchende Menſch in Ruhe; er duldet ſie nicht, er negirt ſie; er behauptet, was man aus jenen Ländern als Elfenbein ausführt, das ſei kein Gebein der zarten Elfen, das ſeien die gewaltigen Stoßzähne von rieſigen Elephanten, von plumpen Mammuths, die einſt, lange vor dem Menſchen, jene Steppen bewohnt, deren Gebeine aber zurückgeblieben, nachdem eine Aenderung des Klimas ihr eigenes Daſein unmöglich gemacht habe.

Geht es doch den Teufelsfingern nicht beſſer, die man ſo häufig in Norddeutſchland findet. Jeder Bauer weiß, daß der Teufel, als er die große Felsmauer am Harz zu bauen unternahm, ſich ſchnell viele hundert Hände mit vielen tauſend Fingern anſchaffte; als aber der Hahn krähte, ehe er fertig war, da ſchleuderte er in großem Zorn von ſeinem Lieblingsberge, dem Brocken, aus die unnützen Finger weit von ſich über das Land. Dort werden ſie nun noch jetzt gar häufig gefunden; die Geologen behaupten indeſſen, das ſeien keine wirklichen Teufelsfinger, ſondern die Balancirknochen eines ſepienartigen Thieres, welches die Meere in der Jura- und Kreidezeit bewohnte. Ja ſie behaupten ſogar, dieſe Belemniten ſeien viel älter als der Teufel; denn ehe es Menſchen gegeben, ſei doch wohl auch der Teufel unnütz geweſen.

(Gutzkow's Unterh.) B. Cotta.

Aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Profeſſor Frauenſtädt in Berlin.

I.

Wollen und Können.

So wie jede Kraft ſich ſtärkt durch wiederholte Aeußerung, bei gänzlicher Unthätigkeit aber erſchlafft, ſo ſtärkt ſich auch der Wille durch das Können, erliſcht hingegen allmälig durch dauerndes Nichtkönnen, durch fortgeſetzte Hemmung ſeiner Thätigkeit. Ein Vogel, dem man die Flügel verſchneidet, wird zwar Anfangs noch fliegen wollen und wird wiederholte Verſuche machen zu fliegen, aber bei anhaltendem Nichtkönnen wird zuletzt auch der Wille zu fliegen erlöſchen. Ein Blindgewordener will zwar Anfangs noch ſehen, aber der dauernde Mangel des Organs oder des Könnens muß zuletzt auch den Willen zu ſehen in ihm ertödten. Durch fortgeſetzte Hemmungen ihres grimmigen Willens, durch Einſperrung in einen engen Käfig, Schläge, Hunger u. ſ. w. können die wildeſten Beſtien zahm gemacht werden.

Auch im Menſchen erliſcht durch häufige Schläge des Schickſals, durch anhaltende Widerwärtigkeiten von außen, durch Hemmungen und Enttäuſchungen aller Art ſo mancher Trieb, ſo manches Streben. Früher heftig Begehrtes wird, weil der Wille oft durchkreuzt worden, zuletzt ganz gleichgültig betrachtet. Zwar im Anfange ſeiner Laufbahn wird der Wille, je heftiger er iſt, deſto mehr durch Hemmung gereizt, angeſpornt und zum Widerſtand aufgeſtachelt; aber die Zeit überwindet, wie jeden Schmerz, ſo auch jeden noch ſo heftigen Willensdrang, wenn nur das Können dauernd gehemmt wird.

Dauernde Unterjochung und Knechtſchaft kann auch in den freieſten Völkern den Sinn für Freiheit ertödten. In Kindern wird durch zu ſtrenge, jede freie Willensäußerung hemmende Erziehungsmaßregeln oft ſchon frühzeitig alle Kraft gebrochen. Willenlos treten ſie alsdann hinaus ins Leben und ſind jedes Widerſtandes unfähig.

Der Satz alſo, daß jede Kraft, folglich auch der Wille, durch den Widerſtand wächſt, iſt nur bis zu einer gewiſſen Grenze wahr; über dieſe hinaus aber tritt unfehlbar das Gegentheil ein, die allmälige Abnahme und endlich die gänzliche Vernichtung der Kraft.

Digitized by Google

II.

Einfluss der Affecte und Leidenschaften auf das Erkennen.

Lieben wir eine Person oder Sache, so finden wir Alles an ihr liebenswürdig; hassen wir sie, so finden wir Alles an ihr hassenswürdig. Die Hoffnung malt uns Alles schön, die Furcht schrecklich. Begehren wir Etwas, so scheint es uns löblich und werthvoll; verabscheuen wir es, so scheint es uns häßlich und abscheulich.

Alle solche Prädicate kommen also nicht den Dingen selbst zu, sondern werden ihnen nur von unsern Affecten und Begierden beigelegt. Ein anderer, mit ganz andern Affecten und Begierden, findet dieselben Dinge ganz anders; ja, wir selbst, zu einer andern Zeit, finden sie ganz anders.

Anders erscheint die Welt dem Glücklichen, anders dem Unglücklichen; anders dem Liebenden, anders dem Hassenden; anders dem Hoffenden, anders dem Fürchtenden; anders dem Sanguinischen, anders dem Melancholischen. Und ebenso erscheint sie ein und demselben Individuum verschieden in verschiedenen Lebensaltern und verschiedenen Stimmungen.

Das beste Prüfungsmittel daher, ob einem Gegenstande wirklich die ihm von uns beigelegten Prädicate zukommen oder ob sie ihm nur von uns aufgebürdet werden, ist, daß man auch das Urtheil Anderer über denselben Gegenstand, sowie unser eigenes zu einer andern Zeit, darüber vernehme.

Der Affect *verfälscht* nicht nur die Erkenntniß, indem er uns die Dinge nicht als Das sehen läßt, was sie sind, vielmehr nur als Das, was wir aus ihnen *machen*; sondern er *verengt* sie auch, macht sie einseitig und formirt, indem er uns nur sehend macht für Das, was Bezug hat auf ihn, blind hingegen für alles Andere. Der Zornige sieht an seinem Gegenstande *nur* die Eigenschaften, die ihn in Zorn versetzen, der Verliebte an seinem Gegenstande *nur* die Eigenschaften, die ihn verliebt gemacht haben. Die andern entgegenstehenden Eigenschaften treten gar nicht ins Bewußtsein. Daher macht der Affect so ungerecht, so rücksichtslos, und hebt die *Freiheit* auf. Ein zorniger Vater sieht in seinem Sohne nicht mehr den Sohn, sondern nur den Gegenstand seines Zornes und mishandelt ihn. Scharf sehend in Einer Richtung, macht der Affect blind in allen andern. Viele *unnatürliche* Handlungen lassen sich aus diesem Wesen des Affects ganz *natürlich* erklären. Bei Criminalverbrechen ist daher immer in Erwägung zu ziehen, ob sie im *Affect* geschehen und in wie weit durch diesen die Erkenntniß aufgehoben worden.

Gpk's Unterh.

Mazas.

Aus einer demnächst im Druck erscheinenden Pariser Skizzensammlung von Eduard Schmidt.

Flanirt man in Paris südwärts nach den Quais, so ist es leicht möglich, dort einen vergitterten Omnibus zu treffen, welchem zwei mobile Gensdarmen zu Pferde folgen. Dies ist an und für sich schon ein auffallendes Ereigniß; für den Fremden aber noch mehr, da er die Bestimmung dieses fahrenden Käfigs nicht kennt. Doch auch der Einheimische, der Pariser, bleibt neugierig stehen; denn — es ist der Omnibus Mazas.

Mit einem Wort, ein eiserner Zellenwagen, in welchem die Gefangenen transportirt werden. Es hat darin ein Jeder anderthalb Quadratfuß Zelle, gerade so viel, um auf einem Brett sitzen zu können und sich die Kniee wund zu stoßen. Statt der Fenster sind es eiserne Jalousien; als wenn ein neugieriger Blick des Vorübergehenden so furchtbar wäre!

Von dem Augenblick an, wo der Gefangene in diesem modernen Vehikel Platz genommen, hat er auf die Welt nicht eher wieder Anspruch, als bis er frei ist. Von diesem Augenblick an ist er Maschine, Werkzeug, Gegenstand, — über welchen nur ein Gericht sitzt, das ihn verdammt oder wieder Mensch werden läßt. — Der Gefangene wird pennsylvanischer Bewohner.

Jetzt hält der Zellenwagen, gegenüber dem Lyoner Bahnhof, vor einem aus hartem Mörtel gemauerten Gebäude von langer, strahlenförmiger Ausdehnung.

Hier ist das Zellengefängniß Mazas, welches von dem Abbé den Namen führt, der unter Ludwig Philipp den Plan dazu entwarf.

Das hohe, eisenbeschlagene Thor öffnet sich knarrend und der Wagen holpert, die Wache vorbei, in den Hof, wo ihn der Inspector und die Kerkermeister empfangen. Mit dem Thor, welches sich jetzt dröhnend wieder schließt, wird auch die ganze Welt für den Gefangenen abgeschlossen; es ist der Sargdeckel, welcher auf das letzte Kastengestell geworfen wird und was ihn jetzt erwartet, ist ein lebendiges Grab.

Einzeln steigt der Mann aus dem Zellenwagen, wird in den breiten, hellen Corridor geführt und in eine sogenannte Wartezelle gebracht. Das

Digitized by Google

System der Einsamkeit beginnt und der Gefangene sieht Niemanden mehr als seinen Wärter. Das christliche Werk des Abbé Mazas macht den Menschen hier wider Willen zum Eremiten. Man hätte dies Gebäude auch das Kloster Eremitage sans volonté taufen können.

Er tritt darauf durch einen Irrgang in das Büreau des Zellenhauses, wo er seine Arme entblößt und der Schreiber ein genaues Signalement von ihm aufnimmt. Dann kehrt er in den ersten Corridor zurück und vor einer Glasrotunde, welche die sechs immensen Flügel dieser Einsiedelei beherrscht, giebt man ihm eine Nummer.

Der Gefangene sagt der Welt nun vollends Lebewohl; denn er hat jetzt nur noch eine Nummer, wie ein Bild im Museum; nur mit dem Unterschiede, daß man ein Bild höher schätzt, als einen numerirten Gefangenen. Dennoch sind alle diese Numerirten nur erst Verdächtige, meist leichte Verbrecher oder politisch Gravirte, welche erst verurtheilt werden sollen; denn in Mazas sitzt kein Verurtheilter, nur erst der Inkulpat.

Der Unglückliche hat nun also seine Nummer. Man schickt ihn im Trabe nach seiner Abtheilung, das heißt, nach einem von den sechs Flügeln. Ein Wärter empfängt ihn und führt ihn in eine Badezelle, um den Menschenschmutz hier in die Seine fließen zu lassen, und wo möglich sich auch die Seele auszuwaschen, obgleich das jetzt vollkommene Nebensache wäre. Das wird Jedem selbst überlassen. — Man führt ihn alsdann endlich nach seiner Zelle, ohne daß er nur einen Menschen gesehen hat. Der Riegel schließt sich auch hier, um der neuen Nummer ihren engeren Wirkungskreis zu überlassen.

Dieser für das Wohl der Nummer berechnete Aufenthalt ist eine längliche, schmale Zelle, von etwa zehn Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Der Thür gegenüber befindet sich ein großes viereckiges Fenster von geringeltem Glas, um den Gefangenen weder den Himmel, noch die Wolken, noch die Vögel sehen zu lassen; — denn er soll von der andern Welt abgezogen werden, und man hätte ihm gern Pechpflaster über die Augen geklebt, damit er fromm werde in der steten Finsterniß.

An der einen Seitenwand befindet sich ein Holztisch, über welchem eine Gasröhre Licht herausbrennen läßt, freilich nur im Winter, wo man von fünf bis sieben Uhr, oder auch wohl noch länger, den Gefangenen nicht in Dunkelheit zu lassen für gut findet.

An der andern Ecke, neben der Thür, befindet sich ein Schap, auf welchem das gute Bett, gerollt und gewickelt, steht. Unter diesem ist das nothwendige Uebel für das menschliche Geschlecht praktisch angebracht. — Ich habe schon gedacht, daß man in Paris nicht in Verlegenheit sein könnte und die Cabinets inodores, wie man aus diesem Detail sieht, ganz billig, gratis, bekommen kann. Neben diesem Möbel befindet sich ein Besen und alle Nothwendigkeiten zur weiteren Reinigung.

Mit einem Blick hat der Neueingetretene seine stille Behausung überschaut — er ist nun entweder erbaut oder verzweifelt darüber. Darin läßt man ihm vollkommene Freiheit. Doch Beides ist ohne Erfolg; denn er ist und bleibt hier König in seinem Zellenreiche und hat die Freiheit, sechs Schritte auf- und abzugehen.

Punkt sechs Uhr des Morgens ertönt die große Glocke und man hört rings das geheimnißvolle Summen, welches anzeigt, daß man sich die Glieder gereckt hat. Der Detinirte muß nun aufstehen. Wenn er nun, gern oder ungern, sich erhoben hat, muß er sein Bett von den Haken in der Mauer losmachen, es sauber rollen und die Decken vorschriftsmäßig zusammenfalten. Dann kehrt er den steinernen Fußboden seiner Zelle und stellt neben dem Kehricht auch seinen blechernen Wasserbehälter an die Thür.

Der Wärter kommt; — er fegt den Schmutz hinaus und nimmt den Wasserbehälter; — dann schließt sich die Thür, ohne daß der Gefangene Zeit hatte, bon jour zu sagen. Bald darauf stellt ihm eine unsichtbare Hand sein frisches Wasser für den Tag in die Zelle und schon um sieben Uhr sind die achtzehnhundert Zellen nach vorschriftsmäßiger Ordnung besorgt, gereinigt und versehen.

Jetzt schlägt es acht Uhr! — Zum zweiten Male läutet die große Glocke und ein Blechgeklapper läßt sich erst fern, dann immer näher und näher vernehmen. Das viereckige Loch in der Thür öffnet sich und die flüchtige Hand des Wärters nimmt das leere Blechgeschirr hinaus und stellt dafür einen Blechnapf mit Suppe und eine Portion tägliches Brod auf das kleine Brettchen hinter der Thür-Oeffnung. — Einen Moment später ist Alles besorgt.

Der Gefangene verzehrt nun mit einem Holzlöffel seine gute Suppe, welche ihm die Liberalität des Gerichts bestimmt, und er ist sicher, daß er vor drei Uhr Nichts weiter bekömmt.

Doch halt! — Kaum ist die Suppe verzehrt, so öffnet sich die Oeffnung seiner Thür von Neuem und mit dem Ruf: Cantine! fragt der Wärter nach seinen Bedürfnissen. Diese Einrichtung ist sehr liberal; denn Alles, was der Gefangene wünscht, Wein, Brod, Fleisch, Frühstück, Mittag, Käse, Butter, Tabak, Dinte, Feder u. s. w., wird ihm für sein Geld eben so billig, wie im Laden verabfolgt und außerdem ist dies der Moment, wo er sich Alles wünschen kann, den Besuch

Digitized by Google

des Arztes, des Direktors, des Priesters; eben so Bücher aus der christlichen Bibliothek des Mazasgefängnisses und sonstige Bedürfnisse, welche nach der Hausordnung nicht verboten sind. Der Wärter schreibt Alles auf und bringt es ihm nach einiger Zeit — das heißt Cantine oder Marketenderei!

Je nachdem nun die Reihe an ihm ist, wird dem Gefangenen eine Stunde Spaziergang erlaubt. Es öffnet der verhängnißvolle Riegel seine Thür, er hört das Wort Promenado! Mit einer Geschwindigkeit, als stürze er zum Kampf oder zur Lotterie, durchläuft er seine Abtheilung, steigt die Treppe hinunter, rennt durch einen Corridor und ist in seinem Garten, ohne daß er Jemand gesehen oder gehört hat.

Dieser Garten ist ein Theil von einem großen Kreise, welcher durch hohe Mauern in zwanzig oder vierundzwanzig Schnitte getheilt ist. Einen von diesen tortenartigen Schnitten hat der Gefangene inne. Die Radien dieses Kreises münden in einer Rotunde, wo ein Wärter alle zwanzig Gärten übersehen kann und aufpaßt, daß kein Brief über die Mauer geworfen wird, um etwa den Nachbar zur Unterhaltung zu bewegen. Ein anderer Wärter macht vor dem äußeren Gitter die Runde und ist beauftragt, jedem Detinirten Auskunft zu geben und seine Fragen zu beantworten. Eine Stunde hat die Nummer hier Zeit, wie ein Thier im Käfig des Jardin des Plantes, umherzugehen, um frische Luft zu schnappen; nach dieser Zeit öffnet man seine Thür und mit derselben Geschwindigkeit wie beim Kommen, kehrt er in seine Zelle zurück.

Nur ein flüchtiger Blick war ihm über das Innere des Gebäudes gestattet; aber er überblickt es in einem Monat dreißig Mal, er merkt sich immer mehr davon. Es ist dies ein langer Saal, elegant, breit, rein wie ein Tischtuch. Eine Glasdecke erleuchtet diesen pennsylvanischen Tempel. Zwei Gallerien heben sich über das Steinparket empor, welche mit eisernen Gittern versehen sind und also auf jeder Seite drei Etagen Zellen abgeben, welche hier hinaus ihren Eingang haben. Auf der einen Seite blickt ein ungeheures Fenster hinein, auf der andern Seite stößt dieser Corridor-Saal auf die erwähnte Glasrotunde, welche zugleich Sonntags die Kapelle abgiebt.

Um drei Uhr öffnet sich das Thürfenster wieder und das Essen wird hineingestellt. Dann wird der Detinirte nicht wieder gestört. — Um 7 Uhr läutet es zur Ruhe und er kann sich sein Bett machen. In den beiden gegenüber stehenden Mauern seiner Zelle hakt er seine Hängematte ein, legt die Haarmatratze darauf, bedeckt diese mit einem reinen Laken, während er mit einem andern Betttuch seine Decken umschlägt. Dann schläft er den Gefangenschlummer, — unruhig, leise — halb wachend, bis ihn am andern Morgen die Glocke zum Aufstehen mahnt.

Man sieht hieraus, was pennsylvanische Einsamkeit ist. Nur Nichts sprechen und nichts hören. — Beten, arbeiten und spazierengehen, soll den Tag ausfüllen. Aber das ist eben die fürchterliche Strafe, daß der Mensch hier oft ein Jahr sitzt, ohne zu sprechen oder zu hören und ohne arbeiten zu können.

Er kann Nichts aus Wuth zertrümmern, denn Alles ist von Stein und festem Holz; man sorgt für seine Bequemlichkeit auf das Allerbeste, ohne daß er nöthig hat, sich darum zu bekümmern, denn Alles geht seine regelmäßige Ordnung durch. Da ist es noch ein Glück, lesen oder schreiben zu können, denn man hat den ganzen Tag Muße dazu. Aber unglücklich ist Derjenige, welcher gar nichts kann — er könnte nichts besseres thun, als hier Etwas lernen, wenn er nicht eben stumpf und dumm würde. Die Bastille ist nicht mehr, aber Mazas ist auch Bastille!

Elisabeth Tarakanow.

Historisch.

Viel schöne Männer besaßen die Gunst Elisabeth's, der Kaiserin von Rußland, keiner so lange als der arme Iwan Schuwalow. Obgleich von altadeligem Geschlechte, waren seine Eltern doch nur wenig begütert, noch weniger angesehen, und Iwan selbst besaß keinen Vorzug, der ihn aus der Dunkelheit seiner Stellung hätte emporheben können, wäre nicht ein schöner Wuchs und ein männlich bedeutendes Gesicht seines Schicksals beste Mitgift gewesen. Damit kam er an den Hof und erhielt durch seinen Verwandten, den Generallieutenant Peter Iwanowitsch Schuwalow, eine Stelle unter den kaiserlichen Pagen. Er blieb es nicht lange, denn die Kaiserin hatte ein zu gutes Auge für die Schönheit ihrer Umgebung; bald ging sie an Iwan's Arm in den Gärten spazieren; wenn sie ausritt, war er an ihrer Seite, auf seiner Brust trug er den weißen Adlerorden und den des Alexander Newsky; bekannte Tage und Feste, die an jenem Hofe verlebt wurden, wo Elisabeth im kostbaren Kleide, juwelenbesäet, oft den Champagner über die Tafel goß. Iwan hatte nur schlichten

Digitized by Google

Verstand, ein ehrliches Herz, die Hofintriguen blieben ihm meistens fremd, und als die Kaiserin ihm vor ihrem Tode den Schlüssel zu einer Schatulle gab und sagte, was darinnen, solle er als ihr letztes Geschenk betrachten, überlieferte er den Schlüssel ihrem Nachfolger Peter III. Seit dem Jahre 1751 bis zu Elisabeth's Hintritt war er ihr erklärter Liebling; eine Tochter, welche Elisabeth gebar, machte ihr Verhältniß noch inniger. Oeffentlich galt dies Mädchen als das Kind einer italienischen Kammerfrau; man gab ihm den Namen Elisabeth Tarakanow.

Aus welchen Gründen Elisabeth Tarakanow in erster Jugend nach Rom geschickt wurde, finde ich nirgends angegeben. Dort wuchs Elisabeth heran, lebte in großem Wohlstande, so lange die Kaiserin lebte, wurde mit Sorgfalt gebildet und vielleicht von ihrer Pflegemutter mit den goldenen Hoffnungen einstigen Glücks genährt. Die Hoffnungen freilich verschwanden jählings, als die Kaiserin starb, Peter III. unter den Händen der Orlow das Leben ließ und eine herrschsüchtige, unversöhnliche Frau, Katharina II., den russischen Thron bestieg. Alle Unterstützungen aus Petersburg hörten auf, die arme Verlassene in Rom ernährte sich von dem Verkaufe der Juwelen und Schmucksachen, die sie besaß; sonst lag ein tiefes Dunkel über ihr Dasein, so daß am Hofe von Petersburg lange Jahre hindurch Niemand ein Wort von Elisabeth Tarakanow sprach. Sie war verschollen, selbst für ihren Vater, der ein getreuer Anhänger Katharina's geworden und an jenem gefährlichen Abend vor der Thronbesteigung sie nach Krasnaja Kabak zu Pferde begleitet hatte, einem Wirthshause auf dem Wege nach Peterhof, wo die Kaiserin übernachtete.

In jenen Tagen 1765 begannen die polnischen Unruhen, und einer der gegen Rußland verbündeten Edelleute, Fürst Radziwill, erfuhr, daß in Rom fern von aller Welt eine Tochter der Elisabeth lebe. Wunderliche Gedanken bemächtigten sich seiner leidenschaftlichen, ritterlichen Seele. In den Wäldern Litthauens, bei wilden Wolfsjagden und noch wildern Gelagen groß geworden, hatte er für politische Verhältnisse keinen Sinn; er, wie seine ganze Nation verkannte die Weltlage und in den Abenteuerlichkeiten, worin sie sich gefielen, gingen sie Beide zu Grunde. Voll Begeisterung für Polen und die Aristokratie, voll Haß gegen die Russen dachte er, die Prinzessin Elisabeth Tarakanow aus Italien nach Rußland zu führen, eine Partei für sie zu werben und Katharina zu stürzen. Ein seltsamer Plan; allein man muß bedenken, daß die Russen Katharinen verabscheuten, Verschwörung auf Verschwörung folgte. Damals war die Kaiserin in Moskau gewesen und hatte, um sich beliebt zu machen, die Salzsteuer erniedrigt. Auf dem großen Platze vor dem Palaste las ein Herold dies kaiserliche Gnadenedict der versammelten Menge vor; Katharina stand am Fenster und erwartete Segenswünsche, Jubelgeschrei. Das Volk blieb lautlos, bekreuzte sich und verschwand —die Kaiserin ward blaß und roth, dann gewann sie ihre Fassung und sagte zu ihrem Gefolge: „Quelle stupidité!" Den Abend noch verließ sie die Stadt. In den Herzen aller rechtgläubigen Russen lebte das Angedenken an Elisabeth fort, die einst die Kinder so mancher gemeiner Soldaten über die Taufe gehalten, sie wären alle für ihre Tochter gestorben, wie sie nachher für den Kosaken Pugatschew sich tödten ließen. Auf diese Stimmung baute Fürst Radziwill, als er nach Italien eilte.

Es war im Jahre 1767, Elisabeth Tarakanow etwa vierzehnjährig. Nicht eben schön, besaß sie doch ein gewinnendes Auge, eine stille Schwermuth, im ganzen Wesen Sanftmuth und Verschlossenheit. So sah sie der Fürst; er behandelte sie ehrerbietig, wie eine Fürstin, er sprach von seinen Plänen, großen Hoffnungen und Entwürfen: es konnte ihm nicht fehlen, er erweckte in der Seele des armen, jungen Mädchens hochfliegende Träume. Von da an war ihr Leben nichts als Unruhe und Täuschung, ein ewiges Haschen und ein ewiges Entschwinden des Glücks. Die Reise des Fürsten, sein Umgang mit Elisabeth Tarakanow, vielleicht seine Absichten selbst blieben den Spionen des russischen Hofs nicht unbekannt. Auf den Antrag Katharina's zog König Stanislaus Poniatowski die Güter des Fürsten und aller Vaterlandsfreunde ein; Radziwill verkaufte seine letzten Schmucksachen, theilte den Erlös mit Elisabeth und ließ sie unter dem Schutze einer Gouvernante in Rom zurück, er selbst begab sich nach Polen, um seine Güter wieder zu bekommen. Die Kaiserin verlangte als Preis die Auslieferung der Prinzessin; dazu dachte der Pole zu ritterlich und nach einigen Vorstellungen schenkte ihm die Kaiserin Gunst und Besitzungen wieder, während er versprach, Elisabeth Tarakanow ihrem Schicksal zu überlassen und zu vergessen.

Aber Katharina selbst vergaß sie nicht. Viele vornehme Russen durchzogen Italien nach allen Richtungen, wild und verwegen, trotz ihrer französischen Redensarten und angebildeter Vorliebe für die Kunst halbe Barbaren. Da ragte vor Allen Graf Alexis Orlow hervor, der Mörder Peters III., von dem Katharina an Voltaire einmal geschrieben: er gliche ganz den Römern aus den besten Zeiten der Republik. Seit dem Jahre 1769 lebte er in Italien, in Pisa, Livorno und Florenz: von hier aus gingen seine Briefe, russisches Geld, Orden und Offizierspatente nach Morea, um die Griechen in Aufstand gegen die

Digitized by Google

Türken zu setzen. Von diesen Küsten segelte er 1770 mit einer russischen Flotte nach dem Archipel, ließ die englischen Offiziere auf seinen Schiffen die türkischen Gallionen im Hafen von Tschesme verbrennen, während er selbst den Ruhm der That und Triumphpforten im Schlosse der Kaiserin gewann. Nach dem Frieden mit der Türkei, der Unterdrückung Pugatschew's gedachte Katharina mitten in ihren welterobernden Plänen Elisabeth's Tarakanow. Alexis Orlow erhielt den Befehl, sie nach Petersburg zu schaffen. Wie that er es?

Elisabeth verbrachte in Rom in strengster Abgeschiedenheit und bitterer Noth freudenlose Tage, als einst ein russischer Offizier bei ihr erschien und im tiefsten Geheimniß sie um eine Unterredung bat. Elisabeth sah ihn; er komme von Graf Orlow, erzählte er, der, von ihrem Unglück unterrichtet, ihr seine Hülfe und sein Ansehen zur Verfügung stelle; schmerzlich leide sein Herz bei dem Gedanken, daß die Tochter seiner Kaiserin elend und heimathlos verkomme. Arglos hörte ihn das Mädchen an, ihre Seele ward wieder muthig und lebensfrisch, sie nahm die Geldsumme an, die der Offizier ihr im Namen des Grafen einhändigte. So knüpfte sich dies Verhältniß an und ward täglich fester. Ribas, so hieß der Vertraute Orlow's, von Geburt war er ein Neapolitaner, hatte viele geheime Gespräche mit Elisabeth; mit jedem Tag wußte er sie mehr und mehr für eine große Zukunft, die er ihr versprach, für kaiserliche Macht und Herrlichkeit zu entflammen. Die arme Elisabeth; wie gern folgte sie seinen Worten, klangen sie doch seit ihrer Kindheit immer in ihr wieder wie die geheime Stimme des Schicksals. Eines Abends kam Ribas voll Bestürzung zu ihr, die Orlow hätten mit Katharina gebrochen, das ganze russische Volk sei in Gährung, jetzt müsse sie etwas wagen. Wenige Tage später traf der Graf in Rom ein und spielte die Rolle, die Ribas begonnen, mit noch größerer Kunst zu Ende. Seine Familie, die für Katharina Alles gewagt, sehe sich jetzt vernachlässigt und zurückgesetzt, sein Bruder, Gregor, wäre schmählich vom Hofe verwiesen; allein er denke nicht, solche Behandlung zu dulden, er hätte bei Tschesme gesiegt und wolle zeigen, daß er Kaiserinnen so leicht erheben als stürzen könne. Mit solchen Reden führte er sich bei dem Fräulein ein, gewann ihr Vertrauen und ihre Liebe, denn er war ein stattlicher, prächtiger Herr. Als er sich für sicher in ihrer Gunst hielt, bot er ihr seine Hand an und gelobte, sie als seine Gemahlin zu ehren und zu schützen, falls er sie nicht als Fürstin auf den Thron von Moskau erheben könnte. Elisabeth Tarakanow willigte ein, sie war erst einundzwanzig Jahre. Die Trauung fand statt und die Neuvermählten begaben sich nach Livorno. Das waren die Sonnentage in Elisabeth's Leben, sie hatte schöne Kleider, prächtige Juwelen, Alles, was ihr Herz begehrte. Wenn sie Abends im Schauspiel an der Seite des Grafen erschien, richteten sich die Blicke der Anwesenden nur nach ihrer Loge; Jeder kam ihr huldigend entgegen, als trüge sie schon die Krone; die Familie des englischen Consuls Dyck, in deren Hause sie wohnte, nannte sie nicht anders als Kaiserliche Hoheit. In Pisa, wo sie mit Orlow einige Wochen verweilte, war ihr ein Palast zur Wohnung angewiesen, viele Frauen und Diener zum Gefolge. Trotz ihres Glücks verlor Elisabeth ihre Sanftmuth nicht, sie blieb ein stilles, schwermüthiges Mädchen, geliebt von Allen, die sich ihr nahten, von der ganzen Bevölkerung Livornos. Endlich ward dem Grafen das Spiel lästig, er beschloß es zu enden. Es war im März des Jahres 1775, ein Theil der russischen Flotte unter dem Viceadmiral Greigh lag im Hafen von Livorno. Bei der Tafel ward davon gesprochen, die Schiffe zu besehen, und Elisabeth willigte um so lieber ein, da sie noch nie ein russisches Kriegsschiff bestiegen. Sie fuhr mit dem Consul und dem Grafen zum Strand, das Volk auf den Straßen begrüßte sie und folgte ihr. Eine kostbar geschmückte Schaluppe nahm die Prinzessin auf, mit ihr waren der Consul, seine Gattin und die des Admirals; in zwei andern Booten folgten Graf Alexis Orlow, viele Offiziere und vornehme Herren. Das Meer war unbewegt, blaue Wolken und Sonnenschein darüber. Das Linienschiff begrüßte die Herankommenden mit Salutschüssen und Flaggenaufziehen; man ließ einen Tragsessel vom Verdeck herab, um der jungen Gräfin das Hinansteigen zu erleichtern. So betrat sie das Fahrzeug; da endete der Traum ihres Lebens. Statt des Jubelgeschreis empfing sie die Mannschaft stumm und lautlos; ein Offizier ließ ihr Ketten anlegen; die Anker wurden gelichtet, sie sank zusammen ... Vom Ufer aus hatte das Volk Alles gesehen, Hunderte stürzten sich in die Boote und fuhren auf das Schiff zu. Die Russen drohten mit ihren Kanonen, die Menge war unbewaffnet, so gelang der Plan. Vergebens beschwerte sich der Großherzog von Toscana über diese Verletzung seines Landes; der russische Hof hielt es nicht der Mühe für werth, ihm zu antworten.

In Petersburg galt Elisabeth Tarakanow für eine wahnsinnige Abenteurerin. In Gesandtschaftsberichten fabelte man Folgendes: „Vom 8. Juni 1775 aus Moskau: Die Escadre von dem Viceadmiral Greigh ist in Kronstadt angelangt. Er hat die berüchtigte Person und sogenannte russische Prinzeß, welche der Graf Orlow zu Livorno bekanntermaßen arretiren lassen, mitgebracht. Man hält diese Abenteurerin für verrückt. Vor zwei Jahren hat sie an den Grafen Panin einen sehr

Digitized by Google

weitläufigen Brief geschrieben und sich darin für eine Großtochter vom Schah Nadir ausgegeben und ihre Ansprüche auf einige russische Provinzen producirt. Die Adresse, so sie damals in diesem Briefe an einen Kaufmann in Frankfurt am Main gegeben, ist falsch befunden worden. Es soll niemals in dieser Stadt ein solcher Mensch existirt haben. Man hat viel Geld und viele Kleinodien bei ihr angetroffen. Kurz vor ihrer Abreise aus Rom hat sie 20,000 Scudi auf auswärtige Wechselbriefe gehoben. Es ist zu vermuthen, daß sie in Petersburg über einige Artikel befragt und nach diesem in ein Kloster oder anderwärts in Verwahrung gebracht werden wird." So geschah es auch; Elisabeth Tarakanow ward nach der Festung Schlüsselburg gebracht. Zu ihrem Glück hatte sie nicht lange zu leiden, sie starb am 25. Februar 1776; nach einem Berichte unter Züchtigungen, nach einem andern, wahrscheinlicheren, drangen die Wellen der Newa in ihren tiefliegenden Kerker und rissen sie mit sich hinab. General Sacken berichtet kurz unterm 27. Februar: „Die wahnwitzige, sogenannte Prinzeß Elisabeth ist an einer Krankheit vor zween Tagen in Schlüsselburg gestorben. Ob es gleich dabei, wie mir von guter Hand versichert wird, ganz natürlich zugegangen, so wird man demungeachtet doch auswärts allerlei Urtheile und Raisonnements darüber anstellen. Wo ihre Bedienung hingekommen und was mit ihrem Nachlasse geschehen, das kann ich nicht sagen." Der Erste, der diese seltsame Begebenheit zur öffentlichen Kenntniß brachte, war Archenholz in seiner „Reisebeschreibung von Italien", wo er selbst in Livorno Augenzeuge der Entführung des Fräuleins gewesen. Sein Bericht ist wörtlich in dem bekannten Buche: „Russische Günstlinge", abgedruckt. Andere Mittheilungen brachten die „Mémoires secretes sur l'Italie" und das Buch Castera's: „Ueber das Leben Katharina's II.", welches trotz einiger Uebertreibungen gute Kenntniß von den damaligen Hofgeschichten hat; nach ihm war Elisabeth Tarakanow nicht Schuwalow's, sondern des Großjägermeisters Rasumowski Tochter, mit dem Elisabeth nach allgemein verbreiteter Sage verheirathet war. Also auch nach dieser Auffassung war sie die Tochter einer Kaiserin.

K. F.

Carnot's Portrait.*

Wenn es wahr ist, daß heutzutage Niemand die Ikonographie als eine ganz bedeutungslose Wissenschaft ansieht, und daß sehr ausgezeichnete Männer sie zum Gegenstande ernster Studien gemacht haben, so wird es mir an dieser Stelle gestattet sein zu sagen, daß Carnot hohen Wuchses gewesen ist, daß er regelmäßige, männliche Züge besessen, eine breite, heitere Stirn, blaue, lebhafte Augen, einen durchdringenden Blick, ein höfliches, aber vorsichtiges und kaltes Benehmen; daß man noch, als er ein Sechziger war, und trotz der bürgerlichen Kleidung, die militärische Haltung erkannte, an welche er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte.

Von allen Seiten habe ich nun geschildert das Conventsmitglied, das Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und des Direktoriums, den Kriegsminister, den Militär-Ingenieur, den Verbannten, den Akademiker. Es würden indessen meinem Gemälde mehrere wesentliche Züge fehlen, wie groß auch dessen Umfang schon sei, wollte ich nicht noch von Carnot's Privatleben reden. Auch in diesem letzten Theile der Biographie werde ich dem Wege treu bleiben, den ich mir von Anfang an vorgeschrieben habe: ich werde keine Behauptung ohne Beweise aufstellen. Das ist, meine ich, die richtige Methode das Lob eines Geometers zu schreiben, oder vielmehr auf diese Weise müßte jede Lobrede geschrieben werden. — Denn da man eingesehen hat, wie selten Ehre, Uneigennützigkeit und wahre Vaterlandsliebe unter den Lebenden sind, wie sehr verbreitet sie dagegen, den Leichenreden und den Grabinschriften zufolge, unter den Todten gewesen sein sollen, so hat man im Allgemeinen den weisen Entschluß gefaßt, unbedingt weder an die Laster Jener, noch an die Tugenden Dieser zu glauben.

Irgendwo habe ich gelesen, Carnot sei ehrgeizig gewesen. Ich will mich nicht mit einer förmlichen Widerlegung dieser Meinung aufhalten; ich will einfach erzählen und Sie mögen alsdann selbst urtheilen.

Das Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, wel-

* Der erste Band von Arago's Werken, deren gleichzeitiges Erscheinen in französischer, deutscher und englischer Sprache wir in vorletztem Hefte erwähnten, enthält außer der Geschichte seiner eigenen Jugend, seine academischen Gedächtnißreden auf die Coryphäen seiner Zeit und Wissenschaft, Fresnel, Volta, Thomas Young, Joseph Fourier, James Watt und Carnot. Wie die liebenswürdigste Bescheidenheit, Naivetät der Erzählung und Eleganz des Styles Arago's eigene Biographie auszeichnen, so charakterisirt kritische Strenge, Klarheit in den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, und warme Begeisterung für die Größe des Naturforschers und Menschen seine Gedächtnißreden auf diejenigen, die er selbst alle überragte. An Arago's Schriften wird uns deutlich, wie Erhabenheit des Charakters den Geisteswerken Adel und Bedeutung verleiht. Wir werden unsern Lesern Auszüge aus Arago's Schriften mittheilen, und lassen in diesem Hefte eine kurze Charakteristik von Carnot folgen. — dem Cato der französischen Revolution, dem großen Kriegsmeister mit der Romerseele, wie ihn Retteck nennt, — den Schluß einer ausführlichen Biographie des berühmten Convents- und Akademie-Mitgliedes, gelesen in öffentlicher Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 21. August 1837. Anm. d. Red.

Digitized by Google

ches im Jahre 1793 die vierzehn Heere der Republik aufstellte, deren Bewegungen ordnete und die Generale ernannte, dieselben, wenn es nöthig war, wie bei Wattignies, während der Schlacht und unter dem Donner der Kanonen, absetzte, — war nicht mehr als einfacher Capitän im Geniecorps.

Und als später der Rath der Fünfhundert und der Rath der Alten, im Jahre III, einstimmig Carnot in das vollziehende Direktorium berufen hatten, als er zum zweiten Male durchaus unabhängig die Kriegsoperationen leiten mußte, und Hoche in die Vendée sandte, Jourdan an die Maas, Moreau, Pichegru's Stellvertreter, an den Rhein; als er, einer glücklichen Eingebung folgend, den Oberbefehl der italienischen Armee Bonaparte anvertraute, war Carnot allerdings eine Stufe höher gestiegen, aber nur eine: er war durch Anciennetät zum Bataillonschef aufgerückt!

Diese bescheidene Stellung nahm Carnot noch ein, als ihn der Staatsstreich des 18. Fructidor aus Frankreich vertrieb.

Mit den so streng hierarchischen Ansichten des ersten Consuls wäre ein Bataillonschef als Kriegsminister unverträglich gewesen. Deshalb erhob er Carnot im Jahre IX erst zu diesem Amte, nachdem er ihn zum Generalinspector der Musterungen ernannt hatte. Das hieß im Grunde die Schwierigkeit umgehen, statt sie aufzuheben. Der halb militärische, halb bürgerliche Titel eines Musterungsinspectors verhinderte unter dem Consulate nicht, daß der Kriegsminister im Geniecorps einfacher Bataillonschef blieb.

Carnot trat aus dem Ministerium am 16. Vendemiaire des Jahres IX. Zwölf Tage später verlangte sein Nachfolger, daß der Name des ausgezeichneten Bürgers in das aufzustellende Verzeichniß der französischen Divisionsgenerale gesetzt werde. Auf sehr angemessene Weise und sogar mit einer gewissen Lebhaftigkeit erinnerte der Bericht an Alles, was unser Mitglied für den Ruhm und die Unabhängigkeit Frankreichs gethan hatte. Soweit ging der Minister, daß er im Namen der Gerechtigkeit, der Achtung und der Freundschaft, an die Großherzigkeit der Consuln appellirte: aber die Großherzigkeit war taub; auf den Bericht erfolgte keine Antwort, und der abgetretene Minister blieb in seinem früheren Range.

Als man im Jahre 1814 für den neuen Commandanten von Antwerpen das Ernennungspatent ausstellen mußte, durchsuchten die Beamten des Kriegsministeriums, zum Behuf der Adresse, die Listen nach Carnot's officiellen Titeln, und waren außer sich vor Schrecken, als sie fanden, der Kaiser habe, ohne es zu vermuthen, einem Bataillonschef den Oberbefehl über zahlreiche alte Generale gegeben. Ein solcher Stand der Dinge hätte offenbar den Dienst beeinträchtigt; man sah die Nothwendigkeit der Abhülfe ein, und so wie einst ein Geistlicher an einem und demselben Tage die niederen und die höheren Weihen empfing, Priester und Bischof wurde, durchlief Carnot in wenigen Minuten die Rangstufen des Oberstlieutenants, des Obersten, des Brigadegenerals, des Divisionsgenerals.

Allerdings, meine Herren, Carnot ist ehrgeizig gewesen; sein Ehrgeiz aber, wie er selbst es ausgesprochen hat, war der Ehrgeiz jener dreihundert Spartaner, als sie sich zur Vertheidigung der Thermopylen anschickten.

Der Mann, welcher während seiner höchsten Machtvollkommenheit nicht einmal daran dachte, sich dem Range nach denjenigen gleichzustellen, deren umfassende Unternehmungen er leitete, hatte auch die Gunst des Glückes verschmäht. Als er in das Privatleben zurücktrat, war kaum sein geringes Erbtheil unversehrt geblieben. Wie konnte es aber, bei Carnot's großer Einfachheit, bei seinem lebhaften Widerwillen gegen Pomp und Repräsentation, geschehen, daß er nicht, ohne es selbst zu wissen, wenn auch nicht reich wurde, aber doch in jene angenehme Lage kam, deren sich diejenigen erfreuen, die wie er lange Zeit glänzende Stellungen eingenommen haben? Die Antwort mögen einige Thatsachen geben.

Nach dem 18. Brumaire, als Carnot ins Kriegsministerium trat, waren der Sold der Truppen und (was noch wunderbarer ist) die Besoldungen der Beamten seit fünfzehn Monaten nicht ausgezahlt worden. Nach wenigen Wochen ist Alles bezahlt; Alles—mit Ausnahme des Gehalts für den Minister!

Nadelgeld nannte man sonst eine Art Gratification, dem Anscheine nach für die Frau desjenigen bestimmt, mit welchem ein Pachter, ein Kaufmann oder ein Lieferant eine öffentliche oder private Angelegenheit zum Abschluß brachte. Obgleich die Nadelgelder nicht in die schriftlichen Bedingungen aufgenommen wurden, sahen sie die Contrahenten dennoch als pflichtmäßig an; sie waren endlich durch Gewohnheit, diese zweite Natur, gesetzlich geworden. Die ängstlicheren Gewissen beschränkten sich nur darauf, über die Größe der Nadelgelder nichts im Voraus festzusetzen.

Ein Pferdehändler, dessen Anerbieten Carnot seine Zustimmung gegeben hatte, brachte als Nadelgelder, wie Gebrauch war, eine beträchtliche Summe: ich glaube 50,000 Franken. Zuerst begreift der Minister nicht die Absicht des Mannes: denn die Lieferanten hatten sich wohl gehütet im Wohlfahrtsausschusse, wo Carnot seine Lehre gemacht hatte, von Nadelgeldern zu sprechen; als sich nachher Alles aufklärt, nimmt Carnot, statt Unwillen zu zeigen, die dargebotenen Werthpapiere

Digitized by Google

in Empfang; er nimmt sie mit der einen Hand und gibt sie mit der andern zurück, als erstes Aufgeld für den Preis der Pferde, welche der Händler zu liefern sich anheischig gemacht hatte. Zugleich verlangt er die Quittung über die Anzahlung.

Selbst in ihren wüthendsten Paroxysmen haben die Parteien nie gewagt Carnot's Privatcharakter anzugreifen; ihr unreiner Hauch versuchte nie die Tugenden des Sohnes, des Gatten, des Vaters zu verdunkeln. Ueber Carnot's Uneigennützigkeit insbesondere sind Freund und Feind allezeit einerlei Meinung gewesen. In dieser Beziehung könnte ich mich also auf die zwei bereits angeführten Züge beschränken. Von einem andern aber ist es wenigstens wünschenswerth, daß er nicht der Vergessenheit anheimfalle; Carnot's Andenken bedarf freilich der folgenden Erzählung nicht, aber ich hege die schwache Hoffnung, manche Minister möchten, wenn sie sich an diesen Zug erinnern, ihren Verschwendung Einhalt thun, und manche andere Empfänger möchten ihre Anforderungen mäßigen!

Nach dem 18. Brumaire verlangten die beabsichtigten Unternehmungen der Reservearmee unabweislich, daß Moreau ohne Zögern eine seiner Heeresabtheilungen nach Italien sandte. Das persönliche Einschreiten des Kriegsministers schien erforderlich, um eine so wichtige Angelegenheit gedeihlich zu fördern. In Ausführung eines Befehls der Consuln vom 15. Floréal des Jahres VIII reiste Carnot nach Deutschland ab, in Begleitung von sechs Generalstabs-Offizieren, zwei Courieren und einem Bedienten. Unterwegs musterte er die zwischen Dijon und Genf staffelförmig aufgestellten Truppen, durcheilte die Cantonnements am Rhein, besuchte die Festungen, setzte mit dem commandirenden General den künftigen Feldzugsplan fest und kehrte nach Paris zurück. Aus dem Staatsschatz hatte er zu diesem Zwecke 24,000 Franken erhalten; nach der Rückkehr gab er 10,680 Franken zurück, und befürchtete so sehr, man möchte die Ausgabe von 13,320 Franken für zehn Personen und eine so lange Reise zu beträchtlich finden, daß er darüber einen ausführlichen Bericht abstattete und sich wie wegen einer Verschwendung entschuldigte. „Bedenken Sie," sagte er in seinem Briefe an die Consuln, „daß Sie selbst wünschten, ich sollte meiner Sendung einigen Glanz geben; daß ich, Ihrem Befehle gemäß, in den Hauptorten mir eine gewisse Repräsentation auferlegen mußte; daß es endlich der Sie erfüllenden Großmuth durchaus entsprach, wenn ich den Genossen meiner Reise und meiner Anstrengungen eine Geldentschädigung zutheilte."

Erinnern Sie sich nun, meine Herren, daß die Gesammtausgabe für Reise, amtlichen Aufwand und Entschädigungen sich auf 13,320 Franken belief; vergessen Sie auch nicht, daß wir einen Minister reden hörten, der eine Armee gemustert hatte, welche über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden sollte, und Sie werden, dünkt mich, mit mir darin übereinstimmen, daß, wenn die Welt in der That immer vollkommener wird, dies sicherlich nicht in ökonomischer Beziehung zu behaupten ist.

Die Schatzkammer wußte nicht, wie sie die 10,680 Franken, welche ihr Carnot zurückstellte, in Einnahme bringen sollte; aber unser akademischer College stand nicht mehr bei seinem Probestücke: indem die Beamten des Finanzministeriums sich der vergangenen Zeiten erinnerten, wo Carnot als Volksvertreter die republikanischen Heere besichtigte, fanden sie in ihren Registern die Verhandlungen, die sie suchten, und zwar ebenso oft, als Carnot Sendungen ausgerichtet hatte.

Wenn nach so zahlreichen, der Geschichte aller Völker entlehnten Beispielen noch der Beweis zu liefern wäre, daß eine brennend heiße Seele ein kaltes und zurückhaltendes Wesen nicht ausschließt, so würde mir Carnot's Name beifallen. Auf ihn ist man freilich nicht berechtigt die Worte d'Alemberts über einen der frühern Secretäre unserer Akademie anzuwenden: Er ist ein schneebedeckter Vulkan. Aber man gestatte mir wenigstens zu zeigen, daß in Carnot's Gedanken oft etwas war, was unmittelbar zum Herzen geht, es rührt, bewegt und wie elektrisches Feuer trifft; daß Carnot's Gedanken jenen unerklärlichen Stempel trugen, den man niemals bei herzlosen Menschen antrifft, niemals bei solchen, in denen alle Geisteskräfte sich auf den Verstand concentriren. Zwei Züge aus dem Leben sollen meine Behauptung erweisen.

Latour d'Auvergne, aus Turenne's Familie entsprossen, zeigt beim Ausbruch der Revolution kein Bedauern über die Vortheile seiner Stellung, die er verliert; die Feinde bedrohen unsere Gränze, sogleich sieht man ihn der Gränze zueilen. Aus Bescheidenheit lehnt er alle höheren Stellen ab; der frühere Capitän bleibt hartnäckig Capitän. Um aber dem Lande nicht die trefflichen Dienste entgehen zu lassen, welche der General Latour d'Auvergne leisten könnte, veranlaßt es Carnot, daß die Volksvertretung alle Grenadiercompagnien der Pyrenäenarmee vereinigt und daraus ein eigenes Corps bildet, daß man demselben keinen höhern Offizier zutheilt, und ebenso sorgfältig alle Capitäne von längerer Dienstzeit als Latour d'Auvergne entfernt. Auf diese Weise nun konnte man dem bescheidenen Officier tagtäglich ein wichtiges Commando übertragen. Der Name „Höllencolonne," den die Spanier diesem Truppentheil beilegten, bewies bald die Vortrefflichkeit der anscheinend so abweichenden, ungewöhnlichen und befremdenden Anordnung, welche Carnot vorge-

Digitized by Google

schlagen und welche die Volksvertreter ausgeführt hatten.

Latour d'Auvergne, meine Herren, den Sie nun als Militär kennen, trat zum dritten Mal aus der Zurückgezogenheit hervor, verließ die gelehrten Studien, die er so liebte, und wünschte unter Moreau zu dienen, als Carnot nach dem 18. Brumaire zum Kriegsminister ernannt wurde. Schon damals hätte der erste Consul sicherlich nicht einer Anordnung seine Zustimmung gegeben, derjenigen ähnlich, welche die Conventsmitglieder bei der Pyrenäenarmee eingeführt hatten. Doch Carnot war der Gedanke schmerzlich, daß der Führer der Höllencolonne, der so viele glänzende Thaten zählte, daß der schätzbare Verfasser der Origines gauloises, daß—muß ich es hinzufügen? ein correspondirendes Mitglied des Instituts, dem unscheinbarsten Kämpfer gleich, das Rheinufer betreten sollte. Der Titel erster Grenadier von Frankreich bietet sich ihm dar; auf officielle Weise wird dieser Titel an Latour d'Auvergne verliehen, und von der Zeit an erschien dieser den Soldaten, ohne die Grenadier-Epauletten abzulegen, gleich oder vielleicht höher gestellt als die ersten Würdenträger der Armee.

Der erste Grenadier der Republik ward am 27. Juni 1800 durch einen Lanzenstich in der Neuburger Schlacht getödtet. Bitter beweinten die Armee und ganz Frankreich seinen Tod. Der tiefe Schmerz gab Carnot einen Gedanken ein, um den uns das Alterthum, welches den Kriegsruhm vergötterte, beneiden könnte. Jedesmal wenn die 46. Halbbrigade zusammentrat, begann der Appell, nach einem Befehle Carnot's, mit Latour d'Auvergne's Namen. Der Flügelmann des ersten Gliedes trat zwei Schritte vor und erwiederte Allen vernehmlich: Auf dem Felde der Ehre gefallen!

Diese kurze, so ausdrucksvolle und feierliche Huldigung, welche ein Regiment in dieser Weise täglich dem erwies, welcher in seinen Reihen sich durch Muth, Kenntnisse und Vaterlandsliebe ausgezeichnet hatte, mußte, dünkt mich, im Regimente stets die Erregung aufrecht halten, welche Kriegshelden erzeugt. Jedenfalls behaupte ich, daß die edlen Worte Carnot's, die man in der Kameradschaft wiederholte, und im Wachthause, unter dem Zelte und auf den Bivouaks, das Andenken an Latour d'Auvergne bei unseren Soldaten lebendig erhalten haben. „Wohin wenden sich die langen Reihen der Grenadiere, fragte der Generalstab des Marschall Oudinot, als in den ersten Tagen des Vendemiaire im Jahre XIV (October 1805) die Avantgarde der großen Armee durch Neuburg kam? Warum verlassen sie den vorgeschriebenen Weg?" Schweigsam und ernst fortgehend, erregen sie Aufmerksamkeit; man folgt ihnen, man beobachtet sie. Die Grenadiere, meine Herren, waren auf dem Wege nach Oberhausen, um dort andächtig ihre Säbel auf dem rohen Stein zu schleifen, welcher den ersten Grenadier von Frankreich bedeckte.

Dem ehrwürdigen Greise, meine Herren, der Zeuge des rührenden Auftrittes in Oberhausen gewesen ist (Savary), sage ich Dank, daß er mir gestattet hat, denselben aus der Vergessenheit hervorzuziehen, und so die Gelegenheit bot, in einem gemeinschaftlichen Gefühle die herrliche Armee von Austerlitz mit den herrlichen Armeen der Republik zu verknüpfen. Es macht mich glücklich, daß Namen, die Ihnen theuer sind, daß die Namen zweier Mitglieder der Akademie, Latour d'Auvergne und Carnot, in dieser patriotischen Erinnerung eine so schöne Stellung einnehmen können!

Hohe Stellungen erregen gewöhnlich, hohen Berggipfeln ähnlich, bei demjenigen Schwindel, der sie plötzlich erreicht. Der eine bildet sich ein, er müsse durch Pomp und Verschwendung das Andenken an die Jahre verwischen, die er im Mittelstande oder in Dürftigkeit verlebt hat; stolz, unverschämt und erzgrob wird der andere, um so an den unglücklichen Bittstellern Rache zu nehmen für die Geringschätzungen, die Anmaßungen und die Grobheiten, die er selbst als Bittsteller erdulden mußte. Unter diese Skizze könnte ich zum Belege Namen in Menge setzen, wenn Jemand ihre Treue bezweifeln wollte. Doch glauben Sie nicht, daß ich, indem ich gewisse Emporkömmlinge gering schätze, mich zum Vertheidiger der Privilegien aufwerfe; ich will im Gegentheil an Carnot's Beispiele nachweisen, daß starke, gesunde Seelen der Ansteckung zu widerstehen vermögen.

Sechs Monate nach dem Staatsstreiche des 18. Fructidor wird Carnot amtlich vor dem Rathe der Fünfhundert angeklagt, er habe mit Pichegru in vielfachen engen Beziehungen gestanden, zu einer Zeit, wo dieser General, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, durch Intriguen seinen glänzenden militärischen Ruhm verdunkelte. Carnot leugnet diese Verbindungen, und beweist zuerst, daß in seiner Wohnung geheime Unterhandlungen nicht hätten stattfinden können. „Ich weiß wohl, fährt er fort, daß man sagen wird: Wenn nicht zu Hause, so geschah es auswärts. Nun so erkläre ich dagegen, daß ich während der ganzen Zeit meiner Stellung im Directorium nicht zwölfmal ausgegangen bin, es sei denn in Begleitung meiner Frau, meiner Schwestern und meiner Kinder!"

Es ist möglich, meine Herren, daß in Frankreich oder anderswo die Regierenden oft von solcher Einfachheit, solcher Sittenstrenge gewesen sind; doch ich gestehe, daß die Kunde davon nicht bis zu mir gedrungen ist.

Digitized by Google

Dieser Zug schildert Carnot als Menschen; hier dagegen eine Anekdote, die den Minister betrifft.

Während der Schlacht bei Messenheim (1800, in der Nähe Inspruck's) wird Championnet aufmerksam auf die Kühnheit und Unerschrockenheit des Obersten Bisson, und fordert für ihn, unter dem Beifalle des ganzen Heeres, den Rang eines Brigade-Generals. Wochen vergehen und die Ernennung langt nicht an. Bisson wird ungeduldig, begibt sich nach Paris, wird bei dem Minister vorgelassen, und richtet an ihn, in seinem Zorn, grobe Worte. „Junger Mann, erwidert Carnot ruhig, es ist möglich, daß ich gefehlt habe; aber Ihr unpassendes Benehmen könnte mich wahrlich ungeneigt machen den Fehler gutzumachen. Gehen Sie, ich will Ihre Dienste aufmerksam prüfen."— Meine Dienste! O, ich weiß wohl, daß Sie meine Dienste verachten, Sie, der aus dem sicheren Cabinet uns den Befehl schickt zu sterben. Vor Gefahren und der Strenge der Jahreszeiten geschützt, haben Sie es schon vergessen und werden es wiederum vergessen, daß unser Blut vergossen wird, und daß wir schlafen auf harter Erde.—„Herr Oberst, das ist zu viel! Unsere Unterhaltung darf, in Ihrem eigenen Interesse, in dieser Weise nicht fortgesetzt werden. Entfernen Sie sich. Ihre Adresse, wenn's gefällig ist? Leben Sie wohl, Sie sollen bald von mir hören."

Der feierliche Ton, in welchem die letzten Worte gesprochen wurden, öffnete dem Oberst Bisson die Augen. Er eilt zu einem ergebenen Freunde, General Bessières, Trost zu suchen. Dieser aber deutet in seiner Entgegnung auf ein Kriegsgericht hin, als unausbleibliche Folge einer solchen Unbesonnenheit. Unterdessen hält sich Bisson verborgen; ein treuer Diener geht stündlich in das Hôtel, den so gefürchteten Vorladungsbefehl in Empfang zu nehmen. Endlich kommt das Briefpacket aus dem Ministerium an; Bisson, in großer Aufregung, zerreißt das Couvert. Der Brief, meine Herren, enthielt das Ernennungspatent zum Brigade-General und den Anstellungsbrief!

Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß der neue General augenblicklich zu Carnot eilt, um ihm ehrfurchtsvoll seine Bewunderung, Dankbarkeit und lebhafte Reue auszudrücken, — überflüssige Sorge, denn der General erhielt nicht Eintritt in das Ministerium. Dieser heißblütige Mann, welchem der Schritt, den er thun wollte, trotz der aufrichtigsten Gefühle, nicht leicht ward, bewies, wie sehr richtig er Carnot's rücksichtsvolle Strenge würdigte, und wie sehr er sie verdient hatte, dadurch, daß er noch an demselben Abend diese Einzelnheiten verbreitete, welche Plutarch sicherlich nicht würde verschmäht haben.

Von allen Eigenschaften, welche große Männer schmücken, scheint Bescheidenheit am Wenigsten erforderlich zu sein; um so höhern Werth legt man ihr bei; um so dauernder sind ihre Eindrücke.

Wer wüßte beispielsweise nicht diesen Brief auswendig, welchen Turenne vor einhundert neunundsiebzig Jahren an seine Frau richtete, am Tage der berühmten Schlacht an der Dünenküste (1658). „Die Feinde haben uns angegriffen; sie sind geschlagen worden; Gott sei dafür gedankt. Ich bin den Tag über etwas müde geworden; ich wünsche Dir gute Nacht, und will mich gleich niederlegen."

Nicht weniger als jener ausgezeichnete General Ludwig des XIV. vergaß sich Carnot im vertraulichen Umgange, ja sogar in seinen Schreiben an den Convent. Ich habe erzählt, welchen Antheil er an der Schlacht bei Wattignies nahm; liest man den Bericht, welchen ihm dies denkwürdige und entscheidende Ereigniß eingab, so sucht man vergeblich nach einigen Worten, welche an die Volksvertreter erinnern; man müßte sie denn in folgender Stelle erkennen wollen: „Die Republikaner griffen mit dem Bajonnet an und blieben siegreich!"

Sie Alle, die Carnot gekannt haben, werden mit mir aussagen, daß er nie ohne unmittelbare, dringende Aufforderung sich entschloß, über die europäischen Angelegenheiten zu sprechen, deren Leitung er so oft in Händen gehabt hatte. Das alte Mitglied des Directoriums, mit Recht eifersüchtig auf die Achtung und das Ansehen Frankreichs, antwortete während seiner Verbannung schriftlich auf die bittern Ausfälle seiner Ankläger. Diesmal war seine Vertheidigung heftig, stechend und einschneidend. Aber der gerechteste Zorn vermochte dennoch nicht, Carnot über den Kreis hinauszuführen, den ihm seine Feinde angewiesen hatten. Theilweise könnte seine Vertheidigung wohl einem Angriffe ähnlich sehen, aber im Grunde, bei genauerer Betrachtung, ist es doch nur Vertheidigung. Weit von sich entfernt hielt er den Gedanken, die unvergänglichen Siegeszeichen, welche er während seiner Theilnahme am Convent und am Direktorium geerntet hatte, zu einem Piedestal für sich dienen zulassen. Eine Bescheidenheit, meine Herren, welche auf diese Weise den Zorn besiegt, muß von gutem Gehalte sein.

Die Zurückhaltung unsers berühmten Akademikers in den Wissenschaften war nicht geringer. Man hätte glauben können, er habe sein Benehmen nach jenem Gedanken des ältesten und geistvollsten Sprechers dieser Akademie geregelt: „Wenn ein Gelehrter redet, um die Uebrigen zu unterrichten, und das Maaß der Belehrung innehält, welche sie erwerben wollen, so übt er eine Gnade aus; wenn er aber nur redet, um sein Wissen zu zeigen, so übt man eine Gnade, wenn man ihn anhört."

Digitized by Google

Im Uebrigen ist Bescheidenheit nur in den einzelnen Personen eine schätzenswerthe, Achtung gebietende Eigenschaft. Körperschaften, Akademieen insbesondere, würden einen Fehler begehen und ihrer ernsten Verpflichtung nicht nachkommen, versäumten sie es sich öffentlich zu schmücken mit den ihnen zukommenden, gesetzlichen Ansprüchen auf Achtung vor der Welt, auf Dankbarkeit und Bewunderung. Je fester begründet ihr Ruhm ist, um so lebhafter wird der Wunsch ihnen anzugehören, und um so mehr gereichen die fleißigen Anstrengungen, die zur Erlangung dieses Zweckes gemacht werden, der Wissenschaft zum Vortheil.

Dieser Gedanke meine Herren, hat mich ermuthigt, in allen Einzelheiten und in seinem wahren Lichte vor Ihren Augen das Bild zu entrollen von Carnot's so reichem, so mannichfaltigem und so stürmischem Leben. Gewissenhaft bewahrt, seit fast zwei Jahrhunderten, die Akademie der Wissenschaften das Andenken an die Geometer, die Physiker, die Astronomen, welche zu ihrem Ruhme beigetragen haben. Es schien mir, daß der Name des großen Bürgers, welcher durch sein Genie Frankreich vor der Fremdherrschaft bewahrt hat, in dies ruhmvolle Pantheon feierlich eingetragen werden mußte.

Briefe eines deutschen Malers.

Geschrieben auf einer Reise von New York über Cuba nach Texas.

III.

Havana, Anfang Juni.

Es ist erst 11 Uhr Morgens und folglich ist der Tag noch ungeheuer lang. Drei Partien Schach habe ich schon gespielt. Diese Quelle, um die Zeit zu tödten, ist also auch für heute, wenigstens bis zum Abend, versiegt. Trotzdem daß ich dieses halb und halb bedauere, so habe ich doch auch so etwas von Gewissensbissen gehabt. In Havana, diesem Ideale meiner Reiseträume, zu sein und die Zeit mit Schachspielen zu verbringen, kommt mir wie ein großes Unrecht vor. Und doch, was soll man anfangen? So prächtig, herrlich und reizend mir während der ersten paar Tage die Stadt erschien; jetzt habe ich vollständig genug davon und ich komme fast nur Abends auf die Straße, um Musik zu hören und dann Eis zu essen. Nur bisweilen laufe ich außer dieser Zeit 'mal hinaus, um mich zu überzeugen, daß ich nichts versäume, wenn ich ruhig daheim sitze und Schach spiele, oder guten Rothwein trinke. Wenn ich von so einem Ausflug zurückkehre, schmeckt beides doppelt gut. Da man doch nun aber nicht immer spielen oder trinken oder auch schlafen kann, so bleibt prächtige Zeit für Dich, mein Liebchen, übrig. Du mußt mit solchem Abfall an Zeit vorlieb nehmen, denn wenn ich auch stets an Dich denke, sobald mich etwas interessirt, oder sobald ich mich amüsire, so kann ich Dir doch nur schreiben, wenn ich mich langweile. Diese Langeweile würde mir Zeit genug gewähren, alles Versäumte nachzuholen, bei New York anzufangen, Schritt vor Schritt die Reise zu begleiten und Dir so eine vollständige Reisebeschreibung zu geben, wenn das nur nicht selber so langweilig wäre. Jedoch der Vollständigkeit halber muß es geschehen; aber ich will's kurz machen. Wenn Du in Hoboken am Ufer spazieren gehst und über den Fluß schaueſt, so siehst Du eine große Häusermasse, deren charakteristischer Farbenton entschieden ins röthliche geht. Das ist New York. Wenn Du dann nach acht- oder zehntägiger Fahrt, gleichviel ob über Land oder zu Wasser, eines schönen Morgens vom Bord Deines Schiffes wiederum eine große Häusermasse vor Dir siehst, deren charakteristischer Farbenton ins graugelbliche spielt, so mußt Du denken, daß das New Orleans sei. Und wenn Du dann drei Tage später an einem Ufer, welches von den blauen Wogen des Meeres bespült wird, einen langgestreckten Steinhaufen erblickest, dessen hervorragender Farbenton aber entschieden weißlich ist, so mußt Du denken, daß dieses Havana sei. Natürlich sind auf der langen Reise von dem ersten bis zu dem zweiten Platz noch viel Häuser zu sehen, dieselben sind sich aber alle durchaus ähnlich und ich glaube, daß man aus einem beliebigen Hause in New-York ein beliebiges Fenster heben, damit einige hundert Meilen reisen und es dann in die offene Fensterhöhlung irgend eines beliebigen Hauses am Wege wieder einsetzen kann, ohne daß es zu groß oder zu klein befunden wird. In dieser Beziehung siehst Du also auf der langen Reise gar nichts, um was sich der Mühe verlohnte, auch nur einen Schritt zu gehen, vielweniger es zu beschreiben.

Die Bewohner dieser langen Strecke bieten schon mehr Mannigfaltigkeit dar, besonders in ihrer äußeren Erscheinung. Ich habe z. B. bemerkt, daß der Stehkragen oder Vatermörder, der in New York und Gegend allemal steif aufrecht getragen wird, in New Orleans und Gegend meist niedergekrempt ist. Wahrscheinlich ist diese Variation dem Einflusse des „deutschen Elementes" zu danken.

Digitized by Google

Was die Landschaft jener Strecken betrifft, so harmonirt sie ausgezeichnet mit jenen beiden Capiteln einer Reisebeschreibung und ist der Art, daß sie einen armen Maler in den dritten Himmel zu setzen vermag, denn er findet nichts zu malen und hat folglich sich auch nicht mit Arbeit zu quälen. Zwar, wenn er zuerst den Ohio sieht, kratzt er sich hinter den Ohren und denkt, daß es Zeit sei, den Pinsel hervorzukriegen; denn das Ding sieht vielversprechend aus und er fürchtet bei jeder Biegung, die der Strom macht, daß nun Etwas kommen werde, was so schön ist, daß es ihn absolut zur Arbeit zwingt. Aber siehe, es ist das alte Lied! Eine Fahrt auf dem Ohio ist zu vergleichen mit einem Conzerte, in welchem während des ganzen langen Abends nur allein Variationen über das Thema „Wir winden dir den Jungfernkranz" zum Besten gegeben werden. Dieses Thema ist unzweifelhaft recht hübsch, aber — den ganzen langen Abend?!

Endlich kommt der Mississippi! Aber der Teufel soll's holen, wenn's etwas anderes ist, als dieselbe Melodie mit etwas variirten Variationen, aber mit verstärktem Orchester und wilderem oder holprigerem Tempo. — Stets hat der arme Maler sein Skizzenbuch in der Hand, skizzirt viel, um's nicht umsonst zu tragen, und was er am Abend zeichnet, sieht gerade so aus, wie das, was er hundert Meilen entfernt am Morgen gemacht.

Ich halte das Gesagte für hinreichend zu einer Reisebeschreibung von New York über New Orleans nach Havana, und es ist jetzt für Dich gerade so gut, als seiest Du selbst da gewesen, wenigstens in Bezug auf die Dinge, die in die Augen fallen.

Havana selbst bietet nun allerdings noch plenty Neues für die Augen und darüber in meinem nächsten Brief.

Havana, Juni.

Wenn ich in früheren Zeiten alljährlich von München aus meine Tour in die Alpen machte, um am schönen Garda-See einige Wochen zu lungern, oder in den Kaffeehäusern Venedigs von den Strapazen der Reise auszuruhen und dann Abends in einer beliebigen Gondel romantisch zu träumen, war es immer einer meiner schönsten Reisegenüsse, mich Mittags unter einen Baum zu legen und gerade hinauf in den Himmel zu starren, dessen mit jeder Tagereise zunehmende Farbentiefe mich dann so recht empfinden ließ, daß ich dem Süden entgegen gehe.

Einen ähnlichen Genuß hatte ich mir von dieser Reise versprochen. Aber, weiß Gott, der Himmel ist hier eben so, wie die Menschen und die Häuser und die Ochsen — er ist sich überall gleich und 1000 Meilen südlich von New York hat er noch ganz dieselbe Bläue, wie in Hoboken. Endlich tritt aber doch eine Variation ein, aber grade umgekehrt, als wie ich erwartet hatte. Anstatt tiefer blau zu werden, wurde er, je mehr wir uns dem Süden näherten, immer bläßer. Und als wir von der Spitze Florida's aus auf Cuba zuschwammen, verschwand fast alles Blau ganz und gar und der Himmel wurde glänzend weißlich mit leichtem röthlichen Schimmer am Horizonte, von dem dann das Meer in tiefer Bläue sich absetzte.

Dieser weißlich glänzende Himmel, der mit seinem lichten Reflex Alles umfängt, giebt jeder andern Farbe hier in Cuba eine eigenthümliche Wirkung, die ich nie vorher beobachtet habe. Die schreiendsten Farben sehen mild und harmonisch aus und machen einen schönen und reinlichen Effect. Aus New Orleans erinnere ich mich dagegen von früher her, daß dort selbst die neueste und brillanteste rothe Matrosenjacke ohne allen Effect bleibt und nur eine kleine Schattirung in dem allgemein herrschenden giftigen graugelben Schmutzton bildet. Viele Häuser sind hier in Havana himmelblau, rosaroth oder auch schön gelb angestrichen und machen, besonders die himmelblauen, einen prächtigen Contrast zu dem weißlichen Geflimmer der Atmosphäre. Von einem tiefblauen Himmel habe ich während meines vierwöchentlichen Aufenthalts unter den Tropen nichts bemerkt.

Meine Reiseerwartungen waren durch die Fahrt in den Vereinigten Staaten durchaus nicht befriedigt worden. Alles, was von Phantasien der Art noch übrig war, hatte sich, wie Du leicht denken kannst, auf Havana concentrirt. Es schien das übrigens fast sämmtlichen Passagieren unseres Schiffes so zu gehen, denn als früh am Morgen ein dunkler Streifen am fernen weißen Horizonte sichtbar wurde, versammelte sich Alles auf dem Deck, um möglichst früh das gepriesene Cuba zu sehen. Als wir näher kamen und eine Form des Landes nach der andern auftauchte und aus der Masse deutlicher hervortrat, verschwand auch wieder ein Passagier nach dem anderen vom Verdeck, denn es war eine Erwartung nach der anderen dadurch getäuscht worden. Bei den Wenigen, welche ausharrten, wurden bei noch größerer Annäherung die Gesichter immer länger und länger, und als wir endlich nach der Insel hinsegelten und nichts sahen, als fahle, sich langweilig hinziehende und mit fahlem Grün bedeckte Höhen; da brach die getäuschte Erwartung allenthalben in Worte aus. Endlich erkannten wir

Digitized by Google

am Ende jener langgestreckten Höhen, die mich lebhaft an die Lüneburger Haide erinnert hatten, den Thurm und die Mauern der Zwingburg von Havana und nun wurde es wieder lebendig auf dem Schiff, denn Jeder war thätig, seine Effecten für die Landung in Ordnung zu bringen. Wer damit fertig war, kam wieder auf das Vorderdeck und bald war es gefüllt. Wir fuhren nun dicht an dem Molo hin, waren kaum zehn Minuten von Havana entfernt, aber sahen noch nichts, als einige Häuser einer Vorstadt, einige Festungsmauern und die alte langweilige Scenerie der langgestreckten Hügel, sahen weder Palmen, noch sonst irgend Etwas, was durch seinen tropischen Charakter die allgemeine Mißstimmung getäuschter Erwartung, die sich jetzt sehr laut aussprach, gebrochen hätte. Da machte der Steamer seinen Kreis um die Ecke der Festung und —ein allgemeines dauerndes Ah! tönte von allen Lippen. Nur Laute der höchsten Bewunderung waren zu hören, bis zu dem Augenblicke, als ein mitreisender dänischer Professor in deutscher Sprache ausrief, daß Neapel eigentlich doch noch schöner sei. Ich habe einen Mann gekannt, der Alles, was er sah, mit dem Kameel verglich. Was von der charakteristischen Schönheit dieses Thieres abwich, und sich herausnahm, nach eigenem Maße gemessen werden zu wollen, war nichts; es mußte absolut einen Buckel haben, um Gnade zu finden.

Nie werde ich das wunderbar feenhafte Schauspiel vergessen, welches sich uns darbot. Wie ich Dir schon geschrieben habe, waren wir gerade zur glücklichen Stunde angekommen, denn die gewöhnliche Schönheit Havana's wurde durch tausend und tausend Flaggen und Fähnlein gehoben, die von den Schiffen und Häusern wehten. Die eigenthümliche Wirkung und Zusammenstellung der Farben war es mehr, als eine besondere Schönheit der Formen, was auf mich so großen Eindruck machte und woran ich mich nicht satt sehen konnte.

Zwischen den meist weißen Gebäuden an der rechten Seite standen hier und da scharf auf das Auge wirkende hellblau und hellgelb angestrichene Wände und rothe Decorationen. An der linken Seite hebt sich aus dem tiefblauen Wasser das dunkle Grau des Felsens, der auf seinen Schultern die langen Mauern des Molo, ein wenig Gras und einige Palmen, neben einem kleinen himmelblauen Häuschen, trägt. In der Mitte die Schiffe, behangen mit unzähligen Lappen von allen Farben, unter denen aber das schwere Rothgelb der spanischen Flagge vorherrschte. Alles dies umflossen von einer außerordentlich glänzenden, aber, wie gesagt, nicht bläulichen, sondern weißlichen Atmosphäre, brachte eine wunderschöne und fremdartige Wirkung hervor.

Wir fuhren an ein paar Kriegsschiffen vorüber ziemlich tief in den Hafen hinein. Barken mit braunem Zeltdach, fast alle bunt bemalt, gelb, grün, roth und lilla, deren Bemannung durchaus weiß gekleidet war, kamen angerudert und legten an unser Schiff. Aber Niemand durfte herauf noch hinunter. Endlich kam eine große Barke mit 6 oder 8 gleichfalls weiß gekleideten Ruderern, einigen Soldaten und Beamten. Ein paar Soldaten besetzten die Treppe des Schiffes und nun ging's an's Visiren der Pässe. Dies scheint indeß nur Nebensache zu sein; der Hauptzweck der Geschichte schien in der Empfangnahme von zwei Dollars zu bestehen, welche Jeder zahlen mußte, der Lust hatte, an's Land zu gehen. Gegen Zahlung derselben wurde der Erlaubnißschein rasch ausgefertigt. Kisten und Kasten wurden jetzt in die Böte gelassen und nach dem Mauthhaus gebracht. Hier war man sehr höflich und liberal und in kurzer Zeit waren wir im Gasthause.

Zur deutschen Literatur über Amerika.

1. Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 u. 1853, von Dr. Moritz Wagner und Dr. Karl Scherzer. Erster Band. Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1854.

Die weltbürgerliche Richtung der Deutschen kommt ihnen nie mehr zu Statten, als wenn sie über ausländische Zustände sich ein Urtheil zu bilden suchen. Keine Nation hat in ihrer Literatur so unbefangene und richtige Darstellungen des Lebens und Treibens anderer Völker aufzuweisen, als die deutsche. Die Unparteilichkeit, wie die Gründlichkeit, die ihr innewohnen, dulden keinen anderen Maßstab, als den der Wissenschaft, der Welterkenntniß. Und nicht eher stellt sie das Urtheil fest, als bis Alles, was zu seiner Begründung nothwendig, durchforscht und durchschaut worden und jede Trübung desselben durch die nationalen Anschauungen ausgetilgt ist. Deutschland besitzt daher nicht blos, wie andere Völker, über fremde Länder einzelne Bücher,

Digitized by Google

sondern immer eine ganze Literatur, wie z. B. über Frankreich und England. Das Wachsthum der besseren Erkenntniß und die Erweiterung des Standpunktes, von dem das Urtheil ausging, läßt sich in derselben genau verfolgen. Auch über Nordamerika hat sich so eine deutsche Literatur zu bilden angefangen, in der dieses Wachsthum der Erkenntniß deutlich wahrzunehmen ist.

Zwei Perioden lassen sich in derselben bereits unterscheiden, deren erste wir füglich die der Bewunderung nennen können, da diese in ihr vorherrschend ist. Alle Schriften, die innerhalb derselben erschienen, sind voll vom Lobe der Institutionen Nordamerika's, wie des Volkes. Selbst das Werk des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar und die Reiseberichte anderer fürstlicher Personen über die Republik der Ver. Staaten tragen im Wesentlichen diesen Charakter.

Friedrich von Raumer's, Ziegler's, von Quentin's und anderer Schriften über Amerika gehören in diese Periode. Auch Tr. Bromme's Reiseschriften gehören ihr an, obschon sich in denselben eine nüchternere Anschauung geltend zu machen sucht.

Es versteht sich, daß wir hier von der Masse der größtentheils durch die Speculation hervorgerufenen Auswanderungsschriften und Rathgeber ꝛc. für Auswanderer nach Nordamerika absehen müssen.

Nur selten ist in ihnen wirkliches Streben nach unparteiischer Schilderung zu bemerken. Die Literatur eines Volkes kann für solche Schriften auch kaum verantwortlich gemacht werden. Die Bewunderung, die in jener Periode der deutschen Literatur über Nordamerika vorherrschend ist, rührt offenbar aus einem edlen Motiv und war das Produkt der Sympathie der Deutschen für den hochherzigen Freiheitskampf der Amerikaner, für ihre humanen Institutionen, für die großen Männer derselben und für das frische, thatkräftige Emporstreben der Union, in der damals schon viele tausend Deutsche die Güter gefunden hatten, die sie jenseits des Oceans vergeblich gesucht und erstrebt. Der Lichtglanz, den die Union verbreitete und noch verbreitet, blendete eine Zeit lang das Auge. Daß es, sobald es daran gewöhnt war, die Schatten auch erkennen würde, dafür bürgte die kritische Schärfe desselben. Die Bewunderung hatte eine gewisse Ueberschätzung zur Folge gehabt. Kein Wunder, daß eine Reaktion folgen mußte. Das Entdecken von Schattenflecken, wo man früher nur Licht und Glanz zu sehen glaubte, riß manchen Deutschen aus allen seinen Himmeln, sein geträumtes Ideal, an dem er auf einmal ganz irdische Mängel wahrnahm, zertrümmerte bald vor seinen Augen, die Bewunderung machte dem Abscheu, die Ueberschätzung der Unterschätzung und Verwerfung Platz. Die deutsche Literatur über die Union zeigt jetzt deutliche Spuren dieser zweiten Periode. Mehrere Schriften, die von diesem Geiste zeugen, sind in den „Monatsheften" schon ausführlich besprochen worden. Es sind besonders die Schriften von Kirsten, Löher ꝛc. und die atlantischen Studien.

Den letztgenannten muß man jedoch das Zeugniß ausstellen, daß sie sich nur als „Studien" hinstellen, und dadurch wenigstens eingestehen, daß ihr Urtheil noch kein völlig reifes ist. Neben diesen hier genannten Schriften macht sich in den Zeitschriften fast aller Gattungen Deutschlands eine Richtung bemerklich, die in Nordamerika mehr Verwerfliches, als Lobenswerthes findet. Ihren Culminationspunkt hat sie aber inmitten der deutschen Presse der Union selbst gefunden, in Urtheilen, die natürlich nur Eingebungen momentaner Leidenschaften sein konnten. Zum Glück begegnen wir in dem Buche, dessen Besprechung wir diese Betrachtung vorausschicken zu müssen glaubten, einem Urtheil, das aus einer unbefangenen Anschauungsweise und Erwägung hervorgegangen und das wir gern als das erste Produkt einer neuen, dritten Periode der deutschen Literatur über die Union begrüßen möchten, die der unparteiischen, gründlichen Kritik. Das Vorwort zu dem Werke der Herren Wagner und Scherzer sagt uns, daß ihre „Ansichten über Amerika keineswegs geschlossen seien."

Bei Beurtheilung des vorliegenden Bandes ist der Theil, den Dr. Wagner geschrieben, von dem des Dr. Scherzer wesentlich verschieden. Die ersten sechs Kapitel, die ausschließlich von W. verfaßt, sind der werthvollste Theil des Buches. Das zweite, dritte und vierte beschäftigt sich mit den „Naturverhältnissen in dem Landschaftscharakter Nordamerika's," und beweist, daß W. (nach Humboldt's und Ritter's Principien der Erdkunde) das Land richtig zu charakterisiren versteht. Es dürfte kaum ein Buch geben, das sich so darüber verbreitet und in dem alle Verhältnisse die verdiente Berücksichtigung finden. Was uns aber an Wagner besonders erfreut, ist der Standpunkt, von dem aus er Nordamerika beurtheilt. Trotz aller Bande, die ihn an die Heimath fesseln, erkennt er klar den unausbleiblichen Verfall der europäischen und den Culturaufgang der amerikanischen Welt. Treffend spricht sich W. aus über so viele Tadler amerikanischer Zustände: „Nicht die neue Welt, sondern das alte Europa ist gewöhnlich Schuld daran,

Digitized by Google

wenn durch Genußsucht verwöhnte und verweichlichte oder verbildete Individuen oder ganz wurmstichige und grundverdorbene Subjecte in so natürlichen und einfachen Verhältnissen, wie die amerikanischen, sich gar nicht zurecht finden. Auch hat es dort wirklich sehr vielen Emigranten nicht gefallen, und weder der deutsche Wühlhuber, noch Herr Heulmaier haben bekanntlich am Missouri ihr Behagen gefunden." Und weiter: „Unser deutscher Idealismus stößt auch im Westen auf Klippen, denn es reift ja nirgends Vollkommenes unter dem Monde, und die Realität ist überall etwas rauher als die ideale Vorstellung. Welch eine langweilige Seligkeit wäre es aber auch, in einem Lande zu wohnen, wo Alles vollkommen, Alles zufrieden wäre, wo Niemand etwas zu wünschen oder etwas zu tadeln fände. Kein Mensch hielte es aus.

„Es ist nichts schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von guten Tagen."

Hier fühlt sich nur Der in seinem Elemente, welcher gesunde Knochen und eben so viel Lust und Liebe zur Arbeit, wie zum Erwerb mitbringt und eine einfache, freie, rein menschliche Existenz höher anschlägt, als die fahlen Freuden einer blasirten Gesellschaft.

Wer aber schon zu alt, zu mürbe und müde oder zu weichlich ist, um sich noch an das Bad im Eurotas und an die schwarze spartanische Suppe zu gewöhnen, wer in den Institutionen, in der Gleichheit der Rechte, in der Freiheit des Gedankens und Gewissens Aller, in dem Anblick eines weitverbreiteten Wohlstandes und in einem bei aller Achtung der Gesetze persönlich höchst ungenirten Leben keinen Ersatz für den Mangel der lockenden Heimathsgenüsse findet, der soll sich aller Ansiedelungsgedanken im Westen entschlagen. Hat er als einfacher Besucher ein helles Auge und einen offenen Sinn, so wird er immerhin die dortigen Erscheinungen bewundern und anerkennen, Erscheinungen, welche nur das kleine Vorspiel einer folgenden Handlung von ganz anderer Größe und Sehweite bilden. Er wird, wenn er vergleichende Rückblicke in die alte Geschichte wirft, seine Freude an dem lebendigen Gedeihen von Staaten haben, deren Verhältnisse nicht so blendend und ruhmreich, wie in Griechenland und Rom, aber humaner und segensreicher sind. Das Loos der Völker im Westen ist ein unendlich gleichmäßigeres und glücklicheres als im alten Rom, wo die Bürgerfreiheit nicht über die Stadtmauer hinausging, oder in Athen, wo fünf Sclaven auf einen freien Bürger kamen, oder in Sparta, wo man Hunderte von rechtlosen Heloten neben einem privilegirten Helden sah. Ist der Beobachter nicht ein incurabler Pessimist, nicht schwarzgallig oder hoffnungslos bornirt und haßt er nicht die leuchtenden Gestirne um einiger Flecken willen, so wird er nicht am Heile dieser Welt verzweifeln, nicht grollen und bellen gegen die unerforschliche Macht, die über dem Fatum thront, wenn sie, um Localnöthen, um Druck und Elend, um Dürre oder Katzenjammer einzelner Länder sich gar nichts kümmernd, überhaupt das Einzelne und Individuelle dem Verfall, den Theil der Verwesung preisgibt, aber dem großen Ganzen die Dauer, die Lebensfrische und den ewigen Fortschritt sichert. Die Sonne verschwindet auf dieser Erde nie, auch wenn sie in der einen Hemisphäre zeitlich unterzugehen scheint."

Neben diesem Vorzuge der Auffassung des ganzen Lebenselementes der „neuen Welt" ist freilich auch manche Lücke in dem Bande enthalten, Lücken, die ein zweiter Band, der wahrscheinlich das politische Leben behandeln wird, höchstens nachträglich ausfüllen könnte. Was über den Charakter der Yankees gesagt ist, ist sehr dürftig und oft einseitig. Wer, der einige Bekanntschaften mit gebildeteren Amerikanern gemacht hat, würde folgenden Satz W.'s unterschreiben, ohne sich den Vorwurf machen zu müssen, das Kind mit dem Bade auszuschütten: „Es sind sonderbare Käuze diese Yankees mit ihrer sächsisch-gälischen Blutmischung! Wir begreifen vollkommen, daß ehrliche und enthusiastische Deutsche von Gemüth, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich finden. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Geschäftsstuben, in den Salons der Steamers und der Gasthäuser, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst hoch aufwärts streckend — trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter — nichts als Business gedanken und Dollar trachten in den Köpfen, keinen Sinn für das Schöne." Anderseits hätten wir von W. erwartet, daß er Akt nehmen würde von den Schwächen der Amerikaner, in denen sie in den großen Städten besonders so stark sind, von der Blasirtheit, die sich in Folge des überhandnehmenden Luxus zeigt u. A. mehr. Auch hinsichtlich der Rechtsgleichheit scheint W. sich wenig um die Thatsachen bekümmert, sondern mehr den Ideen gefolgt zu sein, die er davon hatte, ehe er ins Land kam. Es hätte ihm sonst die Benachtheiligung der ärmeren Klassen in diesem Punkte nicht entgehen können. Ueberhaupt tragen W.'s Schilderungen immer das Gepräge eines Reisenden an sich, der, was er sieht und vernimmt, nicht lange genug beobachten und anhören konnte, um die volle Bedeutung desselben zu erfassen. Daß Dr. W. ein Reisender von Fach ist und dadurch sich ein rascheres Auffassen angeeignet und einen höheren Standpunkt gewonnen hat, als andere Verfasser amerikanischer Skizzen, kommt ihm vortheilhaft zu Statten. Seine Cha-

Digitized by Google

rakteristik Amerika's beweist aber, daß Niemand befähigt ist, ein erschöpfendes Urtheil darüber abzugeben, der nicht längere Zeit in demselben gelebt und gestrebt hat.— Hrn. Dr. Scherzer, der die letzten sechs Kapitel verfaßt hat, gehen die Vorzüge seines Collegen fast ganz ab. Seine Schilderungen tragen daher noch mehr den Charakter der Oberflächlichkeit an sich. Scherzer ist nicht nur ein Mann, dem die europäischen Vorurtheile noch überall aus dem Aermel gucken, obgleich auch er sich einen Weltbürgerrock hat anmessen lassen, sondern er hat auch so viel geradezu thatsächlich Falsches berichtet, daß man vermuthen könnte, der Mann habe es sich von den Leuten aufbinden lassen. Dabei hat er sich selbst solche Widersprüche zu Schulden kommen lassen, daß er unmöglich immer mit Bewußtsein seine Angaben niedergeschrieben haben kann. So sagt er einmal: „Wer indeß was immer für eine praktische Wissenschaft zum Studium seines Lebens gemacht, braucht nicht zu verzweifeln; ein tüchtiger Arzt, Chemiker, oder Techniker kann es mit einiger Ausdauer auch hier zu Ruf, Ansehen und selbst zu Vermögen bringen." Diesem Satz fügt Sch. folgende Anmerkung hinzu, die ihn theilweise wieder aufhebt, und eine Angabe über die Bezahlung der Aerzte enthält, über die unsere Doktoren staunen werden. „Selbst Aerzte können in Amerika nur mehr bedingungsweise auf eine ausreichende Praxis rechnen. Sie dürfen nämlich im Orte der Niederlassung nicht wählerisch sein und müssen solche tüchtige Kenntnisse mitbringen, daß sie zugleich zur Ausübung operativer Praxis befähigt sind. Denn ist auch der Verdienst von 2 Pfd. für eine Tagesvisite und 5 Pfd. für einen Krankenbesuch des Nachts höher als irgendwo in Deutschland, so ist dafür die Concurrenz und die Marktschreierei um so größer. In der Stadt New York leben gegenwärtig über 896 Aerzte, wovon mindestens ein Drittheil Deutsche sind. In Philadelphia giebt es gleichfalls über 700 Aerzte, und die meisten größeren Städte des Westens sind schon mit deutschen Doktoren überfüllt." An einer andern Stelle sagt Dr. Sch.: „Die deutschen Journale, welche in New-York herauskommen, fristen fast alle nur dürftig ihre Existenz. Kein einziges davon zählt mehr als 800 Abonnenten" (S. 265). Einige Seiten weiter unten spricht er von der New Yorker Staatszeitung, dem Anzeiger des Westens und dem Hochwächter und erzählt, „sie haben zwar verhältnißmäßig die meiste Verbreitung, obschon keines derselben eine Auflage von 2000 bis 3000 Exemplaren übersteigt." Die Kleinlichkeit des Standpunktes des Hrn. Dr. Scherzer erhellt auf wirklich komische Weise aus seinem Aerger über den geringen Respekt der „dienenden Klasse" in der Union vor der hohen Person des Hrn. Dr. Scherzer, oder vielmehr seinen Hosen und Stiefeln, die sie ihm nicht reinigen und putzen wollte. Er macht seinem Aerger darüber in folgendem Philisterraisonnement Luft: „Wir gehören gewiß nicht zu jenen rücksichtslosen Herrschernaturen, welche die dienende Klasse mit Arbeit überbürden wollen, aber wir können darin ebensowenig eine Aeußerung des republikanischen Geistes wahrnehmen, daß man die dienende Klasse von Arbeiten emanzipirt, die ihr einmal unter den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen zugehören." Was von den Scherzer'schen Schilderungen und Urtheilen nicht unter die oben angegebenen Kategorien gehört, fällt desto sicherer der Unbedeutendheit und Gewöhnlichkeit anheim, und wir können nur unser Bedauern aussprechen, daß Dr. W. nicht einen ebenbürtigeren Collegen und Reisegefährten gefunden hat. Das Werk würde bedeutend gewonnen haben.

Noch ist die deutsche Literatur über Amerika nicht abgeschlossen, es bedarf noch mancher Untersuchung, manches Beitrages, ehe man in Deutschland eine allseitig richtige Ansicht darüber gewinnen wird. Je nothwendiger dies für das Heil der zahlreichen Auswanderer, wie für die Union der Ver. Staaten ist, um so mehr Anerkennung verdienen alle ernsten Bestrebungen diesem Ziele näher zu kommen, und zu diesen ist das hier besprochene Buch, trotz seiner Mängel, unstreitig zu rechnen.

2. Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852 v. Moritz Busch, Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1854.

Wieder ein dickes Buch in 2 Bänden über die Union, aber auch nur von einem Manne herrührend, der nach Amerika reiste, um, nachdem er sich ein Weilchen darin umgesehen, wieder fortzugehen und dann ein Buch darüber zu schreiben. Natürlich muß auch dieses Buch die Gebrechen an sich tragen, die eine auf so kurze und flüchtige Anschauung begründete Darstellung und Beurtheilung haben muß. Was Herr Moritz Busch hier gründlich angesehen, ist so übel nicht. Seine Schilderung des Lebens und Treibens in New York ist, einige Irrthümer abgerechnet, lebhaft und umfassend. Einige Theile derselben, z. B. "above Blecker" und die "News-boys" sind so anziehend geschrieben, wie das ein Schöngeist nur immer vermag. Wäre das Herr Moritz Busch nicht, so würde er seinen Roccoco-Styl mit den vielen selbstgefällig um sich schauenden Schnörkeln durch einen natürlicheren, einfacheren, weniger aufgeschmückten ersetzt haben. Offenbar hat die Fülle seiner Gedanken oder vielmehr seiner Bilder den Verf. zu

Digitized by Google

dieſem Style verleitet. Das Buch würde aber ſicher nicht verloren haben, wenn auch manche dieſer Bilder weggeblieben wären. Die Reſultate aber, die Herr M. B. aus ſeinen Beobachtungen zieht, ſind noch weit mangelhafter, als jene Schilderungen und beweiſen, daß der Verf. ſehr oberflächlich beobachtet oder vorſchnell geurtheilt hat. Die Anglo-Amerikaner ſowohl, wie die Deutſch-Amerikaner beurtheilt Hr. Buſch völlig ſchief. Hier einige Proben: S. 378 u. 379 wirft Herr B. den Amerikanern Mißachtung der Arbeit vor, indem er ſagt: „Bei allem Geſchwätz von Demokratie ehrt die Arbeit in den Augen ſehr vieler Amerikaner weniger, als in Berlin oder Leipzig. Faſt jeder, deſſen Anſtrengungen mit Erfolg belohnt worden ſind, ſchämt ſich der Leiter, durch die er emporkam ꝛc.“ Wir wiſſen nicht, woher Herr B. dieſes Urtheil nimmt, das Zutrauen haben wir aber zu ihm, hätte er einmal ſtatt ein paar Monate blos im Lande herumzureiſen, einmal im Lande *gearbeitet*, er würde gefunden haben, daß die Arbeit in höchſter Achtung hier ſteht und daß gerade ganz reiche Leute meiſtens ſtolz darauf ſind, wenn ſie durch Arbeit und Mühe ihren Reichthum erlangten. Auch die Liebe der Amerikaner zum allmächtigen Dollar ſieht Hr. B. nicht aus dem richtigen Geſichtspunkte an, weil er vergißt, oder nicht bemerkt hat, daß die Mehrzahl der Golddurſtigen nicht blos um des Luxus willen, und um Kiſten und Kaſten zu füllen, nach Dollars trachtet, ſondern um es wieder zu Arbeit zu machen und es als Mittel zu immer größeren Unternehmungen zu machen, an die er das mühſam Erworbene ſetzt, ohne zu verzweifeln, wenn er es ſo verlieren ſollte. Am ſchlechteſten beurtheilt Herr M. B. die Deutſchen in Amerika. Hier gilt es ſeinen Geſichtspunkt feſtzuſtellen, um den Werth ſeines Urtheils zu bemeſſen. S. 224 entſchlüpft ihm die Aeußerung, daß die Kinkel'ſche Anleihe in Amerika doch nur dazu hätte dienen ſollen, um „die Erbärmlichkeiten von 1849“ neu aufzulegen. Ein Menſch, wie Hr. M. B., von dem Niemand etwas weiß, daß er irgend nur etwas gethan, um die Befreiung ſeines Vaterlandes aus dem Joche der Polizei- und Hofwirthſchaft zu bewirken, und der ſich dennoch erfrecht, die Bewegung von 1849, die, ſo viel Irrthümer auch in ihr begangen worden ſein mögen, Angeſichts der ſiegreichen Reaktion eine Erbärmlichkeit zu nennen, iſt gewiß kein Patriot und kann am wenigſten diejenigen ſeiner Stammgenoſſen mit einem patriotiſchen Auge betrachten, die in ein Land zogen, dem die Freiheit über Alles geht. Auf „die Erbärmlichkeiten von 1849“ blickt Herr Moritz Buſch mit Verachtung, von den Erbärmlichkeiten von 1850, 1851 u. 1852 bis auf diejenigen, die noch heutigen Tages in Deutſchland geſchehen, ſchweigt Herr B. vollſtändig und doch hätte das gerade ſeine Aufgabe ſein ſollen, dieſe Erbärmlichkeiten mit den friſchen Beſtrebungen Amerikas zu vergleichen, wenn er durch ſeine Reiſe und ſein Buch hätte recht nützen wollen. Die ununterbrochenen Rückſchritte, die der Continent Europas ſeit dem letzten großen Aufſchwunge macht, würden im Spiegel der hieſigen Fortſchritte beſehen, ihn zu ganz andern Anſichten über Amerika geführt haben und auch über die Deutſchen in dieſem Lande. Trotz aller Vorwürfe, die man ihnen machen kann, läßt ſich doch nicht leugnen, daß ein Wachsthum ihrer guten Eigenſchaften zu bemerken iſt und ihre Stellung zu den Anglo-Amerikanern immer beſſer wird. Stehen ſie in vielfacher Hinſicht nicht auf der Höhe, auf der die deutſche Nation in Europa ſteht, ſo haben ſie andererſeits wieder Vorzüge, die letzterer abgehen. Das iſt beſonders ihr unverbrüchliches Feſthalten an der Sache der Freiheit und Unabhängigkeit in politiſcher und religiöſer Beziehung. Einige den Deutſchen gemachte Vorwürfe des Hrn. Buſch ſind übrigens ebenſo ungerecht, wie ſein Urtheil über die Yankees. Er ſpricht von dem Mangel an allem Intereſſe für das Geiſtige. Wo aber noch den Deutſchen in Amerika etwas Beſſeres vorgelegt worden iſt, ſo haben ſie es ergriffen. Das beweiſt der Aufſchwung beſſerer Preßerzeugniſſe, beweiſen die immer beliebter werdenden Geſang- und Turnvereine und noch mancher andere Zug. Aber freilich muß man die Deutſchen in der Union an verſchiedenen Plätzen aufſuchen, um ſie kennen zu lernen. Man wird ſich dann überzeugen, daß der Umſtand, daß die Deutſchen in ſo vielen Theilen des Landes wohnen, auch viel dazu beiträgt, das Gute, was ſie haben, mehr hervortreten zu laſſen.— Schließlich noch ein Wort über die Anſicht des Hrn. Buſch, daß in Amerika ſich einmal eine „amerikaniſche Kirche“ bilden werde. Wir fürchten das nicht, die Zerklüftung in Hunderte von Sekten, die Amerika hat, würde nur mit der politiſchen Freiheit der Union aufhören, denn nur Zwang oder Verdummung könnte die Menſchen dahin bringen, ſich in *einem* Glauben zu begegnen. Die Kirchen ſind zwar Amerika verblieben, *die Kirche* aber ſind wir los und das iſt nicht der geringſte Fortſchritt, den Amerika vor den meiſten Staaten Europas voraus hat. H. L.

Die Kritik der Monatshefte.

Zu den Mängeln der Presse in Amerika, die der Abhülfe sehr bedürftig sind, gehört auch der Mangel der Kritik. Die Deutschen könnten den Amerikanern bei Abstellung dieses Uebelstandes mit gutem Beispiele vorangehen, sie haben darin treffliche Vorbilder in ihrer eigenen Nation. Die Monatshefte haben sich daher bemüht, so viel in ihren Kräften stand, einer gesunden und unparteiischen Kritik auf den Gebieten der schönen Literatur und Kunst Bahn zu brechen. Auch die „Atlantis" des Herrn Esselen hat in dieser Richtung zu wirken begonnen. Noch einige andere Blätter bringen seit einiger Zeit kritische Aufsätze über neue Erscheinungen der Literatur und die Monatshefte wünschen nichts mehr, als daß die deutsche Presse auf diesem Wege kräftig fortschreiten möge. Nichts ist geeigneter das Urtheil des Volks zu bilden. Wir haben eine zu hohe Meinung von der Kritik um uns nicht über jede Beurtheilung der Monatshefte selbst zu freuen, zumal wenn ihnen nachgewiesen wird, wo sie geirrt oder gefehlt. Auch glauben wir kann man uns nicht vorwerfen, daß wir diese Kritik unbeachtet ließen. Gleich beim Erscheinen des ersten Heftes haben wir den doppelten Zweck der Zeitschrift klar ausgesprochen: 1) dem Publikum Amerika's das Neueste und Beste der Literatur Deutschlands vorzulegen und 2) eine selbständige deutsche Literatur in Amerika anzubahnen. Wir glauben diesen doppelten Zweck unverrückt vor Augen gehabt zu haben. Der Inhalt der ersten beiden Bände, wie die bis jetzt erschienenen Hefte des dritten Bandes, geben davon Zeugniß. Daß wir den uns gegebenen Wink, den letztern Zweck nicht zu weit hinauszuschieben, ebenfalls berücksichtigt haben, wird dadurch bethätigt, daß, während der erste Band durchschnittlich 17 Seiten Originalarbeiten in jedem Hefte enthielt, der zweite 22 und der dritte deren über 30 liefert. Das Preisausschreiben für eine Originalnovelle ist ebenfalls ein Zeugniß für unser Streben. So gern wir aber einerseits den gerechten Wünschen des deutschen Publikums nachkommen, eben so sehr müssen wir unbegründete Angriffe zurückweisen, wie wir sie von einigen Blättern erfahren haben. Das Recht der Kritik nehmen wir für uns nicht minder in Anspruch, als wir es Andern zugestehen. Beantwortet man, wie dieß von *einem* Blatte geschehen, unsere Kritik damit, daß man uns gemeine persönliche Motive unterschiebt, und mit einer in Schmutz getauchten Feder auf uns schimpft ohne uns mit wahren Thatsachen zu widerlegen, so ist das eben *unter* der Kritik und die Redaktion eines solchen Blattes verdient demgemäß beachtet zu werden. Die uns von anderer Seite gemachten Vorwürfe sind, daß die „Monatshefte mit Gesinnungslosigkeit redigirt würden," mit einer „pauvren Gesinnungslosigkeit, die nicht einmal Geschick zum Aristokräteln" hat. Wir sind uns bewußt, die Monatshefte im Geiste der Freiheit geleitet und von diesem Standpunkte aus die Erscheinungen der Literatur und Kunst beurtheilt zu haben. Das mag Manchen ein zu weiter Standpunkt dünken, aber sie vergessen dann, daß unser Zweck ein ganz anderer ist, als der, bestimmten politischen Richtungen zu dienen, und daß wir unsern Zweck verfehlen würden, wollten wir den Monatsheften eine andere Tendenz geben, als die sie jetzt haben. Gesinnungslosigkeit würden sich die Monatshefte zu Schulden kommen lassen, Gesinnungslosigkeit gegen so manche werthvolle Produkte der Kunst und Literatur, die nicht in dem Sinne von „Onkle Tom's Cabin" geschrieben sind, d. h. die Poesie nicht zur Sklavin von Parteizwecken machen, wollten sie sie deshalb bei Seite liegen lassen. Die Monatshefte müssen Alles berücksichtigen und anerkennen, was Tüchtiges und Gutes in Literatur und Kunst erscheint, unbekümmert darum, ob es unter den Conservativen oder Revolutionären, den Whigs oder Demokraten zu Tage kommt. Darin besteht eben die Gesinnungstüchtigkeit der Monatshefte. Daß wir von L. *Bechstein* zwei Erzählungen abgedruckt haben (der „Jägerzauber" und der „Spielmann vom Thüringer Walde") macht man uns zum Verbrechen, weil Bechstein eine „Bedientenseele und moralischer Lump, Erzheuler ꝛc." sei und freiheitsfeindliche Sachen geschrieben. Nichts kann uns weniger treffen, als dieser Vorwurf, weil das, was *wir* von Bechstein abdruckten, weder freiheitsfeindlich, noch unmoralisch oder heulerisch, sondern volksthümlich, moralisch und poetisch geschrieben ist. Was würde das Publikum sagen, wenn wir ihm eine schlechte Novelle vorlegen und uns damit entschuldigen wollten, daß der Verfasser ein sehr vortrefflicher Mensch und Demokrat sei? — Ein weiterer Vorwurf ist der, daß in den „Literaturberichten aus Deutschland allen Heiligen und Verräthern, sogar dem Hofbedienten Hackländer Weihrauch gestreut" sei und aus dem „Prutz'schen Museum" und andern deutschen Journalen, die durch „Furcht und Kameraderie" censirt seien, abgedruckt. Diesen Vorwurf scheint uns der Parteigeist diktirt zu haben, den manche Politiker auf Alles übertragen möchten, was in ihren Gesichtskreis kommt, von dem aber die Monatshefte sich nicht anblasen lassen dürfen, so lange sie keine *politische* Zeitschrift sind. Wer unter den Heiligen und Verräthern gemeint ist, können wir nicht entziffern. Hackländer haben die Monatshefte wahr-

Digitized by Google

haftig keinen Weihrauch gestreut, man müßte denn das Weihrauch nennen, wenn S. 227, B. 1 darin in Bezug auf Hackländer's Soldatengeschichten gesagt wird: „Das ist eine Versündigung am Geiste der Freiheit und Hackländer könnte sein Talent wohl besser anwenden, als der Soldatenwirthschaft in Deutschland Vorschub zu leisten". Prutz's deutsches Museum ist die beste Zeitschrift ihrer Gattung, die jetzt in Deutschland erscheint und obgleich wir auch so manches daran auszusetzen haben, so müssen wir ihr doch das Zeugniß geben, daß sie mit Freimuth gegen die finstern Mächte kämpft, die von allen Seiten Deutschland zu verdunkeln trachten *. Dieses Streben verdient um so mehr von den hiesigen Deutschen anerkannt zu werden, je weniger sich eben das Blatt durch den Despotismus einschüchtern läßt. Noch einen großen Fehler haben wir begangen, wir haben „Deutschlands Eunuchen" als „große Männer angepriesen". Wir Thoren, die wir glaubten uns blos mit Erzeugnissen und Schöpfungen zu beschäftigen!

* Wir erinnern beispielsweise an den Artikel von Prutz „Pfaffenwirthschaft in Aesthetik und Literatur". S. 314, 1. Bd. der Monatshefte.

Correspondenz.

London, Ende Mai 1854.

Der Krieg. — Innere Politik. — Wer zahlt die Kriegskosten? — Tories und Whigs. — Der Buß- und Fasttag. — Die Wittwen und Waisen der Soldaten. — Ein mildthätiger und liberaler Bankier. — Sammlung für die Griechen und Türken. — Die Bibelgesellschaften. — Die Arbeitseinstellung in Preston. — Politische Apathie. — Der Glaspalast. — Literarische und Theaternotizen. — Der Marquis von Anglesea. — Ein Todesfall auf der Straße.

Wir übergehen diesmal rasch die Kriegsnachrichten. Sie sind aus den Tagesblättern bekannt, und verändern nichts am allgemeinen Charakter der Sachlage. Die Beschießung von Odessa ist eine ziemlich erfolglose Sache, wegen der es gar nicht nöthig wäre, so viel Lärm zu machen. Bemerkenswerth sind die Erklärungen, mit denen man das Ereigniß umgeben hat. Nicht die Schlacht von Sinope und die damals ertheilten Instructionen, nicht die seither erfolgte Kriegserklärung führten nothwendig zur Beschießung Odessa's. Der „Moniteur" sagt es ausdrücklich, daß die völkerrechtliche Verletzung der Friedensflagge der „Fury," welche die Consuln abholte, eine Züchtigung nöthig gemacht. Also wenn die Russen nicht auf jene Flagge geschossen hätten — sie läugnen es ab — wäre keinerlei Grund zur Bombardirung Odessa's vorhanden. Diese hatte daher auch nur den Charakter einer solchen „Züchtigung," der man keine weitere Folgen geben wollte. Warum erklärt nicht Aberdeen wieder im Parlament, „man könne nicht sagen, daß England mit Rußland im Krieg sei?"

Ob die so eben geschehene Beschießung Sebastopols und die zweite Beschießung Odessa's, die man meldet, einen andern Charakter haben, muß sich zeigen, wenn wir erst mehr als dürftige telegraphische Nachrichten und Gerüchte haben.

In der innern Politik Englands ist diesen Monat nichts zu notiren, das in diesen Briefen besonders zu besprechen uns obläge. Die Parlamentsverhandlungen schleppen sich zwischen Lokalangelegenheiten und Anfragen und Mittheilungen über den Krieg hin, die weder durch ihre Erfolge, noch durch Bedeutung der Redner und Thatsachen eine weitere Besprechung in einem Monatsbericht nöthig machen, nachdem die Tages- und Wochenblätter ihrer erwähnt. Eine Ausnahme davon ist Gladstone's Budget. Dies ist indessen eine Frage, die durch ihre unmittelbar praktisch-national-politische und finanzielle Natur aus diesen Briefen ausgeschlossen ist. Wir mögen daher nur erwähnen, was von allgemeinem Interesse, daß, nachdem eine Verdoppelung der Einkommensteuer — temporär — bereits verwilligt, das Ministerium die Mittel zum Krieg hauptsächlich durch indirekte, durch Verbrauchssteuern aufzubringen sucht, während die finanzielle Thätigkeit Englands seit lange, und gewiß mit Recht, sich gegen die Verbrauchssteuer richtet, — zwar nicht absolut, aber doch durch Reductionen. Da diese Steuern, ohne von ihren andern Nachtheilen zu sprechen, nothwendig immer mehr auf dem Unbemittelten, als auf dem Reichen lasten, so ist demnach eine der Folgen von Gladstone's Maßregeln, daß die Armen wieder unverhältnißmäßig mehr, als die Reichen, an den Kriegskosten zahlen, eine Sache, die ganz folgerecht, nachdem man den Gedanken an eine Vertretung der Unbemittelteren im Parlament aufgegeben. Und es wird bei der Erhöhung der Malzsteuer ꝛc. nicht bleiben.

Jedenfalls ist nun auch das Stück englischer Ruhmredigkeit gefallen, daß sie im Stande seien, den Krieg ohne Steuererhöhung zu führen. Das Anleihensystem soll übrigens, zum Unterschied der Pitt'schen Kriege, so weit als möglich vermieden, und die Mittel zum Krieg, in dem Maße, als er sie nöthig macht, durch Steuern aufgebracht werden, ein System, das wir hier nicht discutiren können. Mit Recht macht D'Israeli darauf aufmerksam, daß das Ministerium,

Digitized by Google

als es vor wenigen Monaten die Erhöhung der Einkommensteuer verlangte, wissen mußte, was es in den nächsten Monaten brauche, daß es sich nicht um 5 oder 6 Millionen irren, und nicht die Nation über den Preis des Krieges täuschen durfte, den zu führen sie sich damals entschloß und zu führen noch entschlossen ist. Aber wer wird von diesem Coalitionsministerium Aufrichtigkeit in irgend etwas erwarten? Und gering ist die Zahl derer, die von d'Israeli Aufrichtigkeit erwarteten, wenn es ihm und seinen Freunden gelungen wäre, bei Gelegenheit des Gladstone'schen Budgets das Coalitionsministerium zu stürzen.

Von innern Reformen ist keine Rede mehr. Wir möchten nun doch wohl wissen, was das englische Volk dabei gewinnt, daß es nicht von Tories, sondern von einer Coalition regiert wird, in der die Whigs das tonangebende Element sind. Die Peeliten haben eine Ausdehnung des Freihandelsystems bei Seite gelegt, und Wiederherstellung der Getraidezölle, die das Wichtigste, was unter dem Namen des Freihandels geschehen, könnte ja selbst von den Tories nicht mehr versucht werden.

Statt das Ministerium Aberdeen zu stürzen, hat ganz England einen großen Buß- und Fasttag abgehalten. Das soll nun einen glücklichen Ausgang des Krieges versichern. Die Engländer bilden sich ein, das sei ganz etwas anders, als die Tedeum's, die Nicolaus anzuordnen liebt. Wohl ist dieser „großen nationalen Demüthigung" nicht ganz alle Mißbilligung erspart worden; aber solche seltene Stimmen verhallen. Die tyrannische Gewalt, welche die Geistlichen aller Confessionen auf die öffentliche Meinung ausüben, ist so groß, daß nicht leicht Jemand zu widersprechen wagt. So unglaublich dies scheint, so wahr ist es, und die Folgen, wenn nicht bald eine gewaltige Reaction eintritt, müssen sein, daß dieses Volk in Allem, was über den Cent hinausgeht, geistig völlig abgestumpft, oder durch und durch heuchlerisch wird, oder beides. Daher thut Jeder gut, der, auch in dem engsten gesellschaftlichen Kreise, das Beispiel der Unabhängigkeit von dieser Beherrschung giebt. Wir kommen wohl noch auf diese Seite des englischen Lebens zurück. Wie die Dinge stehen, ist's nicht zu verwundern, wenn beinahe ganz England in die Kirchen lief. Die Königin, die auch Päpstin, hat's geboten. Die Dissenter sind hinter der Staatskirche nicht zurückgeblieben, die sie überhaupt — beiläufig sei's gesagt — an Bigoterie in der Regel, wo möglich, noch hinter sich lassen. Palmerston, der Minister des Innern, hat sich in dieser Sache einmal wieder selbst in's Gesicht geschlagen. Vor wenig Monaten verweigerte er den schottischen Pharisäern die Anordnung eines allgemeinen Bußtages gegen die Cholera, gerade aus Gründen, die alle auch gegen die Anordnung dieser antirussischen Parade in den Kirchen sprechen.

Bei Gelegenheit dieses Bußtages hat man eine Sammlung für die Frauen und Kinder der im Krieg abwesenden Soldaten gemacht, die ziemlich günstig ausfiel. Wir sind nicht Gegner derartiger Sammlungen, die Manche vielmehr völlig auf die Steuern überwälzen wollen. Die menschliche Sympathie wird wärmer, die Energie kräftiger angeregt, wenn nicht das Abstractum „Staat" und nicht die maschinenartige Hand des Steuererhebers das Geld aus unsern Taschen zieht, und je mehr Freiheit in einer Gesellschaft, desto seltener wird der Einzelne, da sein ganzes Wesen gehoben und geläutert ist, sich der Pflicht der Menschlichkeit entziehen. In diesem, wie in allen andern Dingen, ist die Freiheit charakterbildender und menschenwürdiger, denn der Zwang. Ueberdies findet, bei einem entgegengesetzten Verfahren, so lange Europa noch an seinen jetzigen unsinnigen und perfiden Steuersystemen leidet, das statt, was der allgemeine Charakter unserer finanziellen Zustände ist, daß die Armen mehr zahlen, als die Reichen. Auch bei freiwilligen Beiträgen ist dies der Fall, und in dieser Beziehung stehen also beide Systeme sich gleich. So finden wir z. B., daß die „Familie Rothschild" für die armen Frauen und Kinder, und eventuell Wittwen und Waisen — die Summe von £25, sage fünfundzwanzig Pfund, gegeben hat. Und es giebt Leute, die dumm genug sind, das großartig und außerordentlich mildthätig zu finden; und so sicher kann Hr. Rothschild dieses Beifalls sein, daß er nicht wie unser einer schweigend seinen Beitrag giebt, sondern ihn in allen Zeitungen mit seinem Namen affichirt haben muß. Die gerührten Dummköpfe sehen nicht ein, daß so mancher Arbeiter und Kleinbürger, der von seinem schmalen Verdienst fünf Schillinge oder auch einen Schilling sich für solche Unterstützung abspart, einen hundert- und tausendfach größeren Beitrag giebt von dem, was er ehrlich und schwer erworben, als jener „liberale Vertreter von London," an dessen Millionen das Blut der gemordeten Nationen klebt. Wenn wir daher dem System der, wenigstens theilweise, freiwilligen Beiträge das Wort reden, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß die öffentliche Meinung sich das Recht vorbehält, solchen heuchlerischen Schuften die Maske vom Gesicht zu reißen, bis es vielleicht einmal der Menschheit gelingen wird, diese blut- und markaussaugenden Schwämme der Gesellschaft zum allgemeinen Besten auszupressen.

Es war auch von einer Sammlung für die Türken selbst die Rede, insbesondere um

Digitized by Google

die Armee mit Linnen ꝛc. zu versehen. Unstreitig würde dies von großer moralischer Wirkung auf die Türken gewesen sein, mehr noch als von materieller, obwohl auch diese letztere nicht zu gering anzuschlagen ist. Jedenfalls wäre das Geld besser angewendet, als dasjenige, das man vor dreißig Jahren so bereitwillig für die Griechen zusammengebracht hat. Ueberdies hätten die Engländer gerade jetzt damit eine Gelegenheit, das Unrecht ihrer Regierung wieder gut zu machen, welche — wie wir bereits gemeldet — der Pforte ein Darleihen von 10 Millionen Franken versagt, die doch selbst Louis Bonaparte zu verweigern nicht für ehrenhaft hielt. Allein der Gedanke hat wenig Anklang gefunden. Als wir ihn vor einigen Monaten gegenüber einem freisinnigen Redakteur und in einer Gesellschaft von lauter „Reformern" und energischen Russenfeinden aussprachen und vertraten, fanden wir nicht Einen bereit, Hand ans Werk zu legen, oder auch nur die Idee unter seinen Freunden zu verbreiten. Und doch befanden sich darunter einflußreiche Leute, und in einem freien Lande sollte die Initiative Jedem zustehen, und derjenige Ehrgeiz stattfinden, der in dem Streben besteht, daß das Gute geschehe, und durch uns geschehe. Vor einigen Wochen hat nun der alte Walter Savage Landor, der große Schriftsteller, der unermüdliche Vertreter der Freiheit, sich der Sache angenommen, und in einem Briefe, der in der „Daily News" erschien, die Subscription positiv vorgeschlagen. Aus demselben Kreise kam uns nur die unbedingteste Billigung entgegen, und wir erfreuten uns des Eifers, mit dem die Sache betrieben werden sollte. Aber der „freisinnige" Lord Dudley Stuart, an den der Brief, der Form nach, gerichtet war und der sich an die Spitze der Subscription stellen sollte, that dies nicht — aus Gründen, die wir nicht enträthseln können, — und beantwortete selbst nicht öffentlich den Brief. Sogleich verstummten dieselben Stimmen wieder, die noch eben so eifrig gesprochen, und die keineswegs Indifferenten angehören. So sehr sind die Engländer von der Autorität der Namen, und vor Allem von der „Nobility" abhängig, in einem Grade, den man im Ausland kaum ahnt, und selbst, wenn man hier im Lande ist, nicht auf den ersten Blick erkennt.

Dem griechischen Raubgesindel ist's indeß gelungen, bedeutende Summen in den großen Handelsstädten Englands für seine russischen Zwecke zu sammeln.

Thut man nichts in Amerika, den Türken durch Beiträge Sympathie zu zeigen?

Da wir von Sammlungen sprechen, so mögen wir der British and Foreign Bible Society gedenken, die so eben ihr Jubiläum unter allgemeiner Theilnahme des Landes gefeiert. Der Gedanke „einer Million Bibeln für China" hat rasch Wurzeln geschlagen und ist seiner Ausführung nahe. Bis in die kleinsten und entlegensten Orte des vereinigten Königreichs geht die Agitation erfolgreich, und dem unbefangenen Beobachter ist die große Organisationstüchtigkeit merkwürdig, die in solchen Dingen das engl. Volk beweist. Es wäre oberflächlich, in dieser Thätigkeit nur die religiöse Seite sehen zu wollen: mit jeder Bibel wird englischer Einfluß in fremde Länder getragen, und insofern sind diese Bibelgesellschaften vortreffliche politische und ökonomische Maschinen. Die Bibel geht voraus; die Waarenballen, diplomatische Protokolle, im Nothfall Kanonenkugeln folgen. Man nimmt die Leiber nicht sicherer ein, als wenn man vorher die Seelen seinem Einfluß unterworfen, dies ist sogar die einzige vernünftige Theorie der Eroberung. Gewiß sind die Leiter der englischen äußern Politik sich dieses Charakters der Bibelgesellschaften bewußt. Die Masse natürlich ist's nicht. Sie sieht nur die Befriedigung eines religiösen Bedürfnisses. In keinem Lande weiß, in höherem Sinn, die Masse, was sie thut: sie ist sich nirgends der innern und weitern Bedeutung der Handlungen bewußt, in denen sie mehr oder weniger spontan auftritt.

Die Arbeitseinstellung in Preston hat aufgehört. Sie dauerte seit 37 Wochen. Die Spinner mußten am Ende ihre Forderungen fallen lassen, und insofern waren also alle Anstrengungen vergebens. Aber sie haben immerhin ein anderes großes Beispiel von Organisationsfähigkeit geliefert. Die freiwilligen Beiträge aus ganz England, mit denen die Comites diesen langen Kampf ausgehalten, belaufen sich auf nicht weniger als 100,000 Pfd. St. — Die Arbeitslöhne würden ungefähr dreimal so viel betragen haben, und da diese als ungenügend betrachtet wurden, kann man sich denken, wie vieler Entbehrungen sich die Arbeiter mit einem Drittel des vorher ungenügenden Lohnes und bei gestiegenen Consumtionspreisen unterziehen mußten. Und um so bemerkenswerther ist die männliche Ruhe, mit der sie trotz aller Provokationen ausgedauert, bis kein Ende mehr abzusehen war. Die großen Capitalien der verbündeten Arbeitsgeber—obgleich auch diese eingestandenermaßen sehr gelitten — haben über die kleinen gesiegt, wie im regelmäßigen und andauernden Krieg "les gros bataillons" immer über die geringere Zahl siegen.

Merkwürdigerweise zeigt sich diese Organisations- und Agitationskraft gar nicht auf eigentlich politischem Felde, wo sie doch die Engländer seiner Zeit auch so sehr bewiesen. Der Apathie der Nation ist es zuzuschreiben, daß das Ministerium die neue

Digitized by Google

Reformbill fallen ließ, ja diese Apathie berechtigte die Whigminister einigermaßen zu ihrem Rückzuge. Ebenso wenig können sich die Engländer, obgleich im Einzelnen Jedermann gegen Aberdeen spricht, zu irgend welchen gemeinsamen Schritten gegen ihn verständigen und vergeblich ist der Aufruf dazu von einigen Wochenblättern gemacht worden.

Der Glaspalast in Sydenham wird nun am 10. Juni von der Königin eröffnet werden und wir werden in unserm nächsten Briefe davon Näheres zu melden haben. Gegenwärtig ist er geschlossen.

Von neueren literarischen Erscheinungen ist wenig zu sagen, das unsere Leser interessiren könnte, und dies Wenige sparen wir zur Besprechung für nächsten Monat auf. Wir mögen erwähnen, daß Schimmelpfennigs Brochure über den türkischen Krieg günstige Beurtheilung in der Presse gefunden. Es ist nicht nöthig für uns näher darauf einzugehen, da die Schrift gleichzeitig auch in Amerika erschien. (Philadelphia, Weik; London, Trübner.)

Das Prinzeßtheater unter Keans Leitung bringt Faust zur Aufführung. Armer Faust! Die Höllenqualen werden von diesen Theaterdirektoren nicht für genügend für Dich gehalten. Die englische Bearbeitung haben wir nicht gesehen, aber sie ist nach einer französischen Verarbeitung übersetzt, und in dieser erinnern wir uns, daß Monsieur Carré den „König von Thule" unter anderem folgendermaßen französirt:

. . . . .

Auquel sa maitresse mourante
Donna une coupe en or ciselé!

Dem sterbend seine Buhle
Einen goldenen Becher gab!

— en or ciselé! Armes Gretchen! Armer Faust! Armer Göthe!

In Drurylane hat sich eine neue Operncompagnie gebildet, die das Haus zu den wohlfeileren Theaterpreisen dem Publikum öffnet, eine wichtige Verbesserung. Franes befindet sich unter den Leitern. — Die Cruvelli, zu deutsch Fräulein Crüwel aus Westphalen, singt mit großem Beifall in Coventgarden. — Eine französische Gesellschaft giebt Schauspielvorstellungen im St. Jamestheater; ein deutsches Theater ist dies Jahr nicht zu Stande gekommen. Dagegen hat wieder, wie im vorigen Jahre und mit demselben außerordentlichen Beifall der Cölner Männer-Gesangverein eine Reihe von Concerten in den Hanoversquare-Rooms begonnen.

Gestorben ist in hohem Alter der Marquis von Anglesea, der unter dem Titel Earl von Urbridge bei Waterloo die Cavallerie befehligte. Er verlor in der Schlacht ein Bein, das auf der Wahlstatt unter einem Denkmal begraben, ein Umstand, der Byron Veranlassung zu einigen bekannten Versen gab. Als O'Connell seine Agitation begann, war Anglesea Vicekönig von Irland und zeichnete sich durch seine versöhnliche Haltung aus.

Englische Zeitungen („Daily News", Abendausgabe v. 6.) enthalten den folgenden Paragraphen:

„Todesfall auf der Straße. Gegen 5 Uhr gestern Nachmittag, wurde bei St. Matthäus Kirche, Cityroad, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden durch einen anständig gekleideten Mann im besten Alter angezogen, der plötzlich von heftigem Husten befallen wurde und große Massen dicken Blutes auswarf. Er wurde für eine kleine Weile längs der Straße fortgeführt, aber sein Zustand wurde schlimmer, und er starb auf dem Pflaster nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde. Die Meinung der Anwesenden war, daß der Bruch eines Blutgefäßes Erstickung und Tod erzeugt habe. Einige Verzögerung trat ein, da kein Polizeimann erschien, endlich wurde der Leichnam von einem Constabler nach St. Lucas Werkhaus gebracht, um dort der Todtenschau unterworfen zu werden. Die folgende Adresse wurde in dem Hut des Verstorbenen geschrieben gefunden: William Gegorg, 4. Smithfield-Cals ꝛc."

Das findet sich denn unter einer Reihe von Notizen über Börsenschacher, Mißgeburten, Viehzucht, Racenpferde ꝛc., und die Gleichgültigkeit, mit der ein solches Factum von einer Redaction und von der Mehrzahl der Leser behandelt wird, ist vielleicht noch scheußlicher, als die Thatsache selbst. Ein Engländer, der, wir wissen es, edelgesinnt und dem wir das Blatt gezeigt, entgegnet unsrer Entrüstung über solche Thatsache nur, daß sie nicht möglich sei. Leider haben wir keinen Grund, ihre Wirklichkeit zu bezweifeln. Sie könnte mit Abscheu gegen die große Stadt und den moralischen Zustand einer Gesellschaft erfüllen, in der solches möglich. Wie! in einer Stadt, die sich nicht weniger, als Paris, die Hauptstadt der Welt nennt, in die so viel Reichthum, so viel Intelligenz zusammenströmt, unter dem Schutze der Freiheit, nähert sich der Tod einem Manne, der nicht einmal unter dem Fluch der ärmlichen äußeren Erscheinung steht: Es ist gegenüber einer der Kirchen, mit denen diese Stadt besäet, und in denen die Parabel vom barmherzigen Samariter gelesen wird, und nicht eine Hand leistet ihm wirklich Hülfe; es ist auf einer belebten Straße und nicht eines der Häuser, die „des Engländers Burg", thut sich auf, ihn aufzunehmen, zu pflegen. Es ist unter der Controle einer wohlorganisirten Polizei, und nicht einmal ein Polizeimann, da sich kein anderer Mensch finden will, ist da, der ihn zu einem der Aerzte leite, deren Häuser

Digitized by Google

mit charlatanartiger Ausstattung überall hervorglänzen. Er wurde „für eine kleine Weile längs der Straße fortgeführt", im Todeskampfe fortgeschleppt und Hunderte müssen sich indessen um ihn versammelt haben. Diese „Anwesenden" haben eine „Meinung": wie es denn eigentlich komme, daß der Mann sterbe! Endlich nach fünfzehn langen Minuten stirbt er, „auf dem Pflaster". Aber auch dem Todten gegenüber findet sich in den anwesenden Scheusalen keine Mahnung, die versäumten Pflichten der Menschlichkeit wieder gut zu machen. Dem Franzosen wäre wenigstens der Leichnam heilig gewesen. Er blieb auf der Straße liegen, „da kein Polizeimann erschien"; und nachdem „einige Verzögerung eingetreten war", brachte ihn endlich ein Constabler nach dem „Werkhaus", jenem scheuslichen Institut, von dessen Thoren so viele Unglückliche abgewiesen werden, und in dessen Thoren ein Zustand der Sklaverei und Entwürdigung herrscht, den man von den Armen selbst bezeichnet hören muß. Das Werkhaus — das Wort ist genug, alle die Ungerechtigkeit unsrer Gesellschaft uns vor Augen zu rufen.

Nein, wir wollen das Bild dieses schrecklichen erschreckenden Todes unsern Lesern nicht länger ausmalen! Wer nicht fühlt, was es ausspricht, an den sind doch Worte verschwendet.—Wir könnten an unserm eigenen Prinzip des Individualismus irre werden, wenn es wirklich zu solchem Schreckbild der Selbstsucht führen muß. Aber das ist nicht der Fall. Auch unter dem Prinzip der Autorität, der monarchischen oder republikanischen Regierungsbevormundung sind tausend Verletzungen der Menschlichkeit statthaft. Die große Stadt, wo der Mensch zur Ziffer wird, trägt unter allen Systemen einen großen Theil der Schuld. Hier überdieß hat das Christenthum die Humanität erstickt. Eine Warnung aber sind solche Fälle. Sie werden nicht möglich sein, wenn man in dem System des Individualismus nicht vergißt, daß die Freiheit Aller nur dann wirklich besteht und segensreiche Folge haben kann, wenn der Wohlstand Aller nicht außer Augen gelassen wird, und daß mit beiden sich die Bildung einstellen muß und nicht die Bildung des Geistes allein, sondern die, auf welche in der Entwickelung des Menschen Alles ankommt, die Bildung des Herzens.

Eug. Oswald.

Baltimore, 11. Juni 1854.

Das Sängerfest.

Baltimore wird das amerikanische Rom genannt, ist auch im Uebrigen eine so sehr fromme Stadt, daß z. B. kein Vertrag, kein Verkauf und selbst kein Eid gültig ist, der am Sonntage gemacht oder abgelegt wird. „Alles Nichts," ist das Sonntags-Motto, und wäre es so — wie gerne wollte ich mir dasselbe Urtheil gefallen lassen über die paar Worte, welche ich Ihnen heute am Sonntag schreibe.

Vor Monaten hatte ich einen Plan gemacht, Ihnen „Stück um Stück" Baltimore, wie es ist (s)t und — wie es sein könnte, zu beschreiben und ich oder Sie oder Ihr Redakteur oder vielleicht alle drei müssen die Schuld haben, daß es nicht dazu kam. Indessen kam das Sängerfest und als Sänger und Freund und Vertheidiger des Sanges kann ich diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen einige Bemerkungen über dieses Ereigniß einzusenden, denn ein Ereigniß war es, wenigstens für Baltimore.

Die Vorbereitungen zu dem Sängerfeste nahmen die betreffenden Comites viele Wochen in Anspruch und es erforderte die angestrengteste Thätigkeit ihrerseits, um zum Ziele zu kommen. Die ganze Last der Anordnung lag auf den Delegaten des aus sämmtlichen nicht kirchlichen Singvereinen bestehenden Sängerbundes, und es gereicht demselben zu großem Lobe, daß er sich Mühe gab, die hiesigen deutschen Familien gänzlich mit Einquartirung zu verschonen und die Sängergäste auf seine Kosten in guten Gasthäusern gut verpflegte. Obwohl diese Thatsache eine ganz specifisch materielle, erwähne ich ihrer nichts destoweniger ganz absichtlich, da schon Beispiele vorhanden sind, wo das gegentheilige System zum Nutzen der Festgeber, aber mehr noch zum Schaden des Festes befolgt und angewandt wurde. Der hiesige Liederkranz, der so zu sagen die „alte Garde" in der hiesigen ziemlich zahlreichen Sänger-Armee bildet (er besteht schon seit 1836) und die Liedertafel des social-demokratischen Turnvereins, welche beide Gesellschaften unter einem Musikdirektor (Prof. Lenschow) stehen, gaben dem ganzen Unternehmen Halt und Grund, während die übrigen kleineren Vereine sich willigst anschlossen und in jeder Hinsicht betheiligten. Die künstlerische Seite hier ganz außer Augen lassend und nur die wirthschaftliche betrachtend, darf man sagen: der Baltimore Sängerbund hat sich großen pekuniären Opfern ausgesetzt, um seinen schönen Zweck wirklich schön zu erfüllen. Und er hat ihn erfüllt, ohne alle Beihülfe anderer Vereine, deren es eine Menge hier giebt und unter denen wir nur einige bemittelte erwähnen wollen, wie z. B. Concordia, Germania ꝛc.

Doch es ist Zeit, von dem Feste selbst zu reden.

Am Samstag, nach den besten Vorbereitungen, fand der Empfang der fremden Sänger statt, welche unter dem milden Scheine der Transparentlichter nach dem Hauptquartier geleitet wurden, versteht sich unter Sang und Klang. Rull-

Digitized by Google

mann's „Washington-Halle" kann wohl das Canaan der Gäste genannt werden, denn floß auch nicht Milch und Honig allda, war doch im Ueberfluß Alles vorhanden, was einen fahrenden Sänger in die gemüthlichste Stimmung versetzen kann. Das läßt sich Rullmann, der Kunstfreund und Hotelbesitzer, nicht nehmen: wer sein Gast ist, muß zufrieden gestellt werden und ginge darüber die Welt oder wenigstens die Washington-Halle zu Grunde. Das macht: er ist ein Wirth, wie wenig Wirthe und hält auf seine Ehre, ebenso viel, wie auf ein gutes Glas Wein. Nachdem sich die Sängerwelt gütlich gethan an Speise und Trank, wurde gruppenweise gesungen, gespielt und gescherzt, bis die Natur ihre Rechte forderte und ein Trupp Sänger um den andern seine provisorische oder temporäre Heimath suchte. — Vom Sonntag läßt sich wenig sagen, denn, wie fast in ganz Amerika, ist auch hier dieser, ursprünglich der Freude und Erholung geweihte Tag, in Acht und Bann erklärt, und wer ihn genießen will, muß Steuer dafür zahlen, zuweilen eine sehr schwere; so namentlich, seit wir einen Temperenzgeneral zum Sheriff haben. Doch kein Gesetz ohne Hinterthüre — der puritanische Geist wurde überwunden und zwar mit Vergnügen.

Trommelschlag, Trompetensignale und der „musikalische Lärm" ganzer Musikchöre, wie nicht minder die Jubelstimmen der Gesangvereine kündigten, gleich dem Getriller fröhlicher Lerchen, den Montag an. Früh am Morgen traten die einzelnen Vereine aus ihren Quartieren den Marsch nach der Washington-Halle an, wo der große Festzug sich formirte, der bis um die eilfte Morgenstunde durch die Hauptstraßen paradirte. Es ist überflüssig, die verschiedenen Vereine aus den östlichen Städten namhaft zu machen; wenn ich sage, daß 25 auswärtige Vereine und fast ein volles Dutzend hiesiger Liedertafeln ziemlich zahlreich repräsentirt waren, kann sich jeder Leser leicht einen Begriff machen von den vielen prachtvollen Fahnen und Bannern, welche, in Gold und Silber, Seide und Perlen strahlende Standarten des Sängerthums in der Morgenluft flatterten, wie die lebendigen, Blüthenwogen eines Blumengartens im wonneathmenden, freudespendenden Mai. Unter dem Spiele von 5 trefflichen Musikchören bewegten sich tausend Söhne deutschen Liedes und deutscher Ehre durch die Straßen in gleichem Schritt und Tritt stadtauf und stadtab, umjubelt von dem Beifallsturme des frohsinnüberkommenen Volkes. Bekränzt mit Lorbeeren und überdeckt von Rosen langte gegen Mittag der stolze Zug vor dem Maryland-Institute an, in dessen riesiger Halle die Probe für das Abendconzert stattfinden sollte. Ein Königreich für ein Glas Bier! rief ein (wenn's zu sagen erlaubt ist) schweißgebadeter Sänger. Die alte und die neue Welt für ein Glas Wasser! überbot ihn ein Zweiter. Und dessen kein Wunder. Sie hatten unter Blumen und Kränzen einen Triumphzug durch die Wüste des wirbelnden Straßenstaubes gemacht, die „Sänger der Wüste," und lange Stunden lag die lachende Junisonne auf ihrem Haupte wie eine rothe Kohle. Doch Liebe trägt Alles und Liebe überwindet Alles. Der Sänger besiegte heldenmüthig den Zecher. Die Probe fand statt. Es war ein schönes Ringen von Jubel und Klage, von Sturm und Rast, von Sterben und Werden und Sein; ein Ringen auch von vielen hundert lebendigen Menschenstimmen mit einer gewaltigen Masse todter Instrumente, denen Künstlerhand erst Klang und Ton, Schmelz und Kraft einhaucht. Die Musik spricht zum Herzen, und wie das lebendige Wort tiefer geht, als die geschriebene Rede, so packt der Gesang aus der Menschenbrust den ganzen Menschen mehr, rührt ihn tiefer, hebt ihn höher, als die Uebersetzung seiner inneren Gedanken es vermag, welche ein Virtuos mit Meisterhand uns auf einem leblosen Instrumente liefern kann.

Bei dieser Probe machte Direktor Lenschow die frappante Bemerkung, daß verschiedene fremde Vereine sich mit dem Einstudiren des festgesetzten musikalischen Themas (Wüste) äußerst oberflächlich befaßt hätten. Einen Mann, wie Lenschow, ganz dazu gemacht, solche Elemente zu exerziren, ins Feuer zu führen und zu beherrschen, kann eine solche Entdeckung nicht zur Verzweiflung bringen. Frisch drauf und dran, hieß es und wieder und wieder wurde geprobt, die lechzenden Kehlen mußten Ordre pariren und endlich setzte der Taktstock in der Hand des tapfern Direktors die Sänger ununterbrochen durch und über die Schrecken der Wüste nach der grünen Oase des Sieges. „Nun danket alle Gott!" hätte Lenschow jetzt mit dem Kirchenküster anstimmen mögen, und seiner Sache gewiß, entließ er die Sänger und „Musiker aller entdeckten und unentdeckten Welttheile."

Diese aber schüttelten zu dieser glücklichen Frist den Staub nicht von ihren Füßen, sondern von ihrem „innern Menschen" und thaten sich gütlich allerwegen; unter den Wappenschildern in Rullmann's Washington-Halle, unter kühlen Bäumen bei Schweiny im Turner-Hof, bei Schmitz, bei Holtzmann und wie diese Tafeldecker und Mundschenke der Menschheit mehr alle heißen. Nach dem Mittagessen ward Schlendern und Bummeln Tagesbefehl, und wenn wahr ist, was Seume in den Worten sagt: „Böse Menschen haben keine Lieder," so war die Bekehrung von ganz Baltimore zum Durchbruch gekommen;

Denn überall, allüberall,
Erklang von froden Liedern —

und der Schwur unsers Bürgermeisters Hollings,

Digitized by Google

an den kein Mensch mehr glaubte, erfüllte sich: der Rowdyismus hatte aufgehört!

Der Abend war gekommen. Die Violinspieler, sammt den Paukenschlägern stimmten ihre Instrumente und den kurzen Cigarrenstummel über die Schulter von sich werfend oder die letzten bierduftenden Thränen aus dem Schnurrbart pressend stiegen die letzten Nachzügler der Sänger auf das Emporium. Ein Lichtmeer ergoß sich aus zahllosen Gasröhren über eine, in stummer Erwartung dasitzende Zuhörermasse von mindestens viertausend Personen, unter welchen das „schöne" Geschlecht noch stärker vertreten war, als das „schöne Männer-Viertel" auf der linken Seite im Parlamente zu Frankfurt, wo Hartman und Simon saßen und „gallerieswärts" schmachteten.— Endlich schüttelte der „Löwe der Wüste" die Mähne (werde ja wohl bei dem kühnen Direktor diese Bilderſprache gebrauchen dürfen) und nach dem instinktiven Getöse, das solchen Productionen die Darsteller als Vorspiel vorangehen lassen, begann das „Gebet vor der Schlacht." Der Anfang ließ mich nicht alle Schrecken der, sondern für die Wüste fürchten. Er war schlecht. Kein Wunder: Viele Sänger hielten die David'schen Noten in Händen und stimmten statt des Körner'schen christlichen Soldatengebetes einen mohamedanischen Beduinengesang an. Der Irrthum wurde zwar plötzlich entdeckt, aber die nothwendige Folge war, daß erst die zweite Strophe so harmonisch gesungen wurde, als man von einem Chor erwarten konnte, der da meinte: es sei gar nicht nöthig, eine Probe eines Liedes wegen zu halten, das jeder Bruder Straubinger im Traume pfeife. Der Eindruck, den das „Schlachtgebet" machen soll, muß ein begeisternder, erhebender, ergreifender sein. Er war Nichts von Alle dem. Doch Ende gut, — Alles gut. — Nach einer kleinen Pause begann die Aufführung des Hauptstückes. „Der Wüste Bild gibt von dem Ew'gen Kunde"— fing Dr. Windwart, der „bartigste der Barden" zu deklamiren an mit einer Stimme, die seinen Lungenflügeln alle Ehre machte, denn sie trugen seine Worte wie schwere Donnerwellen über alle Strohhüte und Pfauenfedern bis auf die hinterste Bank des Saales, wo der „letzte Mensch" von 5000 Zuhörern der Kunde vom Ewigen lauschte. Diese Vortragsweise steht im Widerspruch mit dem sanften Charakter der Musik, welche gleichzeitig sich entwickelt. Der Rhapsode hat hier die bescheidene Stelle des Dolmetschers zu spielen, nicht des Deklamators eines sehr schlechten Textes; er ist der Vermittler zwischen Publikum und Musik: man muß ihn hören, weil man sie hören will. Musiker mögen etwa 150 im Orchester erschienen sein, Virtuosen und Nichtvirtuosen; Künstler von, oder ohne Beruf und Dilettanten von großen Gaben. Es ist meine Sache nicht, hier in's Detail zu gehen und Ihnen würde es zu viel des Raumes kosten, lassen Sie mich daher kurz sein, um vorwärts zu kommen und rund heraus gestehen, daß die Leistungen der Musiker sowohl, wie der Sänger, in Aufführung der Weise die höchsten Erwartungen übertrafen, die man an ein aus so fremden Elementen zusammengesetztes Ganzes stellen konnte. Der Eintritt in die Wüste, der Zug der Caravane, der Sturm, die Abendstille, Freiheit in der Wüste, Liebestraum, Sonnenaufgang, Verschwinden der Caravane, Lobgesang Allahs— diese Themate bilden den Stoff und sind vom Tondichter David in einer Weise behandelt, welche Bewunderung in ganz Europa hervorrief nnd den Namen des Componisten unsterblich machte. Und dieselben Abtheilungen mit ihren direktesten Gegensätzen, mit Forte und mit Piano, mit Adagio und Crescendo — sie wurden gespielt, gesungen, ausgeführt, als ob Sänger und Künstler eine einstudirte Operngesellschaft wären und das Werk wiederholt zur Darstellung schon gebracht hätten. Das ist des Lobes viel, aber mit Recht gesagt. Herr Wagner von hier sang die Solopartien und wir möchten fast behaupten, daß sein dießmal bewiesener Fleiß, der ihn mit der größten Sicherheit aufzutreten befähigte, sehr viel zum Gelingen des Ganzen beitrug, denn sein Gesang war der rothe Faden, der sich durchs Ganze zog und der für Viele gleichzeitig ein Leitfaden sein mochte. Schade um diesen Sänger, daß er nicht vor Jahren schon für die Gesangeskunst, für eine Bühne gewonnen wurde; er verfügt heute, nicht mehr in der Blüthe seiner Stimme, über Umfang und Gewalt des Tones, wie nur selten so glücklich vereinigt sie getroffen werden können. Nach jeder der drei Abtheilungen brach ein wahrer Sturm von Beifallsbezeugungen los und wie leider üblich und nicht zu verhüten, ließen manche Wartnichte die Bomben ihrer Begeisterung oft inmitten des Vortrags der zartesten Stellen schon losplatzen, das ganze Auditorium auf diese Weise um die Blume aller Kunst beraubend. Andere fingen zuweilen bei der gewöhnlichen Einleitungsstelle zu klatschen an und beantworteten auf diese Weise die große historische Frage Hassaurecks negative, indem sie bewiesen, „was ein Geist nicht ist!?" Triumph auf der Stirne und Stolz auf der Nase nnd mit einem Munde — fix und fertig zum Victoriarufen stand Lenschow da, als der ossianischfinstere Rhapsode mit den Schlußversen

Im Aether wogen bunte Melodien,
Ich fühle sie durch meine Seele ziehen,

gleichsam zuseufzte: es ist vollbracht!

Und Direktor Lenschow durfte wohl triumphiren, denn vor dem Feste ließ ihm der Dämon Meyerbeer keine Ruhe mehr und die erstickende Melodie:

Digitized by Google

„Du siehst meine Angst!“ aus dessen Gnadenarie peinigte den Taktstabschwinger bitter, denn tagelang klang oder mißklang sie in seinem Ohre. Den Schluß des Conzertes bildete Abt's liebliches, heiteres „auf den Bergen ist es schön,“ das mit Jubelmuth aus der Brust gesungen wurde, wie es gedacht und gemeint ist. Die ganze Production war in zwei Stunden vorbei, was allen denen zu kurz dünkte, welche nicht mitsingen, daheim lange Weile haben und die höchste Schönheit des Gesanges in der natürlichen Dissenanz finden, welche nur eine in einer 5 aktigen Oper heißer gewordene Stimme hervorzubringen vermag.

Dienstag zu früher Stunde war die ganze Sängerwelt, die eine fröhliche Nacht hinter sich hatte, wieder munter und in imposantem Zuge, die Majore Eltermann und Heinz und den Gentleman G. Volkmar zu Pferde an der Spitze, marschirte das schöngeschmückte Volk frohen Gesichtes den Agricultural Grounds zu, wo das ländliche Fest, das Fest des heitersten Vergnügens und Genießens gefeiert werden sollte. Die Mount Vernon Garde, Capt. Wiephorst und die Taylor Dragoner, Capt. Esthbach, gaben das Ehrengeleite. Nachdem die durstigen Naturen eine Viertelstunde lang ihr Recht geltend gemacht hatten, gab eine Fanfare aus Capellmeister Lehnhardts Silberhorn das Zeichen zur Sammlung um die Rednerbühne, und Herr Scheib, der ein Pastor an der Zionskirche, nebenbei aber ein noch besserer und nützlicherer Chemiker und Naturforscher ist, begann die Festrede. Er bekämpfte seinen Kirchenstyl, wurde aber dessen nicht ganz Meister und der Umstand, daß er ziemlich weit ausgeholt hatte und bei den Griechen und Römern beginnend sehr ausführlich demonstrirte, nahm der Rede den schönsten Reiz—die Frische und das Feuer, Eigenschaften, welche bei solchen Gelegenheiten weniger fehlen sollten, als die sorgfältige Rhetorik und die unfehlbare Richtigkeit angezogener Jahrzahlen. Heiße ich die Rede nicht gut, will ich doch Denen beistimmen, welche sie schön genannt haben. Daß die Sänger einen Pastor zum Redner haben mußten, ist ihre Sache. Nach Herrn Scheib trat der Advokat Horwitz auf, ein junger Mann, Sohn deutscher Aeltern. Advokaten verstehen sich auf die Kunst zum Volke zu sprechen und Orville Horwitz bestätigte diese Annahme. Er gab sich weniger Mühe, seine Hörer über die Kunst zu belehren, als vielmehr, ihre Liebe dazu anzufachen und warm zu erhalten. Seine Rede hat mir sehr gefallen und der junge Mann scheint in der That nicht blos als berechnender Advokat, sondern mehr noch als begeisterter Kunstfreund gesprochen zu haben. Er erntete von Deutschen und Amerikanern, die ihm aufmerksam lauschten, den ungetheiltesten Beifall.

Vom Kopf zum Magen — diese kurze Distanz wird stets um so schneller zurückgelegt, je besser die Tafel besetzt ist. So dießmal. Der Wirth Peters hatte etwas Ausgezeichnetes geliefert und unsere liebe Stadtobrigkeit, die ein gutes Beispiel gab und den Dienst der Angriffscolonne auf die das Mittagsmahl umgebenden Flaschenbatterien versah, feuerte männiglich zum heldenmüthigen Angriff an. Der Mahlzeit folgten die Toaste, wie die Schatten dem Lichte und die Philadelphiaer Sänger gewannen unter dem Sturme von Trinksprüchen noch der Besinnung genug, um sich zu erinnern, daß der Direktor des musikalischen Festes, Hr. Lenschow, auch der Componist des Schnauffer'schen Preisliedes sei, was Baltimore und der Rest der Menschheit im Weichbilde Baltimores ganz vergessen hatte. Ihr Denken war Beschluß und die Philadelphier sangen das Preislied ohne die Götter vorher um Erlaubniß zu fragen. Darauf wieder Reden, Gesänge, Spiele und Erheiterungen bis in den sinkenden Abend. Mit den langen Schatten war das Zeichen zum Schlusse des allzukurzen Tages gegeben und ungestört trat der Zug den Rückmarsch an, wohl an die fünfmal tausend Mann, nebst Weibern und nebst Kindern. Selbigen Abends versammelten sich noch die verschiedenen Delegaten, welche nur zwei Beschlüsse faßten, so vernünftig als möglich. Sie beschlossen sich an dem Barnum-Humbug nicht zu betheiligen und das 55er Sängerfest in New York, Ihrem sündigen Gotham zu feiern, wogegen ich gar nichts einzuwenden habe, wenn die New Yorker sich gastfreundlich zeigen wollen, wie die Sangesfreunde Baltimores. Am Mittwoch zogen der größte Theil der Sänger, von seinen Freunden mit klingendem Spiele nach dem Bahnhofe begleitet, heimathwärts.

Damit haben Sie eine gedrängte Skizze. Vielleicht später noch einige Reflexionen über diesen Gegenstand.

Zum Schlusse nur noch die zwei Fragen: Liegt es im Interesse des Volksgesanges, den die Sängerbünde pflegen sollen, Werke aufzuführen, wie die „Wüste“, großartige Schöpfungen, die mühsam einstudirt werden, um einmal gesungen und dann vergessen zu sein oder sollen nicht vielmehr die Sänger gerade des Liedersanges pflegen? Und zweitens: wäre es nicht in vielen Beziehungen besser, im Bunde mit Schützen und Turnern alle zwei oder drei Jahre Feste zu feiern? C. H. S.

Digitized by Google

Deutsche Flüchtlinge.*

Von Robert Prutz.

Der heimathlose Mann war den alten Deutschen ein „elender" Mann. Die geliebte Heimath mit dem Rücken ansehen, als Flüchtling das bittere Brod der Fremde essen und endlich sein müdes Gebein in einem fremden Boden verbergen müssen, schien ihnen so sehr der Inbegriff alles menschlichen Leidens, daß sie das Wort Elend, das ursprünglich nur die Fremde und das Leben in der Fremde bedeutet hatte, auf jede äußerste Noth und jenen Zustand allgemeiner Verlassenheit und Hülflosigkeit übertrugen, wo den Unglücklichen selbst die Hoffnung verläßt; die deutsche Sprache hat noch bis zur Stunde kein herberes, kräftigeres Wort, den äußersten Gipfel des Unglücks, sei dasselbe ein persönliches, sei es ein allgemeines, zu bezeichnen, als im „Elend" — das heißt also ursprünglich in der Verbannung leben.

Was unsere Altvordern, mit dieser heißen Liebe zum Vaterland, mit diesem tiefen, schmerzlichen Abscheu vor dem Leben in der Fremde, das in ihren Augen gar kein Leben mehr war—was sie wohl dazu sagen möchten, wenn sie die Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen erblicken könnten, welche Deutschland heutzutage Jahr ein Jahr aus über alle Theile der Erde ausstreut und von denen sogar die Wenigsten nur den Wunsch oder die Absicht hegen, jemals wieder ins Vaterland zurückzukehren?!

Denn nothwendig müssen wir den deutschen Flüchtlingen der Gegenwart nicht bloß Diejenigen beizählen, die durch politische oder andere von ihnen unabhängige Motive zur Flucht aus dem Vaterlande genöthigt werden, sondern auch Diejenigen gehören dazu, die dasselbe freiwillig verlassen — nämlich wenn es freiwillig heißt, die Schrecken der Verarmung hinter sich und die Möglichkeit einer neuen, glücklichern Existenz jenseit des Oceans vor sich zu haben. Der größere Theil unserer Auswanderer ist sogar noch viel mehr auf der Flucht und verläßt das Vaterland noch weit gezwungener als Diejenigen, die durch eine rasche Flucht blos dem Kerker oder vielleicht gar dem Schaffot entgehen wollen; es ist leichter, ohne Zweifel, sein Haupt dem Ueberwinder darbieten, der unserm Schmerz und unserer Schmach vielleicht mit einem Streich ein Ende macht, als alltäglich das Gespenst des Hungers hinter sich haben und in Arbeitslosigkeit und Mangel langsam zu Tode frösteln.

Immerhin aber, mag er nun die Heimat aus dem einen oder dem andern Motive verlassen haben, so gehört der deutsche Flüchtling in diesem Augenblick unstreitig bereits in allen Theilen der Welt zu den gekanntesten und verbreitetsten Erscheinungen. Von den öden Steppen und Eisfeldern des nördlichen Amerika, in denen nur der Jäger ein kläglich gefahrvolles Dasein zu fristen vermag, bis zur glühenden Sonne Australiens, von dem unfruchtbaren Sand der afrikanischen Wüste bis zu den goldhaltigen Felsen von Californien oder dem üppigen Boden von Ostindien gibt es bald keine Scholle Erde mehr, die nicht der Schweiß eines deutschen Flüchtlings getränkt und urbar gemacht hätte. Selbst wenn wir uns nur auf die eigentlichen politischen Flüchtlinge beschränken, so ist auch ihre Zahl zu einer Höhe angewachsen und hat eine Ausdehnung erreicht, von der wir früher,

*) Diese Skizze erschien Ende März d. J. im „Deutschen Museum". Wir nehmen sie um so lieber in die Spalten der Monatshefte auf, je seltener sich jetzt einmal in Deutschland eine Stimme zu Gunsten der politischen Flüchtlinge zu erheben und den vielfachen Schmähungen und Verläumdungen, mit denen die Reaktion nach dem Siege über die Abwesenden herfällt, die Spitze zu bieten wagt. Ein solches Wort, wie es Prutz hier gesprochen, macht ihm alle Ehre und verdient auch von denen anerkannt zu werden, für die es gesprochen. Als historische Skizze gewährt es einen Ueberblick über die ganze Reihe der Kämpfe des alten Vaterlandes und erschließt gewiß Manchem eine neue Einsicht in die Bedeutung dieser Kämpfe und ihrer Vertreter. Charakteristisch ist, daß drei der Tüchtigsten unter diesen, Hutten, Forster und Börne, so kosmopolitisch auch ihr Denken war, doch von dem Kummer über das Unglück des Vaterlandes überwältigt und alle drei einem frühen Grabe zugeführt wurden. Charakteristisch ist ferner, daß es nur solchen deutschen Flüchtlingen gelang, innerhalb ihres Vaterlandes eine erfolgreiche Thätigkeit in größerem Maßstabe zu entwickeln, die nie ganz aus ihm verstoßen worden waren, sondern nur eine Stadt oder ein Reichsland hatten mit einem andern vertauschen müssen. Diese beiden Wahrnehmungen führen uns nothwendig zu einer etwas verschiedenen Schlußbetrachtung, als die Robert Prutz am Ende seiner Skizze macht. Wir glauben nicht, daß die Gastgeschenke der Flüchtlinge der jüngsten deutschen Revolution, die sie etwa dahin mit zurückbringen dürften, sehr groß sein werden. „Kraft und Muth" fehlen freilich in Deutschland sehr; wenn die Deutschen sie sich aber nicht unter sich zu verschaffen vermögen, so wäre es Schade darum, wenn rückkehrende Flüchtlinge sie nochmals in Deutschland verschwendeten, statt in andern Ländern damit zu wirken. „Besonnenheit" haben die Deutschen viel zu viel und ein „Freiheitssinn, der das Gesetz als das Höchste über sich erkennt," ist unter den deutschen Flüchtlingen gewiß nur dann zu finden, wenn das „Gesetz" vom Volke gegeben, der Ausdruck seines Willens ist. Für dieses Gesetz, dem sogar die äußere Form nicht mehr mangelte, traten 1849 die jetzigen Flüchtlinge gegen die rebellischen Fürsten und Regierungen in die Schranken. Mag sich die deutsche Nation erst das nachholen, was sie damals in ihrer Mehrheit verabsäumte, dann erst wird ihr der Freiheitssinn etwas nutzen, der „das Gesetz als das Höchste über sich erkennt."

Von einer „Schuld, die auch den Flüchtlingen „anhafte" und für die sie sich mit Gastgeschenken „lösen" sollen, hätte aber Hr. Prutz nicht sprechen sollen. Deutschlands Schuld gegen die Flüchtlinge ist doch wahrlich so groß, daß das, was diese aus Irrthum und Unerfahrenheit etwa an ihm verschuldet, eine wahre Bagatelle dagegen ist. Deutschland mache sich erst frei, oder beginne wenigstens energisch den Freiheitskampf, dann wird die Zeit gekommen sein, die Flüchtlinge an ihre Pflicht gegen dasselbe zu erinnern. An warmer Anhänglichkeit an die Heimath fehlt es den Flüchtlingen, selbst in Amerika, gewiß nicht, so feind sie auch den jetzigen Zuständen daselbst sind. Wenn und ob die Banner der Freiheit in Deutschland aufgepflanzt werden, ist eine Frage, die sich von drüben sicher am besten beantworten läßt. Die Flüchtlinge dürfen sich damit nicht allzusehr beschäftigen, wenn sie die Aufgabe, die ihnen ihre Stellung in einem andern Lande auferlegt, nicht verabsäumen wollen. Dazu rechnen wir auch sehr gern die, welche Prutz angibt, „deutsche Bildung und deutsche Sitte" zu verbreiten. D. Red.

Digitized by Google

wenigstens in Deutschland, keine Ahnung hatten. Der deutsche Flüchtling mit seiner harten, rauhen Sprache, seinem verwilderten Aeußern, seiner ehrenhaften Bereitwilligkeit zu jeder Arbeit, aber leider auch mit seiner lauten Verachtung des Vaterlandes, seiner Geringschätzung heimischer Sitte und seiner Uneinigkeit untereinander, ist so gut bekannt in der Alten und Neuen Welt und gehört ebenso zu den stehenden Figuren der Gegenwart, wie der französische Emigrant zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder der polnische Flüchtling zu Anfang der dreißiger Jahre. Selbst in die Literatur fängt er bereits an überzugehen, wie es zu gewissen Zeiten mit jenen der Fall war; die flüchtigen französischen Marquis, die in den Romanen aus dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, mußten ihren Platz zuerst den verbannten Polen räumen, die durch ihre Schönheit, ihre Ritterlichkeit, ihr Unglück allein schon hinreichend waren, eine Geschichte interessant, ein Stück unterhaltend zu machen — und auf sie nun folgen in Dramen und Romanen die deutschen Flüchtlinge; die die Polizei verjagt hat, läßt die Poesie wieder ein.

Und doch würde es trotz dieser poetischen Verklärung ein verwegenes Unternehmen sein, wenn Jemand behaupten wollte, daß diese große Zahl von Flüchtlingen ein Glück für Deutschland oder ein Zeichen seines geistigen und leiblichen Wohlstandes sei. Im Gegentheil wird es stets nur als ein Symptom tief innerlicher Zerrüttung gelten dürfen, wenn ein Staat und ein Volk nicht mehr im Stande ist, die verschiedenen Elemente, die sich in ihm selbst auf geschichtlichem Wege entwickelt haben, friedlich bei einander zu beherbergen und in gegenseitiger Einwirkung mit einander auszugleichen; es wird immer ein trübes Zeichen für die Zukunft eines solchen Volks sein, wenn (wie es jetzt bei uns der Fall ist) gerade den Vertretern dieser Zukunft, seinen jüngsten, feurigsten Köpfen, nur die Wahl bleibt zwischen Kerker oder Flucht in die Fremde.

Allerdings gibt es Staatsweise, welche in der wachsenden Anzahl unserer Flüchtlinge allen Ernstes einen Gewinn für den Staat erblicken und sich jedesmal schadenfroh die Hände reiben, wenn wieder Einer, überdrüssig des heimischen Elends, in das Elend der Verbannung gegangen ist. An jedem Flüchtling, meinen diese Vortrefflichen, wird doch wenigstens der Strick gespart; gleich einem wohlthätigen Aderlaß, meinen sie, befreien unsere Flüchtlinge uns von einer Menge unreifer, um nicht zu sagen unlauterer Elemente, die dem Vaterlande mit der Zeit noch höchst gefährlich hätten werden können und es zum Theil wohl auch schon geworden sind. Ueberhaupt, folgern sie weiter, wer der Heimath den Rücken wendet, oder wer einmal so weit gekommen, daß er ihr denselben wenden muß, an dem geht auch der Heimath selbst nichts mehr verloren. Nur die Feigen fliehen; was ein rechter Mann ist, und mag es immerhin ein Revolutionär sein, der hält es mit Danton, der auch das Vaterland nicht an den Schuhen wegtragen konnte und darum ebenfalls lieber das Leben opferte als die Heimath. Weit entfernt also, durch die zunehmende Flucht unserer Jugend etwas einzubüßen, hat Deutschland nach der Ansicht dieser Staatsweisen nur einen Gewinn davon, indem die Zurückbleibenden dadurch um so gediegener, um so tüchtiger werden; nur der leichte Schaum explodirt und geht in die Luft, während der reife, milde Wein im Gefäß zurückbleibt.

In Wahrheit jedoch ist diese Ansicht so verkehrt und wird auch durch die Selbstgefälligkeit, mit welcher man sie vorträgt, nur so wenig gebessert, daß gewiß Niemand von unsern Lesern hier eine ernstliche Widerlegung derselben erwartet. Auch ist es überhaupt nicht der Zweck dieses Aufsatzes, sich über die Lage unserer gegenwärtigen Flüchtlinge zu verbreiten, die verschiedenartigen Motive zu prüfen, welche sie aus der Heimath getrieben, die Anhänglichkeit zu vergleichen, die sie derselben auch noch aus der Fremde her bewahren, und danach die Hoffnungen abzumessen, welche Deutschland auch noch auf diese seine ärmsten, seine wahrhaft „elenden" Söhne setzen darf. So interessant eine solche Uebersicht auch sein würde, so ist doch theils der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen, theils fehlt es dem Verfasser auch an dem dazu erforderlichen Material. Vielmehr, indem wir uns auf das zunächst gelegene Gebiet der Literatur beschränken, soll uns hier nur die Frage beschäftigen, welchen Einfluß das Flüchtlingsleben in alter und neuer Zeit auf unsere Literatur ausgeübt hat und in welcher Verbindung diese letztere mit den Schicksalen, den Kämpfen und Leiden unserer Flüchtlinge steht.

Denn auch unsere Literatur hat ihre Flüchtlinge; mag die Anzahl der „Elenden" sich auch neuerdings in Folge unserer politischen Kämpfe allerdings außerordentlich vermehrt haben, so bilden diese politischen Kämpfe selbst doch keineswegs den Anfang unsers Flüchtlingswesens, noch sind sie die alleinige Veranlassung, welche zu den verschiedensten Zeiten die Blüthe der deutschen Jugend ins Exil getrieben. Jede Zeit hat, wie ihre Helden, so auch ihre Märtyrer; jede neue Bahn der Entwickelung, die sich im Leben eines Volkes öffnet, führt zunächst über Leichen, und sollten es auch nur gebrochene Herzen, nur ermattete und zu Tode gehetzte Geister sein. Wie jetzt unsere politischen Flüchtlinge, so haben wir in früheren Abschnitten unserer Entwickelung, wo Wissenschaft und Poesie den Inhalt des deutschen Lebens bildeten, auch unsere wissenschaftlichen und poetischen Flüchtlinge gehabt. Die lange Reihe

Digitized by Google

derselben mit ihren wechselnden Schicksalen, ihren Leiden und Kämpfen würde allein genügend sein, ein Buch damit zu füllen; hier wollen wir nur einige der glänzendsten Namen herausgreifen und nur die allgemeinsten Epochen abgrenzen, die sich auch hier wieder, innerlich wie äußerlich, unterscheiden lassen.

Es sind besonders drei Elemente, welche das moderne Leben unseres Volkes erfüllen und seine Entwickelung bestimmen: die Theologie, die Poesie und die Politik, entsprechend den drei großen Faktoren alles nationalen Lebens überhaupt, der Religion, der Kunst und dem Staate. Jedes dieser Elemente hat bei uns eine zeitlang ausschließlich geherrscht und die gesammte Kraft der Nation, ihr Denken und Trachten, ihr Thun und Handeln an sich gezogen; wir unterscheiden in der Geschichte des deutschen Geistes deutlich ein theologisches, ein ästhetisches und ein politisches Zeitalter. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob ein Element das andere jedesmal vollständig ausgeschlossen hätte und als ob z. B. während unserer theologischen Epoche Poesie und Politik bei uns gar nicht vorhanden gewesen wären: sondern nur davon ist die Rede, daß jedesmal eines dieser Elemente als herrschendes Gestirn am Himmel steht, während die beiden andern theils im Auf-, theils im Niedergang begriffen sind.

Und zwar erstreckt unsere vorzugsweise theologische Epoche sich von der Reformation bis gegen das Ende des 17. Jahrh.; das 18. Jahrh. ist das vorzugsweise ästhetische Jahrhundert, während wir mit dem 19. vielmehr in das Gestirn der Politik und der staatlichen Bewegung eingetreten sind. Jede dieser drei Epochen hat ihre Kämpfe, ihre Niederlagen und ihre Siege; auf allen drei Gebieten treten Alter und Jugend, praktischer Besitz und idealistisches Verlangen sich schroff und feindselig gegenüber; auf allen dreien ist auch Blut vergossen und sind auch Menschen ins „Elend" getrieben worden.

An der Spitze dieser Flüchtlinge erblicken wir denselben Mann, dem man überhaupt überall in den Anfängen unserer modernen Geschichte begegnet, wie dem Achill in dem Kampf um Ilion — er selbst die wahre Achillesgestalt in dem großen Epos unserer Reformationsgeschichte, jung, schön, tapfer wie Achilles und ebenso trotzig und ebenso dem Untergange geweiht.

Es ist natürlich Niemand anders als Ulrich von Hutten, von dem wir reden; Gelehrter, Dichter, Staatsmann, vereinigt er gleichsam in seiner Einen Person die dreifachen Elemente unserer modernen Geschichte überhaupt und stellt sich damit als der eigentliche Vorläufer, die eigentliche jugendliche Heldengestalt derselben dar. Auch die Reihe unserer berühmten Flüchtlinge wird durch ihn eröffnet, und zwar sind es alle drei Gebiete gleichzeitig, Theologie, Poesie, Politik, die ihn von sich ausstoßen und endlich als Flüchtling über die Grenze jagen. Seine gelehrten lateinischen Reden, seine Dialogen und Spottschriften hatten ihn den theologischen Obscuranten seiner Zeit ebenso furchtbar gemacht und ebenso verhaßt, wie die poetischen fliegenden Blätter, die Lieder und Gesprächspiele, die er für Franz von Sickingen und die politische Reform des Deutschen Reichs ausgehen ließ, ihm die Verfolgung der politischen Machthaber zuzogen. In seiner Jugend hatte Hutten, wie es eben die Art der Jugend ist, aus freier Wahl ein unstet abenteuerliches Leben geführt; zu wiederholten malen war er über die Alpen gestiegen, hatte die Feder mit dem Schwert vertauscht und hatte, gleich Odysseus, „vieler Menschen Städte geseh'n und Sitten gelernet". In der Mitte des Lebens angelangt, mußte er diese Irrfahrten der Jugend nun noch einmal wiederholen: aber jetzt nicht aus freiem Antrieb, sondern genöthigt und hinausgestoßen durch die rohe Gewalt der Faust. In der Fremde, hauptsächlich in Italien, hatte er sich jene Gewalt der Sprache und jene Meisterschaft der Form angeeignet, durch die er später als Schriftsteller so gewaltig und wirksam wurde; hier hatte er auch jenen Haß gegen die „Curtisanen" und Pfaffen eingesogen, der ihn dann zu einem so wirksamen Mitstreiter der Reformation machte; hier endlich, im Studium der Alten und mit empörtem Geist die politischen Mängel des deutschen Lebens überdenkend, hatte er jene Erhabenheit der Gesinnung gewonnen und den Grund zu jenen politischen Plänen gelegt, womit er hinterdrein vor die überraschte Nation trat.

Aber Hutten kam zu früh damit, und so mußten dieselben Eigenschaften, die ihn zu einer andern Zeit und in einem andern, thatkräftigeren und einheitlicheren Volke zum Befreier und Wiederhersteller seiner Nation gemacht haben würden, ihm jetzt nur den Weg in das „Elend" öffnen; der als lustiger Abenteurer begonnen, endet als geächteter Flüchtling. Man kennt die rührende Geschichte seiner Irrfahrten, wie er nach Sickingens Untergange (1522) sich nach der Schweiz flüchtet, derselben Schweiz, die dann noch Jahrhunderte später unzähligen seiner Schicksalsgenossen als erwünschte Zuflucht dienen sollte; wie er aber auch hier, angeblich durch Erasmus' zweideutiges und hinterlistiges Verfahren, die kaum gewonnene Freistätte wieder verliert und nun hülflos, wie ein gejagtes Wild, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken irrt, bis er endlich auf der kleinen Insel Ufenau im Züricherser das Einzige findet, was der vielgequälte und gebrochene Mann noch sucht und braucht — ein Grab. Hutten ist nicht nur das wahre Musterbild eines deutschen Revolutionärs, in seinen Tugenden sowohl wie in seinen Fehlern:

Digitized by Google

großherzig, tapfer, ohne eine Spur von Eigennutz oder Selbstsucht, voll der edelsten und reinsten Zwecke, aber auch unpraktisch, leichtgläubig und niemals dem Zweck die Mittel anpassend — sondern er ist auch ganz vornehmlich das rechte Vorbild der deutschen Flüchtlinge, die ihn deßhalb, von da an, wo sein Gedächtniß überhaupt wieder aus dem Strom der Zeiten emportaucht, auch stets mit besonderer Liebe gefeiert und gleichsam zu ihrem Schutzpatron erhoben haben; als Flüchtling in der Schweiz faßte Ernst Münch den Plan zu seiner Gesammtausgabe der Hutten'schen Werke, und als Flüchtling in der Schweiz schrieb auch Georg Herwegh sein berühmtes Gedicht zu Huttens Ehre.

Mit Hutten und den Bauernkriegen scheidet das politische Element dann überhaupt aus der Reformation aus, wenigstens insoweit dasselbe ein volksthümliches war und die Freiheit des Volks zum Ziele hatte; was von Politik in der Reformation von da ab noch übrig blieb oder was sie an politischen Vortheilen noch zur Folge hatte, das beuteten lediglich die deutschen Fürsten aus, deren Souveränetät bekanntermaßen wesentlich von der Reformation herstammt. Für die Masse des Volks und selbst auch für die Literatur war die Reformation nur noch ein theologisches Ereigniß, und so treten denn consequenterweise die Theologen jetzt auch an die Spitze der deutschen Wissenschaft und Kunst.

Mit dem Zeitalter der Theologen aber kommt auch sofort das Zeitalter der theologischen Flüchtlinge. In ihrer Fortentwickelung gehemmt und aufs neue zu einem bloßen Buchstabenwerk erniedrigt, hatte die Reformation sich bekanntlich ganz ebenso, wie die Anfänge der christlichen Kirche selbst, in eine Menge von Sekten und Coterien zerspalten; Formeln hatte man erfunden und Lehrsätze aufgestellt, auf deren sklavische Befolgung mit der größten Strenge gehalten, deren Uebertretung oder Nichtbeachtung mit der äußersten Härte verfolgt und bestraft ward. Statt durch den großen Gegensatz der katholischen Kirche, die gerade in der nächsten Zeit nach der Reformation den gewaltigsten Aufschwung nimmt und die größten Triumphe feiert, sich selbst zu compactem Zusammenhalten und unverbrüchlicher Einheit anspornen zu lassen, zersplittert die neue Kirche vielmehr in eine Menge kleiner einzelner Kirchen, die sich gegenseitig aufs bitterste anfeinden und verfolgen; einem richtigen Lutheraner des 16. und 17. Jahrhunderts war der Katholik, ja der Türke nicht halb so verhaßt als der Reformirte und umgekehrt. Man redet heutzutage unter uns nur immer von der Inquisition und den Glaubensgerichten der kath. Kirche; allein man vergißt dabei, daß auch die evangelische Kirche ihre sehr zahlreichen, sehr eifrigen Glaubenstribunale gehabt hat, und zwar genau eben so viele wie es evangelische Kanzeln, evangelische Geistliche und evangelische Kirchenvorstände gab. Die Executionen dieser Glaubenstribunale sind nicht so großartig und treten nicht mit diesem blutigen Pomp auf, wie die Autodafés der katholischen Kirche, obwohl auch bei ihnen bekanntlich der Henker nicht selten blutige Arbeit hatte und Scheiterhaufen und Blutgerüste auch in der Geschichte der evangelischen Kirche nicht fehlen. Aber was ihnen an Großartigkeit abgeht, das ersetzen sie durch die Masse; die ganze innere Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis weit in die Mitte des 18. hinein ist angefüllt durch gegenseitige Anklagen und Verketzerungen, durch Verfolgungen der Prediger sowohl unter einander wie von Seiten der Gemeinden, durch Amtsentsetzungen, Verbannungen und Aechtungen. Dieser evangelische Priesterstand, den wir uns so gern als den eigentlichen Friedensstand denken, war dazumal ein sehr unruhiger und sehr gefahrvoller Stand; auf allen Straßen, zu allen Thoren hinaus sah man die flüchtigen Diener des Evangeliums ziehen, bald durch die Kriegshorden der Katholiken, bald durch innere Unruhen der Gemeinden, bald durch einen Machtspruch ihrer weltlichen Gebieter, bald auch durch ihren eigenen Starrsinn und Widerspruchsgeist verjagt. Einzelne berühmte Fälle dieser Art aufzustellen, müssen wir der Kirchengeschichte überlassen, indem wir hier nur an Einen Mann erinnern, der zugleich als evangelischer Liederdichter eine der ersten Stellen einnimmt und den wir ebenfalls noch in hohen Jahren am Stecken des Flüchtlings erblicken, zu einer Zeit, die sich schon für verhältnißmäßig aufgeklärt und duldsam hielt, und unter einem Regenten, der übrigens mit Recht als ein Muster politischer Einsicht und Klugheit gepriesen ward: Paul Gerhard, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter dem Scepter Friedrich Wilhelm des Großen.

Doch müssen wir hier, um Mißverständnisse zu verhüten, sogleich noch eine Bemerkung einschalten. Wir sprachen vorhin davon, wie außerordentlich die Zahl deutscher Flüchtlinge zugenommen und daß bald kein Fleck der Erde mehr sein wird, wohin sie nicht den Segen ihrer Arbeit zugleich mit der Last ihres Elends tragen. Aber nur in einem Lande sind sie nicht mehr zu finden, wo sie ehedem sehr häufig waren, ja wo sie Jahrhunderte hindurch beinahe ausschließlich gefunden wurden: und das ist Deutschland selbst. Der Mangel an einheitlicher Verwaltung, an welchem das Deutsche Reich litt, sowie die Vielherrschaft, unter welcher der deutsche Boden zerstückelt war, führte für unsere Flüchtlinge wenigstens den Vortheil mit sich, daß sie ihren Wanderstab in der Regel nicht allzu weit zu setzen brauchten. Es gab der Herren gar viele in Deutschland, und so viele

Digitized by Google

Herren soviel Grenzen; man brauchte häufig nur zu den Thoren der Stadt hinauszugehen, um auch dem Arm seiner Verfolger entrückt zu sein. Die deutschen Flüchtlinge der ältern Zeit verlassen daher in den meisten Fällen Deutschland gar nicht, sie flüchten sich nur aus einer deutschen Landschaft, oft nur aus einer Stadt in die andere — hatten wir überhaupt keine deutsche Einheit damals, so hatten wir dafür auch keine Polizeieinheit; auch waren jene Transporte und Auslieferungen, die heutzutage ein so bedeutendes Capitel des internationalen Staatsrechts bilden, damals zum größten Theil noch gar nicht erfunden. Im Gegentheil, Fürsten und Obrigkeiten liebten es damals noch, sich in gegenseitigem Schach zu halten, indem sie Einer die Flüchtlinge des Andern bei sich aufnahmen, ihnen Obdach, Unterhalt und Anstellung gewährten und ihnen die Fortsetzung ihrer Wirksamkeit erleichterten; in einer Zeit, wo der Staat überhaupt nur als ein Produkt der Gewalt aufgefaßt ward und daher auch die Staatskunst nur eine Lehre war, sich gegenseitig möglichst viel Abbruch und Schabernack zu thun, waren eben alle Mittel willkommen, die möglicherweise zu diesem Zwecke dienen konnten — also auch der Haß und das Elend der Flüchtlinge. Die äußere Lage derselben war dadurch allerdings für sie vortheilhafter als heutigen Tages; aber daß sie darum das Elend der Verbannung minder lebhaft empfunden hätten, darf man doch nicht glauben. Der Gesichtskreis der damaligen Welt war überhaupt noch enger, beschränkter; was den durch Eisenbahn und Dampfwagen verwöhnten Kindern der Gegenwart kaum mehr das Vaterland, ja kaum mehr der Welttheil ist, das war den einfachern Menschen von damals die Vaterstadt; es war ihnen ebenso schmerzhaft und vielleicht noch schmerzhafter jenseit des Stroms zu wohnen und die Thürme der Vaterstadt zu sehen, die ihr Fuß nicht mehr betreten sollte, als es den Flüchtlingen von heute ist, jenseit des Oceans zu wohnen und den Wolken nachzustarren, die über die Steppe jagen, ostwärts nach Europa zu. Nur auf diese Weise erklärt sich die Anwendung der Verbannungsstrafe, die im ältern Recht, besonders im ältern Städterecht, so häufig ist und die dem Betroffenen gewiß nicht minder hart erschien und seine Existenz nicht weniger bedrohte, weil das Weichbild der Stadt vielleicht nur wenige Minuten im Umkreis hatte.

Ebenso zerstückelt aber, wie das politische Gebiet, war auch das kirchliche und sogar noch mehr, da häufig die verschiedensten Bekenntnisse unter Einem Scepter lebten. Auch die Flucht der Geistlichen brauchte somit in den meisten Fällen nicht weit zu gehen; bei der großen Anzahl der damaligen Sekten, sowie bei dem theologischen Eifer, der damals auch die Masse des Volks durchdrang, trafen sie gewöhnlich sehr bald auf Gegenden und Kreise, die sie als Märtyrer erkannten und es sich zur Ehre schätzten, ihnen einen neuen Herd und eine neue Wirkungsstätte zu bereiten. Immer aber bleibt es ein charakteristischer Zug jener Zeit, dessen sittliche Bedeutung man wohl noch lange nicht genügend erkannt und gewürdigt hat, daß die damaligen Diener der Kirche jederzeit wie ein Soldat in der Schlachtreihe standen, jeden Augenblick gewärtig, von ihrem Schicksal ereilt und von Allem, was ihnen werth war, von Haus und Hof, von Kanzel und Gemeinde hinweggerissen zu werden. Irren wir nicht, so erklärt sich damit ein großer Theil jenes außerordentlichen moralischen Ansehens, in welchem die evangelische Geistlichkeit damals bei ihren Gemeinden stand; ja sogar auf den Eifer und den Fanatismus der Geistlichen selbst wird dadurch zum Theil ein milderes Licht geworfen: diese standen doch wenigstens noch mit ihrer Person für ihren Glauben, selbst für ihre Grillen ein und hatten doch also etwas, worauf sie stolz sein durften.

Auch Paul Gerhard ist nun, wie die neuere Kritik nachgewiesen hat, nicht ganz der lammfromme Dulder gewesen, als den man sich ihn bisher vorzustellen liebte. Auch die anmuthige Erzählung von Ursprung und Veranlassung des berühmten „Befiehl du deine Wege" sowie der unmittelbare Erfolg, den dasselbe für den Dichter gehabt haben soll, hat sich bekanntlich vor der Kritik nicht behaupten können und darf nur noch als ein angenehmer Mythus betrachtet werden. Doch hört das Lied darum nicht auf ein Kleinod der deutschen Poesie zu sein und auch Paul Gerhard im Ganzen verliert dadurch nichts an seinem wohlverdienten Ruf als ein fester männlicher Charakter und unerschrockener Verfechter seiner Ueberzeugung; der Flüchtlingsstab der deutschen Prediger erhält gleichsam seine Weihe, indem er kurz vor Ausgang unserer vorzugsweise theologischen Epoche noch einmal von einer so keuschen, so männlichen Hand ergriffen wird.

Wir haben bisher nur von der Theologie gesprochen, ohne auf die übrigen wissenschaftlichen Disciplinen Rücksicht zu nehmen. Und allerdings führte die Theologie damals das unbestrittene Principat der deutschen Wissenschaft; nur soweit die Theologie es für gut befand, durfte damals die Wissenschaft überhaupt ihre Fahnen tragen, der eifrigste Forscher, der kühnste Denker mußte den Flug seines Geistes hemmen, sobald die Theologie ihm die Weisung dazu ertheilte.

Das war nicht blos in Deutschland so, sondern in ganz Europa, in der katholischen so gut wie in der evangelischen Kirche. Ja die erstere übte, wie es denn freilich in ihrem Begriffe liegt, ihre Oberherrschaft auch hier wieder mit noch größerer

Strenge und einer noch augenfälligern Grausamkeit; der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno, der Kerker eines Vanini, der Widerruf eines Galilei bieten dafür ebenso belehrende wie furchtbare Exempel. Die evangelische Kirche war nicht weniger verfolgungssüchtig, aber minder gewaltthätig; sie begnügte sich auch hier wieder in den meisten Fällen, dem ungläubigen Gelehrten, der die Ruthe nicht mit dem Gehorsam küssen und sich ihrer Richtschnur nicht mit dem Respect fügen wollte, den sie verlangte, den Stecken des Flüchtlings in die Hand zu drücken und die weltliche Wissenschaft in dasselbe Exil zu treiben, das sie selbst so vielfach erprobt.

Der berühmteste und glücklichste dieser wissenschaftlichen Flüchtlinge ist Christian Thomasius. Seine Flucht von Leipzig nach Berlin und Halle im Mai 1689 ist die eigentliche Hedschra der modernen deutschen Wissenschaft; mit ihm geht das Principat der deutschen Bildung von Kursachsen auf Kurbrandenburg über, der Exprofessor von Leipzig, den der Haß der dortigen Theologen zur heimlichen Flucht gezwungen, wird der Stifter der Universität Halle, die Wissenschaft schüttelt mit kräftigem Ruck das Joch der Orthodoxie von sich und fängt an, sich auf eigene Füße zu stellen.

Damit haben wir uns dem Beginne des 18. Jahrhunderts genähert, wo nun die Kunst und namentlich die Poesie zur Lebensaufgabe der deutschen Literatur wird, in demselben Umfang und fast auch mit derselben Ausschließlichkeit, wie es vorher die Theologie gewesen. Auch der Reigen unserer modernen Dichter eröffnet sich wiederum mit einem Flüchtling: Johann Christian Günther (1695—1723) ist der erste Vorläufer unserer modernen Poesie. Unter dem zerrissenen Rock dieses verlumpten, verlorenen Studenten lebt zum erstenmal wieder das Herz eines Dichters; die Poesie ist ihm nicht blos, wie seinen gelehrten Collegen, eine Sache des Verstandes und der gelehrten Bildung, sondern mit unaufhaltsamer Gewalt strömt sie bei ihm aus dem Grunde eines empfindungsreichen, leidenschaftlichen Herzens. Günther ist der erste Poet unserer modernen Literatur, dessen Gedichte zugleich sein Leben sind; die Schönheit, die er mit stammelnder Zunge zu verkünden strebt, hat zugleich sein Blut entzündet, er dichtet nicht blos Trink- und Liebeslieder, er liebt und trinkt auch — und auch der Jammer seiner Bußgedichte und die Verzweiflung seiner Sterbelieder strömt aus der dunkelsten Tiefe eines zerknirschten, zerbrochenen Herzens.

Für einen solchen Poeten hatte die damalige Welt, die Welt der Convenienz, der abstracten hohlen Form, natürlich keinen Raum: und so sehen wir auch Günther, halb durch abenteuerliche Neigung, halb durch Zwang der Armuth und gehetzt durch die Erinnyen des Vaterfluchs, rastlos von einem Ort zum andern eilen, bis er endlich, mit noch nicht 28 Jahren den einsamen, unbeweinten Tod des Flüchtlings stirbt. Freilich geht seine Flucht nur von Schlesien bis Sachsen: aber dieser enge Schauplatz gewinnt eine außerordentliche Ausdehnung, wenn wir uns erinnern, daß Schlesien und Sachsen damals die beiden Pole der deutschen Dichtung bildeten, das eine das auf-, das andere das niedergehende Gestirn, gerade wie es in politischer Hinsicht mit Kursachsen und Brandenburg war. Mit Günther's Flucht von Schlesien nach Sachsen geht gewissermaßen die deutsche Poesie von den Ufern der Oder an die Ufer der Elbe, Saale, Pleiße, in die Hände der Brockes und Gottsched, der Klopstock und Lessing über.

Von der Mitte des Jahrhunderts an machen sich nun allmälig neben und mit den ästhetischen auch die politischen Interessen bemerkbar; zuerst Friedrich der Große, dann die Josephinischen Reformen, dann der amerikanische Krieg bilden eine Stufenfolge, an deren Ausgang dann endlich die französische Revolution mit ihrem Weltinteresse und Weltumsturz steht. Auch die Aesthetik fängt an, von der Politik berührt zu werden, und so treffen wir hier bereits auf einzelne Flüchtlingsgestalten, die uns dies zwiespältige Element der Zeit in prägnanter Weise vor Augen führen. Am prägnantesten zwei, in denen die poetische Zerflossenheit Günther's und die politische Opposition der späteren Zeit gleichsam zusammenfließt: Friedrich Christian Daniel Schubart, berühmt durch sein vieljähriges Kerkerleben auf dem Hohenasperg, und Wilhelm Ludwig Weckherlin, gestorben 1792 zu Anspach, in dem Augenblick, da er den Anmarsch der französischen Republikaner erwartete. Beide richten ihre politische Thätigkeit weniger auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation als auf gewisse kleine locale Interessen, die sie zum Theil mit großem Talent, stets aber mit großer Heftigkeit ausfechten und für die sie in beiden Fällen durch den kleinlichen Haß ihrer Gegner aufs empfindliche büßen müssen. Schubart und Weckherlin sind die ersten politischen Märtyrer unserer Literatur, oder doch wenigstens die Ersten, die beim Publicum als solche bekannt wurden und die sich durch ihre Kämpfe und Leiden, verschuldete wie unverschuldete, eine Berühmtheit des Namens verschafften, die groß genug war, wenn auch nicht besonders reinlich. Auch ihre unfreiwilligen Wanderungen gingen, wie ehedem die Wanderungen unserer Geistlichen, nur von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft; warf der wohlweise Magistrat der einen Freien Reichsstadt sie zum Thore hinaus, so setzten sie sich ihm in der nächstgelegenen so dicht auf die Nase, daß der Spectakel nur um so größer

Digitized by Google

wurde. Wäre nicht in Schubart's Leben das furchtbare Nachspiel der Hohenasperger Gefangenschaft und würde bei Weckherlin der Gemeinheit nicht endlich doch zu viel, so könnte man sie die komisch-idyllischen Vorläufer unserer spätern politischen Flüchtlinge nennen, die freilich zumeist um bedeutendere Sachen stritten, dafür aber auch ihren Flug weit über die Grenzen des Vaterlandes, nicht blos der Vaterstadt, hinweg richten mußten.

Bevor wir jedoch die verschiedenen Phasen auch auf diesem letzten Gebiet flüchtig charakterisiren, sei es uns gestattet, hier noch den Namen desjenigen Mannes einzuschalten, durch den das poetische Flüchtlingsthum, wie es sich mit Johann Christian Günther entwickelt hatte, seine letzte und großartigste Verklärung fand. Und das ist kein geringerer Name als Friedrich Schiller. Wer noch heut ohne weiteres den Stab bricht über unsere deutschen Flüchtlinge und den so höchst moralisch tönenden, dennoch kaum halbwahren Satz ausspricht, daß das ein nichtsnutziger Mensch, der nicht lieber in der Heimath Knechtschaft und Noth aller Art erträgt, als daß er in der Fremde groß und glücklich wird — der wolle sich erinnern, daß auch Friedrich Schiller, der reinste und edelste von allen deutschen Dichtern, einmal das Brod des Flüchtlings gegessen und den Stab der Verbannung getragen hat. Friedrich Schiller, wie er auf der Flucht von Stuttgart im Sachsenhäuser Walde kurz vor Frankfurt an der Landstraße zusammenbricht, erschöpft, ohne Geld, ohne Aussichten, Niemand als seinen treuen Streicher zur Seite, oder wie er dann beim Eintritt in die reiche lärmende Handelsstadt hinabstarrt über das Geländer der Brücke in den trüben Main und, nach den Worten seiner spätern Lady Milford, bei sich abmißt, was wohl tiefer sei, das Wasser des Mains oder sein Elend — das sind zwei Bilder, die Niemand vergessen sollte, der sich selbst etwa für einen deutschen Dichter hält, und die wir mit ganz besonderer Freude an dem Fußgestell einer Schillersäule sehen würden. Nur wo in einem Dichterherzen zugleich so viel edelster Männerstolz pochte, nur wo die Freiheit seiner Kunst einem zweiundzwanzigjährigen, im Druck des furchtbarsten Militärdespotismus erzogenen jungen Manne so viel galt und so heilig war, daß er ihr ohne Bedenken Vaterland und Familie und Zukunft opferte, nur da konnte so Herrliches gedeihen und so Großes ausgeführt werden, wie es durch Schiller geschehen ist.

Auch die finstere Schattenreihe unserer politischen Flüchtlinge wird durch eine erhabene, ehrfurchtgebietende Gestalt eröffnet: Georg Forster. Zwar war derselbe im strengsten Wortverstande kein Flüchtling, indem er sich bekanntlich freiwillig nach Paris begab, um den Anschluß von Mainz an Frankreich zu betreiben. Ebenso bekannt ist es aber auch, daß Mainz in der Zwischenzeit von den Deutschen zurückerobert ward und daß Forster sich von da an als ein Geächteter, Preisgegebener, vom Vaterlande ausgeschlossen sah. Auch die Gründe seines Todes sind bekannt: gleich Hutten stirbt er an innerem Harm, aber nicht blos um die Geschicke des Vaterlandes, sondern noch weit mehr um die Geschicke der Freiheit selbst, deren Fahnen er allzu gläubig gefolgt war und die er nun mit Entsetzen aus einer Göttin zu einem Buhlweib werden sah.

Derselbe Zwiespalt zwischen Freiheit und Vaterland, in welchem Forster untergeht, lastet nun auch fernerhin auf den politischen Flüchtlingen des 19. Jahrhunderts als ihr eigenstes dämonisches Verhängniß. Männer wie Ernst Moritz Arndt, der vor den Schergen Napoleon's bis nach Schweden und Rußland flüchtet und mitten aus dieser winterlichen Fremde heraus durch seine Schriften und Lieder das Feuer des Patriotismus in den Herzen seiner Landsleute wieder anzündet, waren von diesem Dämon allerdings frei. Allein diese flieben auch nur vor der Gewalt eines fremden Eroberers, ihr Exil ist ebenso einzig wie die Umstände, unter denen es erfolgt, und dürfen wir dieselben daher derjenigen Gattung von Flüchtlingen, die uns hier beschäftigt, nicht wohl beizählen.

Der Zug dieser politischen Flüchtlinge beginnt vielmehr erst mit dem Wartburgfest, der Auflösung der Burschenschaft und den Demagogenriechereien, die nun von Berlin und Mainz aus beginnen und in kürzester Zeit ein eisernes Netz über ganz Deutschland, ja selbst über die Nachbarländer ausspannen. Frankreich war damals, unter der Herrschaft der Bourbons, theils ganz verschlossen, theils nicht sicher genug, England den Meisten zu entlegen und zu kostspielig. So ging die Hauptströmung denn vorzugsweise nach der Schweiz, angelockt durch die romantischen Traditionen derselben von Wilhelm Tell und der alten Schweizer Freiheit, sowie von der Unschuld der Schweizer Sitten, Traditionen, die auch auf die poetischen Versuche der Flüchtlinge (wie z. B. auf die Gedichte von August Follen) und also mittelbar auch auf die deutsche Poesie selbst lebhaft einwirkten. Und allerdings paßten dieselben auch vortrefflich zu den Kaiserbildern und den sonstigen romantischen Illusionen, mit denen die deutsche Jugend sich damals trug, besonders die poetische.

Nach der Julirevolution wird Frankreich das vornehmste Ziel unserer Flüchtlinge und auch davon machen sich sofort gewisse literarische Folgen und Einflüsse fühlbar. Die Schweizer Einfalt sammt der mittelalterlichen Romantik wird verdrängt durch französische Weltkenntniß, französischen Witz und leider auch durch französische Frivolität. Ludwig Börne und Heinrich Heine

Digitized by Google

ſind die Hauptrepräſentanten dieſer Richtung; der alte Kampf zwiſchen Freiheit und Vaterland berührt ſie nur noch wenig, ſie kommen ſchon meiſt mit der Ueberzeugung nach Frankreich hin, daß am Vaterlande im Ganzen nur wenig gelegen, ja daß das Vaterland ſelbſt nur eine Schranke und daß der wahrhaft gebildete Menſch überall da zu Hauſe iſt, wo er nur Bildung und Freiheit findet. Der deutſchen Literatur werden aus dem Lager der Flüchtlinge, alſo namentlich aus Frankreich, eine Menge neuer und bedeutender Ideen zugeführt, die in der Literatur ſowohl wie im Publicum eine außerordentliche Gährung vorbereiten. Doch ſind die Wege, auf denen dieſelben überliefert werden, ſelten ganz rein und daher iſt auch die Wirkung mehr verwirrend und betäubend geweſen als aufklärend und reinigend.

Seit der jüngſten Revolution endlich iſt auch das Aſyl in Frankreich für die Meiſten wieder verloren gegangen und die Schaar der deutſchen Flüchtlinge, zu Legionen angeſchwellt, iſt, wie wir im Eingang ſagten, ausgeſtrömt über die ganze Welt. Alle Stände, alle Beſchäftigungen, ſelbſt alle Kunſtgattungen ſind darunter vertreten; neben dem Philoſophen Ruge ſteht der Dichter Kinkel, neben dem Baumeiſter Semper der Muſiker Wagner, der Componiſt des „Tanhäuſer“ und des „Lohengrin“; kein Gebiet des deutſchen Lebens oder der deutſchen Kunſt iſt verſchont worden von dem gewaltigen Sturm, und faſt überall ſind es die hoffnungsvollſten Knospen und die edelſten Blüthen geweſen, welche er abgeſchüttelt. Was wird dem deutſchen Vaterlande, was wird namentlich der deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft aus ihrer Mitte erwachſen? Mit welchen Gaſtgeſchenken werden ſie ſich bei der einſtigen Rückkehr löſen für die lange Entfremdung und die Schuld, die auch ihnen anhaftet? Ja wann und unter welchen Umſtänden wird dieſe Rückkehr überhaupt nur erfolgen und erfolgen können?

Das ſind Fragen, auf die es in dieſem Augenblick noch keine Antwort gibt. Aber wie ſie ſich auch entſcheide — mögen auch die deutſchen Flüchtlinge der Gegenwart niemals vergeſſen, daß Namen wie Hutten, Thomaſius, Schiller auf ihrer Liſte prangen! Mögen ſie unter fremdem Himmel feſt an deutſcher Geſinnung und deutſchem Geiſte halten! Mögen ſie für das Ausland ebenſo viele Apoſtel deutſcher Bildung und deutſcher Sitte werden und mögen ſie uns dafür dereinſt aus der Fremde mitbringen, was uns noch mangelt — nämlich Kraft und Muth, durch Erfahrung erprobt, durch Beſonnenheit geläutert, und einen Freiheitsſinn, der das Geſetz als das Höchſte über ſich erkennt!

Muſ.

Amerikaniſche Seehelden.

Von Oskar Falke.

England nennt ſich die Beherrſcherin der Meere, und wenn man die ungeheuren Beſitzungen dieſes Staates in allen fünf Welttheilen, wenn man die immenſe Seemacht, die es in allen Gewäſſern der Ozeane kreuzen läßt, in Betracht zieht, ſo muß man die Berechtigung dieſes Namens anerkennen. In der Oſt- und Nordſee, im Mittelländiſchen und im ſchwarzen Meere, im Atlantiſchen und im ſtillen Ozeane, im Archipelagus und in den Indiſchen Gewäſſern weht die Flagge der brittiſchen Kriegsſchiffe, und außer dem Sund und den Dardanellen iſt faſt jede wichtige Seeposition in den Händen der Engländer. Die brittiſche Flotte nennt ſich die „Unbeſiegte“ und gegen dieſe Benennung kann jeder Geſchichtsſchreiber, auf Thatſachen geſtützt, Proteſt einlegen.

Allerdings hat England durch ſeine enormen maritimen Reſourcen drei der bedeutendſten Seemächte Europa's beſiegt, ihre Flotten zerſtört und ihre Colonieen erobert. Spanien, Frankreich und Holland mußten ſich nach langwierigen Kämpfen unter den ehernen Trident Albions beugen, und Gibraltar, Canada und Auſtralien ſind die thatſächlichſten Beſtandtheile der Beute, die ſich der brittiſche Leoparde aus dieſen Conflicten geſichert hat.

Aber neben dieſen Siegen ſtehen auch manche Unglücksfälle auf den Geſchichtsblättern der engliſchen Marine verzeichnet, und gar oft ſprangen fremde Eroberer auf das Verdeck brittiſcher Schiffe. Wir wollen nicht zurückgehen bis zu den Zeiten der deutſchen Hanſa, deren Schiffe nach Beſiegung der engliſchen Flotte mit aufgeblähten Segeln die Themſe hinauffuhren und mit dem dumpfen Klang ihrer Mörſerkeſſel London in Schreck ſetzten; wir wollen auch der Thaten Jean Bart's nicht gedenken, deſſen Name jeden brittiſchen Seemann mit Grauen und Bewunderung zugleich erfüllte. Aber wir wollen unſer Auge auf den letzten bedeutenden Seekrieg richten, den England geführt und unſere Folgerungen daraus ziehen.

Während des engliſch-amerikaniſchen Krieges 1812 bis Ende 1814 war der Atlantiſche Ozean der Schauplatz blutiger Ereigniſſe, von denen viele

in der Geschichte als Thaten der Erhabenheit glänzen. Noch nie hatten sich auf dem Meere zwei Gegner getroffen, die einander so gewachsen waren, als Amerikaner und Engländer. Beide der angelsächsischen Race entsprungen, Beide Ländern angehörig, die von der See umgürtet sind und deren Söhne von Jugend auf heimisch sind auf der rollenden Fläche des Ozeans, suchten Beide mit der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte den Sieg zu erringen. Der Britte kämpfte für seinen alten Ruhm; er wußte, daß das stolze „Rule Britania!" zum Spottlied würde, wenn er aus diesem Kampfe besiegt hervorginge. Der Amerikaner stritt für seine Freiheit, für die Unabhängigkeit seines Landes, für die Ehre seiner Flagge, für die Idee der Republik. Während der Britte in seinem Feinde doch immer einen Stammverwandten, einen veredelten Bruder erkennen mußte, sah der Amerikaner in seinem Gegner nichts anders, als den Knecht des Tyrannen, den rohen Söldling, den Schänder des Gesetzes, den Brecher aller Verträge, den Störer des Friedens. Dies war die moralische Stütze Amerika's beim letzten Kriege, und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir dieser moralischen Stütze den siegreichen Ausgang des Kampfes theilweise zuschrieben. Wie dem aber auch sei, der Muth, die Unerschrockenheit, die Gewandtheit und der Heroismus des amerikanischen Seemanns waren jedenfalls gewaltige Factoren, die das ihrige dazu beigetragen haben, den Stolz Brittaniens zu demüthigen und den „unüberwindlichen" Namen der englischen Flotte streitig zu machen.

Wenn man bedenkt, welche ungeheuren Flotten und Geschwader den Engländern damals zur Verfügung standen, wenn man bedenkt, in welch trübseligem Zustande sich damals die amerikanische Kriegsmarine befand, deren ganze Streitmacht aus acht bis zehn Fregatten und zwölf bis fünfzehn kleineren Schiffen bestand — so muß man mit Bewunderung den Heldenmuth anerkennen, durch den die Amerikaner entflammt waren. Fast bei allen Zusammenstößen, wo gleiche Kräfte im Spiele waren, erfochten sie den Sieg. Oft aber schlugen sie auch numerisch überlegene Gegner und eroberten Schiffe, zu deren Bemannung ihre eigenen Leute kaum ausreichten. Wie oft wurde das rothe Kreuz Albion's gestrichen und aufs blutgetränkte Verdeck geschleudert, während das sternbesäete Banner stolz und herausfordernd in den Lüften wehte.

Keineswegs siegreich war die brittische Marine aus dem ersten amerikanischen Kriege hervorgegangen, denn Paul Jones hatte der staunenden Welt gezeigt, wie man englische Kriegsschiffe bezwingen und englische Fregatten in die Luft sprengen könne; aber beschämt und gedemüthigt entfernte sich die englische Flotte aus dem zweiten amerikanischen Kriege, während die Namen der amerikanischen Seehelden Lawrence, Decatur, Perry und M'Donough in's Buch der Weltgeschichte eingetragen wurden.

In jene stürmische Zeit, in der die Gewässer des Atlantischen Ozeans von Blut rothgefärbt wurden, wollen wir den Leser zurückversetzen. In den Lebensbildern einiger Seehelden, die wir ihm vorführen wollen, wird sich der Geist, von dem Amerika damals entflammt war, abspiegeln.

---

1. Lawrence.

In einer unscheinbaren und wenig besuchten Ecke des Trinity-Kirchhofes zu New York sieht man die Ruinen eines Monumentes, das zerfallen, seines schönsten Schmuckes beraubt und von Schmutz bedeckt, von den meisten der vielen andern Denkmäler dieses Kirchhofes verdunkelt und in Schatten gestellt wird. Eine corinthische Säule, deren Capital abgebrochen daneben liegt, soll den frühen Tod des Mannes versinnlichen, dessen Grabstätte sie bezeichnet. Das Denkmal mag einmal ganz schön gewesen sein, aber jetzt ist die weiße Marmorbekleidung theils vom Zahne der Zeit, theils von Regenströmen weggebröckelt und man sieht unter derselben die rothen Ziegelsteine, aus denen öconomische Hände das Monument emporgethürmt haben.

Und doch ruhen unter diesem unscheinbaren Grabmale die Ueberreste eines der edelsten Amerikaner, eines der tapfersten Seehelden dieses Jahrhunderts, dessen Name von allen seinen Landsleuten mit Ehrfurcht und von allen Seeleuten mit Stolz und Rührung genannt wird.

Lawrence liegt unter diesem Steine, und das dankbare Vaterland hat seinem für die Freiheit seines Vaterlandes gefallenen Sohne kein anderes Denkmal gesetzt, als diesen ärmlichen Steinhaufen. Amerika kann beruhigt sein; es weiß, daß mit dem Grabmale der Ruhm Lawrence's nicht vergehen wird. Das Monument mag zerbröckeln, der Name des Helden bleibt doch in die Herzen der Amerikaner gegraben, und Lawrence wird immer das Ideal sein, das dem Auge jedes freiheitsbegeisterten und ruhmgierigen amerikanischen Seemanns vorschwebt.

Dem Staate New Jersey ist der Held entsprossen, dem diese Zeilen gewidmet sind. Im Jahre 1781 wurde er geboren und in seinem siebzehnten Jahre trat er als Midshipman in die amerikanische Flotte. Amerika stand damals mit Frankreich auf gespanntem Fuße und ließ ein Geschwader im Golf von Mexico kreuzen, das mit einigen französischen Kriegsschiffen in Conflict gerieth. Bei der Eroberung einer französischen Fregatte, „der Insurgent," zeichnete sich der junge

Digitized by Google

Midshipman aus und zog dadurch die Augen seiner Vorgesetzten auf sich. Die Zwistigkeiten mit Frankreich wurden jedoch bald auf friedliche Weise beigelegt und die amerikanische Marine war unbeschäftigt und müßig, bis im Jahre 1801 gegen den Seeräuberstaat Tripoli Krieg erklärt wurde und eine amerikanische Flotte unter Commodore Preble ins Mittelmeer segelte, um den Hochmuth des Barbarreskenstaates zu demüthigen und den Corsaren Respect vor der Flagge der amerikanischen Republik einzuflößen. Lawrence wurde damals zum Lieutenant auf der Schoonerbrigg Enterprize ernannt. Dies Schiff stand unter dem Befehle des Capitän Sterrett und war mit einer Mannschaft von ungefähr hundert Seeleuten und mit 14 Geschützen versehen. Eine solche Stelle hatte sich Lawrence seit seiner frühesten Jugend ersehnt. Offizier eines schön ausgerüsteten Schiffes, Anführer einer wohlgeübten und muthigen Mannschaft, hat er kein größeres Verlangen, als baldigst mit dem Feinde zusammenzutreffen. Dieser Wunsch sollte bald erfüllt werden. Im Mittelmeer angelangt, detachirte Preble einige seiner Schiffe, die als Schnellsegler bekannt waren, worunter auch die Enterprize, zu einer Kreuzung längs der afrikanischen Küste, mit dem Befehle, jedes Corsarenschiff, das nicht zu überlegen sei, anzugreifen und wo möglich, zu nehmen. Dies war keine leichte Aufgabe. Die Tripolitaner waren in allen Seeräuberstaaten die geschicktesten Matrosen, die waghalsigsten Seeleute und die wildesten, muthigsten und grausamsten Corsaren. Man konnte überzeugt sein, daß sie nicht beim ersten Kanonenschuß die Flagge streichen, sondern bis zum letzten Blutstropfen kämpfen würden.

Lawrence wußte dies wohl, aber gerade deshalb freute er sich auf ein Gefecht. Je bedeutender, je muthiger, je wilder der Feind, desto größer die Ehre, die aus einer Besiegung desselben entsprießt. Länger als eine Woche strich die Enterprize umher, ohne ein feindliches Schiff zu erblicken, dann aber kam eine Windstille, die sie mehrere Tage an eine Stelle fesselte. Endlich löste sich der Bann, ein leises Lüftchen fing sich in den breiten Segeln und die Enterprize durchschnitt mit ihrem schlanken Kiele das Meer. Am Tage darauf erblickte man in der Ferne eine Segelwolke. Lawrence stand an der Seite des Kapitäns am Verdeck, das Fernrohr in der Hand und Beide betrachteten gespannt jede Bewegung des fernen Schiffes. Endlich erspähten sie am Maste desselben die rothe Corsarenflagge und mit lautschallender Stimme gab Kapitän Sterrett Befehl zur Jagd. In wenigen Augenblicken war Alles kampffertig; am Quarterdeck standen die Officiere, an den Masten hingen die Matrosen, bei den Geschützen standen mit glimmenden Lunten die Soldaten. Alle Leesegel waren beigesetzt und immer kleiner wurde die Entfernung zwischen dem Amerikaner und dem Corsaren. Der Letztere machte auch keinen Versuch zur Flucht; er hatte einen Theil seines Segelwerks eingerefft, seinen Bugspriet gegen den Feind gewandt und sich zum Gefechte gerüstet. Trotzig wehte die Blutflagge auf seinem Maste, und aus den Lucken seiner Breitseiten starrten dunkeldrohend die Mündungen seiner Kanonen. Es war eine Brigg, die an Kanonen wie an Mannschaft der Enterprize überlegen war.

Als die Amerikaner in Schußweite gekommen waren, zogen sie einen Theil ihrer Segel ein; bevor jedoch dies vollendet war, hatte der Corsar seine Breitseite zugewandt und eine volle Ladung prasselte in das Sparrenwerk der Enterprize, ohne jedoch besondern Schaden anzurichten. Nur die Raaen wurden beschädigt und Kapitän Sterrett erhielt einen Streifschuß, der ihm das Bewußtsein raubte. Jetzt übernahm Lawrence den Befehl, sein Commando erscholl und die wohlgezielten Schüsse der Amerikaner fegten zischend über das Verdeck des Corsaren. Die Enterprize manövrirte vortrefflich; jeder Ladung des Gegners wußte sie durch eine geschickte Wendung auszuweichen und immer im geeignetsten Augenblicke bot sie ihre flammensprühende Breitseite dar und schleuderte Tod und Verderben auf die Seeräuber. Lawrence verlor weder das feindliche Schiff, noch den Mann, der am Steuerruder seines eigenen Fahrzeuges stand, aus dem Auge und jede Bewegung, die vollzogen wurde, geschah auf sein Commando. Salve um Salve scholl dumpf über's Meer, die Rippen des Corsarenschiffes waren von den Kugeln durchlöchert, die Segel hingen in Fetzen, der Besanmast war gebrochen, das Verdeck mit Todten besäet, der Raum mit Verwundeten angefüllt, mehrere Kanonen demontirt — aber noch immer wehte die rothe Fahne; noch immer arbeiteten die wilden Gestalten der Tripolitaner bei den Geschützen und verschmähten es sich zu ergeben. Drei und eine halbe Stunde währte der Kampf und nicht eher strich der Corsar seine Flagge, als bis zwei Drittel seiner Bemannung todt oder verwundet waren. Ein lautes Hurrahgeschrei von der Enterprize begrüßte das Streichen der Flagge und Lawrence sandte Boote und Mannschaft ab, um von dem eroberten Schiffe Besitz zu nehmen, die Besatzung zu entwaffnen und die Gefangenen in Sicherheit zu bringen.

Hierauf begab er sich selbst an Bord des Corsarenschiffes und hißte mit eigenen Händen das amerikanische Banner empor. Die Zerstörung, die hier angerichtet worden, war furchtbar. Ein und zwanzig Piraten lagen todt am Verdecke und über fünfzig waren verwundet. Die Amerikaner

Digitized by Google

hatten fast gar keinen Schaden genommen. Die Contusion, welche Capitän Sterret bewußtlos gemacht, hinderte ihn nicht, drei Tage später am Verdeck zu erscheinen, und außer ihm waren nur einige Seeleute leicht verletzt worden.

Als die Enterprize mit ihrer Prise im Hafen von Syracuse, wo das amerikanische Geschwader damals vor Anker lag, einlief, wurde sie von den Salven der Geschütze und dem Freudenrufen der Truppen bewillkommnet. Capitän Sterret, ein biederer Seemann, stellte Lieutenant Lawrence als Denjenigen vor, dessen kluger Umsicht und Entschlossenheit der Sieg hauptsächlich zu verdanken sei.

Der Krieg mit Tripoli zog sich in die Länge und während der drei Jahre, die Lawrence im Mittelmeere blieb, zeichnete er sich immer durch Tapferkeit und unermüdliche Thätigkeit aus. Als er nach Amerika zurückkehrte, wurde er von öffentlichen Beamten mit Auszeichnung empfangen und in den Capitänsrang erhoben. Aber er mußte einige Jahre in Unthätigkeit bleiben und erst als 1809 die englische Frechheit so weit ging, daß sie amerikanische Kauffahrer kaperte und die Mannschaft zum englischen Seedienste preßte, als endlich die amerikanische Fregatte Chesapeake von dem brittischen Kriegsschiffe Leopard unvorbereitet und ungerüstet überfallen, beschossen und geentert wurde, als man höhnisch unter dem Vorwande, es seien Deserteurs, vier Seeleute, die amerikanische Bürger waren, von Bord schleppte und dann den Chesapeake frei fortziehen ließ, — da trieb der Schimpf den Amerikanern das Blut in die Stirne, die Nation schrie nach Rache und Präsident Madison gab dem Grolle des Volkes nach und erklärte England den Krieg. Die amerikanische Flotte wurde jetzt rasch auf einen achtunggebietenden Kriegszustand gesetzt, aus allen Staaten eilten Seeleute herbei, die Söhne von Neu England, New Jersey, New York, Maryland und South Carolina, die von jeher den Kern der amerikanischen Seeleute gebildet hatten, ließen sich bei der Flotte anwerben, um die Ehre der amerikanischen Flagge zu retten, und in kurzer Zeit war eine Anzahl von Kriegsschiffen ausgerüstet, die den atlantischen Ocean durchsegten, zwar nie eine compacte Flotte bildeten, aber im Einzelnkampfe englische Geschwader vernichteten und den Beweis lieferten, daß die brittische Herrschaft des Meeres auf schwachen Füßen steht und daß englische Kriegsschiffe die Flagge streichen müssen, wenn sie gegen Seemänner kämpfen, die von Vaterlandsliebe und Freiheitsgluth entflammt sind.—Lawrence hatte zu jener Zeit das Commando der Corvette „die Horniß." Es war dies ein schönes Schiff mit zwei und zwanzig Kanonen und einer Besatzung von hundert und achtzig Mann. Mit diesem Fahrzeuge segelte Lawrence fort und durchkreuzte das Atlantische Meer in verschiedenen Richtungen. Er nahm einige reichbeladene englische Westindienfahrer weg und sandte sie als gute Prisen in die nächstgelegenen amerikanischen Häfen.

Am 23. Februar 1813 kam ein Kriegsschiff, das die englische Flagge zeigte und kampfgerüstet Stand hielt, als „die Horniß" darauf zufuhr. Es war dies die brittische Brigg Peacock (der Pfau) mit 24 Kanonen. Als die Schiffe in Schußweite kamen, begann eine Kanonade, die immer wilder und ungestümer wurde, je mehr sich die beiden feindlichen Fahrzeuge näherten. Beide Schiffe waren von gewandten und guten Capitänen commandirt und mit Truppen bemannt, die im Seedienste wohl geübt waren. Zehn Minuten dauerte der Kampf, ohne daß der Sieg sich auf irgend eine Seite neigte. Der Hauptmast der „Horniß" wurde von einer Kugel getroffen, und krachte laut und gewaltig, ohne jedoch zu brechen und zu stürzen. Dies erregte unter den Amerikanern einige Bestürzung, aber rasch ließ Lawrence das Schiff seitwärts steuern und schleuderte auf den „Pfauen" eine Volladung, die das Steuerruder desselben zerbrach. Der Engländer konnte jetzt weder durch rasche Wendungen dem Feuer seines Gegners ausbeugen, noch im passenden Momente seine Breitseite darbieten, um seine Geschütze abzufeuern. Blosgegeben und in seinen innersten Fugen krachend und wankend, war der „Pfau" gezwungen, die Flagge zu streichen.

Indem er dies that, hißte er zugleich das Nothsignal auf, zum Zeichen, daß er in Gefahr schwebe und die Hülfe seiner Feinde in Anspruch nehme. Der Bruch des Steuerruders und andere Beschädigungen hatten das Fahrzeug leck gemacht und das Wasser strömte unaufhaltsam in den unteren Kielraum des zerschmetterten Schiffes.

Als Lawrence dies sah, ließ er augenblicklich die Boote aussetzen und den bedrängten Gegnern zum Beistande eilen. Es war hoher Seegang und die Rettung war mit großen Gefahren verknüpft. Lawrence sprang selbst in ein Boot und ging seinen Leuten mit einem glänzenden Beispiele voran. In einer halben Stunde war der größte Theil der Engländer gerettet. Aber der „Pfau" war fortwährend gesunken, und schon stand das Verdeck theilweise unter Wasser. Nur 9 englische Seeleute waren noch an Bord und riefen nach Rettung. Ein Boot mit drei wackern Amerikanern stieß ab und erreichte glücklich den „Pfau," aber in demselben Augenblicke sank das Schiff in die Tiefe und riß im Wirbel das Boot mit sich hinab. Neun Engländer und drei Amerikaner sanken zusammen in das Grab des Ozeans.

Digitized by Google

Diese Vernichtung des „Pfauen" und die dabei an den Tag gelegte Tapferkeit und Humanität Lawrence's fand in den Ver. Staaten ehrenvolle Anerkennung und nach seiner Rückkehr wurde Lawrence zum Fregattenkapitän befördert.

Der Chesapeake, dessen Commando Lawrence erhielt, lag damals im Hafen von Boston in Ausbesserung begriffen. Als der neu ernannte Commandant in Boston anlangte, fand er die Reparatur seines Schiffes vollendet. Alle Kriegsmaterialien waren reichlich vorhanden und das Segelwerk in bester Ordnung. Der Chesapeake war ein Zweidecker, der eigentlich für sechs und dreißig Kanonen eingerichtet war. Da jedoch Raum genug vorhanden und das Schiff hinreichend stark war, so hatte man noch zwölf Geschütze hinzugefügt und der Chesapeake hatte nun acht und vierzig Feuerschlünde an Bord. Lawrence besah sich mit freudigem Auge dies stolze Schiff und träumte von Lorbeeren, die er damit erkämpfen wollte. Nur Eines fehlte noch — Mannschaft. Außer Lawrence befanden sich nämlich nur zehn Officiere und einige alte Matrosen am Schiffe. Aber diesem Mangel glaubte Lawrence leicht abhelfen zu können. Das Land war von Kriegslust entflammt und Massachusetts ist immer reich an Seeleuten gewesen. Im Hafen wurde die Werbefahne aufgepflanzt und in wenig Tagen waren dreihundert und zehn Männer an Bord des Chesapeake, die Alle für die Freiheit Amerika's zu sterben entschlossen waren und die sehnsüchtig auf Kampf harrten. Und sie sollten nicht lange harren, sie sollten bald einen Strauß haben, und noch dazu einen sehr blutigen.

Seit einigen Wochen kreuzte außerhalb des Hafens von Boston die brittische Fregatte Shannon, ein mächtiges Schiff mit zwei und fünfzig schweren Kanonen und einer Bemannung von über vierhundert gedienten Seesoldaten. Commandant des Schiffes war Sir J. Broke, ein erfahrener und muthiger Seemann.

Schon zu wiederholten Malen hatte der Shannon, wenn er ganz nahe am Hafen vorbeifuhr, die Kampfflagge aufgezogen und Sir Broke hatte die Aeußerung laut und öffentlich werden lassen, daß es ihm angenehm sein würde, mit einer amerikanischen Fregatte im Einzelnkampfe zusammenzustoßen. Diese Aeußerung vernahm auch Lawrence und beschloß für den Ruhm der Amerikanischen Seewaffen sein Leben in die Schanze zu schlagen.

Am 1. Juni früh Morgens segelte der Shannon am Hafen von Boston vorüber und feuerte zum Zeichen der Herausforderung eine Kanone ab. Der Chesapeake, welcher unterhalb Fort Independence lag, erwiederte augenblicklich den Schuß und hißte zum Zeichen der Annahme die amerikanische Flagge empor. Stolz vorübersegelnd glitt der Shannon über die Wasserfläche und entschwand den Blicken. Auf dem Chesapeake aber wurde Alles fertig zum Gefechte gemacht. Alle Wälle, Anhöhen und Dämme waren mit Menschenmassen übersäet, die die Abfahrt des Chesapeake und wo möglich seinen Kampf mit dem Shannon sehen wollten. Als endlich Mittags das stolze Schiff seine Segel dem Winde Preis gab und mit einer günstigen Briese das offene Meer gewann, stieg ein Jubelruf zum Himmel empor und Tausende wünschten dem schönen Schiffe und dem tapferen Capitän Heil und Glück. Als Lawrence die hohe See gewonnen hatte, segelte er ostwärts in dieselbe Richtung, in welcher der Shannon verschwunden war. Sechs Stunden entflossen, langsam wie Jahre, für die kampfbegierigen Seeleute.

Die Sonne ging unter und es dämmerte bereits, als die beiden feindlichen Schiffe zusammentrafen.

Augenblicklich begann der Kampf.

Es war eines der wildesten Gefechte, die je der alte Ozean erblickte.

Die Schiffe waren von Rauch und Flammen eingehüllt und schienen Vulkane zu sein, die ihren verderbenbringenden Inhalt einander zuschleuderten. Die erste Ladung, die der Chesapeake erhielt, war verhängnißvoll. Lawrence und drei seiner Offiziere wurden verwundet, der Segelmeister und mehrere Matrosen getödtet und das Tauwerk von dem Kugelhagel zerfetzt und zerrissen. Lawrence war in der Hüfte verwundet; der Schiffsarzt wollte ihn bewegen, sich in den Raum hinabtragen zu lassen, aber der tapfere Kapitän ließ sich auf einen Platz bringen, wo er den Kampf im Auge behalten konnte.

"Keep the guns going!" (Hört nicht auf zu feuern!) rief er mit donnerlauter Stimme, als er merkte, daß bei der allgemeinen Verwirrung die Geschütze schwiegen. Von Neuem donnerten die Kanonen des Chesapeake. Aber die zweite Breitseite des Shannon war ebenso verderbenbringend wie die erste, eine Masse von Todten wurden über's Verdeck hingesäet und der Chesapeake wurde unlenkbar. Noch von der Rauchwolke dieser Ladung eingehüllt, kam der Shannon herbeigefahren und sein Vordertheil stieß auf das Quarterdeck des Chesapeake; das Enterwort erscholl und in hellen Haufen sprangen die brittischen Seesoldaten an Bord des Amerikaners. Lawrence hatte sich emporgeschwungen und wollte mit erhobenem Säbel aufrecht stehen bleiben, da schlug eine Kartätschenkugel in seine Heldenbrust und schmetterte ihn zu Boden. Aber noch immer nicht verlor er das Bewußtsein. „Alle Hände auf's Verdeck!" rief er, aber der Trompeter, der dies Signal geben sollte, hatte seinen Posten ver-

Digitized by Google

lassen und während die Engländer das Verdeck überschwemmten, blieben die Amerikanischen Seeleute noch immer unten im Raume bei den Geschützen. Manche wußten nicht einmal, daß geentert sei und Andere wagten nicht ohne ausdrücklichen Befehl etwas zu thun. Die Offiziere waren gefallen und einige Midshipmen, die rufend hinabstürzten, wurden mißverstanden. Bei dieser allgemeinen Verwirrung hatten die Engländer leichtes Spiel. In wenigen Minuten war fast das ganze Verdeck von ihnen besetzt. Ein Midshipman fragte Lawrence, ob die Flagge gestrichen werden solle. "She shall wave, while I live!"* war die Antwort des Helden. "Don't give up the ship!" fügte er mit einem so bittenden Ausdruck hinzu, daß der Midshipman begeistert eine Schaar sammelte und verzweiflungsvoll den Kampf von Neuem begann. Mitten hinein in's Handgemenge rief der sterbende Lawrence mit den flehentlichsten Tönen: "Don't give up the ship! Don't give up the ship! Fight her till she sinks!"** Die Stimme des sterbenden Führers hatte etwas Geisterhaftes, sie tönte wie ein Ruf aus dem Grabe und entflammte die Amerikaner zum Tode. Die wackern Seeleute gaben das Schiff auch nicht auf; sie vertheidigten es, nicht bis das Schiff sank, aber bis sie selbst blutig zum blutgetränkten Boden sanken. Es ist schwer, das Gemetzel zu beschreiben, das auf dem eroberten Schiffe stattfand. In einem Kreise lagen die tapfern Soldaten Lawrence's um das Sternenbanner herum, keine amerikanische Hand wollte es streichen und die Engländer mußten dies selbst thun.

Acht und vierzig Amerikaner waren während des Kampfes getödtet und hundert verwundet worden. Aber auch der Shannon hatte furchtbar gelitten. Er war von den Kugeln so zerschmettert, daß das Wasser in seinen unteren Raum drang; nur mit Mühe und durch vieles Pumpen konnte er auf der Oberfläche erhalten werden, über vier und zwanzig Engländer waren getödtet und sechs und vierzig verwundet worden. Sir P. Broke hatte einen Säbelhieb über die Stirne erhalten, in Folge dessen er wahnsinnig wurde.

Von Boston waren viele Boote fortgesegelt, um aus der Ferne den Kampf zu betrachten. Sie sahen in der Ferne die Schiffe in Flammenströme und Rauchwolken eingehüllt, als aber der Dampf verflog, sahen sie auf dem Maste des Chesapeake die englische Flagge wehen und den Bugspriet beider Schiffe gegen Halifax gerichtet. Traurig brachten die Zuschauer diese traurige Botschaft nach Boston und vierzehn Tage war man in der schrecklichsten Ungewißheit über das Schicksal der amerikanischen Mannschaft. Man ahnte, daß der tapfere Lawrence als ein Märtyrer der Freiheit seines Vaterlandes gefallen sei.

Der Chesapeake war mit dem Shannon in den Hafen von Halifax eingelaufen. Vier Tage noch lebte Lawrence unter den furchtbarsten Qualen, die er mit einem wunderbaren Stoicismus ertrug. Am fünften Tage nach der Eroberung seines Schiffes starb er. Sein Heldenmuth hatte selbst seinen Feinden Ehrfurcht und Bewunderung eingeflößt und der Tag seines Todes war ein Tag der Trauer nicht nur für die Amerikaner, sondern auch für die Engländer. Die ganze Garnison von Halifax begleitete den Sarg des todten Helden zum Grabe; die sechs ältesten englischen Seekapitäne, die anwesend waren, trugen das Bahrtuch, welches das amerikanische Wappen darstellte und hart hinter dem Sarge kamen die gefangenen Amerikaner vom Chesapeake. Selbst die Verwundeten spotteten der Schmerzen und schleppten sich auf Krücken und Stöcken der Bahre nach. Alle weinten wie Kinder, selbst den Engländern standen die Thränen in den Augen. Da war nicht Einer, der nicht wünschte, daß der todte Held am Leben sein möge.

Einige Wochen später kam ein amerikanisches Kriegsschiff mit einer Parlamentärsflagge nach Halifax, mit dem Ersuchen, die Leiche des Capitän Lawrence nach den Ver. Staaten mitnehmen zu dürfen. Das Gesuch wurde gewährt und die Ueberreste des tapfern Lawrence wurden nach New York gebracht. Eine zahllose Menschenmenge empfing sie; die Glocken der Stadt wurden geläutet und aus vielen Fenstern hingen Trauerflöre.

Lawrence wurde für den amerikanischen Seemann das Symbol der Tapferkeit und des Märtyrerthums. Sein Name wurde das Feldgeschrei und seine letzten Worte wurden das Kampfsignal, mit dem sechs Monate später die Amerikaner einen herrlichen Seesieg über die Engländer errangen.

Auf dem Trinity Kirchhof zu New York steht oder stand vielmehr das Denkmal Lawrence's. Jetzt ist es, wie wir bereits sagten, zerfallen. Aber wir wollen diese Skizze mit den letzten Worten der Grabschrift schließen, die mit goldenen Lettern auf dem Monumente zu lesen war. Sie lautete:

Seine Tapferkeit im Gefechte
Ward nur durch seine Mäßigung im Triumphe
Und durch seine Großmuth gegen die Besiegten
übertroffen.
Im Privatleben
War er ein Ehrenmann voll Edelsinn u. Biederkeit.
Und so anerkannt war sein öffentlicher Werth,
Daß der Feind mit seinen Landsleuten wetteiferte,
Wer seiner Leiche die meiste Ehre erwies.

* Sie soll wehen so lang ich lebe!
** Gebt das Schiff nicht auf! Vertheidigt es bis es untergeht!

Digitized by Google

Literatur, Kunst und Musik.

Ein höchst seltsames, aber auch höchst unfruchtbares Experiment ist auf dem Hamburger Stadttheater gemacht worden: man hat den zweiten Theil des Göthe'schen Faust, bearbeitet von Wollheim, mit Musik von einem in Hamburg lebenden englischen Componisten Hugh Pierson, auf die Bühne gebracht. Schon der erste Theil wäre nach unserem Dafürhalten besser unaufgeführt geblieben; weder die deutsche Schauspielkunst, der darin einige geradezu unmögliche Aufgaben gestellt werden, noch das deutsche Publicum, das überdies schon von Alters her an dem Fehler leidet, statt mit naiv-dramatischem mit gelehrt-kritischem Interesse in das Theater zu gehen, haben Vortheil davon gehabt. Auch war bekanntlich Göthe selbst mit der Aufführung seines Gedichtes durchaus nicht einverstanden. Dennoch läßt dieselbe sich entschuldigen wegen der unerschöpflichen Schönheiten des Gedichts und weil dasselbe sich so tief in das Bewußtsein des deutschen Publicums eingelebt hat. Beim zweiten Theil ist weder das Eine noch das Andere der Fall; das große Publicum kennt ihn nicht und auch die Zeit, wo Aesthetiker und Philosophen keinen wichtigern Beruf kannten als an den „Geheimnissen" dieses Gedichts herumzuknuspern, ist Gottlob vorüber. Wozu also das Experiment? Doch höchstens, um mit etwas Neuem und Unerhörtem auf die Neugier des Publicums zu speculiren. Und so scheint es denn auch in Hamburg gewesen zu sein; der Beifall des Publicums (wird uns versichert) hat mehr dem Theaterschneider gegolten als dem Dichter, man hat das Stück sehr langweilig, die Musik sehr frostig gefunden und nur Decorateur und Maschinist haben vollen und aufrichtigen Beifall erhalten. Das ist denn freilich eine eigenthümliche Art, zur Verherrlichung Göthe's beizutragen.

Alfred Meißner in Prag hat ein Trauerspiel „Warwick" vollendet. Auch sein Landsmann Siegfried Kapper, bekannt als Verfasser der „Südlawischen Wanderungen", sowie als glücklicher Bearbeiter serbischer Volkslieder, hat sich dem Drama zugewandt; ein Lustspiel von ihm wird nächstens an die Bühnen versandt werden.

In Edinburg ist John Wilson, Professor der Moralphilosophie an der dortigen Universität, gestorben. Unter dem Schriftstellernamen Christopher North gehörte derselbe zu den fruchtbarsten und beliebtesten Autoren seiner Heimath. Er hat Gedichte und Novellen geschrieben; am berühmtesten aber wurde er durch seine zahlreichen Beiträge zum „Blackwood's Magazine", welche späterhin als „Recreations of John North" in 3 Bänden gesammelt erschienen und wird er als Vater der so einflußreichen Magazin-Literatur Englands angesehen. Er war 1788 geboren.

Nach einer Notiz in den Berliner Zeitungen erscheinen in der preußischen Hauptstadt gegenwärtig nicht weniger als 118 periodische Blätter. Darunter sind außer den politischen Zeitungen 18 theologische, 27 belletristische, 12 medicinische und botanische; ferner Zeitschriften für Erdkunde, für Geschichte, für Sprachwissenschaft, für Kriegskunst, für Musik, für Landwirthschaft, für Jagd- und Pferdekunde, für Schachspieler, zwei eigene Zeitschriften für Stenographie ꝛc.

Während das Tischrücken bei uns in Deutschland fast bis auf den Namen verschollen ist, setzt dasselbe in Frankreich noch immer eine Menge von Köpfen und Federn in Bewegung. In Paris erscheint eine eigene Zeitschrift dafür: „La table mouvante, journal des faits merveilleux." Die Klopfgeister werden darin unter den Schutz der katholischen Kirche gestellt und mit angeblichen Aussprüchen aus dem Munde von Männern wie Pater Ventura und Pater Lacordaire vertheidigt; der Erstere soll das Phänomen „den größten Erscheinungen unseres Jahrhunderts" beigezählt, der Andere aber seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen haben, daß dabei jedenfalls „die unsichtbare Welt eine Rolle spiele." Bis vor Kurzem nahm die katholische Kirche bekanntlich gerade den entgegengesetzten Standpunkt ein, nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich. Doch sind ja die Tische geduldig und auch die Praxis ist, nach einem alten Sprüchwort, mannichfach.

* Von Gustav Dietzel, dem bekannten süddeutschen Publicisten, ist eine neue Broschüre „Die Frage der Zukunft Deutschlands" (Stuttgart, Göpel) erschienen, jedoch sofort nach dem Erscheinen mit Beschlag belegt worden.

* Die Pariser Journalistik. Neben den vier Regierungsblättern, Moniteur, Constitutionnel, Journal de l'Empire, Patrie und einem demokratisch-gouvernementalen, l'Européen, besitzt Paris doch immer noch 7 große Oppositionsjournale, 1 Orleanistisches: Journal des Debats, 2 legitimistische: Gazette de France und Journal des Villes et des Campagnes, 2 von der Partei der Fusion: Union und Assemblée nationale und 2 demokratische: Presse und Siècle. Wie es mit der Preßfreiheit dieser Blätter steht, ist freilich eine andere Frage. Guizot machte einen schüchternen, höchst discreten Versuch, Rußlands Stellung in der orientalischen Frage mit weniger Parteileidenschaft als man von oben wünscht, zu beleuchten: die Nummer des Blattes ward sofort unterdrückt, ohne daß dieser polizeilichen Maßregel ein Rechtsact folgte.

* Die neue deutsch-italienische Oper in London im Drurylanetheater hat ihre Vorstellungen mit der „Norma" eröffnet. Das Haus war überfüllt und das Publikum für die sehr mittelmäßige Aufführung durch lauter unbekannte Größen überaus dankbar.

* In einem am 20. März von der philharmonischen Gesellschaft in Petersburg veranstalteten Concerte kam Mendelsohn's „Walpurgisnacht" zum Erstenmal zur Aufführung.

* Wagners Tannhäuser-Ouvertüre ist jetzt auch den englischen Ohren zugänglich gemacht worden, hat aber eine sehr üble Aufnahme in London gefunden, wo sie am 1. Mai in der neuen philharmonischen Gesellschaft zur Aufführung kam. Die Presse verarbeitet diese Musik ganz unbarmherzig; „Daily News" sagt, daß ihm nie eine solche „Anhäufung mißlautenden Getöses" vorgekommen sei. Die Times berichtet: „Die zum Erstenmal einer englischen Zuhörerschaft vorgeführte, beinahe unmögliche Ouverture des Herrn Richard Wagner, welche mit erstaunlicher Präcision gespielt ward, würde vortrefflich für eine Pantomime oder ein Oster-Schauspiel (in England die niedrigste Sorte unsinniger Possen) geeignet sein. Sie ist eine schwache Parodie, nicht Hector Berlioz's, sondern seiner schlechtesten Nachahmer. So viel Lärm um Nichts, solche pomphafte und leere Alltäglichkeit haben wir selten gehört."

* Robert Schumann's gesammelte Schriften über Musik und Musiker sind so eben in 4 Bänden im Verlag von G. Wigand in Leipzig erschienen.

* Die Schwedische Nachtigall beabsichtigt, wie man hört, nächstens einen zweiten Ausflug nach Amerika.

Wir an ihrer Stelle würden bald aufhören zu schlagen, wenn wir erst so viel wie sie zusammengeschlagen hätten.

Die Deutschen Nachtigallen.

* Wagner's „Tannhäuser" ist jetzt auch in Darmstadt mit großem Beifall gegeben worden. Dagegen hat eine große fünfactige Oper von Kittl „Die Bilderstürmer" bei der ersten Aufführung in Prag nur geringen Beifall gefunden; die Musik soll zu gelehrt, der Text von J. E. Hartmann in Leipzig zu undramatisch sein.

Vermischtes.

* In München ist Dingelstedt's „Haus der Barneveldt" in der neuen umgearbeiteten Gestalt mit großem Beifall gegeben worden. Auch ein neues Lustspiel von Rudolf Gottschall „Fox und Pitt," das in Breslau zum erstenmal über die Bretter ging, soll beim Publikum eine beifällige Aufnahme gefunden haben, während die Kritik allerhand Ausstellungen und Bedenken darüber erhebt.

* In München hat König Ludwig in aller Stille den Grundstein zu den seit Jahren von ihm projectirten Propyläen gelegt; Geheimrath von Klenze hat den Entwurf gemacht und leitet jetzt auch die Ausführung. Ebendaselbst soll Anfang August ein großes dreitägiges „Deutsches Musikfest," unter Lachner's Leitung, stattfinden; der Magistrat hat bereits die Einrichtung einer eigenen Halle zu diesem Zwecke beschlossen.

* Die Verbreitung billiger und dabei doch gediegener Bücher scheint endlich auch in Deutschland Fuß zu fassen. Besondere Auszeichnung in dieser Hinsicht verdient neben andern die schon seit Jahren unter dem Titel „Historische Hausbibliothek" bei K. B. Lork in Leipzig erscheinende Sammlung historischer Monographien, die gegenwärtig schon zu 33 Bänden herangewachsen ist und sich zum größten Theil ebenso sehr durch ihren trefflichen Inhalt wie durch gute Ausstattung und mäßigen Preis empfiehlt. Lork kündigt als willkommenes Seitenstück dazu jetzt auch eine „Naturwissenschaftliche Hausbibliothek," sowie eine Hausbibliothek für „Länder- und Völkerkunde" an. Von der erstern sind bereits zwei Bände, Oersted's „Geist in der Natur," deutsch von K. L. Kannegießer, enthaltend, von der zweiten „Eine Weltumseglung" von N. J. Anderssen erschienen. Auch die in demselben Verlag erscheinenden „Modernen Geschichtschreiber. Eine Bibliothek ausgewählter historischer Werke der neuern Zeit. Unter Redaktion von Prof. Dr. Bülau" verdienen die lebhafteste Empfehlung; die bisher erschienenen Lieferungen enthalten Mignet's „Geschichte der französischen Revolution," Lamartine's „Geschichte der französischen Revolution," Lamartine's „Geschichte der Februarrevolution," den Anfang von Bancroft's „Geschichte der amerikanischen Revolution" ꝛc. — Ein paar ähnliche Unternehmungen sind die „Naturwissenschaftliche Bibliothek," und die „Historische Bibliothek," die bei Ernst Balde in Kassel erscheinen. Die erstere eröffnet sich ebenfalls mit Oersted's „Naturwissenschaftlichen Schriften"; das vollständige Werk, sämmtliche naturwissenschaftliche Aufsätze des berühmten Verfassers enthaltend, kostet nur 1 Thlr. 20 Sgr. Auch die „Historische Bibliothek," deren bis jetzt erschienene Lieferungen Lamartine's „Geschichte der Restauration," Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre," nebst Fortsetzung von

Digitized by Google

Regnault, sowie Colletta's classische „Geschichte von Neapel" enthalten, zeichnen sich durch ungemeine Billigkeit des Preises aus.

* Wenn zur Blüthe eines Theaters nichts weiter gehörte als Geld, so müßte das Kaiserliche Hoftheater in Petersburg offenbar die erste Bühne der Welt sein. Nach einer Notiz in der Leipziger „Allgemeinen Theater-Chronik" beläuft allein der Gagenetat desselben sich auf 896,700 Silberrubel—also mehr als eine Million Thaler. Freilich umfaßt das Institut auch eine russische, eine deutsche, eine französische, eine italienische Truppe; ferner ein Ballet und einen — Kunstreitercircus. Auch nehmen 187 Verwaltungsbeamte allein schon 32,000 Silberrubel vorweg. Die Garderobe mit 108 Personen kostet 28,700 Silberrubel, das Decorationswesen mit 118 Angestellten 33,000, das Bauwesen mit 27 Architekten, Ofensetzern, Schornsteinfegern, Heizern ꝛc. 14, 700 Silberrubel. Als Aerzte, Uhrmacher, Hausaufseher, Dielenpolirer ꝛc. sind 57 Personen mit 7700, im Equipagenwesen 84 mit 8200 Silberrubel angestellt. Sämmtliche Orchester zählen zusammen 303 Personen mit 121,600 Silberrubel. Die französische Gesellschaft zählt 70 Köpfe und erhält 123,200 Silberrubel Gehalt, die deutsche 63 Köpfe und erhält 47,000, die italienische Oper 18 Köpfe mit 129,000, das übrige Opernpersonal 154 mit 57,000, das Ballet 187 mit 96,000, das russische Schauspiel 127 mit 89,000 Rubel Silber. Die Kunstreitergesellschaft ist mit 96,200, das Notencomptoir mit 4000 Rubel Silber ausgestattet. Außerdem sind noch für Theaterfuhrwerk 19,000, für Erhaltung des Circus 43,800, sowie für die kaiserliche Theaterschule 50,000 Rubel Silber jährlich angewiesen. Die Bestbezahlten sind darnach, wie man sieht, erst — die Pferde, dann die Italiener, dann die Franzosen; die Deutschen sind, wie überall, mit am billigsten zu haben.

* Pariser Bauten. Durch ein Decret des Kaisers der Franzosen, damaligen Prinz-Präsidenten, war unterm 12. März 1852 die Vollendung des Louvre zu Paris angeordnet und bestimmt worden, daß dieselbe innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren erfolge und die Summe von 25,679,453 Fr. (etwa 6,848,000 Thlr.) darauf verwendet werde. Aus einem in diesen Tagen an den Kaiser erstatteten Berichte geht hervor, daß das Riesenwerk, zu dessen Bauplatz ganze Straßen niedergerissen werden mußten, aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem festgesetzten Zeitpunkte vollendet sein und sich den Augen der zur großen Industrieausstellung im Jahre 1855 zahlreich nach Paris strömenden Fremden bereits fertig darbieten wird. Im März vorigen Jahres waren an den Bauten dabei beschäftigt 600 Arbeiter, im November 3000, im December, vor Einstellung der durch Frost unterbrochenen, jetzt aber wiederaufgenommenen Arbeiten 2000.

* Die Zahl der während des Jahres 1853 in Großbritanien durch die Post beförderten Briefe betrug 411 Millionen, d. h. 31½ Millionen mehr als im Jahre 1852 und 50 Millionen mehr als im Jahre 1851 (dem Jahre der großen Ausstellung.)

* Neue Goldminen. Die kürzlich gemeldete Entdeckung von Goldlagern auf der Insel Ceylon scheint keine Fabel zu sein. Der Colombo-Observer vom 12. März schreibt darüber folgendes: Zwei Regierungsbeamte, die an Ort und Stelle waren, berichten, sie hätten selbst dem Ausgraben und Auswaschen von zwei Pfannen Erde beigewohnt, die viele Goldtheile enthielten. Der Modliar, (d. i. der eingeborne Oberaufseher) schickte gestern dem Regierungsagenten von Colombo eine Goldprobe, bei deren Ausgrabung er zugegen gewesen war, und in Folge dessen wurde Hr. Layard nach dem bezeichneten Punkt abgesandt. Dieser liegt ungefähr 40 Meilen von Colombo, bei Girucle, an der Straße von Negombo nach Kornegalle, und führt eine gute fahrbare Straße dahin. Ueber die Quantität der Goldbestandtheile im Erdreich fehlen bis jetzt genauere Angaben; sie können aber nicht unbedeutend sein, nachdem die Matrosen, welche den Fund machten, alte Diggers aus Californien und Australien sind, und es der Mühe werth gehalten haben weiter zu graben. Die Ceylon Times dagegen zweifelt ob die goldähnlichen Bestandtheile überhaupt Gold sind, und ob, wenn dieses der Fall ist, das Quantum groß genug sei um die Arbeit zu lohnen.

Nov. Zeit.

* Moritz Hartmann, der sich als Correspondent der „Kölnischen Zeitung" auf dem Kriegsschauplatze befindet, bringt höchst anziehend geschriebene Reiseskizzen von ihm aus dem Mittelländischen Meer, von Malta, aus Konstantinopel ꝛc.

Erklärung des Modebildes.

Sommertoiletten.

1. Kleid von hellgrünem Taffetalinn mit hohem geschlossenem Leibchen. Die zweinähtigen bis zum Ellenbogen geschlitzten Aermel, der Schoaß des Leibchens, sowie der Rock sind mit andalusischen Franzen besetzt. Hut von durchbrochenem Stroh mit Strohspitzen und Federn garnirt. Im Innern des Schirmes Blumen und Blonde.

2. Kind von 9 Jahren. Kleid von Taffet mit schmalem Sammetband, Bajaderenartig besetzt. Italienischer Strohhut mit Band und Blumen garnirt.

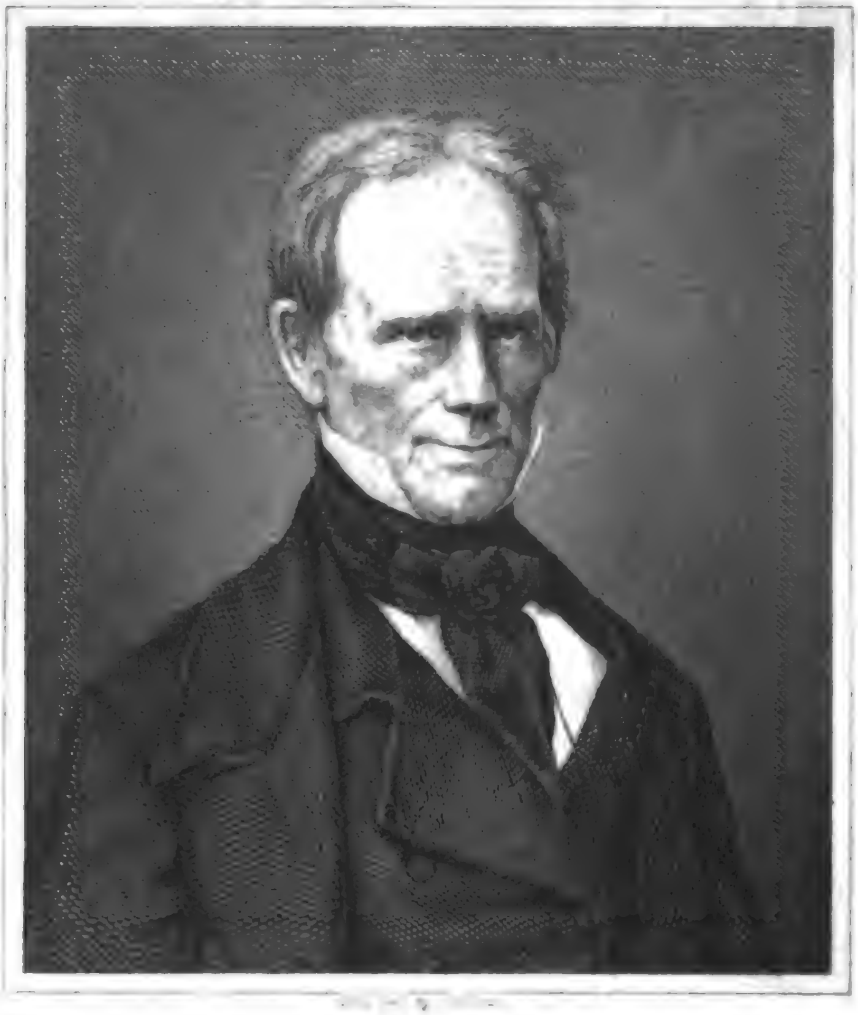
3. Abgepaßtes in Mustern durchbrochenes Bardkleid. Mantille von schwarzen Spitzen. Weißer Crepphut mit einem Kranz von Stiefmütterchen im Innern.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sansomstraße, Philadelphia.

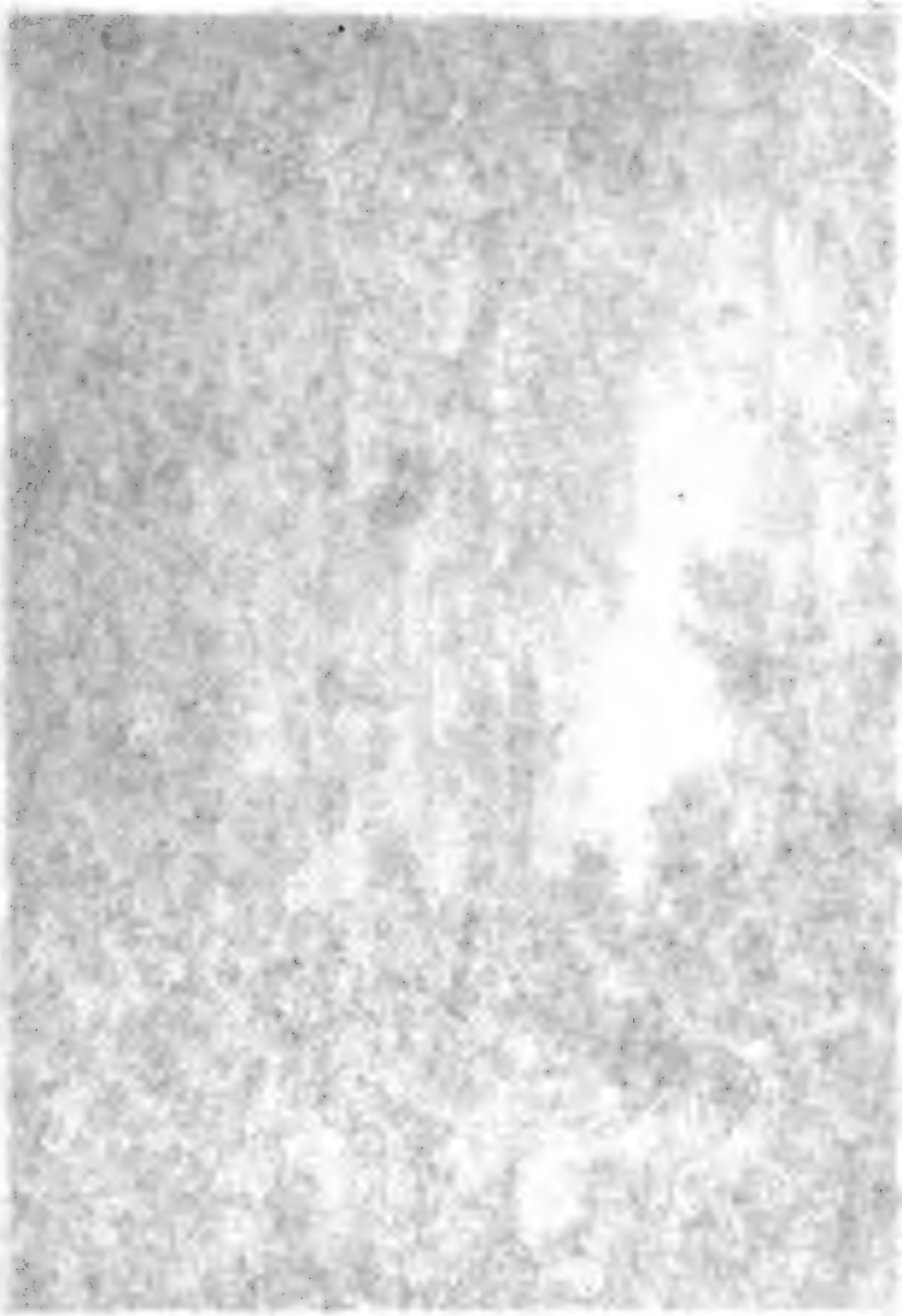
Digitized by Google

MODES PARISIENNES

Digitized by



HENRY CLAY



Digitized by Google

Digitized by Google

SAN LOUIS

MISSISSIPPI

Fr. Meyer's Mannaheften.

Digitized by Google

SAN LOUIS

MISSISSIPPI

Zu Meyer's Monatsheften.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyer's Monats-Hefte.

No. 4. August, 1854. Band 3.

Eine fromme Lüge.

Erzählung von Louise von Gall.*

1.

Der Mediciner als Pachter.

Fünf Stunden von Münster in Westphalen liegt ein jetzt sehr bescheidnes Dorf, welches noch vor einem halben Jahrhundert ein blühendes Städtchen gewesen ist; denn damals war es der Sommeraufenthalt des geistlichen Landesherrn, des Churfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster.

Christoph Bernhard von Galen, der kriegerische Bischof, der mit seinem kleinen Heere eben so große kriegerische Gelüste befriedigte, wie Karl der Zwölfte von Schweden mit dem seinigen; der Frankreich und Holland und Dänemark den Krieg erklärte und ihn glorreich ausfocht, wenn er auch nicht gerade diese Länder eroberte, hatte dort zuerst ein Schloß erbaut, einen großen Garten mit Weihern, Bosquets, Hügeln, dichten Taruswänden und Hunderten von Hermen darum angelegt. Im daran grenzenden Walde hatte er die schönsten Alleen schlagen lassen und dann eine Mauer umher gezogen, die das reiche Wild ihm sichern mußte. Und so hatte noch zur Zeit des letzten regierenden geistlichen Herrn, des Erzherzogs Maximilian Franz, der großen Maria Theresia jüngstem Sohne, in ununterbrochener Reihe heiteres Wohlleben im Städtchen gewaltet. Die fürstlichen Beamten hatten sich in der Nähe Villen erbaut; das Gefolge des Churfürsten, wenn er dort weilte, wohnte freilich im Schloß, aber wie viele Andere wollten die Sonne der fürstlichen Nähe nicht missen, ohne geradezu durch ihre Pflicht an ihn gefesselt zu sein; diese mietheten dann für hohe Preise im Städtchen sich niedere Zimmer und machten sie wohnlich mit Dingen, die sie aus der Hauptstadt herbeischleppen ließen.

Maximilian Franz machte während seiner Regierung keinen längeren Aufenthalt im Städtchen; nur für die großen Jagden hielt er sich einige Tage dort auf, aber auch für diese kurze Zeit folgte ihm immer ein Schwarm von Edelleuten und Geistlichen, welche Eigenschaften freilich im Bisthum Münster sehr häufig in einer Person vereinigt zu sein pflegten, da der ritterbürtige Adel im Besitze der reichen Pfründen war.

Aber alle die Beflissenheit, ihm zu dienen und ihm zu folgen, vermochte nicht das Herz des Fürsten ihnen zuzuneigen; Maximilian Franz liebte die „Junker" nicht, und was er an Freundlichkeit dem Adel versagte, gewährte er auf das gütigste den Bürgern und ganz besonders den Bauern, die auch diese Gönnerschaft wohl zu schätzen wußten.

Seine Gesinnungen waren, da er kein Hehl daraus machte, so allgemein bekannt,

* Unsere Leser, die sich des ungünstigen Urtheils erinnern sollten, das wir über den im vorigen Jahre erschienenen Roman „der Kreuzritter," von Louise von Gall, aussprechen mußten, mögen sich dadurch nicht abhalten lassen, die hier mitgetheilte Erzählung derselben Verfasserin zu lesen. Sie würden sich so eines wahren Genusses berauben. L. v. Gall hat, seit sie die Kreuzritter schrieb, bedeutende Fortschritte zum Bessern gemacht, davon gibt diese Erzählung sprechendes Zeugniß. Da ist nichts mehr zu finden von der Ueberspanntheit und Schwärmerei, die jenen Roman durchwob. In schlichter, natürlicher Sprache schildert die Verfasserin hier eine Begebenheit, die, gehoben durch warme und treffende Schilderung, die tiefsten Regungen des Herzens und ihren Einfluß auf die Handlungen der auftretenden Personen meisterlich offenbart. Nichts in der ganzen Erzählung deutet auf Tendenzpoesie hin, und doch wird der aufmerksame Leser, nachdem er sie beendigt, von der Lehre, die darin liegt, ergriffen sein. Wer die schwere Aufgabe der Dichtkunst, durch keine andern Mittel Moral zu lehren oder Tendenz zu machen, als durch das bloße naturgemäße Schildern und Handeln der Menschen, wie sie sind oder wie sie sein können, so treflich zu lösen versteht, wie es L. v. G. in der hier vorliegenden Erzählung gethan, verdient die vollste Anerkennung und kann erwarten, daß man ihm einige geringere Mängel nachsieht.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

daß ein alter Schulze, den er eines Tages auf seinem Spaziergange nach den Aussichten der Ernte frug, ihm kühn antwortete:

„Es sieht nicht besonders gut aus, Churfürstliche Durchlaucht, es sind zu viele Junker unter dem Korn."

Lächelnd frug der Fürst, was das heiße?

„Wir nennen hier auf dem Lande," sagte der Bauer mit unschuldiger Miene, „die langen Halme so, die den Kopf hoch tragen und nicht beugen, weil nichts drin ist."

Der Churfürst lachte so sehr, daß sein ganzer ungeheurer Leibesumfang in zitternde Bewegung gerieth und gab bei Tafel den neu gelernten Ausdruck aus der Landwirthschaft zum Besten, der natürlich sehr belacht wurde, weil Jeder der Anwesenden sich für eine Ausnahme von der Bauernregel, das heißt, Keiner für einen leeren Kopf hielt!

Das ist jetzt alles vorüber, der Bauer fühlt sich nicht mehr als den Liebling des „Herrn." Mit bäurischer Verdrossenheit und westphälischem Phlegma und religiöser Unduldsamkeit gegen Ketzer und Andersgläubige — die letztere Eigenschaft geht in unserm ehemaligen Städtchen und jetzigen Dorfe so weit, daß unter den fünfzehnhundert Einwohnern kein einziger Jude leben darf, — liegt er dem sauern Tagewerke ob. Aus dem Schlosse ist eine Damastfabrik geworden und seinen Hauptbau und seine rechten Flügel hat man abgebrochen — wie die Wiedertäufer in Münster ihren Feinden Haupt und Hand abschlugen — um daraus einen großen Gestütestall in der nächsten Stadt zu bauen! Aus dem Park mit den schönen Alleen und Durchsichten ist ein „Busch" geworden, in dessen Dickicht man nur noch mit Mühe die Spuren der ehemaligen Anlagen auffinden kann. Die Mauer, die den Park umschloß, ist auch verschwunden, und das Wild läßt sich vom Förster selten mehr dort betreffen und genießt seine Freiheit. Aus dem vielbewunderten Schloßgarten ist ein Gemüsefeld, aus den Weihern sind Sümpfe geworden. Bosquet und Hecken hat man rasirt, und die Nachtigallen, di ein Menge darin einheimisch waren, sind verstummt wie die schöne große Orgel in der ebenfalls von Christoph Bernhard von Galen erbauten Kirche; letztere weil die Gemeinde zu arm ist, um sie repariren zu lassen, erstere weil man ihnen ihre Wohnungen demolirt und sie obdachlos gemacht hat; nun werden wohl die glücklicheren Vögel ihre Stimmen wo anders ertönen lassen, während die arme Orgel schweigen muß!

Zu dem jetzt so verarmten Dorfe gehört aber, nur ein paar Büchsenschüsse davon entfernt, ein Pachthof, dessen stattliche rothe Dächer einen glänzenden Contrast zu den ärmlichen meist schornsteinlosen Dächern des Ortes bilden. Dieser Pachthof gehört dem Grafen von K., dessen Wohnsitz, ein schönes Schloß, ein paar Meilen weiter in entgegengesetzter Richtung von Münster liegt. Der Pachthof ist schon seit fünf Generationen in den Händen der selben Familie. Der jetzige Pächter ist ein sehr junger hübscher Mann mit auffallend städtischem Ansehen. Auch seine Frau ist eine zierliche Erscheinung und offenbar, was ihre Kleidung betrifft, die Löwin des Dorfes, welcher am Sonntage alle Bauermädchen den Schnitt ihres nächsten neuen Kleides absehen.

Bernhard und Therese Artmann, so heißt das junge Ehepaar, haben auch noch vor wenig Jahren wahrhaftig nicht daran gedacht, daß ihr Schicksal sie einst für immer in diese ländliche Einsamkeit verschlagen werde. Denn Bernhard, obgleich der Sohn des vorigen Pächters, war als Zweitgeborner nicht zu seinem jetzigen Beruf bestimmt; sein ältester Bruder, der dazu erzogen worden, hatte nach des Vaters Tode die einträgliche Pachtung antreten sollen, Bernhard hingegen in Münster und später in Berlin Medicin studirt. Da starben kurz nacheinander Bruder und Vater, und der Graf ließ Bernhard in Berlin fragen, ob er Lust zur Pachtung habe. Bis zu seinem achtzehnten Jahre war er freilich auf dem Pachthofe gewesen und hatte nur von seinem zehnten Jahre an täglich im nächsten Städtchen, das nur eine kleine Stunde entfernt lag, das Gymnasium besucht. Der Graf meinte aber, er werde die Kenntniß der

Landwirthschaft doch von der Geburt her erblich in sich tragen; dann schrieb auch seine einzige Schwester, er möge doch kommen und nicht Ursache sein, daß sie „unter fremden Leuten sein müsse." Eine alte Tante, eine Art ökonomischen Wunders, seit ihrer Geburt auf dem Hofe ansässig, versprach überdies ihn mit allen ihren Kenntnissen zu unterstützen, und seine Geliebte— denn er hatte in seinem einundzwanzigsten Jahre schon eine Geliebte—redete ihm auch zu, der Wissenschaft, zu deren Erlernung ihm ja doch die reichen Mittel fehlten, Valet zu sagen und seinen Acker zu bauen. Er frug, ob sie ihm nach Westphalen folgen wolle, sie sagte freudig zu.

Therese war keine Berlinerin. Ihr feiner sächsischer Accent verrieth das bald; eine Waise war sie zu Verwandten nach Berlin gekommen, die ihr das junge Leben, welches sie ihr durch mühsame Arbeit und schwere Pflichten ernst und trüb machten, nur zu verherrlichen meinten, indem sie ihr von Zeit zu Zeit ein neues Kleid schenkten!

„Aber" frug Therese, nachdem sie so rasch ihr Jawort gegeben, „werden mich deine Landsleute auch unter sich dulden, mich, die Ketzerin, die „Calvinerin," wie du sagst, daß sie noch immer Alle nennen, die dem evangelischen Glauben anhängen?"

Bernhard lachte. „So schönen blauen Augen verzeihen auch meine Landsleute etwas Ketzerthum, Niemand wird dir eine Locke deines schönen braunen Haares krümmen."

Und Bernhard ging und wurde Pachter.

Einige Monate später holte er seine Braut aus Berlin, und die sonst so fanatischen Bauern ließen auch wirklich dem lieblichen Geschöpf sein Ketzerthum nicht entgelten, wenigstens bemerkte sie nichts davon, und als sie ein Jahr drauf Bernhard einen Sohn schenkte und dieser Sohn zum Kirchen-Portale hereingetragen wurde, über dem Christoph Bernhards von Galen edles Wappen noch immer prangt, und dort in feierlicher Taufe die erste Weihe des katholischen Glaubens empfing, vergaßen sie es beinahe ganz, weshalb Therese immer in der Frühmesse fehlte und beinahe jeden Sonntag von ihrem Manne im nächsten Städtchen abgeholt wurde, wohin sie der alte Knecht zu ihrer Kirche geleitete.

Bernhard war ein sehr fleißiger, ein sehr intelligenter und dabei ein sehr gesunder Mensch; wie wäre es möglich, mit diesen drei Eigenschaften, sobald der beste Wille von der Welt dazu sich findet, nicht ein guter Landwirth zu werden? Der Graf war stolz auf diesen Pächter und rühmte sich bei seinen Bekannten des Kunststücks, das er vollbracht, indem er aus einem lockern Studenten, welche Benennung übrigens Bernhard nie verdient hatte, einen soliden Landwirth gemacht habe.

Als ihm Bernhard pflichtschuldigst die Geburt seines Söhnchens anzuzeigen kam, weil der Graf sich ihm zum Pathen angetragen, empfing ihn dieser mit bekümmertem Gesicht und sagte traurig: „Ach, Artmann, wären *wir* erst so weit. Aber," sagte er nach einer kleinen Pause, durchblitzt von einem Gedanken, „ich will dir etwas sagen, wenn meine Frau mir auch einen gesunden Sohn schenkt, dann sollst du Pathe sein und kein andrer." Da der Graf Artmann von seiner frühesten Kindheit kannte, so hatte er die Gewohnheit ihn Du zu nennen beibehalten.

Bernhard blickte den Grafen überrascht an. Herablassung war sonst gerade nicht dessen starke Seite, aber bald errieth er die Wahrheit, daß nämlich der Graf, der wohl fühlen mochte, daß sein Hochmuth kein dem Himmel wohlgefälliger Zug sei, da Demuth die erste Eigenschaft eines Christen ist, sich durch diese Herablassung eine besondere Gnade zu erkaufen wähnte. Bernhard sagte deshalb ganz ruhig:

„Wie Sie befehlen, Herr Graf."

Der Herr Graf ließ nun auch sogleich anspannen und fuhr mit Bernhard, der auf einem seiner Ackergäule hergeritten, auf den Pachthof, besuchte die junge Mutter, der er eine goldne Broche für die Frau „Gevatterin" auf die Bettdecke legte, und ging dann mit in die Kirche und hob eigenhändig den Erstgebornen seines Pächters, einen wunderbar schönen und kräftigen Jungen, aus der Taufe.

Digitized by Google

Vier Tage später, es fing schon an zu dämmern und Bernhard saß vor dem Bette seiner Frau und besprach mit ihr, welche Kenntnisse einst ihr Kind sich erwerben, welche Laufbahn es ergreifen und Gott weiß noch was es Alles thun sollte, als ein Reiter auf den Hof gesprengt kam und eilig nach Artmann frug.

Als der Knecht diesen herbeigeholt, sah Bernhard, daß es der Reitknecht des Grafen war, der noch zu so ungewohnter Stunde heraus kam.

„Was ist's Casimir?" frug er den Reiter, der schwerfällig aus dem Sattel stieg.

„Sie haben bei uns einen jungen Grafen!" sagte lakonisch der Bediente, indem er seinem Pferde, das der Knecht abführte, wohlgefällig nachsah und Letzterem dabei anstatt dem Thiere einen kleinen Schlag mit der Gerte gab.

„Ist es wahr Casimir, einen Sohn?"

„Ja, ja, Herr Artmann, so ist's. Und Sie sollen morgen früh um zehn Uhr da sein und das Kind aus der Taufe heben," sagte lauernd der rothköpfige Bursche.

„Wirklich?" frug Artmann, nun doch etwas betroffen.

„Ja, ja," wiederholte Casimir, „und Sie sind der einzige Pathe und zwar," setzte er mit boshaftem Lachen hinzu, „weil man doch keine Comtesse zu Ihrer Frau Gevatterin machen mag!"

Artmann biß sich in die Lippen und frug kurz:

„Woher wissen Sie denn das Alles? denn eben so wenig wie Sie begreifen, daß der Graf seinen Pachter zum Pathen nimmt, eben so wenig begreife ich, daß der Graf seinen Reitknecht zu seinem Vertrauten macht."

„Sind Sie mir böse, Herr Artmann? das kommt nur davon, daß Ihnen der Doctor noch in den Knochen liegt! Aber seien Sie ruhig, unser hochgräflicher Herr hat uns Nichts vertraut; was ich weiß, weiß ich durch Lisette, die Kammerfrau, die gehört hat, wie der Graf es der Gräfin sagte."

„Wie geht es der Gräfin?" frug nun Bernhard, um nur etwas anderes zu sprechen.

„O schlecht! das Kind soll ein großer, starker Junge sein, aber die Gräfin ist so schwach, sie konnte ja immer kaum auf den Füßen stehn, und obgleich sie die Nase hoch genug trägt, kann sie doch den Kopf nicht aufrecht halten," antwortete der Bediente und belachte seinen eigenen Witz.

Bernhard befahl dem aus dem Stall zurückkehrenden Knecht, dem Reitknecht ein Glas Bier zu reichen und kehrte an das Bett seiner Frau zurück, um ihr von seiner neuen Würde und von seiner morgenden kleinen Reise zu erzählen.

Therese nahm wie alle lebhaften und gutmüthigen Frauen nur die heitere Seite der Sache auf und freute sich; sie sah im Antrag des Grafen eine besondere Zuneigung zu ihrem Manne und schloß hundert günstige Schlüsse für ihre beiderseitige Zukunft daraus.

Bernhard ließ sie sprechen, als sie aber fertig war, sagte er ruhig: „Daß er mich zum Pathen gewählt hat, ist nichts als eine Buße, mit der er den Himmel zu bethören meint."

„Ich verstehe dich nicht," frug verwundert die Frau.

„Wenn ich noch Student in Berlin wäre, würde ich dir die Sache erklären, indem ich sagte: Diese Pathenschaft ist der Ring, den Polykrates ins Meer warf, um die Götter mit seinem Glück zu versöhnen."

Therese lachte. „Nun verstehe ich dich! Aber du thust gewiß dem Grafen unrecht."

Bernhard schwieg.

Am andern Morgen ritt Artmann mit dem Reitknecht nach dem Schlosse. Ein kleines Mantelsäckchen, das er hinter sich auf das Pferd geschnallt hatte, enthielt seine Garderobe, den selben tadellosen Berliner Frack, in welchem er sich vor einem Jahre hatte trauen lassen.

Kaum angekommen, wies ihm der Verwalter auf seinen Wunsch ein Zimmer an, wo er sich umkleidete und als er nach einer Viertelstunde heraustrat, konnte gewiß Niemand in dem schönen schlanken blonden Mann den Pachter desselben hochgebornen Herrn sehen, der ihm in ziemlich vernach-

Digitized by Google

läſſigter Kleidung auf dem Corridor begegnete.

„Ei, wie fein haſt du dich gemacht,“ ſagte etwas ſpöttiſch der Graf.

Bernhard wurde dunkelroth, ſagte aber nur, indem er einen kleinen Strauß der ſchönſten Roſenknospen dem Grafen entgegen hielt:

„Wollen Sie das der Frau Gräfin vom Pathen Ihres Kindes geben?“

„Meine Frau darf keine Blumen riechen,“ antwortete der Graf, indem er nachläſſig den Strauß auf den nächſten Stuhl warf.

„So will ich ſie meiner Frau wieder mitbringen,“ ſagte beleidigt Artmann, „die freuen ſie mehr als Alles.“

Der Graf bemerkte nicht einmal, daß Bernhard unter „Alles“ auch goldene Brochen verſtanden haben wollte und daß er den Pachter tief gekränkt, indem er das zarte Geſchenk für die „Frau Gevatterin“ zurückgewieſen; und was auch der Graf heute ſagen und thun mochte, Alles verletzte den gereizten Bernhard, und heute, wo es das erſtemal war, daß ihn der Graf auszeichnete und ehrte, fühlte er ſich auch zum erſtenmale von ihm gedemüthigt.

Bei der Tafel, wo nur die nächſten Verwandten des Grafen gegenwärtig waren und Bernhard mit der argloſen Freundlichkeit behandelten, welche auch die hochmüthigſten Vornehmen immer gegen Menſchen haben, bei denen ſie durchaus keine Anſprüche vermuthen, war und blieb Bernhard verſtimmt, und ſelbſt als er mit dem Neugeborenen auf dem Arme daſtand, der ſeinen Namen Chriſtoph Bernhard erhielt, dachte er: Daß mir vergönnt iſt, dies kleine Kind hier zu halten, ſoll mir nun eine große Ehre ſein, während mein armer ſüßer Junge ſich geehrt fühlen ſoll, daß ihn der gräfliche Mann an meiner Seite auf den Armen hielt, und mein Junge iſt doch viel ſchöner und größer und kräftiger als dieſer gräfliche Sproß!

Das war nun nicht ſo ganz wahr, denn das gräfliche Kind war wirklich auch ein ſchönes und geſundes Geſchöpf, und natürlich in den Augen aller Bewohner des Schloſſes ein vollſtändiges Wunder!

Nach der Taufe empfahl ſich Bernhard dem Grafen, der ihn noch länger zurückhalten wollte, und ſchützte vor, daß ſeine Frau noch zu ſchwach ſei, als daß er ſie ſo lange verlaſſen dürfe.

Thereſe aber war glücklicherweiſe gar nicht ſchwach und empfing freudig ihren Mann, der ihr nun viel Schönes erzählen ſollte. Bernhard aber ſagte nur kurz: „Es iſt gar Nichts vorgefallen, was der Rede werth wäre,“ und ging wieder hinaus, um mit den Knechten zu rechnen. Thereſe aber lehnte ihr ſchönes freundliches Geſicht in die Hand und ſagte nach einer Weile lächelnd zu ihrer Schwägerin, einem kränklichen Mädchen, die am Bette ſaß und ſtrickte: „Wenn wir als Erbfehler die Eitelkeit beſitzen, ſo beſitzen die Männer dafür den Hochmuth; was iſt nun ſchlimmer?“

2.

Er kann ſchon laufen.

Ein Jahr war verfloſſen. Das Glück auf dem Pachthofe war immer in ungetrübter Blüthe geblieben. Thereſe war noch dieſelbe ſchöne, blühende, glückliche Mutter und Frau, Bernhard der fleißige und erfolgreiche Oekonom; daß ſeine kränkliche Schweſter geſtorben, war kein Unglück zu nennen, denn das Mädchen hatte nie Freude am Leben gehabt. Die alte Tante hingegen war noch eben ſo rüſtig wie früher und ſchaffte ſo viel und fleißig, daß Thereſe ihrem Kinde manche Stunde widmen konnte. Und dennoch hatte ein trüber Schleier auf den Bewohnern des Pachthofes gelegen, denn ein ſchweres Jahr war vorübergezogen und hatte die ohnedem dürftigen Bewohner des Dorfes ganz verarmt. Daß Bernhard auf ſeiner Pachtung das Korn und die Kartoffeln reichlicher und beſſer geerntet, gereichte ihm eher zur Qual, denn nun kamen alle die armen Leute zu ihm und ſagten: Ihr und Euer Graf, der ohnedem ſo reich und geſegnet iſt, habt durch die beſſere Ernte noch mehr gewonnen, während wir Alle nichts bekommen haben. Sagt ihm das nur. Ihr könnt Beide etwas hergeben.

Sagen mochte aber Bernhard gar Nichts

Digitized by Google

mehr, denn der Graf, obgleich er nicht geizig war, war doch nichts weniger als großmüthig; nachdem er eine Spende von ein paar hundert Thalern an die Armen der Umgegend verabreichen lassen, meinte er nun sich losgekauft zu haben und schlug Bernhard jede fernere Unterstützung für die Armen ab. Ja, als Bernhard damit nicht gleich zur Thüre hinaus ging, erlaubte er sich sogar einige sehr übellaunige und unhöfliche Worte in den langen rothen Bart zu murmeln, die aber leider Bernhard sehr gut verstand.

Seitdem hatte der Pachter das Schloß nicht mehr betreten, die Geschäfte machte er ab, indem er den Rentmeister, der in einem Nebenhäuschen wohnte, besuchte. Den Armen aber hatte er sein eigenes Saatkorn, seine eigenen Pflanzkartoffeln beinahe alle gegeben, denn es war Frühling und das schönste Wetter der Welt, Alles wuchs und gedieh, aber reif war noch kein Körnchen, wovon sich nur ein Vöglein hätte sättigen können.

Schon mehrere Male hatte die Gräfin Theresen sagen lassen, sie möge doch einmal mit ihrem Kinde auf das Schloß kommen, damit sie es mit dem jungen Grafen vergleiche, ihr sogar den Wagen angeboten, der sie abholen sollte, aber Bernhard hatte das nicht gelitten und immer geantwortet: „Meine Frau kann nicht abkommen."

Zu Theresen sagte er: „Wenn sie dein Kind sehen will, kann sie herkommen, sie hat Nichts zu thun und fährt ohnedem mit dem Jungen alle Tage spazieren." — Das that denn auch die Gräfin eines Tages, denn der mütterliche Stolz ging bei ihr noch über den gräflichen.

Als die Kalesche mit den vier Mecklenburgern bespannt, wie heutzutage noch immer der westphälische Adel über Land fährt, auf den Pachthof rollte, eilte Therese an den Schlag; kaum aber hatte die Gräfin, die sie heute zum ersten Male sah, sie erblickt, so rief sie auch schon mit freudestrahlenden Augen, indem sie auf ihr sitzendes Kind zeigte, das eine Wärterin in den Armen hielt:

„Denken Sie, Frau Artmann, er läuft schon!"

Therese beantwortete diese wichtige Nachricht nur mit einem freundlichen Lächeln, worin ein gewisser Stolz nicht zu verkennen war. Deshalb frug die Gräfin denn auch überrascht:

„Läuft am Ende der Ihrige auch schon?"

„Seit acht Wochen," bemühte sich Therese mit Mäßigung und Demuth hervorzubringen.

„Seit acht Wochen! Er ist aber auch drei volle Tage älter!"

„Jawohl!" sagte Artmann, der auch an den Wagen kam, „er wird aber nicht so gepflegt wie der junge Graf."

„Oho," rief Therese scherzhaft böse, „man sollte meinen, ich vernachlässige mein Kind!"

„Wo ist er?"

„Im Garten, aber wollen die Frau Gräfin nicht etwas aussteigen? im Garten ist's so schön!" setzte Therese hinzu, weil sie fürchtete, die Gräfin werde meinen, sie wolle sie in ihr bescheidenes Zimmer führen.

„Ja ich will aussteigen," sagte die Gräfin, „aber Sie erlauben mir wohl, in Ihr Zimmer zu treten, ich bin noch zu schwach, um das stille Sitzen in freier Luft zu ertragen."

Der Bediente und Artmann hoben die feine Gestalt der Dame aus dem Wagen. Sie stützte sich sorglos auf ihres Pachters Schulter, indem sie mit nachlässiger Haltung die kleine gepflasterte Strecke durchschritt; hinter ihr trug die Wärterin das Kind, das mit einer Eleganz gekleidet war, wie ein französischer Prinz.

Auf der Schwelle von Theresens Wohnzimmer, das nach dem Garten zu lag, blieb die Gräfin stehen und sagte überrascht: „Wie hübsch ist es hier!"

Die äußerst einfache Einrichtung war auch ein redendes Zeugniß für Theresens guten Geschmack und ihren häuslichen Sinn, und sicher war ihr Zimmer, dessen Inhalt nicht den zehnten Theil der Einrichtung des Boudoirs der Gräfin gekostet, doch wohnlicher.

Ein grün- und grauer Wachsteppich deckte den Boden, ein glattes, hellgrünes Papier die Wände; die Meubles, mit dunkelgrünem

Digitized by Google

Damast überzogen, standen aber alle an der richtigen Stelle, der kleine Schreibtisch war mit zierlichen Nippsachen, Geschenken ihrer Berliner Freundinnen bedeckt, und an den Fenstern, die halb von weißen, halb von grünen wollenen Vorhängen verhüllt waren, standen schöne große Epheugitter und dazwischen Blumentische von Holzrinde mit Rosentöpfen. An den Wänden hingen ein paar gute Kupferstiche und einige Bücherbreter.

„Wie hübsch!" wiederholte die Gräfin noch einmal und ging zum Kanapee, ließ sich matt darauf nieder und befahl der Wärterin, ihr das Kind zu reichen, das sie sogleich auf den Boden stellte, um es seine neue Kunst zeigen zu lassen.

Das gräfliche Kind machte einige schwankende Schrittchen, weinte aber dann und seine Mutter nahm es nun auf den Schooß.

Da ertönte auf dem Gange ein helles Glöckchen.

„Was ist das?" frug die Gräfin.

Therese lachte! „O weiter Nichts als mein kleiner Clemens. Weil nicht immer Jemand Zeit hat, auf ihn zu achten und ich doch von dem kleinen Mann wissen muß, wo er ist, habe ich ihm eine kleine helle Schafschelle umgebunden, da kann ich ihn immer gleich finden, wenn er sich verlaufen hat."

Die Gräfin schlug erschrocken die Hände zusammen.

„Welche Grausamkeit! das arme Kind! Wenn mein Mann hört, wie hart sie seinen kleinen Pathen behandeln!"

In diesem Augenblicke öffnete Therese ihrem Kinde die Thüre und hörte darüber nicht die Vorwürfe der Dame.

Auf der Schwelle erschien nun ein prächtiges Kind. Nicht viel größer und auch nicht viel stärker als der gräfliche Sproß, aber wie viel gesünder und lebhafter und selbständiger!

Wie ein zweijähriges Kind durchrannte er das Zimmer auf den kleinen Grafen zu und streckte seine Aermchen nach ihm aus und streichelte seine Händchen, indem er immer mit schmeichelndem Tone: Ei, ei, rief. Therese weidete sich an dem Anblick, die Gräfin aber, indem sie ihre schmale durchsichtige Hand auf den blonden Lockenkopf des Pachtersohnes legte, sagte zu seiner Mutter mit Thränen in den Augen:

„Geben Sie mir das Kind mit, ich will es mit dem meinigen erziehen!"

Therese wurde blaß nur bei dem Gedanken, lachte denn aber hell auf. „Wie Sie mich mit Ihrem Scherz erschreckt haben, gnädige Gräfin."

„Kein Scherz! Welch ein Glück für meinen kleinen Bernhard, solchen munteren Gespielen zu haben, und Sie haben ja doch hier so viel zu thun, daß Sie ihn nicht recht beaufsichtigen können."

„Meinen Sie, weil er die Schelle trägt? O Frau Gräfin, ich denke jede Minute des Tages an das Kind, es ist mein höchstes Glück, und mich von ihm zu trennen würde mir geradezu den Tod bringen."

„Dann kann natürlich auch nicht die Rede davon sein. Aber finden Sie nicht, daß die Kinder sich ähnlich sehen, dieselben blauen Augen, dieselben blonden Löckchen, dasselbe Stupnäschen, nur ist der Ihrige stärker."

Und schöner, dachte Therese; und das war er auch, ihr kleiner Sohn überstrahlte das blasse Kind der Gräfin.

Therese frug nun die Gräfin, ob sie keine Erfrischung zu nehmen befehle.

Mit der Sorglosigkeit, die ihr eigen war, sagte die bleiche Frau, indem sie ihr Gesicht mit halbgeschlossenen Augen auf die Hand stützte und, schon ermüdet das Kind zu halten, es seiner Wärterin zurückgab: „Was haben Sie denn, was Sie mir geben können, lassen Sie hören?"

Therese wurde dunkelroth, hielt aber an sich und sagte: „Befehlen Sie nur!"

„Haben Sie vielleicht Himbeersaft?"

„Jawohl, soll ich Ihnen ein Glas frisches Wasser dazu bringen?"

„Oder was noch besser wäre, aber das haben Sie wohl nicht—"

„Wenn Sie mir es sagen?"

„Schwarzen Thee? Haben Sie schwarzen Thee, aber nur keinen grünen, denn davon bekäme ich ein Nervenfieber."

„Meine Verwandten haben mir aus Berlin noch kürzlich sehr guten schwarzen Thee geschickt.“

„So bitte ich um eine Tasse.“

Thereſe ging nun hinaus um gleich darauf mit einer Serviette wiederzukommen, die ſie auf dem runden Tiſch vor der Gräfin ausbreitete, um dann auf einem der Stühle, den ſie zunächſt dem Kanapee rückte, Platz zu nehmen und ſich beſcheiden mit einer weiblichen Arbeit zu beſchäftigen, während die Gräfin, in Gedanken verſunken, dem Spielen der beiden Kinder zuſah, die unter Aufſicht der Wärterin in einer Ecke des Zimmers mit einigen Holzklötzchen ſpielten und zuweilen hell dabei auflachten.

Die Gräfin Agnes war durchaus keine hochmüthige und ſtolze Frau, und hielt ſich ſelbſt für äußerſt beſcheiden und anſpruchlos; aber ſie war das einzige Kind eines reichen Ehepaars, der letzte Sproß eines alten gräflichen Hauſes, deſſen Güter auch alle ihrem Manne einſt zufallen ſollten, und verwöhnt und verzogen in einer Weiſe, daß ſie im Stande war ihre Umgebung geradezu zu mißhandeln, ohne auch nur die leiſeſte Ahnung davon zu haben. Von Kindheit an kränklich, hatte ſie nie einen Tadel vernommen, und auch noch jetzt, wenn ihre Mutter ſie beſuchte, behandelte dieſe ſie wie ein krankes Kind. Man hatte bei der Gräfin ſyſtematiſch den graſſeſten Egoismus ausgebildet, der aber eigentlich nicht in ihrem Charakter wurzelte, denn ſobald Jemand ſie aufmerkſam gemacht haben würde, daß es Opfer ſeien, was ſie täglich und ſtündlich von den Anderen verlangte, ſo würde ſie erſchrocken darauf verzichtet haben; aber weil von jeher ihre ganze Umgebung, — ſie hatte nur das Schloß ihres Vaters verlaſſen, um das Schloß ihres Gemahls zu beziehen — ſie für die Hauptperſon gehalten und als ſolche behandelt, hatte ſie, ſich ſelbſt unbewußt, ſich angewöhnt eine ſolche Behandlung, als ſich von ſelbſt verſtehend, zu verlangen.

Seitdem ſie Mutter war, war umgekehrt wie bei andern Frauen die Sache noch viel ſchlimmer geworden, denn für ihr Kind, mit dem ſie als die zärtlichſte Mutter ſich übrigens ganz identificirte, verlangte ſie naiv von Jedermann auch das größte Opfer, weil ſie ſelbſt ſich bereit fühlte, es zu bringen, ohne doch je in dem Falle zu ſein es zu thun; denn um ihrer wirklich ſehr ſchwachen Geſundheit willen wurde jede mütterliche Beſchwerde von ihr fern gehalten. Das Kind durfte nicht bei ihr ſchlafen, ſie durfte es nicht nähren, nicht einmal auf dem Arme tragen; nur ſeine Geſellſchaft war ihr in den Ruheſtunden vergönnt, und dieſes einzige Glück ließ ſie ſich auch um keine Minute verkürzen.

Sie ahnte jetzt nicht, daß es unhöflich von ihr war, neben Thereſen zu ſitzen und, in Gedanken verſunken, keine Silbe mit ihr zu ſprechen.

Nach einer kleinen Weile brachte Thereſens Dienſtmädchen den Thee und was dazu gehörte, die Gräfin ſprach noch immer nicht, ſondern beobachtete mit neugieriger Verwunderung Thereſens Geſchicklichkeit bei der Zubereitung des Thees.

Endlich ſagte ſie: „Wie gut ſie das verſtehen.“

Thereſe erröthete wieder, aber ſie antwortete nur: „Das Compliment hat mir bisher nur mein Mann gemacht.“

„Trinken Sie zuſammen Thee?“

„Im Winter jeden Abend, und nachher iſt er ſo gut, mir einige Stunden lang vorzuleſen.“

Die Gräfin legte ſich zurück und ſagte nach einer Weile mit einem ſonderbaren Tone, dem etwas wie ein Seufzer voranging:

„Sie ſind wirklich eine glückliche, eine wahrhaft beneidenswerthe Frau! Ich war weit entfernt mir Ihre Exiſtenz hier ſo harmoniſch, ſo ideal zu denken.“

„Ach, ideal iſt ſie auch nicht, gnädige Gräfin, und wenn meine alte Tante mir nicht ſo freundlich die ſchwerſten Sorgen abnähme, ich fände ſelten Zeit, hier in meinem traulichen Zimmer zu ſitzen und müßte mich den ganzen Tag in Küche und Keller, im Kuhſtall und in der Milchkammer herumtreiben.“

„Alſo dahin kommen Sie doch?“

Digitized by Google

„O, Frau Gräfin, viel mehr als ich hierherkomme!“

Die Gräfin betrachtete mit einem Blicke des aufrichtigsten Mitleids ihre schöne Wirthin.

„Meinem Manne mußte es im Anfange doch noch viel schwerer werden,“ fuhr Thereſe plaudernd fort, „denn zwiſchen ſeinem jetzigen und ſeinem frühern Leben iſt ein noch viel größerer Contraſt. Ich hatte doch immer die Arbeiten einer Haushaltung, wenn auch nur kleinen, geleitet. Er aber hat nur der Wiſſenſchaft gelebt, um hier dann ganz in das durchaus materielle Treiben einer großen Oekonomie aufzugehen!“

„Freilich,“ ſagte die Gräfin ſinnend, „das iſt noch viel ärger. Wo iſt Ihr Mann?“

„Ich weiß es nicht, Frau Gräfin, ſoll ich ihn ſuchen?“

„Nein, nein,“ ſagte etwas ängſtlich die Dame, denn ſie wußte nicht, ob ihr Mann es billigen werde, wenn ſie hier mit ſeinem Pachter Thee trinke. Mit der Frau war das etwas anderes, das ging allein ſie ſelbſt an und ſie war, wie geſagt, nicht bewußt hochmüthig, ſondern fand wirkliches Gefallen an der jungen Frau und freute ſich an deren Bekanntſchaft und nahm ſich vor, recht freundlich und herablaſſend gegen dieſelbe zu ſein.

Als ſie fortfuhr, nahm ſie auch wirklich die Zuneigung Thereſens mit, die ſchon nach einer halben Stunde Zuſammenſein mit weiblichem Takt die Gräfin durchſchaute und das Unabſichtliche ihres ſo oft beleidigenden Benehmens richtig würdigte.

„Nun, wie gefällt dir Ihre hochgräfliche Gnaden?“ frug Bernhard ſpöttiſch ſeine Frau, nachdem er die Dame wieder in den Wagen gehoben, und während in der Allee, die zum Hofe führte, nur noch Staub, den die vier Mecklenburger in die Höhe warfen, zu ſehen war.

„O gut.“

„Gut? Dieſe Frau, die wegen ihres Hochmuths und ihres Uebermuths förmlich berühmt iſt, ſelbſt unter ihres Gleichen?“

„Sie verdient das nicht. Sie iſt nur ſehr verwöhnt und verzogen. Du hätteſt hören ſollen, wie ſie mir vorklagte, daß ihre Eltern, ihr Gemahl und ihr Arzt ſie durchaus noch dieſen Sommer, nach Oſtende zu gehen, bewegen wollten, weil ſie aber verlangten, ſie ſolle ihr Kind bei ſeiner Großmutter laſſen, da ihm die Reiſe leicht ſchaden könne, ſo werde ſie nicht gehen. Wie liebt ſie ihr Kind! Wie kann Jemand, der ſo tiefes Gefühl beſitzt, hochmüthig ſein? Das können nur oberflächliche Menſchen.“

„Sie liebt das Kind nur, weil es ihr Kind, ihr Fleiſch und Blut, ein Theil von ihr ſelbſt iſt; o, ich kenne dieſe Art von Elternliebe,“ ſagte Bernhard.

3.

Wer iſt das Opfer?

Man hatte die Gräfin wirklich überredet, nach Oſtende zu reiſen und ihr vergöttertes Kind ſo lange unter der Hut ihrer Mutter zurückzulaſſen. Der Graf hingegen begleitete ſeine Gemahlin in das Seebad.

Im Anfang bekam die Trennung Mutter und Kind gleich wohl, die Gräfin erfreute ſich einer ganz ungeſtörten Ruhe, und das Kind genoß, weniger von der ängſtlichen Mutter bewacht, mehr Freiheit und gedieh und entwickelte ſich ſichtbar. Da, ganz plötzlich, die Gräfin war vielleicht drei Wochen abweſend, erkrankte der kleine Bernhard, der Arzt erklärte, das Gehirn ſei afficirt, und man ließ den Grafen von Oſtende kommen, der nur unter einem Vorwande ſeine Gemahlin zu verlaſſen wagte, und ihr keine Silbe von der Krankheit des Kindes mittheilte. Aber ſchon als der Vater ankam war das Kind rettungslos, und nach drei Tagen war es eine Leiche.

Bernhard, der am Todestage ſeines Pathen hinübergeritten war, ſah zufällig den Grafen, aber Keiner erkannte den Andern. Der Graf erkannte Bernhard nicht, weil er überhaupt Niemand ſah, und Bernhard kannte ihn nicht, ſo verändert war ſein Gutsherr, der dennoch ſo viel Faſſung behielt den Schloßbewohnern zu befehlen, den Todesfall möglichſt geheim zu halten, damit nicht ein Gerücht zu der Gräfin dringe, die vielleicht

Digitized by Google

ſchon unterwegs war; und wirklich kam ein Brief vom Badearzte, der ſchrieb, die Gräfin habe die Rückreiſe angetreten, weil ſie, von ſchmerzlichen Ahnungen ergriffen, behauptet, ihrem Kinde ſei etwas zugeſtoßen. Niemand begleite ſie als ihre Kammerfrau, aber die habe ihm, dem Arzte, bei der Abreiſe mitgetheilt, die Gräfin ſei in einer ſolchen Aufregung, daß ſie für ihre Beſinnung fürchte.

Was war zu thun? Der Graf empfing den Brief am Sarge ſeines Kindes, und morgen ſollte die unglückliche Mutter eintreffen! Und ſo kam es, daß bei der nun folgenden Beiſetzung der Leiche in die Familiengruft der ſo zärtliche Vater kaum an ſeinen geſtorbenen Liebling, ſondern nur daran dachte, wie er ſeiner Gemahlin dieſen Todesfall verberge, bis ſie kräftiger ſei, einen ſo furchtbaren Schlag zu ertragen. Da hörte er hinter ſich ein unterdrücktes Schluchzen, er wandte ſich unwillkürlich, um zu ſehen, wer ſeinem Kinde dieſe Theilnahme zolle; ſein Auge fiel auf Bernhard, der ſeinem Pathen die letzte Ehre zu erweiſen herübergekommen, und der nun weinte wie ein Mann es nicht gerne thut.

Als die Beiſetzung vorüber war, trat der Graf zu ihm, nahm ſeine Hand und ſagte gerührt: „Artmann, ich danke dir.“

„Ich muß wahr ſein, Herr Graf!“ ſtotterte der bleiche Bernhard, „nicht das Mitgefühl allein hat mich ſo ergriffen—ſondern vorhin, als wir Alle an den offenen Sarg traten, war es mir gerade, als ſehe ich darin mein eigenes Kind vor mir liegen! Dieſe Aehnlichkeit iſt es, die mich ſo erſchüttert hat!“

„Dein Kind,“ rief der Graf, dem dieſe Worte wie ein Wink von Oben waren, „dein Kind gleicht dem meinen? o raſch—raſch zu deinem Hof, laſſe mich dein Kind ſehen.“

Und eine Viertelſtunde darauf fuhr der Graf wirklich mit Bernhard im raſcheſten Trabe davon.

Thereſe war im höchſten Grade erſtaunt, als ſie den Grafen mit ihrem Mann bei ſich eintreten ſah. Er grüßte ſie kaum und frug nur eilig: „Wo iſt Ihr Kind?“

„Im Nebenzimmer.“

„So holen Sie es, ich bitte Sie, und du, Artmann, bringe mir aus der Wagentaſche ein Päckchen, das ich dort eingeſteckt.“

Das Kind kam auf dem Arme der Mutter, der Graf betrachtete den Knaben ſo lange und aufmerkſam, als wolle er des Kindes Seele mit den Augen verſchlingen, bis Thereſe ganz ängſtlich wurde.

„Er iſt größer, ſtärker und blühender — aber das haben Sie ja alles meiner Frau vom Kinde geſchrieben — er gleicht ihm außerordentlich es iſt offenbar — es iſt ein Wink von Oben.“

Der Graf bedachte nicht, daß der Tod ſeines einzigen Kindes ein viel deutlicherer Wink geweſen—er nahm Artmann, der eben hereintrat, das Päckchen aus der Hand und ſagte zu Thereſe:

„Ich bitte Sie, ziehen Sie dem Kinde dieſe Kleider meines Bernhard an und bringen Sie mir ihn dann, ich möchte ſehen ob es möglich iſt, ſich zu täuſchen und ihn für mein verſtorbenes Kind zu halten.“

Thereſe wagte dem todtenblaſſen Mann, den die Thränen am Reden hinderten, nicht zu widerſprechen, obgleich ſie ſeine Zumuthung nicht begriff, trug ihr Kind ins Nebenzimmer und zog ihm das feine Brüſſler Batiſthemdchen, die geſtickten Höschen, das himmelblaue Caſchmir-Kittelchen und das ſchwarzſammtne Jäckchen in möglichſter Eile an, und ſchnürte die bunten ruſſiſchen Stiefelchen an ſeine runden Füße, dann ſcheitelte ſie halb abſichtslos die kurzen blonden Löckchen ihres Kindes in derſelben Art, wie ſie geſehen, daß der kleine Bernhard ſeine Löckchen trug führte ſo ihr Kind zum Grafen zurück.

Als ſie eintrat, ſtürzte der unglückliche Vater auf ihr Kind zu, hob es hoch auf und rief: „Ja du biſt ſo wie er; der barmherzige Gott hat dich mir geſandt und Jedermann ſoll dich hinfür für mein Kind halten.“

Das Kind das nur ein paar Wochen mehr als ein Jahr zählte und das natürlich noch nicht ſprechen konnte, ſtreckte ganz erſchrocken die Arme nach ſeiner Mutter aus, die eben ſo erſchrocken in ihres Mannes blaſſes Geſicht ſah. Endlich ſagte Artmann vorwurfsvoll: „Herr Graf!“

Digitized by Google

„Haltet mich nicht für wahnsinnig! Ich sage Euch im Ernst! Ihr müßt mir Euer Kind mitgeben, damit ich es der Gräfin als ihr eigenes zeigen kann, sie würde die Nachricht seines Todes nicht ertragen."

„Eher das Leben!" riefen aus einem Munde Bernhard und seine Frau.

Der Graf sah sie verwundert an. „Es versteht sich von selbst, daß ich zu jedem Opfer bereit bin."

Bernhard fuhr auf, aber Therese legte ihm die Hand auf den Mund und sagte: „Stille, laß mich reden!"

„Herr Graf, das Kind ist unser höchstes Glück, wir können es nicht missen, um keinen Preis der Welt!"

„Um keinen Preis der Welt?" frug verwundert der Graf, der hier eigentlich an gar keinen Widerstand gedacht. — „Nun wohl," sagte er nach einer Pause, „ich will das Kind nicht für immer, nur auf ein halbes Jahr — bis dahin, hoffe ich, wird die Gesundheit meiner Frau so gestärkt sein, daß sie die Wahrheit ertragen kann, und will sie sich, wenn sie Alles erfahren, von dem Kinde nicht trennen, könnt Ihr ja auf das Schloß ziehen, ich gebe Euch die Rentmeisterstelle."

„Nein," sagte Bernhard kalt, „keinen Tag gebe ich das Kind fort."

„Ist die Gräfin kränker?" frug Therese nun in weichem Mitgefühl, ihr Kind, das sich vom Grafen zu ihr geflüchtet, fest an sich drückend.

„So krank und von den Seebädern und bangen Ahnungen so sehr aufgeregt, daß ihre Kammerjungfer gesagt hat, sie fürchte für ihren Verstand! Und wenn sie morgen ankommt und ihr Kind nur noch unter der Erde finden kann—"

Therese trat, das Kind auf dem Arm, zu ihrem Mann und sagte mit zitternder Stimme:

„Wenn sie stirbt, sind wir ihre Mörder. Gib das Kind mit — wenn es die Mutter nicht für das Ihrige erkennt, haben wir keine Schuld, erkennt sie es dafür, so mag sie sich einige Wochen an ihm erfreuen; dann will ich kommen und ihr die Wahrheit sagen und sie wird sie ertragen mit Gottes Hilfe und wird mir mein Kind, das mir Gott schenkte und Gott ließ, zurückgeben. Bernhard — lade kein Verbrechen auf unsere Seelen!"

Bernhard sagte nur trotzig, indem er sich abwandte — „du hast diesen Betrug zu verantworten, Therese, denn ein Betrug bleibt es immer! Aber thue was du willst."

Der Graf aber nahm seinen eigenen Mantel ab und schlug ihn um das Kind und bat Therese, ihm ihr Mädchen mitzugeben, von dem das Kind auch willig sich hinaustragen ließ; aber als es schon auf dem Flur war, eilte ihm Therese nach, preßte es unter strömenden Thränen an ihr Herz und meinte diese Trennung nicht überleben zu können.

Der Graf nahm ihre Hand und sagte leise: „Bald holen Sie sich ihn wieder."

Und er machte das weinende Kind von ihr los, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr rasch davon.

Therese kehrte gebrochenen Herzens in ihr Zimmer zurück und tief in ihrem Innern rief eine Stimme: Du hast dein Kind verloren, für immer, für ewig! und als sich die Märtyrerin der Menschenliebe an ihres Gatten Brust werfen wollte, um da Trost zu suchen und zu finden, wandte er sich von ihr ab und verließ das Zimmer — Therese aber durchlebte an jenem Abend und in der darauf folgenden Nacht alle jene Schmerzen, die das Schicksal der Gräfin bestimmt hatte, denn die Ahnung ihres Innern rief immerfort: Du hast dein Kind auf ewig verloren!

4.

Die glückliche Mutter.

Auf dem Schlosse war Alles in Bewegung. Die junge Gräfin wurde erwartet, und die alte Gräfin, ihre Mutter, war eben abgereist, weil sie sich nicht stark genug fühlte, ihrer Tochter gegenüber den Tod des geliebten Enkels zu verbergen, obgleich sie auch vollkommen die fromme Lüge des Schwiegersohnes billigte.

Ein Befehl des Herrn hatte sämmtliche

Digitized by Google

Schloßbewohner, vom Rentmeister bis zum Kuhjungen, in dem Saale versammelt. Mitten unter ihnen, aber doch durch einen ehrerbietigen Kreis von ihnen getrennt, stand Graf Clemens, bleich, mit zusammengezogenen Brauen und ließ forschend seine Blicke auf die Umgebung schweifen, um zu sehen, ob auch kein Einziger fehle. Endlich sagte er mit scharfer Stimme:

„Ich habe Euch alle hieher rufen lassen, um Euch einen gemessenen Befehl zu ertheilen. In einer Stunde wird die Gräfin vielleicht eintreffen, und sie darf nicht den Tod—unseres—" hier stockte die scharfe Rede etwas — „unseres Kindes erfahren. Der Sohn des Pachters Artmann wird ihr statt ihres Kindes entgegengebracht werden. Gelingt es nun mit Gottes Hülfe, und sie hält wirklich den kleinen Clemens für unsern Bernhard, so darf ihr Niemand, nicht heute und nicht später, den Irrthum benehmen. Wer dies mein Verbot überschreitet und absichtlich oder unabsichtlich der Gräfin die Wahrheit auch nur ahnen läßt, wird—nicht etwa des Dienstes entlassen, die Angst davor wird Keinen vorsichtig machen, der es nicht schon ist, nein, sondern wer den Tausch verräth, wird—das schwöre ich bei meiner gräflichen Ehre—von mir eigenhändig niedergeschossen wie ein toller Hund! Wer aber schweigt, nicht blos gegen die Gräfin, sondern auch gegen jeden außerhalb des Schlosses, erhält den vierten Theil seines Gehalts am Schlusse des Jahres als Zulage. Nun geht!"

Und wortlos, auch ohne nur zu flüstern, verließen Alle, einer nach dem andern den Saal; der Graf aber bestieg sein Pferd, um seiner Frau entgegen zu reiten, obwohl diese Begegnung ganz den Stempel des Zufälligen tragen sollte, da er der Gräfin nichts vom Briefe des Badearztes verrathen durfte.

Vielleicht war Graf Clemens seitdem er lebte noch nicht in solcher Gemüthsbewegung gewesen, wie jetzt und es war nicht der schnelle Trab seines schlanken englischen Pferdes, was sein Herz so hoch schlagen ließ. Denn er liebte wirklich seine Frau, vielleicht nur weil sie in ihrer apathischen und doch reizbar nervösen Gemüthsstimmung den vollsten Gegensatz zu seinem heftigen, eigensinnigen und harten Wesen bildete. Die Gräfin Agnes war nicht schön, denn sie war zu blaß, zu mager und zu kränklichen Ansehens, um trotz regelmäßiger Gesichtsbildung, schöner blonder Haare und der weißesten Zähne dafür zu gelten, überdem trugen ihre Züge den Stempel einer Apathie, die ihren großen blauen Augen alles Leben raubte, jener Apathie, die man bei Menschen, die viel erlebt haben, Blasirtheit nennt. Blasirt konnte man aber die Gräfin nicht nennen, denn sie hatte nichts erlebt, keine Schicksale und keine Leidenschaften. Der dankbaren Liebe zu ihren Eltern war das Gefühl, das sie für ihren Gemahl hegte, sehr ähnlich, und kein anderer Mann hatte je selbst nur ihre Phantasie in Anspruch genommen. Wie ruhig sie ihm sich geschenkt, hatte Clemens auch wohl bemerkt, und vielleicht, bei seinem hauptsächlich in Widersprüchen wurzelnden Charakter, hatte gerade dies ein lebhaftes Gefühl für sie in ihm erweckt. Eben so klar sah er auch, daß die Liebe zu ihrem Kinde den Stempel des Leidenschaftlichen trug, sah wohl, wie jeden Morgen beim ersten Anblick des kleinen Bernhard die bleichen Wangen seiner Frau sich hoch rötheten und ihre matten Augen erglänzten, sah wohl, daß dies Kind allein den Schlüssel zu ihrem innersten Herzen besitze, und der ganze Reiz ihres Lebens geworden. Darum glaubte er auch und Jeder, der Gräfin Agnes kannte, mußte es mit ihm glauben, sie werde den Tod dieses vergötterten Kindes mit dem Leben oder mit ihrer Vernunft bezahlen.

Der Graf war im scharfen Trabe wohl eine halbe Meile geritten, als aufwirbelnder Staub ihm die Nähe eines Wagens verkündete. Er hielt die Zügel seines Pferdes an, um genauer zu sehen, und als er mit der Hand die Augen beschattete, dünkte es ihm wirklich, als wehe der bekannte blaue Reiseschleier seiner Frau aus dem entgegenkommenden Wagen auf.

Als er sie mit Gewißheit erkannte, schnürte sich seine Brust auf eine Weise zusammen, daß er nicht mehr Athem holen konnte. Wenn sie nun den Betrug durchschaute, das

Digitized by Google

fremde Kind nicht für das ihrige erkannte, war es dann nicht zehnmal schlimmer, als wenn er ihr offen und schonend den gemeinsamen Verlust mittheilte? Je näher sie kam, je mehr schwankte er, ob er den so fest beschlossenen Plan durchführen solle, und als er am Schlage hielt und sie ihm die Hand entgegenstreckte, hatte er ihn ganz und gar aufgegeben.

Als sie aber mit feuchten Augen und zitternder Stimme frug: „Wie geht es dem Kind?" konnte er nichts anderes hervorbringen als: „Gut, vortrefflich!"

Sie warf sich zurück im Wagen, sie faltete die Hände, und die Augen zum Himmel erhebend, rief sie leidenschaftlich: „Guter Gott, ich danke dir! Wie sieht er aus? Ist er stärker geworden? Läuft er viel? Spricht er etwas?"

„Er sieht so gut aus," stotterte der Graf, indem er den Hals seines erhitzten Pferdes strich, „daß du ihn gar nicht wieder erkennen würdest. Als mir ihn deine Mama entgegenbrachte, habe ich ihn nur daran und an den Kleidern erkannt. Er hat sich unendlich zu seinem Vortheil verändert — und läuft wie ein Hirsch!"

„O mein Gott! wäre er nur hier; diese Viertelstunde wird mir fürchterlich lang werden!"

„Aber," frug der Gemahl, „warum kommst du über Hals und Kopf, warum wartetest du nicht ab, bis ich dich holte? Morgen wollte ich abreisen."

„Verzeihe, aber mich überfiel eine tödtliche Angst wegen des Kindes; ich träumte fortwährend entsetzliche Dinge. — Wie geht es der Mama?"

„Sie ist heute Morgen abgereist, weil dein Vater schrieb, er habe einen heftigen Catarrh —du kennst ihre Aengstlichkeit."

Der Graf stieg nun vom Pferde, gab es dem Bedienten und setzte sich zu seiner Frau in den Wagen, die sich in stilleliger Erwartung an seine Schulter lehnte und mit sehnsüchtigem Auge nach der Gegend blickte, wo das Schloß, welches ihren größten Schatz, ihr Kind barg, hinter Bäumen lag.

Wer den Grafen beobachtet hätte, als der Wagen auf den Schloßhof fuhr, würde über seine todtenblassen Züge erschrocken sein. — Aller Augen aber waren auf die Gräfin gerichtet, die mit den Blicken ihr Kind suchte.

„Da man dich nicht erwartet," sagte ihr Gemahl, „wird dir die Wärterin das Kind nicht entgegen bringen, überdem habe ich ihr bei dem heftig wehenden Winde verboten, heute auszugehen."

Die junge Mutter flog die breite Schloßtreppe hinauf, daß ihr Gemahl ihr kaum folgen konnte. Als sie droben die Thüre des Zimmers aufstieß—es war vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben, daß sie selbst eine Thürklinke berührte—saß das Kind Theresens gerade auf dem Schooße der Wärterin und wurde gespeist.

Die Gräfin warf sich daneben auf die Kniee, sah ihm in's Gesicht—und sagte dann halb traurig und halb froh: „Er sieht ganz anders aus, du hast Recht, ich hätte ihn auf der Straße nicht wieder erkannt—aber schöner viel schöner ist er geworden," und sein Händchen zum Munde führend, frug sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Kennst du mich noch, mein süßes Kind?"

Statt aller Antwort schrie der kleine Junge, weil die Liebkosung der Gräfin ihn am Essen hinderte.

„Er ist so hungrig," sagte die Wärterin, indem sie den Grafen ansah, „später wird er freundlicher sein, denn er kennt sie gewiß noch."

Die glückliche Mutter blieb nun ruhig knieend neben dem Kinde liegen und wartete ab, bis seine Mahlzeit fertig war. Dann nahm sie ihn auf den Schooß, und da sie einiges Zuckerzeug aus der Tasche zog und es ihm anbot, sagte der Kleine auch wirklich, weil er nur von Theresen solche Näschereien empfangen hatte: „Mama, Mama!"

Die Gräfin drückte ihn an's Herz und blickte strahlenden Auges nach dem Gemahl, der in der Fensterbrüstung stand und, wie sie nun zu ihrer großen Verwunderung gewahrte, nicht nach ihr und dem Kinde, wie er sonst zu thun pflegte, sondern hinab nach dem Schloßhofe blickte und ihr den Rücken zukehrte.

Digitized by Google

„Clemens“ rief sie laut, „freue dich mit mir an unserem wundervollen Kinde!“

Aber der Graf, den alle Fassung verlassen, antwortete nicht, sondern verließ rasch, ohne ihr das Gesicht zuzukehren, das Zimmer. Sie frug verwundert die Wärterin, die am andern Fenster stand, was unten im Hofe vorgehe?

„O das Reitpferd —“ stotterte die Frau, die auch in die neue Rolle sich noch nicht recht finden konnte.

Die Gräfin aber sagte mit dem Lächeln der glücklichen Mutter, indem sie Theresens Kind fest an ihr Herz drückte: „So sind die Männer, über ein Pferd vergessen sie ihr Kind! Aber ich—ich vergesse dich nicht, und nie mehr, das schwöre ich bei allen Heiligen, soll man mich auch nur auf einen Tag von dir trennen!“

Graf Clemens aber war nicht bei seinem Pferde, wie die Wärterin in ängstlichem Eifer log, sondern hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und dort ging der sonst so harte und gefühllose Mann händeringend auf und ab und frug mit leise zitternder Stimme sich selbst: „Werde ich die Kraft haben, dies zu ertragen? Zu sehen, wie Agnes das fremde Kind in glücklicher Liebe auf Händen trägt, während ich weiß, daß unser Liebling drunten in der kalten Gruft vermodert?“—Endlich machte seine schmerzbeladene Brust sich Luft in dem brünstigen Gebet, daß der Himmel ihnen ein zweites Kind schenken und dadurch seinem Herzen auch wieder Vaterfreude verleihen möge!

5.

Die unglückliche Mutter.

Sechs Wochen waren verflossen, seitdem der kleine Clemens Artmann Bernhard hieß und im gräflichen Schloß als einziges Kind von der Gräfin und der ganzen Dienerschaft gehegt und auf Händen getragen wurde.

Bernhard und Therese waren nicht auf dem Schlosse gewesen, aber Therese hatte ihr Mädchen, die mit im Geheimnisse war, weil sie damals das Kind fortgebracht, öfter zur Wärterin geschickt, um den Knaben zu sehen, in der Frühe des Morgens, wenn die Gräfin noch schlief; und dann hatte die betrübte Mutter ihr krankes Herz gelabt, an der Kunde, wie wohl und blühend ihr Liebling sei — obgleich es auch wieder ihr Herz zerriß, als sie erfuhr, daß ihr Kind jetzt wirklich die Gräfin Agnes „Mama“ nenne! Bernhard, anstatt sie zu trösten, machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr Kind hergegeben, und erklärte ihr eines Abends, er werde die Pachtung kündigen am Schluß des Jahres, sein Inventar verkaufen und mit ihr und dem Kinde im nächsten Frühjahr nach Amerika ziehen.

Therese schwieg. Wenn sie nur ihr Kind wieder gehabt hätte! Aber nach einer Weile sagte sie entschlossen zu Bernhard:

„Morgen gehe ich auf das Schloß und hole das Kind!“

„Glaubst du, sie würden dir es geben?“ frug Bernhard spöttisch.

„Ich gehe zur Gräfin und sage ihr Alles.“

„Als wenn so eine vornehme Dame zu sprechen wäre!“

„Ich mache Lärm!“

„Dann wirft man dich zum Schlosse hinaus und ich schieße dafür den Grafen todt—komme dann in's Zuchthaus —“

„Um Gotteswillen, hör' auf! Aber wie willst du denn das Kind wiederbekommen?“

„Durch die Gerichte! Wenn ich den Pacht gekündigt, zeige ich den Gerichten an, daß der Graf mir mein Kind, das ich ihm nur auf einige Wochen mitgab, nicht zurückgeben will —“

„Die Gerichte werden dir nicht glauben.“

„Ich habe zwei Zeugen, deine Magd und den rothen Casimir, dem ich dafür, daß er die reine Wahrheit für einen Pächter einem Grafen gegenüber aussagt, die Ueberfahrt nach Amerika bezahlen werde, denn er ist Livree- und Europa-müde.“

„Der Graf wird ihn erschießen — er hat sein Ehrenwort gegeben, erzählte die Wärterin meiner Betty —“

„Deshalb wird er vorher nach der Stadt gehen und den Schutz der Gerichte in Anspruch nehmen. Er ist ein Trotzkopf, und diese Drohung des Grafen hat ihm vielleicht

Digitized by Google

allein Luſt gemacht, ihn zu verrathen — wir haben Alles beſprochen, obgleich ich erſt die Klage in einem halben Jahre eingeben kann, weil eher nicht der Kündigungstermin einfällt. Ich mag nicht ſein Pächter mehr ſein, wenn ich ihn einmal eingeklagt habe. Darum Geduld bis dahin!"

„Ein halbes Jahr ſollte ich noch ohne mein Kind ſein?

„Geh' und hole dir es früher!"

Am andern Morgen kleidete ſich Thereſe noch ſorgfältiger als gewöhnlich, befahl dem Knecht ein Pferd vor den kleinen Korbwagen zu ſpannen und ſie nach dem Schloſſe zu fahren.

Es war ſchon beinahe Mittag, als ſie dort ankam, und der Rentmeiſter, vor deſſen Thüre ſie abſtieg, bemerkte zu ſeinem Bedauern, wie bleich und mager die hübſche blühende Frau ſeit wenigen Wochen geworden — die Urſache errieth er nur zu gut, aber er wagte nicht mit ihr darüber zu ſprechen, und ſie ſagte auch nichts, ſondern bat ihn nur, ſie bei dem Grafen zu melden, den ſie in wichtiger Angelegenheit allein zu ſprechen wünſche.

Es dauerte eine volle Viertelſtunde, ehe der Rentmeiſter wieder kam, um ſie ſchweigend hinüber in's Schloß und bis an des Grafen Cabinet zu geleiten, das der Graf, ſobald ſie eingetreten war, abſchloß.

Er war nicht allein, neben ihm ſtand ein hoher Mann in geiſtlicher Tracht, ein Oheim der Gräfin Agnes.

Graf Clemens ging der zitternden Thereſe freundlich entgegen und bot ihr einen Seſſel an, während er ſelbſt und ſein Verwandter in der Fenſterniſche ſtehen blieben.

„Sie wollen Ihr Kind, Frau Artmann, iſt's nicht ſo?" frug nun der Graf.

„So iſt's — ich kann ſeine Entfernung nicht länger ertragen — meine Geſundheit leidet darunter."

„Laſſen Sie mir ihn ein einziges Jahr, und fordern Sie dafür was Sie wollen!"

„Ein Jahr! Und am Schluſſe des Jahres würden Sie gerade ſo ſprechen!"

„Wenn uns der Himmel bis dahin wieder ein Kind ſchenkt, gewiß nicht —"

„Nein, nein, um keinen Preis der Welt verkaufe ich die Gegenwart meines Kindes! Nicht um eine Million!"

Der Geiſtliche, den der Graf anblickte, näherte ſich nun Thereſen und ſagte mit ſanfter Stimme: „Sie ſind zwar nicht mein Beichtkind —"

„Ich bin Niemandes Beichtkind!" antwortete Thereſe, härter, als ſie es ſonſt in ähnlichem Falle gethan haben würde; „ich bin eine evangeliſche Chriſtin."

Der Geiſtliche ſah den Grafen verwundert an; der Letztere hatte dieſen Umſtand ganz vergeſſen und ihn aufgefordert, den Vermittler zu machen!

Thereſe weidete ſich etwas an der offenbaren Verlegenheit der beiden Männer, ſagte aber dann mit der ihr eignen Gutmüthigkeit: „Sagen Sie aber nur in Gottesnamen was Sie ſagen wollten, hochwürdiger Herr, denn Sie ſind auch in meinen Augen ein Prieſter Gottes — bin ich doch in einer katholiſchen Kirche von einem katholiſchen Prieſter mit einem katholiſchen Manne getraut — mein Kind iſt auch dort getauft — ich bin bereit zu hören, und zwar aufmerkſam und andächtig zu hören, was Sie mir ſagen werden."

„Nun wohl," ſagte der Geiſtliche, aber etwas weniger zuverſichtlich, als er begonnen, „ſagen Sie mir ernſtlich und ehrlich, verlangen Sie Ihr Kind zurück, weil Sie glauben, daß ſein Aufenthalt hier im Schloſſe es irgendwie geiſtig oder körperlich ſchädigen könne?"

„Ob das der Fall ſein kann, weiß Gott allein, aber ich glaube und fürchte es nicht, ſonſt würde ich es auch nicht auf einen einzigen Tag hergegeben haben."

„Nun wohl, ich ſehe, Sie antworten mir ganz offen — beantworten Sie mir alſo auch noch eine Frage auf dieſelbe Weiſe?"

„Fragen Sie!"

„Sie verlangen alſo nur Ihr Kind zurück, um die Sehnſucht Ihres eignen Mutterherzens nach ihm zu ſtillen?"

„Ja, und die Sehnſucht meines Mannes, deſſen gewohnte Heiterkeit ſeit der Entfernung des Kindes ganz verſchwunden und der mir allein die Schuld ſeiner Schmerzen

Digitized by Google

vorwirft, denn er würde nicht sein Kind hergegeben haben! Aber ich, gerade weil ich mein Kind mehr noch liebte, als er, konnte mir auch die Gefühle der Gräfin vergegenwärtigen und hatte deshalb mehr Mitleid mit ihr!"

„Das Bewußtsein einer so edlen That und die Ueberzeugung von dem Glück der Gräfin muß Ihnen auch eine Befriedigung gewähren!"

„Das thut es auch — diese Ueberzeugung ist meine einzige Freude, und das Bewußtsein, der Menschenliebe ein solches Opfer gebracht zu haben, mein einziger Trost — aber das sind alles nur Sandkörner gegen das Gewicht meines Schmerzes und meiner Sehnsucht."

„So will ich Ihnen einen Rath geben! Vergrößern Sie Ihre Wohlthaten, dehnen Sie sie so weit aus, daß sie Ihrem mütterlichen Schmerz die Wage halten," sagte der Geistliche, indem er abwechselnd auf den Grafen und auf Therese blickte.

„Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht! Ich thue für die Armen, was meine Verhältnisse mir erlauben, und vielleicht noch mehr!"

„So lassen Sie meinen Neffen hier, der so großes Interesse an Ihrer Opferfähigkeit hat, für Sie eintreten. Lassen Sie ihn den Armen vergelten, was Sie für seine Frau thun — das ist nicht mehr als billig, und Sie können auf diese Weise eine Wohlthäterin werden, wie es sonst nur einer Frau mit fürstlichem Vermögen vergönnt ist — gebieten Sie über seine Casse für die Armen."

Therese stand auf — bleich, zitternd an allen Gliedern, und dem Geistlichen nahe tretend, legte sie ihre bebende Hand auf seinen Arm, indem sie ihre thränenden Augen zu ihm erhob.

„Sagen Sie mir noch einmal, was ich thun soll — mit einemmale kann's mein armer Kopf nicht fassen!"

Der Geistliche nahm ihre kalte Hand zwischen seine beiden und sagte in mildem Tone, selbst ergriffen von der Aufregung der Frau, die er zur Märtyrerin der Barmherzigkeit stempelte:

„Sagen Sie zu meinem Neffen: Gib mir für meine Armen, auf daß sie leben können, und ich will dir mein Kind noch lassen, auf daß deine Frau leben kann."

„O Gott!" sagte Therese händeringend. „Es gibt so viele Arme bei uns — beinahe das ganze Dorf — und diese Aussicht — o Gott, der Winter ist vor der Thür, ich darf sie nicht verhungern lassen, während ich sie retten kann." Und sich zum Grafen wendend, frug sie:

„Wie lange wollen Sie noch mein Kind?"

Der Graf hatte, im Falle Therese sich bereit zeige, auf den Vorschlag des Geistlichen einzugehen, ihren Knaben noch für drei Jahre fordern wollen — wagte aber jetzt dem sichtbaren, furchtbaren Schmerz der Mutter gegenüber diese lange Zeit nicht auszusprechen.

Als er noch immer beklommen schwieg, sagte Therese, plötzlich sich entschlossen aufrichtend: „Ich will Ihnen das Kind noch auf ein Jahr lassen, aber dann kaufen Sie die beiden stehengebliebenen Flügel des alten Schlosses und geben es als Armenhaus der Gemeinde nebst den Gründen, die dazu gehören, und die hinreichen, der kleinen Zahl, die darin Platz findet, Brod und Kartoffeln zu gewähren."

Der Graf sagte sogleich, ohne sich zu besinnen: „Ich nehme Ihren Vorschlag an."

Der Geistliche blickte ihn um dieser Bereitwilligkeit wegen betroffen an, aber dem Grafen schien die Forderung nicht so groß, wie seinem Oheim, weil er wohl wußte, daß, wenn er die letzten Trümmer des abgetragenen Schlosses mit dem Garten zu einem so wohlthätigen Zweck ankaufe, die Regierung ihm einen äußerst niedern Preis stellen werde.

Als der Graf nichts weiter hinzusetzte, wandte sich Therese und sagte mit leiser Stimme: „So habe ich jetzt, und während der Dauer eines ganzen Jahres nichts mehr in diesem Schlosse zu thun!"

Sie wollte gehen, aber an der Thüre wandte sie sich um, und lebhaft auf den Geistlichen zugehend, sagte sie mit leuchtenden Augen:

Digitized by Google

„Sie nehmen von hier die Ueberzeugung mit, mein ewiges Glück auf Kosten meines irdischen Glücks gegründet zu haben; ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen!"

„Nun," sagte gerührt der Geistliche, „in einem Jahre wird Ihr irdisches Glück wieder hergestellt sein!"

„Wenn ich es erlebe!" sagte Thereſe mit einem Lächeln, das dem Manne durch die Seele schnitt.

Er wandte sich zu seinem Neffen, und frug bittend:

„Kann denn die Mutter nicht zuweilen ihr Kind sehen?"

Thereſe wäre beinahe vor ihrem Fürsprecher auf die Kniee gefallen, als der Graf mit der höflichen Kälte eines vornehmen Mannes sagte:

„Es ist unmöglich, das könnte meiner Frau Alles verrathen."

„Aber," frug nun Thereſe schüchtern, „die Frau Gräfin gehen so frühe zu Bett—könnte ich nicht wenigstens des Abends dann im Schlaf mein Kind sehen?"

„Seitdem sie zurück von Ostende ist, muß trotz dem ausdrücklichen Verbot der Aerzte das kleine Bett dicht vor dem ihrigen stehen, und da Ihr Kind," setzte der Graf mit bitterem Lächeln hinzu, „viel ruhiger schläft, als das unsere es gethan, so möchte ich meiner Frau diese Freude nicht verwehren!"

Thereſe ging, nachdem sie noch dem geistlichen Herrn einen dankenden Blick für seine Verwendung zugeworfen. Unten bestieg sie ihren kleinen bescheidenen Wagen, und mit sehnsüchtigem Blick nach den hohen Scheiben, hinter denen sie ihres Herzens Liebling wußte, fuhr sie von dannen.

6.

Der Wohlthäter.

Sechs Wochen darauf verkündete der Pfarrer von der Kanzel, der hochgeborne Herr Graf von K. wolle in nicht genug zu würdigendem christlichem Sinne das alte Schloß nebst Garten und Feldern, das ihm die Verwaltung der königlichen Domänen verkauft, als Armenhaus der Gemeinde schenken, zum Dank möge nun hinfort die Gemeinde jeden Sonntag für ihren Wohlthäter beten.

Unten saß Bernhard in seinem Stuhle, und ein unendlich bitteres Lächeln glitt über sein blasses Gesicht!

Als er bei dem Nachhausekommen Thereſe die Nachricht mittheilte, sagte sie mit einem Anflug von Glück in ihren sonst so trüben Zügen:

„Gott sei Dank! Das freut mich, daß er Wort hält."

„O jetzt wird er noch Wort halten," sagte spöttisch Bernhard.

„Wie meinst du das?"

„Nun, er wird dir noch manches Jahr abkaufen wollen, und darf doch deshalb nicht gleich vom Anfang an im Handel unehrlich sein."

„Bernhard—Bernhard! Sprich nicht so! Sage selbst, konnte ich Nein sagen, verdiente ich dann auch nur den Namen einer Christin?"

„Seit wann ist Christenthum mit Märtyrerthum synonym?"

„Seit je," sagte die Frau feierlich, „seit je! Wer den Namen des Herrn trägt, muß auch wie er für die Menschen sich zum Opfer bringen können!"

Bernhard schwieg. Wie er bei allen Mittheilungen seiner Frau über ihre Zusammenkunft mit dem Grafen geschwiegen hatte, denn obgleich er ihre Seelengröße einsah und würdigte, verdroß ihn doch die ganze Uebereinkunft im Innersten der Seele, und selbst des Geistlichen Mitwirkung, der freilich im Interesse des Grafen, aber doch durchaus nach seiner priesterlichen Ueberzeugung gehandelt hatte, hielt er für eine bloße Intrigue zu Gunsten der vornehmen Dame.

Thereſe führte ein stilles und freudenloses Leben. Bleich und schweigsam saß sie in ihrem Zimmer; den Leuten, die nach ihrem Kind frugen, und denen sie gesagt, es sei bei ihren Verwandten in Berlin, antwortete sie nur durch ein schmerzliches Lächeln. Um die Landwirthschaft kümmerte sie sich gar nicht mehr, glücklicherweise besorgte die alte Tante das Nothwendigste. Für Arme gab es wenig zu thun, denn des Gra-

Digitized by Google

sen Wohlthat hatte goldene Früchte getragen, überall wurde er gerühmt, die Zeitungen verkündeten sein Lob, und der König schickte ihm sogar einen Orden!

Ein Vierteljahr war qualvoll für die arme Mutter verflossen, da erhielt sie vom Grafen einen Brief; er schrieb:

„Seitdem ich auf Ihr edles und großmüthiges Fürwort hin den Armen der Gegend ein Asyl beschafft, kommen von allen Seiten Anforderungen an meine Opferfähigkeit, besonders aber drängt mich der Geistliche Ihres Ortes, der alten merkwürdigen Kirche eine neue Orgel zu schenken, damit man dort, wie er sagt, würdiger für mich beten könne— wem diese Gebete im Himmel zu Statten kommen, wissen Sie am besten.

Wollen Sie, großmüthige und reiche Frau, dem im Vergleich mit Ihnen so armen Manne das große Capital, das Sie ihm geliehen, noch ein halbes Jahr länger in Obhut und Genuß lassen, so bin ich bereit auch dies Opfer zu bringen.

Gewähren Sie bald eine Antwort Ihrem dankbaren

Grafen K."

Thereſe reichte, ohne ein Wort zu sagen, den Brief ihrem Manne, der, als er ihn gelesen, nach seiner Weise lachte:

„Diesen Brief kann man als Supplement zum Macchiavell drucken lassen!" rief er aus! „Der Graf gibt dir die Ehre, aber nur dir verständlich, denn er spricht klüglich nur von deinem Fürwort — unser Kind nennt er ein einem armen Manne geliehenes Capital, hütet sich aber wohl deutlich zu sagen, daß er selbst der Schuldner ist!"

„Was soll ich thun?"

„Ihm abschreiben — denn sonst müßte ich im nächsten Herbst allein nach Amerika gehn."

„So bleibst du wirklich dabei, und willst am Neujahr kündigen?"

„Gewiß, oder noch besser, ich thue es jetzt schon als Antwort auf diesen Brief."

„Wenn du nicht anders willst, so bin ich natürlich bereit dir zu folgen, aber nicht ohne das Kind; sage ihm das."

Sogleich setzte sich Bernhard an den Schreibtisch seiner Frau, schrieb dem Grafen in ihrem Namen und kündigte ihm dabei in seinem Namen den Pachtvertrag.

Aber schon am folgenden Tage erhielt Thereſe wieder einen Brief vom Grafen, des Inhaltes, daß, wenn sie seinen Wunsch gewähren wolle, er außer dem besprochenen Geschenk für die Kirche auch bereit sei, dem Gehalt des Schullehrers ihres Dorfes zweihundert Thaler zuzulegen, da ihm der Pfarrer gesagt, daß die Besoldung so gering sei, daß man bisher nie einen tüchtigen befähigten Lehrer dafür erhalten können, und die Kinder deshalb sehr vernachlässigt in ihrem Wissen seien; die künftige Generation werde sie dann segnen, hatte der Graf hinzugesetzt.

„Oder ihn," sagte Bernhard, der trotz Thereſens heroischem Zureden auf seinem Willen beharrte, im Herbste Europa zu verlassen, obgleich er selbst vom Grafen keine Antwort auf seine Kündigung erhalten hatte. Thereſe schrieb deshalb diesmal dem Grafen selbst, sie könne nicht einwilligen, da sie ihrem Manne mit dem Kinde folgen werde.

Nun schrieb der Graf zum drittenmal an sie, und zwar, daß er bereit sei, auch noch ein Krankenhaus der Gemeinde zu schenken, wenn sie noch eine halbjährige Frist zulegen wolle, und zwar ein Krankenhaus mit einer Dotation für sechs Kranke.

Die arme Thereſe! Wie unglücklich machte sie dieser Brief, dieser dritte und letzte Vorschlag! — Konnte sie ihn zurückweisen, ohne eine ewige Sünde an den Alten und Kranken des Dorfes zu begehen? Sie klagte Bernhard ihr Leid; aber der war wie immer grausam genug, ihr nicht mit seinem Rath beistehen zu wollen. Er sagte nur: „Mach' es wie du willst — aber ich gehe im Herbste nach Amerika!"

Thereſe entschied sich nach langem Kampfe. Auch noch dieses Opfer entschloß sie sich zu bringen, weil sich die Stimme ihres Gewissens nicht anders beschwichtigen ließ; daß Bernhard ohne sie nach Amerika gehen werde, glaubte sie glücklicherweise nicht!

Als sie Bernhard das Resultat ihrer Ueberlegungen mittheilte, schwieg er. Das war überhaupt das größte Unglück, welches das Scheiden des Kindes aus dem Pachthofe be-

Digitized by Google

gleitete — die früher so innige Harmonie zwischen seinen Eltern war verschwunden, um — nicht Zank und Streit — sondern einem kalten Nebeneinanderleben Platz zu machen. Wie schmerzhaft empfand das Therese, deren verwaistes Mutterherz doppelt der Liebe des Gatten bedurft hätte, aber Bernhard grollte ihr, daß sie sein Kind dem Grafen, den er haßte, hingegeben.

Und als die arme Frau damals vom Schlosse gekommen war und ihm gesagt hatte, sie habe sich und ihn auf ein Jahr ihres Kindes beraubt, um der Armen willen, da wußte er freilich dem Heroismus seiner Frau nichts entgegen zu setzen, er war auch zu gewissenhaft, ihr noch ferner Vorwürfe zu machen, aber er grollte immer fort, und den Verlust des Kindes, den er schmerzlich empfand, ließ er seine Frau entgelten, die doch noch mehr darunter litt.

Die Winterabende, die sie sonst so behaglich verbracht, gingen wie die Tage in melancholischem Schweigen vorüber. Therese, deren weiches weibliches Gemüth nach einem Halt suchte, den ihr sonst die Liebe ihres Mannes in so reichem Maße gewährt, gab sich einer gewissen religiösen Schwärmerei hin, die sonst gar nicht ihrem gesunden Sinne entsprach. Sie ging wenig oder gar nicht aus, denn Jedermann, den sie sah, erzählte ihr noch immer mit verwunderungsvollem Staunen von der plötzlich erwachten Wohlthätigkeitsliebe des Grafen, zu welcher der Bau einer neuen Orgel, die Installirung eines größtentheils von ihm besoldeten Schulmeisters und das Krankenhaus, das im Bau begriffen, neue Beiträge lieferten. Die einzige Nachricht von ihrem Liebling erhielt die arme Mutter noch immer durch ihr treues Dienstmädchen, dem das Mitleid der Wärterin bereitwillig den Anblick des Kindes gönnte.

So kam der Frühling. Die neue Orgel sollte am nächsten Sonntage zum erstenmale ertönen, und das ganze Dorf war in gespannter Erwartung, denn der Herr Graf hatte versprochen, zusammt der Frau Gräfin dem Hochamt beizuwohnen.

Mit Tagesanbruch schon rannten die weißgekleideten Festspalier-Kinder mit hochgeschürzten Röckchen durch die schmutzigen Gassen; der Weg aus dem Hause des Pastors nach dem des Küsters, war fortwährend belebt mit Ornamente und Leuchter tragenden „Kirchenvätern," denn so hieß der Ausschuß frommer Bürger, die für das „leibliche Wohl" des Gotteshauses sorgten.

Therese hatte sich in ein großes Tuch gewickelt und stand an einen Baum des Kirchhofs gelehnt, um die Frau ankommen zu sehen, in deren Augen sie das Glück lesen wollte, das ihr Kind ihr bereitete.

Die Glocken läuteten, sogar einige Böller waren gelöst worden; die Kinder, an ihrer Spitze der Schulmeister, bildeten die eine Seite des Spaliers, auf der andern Seite war die sämmtliche Bauerschaft, angeführt vom regierenden Bürgermeister, Alles gegenwärtig, die Wohlthäter des Dorfes, Ihre hochgräflichen Gnaden, zu empfangen.

Endlich kamen sie! Die vierspännige Carosse brauste daher, bis sie am Spalier angekommen war, wo sie stille hielt, damit der Graf die Rede des Bürgermeisters vernehmen und beantworten könne.

Als der Wagen an der Kirchthüre hielt, stellte sich Therese auf einen Grabstein, um zu sehen, wer im Wagen sei. Es war gut, daß Niemand sie gewahrte, sonst würde am Ende die arme Frau um ihrer Neugierde willen noch gescholten worden sein und als von einer Ketzerin würde man es gar noch als eine doppelte Profanation angesehen haben. So aber blickte Niemand nach ihr und alle Augen waren auf die „Wohlthäter der Gemeinde" gerichtet, den Graf und die Gräfin, die allein im Wagen saßen.

Ein Gedanke schoß wie ein Blitz durch den Kopf der unglücklichen Mutter. Ihr Kind war also jetzt allein im Schloß! Welche Gelegenheit, es endlich einmal wiederzusehen und an ihr Herz zu drücken! Sie hatte ja nicht versprochen, dies zu unterlassen, Niemand wurde dadurch gekränkt, und die Wärterin, die eine gutmüthige Frau war, verschwieg sicher ihr Kommen. Aber schnell mußte es geschehen, denn das Hochamt dauerte nur eine Stunde, und dann trugen

Digitized by Google

natürlich die vier Renner das gräfliche Paar mit Blitzesschnelle wieder nach Hause.

Athemlos flog sie nach dem Pachthofe, um den Knecht zu bitten, ein paar junge feurige Ackerpferde, die ihr Mann erst kürzlich gekauft, einzuspannen und sie nach dem Schlosse zu fahren.

Als sie nach Hause kam, war Niemand da — selbst nicht ihr treues Mädchen, ja sogar die alte Tante war zur Kirche, um den „Aufzug," wie sie es nannten, zu sehen. Was sollte sie thun? Sie konnte den Knecht, der freilich gutmüthig genug war, um ihretwillen die Kirche und ihre Sehenswürdigkeiten zu verlassen, nicht von dort holen und auch nicht von dort holen lassen, denn er saß neben ihrem Manne und dann wäre dieser unfehlbar mitgekommen und hätte vielleicht ihr Unternehmen verhindert.

Sie ging zum Stalle. Wie um sie zu grüßen, blickten die jungen Pferde sich nach ihr um. Konnte sie nicht selbst fahren? Wie oft im ersten Jahre ihrer Ehe hatte im Scherze ihr Mann ihr die Zügel gelassen, um ihr Talent zu erproben; und hingen nicht die Geschirre neben den Pferden, hatte sie nicht oft dem Knecht zugeschaut, wie er sie ihnen um den glänzenden Hals gehängt?

Sie entschloß sich rasch, und indem sie ihre zierliche Gestalt auf die Zehen erhob, nahm sie das Lederzeug vom Nagel und warf es den Thieren, die freudig wieherten, über. Dann zog sie eines nach dem andern in den Schober, wo das kleine leichte Wägelchen stand; Alles gelang ihr vortrefflich; sie nahm die Peitsche, und ohne das Haus wieder zu betreten, denn sie fürchtete Jemand zu begegnen, schwang sie sich auf den Sitz, und rasselnd flog der kleine Wagen über den gepflasterten Hof, durch die Straßen des Dorfes, an der Kirche vorbei, in welche alle Menschen sich gedrängt hatten, hinaus auf die Chaussee, die nach dem Schlosse führte. Es waren zwei gute Meilen zurückzulegen, aber was kümmerte das die muthige Frau?

Ihre kleine zarte Hand peitschte unbarmherzig auf die kräftigen Pferde, die bald im Galopp mit dem leichten Wagen davon flogen. So jagte die kühne Frau an mehreren Landleuten auf der Chaussee, die kopfschüttelnd dem kühnen Beginnen der wohlbekannten schönen Pächterin zusahen, vorüber.

7.

Die beiden Väter.

Als Bernhard, der Erste, aus der Kirche kam, war er sehr verwundert, sein Haus offen und leer zu finden. Seine Tante und die Magd, die bald nach ihm sich einstellten, wußten ihm nicht zu sagen, wo Therese sei.

Noch höher wuchs sein Staunen, als der Knecht ihm meldete, daß die Pferde und der Wagen fehlen. Bernhard dachte sich aber bald den Zusammenhang; nur glaubte er nicht, daß Therese selbst gefahren, sondern er hoffte, daß sie irgend Jemand gefunden, der sich zu ihrem Kutscher hergegeben. Ein eintretender Bauer belehrte ihn aber, daß er vor einer Stunde seiner Frau auf der Chaussee begegnet, wie sie in rasender Eile an ihm vorübergesaust. Die Richtung, die sie genommen, bestätigte ihn in seiner Vermuthung, und er ließ nun schnell einen seiner alten Gäule satteln, um ihr, die er schon wieder auf dem Rückwege glaubte, entgegen zu reiten, denn er war sehr besorgt, da er die Gefahr mit so jungen Pferden als Mann viel besser würdigte, wie seine kühne Frau.

Es läutete Mittag, als er aus dem Dorfe hinausritt, und sein Herz schlug zum ersten Male seit langer Zeit mit Sehnsucht der armen Frau entgegen, mit welcher er um diese Zeit sich immer zum einfachen Mahle gesetzt, und die er so lange vernachlässigt. Er mochte etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt sein, als ihm auf der Chaussee ohnweit eines ländlichen Gasthauses, ein ihm wohlbekannter Müller begegnete. Als der Mann Artmanns ansichtig wurde, lenkte er vom Fußpfad ab und winkte ihm zu halten.

Der Müller kam nun dicht zu ihm heran und Bernhard erschrak über dessen ernstes, trauriges Gesicht.

„Reitet nicht weiter, Artmann, kehrt um und verfügt Euch nach Hause, ich will Euch begleiten."

„Was ist's — sagt es mir," frug Bern-

Digitized by Google

hard, dem die fürchterlichsten Ahnungen die Kehle zuschnürten und ihm nicht mehr als diese wenigen Worte hervorzubringen gestatteten.

„Geht nicht nach jenem Krug—dort gibt's einen schrecklichen Anblick! Kehrt um!"

„Ich will auch nicht dahin, ich will meiner Frau entgegen—"

„Eurer Frau? Die trefft Ihr nicht, die ist schon zu Hause, kehrt mit mir um, dann werdet Ihr sie finden."

„Nein, ich kehre nicht um!"

„Wenn ich Euch aber sage, daß es zu Eurem Besten ist!"

„Sagt mir die Wahrheit — ist meiner Frau vielleicht etwas zugestoßen?"

„Ich will Euch Alles sagen, wenn wir in Eurem Hause sind!"

Bernhards Blut gerann—es mußte etwas Fürchterliches geschehen sein, daß der sonst nicht weichmüthige Mann es ihm nicht hier auf offener Straße zu sagen wagte!

Mit einem Male schrie Bernhard, dessen scharfes Auge die Trümmer seines Wagens vor dem Wirthshaus entdeckt hatte, auf:

„Meine Frau liegt todt in jenem Hause!"

„So ist's!" sagte nun lakonisch der Müller; „wenn Ihr es wißt, so hilft kein Leugnen!"

Ohne weiter etwas zu hören, sprengte Bernhard voran, am Wirthhaus sprang er vom Pferde und ließ es allein weiter laufen, um stürmisch die Hausthüre zu öffnen. Der Wirth, der ihm auf dem Flur entgegen kam, wollte ihn verhindern, weiter zu gehen, aber Bernhard schob ihn bei Seite und riß die Thüre eines Saales auf, in dem er, wie ihm eine Ahnung sagte, die todte Märtyrerin finden werde.

Sie lag wirklich da! Auf das Gastbett hatte man sie getragen und die Tochter des Wirthes war beschäftigt, das Blut von dem schönen leblosen Antlitz zu waschen.

Laut weinend stürzte Bernhard zur Seite des Bettes nieder.

„Therese, Therese, verzeihe mir! Nur noch einmal schlage deine süßen blauen Augen auf, um mir zu sagen, daß du mir nicht grollst, daß ich in frevlem Starrsinn dich mit deinem armen Herzen so allein gelassen! Therese, o Therese!"

Aber sie schlug die Augen nicht mehr auf, nur ein unbeschreiblicher Zug um den Mund deutete an, daß sie trotz ihrem entsetzlichen Tode schmerzlos geschieden.

Ihre Pferde, die nur im Schritt oder höchstens im leichten Trab zu fahren gewohnt waren, hatten, von ihr mit athemloser Eile getrieben und gejagt, in tollem Rennen den Wagen an einem Steinpfeiler zerschellt. Therese, vom Wagen geschleudert, hatte wahrscheinlich schon im ersten Augenblick sich tödtlich verletzt, indem sie mit dem Kopfe aufschlug, denn an demselben befand sich eine breite Wunde, aus der ein Strom von Blut gequollen war. Die Pferde, ganz scheu geworden, waren mit den Trümmern des Wagens weiter gerannt, und erst lange nachdem man sie eingefangen, fand man am Wege die Leiche, die man eben in den Krug gebracht hatte, als Bernhard ankam.

Es war vier Uhr, die gewöhnliche Speisestunde im Schloß, und der Graf mit seiner Gemahlin saß bei der Tafel; zwischen ihnen auf einem hohen Stühlchen Theresens Kind, das erst seit einigen Tagen die Ehre genoß, mit seinen Eltern zu speisen. Die Gräfin schob dem Kinde einige Süßigkeiten in den Mund, während der Graf lächelnd zusah, denn es gab jetzt schon Stunden, wo er ganz vergaß, daß der kleine Bernhard eigentlich nicht des Pachters Namen, sondern seinen eigenen, Clemens, trug, und nicht sein Kind, sondern des Pachters Kind war!

Da hörte man im Vorzimmer auffallend rasche und schwere Schritte erschallen, die beiden Lakaien, die bei Tafel aufwarteten, sahen sich verwundert an, als die Thüre aufgerissen wurde und bleich, mit entstellten Zügen und lose flatterndem Halstuch Bernhard Artmann auf der Schwelle erschien.

Indem er die Drei am Tisch abwechselnd mit irren, stieren Blicken ansah, blieb er wie ein Gespenst am Eingang stehen. Der Graf, von dessen Wangen auch alle Farbe wich, erhob sich, und ihm entgegen tretend, frug er mit schwankender Stimme:

Digitized by Google

„Was willst du, Artmann?"

„Mein Kind!" sagte Bernhard drohend.

Der Graf wandte mit wiedereroberter Fassung sich um, und bedeutete durch einen Wink die Gräfin, sich zu entfernen. Bernhard sah mit verschränkten Armen ruhig zu, wie sich die erschrockene Frau erhob und sich von einem der Bedienten ihre Mantille umhängen ließ; als aber auf ihren Befehl einer der Bedienten das Kind vom Stuhle nehmen wollte, um es ihr nachzutragen, stürzte Bernhard wie rasend hinzu, faßte den Lakaien an der Brust, schleuderte ihn weit von sich und rief:

„Wer das Kind wegbringen will, den erwürge ich. Niemand soll mehr mein Kind anrühren!"

Der Graf blickte nach seiner Frau, die noch immer zitternd dastand, und indem er mit dem Finger auf die Stirn deutete, gab er ihr ein Zeichen, daß Bernhard verrückt geworden und sagte dann: „Gehe Agnes, ich will allein mit Artmann reden, und lasse nur das Kind hier, unter meinem Schutze ist es sicher."

Nur widerstrebend gehorchte die bebende Frau, weil sie Bernhard wirklich für wahnsinnig, und es für heilige Pflicht hielt, ihre Gesundheit selbst zu schonen, da sie neuen Mutterhoffnungen entgegen ging. Als sie draußen war, sagte der Graf zu seinem Pachter:

„Geh' jetzt nach Haus, Bernhard, denn es würde mir leid thun, gegen einen alten Jugendfreund wie du bist, meinen Leuten zu befehlen, Gewalt zu gebrauchen."

„Das heißt," sagte Bernhard, „Sie wollen mich die Treppe hinunter werfen lassen, weil ich mein eigenes einziges Kind holen will?"

„Ueber das Kind habe ich mit deiner Frau gesprochen—"

„So sprich auch jetzt mit ihr," sagte Bernhard mit gräßlichem Spott.

„Wo ist sie?"

„Im Tönnis-Krug."

„Warum hast du sie dort gelassen?"

„Weil sie todt ist!"

Der Graf fuhr zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen.

„Todt? Unmöglich! Ich habe sie noch heute Morgen auf dem Kirchhofe stehen gesehen, als wir in Eure Kirche fuhren!"

„Eben deshalb! Weil sie Euch in unsre Kirche fahren sah, wollte die Arme die Zeit benutzen und ihr Kind sehen — und spannte selbst ein und fuhr, um Euren gräflichen Rossen zuvorzukommen, so rasend darauf los und peitschte die Pferde, bis—o Gott—o Gott, sei mir barmherzig!"

Er barg sein Gesicht in seine Hände und weinte wie ein Kind; der Graf, der tief erschüttert war, trat neben ihn und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er leise: „Soll meine Frau auch sterben, weil die deinige starb— soll die fromme Lüge, die ich jetzt tief beklage, uns Beide zu Witwern machen? Bernhard, lasse mir das Kind, bis meine Frau ihrem zweiten Kinde das Leben geschenkt hat—in einem halben Jahre kannst du, bei meiner Ehre, es hier abholen."

„Nein, nein!" rief plötzlich Bernhard, sich wild die Haare aus der Stirn schüttelnd, „nein, ich lasse es nicht — ich will nicht einsam verzweifeln, während Ihr hier glücklich seid auf meine Kosten."

„Und ich, Bernhard, gebe auch nicht nach," sagte der Graf nun wieder eiskalt, indem er einen Bedienten rief und ihm befahl, das Kind wegzubringen, und als Bernhard es verhindern wollte, ihn selbst mit eisernem Griff am Arme hielt.

„Noch einmal, Artmann, zwinge mich nicht zum Aeußersten."

Bernhard wollte den Griff des Hausherrn abschütteln, aber als dies der noch gegenwärtige Diener sah, wollte er seinem Herrn zu Hilfe eilen. Der Graf winkte ihm aber zurückzubleiben und sagte dann wieder weicher:

„Geh' Artmann, geh' jetzt!"

Was sollte Bernhard thun? Er hob nur die Hände zum Himmel und rief bitter anklagend:

„Und du siehst zu und duldest, daß man mir hier so begegnet?"

Der Graf führte ihn mit sanfter Gewalt

Digitized by Google

zur Thüre, schloß sie hinter ihm ab, und sagte beim Hinausgehen laut zu seinem Diener:

„Der arme Artmann ist verrückt geworden.“

8.

Die Kirchenväter.

In Theresens Zimmer, das wir im Anfange unserer Erzählung geschildert haben, stand an der Stelle, die sonst das Sopha einnahm, der Sarg der jungen Frau. Er war noch offen, und im weißen Kleide, das ihr die alte sorgsame Tante angezogen hatte, sah sie aus wie eine Braut.

Bernhard verließ, seitdem er vom Schloß zurückgekehrt, die Leiche nicht und spendete ihr alle Liebe, die er in der letzten Zeit der lebenden Frau versagt hatte.

Auch jetzt saß er vor der Leiche und hielt eine ihrer kalten Hände in den seinen, als es leise an die Thüre klopfte und Jan Kortenstiel, einer der Kirchenvorsteher oder „Kirchenväter,“ eintrat. Als er die Leiche gewahrte, blieb er an der Thüre stehen, aber Bernhard winkte ihn herbei und frug apathisch:

„Was wollt Ihr, Jan, sagt es mir und setzt Euch.“

Aber der Bauer folgte der letzten Anforderung nicht, sondern versetzte, indem er die Mütze zwischen den Fingern drehte:

„Ihr habt ein Grab für *sie* bestellt, ist's nicht so?“

„Gewiß! Und morgen wird sie beerdigt.“

„Auf unserm Kirchhof?“

„Gewiß!“

„Bernhard,“ sagte nun der alte Bauer, indem er seine Mütze immer heftiger drehte, „gebt den Gedanken auf und laßt doch lieber Eure Frau im nächsten Städtchen begraben — da sind ja so viele Calviner!“

„Wollt Ihr sie etwa nicht hier begraben lassen?“ rief Bernhard, indem er aufsprang und vor den „Kirchenvater“ trat.

„Ne,“ sagte lakonisch der Bauer, „wir wollen es nicht — nicht um Euch zu kränken, sondern des Beispiels halber — es ist noch Keiner bei uns verscharrt, unser Kirchhof ist noch rein!“

Bernhard faßte den alten Mann und sagte mit lauter, vor Wuth bebender Stimme:

„Wahnsinniges Volk! Eure Wohlthäterin, die für Euch gestorben, der Ihr ein Armenhaus, eine Kirchenorgel, ein Krankenhaus und Eure Kinder einen guten Unterricht verdanken, der gönnt Ihr nicht ein Grab auf Eurem Boden, damit er nicht verunreinigt werde!“

Der Bauer sah ihn erschrocken an, denn indem Bernhard das Verdienst aller Wohlthaten, die der Graf im letzten Jahre dem Dorfe erwiesen, für seine Frau in Anspruch nahm, gab er ihm den sichern Beweis, daß er verrückt geworden, und den Abend erzählte er Jedem, der es hören wollte, im Wirthshause: „Bernhards Artmann is unwies worn!“

Bernhard aber sprach zu sich selbst: „So mußte es kommen! Mich will man die Treppe hinunter werfen in dem Hause, das meinem Kinde sein Glück verdankt; und meiner Frau versagt das Dorf, dessen Wohlthäterin sie für ewige Zeiten war, ein Grab bei seinen Gräbern.“

Am folgenden Tag fuhr Bernhard *selbst* die Leiche seiner Frau nach dem nächsten Städtchen, wo sie im Schooße der kleinen Gemeinde ihrer Glaubensbrüder aufgenommen wurde.

Er selbst verließ den Pachthof, verkaufte Alles und bereitete sich zur Ueberfahrt nach Amerika, — — allein wollte er aber das Weltmeer nicht durchschiffen und früher, viel früher, als die vom Grafen ihm abgedrungenen sechs Monate abgelaufen waren, brachte ihm eines Abends der Graf selbst sein Kind auf die niedere Kammer, die er für's Erste im Dorfwirthshaus bezogen.

„Wir sind quitt,“ sagte der Graf. „Gestern Nacht ist meine Frau gestorben, nachdem sie ein todtes Kind geboren. Seit jenem Schrecken, den du ihr verursacht hast, als du damals dein Kind zu fordern kamst, war sie leidend — ich war Schuld am Tode deiner Frau, du bist es am Tode der meinigen! Hier ist dein Kind!“

Bernhard hörte nichts! Jubelnd hob er sein letztes Glück auf und preßte es an sein

Digitized by Google

Herz, bis das Kind schrie und sich nach dem „Papa" umsah, aber der war verschwunden, und acht Tage später bestieg Bernhard einen Wagen, der ihn nach Bremen zum Schiffe bringen sollte, hinter ihm die alte Tante, die anfangs so gegen Amerika gescholten hatte, und nun doch mitging, um des mutterlosen Kindes willen, das sie doch nicht dem „Mannsvolk" überlassen wollte, denn da würde ja das „Thereschen" aus dem Grabe kommen und über's Weltmeer wandern müssen, um ihr Kind zu behüten, wie alle Mütter in Westphalen sie nach dem Tode noch hüten, wenn ihre kleinen Kinder verlassen sind — und „Thereschen" sollte die ewige Ruhe haben, sagte die alte Frau! „Das hatte sie doch verdient!"

Ill. Fam.-B.

Kolumbus' Scheidestunde.

Gedicht von J. Minckwitz.

Nach des Lebens Wetterstürmen lag der größte Mann der Zeit,
Weiß das Haupt von Silberlocken, sterbend und zum Tod bereit.
Sinnend schaut er nach der Sonne, die im fernen Westen sank,
Wie ein Adler aufgerichtet, aber matt und flügelkrank.

Und er dachte seiner Jugend, wo er mit der Sonne zog,
Während sanft ein mildes Lächeln um die greisen Züge flog:
Ueber weite Wasserbahnen, welch' ein kühner Admiral,
Kehrt er einst aus fernen Zonen wieder heim zum ersten Mal!

Wie um ihn gerauscht des Meeres feierlicher Wellenschwung,
Also weiht ihm ganz Hispanien Ströme voll Bewunderung.
Auch Granada's stolze Hofstadt sauft' und braust'; im Festtalar,
Gleichwie Sonn' und Mond erscheinen, trat hervor das Königspaar.

Isabella's Hand erfassend sprach der König Ferdinand:
„Sei gegrüßt, du tapfrer Schiffer, sei gegrüßt im Vaterland!
„Volle Wahrheit sind die Wunder, die du mit Prophetenmund
„Angekündigt und geweissagt über dieses Erdenrund.

„Wenn ein Dank, Entdecker neuer Welten, dich belohnen kann,
„Thron' an Isabella's Seite, Spaniens erster Rittersmann!"
So der König. Und Kolumbus dachte gern der Heldenspur,
Die er schnitt durch unbekannter Oceane Wogenflur.

Aber wie vom Glanz geblendet, streifte jetzt sein Blick die Wand
Von der Lagerstadt, der öden, und das milde Lächeln schwand.
Denn es sah sein trübes Auge hangen jene Kette dort,
Die er seit so vielen Jahren mitgeschleift von Ort zu Ort.

Ueber weite Wasserbahnen kehrt' er wieder einst zurück,
Fesseln wie ein Missethäter tragend für ein Heldenstück.
Ganz Hispanien, zornentlodert, wehrte zwar der tiefen Schmach,
Doch den abgenommnen Banden folgte keine Sühne nach.

Rein von Schuld, ein edler Degen, und der höchsten Ehren werth,
Sah er sich hinweggeworfen wie ein abgebrauchtes Schwert;
Fremde schritten um den Acker, welchen seine Hand bestellt:
Sollt' er lächeln, sollt' er weinen über diese Jammerwelt?

Seufzend aus gepreßtem Herzen rief er stolz die Worte nun:
„Völker, hört es, diese Kette soll mit mir im Grabe ruhn!
„Denn Kolumbus mit der Kette soll ein mahnend Zeichen sein,
„Welchen Lohn Europa's Herrscher ihren besten Dienern weih'n!"

. . . . . Also rief der Admiral,
Und es sank für ihn der Sonne letzter milder Abendstrahl.

(Nov.-Zeit.)

Digitized by Google

Die schwarze Madonna.

Genrebild nach der Natur, von Ernst Kossak.

Unter dem Vorbau eines Wirthshauses im bairischen Hochlande saßen im Spätsommer des vorigen Jahres zwei Männer und ließen sich das goldig braune Nationalgetränk, das in der großen Kanne schäumte, vortrefflich munden. Es würde zu nichts führen, diese Männer zu beschreiben, da sie durchaus keine charakteristischen Eigenschaften besaßen, sondern genau so aussahen, wie alle Leute, welche zu Fuß durch Hochgebirge und deutsche Novellen zu reisen pflegen. Sie waren nicht durch die verschossene Farbe und die Abgenutztheit ihrer Sommerröcke oder die Beulen ihrer grauen breitkrempigen Filzhüte unterschieden, sondern nur durch einige Runzeln und graue Haare, welche der Aeltere auf dem Kopfe und eine lange blonde Mähne unter der Nase, welche der Jüngere mehr hatte als sein College. Auf ihr Gewerbe konnte man aus einer kleinen sehr mitgenommenen Mappe, die neben ihnen auf einem Schemel lag, einen bündigen Schluß ziehen. Diese beiden Männer sahen mit Kennerblicken auf das wundervolle Farbenspiel, welches die am Rande der Alp untergehende Sonne mit dem anständigen Selbstbewußtsein eines Modells für einen Thaler die Session, vor ihnen enthüllte, und benetzten dazwischen ihre Beobachtungen mit dem angenehmen Hopfensaft. Der Aeltere schien sich allein mit dem schönen Naturphänomen zu beschäftigen und einem fernen, rosig verglimmenden Gletscher seine discretesten Lufttöne ablauschen zu wollen, während der Jüngere mit seinen Gedanken nur zu einem Drittel am Himmel, mit dem starken Reste von zwei Dritteln aber auf der Erde zu Hause zu sein schien. Wenigstens blickte er häufig verstohlen und als ob er sich vor seinem Reisegefährten schämte, nach der Thür des Wirthshauses, so daß man meinen konnte, ihn kümmere weniger die Sonne, welche vor ihm unterging, als eine sonstige bairische Sonne, die hinter ihm aufgehen sollte. Seinem Gefährten entging endlich diese Zerstreuung nicht; er wandte sich mit einem höchlich mißbilligenden Blick zu dem Jüngeren und sagte: Wenn wir uns so beträchtliche Unkosten gemacht haben, diese entlegenen Gegenden von der flachen Stadt Berlin aus aufzusuchen, so verfehlen wir den Zweck unserer Reise, welcher, wie im Passe vermerkt steht, „landschaftliche Studien" lautet, durchaus, insofern wir uns die Hälse ausrenken, um nach den bairischen Mädeln umzuschauen. Dabei blies er dem Jüngeren, zum gehörigen Nachdruck, eine Wolke bairischen Nationaltabaks unter die Nase. Lieber Friedrich, antwortete der Jüngere, du vergißt, daß nur du der Landschafter unter uns beiden bist, und daß ich lediglich aus Anhänglichkeit zu dir die Table d'hôte von Mainhardt unter den Linden mit den Leberknödeln dieses verwünscht holprichten Landes vertauscht habe. Wenn mir nun nicht einmal freistehen soll, die Mädchenköpfe zu studiren, die hier Gott sei Dank eine herrliche Modellirung und liebliche frische Farben tragen, so muß ich dich und den Tag, wo du mir diese unendliche Fußpartie vorgeschlagen hast, zu allen Teufeln wünschen. — Studire meinetwegen so viel du willst, Theodor, sagte der ältere Landschafter, aber liebele nicht, wenn es dir möglich ist, ganz aus der Art deiner Collegen, der sogenannten Historienmaler, zu schlagen. Glaubst du, ich sei blind und hätte nicht alles gesehen?—Was hast du denn gesehen? fragte Theodor, der Historienmaler, und erröthete ein wenig, indem er seine langen Löwenmähnen unter der Nase verlegen kräuselte.—Dich habe ich gesehen und das Nandl, oder wie das Frauenzimmer sonst heißt, unter der Thür habe ich euch beide heute Morgen gesehen und das Händedrücken dazu, was dir einigermaßen weh gethan haben mag, denn sie hat ein Paar derber und gesunder Hände.

Digitized by Google

— Keine Verläumdung, sie hat sich bei mir für die bunte Kreidezeichnung bedankt, die ich von ihrem Vater im Kostüm der Schützen gestern Vormittag gemacht habe— Liebelei! es war nicht die Rede davon — reine Dankbarkeit! aber ein Landschafter, der sein Leben lang nur nach Baumstümpfen und Steinhaufen gesehen hat, soll sich auch auf einfache natürliche Menschen verstehen — das darf man freilich nicht verlangen! — Aber das darf man wohl allerdings verlangen, fuhr der Landschafter in demselben ironischen Tone fort, daß ein Historienmaler Auerbachs Dorfgeschichten gelesen und sich die erbauliche Historie vom Maler Reinhard und dem Lorle zu Gemüth gezogen hat. Wie ist es, Kamerad Theodor, werden wir eine neue Ausgabe von der „Frau Professorin" erleben? — Du bist ein unleidlicher Greis! rief der junge Historienmaler, halb lachend, halb ärgerlich. — Das Nandl mit den rothen Fingern und den großen Füßen wird sich recht gut in Berlin ausnehmen auf dem Künstlerball. O, ich sehe sie schon, wie sie rechts und links im Cotillon, hier den kleinen Mentzel, dort meinen vornehmen Collegen Eduard Hildebrandt todttritt! Das Nandl wird Aufsehen erregen, Theodor, du wirst eine berühmte Frau haben, mein Sohn; halte deßhalb noch heute Abend um sie an, man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Der Alte gibt sie dir gewiß, zwar nicht auf deine Malerei hin, aber wie wäre es, wenn Ihr eine ächt bairische Bierstube anlegen möchtet, mit dem Nandl, als importirter Hebe. Eine unverfälschte Gebirgsmamsell ist in Berlin noch nicht dagewesen! — Jetzt ist es genug, halbverrückter Greis, rief Theodor, rede nicht so laut, sonst könnten wir hier in bester Form einen Aufstand der Gebirgsvölker erleben. Du weißt, das Nandl hat einen Liebsten jenseits des Passes, und wenn der Bursche von solchen Heirathsplänen etwas erführe, könnten wir einige Unannehmlichkeiten haben. — Du fürchtest wohl, mein Kind, daß er dir nach landesüblicher Sitte die Augen aus ihrem Futteral drücken würde — kräusle nur nicht gleich deinen kostbaren struppigen Schnurrbart, an dir vergreift sich keiner, es wird nicht so bald jemand auf dich eifersüchtig werden; am wenigsten ein Gebirgsbauer.—Still, sie kommt, rief Theodor. In diesem Augenblick trat aus der Thür des ländlichen Hotels die Schöne, welche der Gegenstand des Zwistes zwischen den beiden Künstlern war, und rief mit einer Stimme, die eigentlich nicht melodisch genannt werden konnte, einige kecke Ziegen, die über Felsblöcke und röthliches Haidekraut heranhüpften. — Ist sie trotz der rothen Hände und großen Füße nicht wirklich schön? fragte der Historienmaler seinen Collegen.—Schön ist sie allerdings, dawider habe ich nichts, aber sie soll nur schön sein für ihren Franzel, und mein Rath ist, daß wir noch heute die Zeche berichtigen und morgen mit Tagesanbruch unsern Wanderstab weitersetzen.— Theodor seufzte vernehmlich und blickte verstohlen nach dem schönen Nandl, das sich leider mehr um den bärtigen Chef der kleinen vierbeinigen Heerde, als den jungen bärtigen Künstler bekümmerte.—Seufze nicht, mein Sohn, tröstete ihn der ironische ältere Gefährte, es ist besser, du seufzest jetzt, als später — aber du hast gewiß schon ein Liebesgedicht in der Tasche, heraus damit, daß ich meine Pfeife anzünde, dieser Landtabak ist wie eure Liebe, die immer von neuem wieder mit einem andern Fidibus angebrannt werden muß. — Hier, sagte der Verliebte in tiefen Gedanken und reichte dem Landschafter ein Papier, ohne den Blick von Nandl abzuwenden, die von der Abendsonne angeleuchtet, unter den munteren Thieren wirklich ein köstliches Genrebild darstellte. — Was ist das? rief Friedrich, das ist ja ein bairischer Fünfguldenschein — ist, Ritter, Eure Liebe so heiß, daß Ihr mit den Finanzdocumenten Sr. Majestät von Baiern meine Pfeife anbrennen wollt? Nein, das sei fern von mir, daß ich mit einer Summe, für die ich die ganze Tabakernte eines pfälzischen Dorfes erstehen könnte, meine Pfeife anbrennte. Ich sehe, es ist Zeit, daß wir fortkommen! Nandl, noch eine Maas und dann die Rechnung!

Das flinke Mädchen verschwand und kam nach wenigen Augenblicken mit dem verlang-

Digitized by Google

ten Getränk und ihrem Vater zurück, der ſich in ſeiner treuherzigen Mundart darüber wunderte, daß die Herren Preußen, die ſich bei ihm ſo wohl befunden hätten, ſchon wieder fort wollten.—Meinem jungen Freund ſagt die Luft nicht zu, demonſtrirte Friedrich dem Alten, er bekommt hier Herzweh in Euerm Dorfe. — Nu, und die Leute aus München kommen grade wegen der Luft hierher und werden geſund. Ein beſonderer Herr, der junge Preuß! ſagte der Gaſtwirth in ſeinem Idiom, das einige entfernte Anklänge an die deutſche Sprache hatte; aber wie die Herren wollen, die Zeche macht alles in allem vier Gulden, und wenn Sie den Natzi als Führer über den Paß haben wollen für Morgen, macht es fünf Gulden. —Wir danken für den Führer, ſagte Friedrich, der Weg iſt nicht zu verfehlen; aber da, ſchenkt dem Natzi den Gulden für die ſchwere Müh', die er ſich mit dem Schuhputzen gegeben hat, und ſagt ihm, daß ich ihm, wenn ich im nächſten Sommer wieder komme, eine Büchſe mit Wichſe mitbringen werde, damit er eine Idee von blankem Schuhwerke bekommt.

Der Alte bedankte ſich, und alle drei gingen in das Haus, über das unterdeſſen die Dunkelheit eines tiefen Thales raſch hereingebrochen war. So ſehr Theodor auch zögerte, um noch einen Augenblick zum zärtlichen Abſchied an Nandl zu erübrigen, ſein ſtrenger Wächter verhinderte es und wich ihm nicht von der Seite. Ein Licht von der Natur eines Peitſchenſtieles wurde angezündet, den Herren in ihr Gemach im erſten und einzigen Stockwerk hinaufgeleuchtet, und noch ein freundlicher Abſchied nachgerufen. Es ſchien eine Trennung für das Leben zu ſein, denn der Landſchafter ſetzte ſich, wie der Drache im Märchen, vor die Thür und wartete, bis ſich ſein verliebter Freund zu Bette gelegt hatte, indem er im Finſtern heftig Tabak rauchte, was trotz der rothen Glut in der Pfeife weniger ſchrecklich ausſah, als es den Geruchsnerven beſchwerlich fiel. Nach einer Stunde lagen beide Freunde und alle Zwei- und Vierfüßer jener romantiſchen Gegend Baierns im tiefſten Schlaf.

Unter den Dichtern aller Zeiten iſt viel Streitens geweſen, welches wohl der ſchönſte Moment im Leben des Menſchen ſei, und jeder hat, nach ſeinem Temperament, den Silberblick des Daſeins bezeichnet und beſungen. Wer über den dritten Act dieſes Schattenſpieles von Illuſionen, welches das Schickſal mit dem Menſchen aufführt, hinaus iſt, wird einräumen müſſen, daß es nichts ſchöneres für ein empfängliches Gemüth gibt, als an einem frühen glücklichen Morgen aus einem ſchattigen Thal des Hochgebirges die Matten hinaufzuſteigen und durch die himmliſchen Arome und bläulichen Nebelgeſpinnſte wie ein nicht mehr dem irdiſchen Raum angehöriges Weſen zu wandeln. Nur gehört dazu, daß man ſolid gearbeitete, mit großköpfigen Nägeln beſchlagene Schuhe trägt. Die beiden Helden dieſer wahren Begebenheit beſaßen zwar dieſes letztgenannte Erforderniß zu ihrer Gebirgsſeligkeit, allein nur Friedrich genoß die ſtillen Wonnen des Morgens mit vollen Zügen; ſein Gefährte ſchlich hinter ihm, ohne aufzublicken und ein Wort zu reden. Die großartige Natur um ihn her, das glänzende Grün der Matten, die fernen violetten Schatten der Felskuppen, das im Morgenlicht geſchmolzene Silber des Gletſchers und der Firn am Horizont vermochten nicht, ihn eine andere Stimme der Natur, die mächtigſte im Orcheſter der Leidenſchaften, überhören zu laſſen. Nicht der Feldſtuhl und das kleine Torniſter laſtete ſo ſchwer auf Theodor, ſondern das kleine Miniaturporträt Nandls, das er im Herzen trug.

So ſchritten ſie ſchweigend über Geſtein und quellige Moose den Paß hinan. Nach und nach ward die Gegend wilder, die Vegetation der Gräſer und Kienhölzer trat zurück, ſpärlicher troffen die Waſſer aus den Spalten des Geſteins, der Pfad verengerte ſich und lief an einem Abgrund hin, in dem ein wildſchäumender Bach über ſeltſam geformte Kalkklippen und zerbrochene Tannenreſte tobte. Aber nur leiſe und melodiſch drang das Geräuſch des Waſſers empor, wie ein Orgelvorſpiel an einem ruhigen Sonntagmorgen. Jetzt krümmte ſich der Pfad auf

Digitized by Google

der Höhe des Passes, um sich an einer gefahrvollen Stelle abwärts zu senken. Hier stand ein roth gezimmertes Kreuz, zum Andenken an verunglückte Wanderer, daneben war mit vieler Mühe ein Felsstück mit Pulver weggesprengt, so daß ein kleines Plateau entstanden war, auf dem man einen unbeschreiblichen Anblick über die enge Thalschlucht genoß, in der ein Häuflein Häuser, bedroht von finstern Waldungen und jäh emporragenden Tannen, sich an den Rand des Gießbaches drängte; eine Ruine, getragen von einer Felsennadel und gelehnt an den blauenden Abschluß der Gegend, begrenzte das stille, melancholisch erhabene Bild.

Hier habe ich, was ich suche! rief der Landschafter und spannte seinen Feldstuhl aus, nachdem er den Alpenstock an den Felsen gelehnt hatte, hier ist eine Vedute, die wenigstens vierzig Friedrichsd'or werth und würdig ist, den Salon eines Königs oder Bankiers zu zieren. Mit diesen Worten zog er sein Malergeräth aus einem Kästchen und rüstete sich, mit wenigen kühnen Tinten die Localtöne des Bildes auf eine kleine Tafel zu setzen. Unterdessen stieg auch Theodor schwerfälligen Schrittes die Höhe hinan. Nun, rief Friedrich, mein Herr Historienmaler, wir kommen ja so langsam, wie die Geschichte selbst, vorwärts, sind wir müde? da sind die Flasche und die Wurst und hier ist noch immer so viel Platz, um die ganze Schule zu beherbergen. — Der verdrossene Theodor warf sich auf ein bemoostes Felsstück und nahm, trotz seines geheimen Kummers, dennoch die Flasche und das bairische Nationalessen aus der Hand seines älteren Genossen. Kaum hatte er aber ein wenig geruht und sich auf der reizenden Stelle umgeschaut, als er ausrief: Ich bitte dich, Friedrich, komm einmal hierher, so etwas habe ich doch in meinem Leben nicht gesehen.

Was gibt es? fragte der Landschafter, der schon eifrig mit seinen Pinseln und Farbenblasen beschäftigt war und eben den Trokkenfirniß hervorholte. Ein uraltes Bild gibt es! sagte Theodor plötzlich erheitert, ein Bild, um dessen willen es mir nicht leid thut, diese vermaledeite Ruine herangeklettert zu sein, ein Bild, um das unser Museum diese scharfe Ecke beneiden würde, so schlecht und lächerlich ist es.—Bei Gott, du hast Recht: eine Madonna, gemalt von einem Raphael aus Aethiopien, eine schwarze Madonna mit wulstigen Lippen und einer absolut platten Nase; hat man so etwas gesehen?— Die heilige Veronika des lederfarbensten Byzantiners ist eine Leda nach Correggio dagegen!—Wie kommt aber das sonderbare und widerwärtige Bild hierher? — Wie es herkommt? irgend ein Spaßvogel oder Stümper, der vielleicht seit hundert Jahren in seinem Grabe liegt, hat es einmal den Bauern gemalt und diese haben es hier als Altarblatt einer ihrer Naturkapellen benutzt. Daß es nicht altbyzantinisch ist, sollest du doch wohl aus der ganzen Pinselei erkennen. Wind und Wetter haben die einzige verschönernde Retouche daran geübt.—Du hast recht, sagte Theodor, es ist ein reiner Spott auf die Madonna und es gehört ein urkindlicher frommer Sinn dazu, um davor beten zu können, wie diese armen einfältigen Leute; aber mir geht ein herrlicher Gedanke durch den Sinn. — Laß hören, mein Sohn, so etwas begegnet dir nur an hohen Festtagen, bemerkte der Landschafter behaglich.

Ich benutze diese romantische Stelle und male den Bauern eine neue und schönere Madonna auf der alten Tafel. Wie werden sie sich wundern, wenn sie ein anmuthiges weißes Gesicht statt dieses Monstrums von einer Mohrin hier finden — ich mache mich sogleich an die Arbeit.—Sehr gut, das höre ich gern, rief Friedrich mit zufriedenem Gesicht, so kommst du doch auf bessere künstlerische Gedanken und das dumme Zeug mit dem Nandl schwindet dir aus dem Sinn.

Jetzt gingen beide ans Werk, ein jeder in seinem Fach, Friedrich skizzirte die Landschaft und Theodor begann die Tafel so gut als möglich zu reinigen und neu zu übermalen. Der vorragende Fels schützte sie vor dem Sonnenbrande, der Tag blieb von köstlicher Klarheit und als sich der Abend näherte, waren beide, die im künstlerischen

Digitized by Google

Eifer kaum ein paar flüchtige Worte mit einander gewechselt hatten, mit ihrer Arbeit fertig. Friedrich besaß ein flüchtiges Conterfei der Gegend und Theodor hatte mit gewandter Hand eine holdselige Madonna und ein allerliebstes Christuskind in die alte steife Stafage des Originals hineingemalt. Friedrich trat näher, um die Improvisation seines Schützlings zu betrachten.—Vortrefflich, ganz vortrefflich, sagte er, die Hand reibend, und daneben das Nandl, wie es leibt und lebt, sogar die Hände sind etwas röther, als es sich für eine Madonna ziemt, dabei hat auch das Kindlein mit ihr eine charmant angemessene Aehnlichkeit. Vortrefflich, das Portrait von Nandl ist besser, als alle deine hochpathetischen Historienbilder zusammengenommen. — Nun, hast du auch dawider etwas einzuwenden, Murrkopf? sagte etwas beleidigt Theodor. — Durchaus nicht, mein berliner Raphael. Hat doch auch der sehr berühmte Begas sein Weib in jüngern Jahren als Madonna gemalt! Du kennst mich ja, und weißt, daß ich es für besser halte, du malst Nandl jetzt als Madonna, als du sie später als Xantippe maltest. Dir seien deine Narrheiten von gestern und vorgestern dieses braven Porträts halber verziehen. Aber jetzt packe ein. Wir haben noch zwei gute Wegstunden bis zur Herberge dort unten und meine Kehle ist schon ebenso trokken geworden, als meine Skizze.

Die Maler rüsteten sich zum Aufbruch und wollten eben den Platz verlassen, als hinter einer Felsecke, die scheinbar nur in den Himmel hineinführte, ein martialisches braunes Gesicht auftauchte und erst die Maler, dann die neue Madonna wild anstarrte. Dann trat das zu dem Gesichte gehörige Individuum, ein stattlicher Bursche, hervor und den Abmarschirenden gerade in den Weg. Nicht einen Schritt weiter! schrie der Bursche, oder ich schleudere euch in den Abgrund.— Was soll das heißen, Mensch? seid Ihr ein Straßenräuber, daß Ihr ein paar harmlose Menschen anfallt? Ihr seht mir nicht nach einem Strolche aus, sagte Friedrich und trat dem Wüthenden entgegen. — Ich will nicht euer Geld; ich will euch selbst, rief der Bursche, ihr habt unsere Madonna verdorben und beschimpft, verdammte Ketzer, die ihr seid; ihr müßt mit mir zurückkommen — und dann habt ihr auch — damit verschluckte der Wüthende den letzten Satz seiner Rede, warf noch einen wilden Blick auf die frischgemalte Madonna und ballte beide Fäuste. — Umkehren? sagte Friedrich mit großer Ruhe, das wäre zu viel verlangt. Nein, mein guter Jüngling, aber sehr schlechter Kunstkenner, da Ihr kein Freibeuter, sondern ein Bergbewohner seid, zu dem noch nicht der Kunstgeschmack eines Königs Ludwig gedrungen ist, so laßt Euch sagen, daß diese neue weiße Madonna viel besser ist, als eure alte schwarze, und daß sie eine Stelle in der neuen Pinakothek verdiente, wenn sie nicht eben hier viel passender bliebe, zur Erinnerung an die wunderthätige Besserung eines schwer irrenden jungen Raphaels, der durch ihre Anfertigung dem civilisirten Leben und der Kunst wiedergegeben worden ist.—Narrenspossen! brüllte der braune Geselle; wer hat euch erlaubt, unsere Madonna zu beschimpfen, die so viele große Wunder gethan hat? — O weh! sagte Theodor, die Sachen stehen schlimm, biete ihm Geld, Friedrich.— Prügel wären ihm freilich zuträglicher, flüsterte Friedrich und sagte dann laut: Hier, mein Liebster, ist für Euch ein Gulden, ereifert Euch nicht weiter, nehmt unsere Sachen auf den Rücken und kommt mit uns dort hinab. Wir werden Euch unten erklären, wie das mit der Madonna zugegangen ist. Wenn Ihr aber nicht wollt, so seht Euch vor! Wir gehen nicht mit Euch zurück und wenn Ihr uns zwingen wollt, so bedenkt, das wir erstens unter dem Schutz Eurer Obrigkeit stehen und zweitens doppelt so stark sind, auch im Nothfall mit einer von Colts berühmten sechsläufigen Repetirpistolen umzugehen verstehen.— Freilich nur blind geladen, wegen der Echos! setzte er leiser hinzu. — Nichts da, nichts da! aber ich finde euch schon wieder, da ich meinen Stutzen nicht bei mir habe! So rufend schwenkte sich der junge Bursche, indem er noch einmal den beiden mit der Faust drohte, um die Felsecke und verschwand auf einem

Digitized by Google

Pfad, der nur Gemsen und Gebirgsmenschen zugänglich zu sein pflegt.

Kaum war er verschwunden, als sich die beiden harmlosen Verbrecher beeilten, den Thalgrund zu erreichen. Nach vielem Stolpern kamen sie mit Einbruch der Nacht in dem kleinen und schlechten Wirthshause an und suchten so leise wie möglich ihr Nachtlager auf, nachdem sie mit nicht sonderlichem Appetit ihr frugales Abendessen verzehrt. Eben hatten sie sich aber niedergelegt, als ein lauter Lärm vor der Wirthshausthüre und ein heller Lichterschein, der zu ihrem Bodenfenster emporglänzte, sie aus dem ersten Schlummer schreckte. Das kann nur uns gelten! rief Theodor, indem er in die Kleider fuhr.— Da sieht man, was die Macht des bösen Gewissens thut, sagte ruhig der Landschafter und zog seufzend auch die seinigen an, ich wünschte, du hättest deinen Kunsteifer auf eine gelegenere Zeit und Stelle verspart; diese schwarze Madonna kann uns noch garstig angestrichen werden.

Er hatte nicht falsch gerathen; vor der Thür stand Alt und Jung, das ganze Dorf und zwar in einer sittlichen Entrüstung, wie wir sie aus der Nachtwandlerin kennen, wenn dieses ewig umherlaufende und stets in Choro beisammen bleibende Dorf von dem vermeintlichen Fehltritt Amina's Augenzeuge wird. Diesmal jedoch war die Aufregung kein italienischer Opernspaß, sondern ächt baierischer Ernst. Die Dorfbewohner schwenkten, bei der pittoresken Beleuchtung einiger brennenden Kienfackeln, Sensen, Knittel und Stutzen und schrieen nach den beiden Fremden. Leider war ihr Wirth nicht so entschlossen und der ehrwürdigen Gastfreiheit beflissen, wie der selige Lot; er war im Gegentheil schnell entschlossen, seine beiden Gäste auszuliefern. Wie wird es uns gehen, Friedrich? Daß ich auch auf dich hören mußte und dir in diese abscheuliche Gegend zu diesen wilden Menschen folgen! sagte der geängstigte Meister der weißen Madonna.— Stimme jetzt die schöne Tenorarie aus der Iphigenie an, mein vielgetreuer Pylades, die du in Berliner Thees so rührend zu singen weißt: „Dann wird ein Grabmal uns umfangen, o mein Orestes!" das scheint die passendste Melodie für diesen Text zu sein. Da steht auch der verdammte braune Bursche, der uns angegeben haben muß, sagte der Landschafter.— Meine besten Herren, jammerte der Wirth, indem er mit der heulenden Bande draußen kapitulirte, ich kann Sie nicht retten, die Nachbarn wollen Sie heraus haben! — Und was wollen Sie denn? fragte Friedrich — Sie todt schlagen, weil Sie die schwarze Madonna beschimpft haben! — Ich will mit den Leuten reden! sagte der Landschafter, haltet ihr unterdessen noch die Thüre zu; sie werden doch wohl Raison annehmen.— Friedrich trat an das Fenster und beugte sich heran: Meine guten Männer, Frauen und Kinder! rief er mit möglicher Würde, wenn ihr glaubt, daß wir uns eines Vergehens schuldig gemacht haben, so führt uns zu eurer Obrigkeit, damit sie nach euren Landsgesetzen über uns Recht spreche. Ihr würdet schweres Unrecht thun, wenn ihr euch an ein paar wehrlosen Fremden vergreifen wolltet.—Sie sind nicht wehrlos; der Alte mit den grauen Haaren hat auf mich schießen wollen, schrie der braune Bursche und schlug seinen Stutzen auf Friedrich an. Schieß' nicht, Franzl, sagte glücklicherweise ein alter Mann und schlug den Lauf in die Höhe, sonst wäre es um den Landschafter geschehen gewesen. — Ist denn in dem ganzen Dorf kein Pfarrer oder wenigstens ein Schulmeister, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann? fragte Friedrich den Wirth, denn ihm wurde nun auch bange bei dem Handel.

Zum Glücke der beiden lustigen Gesellen verstummte jetzt der Lärm und man sah einen geistlichen Herrn, dem ein Meßner mit einer Laterne leuchtete, den wüsten Haufen theilen. — Was wollt ihr von den Fremden, lieben Kinder? fragte der Geistliche, ein noch junger Mann von markirten aber wohlwollenden Zügen.

Der Haufe, Franzl voran, begann jetzt abermals in tollem Durcheinander die Sache vorzutragen, aber der Geistliche unterbrach sie und sagte: Kinder, laßt mich mit den Fremden selber reden und was ich hernach

Digitized by Google

beschließen werde, soll geschehen. Diese Sache gehört vor das geistliche Regiment. — Der Pfarrer trat in das Haus und Friedrich trug ihm die Begebenheit in ihrem Zusammenhang der Wahrheit getreu vor. Obgleich dem Geistlichen die Sache offenbar unangenehm genug war, mußte er doch lächeln. Wenn Ihre Madonna, meine Herren, nur nicht die Züge Nandl's trüge. Aber der Bursche, der Sie zuerst belauscht hat, ist der Verlobte des Mädchens und ich fürchte, daß die Eifersucht seine religiösen Bedenklichkeiten angestachelt hat. Ich will indessen sehen, was zu machen ist. Folgen Sie mir! — Lieben Kinder, hob der kluge Mann nach einigem Bedenken an, was ich so eben gehört, ist so wunderbar, daß ich mich durch eigenen Augenschein von der Sache überzeugen muß. Vor der Hand legt eure Sensen und Stutzen fort und wartet so lange, bis ich meinen Ornat angethan habe. Ich sage euch nur so viel: ihr habt keinen Grund, auf diese beiden Fremden böse zu sein! — Es währte nicht lange, so erschien der Pfarrer in seinem Ornat und der Zug setzte sich nach der Höhe bei Fackelschein in Bewegung. Wie jammervoll, daß wir todtmüden Leute noch einmal den heillosen Berg hinankriechen müssen, seufzte der unglückliche Historienmaler. Danke dem Himmel, Leichtsinniger, den ich künftig strenger am Zügel halten werde, wenn die Sache glimpflich abläuft, und betrachte diesen Nachtmarsch als die wohlverdiente Strafe deiner Liebelei! sagte der Landschafter, dessen heitere Stimmung wiederzukehren begann. Uebrigens würde ich dir rathen, die Gruppen dieser Kerle zu studiren; sie sehen bei dem rothen Lichte malerisch genug aus und sieh einmal dorthin, wie vortrefflich sich die feurig angeleuchtete Kirche von dem Mondhimmel absetzt. Der Zug bewegte sich vorwärts, aber nicht auf dem längeren Wege, den die Maler herabgekommen waren; man kam auf einem steilen, aber kurzen Pfade, den vorher Franzl gegangen war, schnell zu dem kleinen Felsenaltar. Der Pfarrer näherte sich demselben, die beiden Sünder wurden hinter ihn gestellt und die Gemeinde gruppirte sich theils auf dem Plateau, theils auf dem jähen Felsabhang. Meine Kinder! sagte der Pfarrer, hier ist die Hand der Madonna selber einmal auf wunderbare Weise thätig gewesen. Das schwarze Bildniß, zu dem ihr bisher gebetet habt, ist durch die Hand dieser beiden fremden Maler, die in ihrem Vaterland sowohl als in der Hauptstadt unseres Königs wohl angesehen sind, durch das neue, schöne Bild einer weißen Madonna ersetzt worden. Welch eine Huld der Madonna! Nicht die geschickten Finger dieser beiden Männer, sondern die Absichten der Madonna selber haben All es so gelenkt, wie es gekommen ist. Wie oft ist euch von der Kanzel und im Beichtstuhl gesagt worden, daß euer Lebenswandel schlecht und anrüchig war, daß die Madonna von euch nichts wissen wollte. Nun hat sie von weit her, aus der Fremde, zwei Männer geschickt und euch durch dieses Zeichen verkünden lassen, daß eure Herzen dem Beispiel ihres Angesichts folgen sollen und wenn sie vorher schwarz waren, wie Ebenholz, nun weiß werden mögen, wie Milch und Blut. Wenn ihr mit euren Heerden hier vorüberzieht, wenn ihr zur Jagd ausgeht, sollt ihr stets dessen eingedenk sein, will die Madonna. Darum ist dieses Wunder geschehen; darum sind die harten Herzen dieser beiden Ketzer erweicht worden, daß sie ein schönes Werk zur Verherrlichung der Kirche geschaffen haben. Denn nicht auf die Hände und den Stoff, sondern auf die Absicht und das Werk kommt es an.

Wir übergehen, was der geistliche Herr noch außerdem zur Rechtfertigung der Bedrohten und zur Erbauung seiner Gemeinde sagte. Die Rede wirkte vollständig. Die Maler hätten unangefochten in der Gegend bleiben können, sie wären vielleicht sogar ein Gegenstand frommer Verehrung geworden, allein sie hatten genug am idyllischen Leben des Hochgebirges seit dieser Erfahrung. Am nächsten Morgen schnürten beide ihr Bündel und von einem nachgrüßenden Blick der schönen Nandl begleitet, den Friedrich kaum noch zu erwiedern wagte, schlugen sie den Rückweg ein, der nach München führte.

Digitized by Google

Geschichtlicher Rückblick

auf das Erscheinen, die Uebermacht und den Verfall des Osmanen-Reiches in Europa bis auf die neueste Zeit und die gegenwärtige Orientalische Frage.

Von Hubert v. Doehn.

Im Gefolge Djengis Chan's, jenes mongolischen Attila, der gegen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Europa mit einer zweiten Völkerwanderung zu überschwemmen drohete, war über Chorassan und das östliche Klein-Asien her eine Nachzüglerschaar von gegen fünfhundert Familien nomadisirender Türken, unter ihrem Anführer Suleiman Schah, bis in das damalige Reich von Rum oder Ikonium — im mittleren Klein-Asien — vorgedrungen, wo die Seldschucken ansässig waren.

Hier erhielten sie anfangs nur Weideplätze angewiesen; in den folgenden Thronstreitigkeiten und inneren und äußeren Kriegen dieses Seldschucken-Reiches thaten sich einzelne Anführer der Türken indessen als Parteigänger sehr hervor, und schon im Jahre 1289 finden wir Osman im nordwestlichen Klein-Asien als erblichen Lehnsfürsten des Sultans Allah Eldin (Aladin); und Kara Hissar, ein den christlichen Griechen von ihm entrissenes festes Schloß, gleichsam als Hauptstadt seines kleinen Staates.

Bald darauf zerfiel das Seldschucken-Reich in Trümmer, und nun erst errichtete Osman ein neues Reich, welches nach ihm und seinen Anhängern Osmanen-Reich genannt ist, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, mit der neuen Hauptstadt Brussa in dem zuletzt eroberten Bithynien.

Unter den folgenden Herrschern dehnte sich dieses anfangs unbedeutende Reich immer mehr aus; sogar der Grund zu einem stehenden Heere ward gelegt, durch Errichtung von Compagnien aus gefangenen Christen.

Bis dahin waren die Türken noch auf das asiatische Territorium beschränkt gewesen; doch leider sollte die Sündhaftigkeit und Entartung des nachbarlichen griechischen Kaiserreichs die Verderber selbst in's Land rufen.

Johann Kantakuzenos heißt der Mann, der sich unrechtmäßig zum Kaiser gemacht — denn er war eigentlich nur der Vormund des jungen Kaisers Johann des Fünften — und um sich in seinem Unrechte zu behaupten, die Türken zu Hülfe rief, im Jahre 1341.

Von dieser Zeit an waren die Türken lüstern nach dem schönen Lande, welches jenseits des Wassers lag; die Priester des Propheten ließen nicht ab das Wort Muhameds zu predigen:

„Habet Ihr nicht — o Ihr Gläubigen — von einer Stadt reden hören, deren eine Seite auf das Land schaut, und die beiden anderen auf das Meer? Siebenzigtausend Söhne Ismaels müssen sie erobern vor der Stunde des letzten Gerichts, und die Mauern werden sie fallen sehen bei dem Rufe: La ileh ih Allah!"

und die Sultane freueten sich der Ausbreitung ihrer Macht und ihres Einflusses. Natürlich kamen sie nicht, um mit leeren Händen wieder zu gehen; hier ein Dorf und dort eine Stadt fielen in ihre Gewalt und im Jahre 1357 sehen wir sie schon als Herren der festen Schlösser von Gallipoli an den Dardanellen, auf europäischem Boden.

Damals gab es weder Telegraphen, noch Eisenbahnen, noch Posten, und die Kunde von diesem Ereigniß verbreitete sich nur allmälig in Europa, wo man übrigens gar nicht darauf achtete; denn man wußte kaum, was in dem Nachbarlande für Leute wohnten, geschweige denn da ganz unten, wo noch viele andere Reiche und Völker dazwischen lagen.

Aber diese Gleichgültigkeit sollte gar bald gerächt werden, denn schon im Jahre 1360 drang die neue Schreckenskunde durch Europa, die Türken hätten fast das halbe griechische Reich erobert, vom Marmormeer nordwärts bis an den Balkan.

Da rief Papst Urban V. die christlichen Herrscher zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen auf; und Ungarn, Serbien, Bosnien und die Wallachei — die am meisten geängstigten Nachbarn — stellten ein großes Heer ins Feld, welches König Ludwig der Erste in Person anführte. Wie groß war aber der Schrecken, als dies Christenheer, völlig geschlagen und zersprengt, in allen Richtungen floh, und König Ludwig, selbst nur mit großer Noth flüchtend, zum Dank für seine wunderbare Rettung der heiligen Jungfrau in Steiermark eine Kapelle baute — zu Maria-Zell —; die Türken eroberten nun Bulgarien, Serbien und Bosnien, und der Sultan machte Adrianopel zur türkischen Residenz in Europa.

So war denn ein ganzes schönes Land, ein christliches Kaiserreich, eine Beute der Turken geworden, ohne daß die christlichen und allerchristlichsten Mächte Europas sich weiter darum gekümmert, — und der Kaiser des unterjochten Landes lebte als demüthiger Vasall, mit einem Schatten von Macht, in Constantinopel.

Wohl versuchten die unterdrückten Christenvölker hin und wieder sich zu erheben, um das schmachvolle Joch des Halbmonds abzuschütteln, aber auch diese Versuche scheiterten. Den Türken ging nun

Digitized by Google

einmal der Schreckensruf voraus, und — ohne Unterstützung aus dem übrigen Europa, — zersplitterten die einzelnen Schilderhebungen der eingeschüchterten Grenzvölker an dem Grimme der Unterdrücker.

Besonders Sultan Bajazid, der Blitz genannt, tummelte seine Heere unaufhaltsam in den eroberten Provinzen, und vernichtete ein neues Christenheer unter König Sigismund von Ungarn, bei Nicopolis i. J. 1396.

Da gab Gott den christlichen Staaten einen Fingerzeig, indem der Tartarenfürst Timur Tamerlan das ganze türkische Reich in Asien unterwarf und Bajazid selbst nach der furchtbaren Schlacht von Angora, i. J. 1402, gefangen nahm, aber leider war da Niemand, der den unterjochten Christen gern geholfen hätte, und die großen Staaten fürchteten eine Gefahr nicht, die sie nicht unmittelbar bedrohete. So verstrich der günstige Zeitpunkt und die Nachfolger Bajazids behielten Zeit, ihre Macht wieder herzustellen. Johann Hunyadi, Woiwode von Siebenbürgen, versuchte erst auf eigene Hand mit einem Heere, später von einem Hülfsheer aus dem Abendlande unterstützt, den Krieg gegen die Türken fortzusetzen.

Papst Eugen IV. und der berühmte Cardinal Julian predigten einen Kreuzzug in allen Landen, und Venedig, Genua, Burgund, so wie Heereszüge aus Deutschland und Frankreich, schlossen sich der christlichen Sache gegen die Türken an. Da aber kein gemeinsames Handeln zu Stande kam, ja sogar Ränke und Verrath unter den Christenheeren vorkamen, besonders trifft dieser Vorwurf die genuesische Flotte, welche anstatt dem Christenheere zu Hilfe zu eilen verrätherischer Weise türkische Heere von Asien nach Europa überschiffte — da es somit an gemeinsamer Kraft fehlte, um den Türken mit eben der Macht entgegenzutreten, mit der sie angezogen kamen, — so konnten alle augenblicklich erlangten Vortheile nur vorübergehender Art sein, und die Macht der Türken ward nach der Vernichtung dieser christlichen Heere — bei Varna i. J. 1445, und bei Kassova 1448 — immer bedrohlicher. — Nicht lange währte es mehr, so fiel auch Constantinopel in die Hände der Eroberer.

Im Jahre 1453 am 29. Mai erstürmte es Muhamed der Zweite mit 250,000 Mann zu Wasser und zu Lande; der letzte Scheinkaiser, Constantin der IX. Paläologus, fiel als kämpfender Soldat, das ehemals oströmische Kaiserreich war vernichtet, und von dem christlichen Sophiendome stieß der Halbmond das Kreuz Christi hinab!

Die Schmach hatte also Europa erlebt, daß ein großes christliches Reich stückweis ihm abgerissen und dem barbarischen Islam unterworfen wurde! Wie konnte es bei dem kläglichen Zustande Europas auch anders sein: die Fürsten bekämpften einander, entweder um die Erbfolge, oder um Gebietsvergrößerungen; die Barone und Großen thaten desgleichen, und die Völker seufzten unter dem doppelten Joche der Knechtschaft und des Elends, das sie ihrerseits in Empörungen und Bauernkriegen abzuschütteln trachteten. Der Kampf der Guelfen und Ghibellinen hatte seit nahe an 300 Jahren Deutschland und Norditalien verheert; nirgend war Friede und Eintracht, — überall Haß und Zwietracht. Die Künste und Wissenschaften schienen in Klöstern begraben zu sein, vielleicht um den Todesschlaf zu schlafen; kaum daß die Mediceer in Florenz zu deren Erhaltung einige Anstrengungen machten; nur die unabhängige, mächtige und reiche Republik Venedig blieb das einzige Bollwerk der Christenheit gegen den hereinbrechenden Strom des Islam.

Während so das in Uneinigkeit gährende Europa wieder in die Barbarei zurückzusinken drohte, war nirgend die Energie eines Peter von Amiens zu finden, um die Gemüther zu einer großen gemeinsamen Anstrengung, zur Abschüttelung des drückendsten Joches zu entflammen; und ungehindert dehnten Muhamed II. und seine Nachfolger Bajazid II. und Selim I. das Türkenreich aus, von der Save und Donau in Europa bis an das caspische Meer und den persischen Golf in Asien, und bis an den Rand der afrikanischen Wüste! Als aber unter Soliman I., dem mächtigsten aller bisherigen türkischen Sultane, nach der Eroberung Chorassans, Arabiens und Egyptens, nebst der Nordküste Afrikas bis Tripolis westwärts, — die größte Ausdehnung des Reichs in Asien und Afrika erreicht war, da wendete er sein Heer wieder nach Europa.

Einer Veranlassung zum Kriege bedurfte es für ihn nicht, denn er, der mächtigste Regent dreier Welttheile, durfte nur befehlen und man gehorchte; und nach dem Befehle des Korans, „das Schwert gegen die Ungläubigen nie ruhen zu lassen" — mußte der Kampf aufs Neue beginnen.

Plötzlich erschien Soliman an der Spitze eines furchtbaren Heeres vor Belgrad; es fiel und die Türken überflutheten Sirmien, Croatien und Ungarn. Schnell rief der junge Ungarkönig, Ludwig II., sein Heer zusammen, aber in einmal begonnenem Siegeslauf überrannte Soliman die christlichen Reiter; Ludwig II., der Erzbischof Tamori und zwanzigtausend Ungarn bedeckten bei Mohacs das Schlachtfeld mit ihren blutenden Leibern i. J. 1526, und der Halbmond herrschte fast anderthalb Jahrhunderte von Buda's hoher Veste herab über dem Lande. — So groß war die Türkenfurcht jetzt in Europa, und so entsetzlich die Schwäche der christlichen Mächte, daß Kaiser Karl V. von Deutschland, Franz I., König von

Digitized by Google

Frankreich, König Ferdinand von Ungarn und Böhmen, der König Sigismund I. von Polen, und der Selbstherrscher der Russen, Wasilei Iwanowitsch, gemeinsam ihre Gesandten an Soliman abschickten, um demüthigst Frieden zu erbitten.

Die Geschichte dieser Gesandtschaft ist allerdings himmelweit verschieden von derartigen Gesandtschaften, wie wir sie heutigen Tages erlebt haben. Der Sultan wollte nämlich die Gesandten nicht selbst empfangen, sondern die christlichen Grafen, Räthe und Herren mußten bei dem Großvezier Ibrahim eine Audienz erbitten, der sie auch nach siebenstündigem Warten im Vorsaal einließ. Da mußten denn die Herren Gesandten gesenkten Hauptes in einer Reihe an der Thüre stehen, während der Vezier, aus einer langen Pfeife rauchend, auf weichem Polster hockte. Auf die kaum begonnene Anrede des kaiserlichen Gesandten fiel Ibrahim ihm in die Rede:

„Klaget nicht uns an wegen Friedensstörung, sondern erröthet zuerst über Eure Streitigkeiten und Kriege unter einander, o ihr Christen! Und bevor Ihr kommet, um meinen ruhmreichen Herrn, den großen und glücklichen Sultan Suleiman — den Gott schützet! — um Frieden zu bitten, so gebet Friede unter einander, und Einer dem Andern die Länder und das Geld zurück, das Ihr Euch und dem Papste geraubt."

Darauf wurden die Gesandten hinausgeführt und bedeutet, ihre Zeit abzuwarten, falls sie den Sultan zu sehen wünschten. Nach abermaligem achttägigen Warten wurden sie vor den Sultan gelassen. Von je zwei Eunuchen oder Palastwachen am Arme geführt, — gleich Gefangenen, — erschienen die Gesandten vor Soliman, vor dem sie sich oftmals bis in den Staub neigen mußten; darauf hatten sie die Ehre, dem Barbarenführer Kleid und Hand zu küssen, wonach Suleiman ihnen eine harte Rede hielt. Er äußerte sich empört über Karls V. Verwegenheit, sich Kaiser und König zu nennen. „Es gibt auf Erden nur einen Kaiser, und der bin ich," sagte der Sultan. „Auch wagt Karl sich in seinem unehrerbietigen Briefe: König von Jerusalem zu nennen. Weiß er nicht, daß ich König und Herrscher in Jerusalem bin. Gleichermaßen Karls Bruder, Ferdinand, der Commandant von Wien, nennt sich König von Ungarn und Böhmen, obgleich er wissen muß, daß diese Länder mir gehören. Wie darf er sich deren König nennen, ohne von mir belehnt zu sein?! Franz dagegen, welcher sich bescheiden nur König von Frankreich nennt, mag dort bleiben — bis der Halbmond es erleuchten will — denn es liegt jenseit des Sonnenunterganges. Ihr Andern, die Ihr nur um Frieden bittet, ich gebe ihn Euch; nicht auf sieben Jahre, sondern auf siebenhundert Jahre, wenn Ihr ihn nicht brechet. Der Sultan wird der Freund seiner Freunde und der Feind seiner Feinde sein!"

Damit wurden die Gesandten nochmals entlassen, ohne Etwas erreicht zu haben.

Nun dictirte der Großvezier dem kaiserlichen Gesandten im Namen des Königs Ferdinand von Ungarn und Böhmen folgenden Brief an den Sultan:

„Der König Ferdinand, dein Sohn, betrachtet all sein Besitzthum, und Alles was er in Händen hält, als dein Eigenthum, Vater. Er wußte nicht, daß du Ungarn für dich behalten wolltest, sonst würde er dort niemals seine Waffen gezeigt haben. Weil du aber, Vater, dieses Land zu haben wünschest, so bittet er Gott, deine Wohlfahrt und deine Gesundheit zu mehren und zu erhalten."

Nach Uebergabe dieses Schreibens durften die Gesandten dem Sultan abermals Kleid und Hand küssen und er entließ sie mit dem Versprechen, an den Frieden zu denken.

Der kaiserliche Gesandte bemerkte gegen den Großvezier, daß die Verhandlungen wohl niedergeschrieben werden müßten. „Das geht nur mich und meinen Herrn an," bedeutete ihm Ibrahim; „wir werden den Mächten zu wissen thun, was Jedem zu Theil geworden!"

So war eine Gesandtschaft der christlichen Großmächte vor dreihundert Jahren, zur Zeit der Uebermacht der Türken und der größten Schwäche der Christenheit, die in Erniedrigung vor dem Muselmann im Staube lag! Seitdem hat sich nun Vieles geändert, Gott sei es gedankt; — wir wollen gleich sehen, auf welche Weise und durch wessen Hilfe.

Ueber hundert Jahre indessen dauerte die Gewalt der Türken, und eben so lange währte es, bis die Gemüther der Christen von ihrer Furcht sich erholten. Der Name der Türken war ein Schreckniß für Jung und Alt, und bei dem großen Kometen vom J. 1566 wehklagte der Aberglaube in halb Europa über dieses neue Zeichen der strafenden Islamgeißel.

Nur die vollständigste Unmacht und Schwäche von Seiten der europäischen Staaten konnte die Türken zu solch blühender Herrschaft gelangen lassen; denn gleich einem Termitenschwarm zerstört und vernichtet dieses Volk die unterjochten Länder, ohne für Erhaltung und Entwickelung derselben Sorge zu tragen. Solche barbarische und thörichte Art entzieht dem Staate natürlich die Mittel zu innerem Zusammenhalt und Bestand, und sobald das Schwert aufhörte, den noch Unbesiegten zu berauben, so mußte die Unhaltbarkeit und Hohlheit des Türkenstaates sich klar zeigen.

Unter Suleiman hatte die Macht der Sultane den Gipfel erreicht. Gleich unter seinen Nach-

Digitized by Google

folgern, Selim II. und Murad IV., zeigte sich schon der keimende Verfall. Uebermüthig und sicher in ihrem Eigendünkel, verweichlichten die Herrscher sich in schwelgerischem Leben und opferten ihre Kräfte in den ausgesuchtesten, oft unnatürlichen Lüsten. Unruhen und Aufstände in den Provinzen, Intriguen und Ränke der Minister und der Umgebungen der Sultane und Thronrevolutionen durch Gift und Dolch untergruben nach und nach die Dynastie; — nach vielfachen vereinzelten Kämpfen, Niederlagen und Siegen von beiden Seiten, hob sich allgemach das Selbstvertrauen der kleinmüthigen „Großstaaten."

Männer, wie der Herzog Karl von Lothringen, der Markgraf Ludwig von Baden, und König Johann Sobieski von Polen, ferner die tapferen österreichischen Generale Montecuculi, Graf Veterani und Heister, und vor Allem Prinz Eugen von Savoyen „der edle Ritter," lernten ihre Kraft in siegreichen Schlachten gegen die Ungläubigen messen, und so mußte endlich vor dem neuerstehenden Kreuze der halbe Mond erblassen.

Zwar mehrmals noch drohten die wüsten Horden dem Herzen Deutschlands Verderben, zweimal waren sie bis vor die Kaiserstadt Wien gerückt; das erstemal, i. J. 1529, hatte Markgraf Ludwig von Baden sie bald zurückgetrieben; aber das zweitemal, i. J. 1683, war doch die Bedrängniß groß. Denn vom 10. Juli bis zum 12. September schwebte Wien in der größten Gefahr; und sechzig Tage lang widerstanden nur wenige Truppen den unübersehbaren Schaaren, bis sich endlich die Kunde verbreitete vom Herannahen des Entsatzes. Schon bis unter das Innerste Wiens hatten die Türken unterirdische Gänge gegraben, um so die Stadt durch Ueberfall zu nehmen, da ihr Sturm von außen vierundzwanzigmal abgeschlagen worden; da war es jener Bäcker an der Freyung, welcher die Gefahr entdeckte und anzeigte. Bis unter sein Haus war der Minengang bereits vorgedrungen, als er in einer schlaflosen Nacht in seinem Keller Stimmen zu vernehmen glaubte; als er dort jedoch Niemanden fand, kam er auf die Vermuthung, daß die fremdartigen Laute, die er immer noch hörte, wohl von den Feinden herrühren möchten. Er machte schleunig Anzeige davon, und die Gefahr wurde abgewendet. Von der Schottenbastei her drang der Minengang in die Stadt, den die Belagerten eiligst verschütteten, indem sie eine große Anzahl Feinde darin tödteten.

Endlich, am 9. September, erschien das Entsatzungsheer bei Enzersdorf, und bereits am 12., nach der Flucht der abgeschlagenen Türkenhorden, öffneten die geretteten Wiener den Rettern die Thore.

In einem Zuge fegte der Kriegsbesen nun hinter den Halbmondssöhnen daher; jetzt hatte das Blatt sich gewandt. Pakarny, Gran, Wischegrad, Ofen, Stuhlweißenburg, Mohacs und Salankeman, alle diese Orte wurden Stätten der blutigsten Rechenschaft für Jahrhunderte lang erduldete Unbill, und Save und Donau waren noch einmal die nördliche Grenze der Türkenherrschaft. Indessen Sultan Mustafa II., der letzte kräftige Regent des sinkenden Reichs, führte abermals ein Heer nach Ungarn, und da geschah es, daß Kaiser Leopold I. den Prinzen Eugen von Savoyen noch einmal zu Hülfe rief. „Der edle Ritter" ließ sich nicht vergeblich rufen. In dem großen Siege bei Zentha, 11. Sept. 1699,— vernichtete er das Türkenheer gänzlich,—und jetzt zum erstenmale schrieben die Christen den Türken die Bedingungen vor. Besonders ist das kräftige Auftreten des kaiserlichen Gesandten, Grafen Oettingen, rühmlichst anzuerkennen, durch dessen Bemühungen Deutschlands Einfluß auf den Divan damals entscheidend ward.

Ist von da ab das schnelle Sinken und der stets zunehmende Verfall der Türken, neben den inneren Schäden der Regierung und der Verwaltung, auch in äußeren Umständen zu suchen, so ist es vor allen Dingen die aus jener selben Zeit datirende Gegnerschaft Rußlands. Peter der Große knüpfte an den glänzenden Erfolg der christlichen Mächte in dem Frieden von Carlowitz den Wunsch, auch für sein Land einen völkerrechtlichen Vertrag mit der Pforte zu schließen, welches im Jahre 1700 durch den Frieden von Azow geschah.

Durch die Feindschaft der Geistlichkeit nach diesen an die „Giaurs" gemachten Concessionen verlor der Sultan ein Jahr nachher in einer Janitscharenempörung Thron und Leben. Kein kräftiger, energischer Monarch bestieg mehr den Thron; die nun andauernden Kriege mit Rußland — ob auch zu Zeiten mit schwankenden Erfolgen von beiden Seiten geführt — zersplitterten die Kraft des Landes immer mehr, und bald sehen wir die hochmüthige, stolze Türkenregierung sich selbst unter den Schutz völkerrechtlicher Verträge flüchten und ihre Existenz in der gegenseitigen Eifersucht der europäischen Großmächte sichern!

Unter den folgenden Regierungen—Achmed III. und Mahmud I.—kämpften Oesterreich und Rußland mit abwechselndem Glück gegen die Pforte; jedoch erkämpfte Eugen abermals in dem Frieden von Passarowitz glänzende Erfolge — am wichtigsten die heutigen Grenzen der Türkei—; während russischerseits in demselben Jahrhundert Fürst Gallizin, der Admiral Theodor Orlow, Romanzow, Dolgoruki, Potemkin und Souwarow den unbedeutenden Sultanen Osman III.,

Digitized by Google

Mustafa III. und Abd'el Hamid furchtbare Gegner wurden. In den Friedensschlüssen von Kütschük Kainardji (22. Juli 1774) und Jassy (9. Januar 1792) erhielt Rußland das ehemalige Chanat der Krim und am Kuban, Bessarabien bis zum Dnieſter, und die Unabhängigkeit der Schiffahrt auf allen osmanischen Meeren.

Bei den nun folgenden Umwälzungen in Frankreich, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, lenkten sich die Augen ganz Europas nach dem Abendlande, und die Türkei gerieth vollständig in Vergessenheit. Nicht einmal die klägliche Rolle, welche sie in den Kriegen zwischen England, Frankreich und Rußland zu Anfang dieses Jahrhunderts spielte, wendete die Aufmerksamkeit hinlänglich auf sie hin; wie ein Spielball flog das Schattenreich von Einem zum Andern. Thronrevolutionen, Aufstände — in den Provinzen Egypten, Arabien, Serbien — und Empörungen — der Janitscharen und des Paschas von Widdin, Paswar Oghlu — schwächten die Macht der Pforte bis zur Nichtigkeit. Sultan Selim III. und Mustafa IV. fielen den Wirren zum Opfer, bis anscheinend unter Mahmud II. (seit 1800) mehr Ruhe eintrat, nachdem im Frieden mit Rußland zu Bukarest (28. Mai 1812) auch das Land zwischen Dnieſter und Pruth noch verloren gegangen war.

Für Mitteleuropa trat mit den Kämpfen zum Sturze Napoleons wiederum eine Periode ein, in der man die Türkei aus den Augen verlor, und erst die Griechenempörung von 1821 machte wieder auf den Orient aufmerksam. Zu dem Kampfe bis zu ihrer Unabhängigkeit (23. April 1826) strömten ganze Züge junger und alter Kämpfer aus Europa dorthin; es war ein neuer Kreuzzug, und gar Mancher vergoß sein Blut in dem sieggekrönten Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond. Mit Hülfe von Rußland, Frankreich und England wurden die Türken von dem altclassischen Boden Griechenlands vertrieben, und ihre Flotte bei Navarin verbrannt (20. Oct. 1827), während der französische Marschall Maison das egyptische Hülfsheer zum Abzug zwang.

So begann denn das Pfortenreich zu zerbröckeln. Zunächst brachte der Aufstand der Janitscharen i. J. 1826 dem Reiche große Gefahr, welche Mahmud durch die gräßliche Ermordung jener Truppen abzuwenden trachtete; aber schon im nächsten Jahre, ohne eine organisirte Armee wiedergeschaffen zu haben, brach ein neuer Krieg mit Rußland aus, zu gleicher Zeit in Asien und Europa geführt. Nach einem langen Feldzuge (11. Oct. 1828) eroberte Graf Wittgenstein Varna; Diebitsch überschritt (1829) den Balkan und zog nach der Schlacht von Paravadi (11. Juli) am 20. August in Adrianopel ein, — seit 1360 das erste christliche Heer in dieser Stadt. Am 14. Sept. 1829 kam darauf der Friede zu Stande, durch den die Türkei, außer den Inseln an der Donau-Mündung und anderen Landstrecken in Asien, auch die unmittelbare Oberhoheit über die Donaufürstenthümer — Moldau und Wallachei — verlor.

So erfuhr das Reich, dem es eben sowohl an den Mitteln als an dem Willen zur Hebung und Verbesserung seiner Verhältnisse fehlte, Schlag auf Schlag; kaum von dem einen sich erholend, wurde ihm schon wieder ein neuer versetzt. Mehemed Ali Pascha von Egypten empörte sich, trieb die ungeordneten Armeen des Sultans wie Gänse vor sich her, und der vertheidigungslose Mahmud mußte ihm im Frieden von Hunkiar Iskelassi (Mai 1833) die erbliche Statthalterschaft über Egypten, Syrien und Candia gewährleisten.

Bereits war der charakterlose Divan ein Spielzeug in den Händen der eifersüchtigen Diplomatie. England, Frankreich und Rußland benutzten ihren Einfluß abwechselnd zum schließlichen Nachtheil der Pforte. Das entschiedenste Zeichen von der gänzlichen Morschheit des Staates ist das in neuerer Zeit befolgte Schein- und Täuschsystem von Reform und Reorganisation, dessen Gründer Mahmud selbst wurde, unter der Leitung Chosref, Riza und Reschid Pascha's. Es war dem Stumpfsinn und der Trägheit des Muselmannes so bequem, leere Formen zu adoptiren für eine ernste Sache, deren Wirklichkeit ihm unverständlich ist und stets unerreichbar bleiben wird.

Zuerst begann der Sultan die Reform beim Heere, — aber o! — in dem ersten Versuche gegen den wieder aufständischen Mehemed Ali, in der famösen Schlacht von Nisib, liefen die neuen Institutionen mit den neuen Truppen davon, — und nur der Tod Mahmuds vermochte die Großmächte zu Gunsten seines Sohnes und Nachfolgers Abd-ul-Medjid zu interveniren.

So hängt die verfallene „hohe Pforte" in den Angeln, in welche die großen Mächte sie gehängt, von jedem Luftzuge diplomatischer Intrigue hin- und herschwankend. Seit beinahe fünfzehn Jahren hat sich Europa nun weißmachen lassen: die Türkei reformire, reorganisire und verstärke unter segensreicher Einführung der Institutionen christlicher Staaten, ohne daß es Einem nur eingefallen wäre, weshalb denn gar kein Fortschritt sichtbar geworden ist!?

Reschid Pascha, „der Fortschrittsmann," Liebhaber des Fremdländischen, während seines Aufenthaltes in Frankreich sehr durch die eleganten französischen Formen bestechen, die — wenn auch in anderer Art — in Etwas dem schmiegsam unter-

Digitized by Google

würfischen Wesen des Orients gleichkommen, that den wesentlichsten, ersten Schritt zur „Reform," indem er einige der schönsten Exemplare fränkischer Literatur verschrieb, um allwöchentlich in dem ministeriellen Journal de Constantinople des Großvezirs Ruhm und der Türkei Größe auszuposaunen. In jenem Musterblatte phantasiereicher Schöpfungen und dichterischer Erfindungen lesen wir mit Erstaunen und mit Befriedigung von dem blühenden Zustande des Reichs, von den weisen Ministern und ausgezeichneten Pascha's, von dem herrlichen Kriegsheer und dem beglückten Volke, da lernen wir, daß jene von Zeit zu Zeit auftauchenden Gerüchte von Zerrüttung und Verfall, von Bedrückung und Christenverfolgung unwahr, daß es Erfindungen der Russen sind, böswillige Verläumdungen der weisesten, gerechtesten, menschenfreundlichsten, nachsichtigsten und vorwurfsfreiesten Regierung! Ja, wenn das Journal de Constantinople nicht wäre, so wüßten wir Alle nicht halb so viel Gutes von der Türkei zu erzählen!

Welches ist denn nun aber die Wahrheit hinter diesem dichten Gewebe von Dichtungen?

Die neuesten Ereignisse haben sie der Welt gelehrt, wenn die Welt nur die Augen aufmachen wollte! Montenegro, eine Provinz des Türkenreiches versagt den Gehorsam: kein Kriegeszug eines Bajazid Ilderim oder Selim schmettert sie zu Boden. Rußland zieht am Schwarzen Meere Truppen zusammen, und übt die Flotte vor Sebastopol; der Divan zittert und streckt die Arme hülfesuchend nach Norden, Westen und Süden; keine hochmüthigen Reden des Sultans oder der Vezire „drohen dem Czaren Vernichtung!"

Der Graf Leiningen erscheint mit Forderungen seines Kaisers in Stambul; kein verächtlicher Empfang wird ihm zu Theil, keine Eunuchen zwingen ihn, sich vor ihrem Herrscher in den Staub zu neigen — man gibt allen Forderungen nach, und bittet, anstatt zu befehlen!

Aber nun erst:

Fürst Mentschikoff erscheint!

Jetzt sind die Augen Europas bereits nach dem „Goldenen Stambul" gerichtet. Fürst Mentschikoff erscheint: Man empfängt ihn wie einen Herrscher; die Truppen in Galla, alle Großwürdenträger zu Fuß vor dem Palais, um ihn zur Audienz vor den Sultan zu führen; Pauken, Trompeten und Cimbeln warten seiner. Da erscheint er, im Paletot mit Spazierstock, und Herr von Ozeroff im schwarzen Frack!

O! des Wunders!! — Und der hehre Zorn der Beherrscher des Erdenrunds schmetterte diese „blonde Giaurs" nicht danieder!?

Nein, im Gegentheil! der gescheidteste Minister, Fuad Effendi, vielleicht der einzige wirklich aufgeklärte, — muß seine Entlassung nehmen, weil der „blonde Giaur" im Paletot ihn keines Besuches gewürdigt!

Tempora mutantur! Wer war doch Soliman der Große? War er etwa auch ein Herrscher dieses Landes? Und wo ist das Volk, das Europa in Schrecken setzte, und vor dem alle Länder erzitterten, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang? —

Die Zeit ist ihm zum Fluch geworden, und die Barbarei hat ihre Früchte getragen. Zwei Jahrhunderte nach dem Sturz des Kreuzes von dem Sophiendome sehen wir den halben Mond in seiner Glanzperiode, von da an aber drehete sich die Sichel um, und aus dem Symbol des stetigen Wachsens ward dasjenige des stetigen Schwindens.!

Jetzt hängt die Sichel wie verlöschend am Morgenhimmel; Dank sei es den weisen Fügungen der Europäischen Diplomatie, wenn sie nicht ganz verlischt.

Der Zustand des Landes ist jammervoll. Der fruchtbarste Boden liegt brach und unbebaut, die Städte verwüstet und vernichtet; Handel und Industrie sind durch die unsinnigsten Maßnahmen als Monopol dem Ausland in die Hände gegeben. Schutz und Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes beruhen nur auf gegenseitiger Uebereinkunft; Gesetze kennt der Koran nur für „Rechtgläubige;" der Unterdrückung, dem Haß und Fanatismus sind Thor und Thür geöffnet; Käuflichkeit und Bestechlichkeit sind unentbehrlich in allen Zweigen der Verwaltung, die Verbrecher sind so gut wie straflos, und so ist Stambul seit vielen Jahren zur moralischen und politischen Kloake für ganz Europa geworden.

So ist die Geschichte des türkischen Reiches, eine lehrreiche Wissenschaft, ein warnendes Beispiel! (Lloyd's F. B.)

Kriegsleben im Kaukasus.

Das Kriegskostüm des russischen Soldaten ist nicht dasselbe, welches er zur Parade anlegt. Tzschako und Helm werden mit der Fouragiermütze vertauscht, die freilich gegen den furchtbaren cirkassischen Schaschka (Säbel) nur geringen Schutz gewährt. Vornehme Circassier tragen zuweilen einen Panzer, welcher kugelfest ist; dagegen bringen die kleinen Kugeln, deren sich die Cirkassier bedienen, sehr leicht durch die russische Uniform und selbst das Bajonett gleitet an dem cirkassischen

Digitized by Google

Panzer ab. In einem solchen Falle erliegt der russische Soldat den Streichen seines Gegners, wenn er sich nicht auf geschickte Weise auf ihn stürzt und ihn mitten um den Leib faßt, niederwirft und tödtet.

Die leichte Kriegsuniform des russischen Soldaten ist eine Sache der Nothwendigkeit, denn wie könnte er auf seinen so furchtbar ermüdenden Märschen eine schwere Ausrüstung tragen? Um es ihm so leicht als möglich zu machen, wird sogar der Tornister der Infanterie mit einem Leinwandsack vertauscht, der an ledernen Riemen befestigt ist, an welchen Tabackspfeife, Bürste und der kleine Topf hängen, in welchem die Suppe gekocht wird, denn der russische Soldat liebt warme Kost und wenn er nichts Besseres haben kann, so kocht er sich Wasser und schneidet sein Brod hinein. In dem Sack befindet sich Provision auf sechs Tage, die nöthige Wäsche und — ein kleiner Spiegel. Zu diesen Gegenständen gesellt sich zuweilen ein Gebetbuch, und wer ein solches besitzt, erhält gewöhnlich den Ehrenposten eines Vorlesers für die Zeit wo gerastet wird. Sobald der Marsch wieder beginnt, sinkt der Vorleser in sein Nichts zurück und an seine Stelle tritt der sogenannte Bruder Lustig, das heißt, der lustige Erzähler, welcher die Mühseligkeiten des Marsches durch Erzählung allerhand drolliger Schwänke und Geschichtchen, worüber seine Kameraden sich vor Lachen ausschütten wollen, vergessen macht.

Auf dem Marsche ist es den Soldaten freigelassen, das Gewehr nach Belieben auf der Schulter oder auf dem Rücken zu tragen, um sich durch diese Abwechselung die Last weniger fühlbar zu machen. Die Gewehre der russischen Armee sind sehr schwer und nicht immer von bester Qualität. Auf große Eleganz kann es bei dem russischen Soldaten, besonders wenn er Kriegsdienste im Kaukasus thun muß, natürlich nicht abgesehen sein. Seine Stiefeln, deren Sohlen er mit Zwecken beschlägt, gehen über die Beinkleider und den zusammengefalteten Mantel trägt er quer über die Schulter. Er ist stets bereit und gut gelaunt, denn im Felde bekommt er eine tägliche Ration an Wein. Der Officier hofft auf Avancement und Orden. Das Gepäck wird auf Arbas — Karren mit zwei ungeheuren Rädern — gelegt, die Musik spielt auf und die Colonne setzt sich in Bewegung.

Diese Musik ist in der Regel für die Bergvölker ein Gegenstand großer Neugier. Wenn sie in den stillen Auls erschallt, eilen die Einwohner herbei und lauschen den seltsamen noch nie gehörten Tönen. Manche schleichen sich ganz nahe an die Instrumente heran und halten das Ohr an die Schallöffnungen; wir waren sogar einmal Augenzeuge, daß eins dieser Naturkinder das Ohr horchend an den Stock des Tambourmajors legte.

Die Colonne marschirt weiter; sie ist lang und scheint kein Ende nehmen zu wollen, denn oft ist das Terrain von der Art, daß man nicht zwei Mann hoch marschiren kann, sondern, wie man es im gemeinen Leben zu nennen pflegt, ein „Gänsemarsch" formirt werden muß. Man sieht die Colonne schon aus weiter Ferne, denn die blitzenden Bajonette werfen die Strahlen der Sonne zurück. Die donischen Kosacken bilden die Nachhut und die Linienkosacken haben die Aufgabe, das Terrain zu recognosciren.

Wenn man die Absicht hat, den Feind zu überrumpeln, so marschiren die Soldaten so geräuschlos, daß man würde einen Vogel fliegen hören. Da die Spione des Feindes indessen überall umherschleichen, so halten die Anführer das Ziel der Expedition geheim.

Wir gesellen uns zu der Colonne, die das Gebirge erstiegen hat. Man kann nicht ohne Schwindel von dem Gipfel dieser Berge hinabschauen. Die tiefen Schluchten schrecken auch den Muthigsten und gähnende Abgründe halten den Rachen geöffnet, um jeden zu verschlingen, dessen Fuß ausgleitet. Die Colonne macht Halt. Die Gewehre werden in Pyramiden zusammengestellt und wenn Platz genug da ist, Zelte errichtet. Reicht der Raum zu diesem Zwecke nicht hin, so begnügt sich der Officier mit seinem Mantel, auf dessen eine Hälfte er sich legt. Feuer werden angezündet und ein jeder wärmt sich nach der Reihe. Wer müde ist, schläft natürlich ein und zuweilen wird sein Mantel von den Flammen ergriffen. Dann weckt man ihn und sagt: „Du hast einen Fuchs gefangen."

Der Samowar (Theekessel) folgt stets den Officieren desselben Zeltes. Reiche Officiere führen allerhand Lebensmittel, Wein, Geflügel und Porterbier auf ihren Gepäckwagen bei sich; die armen aber haben weiter nichts als Hafermehl mit Talg und entweder geräuchertes oder gebratenes Hammelfleisch. Wenn es anhaltend regnet, so dringt das Wasser durch die Zelte und durchnäßt die Kleider. Der Zustand wird dann so unangenehm, daß er in seiner Unerträglichkeit nur durch die furchtbare Sommerhitze übertroffen wird, welche die Soldaten mit unlöschbarem Durste peinigt.

Wenn die Colonne einen befreundeten Aul erreicht, so kommen die Einwohner und bringen Obst, Milch, Eier und Butter zum Verkauf. Sie erhalten dafür russisches Geld, geben aber dem Silber den Vorzug vor dem Kupfer, welches letztere sie nur zum halben Werth annehmen.

Mit den ersten Strahlen der Sonne bricht die Colonne wieder auf; der Marsch in den Gebirgen ist aber so beschwerlich, daß oft nur fünfzehn Werst — etwas über zwei deutsche Meilen — in einem Tage zurückgelegt werden. Oft geschieht es, daß

Digitized by Google

das Geschütz nur auf den Schultern der Soldaten auf die Bergrücken hinaufgeschafft werden kann. Eine Kanone ist der Schrecken der Cirkassier; sie nennen sie, ihre Wirkung übertreibend, „tausend Mann," oder scherzhafterweise „des Kaisers Pistole."

Wenn ein Aul, der sich empört hat, gezüchtigt werden soll, so wird er selten unvermuthet überfallen. Die Einwohner verlassen dann ihre Wohnungen, ehe die Russen kommen, nehmen alles, was sie haben, mit sich fort und lassen blos die nackten Wände zurück. Sie flüchten sich in die Gebirge und treffen geeignete Maßregeln, um der russischen Streitmacht den Rückzug abzuschneiden oder sie an geeigneten Stellen mit einem Kugelregen zu überschütten. In solchen Fällen werden ihre Felder verwüstet und ihre Sakliahs niedergebrannt.

Oft aber bleiben auch die Einwohner da und verschanzen sich in ihren unterirdischen Hütten, die dann mit Sturm genommen werden müssen, was nur mit einer großen Aufopferung von Menschenleben geschehen kann. Die Russen müssen dann die Mauern durchschlagen, um aus einer Sakliah in die andere zu dringen, während aus den oberen ein Hagel von Kugeln auf sie herabschmettert. Der Kampf tobt dann in den Gassen und auf den Felsen; es ist ein verzweifeltes Gemetzel Mann gegen Mann, in welchem Bajonett und Degen gegen den cirkassischen Dolch und Säbel kämpfen.

Ihre Waffen betrachten die Cirkassier als ihren werthvollsten Reichthum. Sie bewahren und überliefern dieselben als ein heiliges Erbtheil, deshalb finden wir in ihrem Besitze die seltensten Säbel, die kostbarsten Dolche, Lanzen aus den Zeiten der Kreuzzüge, italienische Pistolen mit lateinischen Inschriften, welche über den Verfertiger und die ersten Besitzer dieser Waffen Aufschluß geben.

Zum Beweise der Vortrefflichkeit der cirkassischen Waffen kann die Thatsache angeführt werden, daß die Läufe russischer Musketen im Kampfe schon oft durch einen Hieb des Saschka mitten durchgehauen worden sind. Die russischen Offiziere würden sehr wohl thun, wenn sie ebenfalls von solchen Säbeln Gebrauch machten. Allerdings entspricht der Gebrauch der Spitze dem eigentlichen Zwecke besser; die Slawen aber sind großentheils mit der Fechtkunst unbekannt und sie haben im allgemeinen einen großen Widerwillen gegen die spitzen Waffen. „Schweine," sagen sie, „sticht man, aber nicht Menschen." — Mit der Schneide lassen sich allerdings auch gefährliche Wunden beibringen; das Niederstoßen mit der Spitze aber ist weit sicherer. Hierin liegt der Grund des Vortheils, den die Franzosen über die Russen, und die Piemontesen über die Oestreicher gewöhnlich im Einzelnkampfe davon tragen. Es sind Beispiele bekannt, daß Soldaten zehn, zwanzig, ja vierzig Säbelhiebe bekommen haben und doch wieder vollkommen hergestellt worden sind. Gegen das Bajonett haben die Cirkassier sich wehren gelernt, während die russischen Offiziere oft kaum wissen, wie sie die wilden Hiebe des Schaschka pariren sollen.

Wenn ein Aul überfallen wird, so werden die Vertheidiger niedergemacht und die Frauen und Kinder gefangen hinweggeführt. Während des Kampfes wird kein Pardon gegeben.

Es möchte schwer sein, zu entscheiden, welcher von den beiden kriegführenden Theilen gegen seine Gefangenen am wenigsten hart ist. Die Gefangenen der Cirkassier werden Sklaven und müssen auf dem Felde arbeiten oder man sperrt sie in Gefängnisse ein, wo sie oft geschlagen werden, bis ihr Lösegeld eintrifft. Natürlich kommt hier viel auf die Laune des Herrn an, in dessen Hände sie fallen und manche legen ihre Gefangenen während der Nacht an eine Kette. Was den barbarischen Gebrauch betrifft, den Gefangenen kurze Pferdehaare in die Fersen zu stechen, um sie am Entfliehen zu verhindern, so wird derselbe nur selten in Anwendung gebracht, und nur an denen, welche schon mehre Fluchtversuche gemacht haben.

Die Cirkassier machen einen Unterschied zwischen einem Deserteur und einem Gefangenen. Jeder, der freiwillig zu ihnen kommt, wird gastfrei empfangen und es gibt mehrere Deserteurs, welche ruhig in lesghischen oder tscherkessischen Auls wohnen. Sie sind in der That Cirkassier geworden und haben Weiber und Kinder. Die Tscherkessen sind jedoch mißtrauisch gegen Renegaten, obschon weniger als die Algierer, welche die Deserteure stets zwangen, im ersten Gliede zu fechten. Da für die russischen Soldaten im kaukasischen Dienste die Lebensweise der Gebirgsvölker nicht viel Anlockendes hat, so kommen sie selten in Versuchung, zu desertiren und sich der Gefahr auszusetzen, wiedergergriffen zu werden und dann Spießruthen zu laufen. Selbst unter den Polen sind die Deserteure nicht so zahlreich, als man vielleicht glaubt.

Unter den Soldaten des Kaukasus, welcher für Rußland so zu sagen ein militärisches und namentlich politisches Botany Bay ist, gibt es eine zahlreiche Classe von Männern, die sich in einer ganz eigenthümlichen Ausnahmsstellung befinden — wir meinen die Degradirten. Man sollte meinen, daß diese Classe eine große Anzahl Deserteure liefern müsse, aber dies ist nicht der Fall. Die Degradirten, welche nicht wegen einer Unehrlichkeit bestraft worden sind, werden nämlich so rücksichtsvoll behandelt, daß es ihnen nicht einfällt, zum Feinde überzugehen. Die Offiziere fahren außer dem Dienste fort, mit ihren früheren Standesgenossen Umgang zu pflegen, während die ge-

Digitized by Google

meinen Soldaten, ihre dermaligen Kameraden, ihnen noch mit demselben Respect wie früher begegnen. Daß natürlich ein General oder Befehlshaber sich in dieser Beziehung etwas mehr geniren muß und einen Degradirten z. B. nicht zu sich zur Tafel einladen kann, versteht sich von selbst.

Die größten Unfälle betreffen die Russen auf ihren Rückzügen. Die Feinde lauern ihnen in den Wäldern und Engpässen auf und wenn die Russen nicht die Vorsicht gebraucht haben, dieselben vorher zu besetzen, was natürlich bei weit ausgedehnten Strecken nicht überall möglich ist, so verlieren sie dabei mehr Leute, als auf der ganzen übrigen Expedition, abgesehen von der Beute, die ihnen oft mit einem Theil ihres eigenen Gepäckes wieder abgenommen wird. Der Rückzug, auf welchem in der Regel auch noch Verwundete und Gefangene zu transportiren sind, ist allemal schwierig und von Gefahren aller Art umringt. Der Marsch der Armee ist anstrengender und fordert oft mehr Opfer als der Kampf selbst. Ueberdies richten auch Fieber und Ruhr von Zeit zu Zeit große Verheerungen an.

Man wird ganz natürlich die Frage aufwerfen: Wann soll dieser Krieg ein Ende nehmen? Die eben erst unterworfenen Auls empören sich wieder, sobald die Russen sich entfernt haben oder die Muriden dahin kommen, und Militärs behaupten, daß im Kaukasus nicht eher Friede werde, als bis sämmtliche Einwohner niedergemacht seien — eine Maßregel, die Rußland natürlich nicht in Anwendung bringen würde, selbst wenn ihre Ausführung weniger schwierig wäre als sie es ist.

Friedrich Wagner.

Omer Pascha.

Wenn Sie zu Omer Pascha kämen und kurz zuvor gehört hätten, daß er erst siebenundvierzig Jahre zählt, so würden Sie sicherlich darüber erschrecken, wie sehr er vor der Zeit gealtert ist. Sein Haupthaar zwar ist dicht und sein Bart sprießt um Kinn und Lippen üppig, aber ersteres ist lichtgrau und letzterer schneeweiß. Die Züge sind äußerst markirt und von südslawischem Gepräge, aber sie tragen eher jene Risse und tiefen Furchen, wie sie Strapatzen und der Widerstreit großer Leidenschaften geben, als die, welche die Last der Jahre mit sich bringt. Der Ausdruck des Gesichts ist nicht etwa sehr martialisch, indeß energisch und legt Zeugniß für die Unbeugsamkeit des Willens ab, der hinter dieser prächtigen, mehr breiten als hohen Stirn wohnt. Seinen eigentlichen Charakter aber empfängt der Kopf von den Augen und den dichten, buschigen Brauen, die im weiten Bogen oberhalb derselben sich wölben. Es leuchtet ein etwas unheimliches Feuer in diesem Blick, namentlich wenn der Müschir innerlich erregt ist. Die Nasenwurzel ist ziemlich breit, die Nase selbst klein und eher einer Stumpfnase wie einer andern zu vergleichen. Der Mund ist nicht eben schön. Um seine breiten Lippen spielt nicht selten ein hämisches Lächeln, in Folge dessen sich zwei noch wohlerhaltene Zahnreihen präsentiren. Man kann nichtsdestoweniger das ganze Ensemble des Gesichts, wenn auch nicht hübsch, doch mindestens einnehmend nennen. Ohne Frage ist der Ausdruck klug, aber wenn das graue Auge Funken des Zornes sprüht, wird er zugleich schreckhaft.

Von Gestalt ist Omer Pascha eher groß als klein. Ich schätze ihn auf 5 Fuß 9 Zoll rheinländisches Maß. Dabei ist er wohl, man kann sagen schön gewachsen. Seine Haltung ist straff-soldatisch und in der Art, wie er das Haupt trägt, kündigt sich der höchstgestellte Befehlshaber an, der keinen gleichberechtigten neben sich anerkennt und seinen eignen Willen jedem andern voransetzt.

Der Müschir kleidet sich, wie Sie nicht anders erwarten werden, türkisch, d. h. er trägt ein Fez und bei nicht außerordentlichen Gelegenheiten den modernen, osmanischen Militärüberrock, der mit der frühern Interimsuniform der preußischen Cavallerieoffiziere Aehnlichkeit hat. Epauletten finden sich auf diesem Rocke nicht, wohl aber breite, goldene Epaulettenhalter. Die Farbe ist dunkelblau. Meistens ist die Uniform oben aufgeknöpft, und nur unten, mit knappem Taillenschluß, durch einen einzigen Knopf geschlossen. Zwischen den auseinandergeworfenen Aufschlägen schaut eine saubere weiße Weste hervor, wie denn auch ein eleganter Hemdkragen nicht ermangelt, den obern Rand der schwarzatlaßnen Halsbinde zu verbrämen. Man sieht es an dem zierlichen und modischen Schnitt von Rock und Beinkleidern, daß sie in Wien gemacht werden.

So gekleidet macht Omer Pascha ungleich mehr den Eindruck eines europäischen als eines türkischen Generals. Ohne Zweifel legt er außerordentlich viel auf das Aeußere, und er weiß genau, wie sehr er im Stande ist, durch das seinige zu bestechen. Das hiesige Klima ist zu heiß, um im Sommer lange Zeit in tuchenen Kleidungsstücken, namentlich beim Gehen und Reiten, ausdauern zu können. An solchen schwülen Tagen und bei passenden Gelegenheiten trägt der Generalissimus einen enganschließenden Rock von englischem Leder und Beinkleider aus Nanking oder von demselben Stoff. Er liebt es dabei, den „arabischen Emir in der Wüste" zu spielen, und

Digitized by Google

unter dem Fez befestigt jenes lange, gestickte, goldflimmernde weiße Tuch über Schultern und Rücken herabhängen zu lassen, welches beim schnellen Lauf des Pferdes phantastisch nach rückwärts flattert. Sie sehen, der Mann versteht es, die Landescostüme auszubeuten und ist dabei von der Eitelkeit des jungen Fähnrichs nicht frei, der zum ersten Mal den Genuß hat, in Uniform auszugehen.

Wie in der Art, sich zu kleiden, ist Omer Pascha in seinem ganzen Wesen, und ich stellte absichtlich jene Kleinigkeiten voran, um damit die Darstellung tiefer liegender Charakterzüge einleiten zu können. In seinem Auftreten, seinen Bewegungen, seinen Reden hascht er sichtlich nach Effect, nach einem möchlichst günstigen Eindruck auf den Beobachter, und kaum ein anderer Sterblicher ist in den letzten sechs Monaten mehr beobachtet worden, wie er. Hören Sie ihn zum ersten Mal eine Conversation führen, so werden Sie eingestehen müssen, daß der Generalissimus gute Formen hat, sich zu benehmen weiß, er wird Ihnen gefallen. Hören Sie ihn zum zweiten Mal, so werden Sie sich nicht der Ueberzeugung erwehren können, daß er — schauspielert.

Sie finden ihn, um vorgestellt zu werden, beim Eintreten in sein Zimmer oder Sommers in dem Garten, wo er Sie in der Laube vor dem Springbrunnen empfängt, lässig auf den Divan hingeworfen, nicht türkisch, sondern à la franka sitzend, mit übergeschlagenen (nicht untergeschlagenen) Füßen, das Tschibuckrohr, mit dem die echten Türken äußerst bedächtig umgehen, wie ein Spielzeug lässig und kaum zum Rauchen benutzt, in der Hand, den Kopf hintenübergeworfen, scheinbar in nachdenklicher Stellung. Anfangs bemerkt er Sie natürlich nicht, aber wenn Sie näher getreten sind, springt er schnell auf und heißt Sie mit einer durchaus europäischen Politesse, an die man im Orient wenig gewöhnt ist und die der Osmane nicht kennt, willkommen. Meint er Ihnen größere Ehre erweisen zu müssen, so ladet er Sie ein, neben ihm auf dem Divan Platz zu nehmen; im andern Falle deutet er auf einen der Lehnstühle, die in der Nähe desselben stehen, und klatscht sofort in die Hände, damit der Diener erscheine, um Ihnen Tschibuck und Kaffee zu bringen. Die Unterhaltung wird nicht verfehlen, mit den unvermeidlichen Erörterungen über das Woher und Wohin zu beginnen. Haben Sie die türkische Pfeife abgelehnt, so nimmt der Müschir Veranlassung, Ihnen auseinanderzusetzen, wie das Rauchen hier dem Militär überhaupt und namentlich im Felde unerläßlich sei. Bei Berührung der allgemeinen türkischen Landeszustände pflegt er gern eine spöttische Bemerkung einzuflechten, gleichsam ein Gedenkzeichen, daß man ihn und sein Streben nicht mit dem osmanischen System verwechseln möge. Ist die Rede von der Möglichkeit, dieses oder jenes aus der Nähe zu beschaffen, so tröstet er damit, es werde sich wohl alles finden; „aber wie wird es sich finden?" setzt er mit einer gewissen Selbstironie hinzu; „sagen wir im voraus: herzlich schlecht!"

Recht lebendig wird erst das Gespräch, wenn es die türkische Armee zum Gegenstand nimmt. Omer Pascha verweilt mit sichtlichem Wohlbehagen bei diesem Thema; das Heer, wie es ist, betrachtet er als seine Schöpfung, und er ist nicht eben der Mann, der es liebt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Unter seinen Feldzügen ist es keineswegs der in Montenegro, von dem er am ungernsten redet. Er weiß, daß derselbe seinen Namen erst recht in den historischen Vordergrund geschoben hat. Aber am liebsten verweilen seine Erinnerungen bei den Tagen, die er in Bukarest, als Höchstcommandirender der türkischen Truppenmacht in der Walachei und in Bosnien, verlebte. Die Musikbande, welche alle Abende vor seiner Wohnung oder seinem Zelte aufspielt, und deren Töne ihn nächtlich in den Schlaf wiegen, hat Ordre, jene Polkas und Mazurkas ganz besonders häufig vorzutragen, die in den Tagen, als er neben General Lüders der Augenpunkt des walachischen Adels war, um ihn her erklangen.

Niemand Ihrer Leser wird daran zweifeln, daß Omer Pascha Mann des Handelns ist. Aber er ist es in weit höherem Maße, als man sich in der Regel vorstellen mag. Seine Aktion, namentlich die, bei welcher der Körper in Anspruch genommen wird, ist ausdauernd und er verspürt dabei kaum die Ermüdung. Sie kennen vielleicht schon die Thatsache, daß der Generalissimus den Ritt von Montenegros Bergen nach Schumla im vergangenen Sommer in neun Tagen machte, und daß er innerhalb dieser Zeit noch eine größere Recognoscirung in der Umgegend von Sofia vornahm. Seine abgehärtete Constitution, die von eiserner Festigkeit ist, unterstützt ihn beim Ertragen derartiger Strapatzen ganz außerordentlich. Er ist selten krank und hat das kalte Wasser als Universalmittel mit so viel Glück, wie nur irgend ein Hydropath, auf sich angewendet. Frühmorgens, gleich nach dem Aufstehen, pflegt er sich im Sommer und noch in den kühleren Herbsttagen einige Eimer Wasser, bevor er Toilette macht, über den Kopf ausschütten zu lassen.

Man muß ihn aufs Pferd springen sehen, um sich davon zu überzeugen, in welchem Umfange das Muskelspiel seines Körpers sich ungeschwächt erhalten hat. Diese ungemeine Frische haben alle seine Sinne. Er hört ein leises Flüstern aus weiter Ferne, und es ist schwer, wenn man in demselben Zimmer mit ihm sitzt, ein einziges Wort durch

Digitized by Google

Leiseſprechen gegen andere ſeinem Verſtändniß zu entziehen. Aeußerſt ſcharf und klarſichtig iſt ſein helles, graues Auge. Das Fernrohr, welches man auf einer bekannten Abbildung vor dem Zelt in Turtokan ihm in die Hand gegeben hat, wird er ſchwerlich benutzt haben.

Sie kennen nun ſein Aeußeres; die ſchlanke Geſtalt mit den ſchnellen und dennoch würdevollen, gemeſſenen Bewegungen, dieſer markirte Kopf mit dem grauen Haar und ſchneeweißen Bart, der aber ſonſt, im Geſichtsausdruck und in dem hellen Feuer, welches aus den grauen unter buſchigen Brauen ſich bewegenden Augen ſpricht, ſo wenig dem Greiſenhaupte ähnelt, wird ziemlich klar Ihnen vorſchweben. Von dem Innern des Generaliſſimus dagegen hatte ich noch nicht Gelegenheit genommen, ausführlicher zu reden. Ich will den Verſuch machen, Ihnen einen Einblick in daſſelbe zu geben, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, denn die Kenntniß eines Charakters iſt immer nur eine bedingte; wenige Menſchen geben ſich den andern ganz ſo wie ſie ſind, und es iſt insbeſondere die Art hervorragender Männer, in dieſer Hinſicht eine ſtarke Reſerve zu bewahren.

Omer Paſcha macht den Eindruck eines Geiſtes von nicht gewöhnlicher Intelligenz. Es gibt gewiſſe Züge im menſchlichen Geſicht, welche mit Sicherheit Schlüſſe auf ihre Capacität machen laſſen. Auch der türkiſche Generaliſſimus hat dergleichen, und ſie reden ſehr zu ſeinen Gunſten. Am mindeſten wird man ableugnen können, daß er ein Mann iſt, der viel gedacht hat. Wen ſeine Stirne und namentlich die Art, wie ſein Auge dann und wann im Geſpräch leuchtet, darüber im Zweifel laſſen könnte, würde aus der Unterhaltung ſelbſt die feſteſte Ueberzeugung dafür gewinnen. Sein Raiſonnement iſt logiſch, wo er berathſchlagt, geſchieht es mit Umſicht, und läßt er ſich auf Beweisführungen ein, ſo iſt er dermaßen Herr ſeiner Gründe und ſchätzt, bei Anordnung derſelben, den Werth derſelben ſo richtig ab, daß man deutlich erkennt, er improviſire nicht, ſondern habe den Gegenſtand ſchon oft und reiflich erwogen.

Was das Wiſſen Omer Paſchas anlangt, ſo unterliegt es keiner Frage, daß es in dieſer Hinſicht jedem türkiſchen Chef im höchſten Maße überlegen, ja vielleicht ganz unvergleichbar iſt. Nichtsdeſtoweniger ſind ſeine poſitiven Kenntniſſe von europäiſchem Standpunkte aus beurtheilt, nicht ſehr groß. Auch ſeine Freunde werden einräumen, daß er auf wahre Gründlichkeit keinen Anſpruch zu machen hat. In heutiger Zeit iſt es die erſte Frage, die über den Werth eines Generals zu erheben iſt: ob er eine klare Ueberſicht der Mittel ſeiner Kunſt, mit anderen Worten, der Kriegsführung hat. Die Armee als Inſtrument des Krieges, kann ſelbſtredend gut oder ſchlecht gehandhabt werden; wer ſie mit Virtuoſität zu führen wußte, wie ein Friedrich, ein Napoleon, hatte allemal feſte Grundſätze, deren Bildung wiederum nur im Wege des Erkennens aller möglichen Methoden denkbar iſt. Beſitzt dagegen der osmaniſche Generaliſſimus Principien, ſo hat er ſie nach dem Eindruck, den ich aus ſeinem Reden und Handeln entnehme, mehr infolge zufälligen Auffindens als eines klaren Sonderns und Abwägens gewonnen.

Omer Paſcha iſt noch in anderer Hinſicht eine glänzende Ausnahme unter den türkiſchen Chef's: er iſt uneigennützig, wie kaum je ein anderer vor ihm in ähnlicher Stellung. Sein Gehalt iſt enorm und mag auf monatlich zehntauſend Thaler anſteigen. Dennoch verſichert man auch von einer Seite her, die ihm naheliegt, daß er ſeiner Freigebigkeit wegen nicht auskomme und mancherlei Schulden habe. Niemals hörte man von einer Bedrückung, die er ſich zu Schulden kommen ließ; und was noch mehr ſagen will: in den ihm untergebenen Ejalets waren die Paſchas vorſichtiger und maßvoller in ihren Erpreſſungen.

In ſeiner Lebensart iſt der Generaliſſimus einfach. Er lebt mäßig und nur guten Weinen ſcheint er mehr, als einem Muhamedaner geziemt, zugethan zu ſein. Sie wollen indeß nicht den Schluß daraus ziehen, daß dies ſeiner Würde Eintrag thue. Es giebt wenige höhere muſelmänniſche Beamte und Militärs, die nicht trinken. Ja zu einer gewiſſen Tageszeit darf man behaupten, daß die obere Schicht der muhamedaniſchen Societät ſich in einem ſüßen Rauſche befindet. Soweit vergißt Omer Paſcha ſich nie, wie er ſich denn überhaupt kaum jemals in ſeiner Stellung etwas vergeben hat. Grenzboten.

Der Georgsſee.

Skizzen aus Eduard Heuſinger's atlantiſchem Reiſebuche.

Die alten franzöſiſchen Linien (Old French lines), welche ſich um die Höhen von Ticonderoga herumziehen, ſind nichts Anderes als Ueberbleibſel der Fortificationen von Montcalm's Lager, deſſen Bewegungen uns Cooper in ſeinem „Der letzte Mohikaner" ſo vortrefflich geſchildert hat. Wenn man von der Feſtung Ticonderoga herabſteigt, ſo verſchwindet der Champlain, ſich verlängernd wie ein Krokodil, deſſen Füße die Landzunge und deſſen Schuppen die Inſeln bilden, hinter den Ruinen;

Digitized by Google

kaum ſieht man noch in der Ferne ſeinen unregelmäßigen Lauf ſich durch die Gebirge von Vermont, Canada und NewYork ſchlängeln, bis er ſich allmälig in den Dünſten des Horizonts verliert. Die Hügel, auf welchen man unter den Schatten von Akazien den Weg weiter verfolgt, ohne Unterlaß vom Geſange der Vögel umtönt, bilden eine Hochfläche, auf allen Seiten eingefaßt von wunderlich gezeichneten Pics, die den herrlichen Georgsſee einſchließen. Ein Fluß, oder beſſer ein kleiner Arm des Champlain, bricht durch die Felſen, welche mit ſchlanken Rothfichten, Cedern und Geſträuch bedeckt ſind, und ſtürzt ſich, einen ziſchenden Fall bildend, in dieſes zweite Waſſerbehälter.

Wer hat nicht in ſeinen Jugendjahren den Cooper'ſchen Roman geleſen und ſich dabei im Geiſt die Gegenden ausgemalt, welche durch die Thaten des „Falkenauges" für ewige Zeiten poetiſch verherrlicht und gleichſam heilig geſprochen ſind? Aber wie üppige Farben die Phantaſie ihm auch gereicht haben mag, gegen die Wirklichkeit, wie ſie dem überraſchten, erſchütterten Reiſenden an den Ufern des Horican (oder wie er jetzt heißt, des Georgsſee) entgegentritt, müſſen ſie dennoch erblaſſen. Selbſt zwiſchen den Wendekreiſen, wo die Wellen ſo ſanft gehen, daß der über Bord ſchauende Matroſe die Haifiſche unter dem Kiele durchſchwimmen ſieht, oder in den ruhigen Bayen der Inſeln unter dem Winde kann es kein reineres und klareres Waſſer geben, als das des Horican iſt. Alle die ſchroffen Gebirge ſpiegeln ſich wieder auf dieſer weiten Fläche, die von einer Inſel zur andern fliegenden Vögel, die Schmetterlinge mit bunten Flügeln, die an den Felsabhängen kriechenden Schlangen, Alles malt ſich auf dem ſandigen Grunde des Sees mit einer wunderbaren Klarheit ab, und ebenſo deutlich erblickt man die in ungeheurer Menge ſich in der Fluth tummelnden Fiſche. Die Gebirge erheben ſich wohl an 1000 Fuß hoch über das Ufer; wenn die Sonne ihre Marmorwände beſcheint, erglänzen ſie in Azur und Purpur, wie die Schale einer Schildkröte; ihre entfernten Gipfel erſcheinen blau, wie die Wellen des Mittelländiſchen Meeres, ſie ſind von tiefen Hohlwegen durchſchnitten und eine ungeheure Laubdecke breitet ſchattige Wölbungen über die abgerundeten Kämme. Welches iſt der Lauf des See's? Wo ſind Inſeln und Ufer? Was ſind das für Berge, die wie von Rieſen übereinandergeſchichtet erſcheinen? Beſchäftige man ſich, es zu erforſchen und eine geebnete Bahn zu verfolgen, wenn um Einen eine Welt von Poeſie murmelt, flutet, ſich bewegt und funkelt.

Dem See dienen zwei regelmäßige Gipfel, Rogers' Rick und Rogers' Sidle, zum Eingange. Sie haben dieſen Namen vom engliſchen Capitän Rogers erhalten, einem tollkühnen Manne, der in der Geſchichte der canadiſchen Kriege ſehr berühmt iſt. Er hatte ſich oben auf den Eisbergen verirrt, und ließ ſich nun auf ſeine snoo-shoos (Schneeſchuhe) geſtützt 200 Fuß ſenkrecht den ſteilen Felſen hinab. Schon der bloße Gedanke an ein ſolches Wagſtück macht uns erbeben, wenn wir die Oberfläche und die Abhänge dieſes Felſes betrachten, die ſo glatt ſind, daß ſelbſt eine Eidechſe nur mit Mühe ſich daran halten kann. Weiterhin nimmt der See an Breite zu, die Gebirge zeichnen ſich deutlicher und man gewahrt zur Rechten drei Hauptſpitzen; den Horizont ſchließt ein anderer Zuckerhut und um deſſen Grundlage erheben ſich amphitheatraliſch die Fichten und dichten Wälder des großen Landes.

Ein beſtändiges Unglück ſchien alle Unternehmungen der Franzoſen in den canadiſchen Kriegen zu verfolgen; mochten nun die Scharmützel und plötzlichen Anfälle der Indianer den ſtürmiſchen Charakter der Soldaten ermüdet haben, die, wenn ſie eine Ladung geben oder angreifen wollten, nirgends einen Feind erblickten und von allen Seiten doch von einem Pfeilregen empfangen wurden, oder mochte die plötzliche Veränderung der Temperatur in dieſem gebirgiſchen Lande und die Wildheit der Indianer ihren Muth in etwas gelähmt haben — gewiß iſt, daß die franzöſiſchen Waffen an den Ufern dieſes See's von großen Unfällen betroffen wurden. Auch das klare Waſſer des Horican war mehr als einmal mit franzöſiſchem Blute gefärbt; ſeine ſchönen Ufer waren Zeugen einer der ſchrecklichſten Maſſacres, vor welchen die Geſchichte zu erröthen hat. Dieskau, der die Diviſion am Georgsſee befehligte, hatte wegen der Nebel einen falſchen Weg eingeſchlagen; er wurde auf ſeinem Rückzuge abgeſchnitten und völlig geſchlagen, nachdem er unabläſſig mit den Indianern hatte kämpfen müſſen. Die Vorpoſten der Engländer und die Regimenter Pomeray und Witlescomb endigten den Tag. Der unglückliche Dieskau, deſſen Truppen flohen, ſank ſchwerverwundet und blutend unter einer Sycomore nieder. Da trat ein Indianer zu ihm in wilder Freude hellauflachend. Der franzöſiſche General griff nach ſeiner Uhr, um ſie dem Wilden als Löſegeld anzubieten. Dieſer aber drückte los und zerſchmetterte ihm den Schädel. Darauf trug ein hinzugekommenes Piket Soldaten den Gefangenen auf einer Bahre nach dem Fort William Henry.

Dieſe Redoute beſtand aus bloßen in der größten Eile aufgeworfenen Erdwällen, hinter welchen jedoch der Oberſt Monroe, dieſer alte Krieger mit greiſem Haar und ritterlichem Charakter, ſich bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen beſchloß; denn er rechnete auf den Beiſtand der 6000 Mann, welche Webb im Fort Edward unthätig ſtehen ließ. Monroe hielt die Belagerung ab, obſchon die er-

Digitized by Google

wartete Hülfe nicht kam, er auch Mangel an Lebensmitteln litt und viele Verwundete hatte. Allmälig indeß wurden seine Kanonen von der französischen Artillerie unbrauchbar gemacht, seine Schanzen wurden mit Sturm eingenommen und endlich mußte der englische Oberst mit bitterem Groll gegen Webb, der ihn seinem Ehrgeize aufopferte, das Fort verlassen. Ihm wurden die militärischen Ehren bewilligt, man schwor, ihn gegen die Wilden in Schutz zu nehmen; Montcalm selbst hatte sein Ehrenwort gegeben, daß dem Besiegten Gut und Leben erhalten würde. Allein wer sich aus Cooper der schrecklichen Gräuelthaten erinnert, welche auf diese Uebergabe folgten, sowie der furchtbaren Wuth, mit welcher die Indianer über ihre Feinde herfielen, der weiß auch, wie diese Zusage gehalten wurde, und zwar unter den Augen Montcalm's, der den Grausamen keinen Einhalt zu thun vermochte.

Seitdem haben 80 Jahre ihren Schnee und ihr Sonnenlicht über die Ufer des Horican ausgegossen; die Einsamkeit ist wieder in ihre alten Rechte eingetreten. Während wir zwischen den unzähligen Inseln umherirrten, die kaum einen Durchgang offen ließen, erblickten wir überall weißköpfige Fischadler auf den Bäumen sitzen und mußten mit den Rudern platt aufs Wasser schlagen oder ein Gewehr abfeuern, wenn sie ihre breiten Flügel bewegen sollten; dann schaukelten sie sich erst langsam, schwebten, immer kleinere Kreise beschreibend, hoch in die Lüfte, um bald nachher auf einem kahlen Felsen sich niederzulassen.

Der Weiler und der Gasthof Coldwell (Coldwell-house) bilden einen Stationsplatz und die vielen, aus allen Gegenden herbeiströmenden Fremden, welche die Bäder von Saratoga und Ballston besuchen, halten hier einige Zeit an. Von den Gallerien dieses Hauses herab übersieht man den ganzen See mit allen seinen pittoresken Lagen. Als die Sonne hinter den westlichen Gegenden untergegangen war, schlenderte ich aufs Geradewohl am Abhange des Trompeterschlangenhügels (Rattle snake's hill) umher. Derselbe führt seinen Namen in der That. Das erste Geräusch, das ich vernahm, war der trompetenartige Ton, den diese Schlange mit ihrem Schwanze von sich gibt. Die Purpurtinten, welche die Sonne über die Gipfel der Berge vergoß, spiegelten sich mit magischer Klarheit in dem schönen Wasser; die in Blüthe stehenden Kastanienbäume bedeckten vom Fuß bis zum Gipfel das Gebirge wie mit einem Teppich. Die Adler zogen sich in ihre Schlupfwinkel in den Felsenwänden zurück; allmälig stieg nächtliches Dunkel aus dem See empor und verschleierte die Insel und die ruhigen Wellen. Ich sah im Geiste den französischen Grenadier, der am Seeufer Wache stand, sein Liedlein vor sich hinsang .... aber bald hörte man nichts mehr als einen Schrei aus dem Wasser herauf. Als ich an der Stelle angelangt war, auf welcher das Fort William Henry sich erhob, erblickte ich ein hölzernes Kreuz und merkte nun erst, daß ich mich auf einem Kirchhofe befand, auf dem sich so viel Gräber erhoben als niedliche Wohnungen in dem neuerbauten Dorfe. Die Schwermuth, die mich beim Anblicke und bei der Erinnerung an dieses Fort überkam, vermehrte sich noch durch das Dunkel der Nacht; langsam ging ich nach meinem Asyle zurück, während die schwarzen Schatten der Gebirge mich mit ihrem Dunkel deckten und ein leichter Abendwind meine Stirn umfäuselte; an den Felsabhängen heulten die Wölfe und der Kauz ließ sein Klaggeschrei hören.

Zur Handelsgeschichte.

Ist der Handel nicht vielleicht der augenfälligste Punkt in jedem culturgeschichtlichen Gemälde? Er ist der Anfang jeglicher Cultur, sowie die Grundlage ihres Fortgangs. Keine hohe Culturstufe ohne begleitendes Handels- und Verkehrsleben, aber überhaupt auch keine Geselligkeit und keine Gesittung ohne den menschlichen Handelstrieb.

Warum, wird gefragt, begehrt man doch in dieser Zeit von einer Waare so viel und so wenig davon zu anderer Zeit? Ist ein wirkliches Bedürfniß der Grund oder nur Mode? Woher dann Bedürfniß oder Mode? Waren sie Schöpfer oder Geschöpfe der Handelsspeculation? Der Kaufmann, doch seinem geschärften Instinkte folgend, weiß selten darauf zu antworten; auch ist eine Antwort schwer. Da ist immer ein Knäuel von Wirkungen und Rückwirkungen, eine oft unentwirrbare Kette von Ursachen, die alle in dem rastlos bewegten und sich abwandelnden Wechselverhältniß wurzeln, welches besteht und ewig bestehen wird zwischen der Natur und der sittlichen Menschheit. Die neue Wissenschaft hat jedoch auch hier schon manches Räthsel der Lösung nahe gebracht, indem sie jene gewaltige Brücke zwischen Natur und Geschichte auferbaute, die echte Erdkunde. Ein unmittelbares Licht z. B. vermag uns die Erdkunde über jene bedeutende Epoche zu geben, wo urplötzlich eine Masse ganz neuer Handelsartikel auf-

Digitized by Google

tauchte, die alsbald zu europäischen, zum Theil, wie man sagt, eingebildeten Lebensbedürfnissen wurden — Zucker, Gewürze, Tabak, Thee, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo u. s. w. Sie sind Colonialprodukte, d. h. Erzeugnisse überseeischer, meist tropischer Himmelsstriche. In diesen neuentdeckten, uncultivirten Ländern wurden sie von civilisirten Menschen vorgefunden und gepflegt und sodann der europäischen Heimat zum Genuß und Gebrauch mit europäischer Regsamkeit zugeführt. Diese Einführung war eine gewaltige Revolution in der Lebensweise unserer Hemisphäre.

Anziehende Sondergeschichten gibt es von den Schicksalen jedes einzelnen jener Artikel und bei einigen liegt sogar die weltgeschichtliche Seite ziemlich offen zu Tage. Da ist das denkwürdige Tabakskraut. Die Europäer lernten den Gebrauch desselben von den Wilden Amerika's; der Name Tabak ist eigentlich der Name des Pfeifenrohrs (der amerikanische Name Tohoba). Sieht die Staude nicht schon aus wie der Hauptschmuck eines würdigen Kaziken? Und das aromatisch dampfende Rohr im Munde der phlegmatischen Rothhaut, dieselbe umwölkend, und diese faule Sinnenbefriedigung selbst, erscheint sie nicht natur- und bodengemäß? Wir wagten es auch nicht zu schnell damit in Europa. Die Portugiesen brachten die Pflanze nach Portugal, von da der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, Jean Nicot, an den seinigen als eine botanische Merkwürdigkeit seiner Königin (Katharina von Medici). Aber erst durch die Engländer kennt man das Rauchen in unserm Welttheil. Wie erschrak man anfangs! Ziemlich bekannt ist wohl das Geschichtchen, wie der eben erst nach England zurückgekehrte Ritter Walter Raleigh, der erste Ansiedler Virginiens, in seinem Zimmer zu London gesessen, in eine dicke Kanasterwolke gehüllt, und wie sein Diener, außer sich über die Schreckenserscheinung, sofort einen Eimer Wasser ihm über den Kopf gegossen, den in Brand gerathenen Herrn zu retten. Englische Soldaten waren es auch (Hülfstruppen für den pfälzisch-böhmischen König vom königlichen Schwiegervater Jakob), welche im Dreißigjährigen Kriege, der so viel des Ungeheuerlichen zeigte, auch die neue Sitte in unser Deutschland brachten. Tabaktrinken nannte man das seltsamliche Ding; aber man verwarf es fast allgemein als eine „liderliche Soldatengewohnheit," und besonders nach dem Frieden, da man alle eingerissenen Unsitten ausfegen wollte, verabscheute und verfluchte man es. Alle vier Facultäten sprachen sich dagegen aus. Die Philosophen erklärten es für eine Verirrung der Sinnlichkeit, eine Verrücktheit; die Theologen eiferten von den Kanzeln herab gegen eine unnatürliche gottlose Ausschweifung; die Juristen achteten es für äußerst gefährlich und drangen auf die strengsten Polizeigesetze wider die zu fürchtende Feuersgefahr, und die Mediciner endlich schrieen über die Giftigkeit des Genusses. Aber es half nichts — es war kein Einhalt mehr, und die Holländer, die das Kraut am unverdrossensten bauten, setzten das Tabakrauchen durch. Welch ein Umschlag in der Meinung erfolgte jetzt in Schnelle! Die übrigen Facultäten mußten schweigen, nachdem die medicinische alsbald mit unmäßigstem Lobe sich herausließ. „Man solle so viel Pfeifen rauchen, als man vertragen könne," schrieb man; zwanzig Pfeifen des Tages seien aber gewiß nicht zu viel; man möge rauchen Morgens, Mittags, Abends, Männer und Weiber; denn der „Tobak" (so sagte man damals mit den Holländern) sei fast das einzige Mittel, das vor Fäulniß bewahre; und es befördere dazu den Umlauf des Bluts. Der Tobak sei beinahe das einzige Mittel, welches die Menschen in gutem Zustande erhalte; helfe gegen Wassersucht, Schwindsucht, Fieber; den Tobak müsse man so hoch halten „als das Salz." Kennt man nicht auch damals schon weltgeschichtliche Persönlichkeiten, die man sich ohne die Tobakspfeife nicht vorstellen darf, der englische Protector Cromwell, Polens edler Stanislaus Leszcynski und der Holländerfreund Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit seinem Tabakscollegium? Noch immer raucht man und stärker und allgemeiner als je; man hat das Kraut aber so liebgewonnen, daß man lieber am unmittelbarsten mit ihm zu thun hat. Die Herrschaft der Pfeife hat ziemlich aufgehört und aller Luxus der ungarischen, türkischen und meißner Porzellanköpfe, auch der Handel mit ruhlaer und ulmer Köpfen liegt danieder. Spanien kannte die Cigarre am frühesten und spanische Soldaten waren es diesmal, welche im letzten Napoleonischen Kriege sie über Europa verbreiteten.

Das Tabakrauchen kann man vielleicht eine Grille der Sinnlichkeit nennen. Einen verderblichern Sinnenkitzel dagegen gewähren, im Uebermaß genossen, gewiß die ostindischen Gewürze: Zimmet, Nelken, Ingwer, Pfeffer und Muskat. Die neuere Kochkunst verschmäht auch diese hitzige Würze, und die Holländer, die, nachdem sie diese portugiesisch-spanische Erbschaft angetreten, ungeheuer sich damit den Seckel füllten, verdienen jetzt nicht den Schatten davon mehr. Sie haben überdies nicht mehr wie sonst das Monopol, auch Engländer und Franzosen bauen Gewürze, und man bringt alljährlich je von Nägelein und Muskaten 5—6000 Centner, am meisten vom Pfeffer, etwa 200,000 Centner.

Das war sonst ganz anders. Nachdem die Portugiesen einmal um das Cap nach Indien gekommen waren, konnte man sich nicht satt trinken in Europa, besonders in Deutschland, an den süßen Würzweinen. Man hatte damals noch keinen Grog, denn man kannte weder Zucker noch Rum. — Das führt uns in doppelter Hinsicht auf das Zuckerrohr. Süßigkeit liebte man auch im Mittelalter gar sehr; süß sollten auch jene warmen Würzweine sein und waren es auch, aber nicht durch Zucker, sondern durch Honig. Honig war das allgemeine Versüßungsmittel in der mittelalterlichen Zeit, daher denn auch die Bienenzucht damals eine weit ausgedehntere. Mit Honig versüßte man auch den gewöhnlichen Morgentrank der Wohlhabenden: das ebenfalls stark gewürzte Warmbier. Dieses Frühgetränk, sowie die Frühsuppe der Aermern kamen nicht eher langsam außer Gebrauch, als von jenem Zeitpunkte an, wo der aufkommende Zucker sich mit dem später geltendmachenden Kaffee associirte. Doch hatte jener noch zuvor den Honig vielfach abgelöst. Dies süße Rohr, der Alten Welt entstammend und seit den Kreuzzügen aus seiner syrischen Heimath nach Südeuropa verführt, erregte nicht eher große Aufmerksamkeit, als nachdem man den Saft raffiniren gelernt (in Venedig im 15. Jahrhundert), und konnte sich dann erst verbreiten, als die Portugiesen, die Ersten, ihr brasilisches Land fast nur diesem Anbau widmeten und zahlreiche Raffinerien dort anlegten. Da fand sich denn auch bald der Rum, und Grog und Punsch drängten den geliebten Würzwein in den Hintergrund. Doch ist das unbedeutend; seine wahre Bedeutsamkeit erlangte der Zucker nur mit dem Kaffee zusammen, nachdem dieser arabische Trank die Warmbiere u. s. w. als Vor- und Nachmittagsgetränke allmälig ganz verdrängt hatte. Längst war im Orient auch der Kaffee bekannt, aber man hatte Türken und Perser um diesen Genuß nicht sehr beneidet. Man höre die Reisebeschreiber jener Zeiten. Rauwolf (1573) spricht noch am besten davon: „Unter andern habens zu Aleppo ein gut Getränk, welches sie hochhalten, Chaube von ihnen genannt. Das ist gar nahe wie Tinten so schwarz und in Gebresten, sonderlich des Magens, gar dienlich. Dieses pflegens am Morgen früh, auch an offenen Orten, von Jedermänniglich ohne alles Abscheuen zu trinken aus irdenen oder porzelänischen Schälein, so warm sie's können erleiden, setzen oft an, thun aber kleine Trünklein" u. s. w. Reizschitz (1630) schreibt: „Im Kloster zu Kairo ward mir das schwarze Getränk, Kaffee genannt, vorgesetzt. Dasselbe ist ganz schwarz, dick und siedend heiß und wird also auch getrunken. Dem Geschmacke nach ist es, als wenn harte Rinden Brot drinnen gesotten oder gekocht wären; soll aber gar gesund und dem Körper sonderbar fürträglich zu trinken sein." Endlich sagt Olearius (1640), der es Kaweh nennt: „Es hat einen brandigen und unanmuthigen Geschmack." Trotzdem wollte man diesen „gesunden" Trank sich nicht entgehen lassen, und die Holländer, die den Baum sowie das Zuckerrohr auf Guyanas heißfeuchter Erde mit dem trefflichsten Gedeihen anpflanzten, machten den Kaffee vermittels des Zuckers auch den Europäern gaumgerecht. Das „unanmuthige" Getränk ward Lieblingsgetränk; mit der Zeit mußte es billiger werden; gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab es Kaffeehäuser in allen größern europäischen Städten; um die Mitte des 18. Jahrhunderts ward der Genuß allgemeiner und jetzt will Jedermann Kaffee oder mindestens kaffeeähnliche Getränke. Etwas früher noch (1610) war ein anderes Früh- und Abendgetränk ebenfalls durch die Holländer aufgekommen: der Thee, bekanntlich kein Colonialprodukt, nur im „Himmlischen Reiche" recht gedeihend, woher es diese seethätige Nation bei uns einführte. Nach Aufkommen des Kaffees ist der Thee bei uns vorzugsweise Abendgetränk geworden, wozu seine angenehme, rauschähnliche Nervenerregung wol eingeladen hat. Nur England, vielleicht aus besonderm Bedürfniß im nebeligen Klima, consumirt davon zu allen Tageszeiten und von einer halben Million Centner nach Europa gebrachten Thees allein 200,000. Wohl scheint es, daß man sich anfangs auch dem Theegenuß, zumal dem chinesischen zuckerlosen, widersetzt; doch Kaufleute wissen aufzureden und damit ist es ihnen sehr rasch gelungen. Die narkotische Eigenschaft des fremden Blätteraufgusses scheint die Welt, gleichwie der Tabak, in eine Art von Begeisterung versetzt zu haben. Da preist man den „köstlichen Trank" wie ein göttliches Geschenk, „das das Gedächtniß stärke und den Verstand schärfe." In einer alten Literaturzeitung (Tempel's „Monatl. Unterr." 1689) finde ich folgende Stelle aus einem in der Zeitung sehr vortheilhaft beurtheilten Buche: „M. Waldschmidt's (eines Cartesianers) gründlicher Bericht vom Thee." „Trinkt Thee, ihr Dames, daß ihr nicht zu früh alt werdet! Trinkt Thee, ihr Herren Politici, die ihr pro patria rathet! Trinkt Thee, ihr Poeten!" und der Recensent setzt hinzu: „Wer die Kraft des Theewassers leugnen wollte, müßte so viel hundert Personen, welche sie selbst an sich erfahren, für Lügner halten, welches fern von mir sei." Vielleicht war die Begeisterung für den Theestrauch gleich anfangs zu groß, daß sie bald verstiegen und

Digitized by Google

seine Macht zurückbleiben mußte hinter der des Kaffeebaums.

Ein kostspieligeres und deshalb weniger sich verbreitendes Getränk ist und war immer die Chocolade. Sie ist von Spaniern und Portugiesen aus dem neuentdeckten Welttheile mitgebracht worden. Man fand sie in Südamerika und Mexico schon ganz so zubereitet, wie wir sie jetzt noch kennen. Cacao und Vanille sind der neuen Welt ureigenthümlich und besonders die letztere, diese liebliche, wunderbar Geruch und Gaumen liebkosende Schote, als eine Schmarotzerpflanze wohl unverpflanzbar auf andern, wenn auch tropischen Boden. So konnte Chokolade als ein gewöhnliches Getränk sich nur bei den Reichen einbürgern; auch schreckte der Ueberreiz der Vanille. Allein seitdem man zu Anfang dieses Jahrhunderts den Genuß des reinen Cacao als der Gesundheit sehr zuträglich empfahl, ist dieser ein sehr bedeutender Handelsartikel geworden und hat das Land der Republiken Venezuela und Neugranada mit Cacaobäumen überdeckt.

Doch nicht blos für Nahrung und Gaumenbefriedigung fand der überseeische Handel seit jener großen Epoche ein reiches Feld des Strebens. Nur Beispielsweise sei des Färbestoffs gedacht, der den Namen von seiner Heimath führt, die schöne blaue Farbe Indigo. Die Holländer brachten ihn nach Europa und damit keine geringe Revolution im gewerblichen Leben, besonders Deutschlands, hervor. Denn im Mittelalter war der gewöhnliche blaue Färbestoff der jetzt noch bekannte Waid, der, besonders in Thüringen und Franken beträchtlich gebaut, hunderttausenden Feldbauern Nahrung gab. Jetzt verdächtigte man den Indigo. Schriftsteller beklagten im vaterländischen Interesse die Verdrängung des Waid durch den Indigo und benannten diesen „eine fressende Teufelsfarbe"; viele deutsche Regierungen und die Reichs-Polizeiordnungen verboten dieselbe nachdrücklichst und ernstlichst (Sachsen 1560). Aber nichts desto weniger drang, wie immer, das Aergerniß durch. Zwar noch 1652 trug der Herzog von Gotha beim Reichstage darauf an, daß der Indigo im ganzen Römischen Reiche abgeschafft und dagegen die aufrichtige Waidfarbe privilegirt werden möchte, und die Freie Stadt Nürnberg, die selbst viel Waid baute, ließ ihre Färber jährlich schwören, keinen „Indich zu färben." Aber es half Alles nichts—man entschloß sich, wenn auch allmälig, nachzugeben, nahm erst nur ein wenig Indigo zum Waid, dann immer mehr und mehr, endlich noch ein wenig Waid zum Indigo und endlich fand man, daß man mit ganzem Indigo wohlfeiler färbte als mit Waid.

Diese kleinen Geschichtchen sind sicherlich Theilchen mindestens eines Stückchens Sittengeschichte. Der Handel aber steckt immer dahinter, lauschend und listig. Erfinden kann er zwar nichts und schaffen, vielmehr nur herbeischaffen kann und will er auch nur. Verstünde er dabei die suchenden und findenden Neigungen der Menschen nicht, so wäre er nichts; versteht er sie jedoch, wie er es soll, dann wird er zum Beweger, dann gebietet er und vermag weltgeschichtlich zu wirken.

Als größte Handelsnation der Gegenwart und überhaupt wohl als vollendetste aller Zeiten stehen vor uns die Briten da. Das kleinste Merkmal an ihnen läßt das erkennen, wie eben jener Indigo, den sie so emsig und gewinnbringend bauen auf seinem Heimathsboden, in den uralten Reichen des geistvoll-apathischen Hindustammes, welchen wiederum ihre gewaltige Handelsmacht ihnen unterwarf. Doch das zeigt und erklärt Englands ganze Handelsgröße noch nicht. Auch die Holländer, immer schlau und erwerbsam, waren einst im Besitz des Welthandels; sie sind die Frachtfuhrleute für die Welt gewesen und diese Zeit ist rasch vorübergegangen. Wenn aber in einem Volke nicht bloß Handelsgeist, sondern auch Erfindungsgeist wohnt, wenn beide einander unterstützend und anreizend immer nebeneinanderliegen, dann ist wohl dem Volkswohlstand eine ungewöhnliche Dauer gegeben. Dies ist bei den Engländern der Fall und darum scheinen sie zur echtesten und größten Handelsmacht berufen.

Unter solchen Umständen nur kann ein wichtiges Colonialproduct eine Hauptrolle im großen weltgeschichtlichen Getriebe spielen, wie uns vor allem die Baumwolle von sich zehrt. Der Baumwollenstaude Heimathländer sind wohl Ostindien und Aegypten. Dennoch haben Baumwollengewebe für die Länder des mittelländischen Binnenmeers nur im grauen Alterthum eine Bedeutung, wie die Binden der Mumien bezeugen; das classische Alterthum der Griechen und Römer zog wollene Kleider allen andern vor. So auch das ganze Mittelalter, das nichts mehr wußte von dem uralten Bekleidungsstoff, oder, kam etwa zufällig dergleichen zu Zeiten der Kreuzzüge von Indien her, ihn nicht zu würdigen vermochte. Dafür blühten ja so lebhaft in den Niederlanden und in Deutschland Tuchmanufacturen und Leinweberei. Erst die Portugiesen haben aus Ostindien wieder Baumwollenstoffe nach Europa gebracht. Dort war diese Industrie durch tausendjährige Uebung zu hoher Vollendung gelangt und es konnte nicht fehlen, daß die ostindischen Kattune große Bewunderung erregten, daß man alsbald sie nachahmte, die Holländer zuerst, die Deutschen zunächst (in Plauen in Sachsen), die Engländer zuletzt und am größten. Man lernte nun die Vorzüge dieser Fabrikate immer besser würdigen, doch lange noch ahnte man nicht, daß sie unsers Deutschlands altberühmtem Leinengewebe einst so verderbenbringend werden

Digitized by Google

würden. Und dennoch kam es so. Es ist fürwahr eine wunderseltsame Natur in den Fasern der Baumwollenpflanze; man behandle sie nur gehörig, sie spielen mit gefälligem Schein die verschiedensten Rollen; sie stellen als Battistmousselin und als Nanking etwas Leinwandartiges vor, ahmen vielfach der Wolle nach und wissen, Manchester genannt, sogar wie Sammet sich zu benehmen. Nun sehe man ferner, wie diese schmiegsamen Fäden sich überallhin eindrängen und das Entstehen einer Menge neuer und wohlfeiler Gewebe bewirken, indem sie sich mehr oder weniger in den verschiedensten Verhältnissen mit Wolle und Leinen und Seide oder auch mit zweien oder gar mit allen dreien dieser Stoffe zugleich vereinbaren. Diese vermischte Weberei ist in unsern Tagen vielleicht zur höchsten Spitze gediehen; bis dahin aber wäre es nie gekommen ohne die Engländer. Die Engländer, die Zukunft dieses inhaltreichen Gewebes mit umsichtigem Scharfblick vorausbegreifend, beschlossen schnell, dasselbe sich auf das umfänglichste zu eigen zu machen, und das haben sie Schritt für Schritt auf das meisterhafteste ausgeführt. Sie verboten zuerst gänzlich die Einfuhr der bewundernswürdigen hindostanischen Baumwollenzeuge ins Heimathland, blos um zu derselben Industrie ihre Landsleute anzuregen. Sie zeigten damit, wie wohl sie sich selbst kannten und warteten ruhig und zuversichtlich den Erfolg ab, jedoch nicht unthätig, indem sie mittlerweile durch Einfuhr ostindischer Zeuge in das übrige Europa sich die Mittel verdienten. Unterdessen strebten daheim die Briten unabläßig zum vorgesteckten Ziele, und plötzlich, wie mit einem Schlage, geschah es, daß der hohe technische Geist des Volks in einem genialen Kopfe sich offenbarte und daß England, Volk und Boden, sich hervorthat in seinen tiefsten Tiefen. Mit andern Worten: Richard Arkwright trat auf, der Erfinder der Baumwollspinnmaschine, und Englands größter Schatz, die ungeheure Steinkohlenmasse, ward gleichzeitig entdeckt. Jenes herrliche Genie aber, das durch seine durch Pferde getriebene Maschine das wohlfeilere Garn schuf, wie zündend war es nicht sogleich, so daß noch im Jahre der Erfindung (1775) James Watt die Dampfmaschine so sehr vervollkommnete, daß die ganze Industrie, gleich der gewappneten Minerva, mit einem Male vollendet war! Nun rührte und regte man sich erst, grub in den Bergen, baute eiserne Maschinen und heizte sie und spann und webte dann rastlos; die Zahl der Spindeln stieg gleich in den ersten Jahren auf 40 Millionen. Jetzt auch, den Vorzug der in Amerika gediehenen Langwolle vor der ostindischen Kurzwolle erkennend, erbaute man emsig nur die erstere in den westindischen und nordamerikanischen Colonien und immer trefflicher wurden die Zeuge, immer begehrter die Waare. Das reizte abermals Arkwright an und er erfand noch die Krempelmaschine, da die bisherigen Handkrempeln für die nunmehrigen Quantitäten Baumwolle nicht mehr auslangten. Richard Arkwright selbst, ein armer Barbier, erwarb sich, nachdem ihm die Erfindung patentirt, ein Vermögen von einer halben Million Pfd. Sterling und starb zu Crumford auf seinem fürstlich eingerichteten Schlosse (1792.)

Daraus nehme man ab, was diese Industrie für England ist. Sie ist entschieden der Nerv seiner Handelsgröße. Aber wenn wir voll gerechter Bewunderung vor der Entwickelung dieser Nation stehen, sollten wir nie vergessen zu bedenken, ja mit Nachdruck sollte man stets daran erinnern, daß nur die innigste Erkenntniß ihrer Bodennatur die Briten zu solcher Höhe des Lebens gebracht hat. Denn die Steinkohle ist im eigentlichsten Sinne die Grundlage, ist Anfang, Mittel und Ende der englischen Welthandelsmacht. Man gräbt davon alljährlich 500 Millionen Centner aus dem Boden der Insel. Die Steinkohle ist es, mit der man das Metall schmiedet zu den großartigsten Bewegungsorganen, zu Arbeitsmaschinen, Locomotiven und eisernen Wegen; die Steinkohle nur schafft den unmittelbaren Beweger, den Dampf, der da arbeitet für tausend Menschenhände, der Wagen und Schiffe treibt mit Zauberschnelligkeit, die Arbeit vertreibend nach allen Himmelsgegenden hin und zu den entferntesten Ländern und Völkern. Was wollen doch noch Einhorn und Leoparden sagen? Das ist Mittelalter und vorbei. Die schwarze, glänzende Steinkohle ist jetzt Englands wahres Wappen. Dr. Rich. Treitschke.

(Gpl's. Unt.)

Englands auswärtige Politik
und die öffentliche Meinung in Deutschland.

Von Lothar Bucher.*

Seit man sich in Deutschland angelegentlicher mit England beschäftigt, seit namentlich die deutschen Zeitungen mehr thun als "Galignani's Messenger" excerpiren, also etwa seit dem Jahre 1850, waren die Verhältnisse ganz dazu geschaffen, unrichtige Vorstellungen zu verbreiten über die aus-

* Ehemals Mitglied der Nationalversammlung in Berlin, jetzt als Flüchtling in London lebend. Die vorstehende Beurtheilung zeugt von dem scharfen Blicke des Verfassers.

Digitized by Google

wärtige Politik Englands und über die Einflüsse, welche diese Politik bestimmen. Die Tagespresse beschäftigt sich, wie das in der Ordnung ist, mit den Ereignissen des Tages. Um ein einzelnes Ereigniß zu würdigen, muß man in die Breite und in die Tiefe gehen, ich meine seinem Zusammenhange mit gleichzeitigen und vorangegangenen Erscheinungen nachspüren oder noch besser diesen Zusammenhang schon vorweg beherrschen. Um über ein Ereigniß zu reden und zu schreiben, ist das allerdings nicht nöthig. Man hatte in Deutschland noch die Erinnerung an die Schlacht bei Belle-Alliance und dazu die sehr erklärliche Neigung, einem Lande, das keine rettenden Thaten, keine Revisionen, Octroyirungen, Disciplinargesetze und Belagerungszustände hatte, in dem man wenigstens dergleichen nicht sah, auch in der auswärtigen Politik das Gegentheil von Dem zuzutrauen, was man in der Heimath unangenehm empfand. Die Correspondenz zwischen dem Reichsverweser, dem Grafen Westmoreland und verschiedenen deutschen Regierungen war noch nicht publicirt — und beiläufig bemerkt, auch seit der Publication scheint kein Mensch in Deutschland sie gelesen zu haben. Im Parlament und in der Presse wurde hier noch 1850 gar erbaulich über die „Annäherung der deutschen Institutionen an die englischen" geschwatzt. Man bekam zu lesen, daß „an hoher Stelle edle Herzen warm für die deutsche Sache schlugen." In den Depeschen des Grafen Westmoreland ist von nichts als von Soldaten, Bruch mit der Revolution, Herstellung der Ruhe und Ordnung und andern höchst conservativen Gegenständen zu lesen. Von dem geheimen Memorandum von 1844, welches das intimste Einverständniß zwischen England und Rußland über die wichtigste Frage herstellte, zu Anfang des Jahres 1848 im Begriff stand ausgeführt zu werden (worüber ein andermal Genaueres), und sehr natürlich auch die Behandlung geringerer Fragen afficiren mußte, hatten nur Diejenigen eine Ahnung, welche die englischen Blätter aus dem Jahr 1844 nachgelesen hatten, und deren waren nicht viel. Lord Minto hatte von verschiedenen Balconen in Italien "political and religious liberty all over the world" gepredigt. Lord Palmerston hatte die ungarischen Flüchtlinge gerettet. Admiral Parker hatte in der Person des Königreichs Griechenland die Russen gehörig abgeprügelt. Die papal aggression veranlaßte einen Ausbruch von religiösem, Kossuths Ankunft von politischem Freiheitssinn. Der Graf Ficquelmont schrieb ein Buch gegen Palmerston, und die ganze reactionäre Meute klaffte nach, was er gesagt. Haynau bekam in England Prügel und keine Entschädigung. Verschiedene Engländer bekamen auf dem Festlande Prügel oder Aehnliches und Entschädigung. England verweigerte die Ausweisung der Flüchtlinge. Die "Times" war sehr tugendhaft entrüstet über den Pariser Staatsstreich. Lord Palmerston kokettirte mit den Flüchtlingen. Das wird es ungefähr sein, was man zu hören bekommt, wenn man einen Anglomanen fragt, auf welchen Thatsachen seine Ansichten ruhen. Das habe ich kürzlich von einem zeitweise hier verweilenden Landsmann gehört, der gewiß als ein fair specimen von deutschen Liberalen gelten kann. Wie steht es nun mit diesen Thatsachen? Die Sache ist so ernst, daß sie wohl einen Rückblick verdient.

Also wie steht es mit Sicilien und Neapel? Die Zuhörer von Lord Minto klirren mit ihren Ketten, Hr. Gladstone schreibt darüber einen Brief an den Grafen Aberdeen, und die englische Regierung hat eine viel zu hohe Achtung vor der Selbständigkeit der neapolitanischen, als daß sie sich in deren innere Angelegenheiten, namentlich „die Rechtspflege" mischen sollte. Folgt die Rettung Kossuths durch Palmerston. Es ist ein Skandal für unser Zeitalter, daß dieser Humbug noch immer spukt, und es ist ein gutes Werk, ihn endlich zu begraben. Palmerston's Thätigkeit für Ungarn ist nach den veröffentlichten Depeschen folgende—was die Lücken und Sterne in den Depeschen repräsentiren, weiß ich nicht. Man beachte die Daten.

Am 11. März 1849 sagt Palmerston im Unterhause: „Ihrer Majestät Regierung hat heute von dem Geschäftsträger in Wien die Mittheilung erhalten, daß in einem (sic) Kriege zwischen Oestreich und Ungarn die östreichische Regierung die russische um militärische Unterstützung angegangen, daß das Ansuchen Gehör gefunden hat und im Begriff steht erfüllt zu werden. Ihrer Majestät Regierung hat keine Schritte gethan, ihre Vermittelung zwischen Oestreich und Ungarn anzubieten, und die östreichische Regierung hat kein Verlangen nach einer solchen Vermittelung."

Am 14. Juli empfängt er von Lord Ponsonby aus Wien die Nachricht, „daß die Operationen der östreichischen und der russischen Armee in Ungarn mit Nachdruck betrieben werden und daß ein baldiges Ende des Bürgerkriegs mit Zuversicht zu erwarten ist." Am 21. Juli erhält er die Nachricht, daß die Hauptstadt Ungarns ohne Widerstand eingenommen ist." In der Nacht vom 21. zum 22. Juli spricht er im Unterhause von dem „peinlichen Anblick" und „wünscht dringend, daß dieser große Kampf durch eine freundschaftliche Einigung zwischen den streitenden Parteien beendet werde, die auf der einen Seite dem Nationalgefühl der Ungarn Genüge thue und auf der andern Seite nicht dem östreichischen Staate ein zweites Polen bereite." An den folgenden Tagen erhält er die Berichte über die Fortschritte der Russen und Oestreicher. Am 30. Juli trifft eine Depesche von

Digitized by Google

Ponsonby ein, daß Alles so gut als vorüber sei, Bem zweimal geschlagen, Görgei auf dem Rückzuge, seine Leute zu Tausenden desertirend, „und nirgends weiter eine erhebliche ungarische Truppenmacht im Felde.“ Unterm 1. August schreibt er an Lord Ponsonby: „Sollten Sie Grund haben zu glauben, daß die friedliche Intervention einer dritten Macht in irgend einer Beziehung der östreichischen Regierung zusagen, irgend welche Schwierigkeiten beseitigen werde, so sind Sie ermächtigt, ihr zu verstehen zu geben, daß es Ihrer Majestät Regierung großes Vergnügen machen werde, ohne den geringsten Verzug jeder Mittheilung zu entsprechen, die sie über die Wünsche des östreichischen Cabinets empfangen wird.“

Ponsonby konnte diesen Auftrag nicht ausrichten, „weil Se. Durchlaucht der Fürst Schwarzenberg am Abend vor dem Eintreffen der Depesche nach Warschau abgereist war.“ Unterm 22. und 24. August beglückwünschen Brunnow und Palmerston sich wegen der Uebergabe von Vilagos. Am 28. August ersucht Palmerston die östreichische Regierung, ihren Sieg mit Mäßigung zu benutzen, und erhält als Antwort das Ersuchen, gefälligst vor der eignen Thür zu fegen und die Jonier nicht mehr peitschen zu lassen. Das ist die actenmäßige Geschichte der englischen Verwendung für Ungarn.

„Aber die Rettung Kossuth's?!“ — Am 25. August verlangt Oestreich in Konstantinopel die Auslieferung, einige Tage später Rußland. Die Pforte weigert sich. Abbruch der diplomatischen Verhandlungen. Die Pforte fragt Stratford, ob sie auf die thätliche Unterstützung Englands zu rechnen habe. Stratford „hat keine Ermächtigung, die Flotte zu benutzen.“ Die Pforte schickt Fuad-Effendi nach Petersburg, um eine Verständigung zu versuchen und eventuell zu erklären, daß der Sultan es auf den Krieg, auch allein, ankommen lasse. Fuad-Effendi trifft am 16. October in Petersburg ein; Lord Bloomfield „hat keine Instructionen.“ Fuad-Effendi erhält die Zustimmung des Kaisers dazu, daß die Flüchtlinge nur internirt werden sollen. Das "Journal de St.-Petersbourg" zeigt am 19. an, daß der türkische Gesandte freundlich aufgenommen und daß ein guter Erfolg seiner Mission zu erwarten sei. Am 1. October erfuhr Palmerston den Abbruch der diplomatischen Beziehungen in Konstantinopel; am 6. beauftragt er Bloomfield, die Partie der Pforte zu nehmen gegen alle ihre Selbständigkeit bedrohenden Zumuthungen, schickt ihm auch Abschrift der an den Admiral Parker erlassenen Instructionen. Diese Depesche trifft am 19. ein; als Bloomfield sie übergeben will, verweist Nesselrode ihn auf das "Journal de St.-Petersbourg" und erklärt, „daß Rußland nie das Princip einer fremden Einmischung in seine Beziehungen zur Pforte dulden werde.“ Bloomfield behält seine Depesche in der Tasche. Die Instructionen Parker's gingen dahin, die ungarischen Flüchtlinge an Bord zu nehmen, falls sie keine andere Beförderung finden könnten. Er lief, nachdem die Sache in Petersburg bereits abgemacht war, man weiß nicht, ob des Wetters wegen oder um eine Demonstration zu machen, ein Stückchen in die Dardanellen hinein, und — so sagte Graf Aberdeen 1850 in der griechischen Debatte — „wir hatten uns deswegen bei der russischen Regierung zu entschuldigen und zu versprechen, daß dergleichen nicht wieder vorkommen solle.“ Das ist die Rettung Kossuth's, wegen deren allerdings einige unwissende Spießbürger Londons den edeln Lord becomplimentirt haben. Er war viel zu liebenswürdig, die guten Leute durch Ablehnung der Complimente zu kränken und lächerlich zu machen. Einen der Gratulanten habe ich öffentlich sich selbst, mit Worten, ein paar Maulschellen geben sehen wegen seiner damaligen „Dummheit.“ Ich glaube nicht, daß die Thatsache in die deutschen Blätter gekommen ist. Sie paßt nicht zu der politischen Metaphysik, die man sich hier mit Verachtung der Thatsachen zurechtgemacht hat. Ueber die Erfolge der Pacifico-Geschichte brauche ich wohl kein Material beizubringen. Facta loquuntur. Bei den Ovationen für Kossuth, welche die Arbeiter ernst meinten und heute wiederholen würden, führte Hr. Cobden das große Wort; man vergleiche seine diesjährigen Reden. Das Asylrecht ist ein Grundsatz der englischen Politik und hat mit Rußland zu keiner ernsten Collision geführt. Rußland weiß, daß die in England lebenden Polen nichts machen können, und benutzt sie nur zu Zeiten als Schreckbilder für andere, nervösere Leute. Die nähere Geschichte des Flüchtlingslärms scheint auch wenig bekannt zu sein. Ludwig Napoleon brauchte im Herbst 1851 das Flüchtlingegespenst als Theaterdecoration für den Staatsstreich und eröffnete den Reigen mit einer Reclamation. Die andern Mächte kamen im Dezember unter der Anführung Rußlands hinterher. Frankreich hatte sich inzwischen schon befriedigt erklärt und verwahrte sich ausdrücklich gegen die Solidarität mit der Solidarität der conservativen Interessen, der man in dem Chor von Reclamationen einen Ausdruck geben wollte. Palmerston's Koketterie mit den Flüchtlingen besteht darin, daß er einer Dame, Mistreß M. G., gesagt, er möchte Kossuth wohl sehen: eine Notiz, die Kossuth erhielt und zu den Acten schrieb, da er inzwischen das Blaubuch über Ungarn gelesen hatte. Es kann unter den obwaltenden Verhältnissen nicht überflüssig sein, über diese Dinge einmal die nüchterne Wahrheit zu sagen; was daraus folgt, ist eine Sache für sich. Ich gebe Facta, der Leser mag urtheilen; die Anglomanen mögen nachweisen, daß die Thatsachen unrichtig oder daß sie

Digitized by Google

unehrlich sind. Ist es aber überhaupt richtig, in einer so gewaltigen Krisis, wo die alten Bande zwischen den Regierungen reißen, wo Jeder gegen Jeden mißtrauisch ist, wo der Eifer, mit dem man die Verhältnisse durch Verträge niet- und nagelfest zu machen sucht, doch sprechend beweist, daß man neue Combinationen, andere Gruppirungen fürchtet, wo die Worte mehr als je gebraucht werden, um die Gedanken zu verbergen — ist es da richtig, die Politik eines Staats wie England nach den Erscheinungen der letzten Jahre oder nach dieser und jener Persönlichkeit zu beurtheilen? Ich spreche jetzt nicht davon, ob England es ehrlich meint mit der Türkei. Ich meine nur, man soll nicht sagen, daß England immer oder in der Regel der Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation gegen Tyrannenwirthschaft und Barbarenthum gewesen, wenn dies notorisch nicht der Fall ist. Die englischen Blätter druckten beifällig einen Artikel ab, in dem man sehr romantisch die Königin Victoria an der Spitze der europäischen Völker gegen Rußland ziehen ließ und dabei an die frühern Königinnen Englands erinnnerte. Die Geschichte lehrt aber — freilich muß sie aus andern als englischen Quellen studirt werden, — daß England, ein paar vorübergehende und unbedeutende Entfremdungen abgerechnet, sich seit dreihundert Jahren mit Rußland in der herzlichsten Cooperation befunden hat. Was den letzten großen Krieg gegen Frankreich betrifft, so sind wir Deutschen immer zu sehr geneigt, das englisch-russische Bündniß in einem falschen, einseitigen Lichte zu sehen, weil dasselbe unserer Befreiung zu Hülfe kam. Aus älterer Zeit ein paar Facta.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war in Deutschland die Furcht vor dem Umsichgreifen Rußlands ganz allgemein. 1518 schrieb Kaiser Maximilian an den Großmeister des Deutschordens: „Die Integrität Polens ist unerläßlich für die Wohlfahrt Europas; das Wachsen Rußlands ist voller Gefahr." 1588 warnte Ferdinand I. den König von Schweden, den Angriffen Rußlands auf Livland nicht gleichgültig zuzusehen; der Verlust würde „hauptsächlich die skandinavischen Reiche treffen: denn Rußland werde sich unfehlbar zum Herrn des Baltischen Meeres machen." 1564 ersuchte der König von Polen den Senat von Lübeck, den Verkehr mit Rußland einzuschränken. Anstatt vertrauensvoll auf die Lords zu sehen, die acht Mann hoch, von denen zwei schlafen und zwei mit den Damen plaudern, die auswärtigen Verhältnisse discutiren, anstatt hartnäckig zu hoffen, daß die tiefe englische Staatsweisheit sich endlich herrlich offenbaren werde, sollten wir von unsern Vorfahren lernen. Der Senat antwortete: „Er begreife sehr wohl, was die ganze Christenheit von den Moskowitern zu fürchten habe, und er sei längst darauf bedacht, die Verschiffung aller solcher Gegenstände zu verhüten, welche den Russen eine größere mechanische oder intellectuelle Macht geben könnten. Den an sich harmlosen Handel zu sperren, scheine nicht zweckmäßig; es fänden so viele Personen darin Beschäftigung und Unterhalt. Würde er plötzlich gehemmt, so sei zu fürchten, daß diese Personen sich nach Rußland übersiedelten, und nichts könne gefährlicher sein, als die Russen an das Meer und den Seehandel zu gewöhnen." Seit dem Dardanellenvertrage, der im Frieden allen Kriegsschiffen den Durchgang untersagt, sind oft in England für Rußland gebaute Kriegsschiffe mit Vorwissen der englischen Regierung in das Schwarze Meer geschmuggelt worden. 1571 ersuchte der Herzog Alba, der sich auf Beurtheilung des Despotismus verstand, Kaiser und Reich, die Ausfuhr von Waffen und Kriegsbedarf nach Rußland zu untersagen; denn, wenn Rußland je mit der Kriegskunst und den Erfindungen Europas bekannt werde, „so würden nicht nur die Niederlande, sondern die ganze Christenheit es zu bereuen haben." Und wie verhält sich England während dieser Zeit? Gerade die blutige Maria verbot auf Ansuchen Schwedens, 1556, die Waffenausfuhr nach Rußland. Gerade die gefeierte Elisabeth befolgte die entgegengesetzte Politik. Der König von Polen schrieb ihr: „Wir bedauern, daß der Zar, der Feind aller Freiheit, seine Mittel täglich vermehrt durch die Vortheile des Handels und des Verkehrs mit civilisirten Völkern. Bis jetzt verließen wir uns auf unsere Ueberlegenheit in Künsten und Wissenschaften, aber nur zu bald wird er Alles erfahren haben und sich auf die ganze Christenheit werfen." Und was that Elisabeth? Sie schrieb 1570 an „unsern theuern Bruder," nämlich Iwan den Schrecklichen: „Wenn zu irgend einer Zeit das Unglück es wollen sollte, daß Ihr durch irgend ein zufälliges Ereigniß, geheime Verschwörung oder auswärtige Feindseligkeit getrieben werden solltet, Euer Land zu verlassen, so werden wir Ew. Hoheit mit Ehren und Artigkeit empfangen, und wir Beide wollen gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde mit unsern gemeinschaftlichen Kräften fechten, und das auf Ehre und Fürstenwort (parole d'un gentilhomme)." Am 28. October 1715 schlossen England und Rußland zu Greifswald einen Frieden (gewissenhaft übergangen von englischen Schriftstellern) des Inhalts, daß Ingermannland und Livland in den Händen Rußlands, Bremen und Verden in den Händen Georgs I. bleiben sollten.

Und weshalb an diese Dinge erinnern jetzt, wo in Deutschland so viel Sympathie für England rege ist? Erstens weil es gefährlich ist, Sympathien auf factisch unrichtige Voraussetzungen gründen, oder vielmehr zur Rechtfertigung von Sym-

Digitized by Google

pathien, die einmal da sind, sich ein unrichtiges Sachverhältniß zurechtmachen. Zweitens weil Sympathien nichts werth sind in der Politik. Und drittens weil die sehr nahe liegende, aber sicher unrichtige Annahme bekämpft werden muß, daß, weil Deutschland Sympathien für England hat, auch England Sympathien für Deutschland haben müsse. Ein Zeuge, den man wird gelten lassen, hat sich am 1. März 1848 folgendermaßen darüber ausgesprochen: „Was die romantische Vorstellung betrifft, daß Völker oder Regierungen in einem erheblichen Grade oder dauernd durch Freundschaft oder der Himmel weiß was bestimmt würden, so sage ich, daß Diejenigen, welche diese romantischen Vorstellungen hegen und von den Beziehungen zwischen Individuen auf die Beziehungen zwischen Völkern schließen, in einem eitlen Traum befangen sind. Das einzige Motiv, das eine Regierung bewegt, dem Rathe einer andern zu folgen, den Vorstellungen einer andern nachzugeben, ist die Hoffnung, dadurch einen Vortheil zu erreichen, auch die Besorgniß, durch die Ablehnung und den Widerspruch sich unangenehmen Folgen auszusetzen."

Das ist so wahr wie irgend ein mathematischer Lehrsatz und kann man danach die Aufrichtigkeit beurtheilen, mit der Lord Palmerston beim Champagner „allen Unterdrückten die Hand hinzuhalten" pflegte, mit der er an den diplomatischen Stilübungen des verflossenen Jahrs über Rechtsgefühl, lebhafte Theilnahme für die Unabhängigkeit des Sultans ꝛc. theilgenommen hat, mit der er der Deputation von Finsbury die gefeierte Antwort gab: die Regierung ist nur die Dienerin der öffentlichen Meinung; drängen Sie uns nur, wir sind bereit, Alles zu thun. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, den kühlen Humor, mit dem das gesagt, oder die warme Begeisterung, mit der das aufgenommen wurde.

Die Aeußerung war um so „kühler," als die öffentliche Meinung in England so gut als gar keinen Einfluß auf die auswärtige Politik hat. Man wird das vielleicht für eine sehr große Ketzerei erklären, wenigstens für sehr unpolitisch, das jetzt auszusprechen. Darauf ist zu antworten erstens: eine Ketzerei mag es sein, aber es ist wahr; und zweitens: die regierenden Kreise wissen das überall, und wer irgend ein Ding weiß, hat dadurch ein unleugbares Uebergewicht über Den, der es nicht weiß. Die öffentliche Meinung in England ist im Allgemeinen außerordentlich gleichgültig gegen die auswärtigen Verhältnisse, weiß daher außerordentlich wenig von ihnen und ist schon deshalb gar nicht im Stande, einen erheblichen Einfluß auf das Ministerium auszuüben, auch wenn sie wollte. Sie äußert sich nicht durch eine stetige Controle, sondern durch "fits," Aufwallungen, die durch irgend einen äußern Anstoß erzeugt werden. Sie übersieht daher die Entstehung der Verwickelungen, versäumt die Stadien, in denen der Politik leicht eine andere Richtung gegeben werden konnte, weil noch keine vollendeten Thatsachen vorliegen. Sie ist, wenn erwacht, leicht irrezuleiten, in nutzlosen Anstrengungen zu verdampfen, durch einen geriebenen Minister oder einen Mountebank von Demagogen dahin zu bringen, daß sie dem Schatten anstatt dem Dinge nachläuft. Man vergleiche Cobden jetzt und zur Zeit der Kossuth-Begeisterung; man vergleiche den Spektakel über die papal aggression mit der Schlaftrunkenheit des letzten Jahres. Daß das Parlament die auswärtige Politik controlire und bestimme, ist eine Fabel, über die Niemand herzlicher lacht, als die ehrenwerthen Mitglieder selbst. Die Volksversammlung zu Athen, der Senat in Rom, in Lübeck, in Venedig, in Washington, der Divan, die Rathsversammlung der Indianer um das Feuer, selbst das Comite der französischen Deputirtenkammer üben oder übten eine Controle über die auswärtige Politik. Die Gemeindeberathung eines deutschen Dorfs, ob ein Grundstück verkauft, ob ein Proceß gegen den Nachbar angefangen werden soll, ist eine ernsthafte Sache, die Gehalt und Folgen hat. Die Debatten des Parlaments über diesen Gegenstand sind Schaum, die gepriesene Controle durch die Opposition eine Farce. Was will man gegen die Thatsachen sagen, daß außer den Mitgliedern des Russel'schen Ministeriums kein Mensch eine Zeile von den Verhandlungen über den dänischen Vertrag gesehen hat? daß der Graf Malmesbury, nachdem er das Ministerium des Auswärtigen übernommen, von dem Baron Brunnow, dem russischen Gesandten, aufgefordert wurde, sich doch ja mit dem Memorandum von 1844 bekannt zu machen: „es sei der Schlüssel zu der englischen Politik?" Seit Hr. Gladstone mit seiner Anleihe, die keine Anleihe sein sollte, durchgefallen ist, hört man von den allerministeriellsten Leuten kein anderes Urtheil über Ihrer Majestät Minister als "a set of fools." Aber das parlamentarische Cliquenwesen ist derzeit so bestellt, daß man keinen andern set zusammenbringen kann. Wenn ihr mit unserer Politik nicht zufrieden seid, wenn euch die Auskunft, die wir euch geben, nicht gefällt, so gebt uns ein Mißtrauensvotum! hat der brutale Sir James Graham schon zum dritten Male in dieser Session gepocht.

Aus solchen Erscheinungen, deren Register sich ins Unendliche verlängern ließe, folgt nicht, daß Deutschland mit Rußland oder gegen England sein soll, folgt nicht, daß eine Volksvertretung entbehrlich ist, folgt überhaupt alles Das nicht, was erzürnte Anglomanen aus einer ungünstigen Kritik Englands abzuleiten lieben. Wohl aber folgt daraus, daß man der kleinen Clique, welche die aus-

Digitized by Google

wärtige Politik Englands bestimmt, nicht — um eine sehr bezeichnende englische Phrase zu brauchen — für mehr Credit geben muß, als sie verdient; es folgt daraus, daß man die Standesinteressen dieser Clique nicht außer Rechnung lassen, daß man sich nicht mit allgemeinen Vorstellungen und täuschenden Eindrücken von den englischen Institutionen beruhigen, daß man nicht nach einem Brot greifen und einen Stein oder Bovist fassen soll. Man will doch nicht die englischen Institutionen, weil sie englische Institutionen sind, sondern weil man Raum und Sicherheit für eine humane Entwickelung haben will; das ist ein Zweck, für den man etwas Suchen und Prüfen wohl aufwenden darf. Wir haben noch immer zu viel Metaphysik im Leibe; je mehr sie aus andern Gebieten vertrieben wird, desto heftiger scheint sie sich, gleich einem Rheumatismus, auf die Politik werfen zu wollen. Es ist bloße Metaphysik, die mit dem „Parlamentarismus" spielt. Es wird Einem dabei, als bekäme man den Mund voll Häcksel, während rings die saftigen Früchte hängen. Was in den englischen Institutionen taugt, das ist auf deutschem Stamme gewachsen; danach können wir in unserer eigenen Geschichte, freilich unter Schutt und Gräbern des Dreißigjährigen Kriegs suchen. Das eigenthümlich Englische, die Entwickelung seit 1688, werden wir nie haben, weil uns die Voraussetzungen fehlen; und es ist auch nichts daran verloren. Wir thun ganz Unrecht, der gewöhnlichen englischen Auffassung der Revolution von 1688 zu folgen; Macaulay hat in Deutschland großen Schaden angerichtet, wenigstens mit seinen spätern Schriften. Wenn Vincke sein Werk heute schriebe, würde er sicher nicht in den einen, freilich großen Irrthum gefallen sein, das Parlament als den Wächter der Freiheit oder Freiheiten hinzustellen. Bei einem Deutschen ist die Anschauung sehr erklärlich und auch in England macht sie seit Menschenaltern immer beschleunigte Fortschritte. Aber so alt wie das Aufkommen des Parlaments ist der Spruch: Wenn England je untergehen soll, so werden seine Parlamente schuld daran sein. Der Vorstellung, daß das Parlament der oberste Hüter des Rechts sei, liegt die vielleicht unbewußte Voraussetzung zum Grunde, daß der Krone eine umfassende Beamtenmaschine zu Gebote stehe. Die englische Krone hatte und hat noch bis auf diese Stunde keine solche Maschine. Abgesehen von dem großen Bürgerkriege sind die Schlachten für die Freiheit Englands in den Gerichtshöfen, vor den Juries, in den Gemeinderäthen, in den Grafschaftssessionen geschlagen worden, und ohne solche Bundesgenossen hätte das Lange Parlament nichts ausgerichtet. Es hat keinen erbittertern Feind der freien Meinungsäußerung gegeben als das Parlament, und heute noch bricht dieser Haß vor, sobald die Presse einem süßen parlamentarischen Unfuge auf das Lebendige kommt. Die deutsche Presse hat diesen Haß nicht zu scheuen; machen wir denn von dieser Freiheit den Gebrauch, den Recht und Wahrheit gebieten und den zugleich unser eigener wahrhafter Vortheil erfordert. (D. Museum.)

Die Deutschen und die Know-Nothings.

Wer sind die „Know Nothings?" Wo ist ihr Wigwam, wo ihre Häupter — wo halten sie ihre Conventionen, wo berathen und beschließen sie ihre Platform? Welches sind eigentlich ihre Prinzipien? Ueber alle diese Fragen vermag die Presse noch keine genügende Auskunft zu geben, denn so oft sie es auch versucht hat, es ist noch Nichts darüber da, was nicht angezweifelt oder in Abrede gestellt werden könnte. Viele Anzeichen, namentlich das plötzliche Erscheinen einer Platform und Candidatenlisten ohne Namensunterschrift, die dennoch die ausgebreitetste Berücksichtigung finden, lassen vermuthen, daß sich eine Partei im Geheimen bildete. Sind nun aber die Blätter, die seit Kurzem in Washington, New York, Boston und in andern Städten auftauchten, die Organe derselben, und sind die Platformen, die sich, abgesehen von einigen Abweichungen, darauf zurückführen lassen, Allem den Krieg zu erklären, was der Herrschaft des Protestantismus und des Nativismus in den Weg treten könnte — sind diese Platformen die ächten Erzeugnisse dieser geheimen Organisation? — Gleichviel, halten wir uns an die Thatsachen, die uns vorliegen. Es sind dies, außer den genannten Blättern und Platformen, die Wahlen in New Orleans, Washington und Philadelphia. Bei allen siegten Männer, die sich zum Protestantismus und zum Nativismus bekennen, die ferner der Partei der Administration, also der demokratischen, abgeneigt waren und sich mehr den Grundsätzen der Whigs zuneigten. Das sind unleugbare Thatsachen, deren Gewicht durch den Umstand noch vergrößert wird, daß die Gewählten so enorme Majoritäten erlangten, wie sie früher noch nie dagewesen waren. Nothwendig mußten sich verschiedene Parteien vereinigt haben. Die Presse berichtet einstimmig, daß in Washington die Natives, Whigs und "all free thinking Germans" für das Ticket, das den Sieg

Digitized by Google

errang, geſtimmt hätten. Wir möchten gern wiſſen, ob das Letztere wahr wäre und meinen, daß die Deutſchen in Waſhington ihren Landsleuten darüber wohl Auskunft geben ſollten. Auch in Philadelphia ſcheinen die Whigs, Natives und Temperenzler vereint den Sieg errungen zu haben. Hier war die Platform noch viel prononcirter, und die Antrittsrede des neuen Mayor Conrad zeigt, daß die Grundſätze der Natives auch durchgeführt werden ſollen.

Solche Thatſachen ſprechen lauter, als alle Gerüchte über geheime Verſchwörungen und alles Gefaſel des "Wide Awake" oder die fanatiſchen Wuthausbrüche einzelner "Know Nothings" in den "Times" und andern Blättern gegen die "Foreigners." Sie lehren, daß allerdings eine Partei exiſtirt, die wir, der allgemeinen Bezeichnung folgend, Know Nothings nennen wollen, die es dahin gebracht hat, verſchiedene ſich unter einander ſonſt bekämpfende politiſche Parteien zu einer geſchloſſenen Phalanx zu vereinigen, um Front zu machen gegen Rom und die „Ausländer."

Um ein ſolches Vereinigungswerk zu vollbringen, gehört nicht blos große Energie, ſondern auch ein glühender Haß gegen die Feinde, gegenwelche dieſe Union gerichtet werden ſoll, groß genug, daß der Meinungszwieſpalt der einzelnen Parteien vor ihm in den Schatten tritt. Unmöglich kann ein amerikaniſcher Bürger nichts weiter vor Augen haben bei Wahlen und Aemtervertheilungen, als dieſelben in die Hände eines Anti-Katholiken und Anti-Foreigner zu bringen. Die großen Fragen der Sklaverei, Temperenz, des freien Bodens, des Tarifs u. ſ. w., die ſo lange den Knotenpunkt des Parteiweſens bildeten und die heftigſten Leidenſchaften und Anſtrengungen für und wider hervorriefen, können unmöglich plötzlich aufhören, für dieſe Parteien zu exiſtiren. Wenn wir demnach ſehen, daß ſie bei jenen Wahlen hintangeſetzt wurden, daß der Temperenzmann mit dem Gegner des Liquor-Verbots, der Whig mit dem Freeſoiler ſtimmte, ſo läßt ſich das zum Theil daraus erklären, daß die beiden in Rede ſtehenden Wahlen nur ſtädtiſche Wahlen, alſo von untergeordneter politiſcher Wichtigkeit waren. Zu gering darf man ihren Werth aber deshalb doch nicht anſchlagen, denn das "no popery, no foreigners," das Loſungswort bei dieſen Wahlen, war ein politiſches Prinzip, dem die Frage, wer der Tüchtigſte und Sachkundigſte zum Mayor oder Stadtrath ſei, untergeordnet wurde. Andern Theils aber erhellt aus dieſer Vereinigung, daß die Amerikaner, die mit den Know Nothings ſtimmten, die Grundſätze derſelben im Augenblick für wichtiger, als alle andern Parteifragen hielten. Wie wenn ein äußerer Feind ſchon an den Küſten ſtände und ſeine Feuerſchlünde das Kapitol bedrohten, ſo ſehen wir plötzlich die Amerikaner ſich vereinigen, um ihn zu bekriegen und das Vaterland zu retten! Iſt ein ſolcher Fall eingetreten? Iſt die Republik ſchon in Gefahr? Iſt etwa Rom wieder der Herr der Chriſtenheit geworden, der die Völker zu einem neuen Kreuzzuge führt gegen das Land der Ketzer und Republikaner? Wahrhaftig, er würde ſchlecht ausfallen, denn, wenn nicht eher, hier würde die große Hälfte in's feindliche Lager deſertiren. Den Know Nothings ſcheint aber die Union von Rom und den Foreigners ſchon halb eingenommen zu ſein. Was iſt daran Wirkliches, mit nüchternen Blicken betrachtet? Beide haben allerdings einen großen Einfluß in Nordamerika erlangt. Aber unbegreiflich ſcheint es dieſe beiden Dinge in einen Topf zu werfen. Der zufällige Umſtand, daß ein großer Theil der „Fremden," namentlich der Irländer, Katholiken iſt, rechtfertigt das durchaus nicht, denn die Proteſtanten werden auch mit bekriegt, ſobald ſie „Fremde" ſind. Die eingeborenen Bürger der Union werden aber ebenfalls mit bekriegt, ſobald ſie der römiſchen Kirche angehören und das ſind nicht wenige. So ſehen wir, daß die Know Nothings überall ſich ſelbſt mittreffen, wohin ſie auch ihre Schläge richten. So unſinnig ſind aber die Know Nothings nicht, daß ſie das nicht einſähen. Sie müſſen alſo ihre Politik ſo einrichten, daß das eine ihrer Prinzipien da mehr in den Hintergrund tritt, wo ſie unterliegen müßten, wenn ihre Gegner, alle Katholiken und alle Fremden, ſich vereinigen könnten. In New York tritt beſonders der Haß gegen die erſteren hervor, in Philadelphia ſcheint man mehr gegen die „Foreigners" aufgeſtachelt zu haben. Wo ſie aber auch den Sieg erfechten, er kann unmöglich von langer Dauer ſein, ausgenommen da, wo die Einwohnerſchaft in ihrer Mehrzahl aus nichtkatholiſchen Natives beſteht und dort wäre es ſicher unnöthig, eine Know Nothing-Partei zu gründen. Das ganze Auftreten derſelben deutet auf einen ſolchen verblendeten Fanatismus, daß die große Mehrheit der Unionsbürger ſich bald entſchieden davon abwenden muß. Bis aber dieſer Zeitpunkt kommt, können und werden die Know Nothings einigen Einfluß ausüben und die jetzige Kriſis der Umbildung der politiſchen Parteien ſich zu Nutz zu machen ſuchen. In ihren Prinzipien liegt der Keim zu manchem Guten, doch wenn ſie dazu gelangten, ſie jemals völlig zur Herrſchaft zu bringen, würde die Union eine Geſtalt annehmen, die ihr in der Zukunft eine ganz andere Richtung und Stellung in der Weltgeſchichte anwieſe, als die ſie auszufüllen berechtigt iſt. Die Zerſtückelung der Union wäre unausbleiblich. Es wür-

den sich römisch-katholische und stockprotestantische Staaten in ihr bilden und sich einander feindlich gegenüber stehen, und die Einwanderung würde sich von den Theilen derselben ganz wegwenden, in denen die Know Nothings die Oberhand bekämen und denen zuströmen, die den Grundsätzen der Constitution hinsichtlich der religiösen Freiheit und der politischen Gleichstellung der Adoptivbürger mit den Eingebornen treu blieben. Ein Zustand, der den Despoten in Europa zu mephistophelischer Freude gereichen, ihren Triumph über das demokratische Prinzip vorbereiten müßte. Nordamerika würde im größeren Maßstabe die traurige Rolle spielen, die die uneinige Schweiz so lange auf dem europäischen Continente ausfüllte. Zu solchem Unheil wird es der gesunde Sinn der Eingebornen, wie der Adoptivbürger nicht kommen lassen!

Das Gute in den Know Nothings ist ihre Opposition gegen den Katholicismus, dessen höchste Autorität nicht die Gesetze dieses Landes, sondern der Oberpriester in Rom ist. Mehr und mehr gewinnt die römische Hierarchie und der Jesuitismus Boden in der Union. Freilich huldigen die Know Nothings auf der andern Seite wieder der protestantischen Kirche*) und überschreiten in ihrem Hasse gegen die Katholiken alle Schranken der gesetzlichen religiösen Freiheit. Wir wollen nicht erörtern, ob der Rosenkranz oder die Bibel der freien Entwickelung des Menschengeistes hinderlicher ist. Dem Staat ist jener jedenfalls gefährlicher**), und ist der gefährlichere Gegner besiegt, dann ist es immer noch Zeit, den zweiten zu bekämpfen. In denjenigen Theilen der Union, wo das katholische Priesterthum schon großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten erlangt hat, oder nahe daran ist, ihn zu bekommen, sind die fanatischen Know Nothings keine ganz üblen Mauerbrecher, und die aufgeklärten Deutschen könnten vielleicht ein Compromiß mit ihnen eingehen; wo aber dies nicht der Fall, da ist auch das meiste von den nativistischen Tendenzen dieser Patei zu fürchten und die deutschen Adoptivbürger wenden sich gewiß am besten gegen sie. Was sie aber auch thun mögen und wo es sei, immer werden sie den Know Nothings gegenüber nur dann etwas erreichen, wenn sie gleichfalls eine feste, kräftige Haltung bewahren und gemeinschaftlich in geschlossener Phalanx handeln.

* * *

Nachdem dieser Artikel bereits vollendet war, erschien im New York Herald eine statistische Uebersicht über die Fortschritte der Nativ-Partei vom Jahre ihrer Gründung (1835) bis zum Jahre 1846. Aus dieser geht hervor, daß es den letzteren nur dann gelang, die Oberhand bei Wahlen zu erlangen, wenn sie mit den Whigs ein Compromiß abschlossen, also einen Theil ihres Prinzips opferten, und daß bisher nur bei lokalen Wahlen ihre Partei in die Wagschale fiel. Unsere Ansicht über die Know Nothings erhält dadurch nur Bestätigung. Hinzuzufügen haben wir blos, daß auch der Verfasser dieser Uebersicht über die geheime Organisation dieser Partei nicht im Klaren ist, und sich, wie wir, an die offen daliegenden Thatsachen hält, zu denen er außer den von uns angeführten noch die Bedini-Riots rechnet und die Riots in Brooklyn. Die ersteren haben indessen schwerlich damit etwas zu thun. Es waren hauptsächlich „Fremde," die ihrer Indignation gegen die politischen Henker ihrer Gesinnungsgenossen Luft machten; das Einschreiten der irischen Polizei gegen solche Demonstration bewies blos, daß diese ein Werkzeug der Pfaffen Roms war, die in Bedini vorzugsweise den Diener der katholischen Kirche sahen. Daß die Know Nothings nur eine neuere und bestimmtere Organisation der Nativpartei und ihres Ordens der United-Americans ist, liegt auf der Hand. Doch scheint sie jetzt nicht blos eine sorgfältigere Gliederung und Führung, sondern auch eine militärische Organisation zu haben. Mag dem sein, wie ihm wolle, die Frage des Nativismus und des Protestantismus einerseits und des freien Bürgerrechts aller Einwanderer und des Romanismus andererseits sind in sich so heterogener Natur, daß es nie mehr möglich sein wird, auf diese oder jene Platform eine große politische Partei zu gründen, die dauernden Einfluß gewinnen könnte. Möglich, daß bei den nächsten Präsidenten- und Congreßwahlen die Know Nothings sich mit den Whigs verbinden. Die Hauptfrage bei den Wahlen wird die Sklavenfrage sein, die Interessen des Nordens und Südens. Vor dieser werden die Know Nothings sehr in den Hintergrund treten, und kein adoptiver Bürger braucht sich dadurch abhalten zu lassen, für die Einschränkung der Sklaverei in ihre früheren Gränzen zu stimmen, weil er dann zufällig auch mit den Know Nothings stimmen würde. ***

*) Das beweist ihre offen ausgesprochene Verachtung aller „Ungläubigen" und besonders der „philosophischen deutschen Träumer."

**) Weil die römische Kirche den Staat unterjochen will.

Digitized by Google

Petersburger Schildereien.

Von Aurelio Buddeus.

I.

Der Wasserweg nach Petersburg führt nicht unmittelbar in die Residenz; beinahe einen ganzen Tag lang pflegen die Sperrmaßregeln an der Wassergrenze den Reisenden auf der Insel Kronstadt aufzuhalten, von wo aus er bei günstigem Lichte am Saum des Horizonts leise Anzeichen von der Nähe seines Reiseziels zu erspähen vermag. Auch der Landweg aus dem nichtrussischen Europa nach der Kaiserstadt, mag er nun durch das Königreich Polen führen oder durch die ehemals selbständigen Ostseeprovinzen, die heute russische Gouvernements sind, hat wenig Anziehendes; er ist größtentheils öde und einförmig und entspricht nur allzu sehr dem Bilde, das die deutsche Phantasie sich überhaupt von Rußland zu machen pflegt.

Dicht hinter Riga versinken unserem Rückblicke die althanseatisch nadelförmigen Thurmspitzen der Stadt zwischen wüste Dünenhügel und traurigen Kieferwald. Mit ihnen jede Andeutung davon, daß wir so eben die wichtigste Hafenstadt des Baltischen Meeres verließen. Denn Rigas Verbindungen nach dem Innern des Landes ziehen sich im Sommer fast ausschließlich stromaufwärts auf der Düna und Aa in das Reich hinein, wie ihm denn auch auf diesem Wege seine Zuflüsse kommen. Nur im Winter schlüpfen zahllose Schlittenkaravanen mit rasch trabenden kleinen Pferden und eifrig treibenden grauen Letten über die weite Schneefläche aus der Stadt in das Land, aus dem Land in die Stadt.

Munteres Leben begleitet uns eine weitere Strecke über Warschau hinaus, wenn wir über die Pontonbrücke der Weichsel, über die blutige Wahlstadt von Grochow, in den Wald hineinfahren, aus welchem einst die russischen Garderegimenter zum Sturm auf Praga heranrückten. Als letztes Erinnerungszeichen an Warschau sehen wir zurückblickend die grünrothweiße Fahne auf dem höchsten Gipfel der Citadelle flattern, unter deren Schutze l'ordre règne à Varsovie.

Die weiteren Umgebungen der Riga-Petersburger sowie der Warschau-Petersburger Route gleichen sich auf ein Haar. Aus dem Wald in den Wald, aus der Einsamkeit in die Einsamkeit rennen in klapperndem Galopp die Rosse, und nur selten klingelt an uns ein ähnliches Geschirr in vollem Lauf vorüber, als flüchte alles aus dieser Einsamkeit. Häufiger als im baltischen Lande tauchen wohl in Polen Dörfer empor aus der öden Langeweile der Umgebung. Aber schwer ist zu entscheiden, welche einen trostlosern Anblick gewähren: ob die, gleich faulen Bettlern, am Wege hingelagerten Hütten der Esthen und Letten, oder die in Schlammfluthen halb versunkenen Wohnsitze des Landvolks der altpolnischen Provinzen.

Dies dauert auf beiden Wegen nahe an drei Tage. Auf der baltischen Heerstraße sind indessen die Vorposten der Residenz weiter vorgeschoben als auf dem polnischen Wege. Dorpat war dort die letzte echt baltische Stadt, welche wir passirten; Narwa erscheint dagegen bereits wie Petersburgs Anfang. Die Pracht der mit gigantischen Adlern gezierten Narowabrücke, die Kuppeln der griechischen Tempel, welche sich meistens über dem Unterbau einer unverkennbar abendländischen Kirche emporwölben, die übermächtig zahlreiche Russenbevölkerung der städtischen Neubauten, die überall aufgestellten Soldaten- und Polizeiwachen — Alles scheint ein Vorspiel der Residenz. Auch die Chaussée, welche glatt wie eine Eisenbahn, breit wie ein Marktplatz von Narwa anhebt, um an Petersburgs Thoren zu enden, nachdem die bisherige Heerstraße sehr oft bezweifeln ließ, ob wir uns denn wirklich auf einer Straße befänden, vervollständigt den Eindruck. Dieser Eindruck aber ist ertödtende Uniformität.

An die Stelle der bisher hölzernen Werstpfähle treten steinerne Pyramiden von einer Gleichförmigkeit bis auf den einzelnen Stein, wie sie eben nur unter den russischen Verhältnissen möglich. Gleichförmig im Aeußern wie im Innern bis auf den schwarzledernen Ueberzug des Sopha's und die Stellung jedes Stuhls wiederholen sich auch die Stationsposthaltereien. Die Natur selbst hat mitgearbeitet an dieser furchtbaren Einförmigkeit; mannshohes Buschwerk auf spärlichem Haidegrund, welches zehn Fuß breit vom Straßengraben zu beiden Seiten beginnt, dahinter halbwüchsiger Föhrenwald mit seinen graurothen Stämmen bleibt das unabänderlich Einzige, was das Auge auf einer Strecke von mehr als 10 Meilen vor- und rückwärts, rechts und links erschaut. Es ist eine wahre Wohlthat, daß, nachdem wir noch die Kasernenstadt Jamburg im letzten Abendschein durchfahren, die immer mehr verödende Landschaft in Nacht versinkt und die Sonne erst wieder aufsteigt, da wir die letzte Station vor Petersburg erreichen.

Welche Ueberraschung! Anstatt der bisherigen fast hüttenartigen Poststationen hält vor einem eleganten Gebäude unser Wagen, vor welchen man prächtige Pferde von edler Zucht spannt, während ein langbarteter Rosselenker im russischen Kaftan

Digitized by Google

mit hellglänzenden Knöpfen und rothem zweizipfligem Gürtel den Kutscherſitz beſteigt, worauf bisher meiſtens zerlumpte Buben ſaßen. Und vorwärts fliegt die Quadriga auf prachtvoll geweiteter Fahrbahn.

Linkshin leuchtet durch die Büſche Strelna, einſt Alexander's Lieblingsaufenthalt, und jetzt noch, wenn gleich nicht mehr in kaiſerlicher Gunſt, doch ein wohlconſervirtes Luſtſchloß. Dann zeigen ſich, zuerſt einzeln, nachher häufiger hinter Birken, Fichten und Tannen, die Landhäuſer der Petersburger Vornehmen.

„Datſchen", Geſchenke, nennt ſie der ruſſiſche Sprachgebrauch: und obzwar die Meiſten dieſen Ausdruck, nach Petersburger Sitte, mit Bezug auf kaiſerliche Gnadenſpendungen erklären, behaupten Andere, der ruſſiſche Sprachgebrauch ſei dankbar geweſen gegen das nichtruſſiſche Europa, von welchem die ruſſiſche Welt den ſchönen Brauch der Landhäuſer als ein Geſchenk empfangen.

Wie dem auch ſei, ausgebildet hat die Petersburger Welt dieſe Geſchenke mit wahrhaft üppiger Phantaſie. Was irgend alle Bauſtyle an Leichtigkeit, Freiheit und Koketterie beſitzen, miſcht ſich an ihnen ſo unentwirrbar zuſammen, daß aus dieſem Chaos endlich wieder eine eigene, zwar regelloſe, aber äußerſt gefällige Bauweiſe entſtand. Allerdings iſt hier lauter Holz, was anderwärts ſolides Steingefüge; aber damit iſt eben auch die Möglichkeit und Leichtigkeit der zierlichſten Ausführung gegeben. Alle verſchiedenen Richtungen der Baukunſt durchwehen jedoch aſiatiſche Erinnerungen, welche ſich an den maſſenweis angebrachten Säulen und Säulchen, Pfeilern und Gitterwerken, an den Kiosks und lauſchigen Verſtecken hervordrängen. Weitfaltige Draperien in grellen Färbungen, bunte Teppiche, goldſchimmernde Quaſten, Franzen, Leiſten und Hohlkehlen heben ſich aus den Farbenmaſſen des Anſtrichs hervor; dazu Blumen in unerhörtem Reichthum. Unvorbereitet hierher verſetzt, würden wir viel eher an Liſſabon, Neapel oder Konſtantinopel denken als an das ſchlammige Newadelta unter dem 59. Breiten- und 47. Längengrade. Denn auch in den minder luxuriöſen Umgebungen der Gebäude ſind die wenigen Baumarten mit der den Ruſſen eigenen Kunſt in immer neuen Gruppen zu fortwährend wechſelnden Schattirungen zuſammengeſtellt. Dazu bewahrt der ſammetglatte Raſen auf dem feuchten Moraſtgrund das herrlichſte Grün und —ſeltſam genug—gerade die ſibiriſche Fichte gleicht von fern einer recht üppigen Cypreſſe zum Verwechſeln.

Plötzlich ändert ſich die Scene. Dorfhütten im ſchwäbiſchen Styl treten an die Stelle des ariſtokratiſchen Landhäuſerluxus. Obſtbäume umſtehen ſie; über ihren Thüren prangen lauter Namen echtdeutſchen Klanges. Wir befinden uns in der Hauptſtraße einer jener deutſchen Colonien, welche bereits unter Katharina ſich hier anſiedelten.

Fahren wir vorüber! Auch dieſe Deutſchen behielten aus der Heimath nichts als den Namen; ſelbſt die Sprache verſank in ruſſiſchen und ingriſchen Ausdrücken. Erſparen wir uns alſo jetzt den Schmerz, auf flüchtiger Fahrt noch weiter nach dem Verlorenen zu fragen; öffnet ſich doch, ſowie dies Dorf geendet, der herrlichſte Ausblick auf die ganze Pracht der Reſidenz.

Linkshin blickt zuerſt durch Bäume, dann frei über eine weite von zerſtreuten Häuſer- und Baumgruppen geſchmückte Au, die Newamündung im Morgenſonnengold als prachtvolle Grenze des Umblicks. Zwiſchen den weißen Segeln der Flußboote ſchießen die ſchwarzen Rauchflaggen der Dampfſchiffe über die Waſſerfläche dahin. Jenſeits des Waſſerlebens hebt es ſich im wellenden Nebel wie neue Wogen, ſcheinbar bewegt; es iſt das unermeßliche Häuſermeer Petersburgs auf den Inſeln der Newamündung. Gerade vor uns ſteigen nach und nach, trotz des Kampfs zwiſchen Sonnenſtrahlen und Qualm der ſoeben erwachenden Stadt, deutlich abſchreibbar Häuſermaſſen am Rande der Sehweite herauf; aus ihnen ſchießen zwei glänzende Nadeln empor, die goldgedeckten Spitzdächer des Admiralitäts- und des Feſtungsthurms; neben ihnen lagern tiefer im Rauch gleich glitzernden Goldhügeln die millionentheuern Kuppeln der Iſaakskirche.

Eine Wendung des Wegs, und die ganze Fata Morgana iſt wieder verſchwunden. Ebenſo überraſchend wie vorher die Reſidenzpracht, dehnen ſich wieder breite Striche des traurigſten Sumpflands und eine Halbwüſte bis an die mühſam daraus emporgewölbte Straße heran. So eng grenzt hier ſchwelgeriſche Erkünſtelung üppiger Lebenspracht an die roheſte Urſprünglichkeit einer troſtloſen Lebensöde; alle Uebergänge fehlen in der Naturerſcheinung wie im Menſchenleben. Den einzigen Zuſammenhang der Gegenſätze, doch abgeſchieden und antheillos am Einzelnen vorüberlaufend, bildet die kaiſerliche Heerſtraße — ein aufgemauertes Ukas.

Man ſieht von Petersburg, von der Stadt der goldblinkenden Pracht, nichts eher wieder, als bis man hineinfährt durch die Triumphpforte, welche einſt dem Kaiſer Alexander errichtet ward, als er zurückkehrte aus jenem Kriege, von welchem ruſſiſche Geſchichtſchreibung behauptet, er ſei geführt worden „für Deutſchlands Befreiung und die Erſchaffung des heutigen europäiſchen Staatenſyſtems". Als ob dies gleichbedeutende Dinge wären!

Die ſchnurgeraden Straßen mit den koloſſalen Häuſern beginnen. Nichts mahnt in denſelben

Digitized by Google

an etwas Originelles oder Nationelles, denn sie sind noch menschenleer. Erst tief in die Stadt muß der Wagen rollen, um von den Menschenfluthen umwogt zu werden. Aber diese unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen anderer Weltstädte, daß sie beinahe unhörbar vorüberströmen. Freilich rasseln die Räder der Fuhrwerke, freilich klappern die Hufe der Rosse, allerdings dröhnt der Taktschritt marschirender Truppenabtheilungen, und natürlich hört man auch die Rufe der Verkäufer. Aber der eigentliche Lärmen der Lebensunbefangenheit fehlt; es ist, als habe Jeder zu befahren, zornige Mächte aus bedrohlichem Halbschlummer zu wecken.

Man vermag sich eines Gefühls der Unbehaglichkeit nicht zu erwehren, und dieser Eindruck setzt sich fort, wenn wir endlich das Gasthaus erreichten. Nur ist es hier anderer Art. Es gibt nämlich in Petersburg keine Gasthäuser westeuropäischen Styls; selbst die vornehmsten und besten bleiben Logirhäuser im eigentlichen Sinne des Worts. Aber tadeln wir nicht zu früh; gerade diese Unbehaglichkeit bei der Ankunft ist die Folge einer russischen Tugend — der bereitwilligsten Gastfreundschaft. Selbst in Petersburg ging dieselbe nicht verloren; nur der vollkommen Fremde bedarf einige Tage lang den Gasthof, jede oberflächlichste Bekanntschaft läßt ihn sehr bald jenen Mangel vergessen.

Indessen, wo er sich auch wohnlich einrichten will, überall muß sein erster Ausgang und sein erstes Geschäft die Präsentation seiner Person vor jener Behörde sein, welche den officiellen Titel führt: „Dritte Abtheilung der eigenen Kanzelei Sr. Majestät des Kaisers.“ Das Publicum nennt sie kurzweg das Gendarmeriecorps, und in Wahrheit ist es die Geheimpolizei. Daß dieses Geschäft abermals nicht geeignet ist, einen angenehmen Eindruck zu machen, versteht sich von selbst. Freilich behaupten die Russen, ihre Regierung zeige sich darin außerordentlich ehrlich, daß sie ganz offen das Vorhandensein dieses Instituts anerkenne, während andere Regierungen dasselbe fortwährend verleugnen und doch nicht darauf verzichten mögen. Wir wollen die Streitfrage unentschieden lassen. Verzeihlich ist es wenigstens gewiß, wenn der Fremde mit eigenthümlichen Empfindungen die kleine russische Kirche betrachtet, welche dicht vor dem Gebäude der Geheimpolizei steht. Ihr Friedhof ist nämlich durch aufwärts gerichtete Kanonenläufe umzäunt, welche miteinander durch schwere Ketten verbunden werden. Es ist, als sähe man dadurch das eherne Zusammenwirken der soldatischen und kirchlichen Herrschaftselemente zu engster Umzäunung aller menschlichen Freiheit und Selbstständigkeit versinnbildlicht —ein Sinnbild, welches wir anderwärts gewöhnlich nicht öffentlich ausgestellt finden.

Uebrigens hat man es auf dem Geheimbureau keineswegs mit uniformirten Gendarmen zu thun. Diese besetzen nur die Höfe des Gebäudes und nehmen uns am Eingang des Expeditionszimmers dienstbeflissen den Mantel ab, während wir von äußerst gewandten Leuten mit den artigsten Gesellschaftsformen begrüßt werden: eine Erscheinung, die dem Fremden aus den heimischen Polizeibureaux gerade auch nicht geläufig ist. Bei der rasch und lebhaft eingeleiteten Unterhaltung durchfliegen sie unsern russischen Paß, der bereits beim Eintritt in das Reich gegen die heimathlichen Originalpapiere eingetauscht wurde, erkundigen sich beiläufig nach unsern Bekanntschaften, Empfehlungen, Reisezwecken u. s. w., und überreichen uns endlich den Erlaubnißschein zur Einlösung einer Aufenthaltskarte. Wer nicht genau Acht gibt, bemerkt es kaum, daß während dieses Gespräches einige schweigsame Personen durch das Zimmer gingen, andere aus den offenen Seitenthüren uns vom Kopf bis zur Zehe musterten, dem Tonfall unserer Stimme lauschten und die Antworten auf die vorgelegten Fragen genau bemerkten. Dies aber sind die Schutzgeister, deren zwar unsichtbarer, doch desto aufmerksamerer Obhut der Fremde während seines Verweilens anvertraut ist.

Nachdem endlich noch die recht theure Aufenthaltskarte gelöst ist, sind wir im Uebrigen von allem äußerlichen Polizeiwesen unbehelligt. Wir können jenes herrlichste Geschäft der großen Städte, das beschauliche Umherschlendern, ganz ungestört betreiben. Nur müssen wir uns von vornherein an den Gedanken gewöhnen, daß damit nicht dieselben Vortheile des Kennenlernens der Verhältnisse wie in andern Weltstädten zu erlangen sind. Es gibt kein öffentliches Leben hier; daran scheitert jeder derartige Versuch. Es bedarf vielmehr gerade für den vollkommen unabhängigen Fremden langer Wochen und genauer Bekanntschaften, ehe er nur ein wenig in die Coulissen des hiesigen Lebens zu blicken vermag, um am Ende — doch nicht viel Anderes als neue Coulissen zu sehen.

Touristenhaft läßt sich Petersburg nur ganz äußerlich abthun; die offene und unbefangene Frage muß sich stets darauf gefaßt machen, eine parteiische oder absichtliche, verhehlende oder täuschende Antwort zu erhalten. Auch diese Parteilichkeit, Absichtlichkeit, Verhehlung oder Ostentation ist anders geartet, als wir sie sonstwo gewohnt sind. Sie gilt nicht nur dem eigenen Interesse, sie gilt auch dem Frager. Dem Franzosen gibt man ein anderes Bild als dem Deutschen, dem Vornehmen ein anderes als dem Mindervornehmen, dem Geschäftsmann ein anderes als dem Vergnügungsreisenden. Nur eins bleibt constant: das Lob der eigenen, die ostentirte Geringschätzung der ausländischen Verhältnisse,

Digitized by Google

Wir kommen erst spät zu der Beobachtung, daß solche Urtheile vorzüglich da erklingen, wo es gilt, mit einem Nebelflecken ausländischer Zustände die faulen Stellen der eigenen Verhältnisse zuzudecken. Dies nicht blos Petersburger, sondern ziemlich allgemein russische Verfahren ruft allerdings manche ähnliche Erinnerungen an den Localpatriotismus der heimischen Vaterländer wach.

Wie erwähnt, dauert es indessen längere Zeit, ehe man dazu gelangt, unsere neugeknüpften Bekanntschaften selbst nur zu solchen Aeußerungen zu vermögen. Wir haben unterdessen Zeit, die steinerne Stadtpracht zu bewundern; und fehlt auch ein wirkliches öffentliches Leben, so bieten doch die Gassen genügenden Stoff zu allerlei Betrachtungen. Vor allem lastet auf uns der immer wiederholte Eindruck der unbedingten Alleingeltung Dessen, was kaiserlich ist, die völlige Bedeutungslosigkeit alles Dessen, worüber kein doppelköpfiger Adler schwebt. Wir wissen es zwar längst aus Büchern und Zeitungen, wie alles Leben, Streben, Wirken und Schaffen in Rußland überhaupt und in Petersburg insbesondere vom Zarenthron ausgeht und zu ihm zurückkehrt. Trotzdem hat uns diese principielle Unterdrückung jeder menschlichen Selbstgeltung immer wie ein halb und halb verborgen gehaltenes Unrecht vorgeschwebt, wir haben keine wirkliche Veranschaulichung der alleinberechtigten Offenbarungen eines so rein asiatischen Verhältnisses gewinnen können. Nun breitet es sich dagegen mit einem Male zu Fleisch, Blut, Häuserpracht, Kirchenglanz, Sitte, Lebensbewegung, ja wie zum Seelenleben alles Vorhandenen geworden, vor unserm Auge.

Ist der Winterpalast mit den drohenden Geschützen der Peterpauls-Citadelle das Hirn, ist die Newa das Herz dieses kaiserlichen Geschöpfs, so ist die ungeheure Newskyperspektive, eine zwei Stunden lange Straße, die Pulsader dieses Körpers, von wo aus sich die Aeste nach dessen Gliedern abzweigen.

Auf der Newskyperspective drängt sich das eigentliche und echte Petersburger Gassenleben zusammen. Vom Admiralitätsthurm, dessen Gallerie das bekannte nadelförmige Goldach trägt, beginnt die wirbelnde Bewegung, und soweit das goldene Schiff, die Windfahne jenes Thurms, hinausblickt, treibt sie ihre Wogen. In der Mitte der marktbreiten Straße drängen sich die prächtigsten Viergespanne, Feldjägerwagen, ameisenämsige Lohndroschken, schwerbeladene Troiken, elegante Reiter neben donischen Kosaken, der wildschöne Tscherkeß neben der zum Schießstand rollenden Batterie in unzählbaren Massen durcheinander. Und dennoch so geräuschlos auf den glatten Holzbahnen, daß man fortwährend den gellen Warnungsruf der Kutscher für die Fußgänger heraushört. Auf den breiten Trottoirs dagegen bewegt sich zu Fuß die elegante Welt und die Schaar der Geschäftigen. Doch auch hier nur ein stummes Eilen, ein schweigsames Flüstern; das Klirren der Säbel ist das einzige entschiedene Geräusch in einer Menschenmenge, welche eben nur bestimmt scheint, den Glanz der Hofsäle auf der Gasse wiederzuspiegeln. Außer zu bestimmten Tageszeiten sieht man fast keinen Mann aus dem Volk. Vor dem blitzenden Schmucke der Uniformen, vor dem Glanze der Waffen und Orden, vor der Menge grüner Beamtenkleidungen mit goldenen Knöpfen tritt selbst der bürgerliche Rock in eine Unscheinbarkeit und Bedeutungslosigkeit zurück, wie thatsächlich das gesammte bürgerliche Leben in ganz Rußland.

Uniformirt ist nämlich Jeder, der nur irgend wie in einer betheiligten Beziehung zur Staatsmacht steht: der Straßenlaternenputzer ebenso gut wie der Großwürdenträger des Reichs, der Elementarschüler und der Student nicht minder als der wirkliche Soldat. Ja sogar eine Halbuniform der Gesichter besteht, indem die Militärs Backen-, Schnurrbart und Haupthaar nach genau vorgeschriebenen Maßen und Formen erziehen und beschneiden, alle Civilbeamten dagegen jeglichen Bart wegrasiren müssen. In Petersburg gehören nun aber unter einer Bevölkerung von 500,000 ungefähr 200,000 zu den Uniformirten und damit nicht genug, greift das Uniformartige auch noch tief hinein in die Classen der sogenannten „freien Stände".

„Frei" heißt nämlich im officiellen Sprachgebrauche Rußlands Jeder, der nicht im unmittelbaren Staatsdienste steht. Frei sind sonach nicht blos Handwerker, Kaufleute und Künstler, sondern auch die leibeigenen Arbeiter, deren 80,000 jährlich in die Residenz einwandern, um hier nach einem Lebensunterhalt zu suchen. Dagegen gehören jene Stände, welche wir vorzugsweise unter den Freien verstehen, Advocaten, Aerzte, Gelehrte u. s. w. fast immer irgendwie dem Staatsdienst an. Sie tragen also ebenfalls eine Uniform. Aber auch die freien russischen Classen scheinen nur in verschiedene uniformirte Heerhaufen zu zerfallen. Der lange, blaue Ueberrock, aus welchem oben der bärtige Kopf mit dem niedern breitkrämpigen Hute, unten ein paar plumpe Stiefeln hervorragen, ist die unabänderliche Uniform der nationalen Handwerker und Handelsleute. Ein kürzerer blauer Kaftan mit rothem Gürtel bezeichnet das 6000 Mann starke Regiment der Lohnfuhrleute; das von Schmutz oder Farben bunte, vom Strick umgürtete Hemd, ein griechisches Doppelkreuz auf der nackten Brust,

das Beil im Gürtel, der bloße, von einem Stirnband umzogene Kopf bezeichnet die Legionen der Handarbeiter.

Umsonst blickt man über die Menschen hinaus in die Straßen: auch sie tragen ihre gleichmäßige Uniform. Keine wagt es, sich unregelmäßig zu krümmen, kein Haus tritt darin vor oder zurück, jedes meldet sich auf Appell als anwesend durch den Namen seines Besitzers über der Hausthür; an jeder Unterbrechung der Reihe durch einmündende Nebenstraßen erscheint die Polizeiwachbude, vor dieser der grauröckige Budeschnik mit seiner Hellebarde; stets ragt eine Kirchenkuppel oder ein sonstiger Hochbau am Ende der Straße empor, gleich einem Hauptmann am Flügel seiner Fronte. Solche Uniform der Häuser und Menschen reicht vom Brennpunkt der Stadt bis an deren äußerste Grenzen. An Stelle wirklicher Ringmauern zieht sich dort ein Kreis von Kasernen um dieselbe, gleichsam die einzelnen, nach innen gerichteten Vorwerke der Citadelle an der Newa. Einen zweiten innern Kreis bilden Lazarethe und Armenhäuser. Dann kommen die Stadtkreise der Arbeiter und Dürftigen. Je weiter man aber vorrückt nach dem Winterpalaste, desto vornehmer werden die Quartiere; selbst auf den zur Stadt gehörigen Inseln der Newamündungen läßt sich eine gewisse Eintheilung der Stadttheile nach den Rangclassen ihrer Bewohner verfolgen.

Die zweite Abtheilung dieser Darstellung wird uns durch einige dieser concentrischen Kreise führen.

II.

An einer wüsten, halbüberflutheten Insel am Ausflusse der Newa, aus einem neueroberten, sumpfigen Küstenstriche und außerhalb der Grenzmarken des ursprünglichen Reichs ließ Peter I. eine Festung erbauen. Die nicht erstickt waren im Morast, nicht erfroren im Winter, nicht verkommen in den Wildnissen, woraus sie die Baumstämme herbeischleppten, mußten neben die Häuser ihrer herangezwungenen Herren die eigenen Hütten im Bereiche der Kanonen jener Festung zimmern. Das war der Anfang von Petersburg.

Erst Elisabeth ließ dann den Winterpalast als kaiserliche Residenz aufführen. Jetzt kamen bereits die Vornehmen aus dem Innern Moskowiens, Abenteurer und Staatsmänner, zurückgesetzte Söhne edler Geschlechter und edle Söhne zurückgesetzter Geschlechter, Glücksritter und Künstler, Schwindler und Kaufleute aus Deutschland, aus den Alpen, aus den Pyrenäen, aus dem Norden, Westen und Süden herangezogen, um sich um den Palast zu sammeln und im Sonnenglanze kaiserlicher Gnade zu erjagen, was die Heimath versagte—Glück und Ehren. So wuchs Petersburg.

Was man eine Geschichte nennt, wie sie unsere Städte groß und blühend gemacht hat, kennt Petersburg nicht. Die Festung jenseits der Newa, der Winterpalast diesseits des Flusses —das sind ihre Lebenselemente. Diesseits des Flusses liegt auch noch heute die sogenannte „Große Seite", thatsächlich ein erweiterter Kaiserhof, dessen Bevölkerung vorzugsweise zur Aristokratie zählt. Jenseits des Flusses wird hauptsächlich der Bedarf des Militärstaats befriedigt; da sind die kriegerischen Werkstätten, da die soldatischen Erziehungsanstalten; da wohnt die dabei beschäftigte Menschenwelt. Auf den Inseln der Newamündungen endlich arbeitet der größte Theil der Künstler und Handwerker für das Bedürfniß der Residenz. Aber damit dieser eigenthümlichen Regelmäßigkeit nicht der grelle Gegensatz der Ausnahmen fehle, gehört gerade ein Theil der „Großen Seite", der Stadt des Winterpalasts, dem Proletariate fast ausschließlich an, während außerdem wieder eine Straße in nächster Nachbarschaft des Glanzes der Krone sich als beinahe ausschließliche Colonie der Briten zeigt. Schade, daß das Eigenthum Altenglands den Namen „Galeerenstraße" trägt.

Lobsänger Rußlands haben vor wenigen Jahren in die Zerrüttung der socialen Zustände Europas hereingerufen, der Pauperismus sei eine unbekannte Erscheinung in Rußland. In Wahrheit jedoch erblicken wir die Offenbarungen desselben in Petersburg in einem Maße, wie kaum in einer andern Weltstadt. Dies weitläufig zu erörtern, ist hier nicht der Ort; andererseits aber ist die Frage auch zu wichtig, um ihre Erscheinungen gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Man übersieht es freilich leicht, dahinschreitend am Newakai, wie um Mittag auf der untersten Stufe der prächtigen Fluchttreppen ganze Schaaren halbnackter Männer sitzen, in der einen Hand ein Stück Brod, in der andern einen hölzernen Löffel, womit sie das Wasser zum Brod aus dem Flusse als Mittagsmahl schöpfen. Das sind jene nationalrussischen Einwanderer, welche, von ihren Leibherren gegen eine Abgabe auf bestimmte Zeit entlassen, verlockt von den goldenen Kuppeln der Zarenresidenz heranwanderten, um mit ihrem Beil im Gürtel und mit ihrem slawischen Nachahmungstalent einen Theil der goldenen Schätze zu erbeuten. Rußland hat für sie einen bestimmten Namen erfunden: man nennt sie das „schwarze Volk". Sie bilden nun zwar in Petersburg den geldärmsten, doch nicht den unglücklichsten Theil der Armen. Haben sie die ersten Wochen der Arbeitslosigkeit und des völligen Fremdseins überwunden, vernichtete nicht die für den Fremden in Petersburg drohendste Krank-

Digitized by Google

heit, der Typhus, alle Energie des Körpers und Geistes, so schlüpft das aalglatte russische Naturell ungeschwächt durch diese Kümmernisse. Und wenn im Spätherbst die Bauarbeiten enden, sucht der „schwarze Mann" in einer Fabrik unterzukommen, noch lieber mit seinen kleinen Ersparnissen einen Hausirhandel anzufangen. Gelang dies, so geschieht es höchst selten, daß ein Nationalrusse wieder der bittersten Armuth anheimfällt. Ja Manche gebieten wohl schon in einem Jahrzehend über Millionen. Aber wie vielen von den jährlich 80,000 Einwanderern gelingt es, sich aus dem Proletariate heraufzuarbeiten? und in welch furchtbaren Verhältnissen verbleiben sie dann?

Folgen wir ihnen am Feierabend vom Meeruser nach dem Stadttheil, wo sie am dichtesten zusammenwohnen. Er grenzt an die Pracht der Newskyperspective, und der Weg führt am Findelhaus vorüber. An 10,000 Menschen bewohnen dessen ungeheures Viereck; davon sind etwa 3000 wirkliche Findelkinder, während gleichzeitig etwa 16,000 außerhalb der Stadt in den Filialen des Instituts untergebracht sind. Eine stehende Gesammtsumme von 19,000 Findlingen ist das Resultat der Sittlichkeits- und Armuthsverhältnisse einer Stadt von höchstens 500,000 Einwohnern!

Bald hinter dem Findelhause schrumpfen die Gebäude mehr und mehr zusammen, und endlich gelangen wir auf einen weiten Platz von schmutzigem Aussehen. Das ist der „Heumarkt," der Mittelpunkt der Petersburger Proletarierwelt.— Es ist freilich viel dazwischengefallen: aber dennoch klingt uns dieser Name wohl noch aus jener Zeit im Ohr, da vor nun etwa 20 Jahren Asien zum ersten Male seinen Würgengel, die Cholera, nach Europa sendete. Damals geschah es, daß das seuchevergiftete, hungernde, obdachlose Volk der „schwarzen Männer" die Leichen seiner Brüder in der Raserei unermeßlichen Jammers aufschichtete und aus den Händen der Aerzte, die man Mörder nannte, die sterbenden Kranken auf die Gasse zerrte. Damals stürzte dies Volk die zu Tode gemarterten Aerzte aus dem Fenster auf das Steinpflaster und tanzte wilde Siegesreigen um die geschändeten Leichen. In diesem Augenblicke des Beginns einer furchtbaren Proletarierrevolution siegte das Erscheinen des Kaisers. „Auf die Knie!" rief er — und das Volk sank auf die Knie. Er schritt in die Kirche, um von Gott das Ende der Seuche zu erbitten — und das Volk betete mit. Unterdessen hatten draußen Soldatenmassen alle Zugänge des Heumarkts besetzt. Die wahllos aus der Masse Herausgerissenen wurden nach Sibirien geschleppt; Ruhe und Ordnung herrschte in Petersburg. Aber dem heranwandernden Proletariate selbst, wie dem Elende des herangewanderten warf der Staat keinen Blick zu. Noch heute, wie damals, lagern die „schwarzen Männer" haufenweise zusammengeschichtet die Nacht über auf den Steinplatten der Corridors der Häuser, oder in Erdgeschossen, an deren Mauern fort und fort die Feuchtigkeit herabrieselt, deren Boden fort und fort vom Wasser überglänzt ist. Halbfaules Stroh, und oft dieses nicht, ist ihre Lagerstätte, der Pelz ihre Decke, verpestete Luft vergiftet ihre Lungen; dazu zerwühlt der Branntwein ihr Eingeweide, da er bei dem Monopol der Krone und den hohen Pachtpreisen nur noch eine wie Scheidewasser ätzende Flüssigkeit ist, wenn er endlich in jene Schenken gelangt, wo ihn der Handarbeiter kauft.

Eng an diese Classe grenzen die kleinen Handwerker. Es bedarf nur zweier Worte, um ihr Loos erkennen zu lassen. Selten nur geborene Petersburger, kommen sie ebenfalls als Einwanderer hierher. Wer aber kein bedeutendes Anlagecapital mitbringt, ist bei der Theuerung des hiesigen Lebens gar nicht im Stande, selbstständig ein Geschäft zu eröffnen. Er ist gezwungen, zu den herabgedrücktesten Preisen für den Besitzer eines Magazins zu arbeiten und hat damit von vornherein den Nachtheil, die Bezahlung für seine Arbeit nicht stückweise zu erhalten, sondern nur in bestimmten Abrechnungsterminen. Er wird also fast immer genöthigt, mit Schulden anzufangen. Außerdem aber empfindet er auf solche Weise alle Schwankungen nicht nur in der speciellen Richtung seiner Erwerbsthätigkeit, sondern beinahe ebenso unmittelbar alle größern oder geringern Krisen des Handels überhaupt.

Petersburg ist aber nicht nur Fabrik- und Manufacturort: noch einflußreicher auf seine Bewohnerschaft sind seine Lebensentfaltungen als Handels-, Hof- und Beamtenstadt. Diese gleichzeitige und gleich einflußreiche Geltung so verschiedener Richtungen erzeugt zwar allerdings manche neue Erwerbsquellen für die arbeitenden Classen, bewirkt aber in gleichem Maße auch ein Anwachsen der Armenmassen aus den Kreisen derjenigen Stände, welche einem Erwerbe durch Handarbeit nachzugehen theils unvermögend, theils nicht willens sind. Verarmte Kaufleute, verabschiedete Diener, arbeitsunfähige niedere Beamte, entlassene Soldaten ꝛc. sind bekanntlich überall einestheils die unglücklichsten, anderentheils die dem Staate gefährlichsten Mitglieder des Pauperismus. Die halb unbewußte Resignation des geborenen Proletariers ist ihnen fremd; sie haben unter bessern Lebensverhältnissen größere Ansprüche an das Leben stellen gelernt, sie haben an den äußern Formen der reichen und vornehmen Welt gewissermaßen theilgenommen und empfinden es nun wie ein persönliches

Digitized by Google

Unrecht, wieder hinausgestoßen zu sein in die eisige Oede des Lebens von der Hand in den Mund, der Sorge des Morgens um das Mittagsbrot, des Nachmittags um ein nächtliches Obdach. Die Eindrücke ihres früheren Lebens haben ihnen die moralische Strenge für Recht und Unrecht verloren gehen lassen, und wenn wir dazu die politischen und socialen Verhältnisse Rußlands in ihrer Totalität addiren, so ist es kaum zu verwundern, daß gerade der niedere Beamtenstand, der Stand der entlassenen Bediensteten und verabschiedeten Soldaten in den Gefängnissen und Correctionshäusern theils an Zahl, theils an Verstocktheit überwiegt, unter den Armenklassen aber eine der entsittlichtsten Fractionen bildet.

Diese Aufführungen weiter zu verfolgen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Auch erscheint das Resultat, wie es sich gegenüber jener schon erwähnten Ableugnung eines Proletariats und Pauperismus wenigstens in Petersburg in Zahlen ausspricht, vollkommen genügend. In einer Bevölkerung von etwa 500,000 Menschen sind ungefähr 300,000 unmittelbar auf das tägliche Verdienst angewiesen, welches ihnen das Bedürfniß eines Rests von 200,000 gewährt, während ungefähr 180,000 jener 300,000 thatsächlich von der milden Unterstützung leben, die ihnen der Staat oder die Privatwohlthätigkeit zukommen läßt. Das Furchtbarste ist aber, daß unter den Nationalrussen die überwiegend größte Zahl Derer, welche sich von der bittersten Armuth emporgearbeitet, dem Proletariate nicht entfliehen kann, wenn nicht die Gnade ihrer Leibherren sie davon erlöst. Der leibeigene Millionär bleibt immer leibeigen; die Laune des Leibherrn kann ihn ins tiefste Elend zurückstürzen; seine Kinder bleiben ebenfalls leibeigen, ja selbst durch das Gesetz des Staats ausgeschlossen von der Möglichkeit, höhere Bildung zu erringen, ausgeschlossen von der Möglichkeit, als Beamte in eine äußerliche Stellung zu treten, welche ihren materiellen Mitteln entspräche. Proletarier sind sie noch immer: Proletarier des Bewußtseins der persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit. Dieses Proletariat ist es aber, welches dereinst nothwendig die engste Allianz mit dem Proletariate des Besitzes zum Umsturz des Bestehenden schließen wird. Die sociale Revolution steht in Rußland in erster Reihe; die politische wird ihr erst nachfolgen.

Ganz Europa hat diese Frage so lange abgewiesen, als sie nicht stürmisch, mit eherner Faust, den ganzen Bestand der Gesellschaft bedrohte. Wir können es also Rußland nicht zum Vorwurf machen, wenn es sich ebenfalls nur mit Palliativen begnügt. Erschütternd ist aber die Wahrnehmung, daß auch in diesem jungen, in seinen socialen Verhältnissen noch so ursprünglichen, von Uebervölkerung nicht gedrückten, mit allen Machtmitteln reichlich ausgerüsteten Reiche, wo selbst die Seuche des Pauperismus und des Proletariats erst im Entstehen, doch bereits alle Pläne und Versuche zur Entkräftung des Uebels an seiner Wurzel sich wirkungslos erweisen. Ja, was russische Lobredner soeben als herrlichste That der Regierung preisen, die allmälige Aufhebung der Leibeigenschaft, fördert die sociale Revolution nur immer rascher heran. Eine unbefangene und objective Betrachtung der russischen Zustände kommt sogar unabweisbar zu dem grauenvollen Schlusse, daß in dem Fortbestehen des jetzigen politischen Systems, sowie im gleichzeitigen Fortbestehen der Leibeigenschaft und namentlich in der Festhaltung der engen Grenzen für die geistige Entwickelung ihrer Mitglieder der einzige Weg zum Fortbestande des Zarenstaats liegt.

Dennoch giebt es ein Ministerium der Volksaufklärung; dennoch giebt es in Petersburg mehr als sechzig Anstalten für den öffentlichen Unterricht, und zwar mit einer Pracht der Einrichtung, mit einer Reichhaltigkeit des Unterrichtsapparate, wie ihn schwerlich eine zweite Stadt Europa's aufzuweisen hat. Nur eine Kleinigkeit fehlt diesen Anstalten: die Möglichkeit, ihren Zöglingen eine freie geistige Entwickelung zu geben. Wer irgend unbefangen über diese Verhältnisse aus längerer Erfahrung urtheilt, erkennt es schwerklagend an, wie alle Erziehung nur eine wohlgefällige Form äußern Benehmens, eine kluge Wendung gesellschaftlicher Bewegung ist und fast niemals den innern moralischen Kern des Menschen im Auge hält. Nun berücksichtigt aber die Regierung principiell fast ausschließlich diejenigen Candidaten, welche aus solchen kaiserlichen Anstalten hervorgegangen sind. Es ist also natürlich, daß alle Eltern, welche ihren Kindern eine Zukunft öffnen wollen, dieselben diesen Instituten übergeben. Der Erfolg ist ein doppelter: die Entfremdung vom Familienleben auf der einen Seite, auf der andern Seite die Gewöhnung an eine fortgesetzte Unwahrheit im alltäglichen Leben und Treiben, an einen Widerspruch zwischen den äußern Kundgebungen und der Innerlichkeit des Wesens und Charakters. Den Vertretern solcher Entwickelungen des moralischen und geistigen Menschen wird dereinst die Verwaltung des Staats anvertraut. Ist es da ein Wunder, wenn sich nachher Erscheinungen offenbaren, wie sie ganz Europa an Rußland wahrnimmt und wie sie fortwährend einen innigen Wechselverkehr zwischen Rußland und Europa unmöglich machen? Man stellt öfters den Satz auf, wenn dereinst die absolute Staatsform schwinde, werde Rußland angeblich auch innerlich in die Reihe der europäischen

Digitized by Google

Staaten eintreten. Die Folgerung ist nicht richtig, weil die Voraussetzung falsch. Nicht der zarische Absolutismus, nicht die National- und Confessionsverschiedenheit, noch weniger die Grenzsperre scheidet das russische Leben noch auf Jahrhunderte hinaus von dem europäischen. Dies Alles eben so wenig als der im Allgemeinen niedere Bildungsstand. Nein, die moralische Ausbildung ist es. Und eben so gewiß, wie Rußland gerade an dieser dereinst zerschellen wird, ebenso gewiß bleibt es auch von Europa abgeschieden, so lange deren Einflüsse noch nachwirken.

Diese Ueberzeugung, wenn wir sie einmal gewonnen, drängt sich uns im Petersburger Leben aller Kreise unabwendbar überall von neuem auf. Sie haben den Zar an Gottes Stelle gesetzt, sie haben ein Leben, Wirken und Streben nach seiner Gunst und nach dem Wohlgefallen seiner unmittelbaren Diener an die Stelle selbständiger Ueberzeugungen, innerlich bedingter Nothwendigkeiten treten lassen; ganz Petersburg und in weitern Abstufungen ganz Rußland betrachtet als höchste Tugend die Scheintugend des Höflings.

Gerade dieses Thema wurde indessen bereits in allen Schriften über Rußland so vielfach erörtert, daß es überflüssig erscheinen mag, hier darauf zurückzukommen.

Wenden wir uns denn jetzt zu jenem auf einer Insel der Newamündung gelegenen Stadttheil, welcher gewöhnlich als der deutsche bezeichnet und „Wassily-Ostrow" genannt wird. Die Bewohner der Großen Seite, die sich als die eigentlichen und echten Vollblut-Petersburger betrachten, werfen Wassily-Ostrow vor, es wolle besitzen, was die Große Seite bereits hat. Dieser Vorwurf erscheint auf den ersten Blick als ein rein äußerlicher; auch scheint er sich nur darauf zu beziehen, daß man auf Wassily-Ostrow die drei Hauptstraßen gleichfalls „Prospecte" tauste, während ihnen doch die namengebenden Augenpunkte fehlen. Indessen, wenn wir uns auf den echt Petersburger Standpunkt stellen, liegt allerdings auch eine innere Wahrheit in dem Vorwurf. Gestehen wir zu, daß die Residenz, wie es auf der Großen Seite der Fall, bis in ihre fernsten Weiten die Beziehungen zu den kaiserlichen Mittelpunkten keinen Augenblick verleugnen soll, so gehört Wassily-Ostrow allerdings nur bedingungsweise zur Residenz. Nur die Ufer der Insel sind kaiserlichen Gepräges, der Kern ihrer Häusermassen und ihres Lebens trägt vorwiegend bürgerlichen Charakter. Den Petersburgern gilt dies als Vorwurf, uns dagegen nicht. Es erwacht vielmehr sogar wohl ein stolzes Gefühl in uns, wenn wir diesen vorwiegend deutschen Stadttheil betrachten, wenn wir die deutschen Namen über den Hausthoren, die deutschen Aushängeschilder, die vorherrschend deutsche Sprache als ebenso viele Zeichen eines Sieges des deutschen Elements auffassen. Aber prüfen wir genauer. Einen deutschredenden Stadttheil haben die Einwanderer aus Wassily-Ostrow gemacht, dennoch aber kein Stück Deutschland auf russischem Boden erobert. Denn auch hier haben sie nicht verstanden, sich gleich den Engländern in der Galeerenstraße als compacte Einheit zusammenzuschließen, oder gleich den Franzosen ihre Sprache, Sitte und Lebensart zu einer Unabweislichkeit der staatsmächtigen Kreise zu machen. Je öfter man Wassily-Ostrow durchwandert, je öfter man in die Werkstätten der Deutschen tritt, je öfter man hinaufsteigt in die Wohnungen der deutschen Kaufleute, je häufiger man die Säle der deutschen Staatsmänner und Gelehrten betritt—desto klarer erkennt man auch, daß hier nirgends ein eroberndes Element deutscher Entwickelung vorhanden ist.

Es gab allerdings eine Zeit, da die geistige Hegemonie im russischen Reiche in den Händen der Deutschen war. Aber die damaligen Lehrer und Bildner des Volks, die ehemaligen Mitlenker an der Amtsmaschine haben versäumt, die Herrschaft dieses Elements zu sichern. Jetzt ist es zu spät, den Gründen nachzufragen, warum es nicht geschah; vielleicht lag es in einem allzugroßen Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit ihrer Macht. Damals war auch die deutsche Bevölkerung ein stolzes Prachtstück von Petersburg; auch der traditionelle Glaube, Petersburg gewähre dem deutschen Handwerker, Künstler, Kaufmann, Gelehrten jenes Glück und jenen Wirkungskreis in vollem Maße, welche ihnen von der Heimath versagt werden, schreibt sich daher. Und allerdings findet der deutsche Handwerker auch noch heute in Rußland meistens Arbeit und Verdienst, ja gewisse Gewerke, wie die der Bäcker, Schneider, Goldarbeiter, Uhrmacher ꝛc., sind fast nur in deutschen Händen. Auch vertraut der Russe das Heil seines Körpers einem deutschen Arzte vorzugsweise gern; die Apotheken des ganzen Reichs durften noch bis vor Kurzem gesetzlich nur von Deutschen besessen werden; der deutsche Gelehrte genießt einer besondern Autorität. Allein man frage die Deutschen in Rußland, mit welchen innerlichen Opfern sie — was man so sagt — ihr Glück machten; man frage die Ehrlichen unter ihnen, und man wird es vernehmen, wie sie ihr Wissen und Können nur als melkende Kuh betrachten, wie sie ihre Lehren nur innerhalb scharf bezeichneter Grenzen ertheilen, wie sie ihre Erfahrungen nur in vorgeschriebenen Bahnen benutzen durften. Viele von ihnen gaben das materielle Glück preis, um die geistige Selbständigkeit wieder zu erringen; Andere rieben sich auf im ewigen Anprall an das festweiche Element, welches sich Petersburger Leben nennt und das wohl alle Eigenheiten in sich aufnimmt, aber keinen

Eindruck bewahrt. Noch andere versanken einfach im materiellen Wohlsein und opferten die Seele dem Leibe. Von jenen zahllosen Mengen, welche im Sumpfboden der Newahauptstadt elendiglich verkümmerten, im heißhungerigen Anblicke der russischen Goldmassen jammervoll zu Grunde gingen an Seele und Körper, erfahren wir aber vollends nichts. Dreißigtausend Deutsche gehören zur Bevölkerung von Petersburg; in allgemeinen Ueberschlägen hat man nachgerechnet, daß diese einzige Stadt des russischen Reichs in den anderthalb Jahrhunderten ihres Bestehens mehr als 2½ Millionen unserer Stammbrüder verbraucht hat!

Was hat nun an dieser Stätte das deutsche Element für solche Riesenopfer eingetauscht? Mit scheelem Auge ist noch heute, und heute wieder entschiedener als jemals betrachtet, was der Deutsche unternimmt und gewinnt. Das politische System des Staats stößt ihn mißtrauischer als jemals zurück; die nationale Aristokratie befeindet gerade die Deutschen am ingrimmigsten und mit erfolgreichem Geschick. Wer noch von ihnen aus früherer Zeit in staatsmächtiger Stellung verblieb, ist beinahe wie ein überlästiges Uebel ertragen; auf allen Seiten tritt seinem Wirken falschdeutelnde Verdächtigung entgegen; wer sich vor dem Sturze fürchtet, muß dem Interesse der russificirenden Politik die feilen Hände bedingungslos zu Diensten stellen; wer ferner noch erträglich leben will, muß zuerst sich selber russificiren.

Solche trüben Betrachtungen sind es, mit denen wir die Insel Wassily-Ostrow verlassen; die Trauer um den langsamen, doch sichern Untergang des deutschen Elements findet nur einen geringen Trost im Anblicke der Akademie der Wissenschaften, wie jener der Künste, unter deren Mitgliedern deutsche Namen fraglos am ruhmvollsten erklingen.

So stehen wir wieder an der Newa. Vielleicht die prächtigste Häuserfronte der Welt blickt vom jenseitigen Ufer auf die Wogen nieder. Den Mittelpunkt bildet der Winterpalast. Daneben dehnt sich das ungeheure Viereck des Admiralitätsgebäudes; Peter der Große auf dem Granitfelsen verbindet dieses mit dem Senatspalast; daran reiht sich der englische Kai. Rechtshin wirft dagegen der Winterpalast eine lustige Brücke zu den beiden Eremitagen mit ihren unermeßlichen Kunstschätzen. An diese schließen sich die Wohnsitze der höchsten Würdenträger des nationalen Rußland, bis das Marmorpalais am schlachtenspielenden Marsfeld mit dem Sommergarten diese rückwärts noch durch die Große und Kleine Millionstraße, durch die Große und Kleine Morskoi bis an den Moikakanal ausgedehnte, ganz eigentliche und exclusive Hofstadt abschließt.

In diesem ganzen Umkreise erblickt man kein Zeichen bürgerlichen Mittelstandes, noch weniger eine Spur erwerbender Thätigkeit; hier gebieten unbegrenzte Geldsummen, hier herrscht die Ausschließlichkeit des untergegangenen Faubourg St. Germain, die vornehme Stille der wappengeschmückten Herrengasse zu Wien.

Der Tag erwacht hier erst spät. Gegen Mittag beginnt das eigene Leben dieses Stadttheils; auf den Straßen gewahrt man nichts davon als das Rollen der Staatsequipagen, das Stampfen muthiger Rosse von arabischer Zucht, die gravitätische Erscheinung grellbunter Thürsteher, das Schultern und Präsentiren der Schildwachen, die Geschäftigkeit reich galonnirter Diener, das faule Umherlungern leibeigener Knechte. Man könnte wirklich glauben, es sei ebenfalls nur ein standesgemäßes Zubehör dieser Wohnungen, dies Schauspiel des Drängens, Treibens, Arbeitens und Schaffens auf der seebreiten Wasserfläche der Newa, zu welcher die großen Spiegelfenster wie schweigsam stolze Augen niederschauen.

Erst am Abend, wenn sich dort die dunkeln Schiffskolosse als gigantische Schattengebilde festlagerten, wenn nur noch selten ein eiliger Funken, die Laterne eines Boots, über die Wassermassen hinwegschlüpft, wenn drüben auf den Inseln allmälig alles Leben schweigt — dann brechen breite Lichtgarben durch die schwerstoffigen Vorhänge aus den gold- und farbenglänzenden Sälen hervor, wie verwundert, daß die Welt da draußen nur schlafen mag, da eben erst die Zeit beginnen, welche hier allein des Wachens werth erscheint.

Aber jetzt erwacht auch langsam ein Machtgenosse, der bisher von seinen granitenen Mauern in Lethargie gefesselt schien — die Newa. Jetzt hört man ihre Wellen rauschen, die am Tage vor dem Wogen des Menschenlebens auf ihrem Rücken verstummt schienen. Und sie wacht auch dann noch, wenn selbst die Lichter jener Säle erloschen, wenn die ganze Stadt stillschweigend ruht, nur von Viertelstunde zu Viertelstunde aufstöhnend im sterbenstraurigen Rufe der überall ausgestellten Wachtposten. Dann erklingt das Brausen ihrer Fluthen sogar alleinherrschend.

Dazwischen jauchzen mitunter einzelne Rufe ihres Bruders, des Sturmes; dann rollt wohl auch ein ferner Donner, das Grollen ihrer Schwester, des Meerbusens. In solchen unheimlichen Nächten geschieht es, daß der Sturm mit dem Meere bereindrängt vom Kronstädter Seebollwerk, dem Laufe der Newa unmittelbar entgegen. Dann erhebt sich vorn an den Mündungen ihrer gespaltenen Ausflüsse weißschäumend der wilde Wogentanz und überdeckt im Nu die unbebaut gebliebenen Vorposten des Petersburger Archipels. Im Bereiche der Stadt bäumen sich die Fluthen an ihren granitenen Ufermauern empor, springen mit Blitzesschnelle über die Stufen der prächtigen Flucht-

Digitized by Google

treppe herauf und auf ihren Postamenten scheinen selbst die kolossalen Sphinxe, Löwen, Greife, Obelisken dem losgelassenen Element entgegenzuzittern. Fliegen endlich die ersten Morgenlichter von Sibirien zu der Petersburger Landenge heran, so donnert Schuß auf Schuß aus der Citadelle die Städter empor zum Schrecken vor den durch Menschenhände unabwendbaren Drohniß. In rasender Eile fahren die stolzen Carossen vor die Häuser der Aristokratie, todtbleiche Menschen ohne Uniformen stürzen daraus hervor, Schaaren von Dienern rennen aus den treulos verlassenen Palästen hinter den Herren landeinwärts. Und während noch die Masse sich durch die Newskyperspektive hinwälzt, haben die Wogen bereits die Flußtreppen erstürmt, im leichten Spiel die Granitquadern ihrer Einfassung umgestürzt, die Straße überströmt. Gleichzeitig brechen aller Orten auf der ganzen Großen Seite, wie jenseits auf den Inseln, die abgeleiteten Newawellen aus den Kanälen hervor; aus den Abzugsschleußen schießen mannsdicke Springfluthen auf und bald schäumt, tost, brüllt das rasende Element durch die ganze weite Stadt. Denn selbst die höchsten Punkte derselben erheben sich nur 15 Fuß über dem Meeresspiegel.

Das sind die furchtbaren Mahnrufe, mit denen die Elementargewalt der künstlichen Zarenschöpfung entgegentritt. Die ununterbrochen dröhnenden Kanonendonner der Festung scheinen ohnmächtige Zurufe, mit denen sich die Zarenmacht von Gottes Gnaden der Newamacht auf Gottes Gnade ergibt.

Bericht über den Erfolg unseres Preisausschreibens.

Es sind bis zu dem von uns zur Einreichung festgesetzten Termine (1 Mai) vier Manuscripte eingegangen und von den Preisrichtern, den Hrn. Th. Kaufmann, Dr. H. Ludewig, B. Westermann in New York, Prof. Soden in Cincinnati und Dr. Behr in St. Louis folgendermaßen begutachtet worden. Da die Namen der Verfasser der eingegangenen Novellen nicht veröffentlicht werden und natürlich auch den Preisrichtern selbst unbekannt blieben, so lassen wir auch die Gutachten der Letzteren abdrucken ohne anzugeben wer der Verfasser des einzelnen Urtheils ist.

Das erste der eingesandten fünf Urtheile lautet:

„Sämmtliche Arbeiten lassen so viel zu wünschen übrig, daß ich keiner davon unbedingt den Preis zuerkennen kann. Wollen Sie jedoch so großmüthig und liberal sein, Einem der Concurrenten dennoch die Prämie zu ertheilen, so bezeichne ich das „Riff der Liebe" als die beste Arbeit. Es erscheint zwar zweifelhaft, ob die Mehrzahl der Leser Ihrer Monatshefte mit den socialen Principien des Autors übereinstimmen, welche den leitenden Gedanken der Erzählung bilden, doch ist deren Durchführung, so wie die Zeichnung der Charaktere nicht ohne Geschick gehandhabt. Der gestellten Bedingung gemäß spielt die Novelle auf amerikanischem Boden, dennoch ist damit nur dem Wortlaute, nicht dem Geiste dieser Bedingung Genüge gethan. Nichts ist an der Erzählung speciisch amerikanisch und deren Schauplatz könnte unbeschadet der Integrität des Ganzen beliebig an irgend welchen außeramerikanischen Ort verlegt werden. Dies würde ich jedoch nicht als genügenden Grund betrachten, dem Autor den Preis vorzuenthalten. — Eine nochmalige Revision des Manuscripts würde nach meiner Ansicht hier und da noch manches Flüchtige und Eckige verbessern und beseitigen können; im gegenwärtigen Zustande läßt die Stylistik noch Manches zu wünschen übrig.

Die andern drei Novellen finde ich keiner Berücksichtigung werth. Die „Alltagsgeschichte" ist nicht übel geschrieben, jedoch gar zu unbedeutend und ohne Kraft und Saft. Der „Ueberfall in Texas" ist in jeder Hinsicht mittelmäßig. „James Dunlap" aber unter der Kritik und eine Schuljungenarbeit."

Im Gutachten des zweiten Preisrichters heißt es:

„Ich halte keine einzige (der eingegangenen Arbeiten) für eines Preises würdig." Ueber die einzelnen Arbeiten spricht sich der Verfasser bei der schwächsten anfangend und in „aufsteigender Skale" fortfahrend, wie nachsteht, aus:

No. I. James Dunlap: Eigentlich unter aller Kritik, nicht einmal für einen Gratiskalender oder die alte Didaskalia brauchbar; eine breitgetretene Zeitungsneuigkeit ohne alle Phantasie und Verwicklung. Der Held ist ein Tölpel, der sich von A bis Z lächerlich macht, vom Seilhüpfen an, wobei er auf die Nase fällt und sich verliebt bis zum Schlusse, wo sein Wunsch: „helfen Sie mir zu dieser Dame" in Erfüllung geht und der smarte Bruder ihm die Schwester sammt Balg aufhängt. Wenn es eine Satire sein sollte, wäre noch Sinn darin; leider ist es aber dem Verfasser bitterer Ernst. — Nicht besser, oder noch schlechter ist die deutsche Sprache behandelt; der „Stiel" wie Vers. schreibt ist sehr sonderbar. Nur z. B. einige Proben: „der Segen des Himmels und

Digitized by Google

das Gebet einer Unglücklichen werden auf ihnen ruhen." „Unter den heiligsten Schwüren gelang es ihm meine Ehre—mein Alles—zu rauben, welchem (?) mein Kind sein Leben verdankt." — Doch die menschliche Schwäche—eine Schwäche welche so nothwendig ist—läßt uns dies wieder vergessen und es bleibt von der schweren innerlichen Verletzung nichts als eine geistige Narbe zurück" u. s. w.

No. II. Das Riff der Liebe. Ueber den sonderbaren Titel will ich hinweggehen. Der Verfasser hat die gute Absicht gehabt, eine „soziale" Novelle zu schreiben und macht auch manchmal einen Anlauf zu einer psychologischen Begründung seiner Charaktere (wenn auch in sehr gewöhnlichen Ausdrücken.) In sofern wäre No. II. der No. I. noch vorzuziehen. Er ist aber bei obigen Bestrebungen nicht sehr glücklich. Die Hauptmotive der Liebe zwischen dem edlen Proletarier und der reichen Dame, ein angehaltenes Pferd, ein gerettetes Kind, ohne daß selbst der Held naß wird, sind doch etwas zu gebrauchte Maschinerien, und das Ende ist schwindsüchtig, wie die Heldin. Die romantisch idyllische Zugabe des Riffs und der Flöte kann uns dafür keinen Trost gewähren. Leider begegnen wir auch hier einer Orthographie und einem Deutsch, das dem von No. I. nicht viel nachgiebt und etwas an Tertia und weniger erinnert. Solche kleine Schnitzer wie plitzschnell, der Spreu, Genetzung, Bußen, Fanthasien wollen wir wieder übergehen. Was sollen aber Ausdrücke wie: stille wohlthuende Verzweiflung, heftige Entscheidung, sonnige Beschwerden, Schwelle der Seele, blühende Lust und Phrasen wie: (p. 4 u. 5): Aber der mindestens schön—entgegnete Bertha—schöner vielleicht als die Wirklichkeit des Lebens, die es hätte genießen können, und (p. 5) die Ausbildung des Geistes—rief Bertha—oh! verschone mich mit diesen gehaltlosen Worten: Wird man denn klüger wenn man die Literatur in allen ihren Fächern durchgrübelt hat?" Sinn und Ausdrucksweise sind charakteristisch genug.

No. III. Alltagsgeschichte. Dieser Titel ist wirklich passend, nomen et omen; man ist nur dabei stark in Versuch das Adjektiv alltäglich oder gar trivial zu gebrauchen. Die Sprach- und ortographischen Schnitzer waren von meinen Vorgängern schon zum Theil mit? im Manuscript selbst bedacht. Die Novelle verdient den Vorzug vor No. I. und II., weil sie einige gute Skizzen des amerikanischen Lebens enthält, welche von Beobachtung und selbst Talent zeugen oder dieses ahnen lassen.

No. IV. Der Ueberfall in Texas. Hier finden wir wenigstens ein anständiges Deutsch. Erfindung und Phantasie lassen freilich viel zu wünschen übrig. Der Anfang, obgleich etwas sehr nach J. Cooper schmeckend, ist lebendig gehalten, die Scenerie naturgetreu geschildert. Auch der Criminalfall ist gut angelegt, wird aber leider durch einen wiederaufgelebten Deus ex machina schnell beendet. Das ist eben die Achillesferse des Verfassers. Es scheint, als habe er den Plan zu weit angelegt und sich schließlich vor der beschränkten Bogenzahl gefürchtet. Der Ueberfall selbst ist ein solcher deus, rechtfertigt den Titel nicht, und wenn auch historisch treu, ist er doch zu skizzenhaft. Dies gilt in noch höherem Grade von der obligaten Liebesgeschichte, die ganz und gar bei den Haaren herbeigezogen ist. Alles bricht kurz ab.

Das dritte Urtheil lautet: Die Novellen „Dunlap der Findling" und „der Ueberfall" sind so schwache, eilfertigst niedergeschriebene Erzeugnisse, daß man von ihnen eben nur sagen kann, sie haben keinerlei Anspruch auf den von Ihnen ausgesetzten Preis. Fleißiger und auch mit mehr Geschick ist die Novelle „Alltagsgeschichte" gearbeitet, bewegt sich aber zum größern Theil gar zu sehr in Unbedeutenheiten, die sie auf eine jedenfalls zu unbefangene Weise zu einer Alltagsgeschichte verknüpft, welche der vierten der eingereichten Novellen ganz unbedingt nachsteht.

Diese vierte Novelle „das Riff der Liebe" ist unbezweifelt von den vier vorliegenden die beste, wenn gleich sie wohl nur nachträglich auf amerikanischen Boden verlegt worden und weder in ihrem Zweck noch in der Mehrzahl der ausgeführten Einzelheiten unserem Leben und Verhältnissen angepaßt ist. Schade, daß der Verfasser, der jedenfalls Gutes zu leisten vermag, keinen andern Gegenstand seiner Arbeit gewählt hat, als eben nur die Schilderung der Folgen überseeischer geselliger Uebel, unter denen im alten Europa selbst oft zu Besserem befähigte Seelen zu leiden haben, für die aber gerade unser jugendliches, thatkräftiges Leben die heilsamste Wasserkur bietet, die es geben kann. Die Vorzüge, welche die Ausführung dieser Novelle derselben von den übrigen sichert, werden durch die für unsere Zustände zu krankhafte Richtung derselben gar sehr geschmälert und der Ort der Handlung wäre sicherlich besser in die alte Welt verlegt geblieben, für deren leidenschaftliche Dissonanzen unser Boden noch zu jung und zu vernünftig ist.

Hat eine der eingesandten Novellen auf den ausgesetzten Preis, der bezüglichen Anzeige nach Anspruch, dann hat sich das „Riff der Liebe" durch die Verlegung der ursprünglichen Oertlichkeiten nach einem unserer schönen Seen, diesen Anspruch wohl erworben, ob zugleich auf den Abdruck in Ihren Monatsheften, ist eine Frage, deren Beantwortung natürlich nur Ihnen überlassen bleibt.

Viertes Urtheil:

„Von den Erzählungen, welche Sie mir zu-

Digitized by Google

schickten, kann ich eigentlich streng genommen keine des von Ihnen für die beste deutsch-amerikanische Novelle ausgesetzten Preises für berechtigt und würdig erklären, wenn ich in Betracht ziehe, was Sie damit verstanden wissen wollten. Wenn aber Eine diesen Preis doch erhalten soll und muß, so erkenne ich denselben jener „der Ueberfall" betitelten Novelle aus den Zeiten der Republik Texas zu. Dieselbe, mehr eine Skizze und augenscheinlich ein aus einem größeren Ganzen entnommener Theil, entspricht zwar den Anforderungen an eine deutsch-amerikanische Novelle mit einer gewissen bestimmten Tendenz, wie wir sie an eine solche überhaupt stellen und Sie als Preisausschreiber speciell gestellt haben, nicht in gehörigem Maaße, enthält, was Diktion anbetrifft, auch einige wenige unrichtig gewählte Ausdrücke, ersetzt aber, was ihr als einer deutsch-amerikanischen Novelle abgeht, durch anziehenden Inhalt, eine spannende und doch ungekünstelte, natürliche Darstellung, gute Zeichnung von Personen und Sachlagen und eine im Ganzen fließende einfache und reine Sprache.

Die „Alltagsgeschichte," wohl von Frauenhand herrührend, hat keinen Charakter, nichts Ausgeprägtes und ist in der Entwickelung gar zu alltagsmäßig; die erste Hälfte ist ansprechender und besser geschrieben als die zweite, in der sich besonders einige Abgeschmacktheiten und grammatikalische Unrichtigkeiten verirrt haben.

Das „Riff der Liebe" enthält einige gesunde Züge, aus denen sich etwas Ganzes und Wahres hätte entwickeln lassen können, allein der Verfasser ist sich derselben, scheint es, nicht klar bewußt und vergißt vor Gemeinplätzen und schwülstigem Pathos die Natürlichkeit, ja behauptet manchmal geradezu Unsinn; die deutsche Sprache ist auch in dieser Erzählung besonders häufig mißhandelt." —

Der fünfte Preisrichter hat folgende Zeilen eingesandt.

„Es ist mir unmöglich Ihnen von den bewußten Novellen diejenige zu bezeichnen, welche meinem Urtheile nach, den Preis verdient. Selbst wenn dieser Preis auf die schlechteste, anstatt auf die beste Novelle gesetzt wäre, würde ich nicht wissen welche ich als die zu krönende bezeichnen sollte.

Es ist nur der Stoff und nicht eine höhere oder niederere Kunststufe, welche diese Arbeiten von einander unterscheidet. Deshalb haben Sie meinem Urtheile nach entweder jeder oder gar keiner den Preis zu geben."

Diesen fünf Urtheilen haben wir noch hinzuzufügen, daß mehrere der Herren Preisrichter dem Verleger ihr Bedauern ausgedrückt haben, daß der gemachte Versuch „quantitativ" wie „qualitativ" so wenig Anklang unter dem literarisch gebildeten deutschen Publikum der Union gefunden habe.

Niemand, als wir selbst kann aufrichtiger dieses Bedauern theilen, das es uns unmöglich macht, dem Publikum eine neue vom frischen Lebensodem Amerikas erfüllte dichterische Blume darzubieten und zugleich ein strebendes Talent mit dem ausgesetzten Preise einigermaßen zu unterstützen; gern hätten wir uns der werthvolleren moralischen Unterstützung der Preisrichter angeschlossen. — Faßt man das Resultat der fünf Gutachten kurz zusammen, so stimmen alle darin überein, daß keine der eingereichten Arbeiten des Preises absolut würdig sei. Ueber die relative Würdigkeit derselben herrscht aber auch eine große Meinungsverschiedenheit unter den Preisrichtern. Zwei derselben sprechen sie der Novelle „das Riff der Liebe" zu und zwei Andere der „der Ueberfall" benannten. Also auch hinsichtlich der relativen Würdigkeit hat sich für keine der Novellen eine Mehrheit der erkennenden Richter ausgesprochen. So leid dem Verleger dieses Ergebniß ist, so gebietet ihm doch die Achtung vor den Aussprüchen der Herren Preisrichter da nicht selbst zu entscheiden, wo sie keine Entscheidung getroffen haben. Für die mit nicht unbedeutendem Zeitaufwande verknüpfte Mühe und Sorgfalt, mit der die Herren Preisrichter ihr Amt so bereitwillig versehen, sagt ihnen derselbe aber seinen aufrichtigen, wärmsten Dank.

So unerfreulich dieses Resultat auch ist, so kann der Verleger dennoch nicht beklagen, daß er durch die Aussetzung eines Preises den Versuch zur Begründung einer deutsch-amerikanischen Erzählungsliteratur machte. Auf einen Hieb fällt kein Baum. Und ebensowenig, wie er sich wird abhalten lassen ihm ferner zugehende Manuscripte dieser Gattung bereitwilligst entgegenzunehmen und für die Monatshefte anzukaufen, sofern sie den Ansprüchen, die man an eine deutsch-amerikanische Novelle machen muß, entsprechen—ebenso wenig, hofft er, werden sich die deutschen dichterischen Schriftsteller in Amerika durch das einmalige Verunglücken dieses Unternehmens abhalten lassen in ihren Arbeiten fortzufahren.

Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, gestatte man uns jedoch hier einige Worte über die Bedingungen zu sagen, unter denen nach unserer Ansicht amerikanisch-deutsche poetische Literatur geschaffen werden kann.

Die größte Schwierigkeit scheint uns darin zu liegen, daß diese Literatur von Eingewanderten, also von Leuten geschaffen werden muß, die sich erst in Amerika einleben müssen, bevor sie die eigenthümliche Poesie des Landes nur zu empfinden vermögen. Viele von den Eingewanderten, namentlich diejenigen, die erst in reiferen Jugendjahren diesen Continent betreten, sind voll von den poetischen Eindrücken der europäischen Heimath, ihre Poesie erfüllt noch ihre Phantasie und

Digitized by Google

oft erscheint ihnen die zurückgelassene Heimath in der Ferne noch weit poetischer als früher, während das viele Fremdartige, was sie hier sehen und erfahren, sie kalt und prosaisch anblickt. Oder haben die Verhältnisse, in denen sie jenseits des Oceans gelebt, sie so angewidert, daß ihr poetisches Sehnen bereits nach der neuen Welt gerichtet war, so ist das Bild, was sie von derselben sich vorher gemacht, selbst bei ziemlich richtigen Vorstellungen, doch immer ein so unvollkommenes gewesen, daß sie es höchstens nur in allgemeinen Umrissen ähnlich finden werden, wenn sie es mit der Wirklichkeit vergleichen. Die Schilderungen Coopers, Washington Irvings und Anderer üben heute noch den wesentlichsten Einfluß auf die Einbildungskraft der Deutschen, während die Bilder Sealsfields es weniger thun, da er theils nicht richtig verstanden wird, theils nicht so bekannt ist. Die idealen lyrischen Gemälde Coopers gefallen den Deutschen in der Regel viel besser. Und doch sollte gerade Sealsfield mehr gelesen werden, wenn man sich ein richtiges Bild vom Leben und Treiben in Amerika machen will. Sealsfield hielt sich an den Göthe'schen Spruch „nur Erlebtes zu dichten" und daran müssen wir Eingewanderte vorzüglich halten, da wir hier in dem ganz neuen Elemente mehr als drüben in Gefahr gerathen von dem Natürlichen abzuweichen, wenn wir unserer Phantasie gar zu sehr den Zügel schießen lassen. Der Geist des amerikanischen Lebens muß erst in seinen Abweichungen vom europäischen studirt, der Dichter völlig mit ihm vertraut sein, wenn seine Phantasie nicht mehr auf solche Irrwege führen soll. An poetischem Stoff und Material fehlt es in Amerika gewiß nicht. Es ist im Gegentheil wohl nirgends mehr davon vorhanden, als in Nordamerika, dem Lande, in dem Völkertheile aus fast allen Gegenden der Erde ihre Eigenthümlichkeiten gegen einander austauschen; wo der freieste Tummelplatz politischer und socialer Parteien aller Art besteht, in dem Lande, das wie kein anderes alle Kräfte des Menschen wach ruft zum Kampfe mit der Wildniß der Natur, wie zur Erringung einer selbständigen Existenz; in dem den Errungenschaften europäischer Cultur ein so natürlicher Spiegel vorgehalten wird, daß das Werthvolle von ihnen ebenso glänzend darin erscheint, wie das Ueberfeinerte als lächerliches Zerrbild; in dem Lande endlich, wo die tollsten Excesse menschlicher Leidenschaften in fortwährenden Kampf mit der Veredlung der Menschheit treten, und dessen Geschichte uns die erhabensten Gestalten, wie die widrigsten Carricaturen des Menschen zeigt. Auf solchem Boden und unter solchen Menschen muß ein Dichterherz, sobald es nur einmal erst Brüderschaft gemacht hat mit diesem reichen Material, vor Freuden springen und aufjauchzen. Zu dem Brüderschaftmachen gehört freilich außer der dichterischen Begabung und Bildung auch einige Zeit und wir glauben gern, daß die neuere Emigration, unter der sich so viel Leute von Bildung befinden, sich eben noch zu wenig in das amerikanische Leben hineingefunden hat, um es bereits von der poetischen Seite auffassen zu können. Vielleicht daß hierin ein Hauptgrund liegt, weßhalb die deutsch-amerikanische Poesie noch nicht recht gedeihen will. Von den älteren Emigranten ist, einige Ausnahmen abgerechnet, auch noch nicht viel Poetisches zu sehen gewesen, allein man muß bedenken, daß es überhaupt erst seit wenig Jahren in Nordamerika möglich geworden ist, in deutscher Sprache für ein größeres Publikum zu schreiben und daß die ältere Emigration hier weit weniger Anknüpfungspunkte fand und daher mehr als die jetzige genöthigt war, die Muttersprache und Literatur bei Seite liegen zu lassen. Die Anfänge indessen, die Gerstäcker und einige Andere gemacht, das treffliche Vorbild Sealsfields, die Versuche, die wir in mehreren deutschen Zeitschriften der Union finden, bürgen dafür, daß eine deutsche Literatur in Amerika erstehen wird, eine Literatur, die frei von der Blasirtheit und weichlichen Sentimentalität der meisten literarischen Produkte der Neuzeit in Deutschland, kräftigend und erfrischend auf das Mutterland rückwirken, den neuen Ankömmlingen ein Hoffnungsstern geistigen Strebens und ein das Leben verschönernder Begleiter den Eingebürgerten sein wird. Eine solche, auf amerikanischem Boden erwachsene und das ganze amerikanische Leben wiederspiegelnde deutsche Literatur würde mit der Zeit auch unter den Abkömmlingen der Anglo-Sächsischen Race sich Geltung und Einfluß verschaffen und eine Verschmelzung mit ihr herbeiführen, bei der die guten und lebensfähigen Eigenschaften, die das deutsche Element mit in dieses Land bringt, besser auf die nachfolgenden Generationen übertragen werden könnten, als bisher, wo die letzteren mit den Fehlern unserer Heimath zusammen in dem Anglo-Amerikanismus größtentheils untergingen.

Verlag u. Red. v. Meyers Monatsheften.

Henry Clay,

geboren den 12. April 1777, gestorben den 29. Juni 1852.

Henry Clay ist ein Name, dessen Klang schon vor Jahrzehnten über den Ocean nach Europa getragen wurde, und den jeder gebildete Deutsche kannte, bevor er die Heimath Franklins, Washing-

tons, Jeffersons und Henry Clay's betrat. Vielen unserer Mitbürger deutscher Zunge ist noch die allgemeine Trauer im Gedächtniß, die bei dem Tode dieses großen Staatsmannes herrschte und von der sie selbst beseelt waren. Keine Trauer war gerechter! denn wo wir auch uns umschauen, nicht im Senat, in dessen Mitte er seine öffentliche Thätigkeit so ruhmvoll schloß, nicht im Hause der Repräsentanten, dessen würdigster Sprecher er so lange Jahre war, nicht in den gesetzgebenden Versammlungen der Staaten, nicht inmitten den Anwälten, unter denen er eine so hervorragende Zierde war, oder in dem ganzen Kreise der öffentlichen Charaktere der Gegenwart, nirgends vermögen wir einen Mann zu erblicken, der Henry Clay zu ersetzen im Stande wäre. Kein Volk, als das der Vereinigten Staaten kann auf eine Reihe solcher großer Bürger zurückblicken, als das Volk der Union seit den 78 Jahren ihres Bestehens. Henry Clay war nicht der Kleinste unter diesen Großen von den Vätern der Republik an bis auf die neueste Zeit. Zur Zeit seines Todes, nachdem Jefferson, Adams und Andere heimgegangen, war er sicher die erhabenste Gestalt unter den Führern und Rathgebern des Volks. Die letzten Wirren, die noch nicht beendigt sind und von Neuem eine Kluft zu spalten drohen zwischen Süd und Nord, waren recht geeignet, den „großen Friedensstifter" vermissen zu lassen, der so oft den Riß in der Union verhütete. Eine Rückerinnerung an ihn ist unter diesen Umständen eine Pflicht für Jeden, der die Dauer der Union als das sicherste Palladium für das Wachsthum ihrer Glieder, und sie als festeste Schutzwehr gegen den Despotismus der alten Welt betrachtet. Die Geschichte Henry Clay's enthält weniger glänzende und blendende Partieen, als die manches andern seiner Mitbürger, aber an Thaten und Wirksamkeit gehört sie sicher zu den reichsten. Auch er war, wie Franklin, von dessen Charakter er manches ähnliche hat, unter ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater war ein protestantischer Prediger in Hanover County in Virginien, der seinen Kindern durch den Tod entrissen wurde, als Henry erst 5 Jahr alt war. Seine Mutter vermochte sich und ihre sieben Kinder nur mühsam durch die Bewirthschaftung eines kleinen, schuldbelasteten Gutes zu erhalten. Feldarbeit und häusliche Verrichtungen verschiedener Art waren daher die Schule, in der der junge Clay erzogen wurde. Der Unterricht, den er in der Gemeindeschule erhielt, bestand nur in Lesen, Schreiben und Rechnen, und war nicht hoch anzuschlagen. Als er das 14. Jahr erreicht hatte, wurde er nach der Stadt geschickt, um sich sein Brod selbst zu verdienen. Anfangs in einem Kramladen in Richmond untergebracht, bekam er schon im nächsten Jahr einen neuen Platz bei dem Clerk der "High Court of Chancery," Namens Peter Tinsley. Durch diesen wurde er mit dem Kanzler Wythe selbst bekannt, erregte durch sein aufgewecktes Wesen dessen Aufmerksamkeit und wurde nach einiger Zeit sein Amanuensis. In dieser Stellung gewann Henry Clay die Grundlage zu seiner spätern Laufbahn als Rechtsanwalt und Staatsmann. Der vielseitig gebildete Kanzler unterstützte den Studieneifer seines Amanuensis mit Rath und That. In seinem neunzehnten Jahre war er in den Stand gesetzt, zum besondern Rechtsstudium in die Office des Generalanwaltes Brooke einzutreten. Schon nach einem Jahre erhielt er die Erlaubniß, als Advokat zu prakticiren und wandte sich nach Lexington in Kentucky. Unmittelbar nach seiner Ankunft daselbst ging es dem jungen Anwalt ziemlich schlecht. Oft konnte er sein Kostgeld nicht bezahlen. Doch bald gewann er das Vertrauen einiger Bürger und errang eine so schöne Praxis, daß seine kühnsten Erwartungen übertroffen wurden. Die „Bar" von Lexington zählte damals besonders gewandte Redner, dennoch gelang es Clay, schon bei seinem ersten Auftreten Beifall zu finden. Bald darauf stellte ihn der Fayette-Hof als Vertheidiger bei demselben an und hier war es, wo Clay seinen Ruf als einer der ausgezeichnetsten Anwälte begründete. Unter den Fällen, wo sein scharfes Urtheil und seine große Beredsamkeit besonders hervorleuchteten, ist seine Vertheidigung zweier Deutscher, die des Mords angeklagt waren. Die Thatsache der Tödtung war bewiesen. Der Gerichtshof sprach seine Ansicht aus, daß ein schwerer Mord vorliege. Nach einer fünftägigen Untersuchung wies jedoch Clay die Unschuld der Angeklagten so schlagend nach, daß die Jury nur auf Todtschlag erkannte. Clay, damit nicht zufrieden, beantragte Aufschub der Strafbestimmung und brachte es in einer zweiten Rede am andern Tage dahin, daß seine Clienten ungestraft entlassen wurden. Die Mutter des einen Angeklagten, zugleich das Weib des Andern, fiel dem jungen Anwalt in ihrem Uebermaß von Freude und Dankbarkeit mitten im Gerichtssaale und Angesichts der zahlreichen Zuhörer um den Hals und küßte ihn auf die Augen. Und so ergriffen waren die Anwesenden von der inneren Wahrheit dieses Gefühlsausbruches, daß sie der alten Frau die wärmsten Sympathieen zollten.

In diese Zeit fällt auch Clay's erstes Auftreten als Politiker. 1797 wählte Kentucky eine Convention zur Revision der Verfassung. Bei einer zu diesem Zweck stattfindenden Wahlversammlung trat Clay mit Entschiedenheit auf für die Erwählung solcher Delegaten, die für allmälige Aufhebung der Sklaverei seien. Es gelang ihm jedoch

Digitized by Google

nicht mit diesen humanen Absichten durchzudringen. Die Partei der Freunde der Sklaverei war zu stark und ihr Geschrei übertönte die Stimme Clay's. Dennoch fuhr er bis zur Wahl fort, in der angegebenen Richtung in Wort und Schrift zu arbeiten. Ein großer Theil seiner Popularität ging damals verloren.

Kurz darauf trat er jedoch wieder auf den politischen Schauplatz zur Vertheidigung der Freiheit und dießmal mit mehr Glück. Das Alien und Sedition-Law war erschienen. Das erstere dieser Gesetze gab der Regierung in Washington das Recht, jeden Fremden auszuweisen, den dieselbe für gefährlich für den Frieden und das Wohl des Landes hielt, und das zweite beschränkte die Preßfreiheit auf die abscheulichste Weise und verletzte nicht minder das Versammlungsrecht des Volkes. Diese Gesetze waren damals hervorgerufen, weil französische Emissäre und deren Freunde im Inlande die Ver. Staaten zu einer Intervention zu Gunsten der Republikaner in Frankreich und zu einem Kriege gegen England reizen wollten. Obgleich nun Clay sich nicht gerade für diese Pläne aussprach, bekämpfte er doch diese freiheitsfeindlichen Gesetze aufs eifrigste. Kentucky erhob sich zuerst gegen sie und Clay's Antheil an dieser Bewegung war nicht der unbedeutendste. Sein unermüdlicher und aufopfernder Patriotismus, den er durch dieses Auftreten bethätigte, erwarb ihm damals den Ehrennamen des „großen Commoner's."

In seinem 26. Jahre wurde Clay in die Assembly von Kentucky gewählt. Bis zum Jahre 1806 blieb, einzelne Episoden abgerechnet, das Wirken Clay's mehr lokaler Natur. Zu jenen gehört, daß er Aaron Burr vertheidigte, der damals in Kentucky allgemein für schuldlos gehalten wurde. Erst nach der Freisprechung Burr's empfing Clay von Jefferson die Beweise, daß Burr dem General Wilkinson hochverrätherische Pläne mitgetheilt habe. — Ende des Jahres 1806 wurde Clay von seinen Kentuckiern in den Congreß gewählt. Hier machte sich seine Fürsorge für Hebung der materiellen Interessen des Landes alsbald bemerklich. Seine erste Rede galt dem Bau einer Brücke über den Potomac, und der erste Antrag, den er einbrachte, war zu Gunsten des Canals zur Umschiffung der Ohiofälle. Der Antrag wurde angenommen. Durch denselben und mehrere folgende, die Clay dem Senate vorlegte, entwickelte er vor dem letztern allmälig ein ganz neues Feld der Thätigkeit, die sich bis dahin fast nur auf politische Maßregeln beschränkt hatte. Dieses sogenannte System der innern Verbesserungen (internal improvements) ist fortan auf Clay's politisches Wirken von entscheidendem Einfluß. Sein späteres Wirken für die Erhöhung des Zolltarifs und anderer auf Hebung der einheimischen Industrie berechnete Maßregeln, sind wesentliche Elemente in diesem System, das späterhin unter dem Namen American-System ein Glaubensartikel der Whigpartei wurde. Jefferson erkannte das Zweckmäßige in demselben augenblicklich und unterstützte den jungen Senator aufs wärmste. Das Ziel dieses Systems war die Vollendung der Unabhängigkeit des Landes auch in materieller Beziehung. Clay erhielt bald Gelegenheit, auch noch in anderer Weise dafür thätig zu sein. Die britischen orders in council, die den Handel der Union mit Frankreich benachtheiligten und Jefferson zum Embargo nöthigten, hatten dem Letzteren viel Feinde zugezogen. Clay unterstützte Jefferson dabei und brachte (1808) in der Legislatur von Kentucky einen Antrag zur Billigung der innern und äußern Politik des Präsidenten Jefferson ein, der mit 46 gegen 1 St. angenommen wurde. Das Embargo d. h. das gänzliche Verbot des Handels mit Frankreich und England, lastete aber so drückend auf den Küstenstaaten und dem Handel der ganzen Union, daß der Gedanke mehr und mehr Raum gewann, ein Krieg mit England sei diesem Zustande vorzuziehen. Bevor derselbe jedoch zum Ausbruch kam, mußte Henry Clay nach einer andern Seite hin die Rechte der Union wahren. Spanien reklamirte damals ganz West-Florida als zu seinen Besitzungen gehörig. Im Congreß herrschten darüber zweierlei Meinungen. Viele fürchteten Spanien als Bundesgenossen Englands zu beleidigen. Dagegen erhob sich Clay mit ächt republikanischem Bewußtsein. Dem Vertheidiger Spaniens, Horsey, rief er zu: „Ich will dem ehrenwerthen Herrn von Delaware überlassen, über die Schicksale des gefallenen Karl (v. Spanien) zu trauern. Ich habe kein Mitleiden mit Fürsten. Meine Sympathieen gehören der großen Masse des Volkes und ich bekenne, daß sie das Volk von Spanien auf das aufrichtigste besitzt." Hinsichtlich Großbritanniens sagte er: „Soll die Zeit niemals kommen, wenn wir unsere Angelegenheiten selbst besorgen, ohne die Furcht Se. Britannische Majestät zu beleidigen? Soll die Ruthe britischer Macht für ewig über unser Haupt ausgebreitet sein? Läßt der Congreß ein Embargo zum Schutze unseres rechtmäßigen Handels gegen die Seeräubereien auflegen, die an uns auf dem Ocean begangen werden? Augenblicklich werden wir vor dem Unwillen Englands gewarnt. Ist ein Gesetz der Nichteinmischung vorgeschlagen, so donnert uns schon die ganze Flotte der stolzen Beherrscherin der Meere in den Ohren. Verweigert der Präsident mit einem Gesandten länger zu correspondiren, der den Anstand verletzt, den ihm sein diplomatischer Charakter gebietet, und der

Digitized by Google

seine Beleidigung absichtlich vor der ganzen Nation wiederholt — so werden wir gleich mit den Züchtigungen bedroht, die der englische Stolz nicht fehlen wird uns aufzuerlegen! Ob wir unsere Rechte zur See vertheidigen oder ihre Aufrechthaltung zu Lande versuchen — wohin wir nur immer blicken, überall verfolgt uns dieses Schreckbild!" In der That war es hauptsächlich Henry Clay, der unermüdlich war, sein Volk vollständig von den Ueberbleibseln des vormaligen Respekts vor der mächtigen Britannia zu befreien, wohl wissend, daß es nie eher auf eigenen Füßen stehen werde. Wie hätte er auch sein American-System durchführen können, so lange die Union noch nicht im vollen Besitze ihrer Rechte eines unabhängigen, auf eigne Kräfte gestützten Staates war! Von diesem Gesichtspunkte ausgehend beantragte Clay auch, als die Vermehrung der Flotte und die Aushebung eines Heeres von 25,000 Mann beschlossen worden, daß alles dazu nöthige Material, so weit nur immer möglich, aus dem Inlande genommen werden solle. Trotz des Widerstandes der Importers setzte er diesen Antrag durch. Am 3. Juni 1812 hatte Clay endlich die Freude, daß das Repräsentantenhaus, dessen Sprecher er inzwischen geworden, die Bill zur Kriegserklärung genehmigte. Am 15. Juni stimmte der Senat bei und am folgenden Tage erschien die Kriegserklärung des Präsidenten Madison. Mit gleicher Energie betrieb Clay auch die Fortsetzung des Kriegs bis zur Genehmigung der Forderungen seiten der Vereinten Staaten. Im Januar 1813 setzte er eine Bill zur abermaligen Verstärkung des Heeres durch. Wenige Wochen darauf bewies die Wiedererwählung Madisons zum Präsidenten, daß die kriegerische Politik der Verwaltung vom Volke gebilligt werde. Im folgenden Jahre kam auf den Vorschlag Kaiser Alexanders ein Friedenscongreß zu Stande. Clay wurde mit Adams und Jonathan Russell dazu abgesandt. Henry Clay's Festigkeit in Wahrung der Interessen seines Landes ist vorzüglich mit das günstige Resultat der Verhandlungen, die Anfangs in Göttingen, dann in Gent geführt wurden, zuzuschreiben. Besonders heftig opponirte Clay der englischen Forderung freier Schiffahrt auf dem Mississippi. Nach Abschluß des Friedens besuchte Clay Paris. Hier verkehrte er öfters mit Mad. de Staël, die ihre Sympathien für die Union jederzeit vor den englischen Großen an den Tag gelegt hatte. E. Sargent, der Biograph Clay's, erzählt folgende Anekdote, die zwischen diesen Beiden vorfiel. Clay hatte Frau v. Staël seinen Dank für ihre warme Vertheidigung seines Landes in England ausgedrückt, worauf sie ihm erzählte, die Engländer seien so aufgebracht gegen die Union gewesen, daß sie ernstlich daran gedacht hätten, den Herzog von Wellington als Oberfeldherrn gegen sie zu schicken. Clay entgegnete darauf: „Ich bedaure sehr, Madame, daß sie Se. Gnaden nicht hingesandt haben." „Warum?" fragte Mad. Staël verwundert. „Weil, hätte uns der Herzog geschlagen, so wären wir mit Europa, und ohne Schande, in gleicher Lage gewesen; hätten wir ihn aber besiegt, so hätten wir dem Ruhme unserer Waffen einen bisher noch unerhörten neuen hinzugefügt." Frau v. Staël machte Clay mit Wellington persönlich bekannt und erzählte dem Herzog bei dieser Gelegenheit diese Anekdote. Wellington erwiderte das Compliment Clay's mit gleicher Artigkeit. Nach erfolgter Ratification des Friedensvertrages ging Clay nach England, wo er mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde.

Bei seiner Rückkehr nach Amerika (October 1815) empfing ihn aber der wärmste Dank seiner zahlreichen Freunde und Anhänger. Besonders beeilten sich die Kentuckier, ihn zu begrüßen und zu feiern. Noch in demselben Jahre sandte ihn das Volk wieder in den Congreß. Er erfuhr hier mehrfache Angriffe, namentlich Seiten seines fortwährenden engherzigen Gegners Randolph, über den Friedensschluß und den ganzen Krieg, widerlegte sie aber so gründlich, daß die große Mehrheit der Volksvertreter ihm öffentlich ihre Anerkennung seines Wirkens aussprach. Sofort war nun die Thätigkeit Clay's, so viel ihm sein zeitraubendes Sprecheramt es zuließ, den inneren Verbesserungen zugewandt. Communicationswege und Canäle wurden zahlreich beschlossen. Einen Antrag Madisons, das Amt als Staatssecretair oder die Gesandtschaft in Petersburg zu übernehmen, lehnte Clay ab. Als aber die spanischen Colonieen in Amerika sich von ihrem Stiefmutterlande losrissen, war Henry Clay der erste, der den Congreß anregte, die Unabhängigkeit derselben anzuerkennen. Auch hier trat ihm wieder Randolph entgegen, blieb aber wiederum in der Minorität. Glücklich verhinderte Clay damals auch im Interesse der spanischen Colonieen ein Verbot gegen den Bau von Kriegsschiffen für auswärtige Regierungen. Auch gegen Südamerika beobachtete Clay dieselbe Haltung und setzte es durch, daß die Union zuerst die Unabhängigkeit desselben anerkannte. Unterstützte ihn Präsident Monroe in dieser Hinsicht, so lehnte er doch gleich Madison die Bewilligungen des Congresses ab für die ausgedehnten Straßen- und Canalbauten, die auf Clay's Anrathen abermals vorgenommen werden sollten. Seine Gründe waren constitutionelle Bedenken hinsichtlich der Macht des Congresses den einzelnen Staaten gegenüber. Es galt, daß der Congreß sich über diese Zweifel ausspreche, und es gelang Clay, denselben von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Zu den Straßen, die

Digitized by Google

die Union diesem Streben Clay's verdankt, gehört die schöne Cumberland-Straße über das Alleghany Gebirge.

Nachdem das Recht des Congresses zu innern Verbesserungen einmal durch den Congreß anerkannt war, ging Clay noch einen Schritt weiter und beantragte einen neuen Tarif. Der bisherige war nur als ein Mittel zur Deckung der Ausgaben der Gesammtregierung betrachtet und demgemäß auf sehr niedriger Stufe gehalten worden. Clay wollte ihn zum Schutzmittel der einheimischen Industrie erheben. Die starke Partei der Freihandelsleute opponirte natürlich energisch. Energischer aber führte Clay den Beweis, daß die unvortheilhafte Lage des Volkes, daß durch die ungeheuren Ausgaben für fremde Waaren besonders der damals herrschende Stillstand in der materiellen Verbesserung des Landes herbeigeführt worden sei. Clay's und seiner Freunde Gegner wurden damals (1824) von Webster geführt, der sich später erst zu den national-ökonomischen Grundsätzen Clay's bekannte. Der Kampf wurde daher von beiden Seiten mit großem Talent geführt. Endlich siegte Clay mit 107 Stimmen gegen 102 und bald darauf ward der erhöhte Tarif Gesetz. Die Wohlthaten dieses Systems haben sich seitdem so vielfach gezeigt, daß es jetzt keine politische Partei in der Union mehr gibt, die demselben feindlich gegenüber stände. Der Streit zwischen den Demokraten und Whigs hinsichtlich des Tarifs ist auf einen ziemlich engen Spielraum der Tarif-Skala reducirt.

Eine schwierigere Arbeit als die Durchsetzung des Tarifs ihm trotz aller Hindernisse war, hatte Clay ein paar Jahr früher zu lösen gehabt. Wir meinen die Missouri-Frage, die er durch das bekannte Compromiß löste, das ihm den Namen des „Friedensstifters" (Pacificator) erwarb. Auch hier hatten seine Gegner im Jahre 1820 die Schlichtung der Frage über die Einverleibung des neuen Sklavenstaates, der keinen freien Farbigen in seinen Grenzen dulden wollte, vereitelt. Im nächsten Jahr aber, als die Frage wieder auftauchte, wurden dieselben Vorschläge Clay's angenommen und Missouri fügte sich.

1824 war bei der Präsidentenwahl der Fall eingetreten, daß die Stimmen der Delegaten sich so auf vier Candidaten zersplitterten, daß der Congreß unter den dreien, die die höchsten Stimmen erhalten, den Präsidenten zu wählen hatte. Der vierte war Clay gewesen, der dritte J. Quincy Adams, die nächst hohe Zahl hatte Crawford erhalten und die höchste Jackson. Die Wahl fiel dennoch auf Adams und zwar vorzüglich weil Clay und seine Anhänger für ihn stimmten. Die Anhänger des "Old-Hickory" sahen darin eine Verhöhnung des Volkswillens, obgleich Jackson keine absolute Mehrheit erlangt hatte und warfen besonders auf Clay ihren Haß. Die Gründe Clay's gegen Jackson zu stimmen waren aber ächt republikanisch. Jackson war ein tüchtiger General, hatte aber in dieser Eigenschaft eine solche Neigung zu einem herrischen und willkührlichen Verfahren sogar dem Congreß gegenüber an den Tag gelegt, daß sich die heftigste Opposition gegen ihn in demselben erhob, an deren Spitze Clay selbst stand, als ächt demokratischer Vertheidiger der Civilautorität der Militärgewalt gegenüber. Außerdem aber, daß Jackson ein tüchtiger Führer im Kriege sei, war wenig zu dessen Gunsten als Präsidentschaftscandidat zu sagen. Unter J. Q. Adams nahm Clay endlich die oft schon ausgeschlagene Stelle als Staatssekretär an. Seine Verwaltung zeichnete sich aus durch Sparsamkeit und gewissenhafte Finanzverwaltung und durch den Abschluß einer Anzahl der günstigsten Handelsverträge mit verschiedenen Staaten und dennoch gelang es Jackson, der seine Partei durch Einführung des so verderblichen Systems der Aemterversprechung verstärkt hatte, bei der nächsten Wahl die Mehrheit zum Präsidentenamte zu erhalten. Mit Jackson kam die sogenannte demokratische Partie auf, die von den Gegnern, die Clay und früher Jefferson führten, als Tories hingestellt wurden, während sie selbst den Namen demokratische Whigs annahmen. Eine der ersten Handlungen Jacksons war gegen das System Clays der innern Verbesserungen gerichtet. Den Fortbau von Straßen auf Anordnung des Gouvernements hemmte das Veto Jacksons. Als aber die Verlängerung des Tarifs in Frage kam, gelang es Clay, den Thomas Benton dabei sehr unterstützte, denselben zu retten. Nur Süd-Carolina wollte sich demselben nicht fügen und drohte mit offener Rebellion. Jackson erließ eine diktatorische Botschaft dagegen. Der Bürgerkrieg war vor der Thür. Clay fürchtete diesen ebenso sehr wie Jackson an der Spitze einer Armee seines despotischen Charakters halber. Daher bot er die Hand zu einem Vergleich, der von Süd-Carolina angenommen wurde und endlich auch die Mehrheit im Congreß erhielt (1833). Das Gesetz des Tarifs wurde nur in so weit abgeändert, als man den Uebergang zu den neuen Zollsätzen allmälig eintreten ließ.

Der unermüdlichste Kämpfer gegen Jacksons Anmaßungen, wie Clay dessen Handlungen oft nannte, war er in dem bekannten Bankstreite. Ohne Jacksons zähes Festhalten an seinem Widerwillen gegen die Ver. St. Bank würde auch Clay gegen ihn durchgedrungen sein. Clay that aber hier einen Mißgriff, den er früher nicht gethan hätte und später gewiß bereut hat. Das Monopol der Ver. Staaten Bank war den demokratischen Grundsätzen zuwider, auch sonst sicher kein Förde-

Digitized by Google

rungsmittel des Geldumlaufs. Clay ließ sich durch seine Abneigung gegen Jackson's despotische Charakterseiten und durch seine Vorliebe zu internal improvements von oben herunter mitunter zu weit fortreißen. In der Ver. Staaten Bank sah er einen Hauptfond zu seinen Plänen, denen allerdings Jackson auch systematisch entgegentrat —daher Clay's schroffe Opposition gegen das Veto des Präsidenten. Die Form, unter der Jackson dabei handelte, war aber allerdings verletzend für das Haus und dessen Rechte. Dies verschaffte dem Oppositions-Antrag Clay's gegen die willkührliche Wegschaffung der Depositengelder und der Bank die Mehrheit im Hause. Jackson antwortete darauf mit einem Protest, den jedoch der Senat auf Antrag Poinderters (7. Mai 1834) verwarf, indem er zugleich dem Präsidenten das Recht zu solchen Protesten absprach. Am 28. Mai beantragte Clay nun, daß die weggenommenen Depositengelder wieder in die Bank gelegt würden, da sie daselbst völlig sicher seien. Auch dieser Antrag fand Genehmigung, erhielt aber nicht die Zustimmung des Hauses.

Im Jahre 1832 erfuhr Clay abermals Jacksons Feindschaft gegen das System der Verbesserungen. Er hatte die „Land-Bill" eingebracht, durch welche ein Theil der Gelder, die vom Verkauf öffentlicher Ländereien gewonnen wurden, theils für das Schulwesen, theils zu internal improvements verwandt werden sollte. Auch diese Bill, die die Mehrheit im Congreß erhielt, wurde von Jackson mit dem Veto belegt. Trotz dieser vielfachen Hindernisse, die sich dem öffentlichen Wirken Clay's entgegenstellten, wuchs seine Popularität doch, er erhielt bei seinen Reisen und andern Gelegenheiten davon deutliche Beweise. Bei den Wahlen von 1844 wurde er abermals als Candidat aufgestellt, unterlag jedoch gegen Polk, der alle Stimmen von New York und Pennsylvanien von deren Delegaten erhielt. Die Urwahl hatte nur eine sehr schwache Mehrheit für Polk ergeben. Auch in keiner der folgenden Wahlen gelang es den Freunden Clay's ihn als Präsidenten durchzusetzen. Nicht geringen Theil trug daran die Eigennützigkeit vieler unterer Führer der Whigpartei, die von Clay wenig für ihre Taschen hoffen konnten. Ebenso hat das Auftauchen der Natives, die sich den Whigs öfters anschlossen, Theil an diesen Niederlagen. Dagegen wurde er im Jahr 1849 in Kentucky wiederum und zwar einstimmig in den Senat gewählt. Nicht lange sollte seine so reiche Thätigkeit mehr fortgesetzt werden. Einen wichtigen Dienst noch sollte er leisten, bevor er sie schloß. Es war dieß das Compromiß von 1850, wodurch die Frage über die Sklaverei in den Territorien und dem neu annexirten Staate Texas für immer geschlichtet werden sollte. Das Sklavenflüchtlingsgesetz, welches leider ebenso daraus hervorging, wie die Erklärung Californiens zu einem Nicht-Sklavenstaate, ging jedoch nicht von Clay, sondern von Mason aus. Clay, die Zerwürfnisse, die daraus hervorgehen mußten, ahnend, erklärte sich dahin, es in dieser Hinsicht bei den schon bestehenden Gesetzen bewenden zu lassen. Er war freilich selbst ein Sklavenhalter, aber wenn die Sklavenhalter des Südens in seinem Geiste gehandelt hätten, so würde die Abschaffung der Sklaverei schon um ein gutes Stück vorgeschritten sein. Clay's Testament, in dem er allen seinen jüngern Sklaven nach und nach die Freiheit schenkte, beweist am besten seine Gesinnung in dieser Hinsicht. Das Compromiß, das H. Clay zu Stande brachte, ist durch die Nebrascabill zu einer gefährlichen Waffe in den Händen der Sklavenhalter geworden, die nationaldemokratische Partei hat dadurch sich völlig in ihre Hände geworfen—die Whigs haben für die nächsten Wahlen mehr Aussichten als jemals, aber sie mögen auch trauern, daß kein Mann in ihren Reihen ist, der so groß als Bürger und Staatsmann war, wie ein Clay, um ihre Partei würdig zu vertreten. Auch Webster, der ihm bald im Tode folgte, war ein großer Staatsmann, aber an Bürgertugend steht Clay weit über ihm und unter den jetzigen Führern der politischen Parteien dürfte es leichter sein zehn zu finden, die einen Webster ersetzen könnten, als Einen, der würdig wäre Henry Clay's Nachfolger zu sein. H. L.

Amerikanische Seehelden.

Von Oskar Falke.

II. Stephan Decatur.

Stärke des Körpers, Muth und Gewandtheit sind die nothwendigen Eigenschaften jedes Seemannes; Raschheit im Fassen eines Beschlusses und in der Ausführung desselben, tiefe nautische Kenntnisse und genaue Bekanntschaft mit allen Kriegswaffen sind die Erfordernisse eines Capitäns. Stephan Decatur, dessen Name mit glänzenden Lettern in der Geschichte Amerikas verzeichnet steht, vereinigte alle diese Eigenschaften. Weit über die körperliche Größe Anderer hinausragend, riesigen Körpers, eiserner Constitution und trotzigen Sinnes, der vor keiner Gefahr zurückbebte, war er zugleich ruhig und besonnen und mit allen

Digitized by Google

maritimen Kenntnissen ausgerüstet, die von einem Capitän der amerikanischen Seemacht verlangt werden können.

Decatur war im Jahre 1779 in Maryland geboren, kam jedoch schon in seiner frühesten Jugend nach Philadelphia, wo er zuerst seine militärische Bildung erhielt. Im Jahre 1798 trat er als Midshipman in die Flotte und zwei Jahre später war er Lieutenant.

Der amerikanische Handel mit England und Frankreich war zu jener Zeit durch die Napoleonischen und Pittschen Decrete fast gänzlich unterbrochen worden und der Unternehmungsgeist der Kaufleute wandte sich nach dem Oriente, in der Hoffnung dort Abfluß für amerikanische Producte und volle Schiffsladungen zur heimischen Importation zu finden. Diese Hoffnungen wurden auch erfüllt und ein lebhafter Handel mit der Türkei, Egypten und der Levante ward eröffnet. Der Hauptgewinn des ganzen Handels wurde jedoch durch die Unsicherheit in Frage gestellt, die auf dem Mittelmeere herrschte. Tunis, Algier und Tripoli sandten ihre Piratenschiffe nach allen Richtungen aus und wo die rothe Fahne erblickt wurde, da verkündete sie Plünderung, Tod und Sklaverei. Fast alle seefahrenden Nationen mußten sich erniedrigen, den Seeräuberstaaten Tribut zu zahlen und dadurch die Sicherheit ihrer Schiffe zu erkaufen. Amerika widersetzte sich einer solchen Erniedrigung und hieraus entstanden die ersten Mißverhältnisse mit Tripoli. Bald darauf wurden einige reichbeladene amerik. Handelsschiffe von den Piraten weggenommen und die allgemeine Indignation, die dies Ereigniß in Amerika hervorrief, bewog Präsident Jefferson eine Botschaft an den Congreß zu senden, die derselbe mit einer Kriegserklärung gegen Tripoli beantwortete. Rasch wurde ein Geschwader, bestehend aus fünf Fregatten und einigen kleinern Schiffen ausgerüstet und zur Beschützung des amerikanischen Handels und zur Züchtigung des Seeräuberstaates ins Mittelländische Meer gesandt.

Diese Expedition war der erste Kriegszug, den Decatur mitmachte.

Ungünstige Vorzeichen begrüßten die Ankunft der amerikanischen Flotte an ihrem Bestimmungsorte. Kaum war die Straße von Gibraltar passirt, so erhoben sich die halbjährigen Aequinoctialstürme und die Fregatte „Insurgent" und die Brigg „Pickaing" wurden mit ihren Mannschaften und allen Vorräthen ein Raub der Wellen. Aber diese Unglücksfälle erschütterten keineswegs den Muth der Amerikaner und ihre Hoffnung wurde erfrischt, als die Brigg Enterprize ein überlegenes Corsarenfahrzeug eroberte.

Im Jahre 1803 kam Commodore Preble mit einer Verstärkung und übernahm das Commando des ganzen Geschwaders. Sofort begann er kriegerische Operationen. Zuerst segelte er nach Marocco und züchtigte diesen Staat wegen Verletzung der Neutralität und Wegnahme amerikanischer Kauffahrer. Dann concentrirte er seine ganze Streitmacht und segelte nach Tripoli, um hier den eigentlichen Krieg zu beginnen. Aber auch hier wurde die Flotte von einem schweren Unglücksfalle getroffen. Capitän Bainbridge wurde mit der Philadelphia, einer Fregatte von 44 Kanonen ausgesandt, um längs der Einfahrt des Hafens zu recognosciren. Als ein Seeräuberschiff in Sicht kam und die Flucht ergriff, machte Bainbridge Jagd darauf und ließ sich von seiner Kampfgier hinreißen, das flüchtige Schiff bis in den Hafen hinein zu verfolgen. Beinahe hatte er es erreicht, da lief die Philadelphia auf den Sand und trotz der gigantischen Anstrengungen der Mannschaft konnte sie nicht wieder flott gemacht werden. In einem Augenblick war das gestrandete Schiff von feindlichen Kanonenbooten umschwärmt und die Batterieen des Castells sandten ihre donnernden Grüße herbei. Bainbridge bereitete sich zum Kampfe vor, aber bevor er noch seine Befehle dazu ertheilt hatte, schwangen sich Hunderte von Corsaren am Tauwerk empor und sprangen aufs Verdeck. Widerstand war fruchtlos und die Amerikaner streckten die Waffen.

Es ist schwer den düstern Eindruck zu beschreiben, den dieser Schlag in der amerikanischen Flotte verursachte. Ein prachtvolles Schiff war in die Hände der Feinde gefallen, ein wackerer Capitän und eine Mannschaft von dreihundert Amerikanern war gefangen worden und wurde jetzt in die fürchterlichste Sclaverei geschleppt. Die ganze amerikanische Nation schrie laut vor Entrüstung als sie diese düstere Nachricht vernahm.

Die Flotte schwur Rache, aber es thürmten sich Hindernisse empor, die ein Bombardement Tripoli's in dieser Jahreszeit zur Unmöglichkeit machten. Commodore Preble dämpfte den Zorn seiner Leute und führte die Flotte in den Hafen von Syracus.

Auch Decatur's Seele war von Zorn entflammt und sein Nationalstolz war tief verletzt durch den Gedanken, daß eines der schönsten Kriegsschiffe seiner Nation sich in den Händen der Barbaren befände. Er schwur bei sich diese Schmach zu verwischen und wenn es sein Leben koste. In Syracus machte er in dieser Beziehung einen Vorschlag, der die Billigung des Commodore fand und dessen Ausführung Decatur auf sich nahm. Rasch und entschlossen machte sich der jugendliche Held an's Werk. Mit der Yacht „der Unerschreckene", die vier Kanonen und fünf und siebzig Mann an Bord hatte, segelte er nach Tripoli; begleitet wurde er auf dieser kühnen Expedition von der Brigg

Digitized by Google

„Sirene" unter Capitän Stewart. Der „Unerschrockene" war früher ein tripolitanisches Fahrzeug gewesen, das einige Wochen vorher nach einem hitzigen Kampfe erobert, dann ausgebessert und in der amerikanischen Flotte verwendet wurde. Auf diesen Umstand baute Decatur seinen ganzen Plan.

Als man in der Nähe von Tripoli anlangte, blieb die „Sirene" zurück, während Decatur seinen Weg allein fortsetzte. Er ließ die amerikanischen Kennzeichen von seinem Schiffe wegnehmen und sie durch tripolitanische ersetzen; auch seine Mannschaft ließ er Corsarenkleider anziehen und auf dem Maste flatterte die Seeräuberflagge. Um acht Uhr Abends langte er im Hafen an und wurde ohne Hinderniß eingelassen. Von einem Wachtschiffe angerufen, ließ Decatur durch einen Tunifer, der sich den Amerikanern angeschlossen hatte, antworten, daß das Schiff seine Ankertaue verloren habe und deshalb ganz in der Nähe des Castells anlegen müsse. Zufriedengestellt mit dieser Antwort, entfernte sich das Wachtschiff und ungehindert segelte der „Unerschrockene" weiter, bis er bei der Philadelphia anlangte, die eine halbe Kanonenschußweite vom Castell vor Anker lag und von vielen Kanonenbooten langsam und aufmerksam umkreist wurde.

In demselben Momente, in welchem der „Unerschrockene" an die Seitenwände der Philadelphia anstieß, erscholl der donnernde Commandoruf Decatur's und mit einem wildtönenden Hurrahgeschrei sprangen fünf und siebzig amerikanische Seemänner auf's Verdeck der Philadelphia. Bestürzt, erschreckt und betäubt von dem plötzlichen und unerwarteten Getöse, taumelnd vor dem wilden Ansturm, blutig getroffen von dem Hagel der Hiebe, fiel die tripolitanische Wachmannschaft entweder unter den Säbelschlägen der Amerikaner, oder sie warf sich vor Angst ins Wasser oder sie schleuderte die Waffen weg und flehte um Pardon.

In weniger als zwei Minuten waren die Amerikaner unbeschränkte Herren des Schiffes.

Aber der Lärm hatte die Stadt und den Hafen emporgeschreckt, die Kanonen des Schlosses begannen einen Hagel von Kugeln auf die Philadelphia zu schleudern, zahllose Boote ruderten rund um, Schüsse knallten, Rufe tönten, Waffen klirrten. Die vom Castell geworfenen Feuerkugeln setzten das Schiff in Brand; Decatur ließ das Feuer um sich greifen und in kurzer Zeit loderte die stolze Fregatte in einem mächtigen Brande empor. Nicht früher als bis die Philadelphia von Flammen eingehüllt war, verließ Decatur das Verdeck und sprang an Bord des „Unerschrockenen." Eine günstige Brise erhob sich und füllte die Segel und triumphirend fuhr Decatur mit seiner Heldenschaar zum Hafen hinaus. Rasch und unrettbar brannte die Philadelphia nieder, das Tauwerk war zuerst verzehrt, dann verbrannten die Sparren und endlich krachten die Maste und stürzten zischend ins Meer. Die Schmach sollte Amerika nicht haben, daß eines seiner schönsten Kriegsschiffe in der Gewalt der Seeräuber blieb. Der Schatten, den Unvorsichtigkeit und ein unglücklicher Zufall auf die amerikanische Flagge geworfen, verschwand vor dem Sonnenschimmer der kühnen That eines amerikanischen Seemann's. Ruhm Dir, kühner Decatur, der Du das Wagestück gethan, Ehre euch, wackere Seekrieger, die ihr ihm beigestanden!

Die Tripolitaner suchten „den Unerschrockenen" zu verfolgen, als aber Stewart mit seiner Brigg herbeieilte, entflohen die Piraten vor den Sirenenklängen, die ihnen aus den zwanzig Kanonen dieses Schiffes entgegentönten.

Jubel herrschte auf der amerikanischen Flotte, als Decatur von dieser gefährlichen Fahrt zurückkehrte, Jubel herrschte in Amerika, als die Nachricht dieser That anlangte. Der Congreß sandte dem tapfern Seemann ein Schwert und der Präsident das Capitänsdiplom.

Im Juli 1804 segelte Commodore Preble abermals mit der gesammten Flotte nach Tripoli, um die Stadt zu bombardiren und den Pascha den Forderungen der amerikanischen Regierung geneigter zu machen. Da die tripolitanische Seemacht großentheils aus flachen Fahrzeugen bestand, die an seichten Stellen gewandt manövriren und sich sehr lästig machen konnten, so beschloß Preble zur Bekämpfung dieser Fahrzeuge zwei Divisionen aus Kanonenbooten zu bilden. Während die Fregatten die Stadt bombardirten und die Batterieen des Schlosses zum Schweigen brachten, sollten diese Boote die Fahrzeuge des Feindes erobern, versenken und in den Hafen zurückscheuchen.

Der dritte August war zur Ausführung dieses Planes bestimmt. Capitän Decatur erhielt das Commando der ersten Abtheilung der Kanonenboote, Capitain Somers das der zweiten.

Noch vor dem Aufgange der Sonne begann der Kampf. Die Amerikaner warfen Bomben und Granaten in die Stadt und ebenso lebhaft erwiederten die Corsaren das Feuer aus dem Castell.

Zwei Stunden lang währte diese Kanonade, die furchtbar war, da die Gegner sich in ganz geringer Entfernung befanden. Abwechselnd verstummten zuweilen die Geschütze aber nur um mit erneuter Kraft wieder loszubrechen. Viele Häuser der Stadt loderten in Flammen empor und der Palast des Pascha wurde von den amerikanischen Kugeln an vielen Stellen beschädigt.

Aber inzwischen fand in der Nähe ein noch wilderes Gefecht statt. Die Kanonenboote und Galeeren der Corsaren verließen den Hafen, um die

Digitized by Google

Amerikaner von allen Seiten zu umſchwärmen, zu beſchießen und zu beläſtigen. Jetzt war die Zeit für Decatur und Somers gekommen; beide brannten vor Begierde nach Kampf. Die Seeräuber waren überlegen an Mannſchaft, an Geſchützen und an Schiffen, aber das ſchreckte die Amerikaner nicht zurück. Capitän Decatur war der Erſte, der mit einem feindlichen Schiffe, das weit ſtärker als das ſeine war, zuſammentraf. Er feuerte nur einmal ſeine Geſchütze ab, dann fuhr er auf den Feind zu. Die Enterhaken flogen, die Amerikaner ſprangen aufs feindliche Verdeck und in wenigen Minuten war der Kampf vorbei. Die Piraten lagen todt oder verwundet am Boden und Decatur nahm ſeine Priſe ins Tau um ſie in Sicherheit zu bringen. Bevor er dies jedoch thun konnte, wurde er von einem zweiten Fahrzeuge angegriffen und einer der wildeſten Kämpfe entſpann ſich. Auch jetzt verpflanzte Decatur das Gefecht auf das Verdeck des feindlichen Schiffes, indem er enterte. Im Handgemenge brach der Säbel Decatur's und zwar gerade in dem Moment, wo der feindliche Capitän ihm zum Kampfe entgegentrat. Raſch beſonnen ſprang Decatur mit einem Tigerſatze auf ſeinen Gegner, ſchlang ſeine muskulöſen Arme um ihn und Beide fielen zu Boden. Gerade als der Corſar ihm den Dolch in die Bruſt ſtoßen wollte, feuerte Decatur ſeine Piſtole ab und ſein Feind wälzte ſich röchelnd im Blute.

Zwei feindliche Schiffe waren jetzt erobert und Lieutenant Trippe von Decatur's Abtheilung enterte ein drittes. Ein Midſhipman und neun Soldaten ſprangen mit ihm auf das feindliche Verdeck. Plötzlich löſten ſich die Hacken, das amerikaniſche Boot trieb hinweg und Lieutenant Trippe hatte jetzt den ungleichen Kampf von eilf gegen ſechsunddreißig zu beſtehen. Aber Muth und Entſchloſſenheit machten ſeine kleine Schaar unwiderſtehlich und nach einem blutigen Handgemenge war der Feind mit einem Verluſte von ein und zwanzig Mann gezwungen ſich zu ergeben. Trippe hatte eilf Säbelhiebe, drei ſeiner Leute waren verwundet, aber nicht einer war getödtet worden.

Die hereinbrechende Nacht machte endlich dem ſchrecklichen Blutvergießen ein Ende. Vier Wochen hindurch wurde zu verſchiedenen Zeiten das Bombardement wiederholt. Mit unermüdlicher Ausdauer wurde jeden Tag Zerſtörung in die Stadt geſchleudert und jede Attaque rief Heldenthaten hervor, die der Seegeſchichte Glanz verleihen. Die Augen Europa's waren auf dieſen Kampf gerichtet, in welchem eine junge Nation, die bis jetzt kaum der Beachtung werth geſchienen hatte, kräftig die deſpotiſchen und geſetzloſen Corſaren züchtigte, denen einige der mächtigſten Regierungen Tribut bezahlten.

Während von der Seeſeite Tripoli verwüſtet und bedroht wurde, fiel eine Heerſchaar von unzufriedenen Arabern unter der Anführung Hamet's, des Bruders des Paſcha von Tripoli, in die Grenzen des Staates ein, vereinigte ſich mit einer Abtheilung amerikaniſcher Volontairs, beſiegte ein von Tripoli entgegengeſandtes Heer und drang ſiegreich gegen die Hauptſtadt vor. Dieſem zweifachen Angriffe vermochte der Paſcha von Tripoli nicht länger zu widerſtehen und bot Frieden an, der auch bald darauf unter den günſtigſten Bedingungen für die Amerikaner abgeſchloſſen wurde.

Dieſer Krieg mit den Seeräubern war für die Amerikaner eine gute Vorſchule, denn bald ſollten ſie einen noch härtern Strauß auszufechten haben.

Der Krieg mit England brach aus und unerſchrockene Seemänner thaten Amerika Noth. Decatur übernahm beim Beginne des Krieges das Commando der Fregatte "United States" von vierundvierzig Kanonen.

Gleich der Anfang des Krieges wurde durch Seeſiege der Amerikaner bezeichnet. Am 19. Auguſt 1811 verſenkte Capitän Hull, der die „Conſtitution" commandirte, die brittiſche Fregatte „die Kriegerin;" am 18. October eroberte Capitän Jones von der „Weſpe" die brittiſche Corvette „der Fröhliche" und die dritte Waffenthat zur See wurde von Decatur verübt.

Am 25. October ſtieß er mit der engliſchen Fregatte „der Mazedonier," die achtundvierzig Kanonen und eine Bemannung von 320 Mann an Bord hatte, zuſammen. Der Engländer eröffnete ſein Feuer zuerſt, ſcheinbar gleichgültig ließ dieß Decatur geſchehen und ſteuerte ſein Schiff gerade auf den Feind zu. In Piſtolenſchußweite angelangt, kehrte er dem Feinde ſeine Breitſeite zu und feuerte ſeine volle Ladung ab. Die Wirkung war ſchrecklich. Der engliſche Capitän wurde ſchwer verwundet und ein Theil ſeiner Leute getödtet. Breitſeite nach Breitſeite ſchleuderte jetzt der Amerikaner von ſich, aber erſt nach einem verzweifelten Kampfe von einer und einer halben Stunde wurden die engliſchen Farben geſtrichen und Decatur ſprang als Sieger an Bord der brittiſchen Fregatte. Er bemannte ſie mit einer Abtheilung ſeiner Leute und kam mit ſeiner Priſe glücklich in den Hafen von New York. Das war die erſte engliſche Fregatte, die als Priſe in einen amerikaniſchen Hafen einlief.

Mit Enthuſiasmus wurde Decatur vom Volke empfangen, aber beſcheiden wie er war, wies er alle Ehrenbezeugungen von ſich.

Die Wegnahme des „Mazedoniers" war eine der ſchönſten Waffenthaten des Krieges und Decatur wurde mit Recht als die Zierde der amerikaniſchen Seeleute geprieſen. Er blieb mit ſeiner Fregatte längere Zeit in New York, da er Ausbeſſerungen daran vornehmen laſſen mußte. Als

Digitized by Google

das Schiff wieder segelfertig war, wurde New York durch ein englisches Geschwader von vier Fregatten blokirt, die kein Schiff hinein und keines herauslieẞen. Aber Decatur kümmerte sich nicht viel um diese Blokade; er verließ sich auf die Schnelligkeit seines Schiffes und beschloß den Cordon zu durchbrechen und sein Schiff zu neuen Waffenthaten auf's offene Meer hinauszuführen. Bevor er jedoch hohe See gewann, lief sein Schiff auf eine Sandbank und als er es nach harter Mühe wieder flott machte, war es so stark beschädigt, daß es kaum dem Steuerruder gehorchte. Die englischen Fregatten, die jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgt hatten, eilten jetzt herbei und von vier mächtigen Gegnern zu gleicher Zeit angegriffen, sah sich Decatur gezwungen, die Flagge zu streichen und zum ersten Male einen Britten nicht als Gefangenen, sondern als Sieger an Bord seines Schiffes steigen zu sehen.

Decatur wurde als Kriegsgefangener nach England geführt, jedoch während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft mit Auszeichnung behandelt. Die Engländer bewunderten den Heldenmuth, mit dem er bei Tripoli gefochten und suchten ihm ihre Achtung zu beweisen.

Nach Beendigung des Krieges wurde Decatur freigelassen und kehrte in sein Vaterland zurück. Er wurde mit Jubel von seinen Landsleuten begrüßt und von der Regierung in Commodore's Rang erhoben. Bald öffnete sich ihm ein neues Feld zur Auszeichnung. Algier hatte abgeschlossene Verträge verletzt, die amerikanische Flagge beleidigt und amerikanische Kauffahrer weggenommen. Dieser Schimpf mußte getilgt werden und die amerikanische Regierung sandte eine Flotte ins Mittelmeer, um den Dey von Algier zu züchtigen und zur Anerkennung der Verträge zu zwingen. Wer anders konnte diese Flotte befehligen, als Decatur, der schon einmal den Stolz der Corsaren gedemüthigt! Er rechtfertigte auch die Erwartungen, die das Land in ihn setzte. In kurzer Zeit hatte er das Mittelmeer erreicht, die entgegengesandte Corsarenflotte verscheucht und zwei ihrer schönsten Schiffe erobert. Dann erschien er mit seiner imposanten Streitmacht vor Algier und setzte den Dey in solchen Schrecken, daß er den Anforderungen der Amerikaner entgegenkam und sich allen Bedingungen unterwarf.

Ruhmgekrönt kehrte Decatur abermals zurück und nahm, da tiefer Friede herrschte und ein Bruch desselben nicht zu erwarten war, im Marineministerium zu Washington eine Stelle, in der er viel für die Verbesserung des Schiffswesens that.

Im Jahre 1820 wurde er in Folge eines Zwistes politischer und persönlicher Art von Commodore Barron gefordert und blieb in diesem Duell todt auf dem Platze.

Mit ihm verlor Amerika einen seiner tapfersten Helden. Die Verbrennung der Philadelphia im feindlichen Hafen, war ein ruhmvolles Ereigniß, das in der Geschichte der Marine ohne Beispiel ist. Die Bezwingung des „Mazedoniers" war eine That, die nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Superiorität der Amerikaner zur See offenbar zu machen und den Amerikanern jene Begeisterung einzuflößen, wodurch sie fähig gemacht wurden, siegreich aus diesem schweren Kampfe hervorzugehen.

Vermischtes.

Henriette Sontag.

Die Sängerin, von der uns unsere Väter und Mütter mit Begeisterung erzählten, wenn sie von den Kunstgenüssen früherer Tage sprachen und an die sie mit schmerzlicher Sehnsucht zurückdachten, wenn sie hörten, daß der Gesandte Graf Rossi mit seiner Gemahlin vom Hofe im Haag nach dem Hofe zu Petersburg gereist sei, wurde vor fast einem Vierteljahrhundert betrauert, denn sie war todt für die Kunst, für das Publikum der Kunst. Die Gräfin Rossi gehörte ihm nicht an, in seinem Herzen lebte nur noch die Erinnerung an Henriette Sontag. Da auf einmal erklingt fast mährchenhaft die Kunde, die Gräfin Rossi sei todt und Henriette Sontag wieder erstanden zum Leben und singe wieder zu dem Publikum und entzücke und beselige es wieder durch ihren Gesang. Mancher schüttelte ungläubig den Kopf. Aber ihre Verehrer, denen ihre Stimme noch nach fünfundzwanzig Jahren durch die Seele klang, liefen doch hinzu, um wenigstens noch das Echo derselben zu hören, wie sie meinten. Wie freudig wurden sie enttäuscht durch die Frische und volle Schönheit des Gesanges, die sie begrüßte mit den unvergeßlichen Tönen der früheren Zeit. Aber auch die Jugend huldigte vollen Beifall und schwelgte in dem Genusse dieses eleganten Vortrags, dieser biegsamen graziösen Klänge. Die neue Welt, in der noch die Gesänge einer Jenny Lind kaum verhallt waren, lauschte mit gleichem Entzücken dem Gesange dieser Meisterin. Und worin der oder jener sie auch vorzüglicher gefunden, seien es die Arien der Rosine, der Agathe oder des half a mile to Edinborrow, das Gedächtniß an sie wird auch auf dieser Hemisphäre noch lange lebendig bleiben.

Digitized by Google

Eine fremde Erde deckt die große, deutsche Künstlerin, die zwei Generationen und die Bewohner zweier Welttheile in das Himmelreich der Töne versetzte. Möge die Nachwelt ihr immer dankbar sein!

* Die allgemeine schweizerische Kunstausstellung hat ihren diesjährigen Turnus vor einigen Wochen in Basel begonnen. Bis jetzt haben 107 Künstler 230 verschiedene Werke, besonders Landschaften und Genrebilder eingesandt. Von bekanntern Namen sind Hébert aus Genf, Adam aus München, Emde aus Kassel ꝛc. vertreten. Das schweizerische Musikfest wird diesen Sommer in Sitten (Canton Wallis), das schweizerische Sängerfest aber in Winterthur (Canton Zürich) abgehalten werden. Das letztere, das neuerdings auch von deutschen Gesangvereinen, namentlich vom schwäbischen Sängerbunde besucht wird, gehört zu den beliebtesten Volksfesten der Schweiz.

* England, das in seinen Bestrebungen in Betreff der Um- und Höhergestaltung seines Schulwesens rasch vorwärts schreitet, hat in dieser Beziehung ein Unternehmen eingeleitet, das für alle Freunde des Unterrichts von höchstem Interesse sein muß. Die Society of Arts in London hat eine Ausstellung von Gegenständen, welche sich auf Schulunterricht und Volksbildung beziehen, angeordnet und wird dieselbe, nach dem Muster der großen Ausstellung von 1851 arrangirt, mit dem Monat Juli eröffnet. Angenommen werden unter anderm 1. Pläne: Abbildungen von Schulgebäuden, Räumlichkeiten und Einrichtungen aller Art; 2. Möbel zum Gebrauch der Lehrer und Zöglinge bis in die kleinsten Einzelnheiten (Abbildung oder — wenn nicht zu umfangreich — Natur); 3. Studienmaterial, vom Spielzeug in Kinder-Bewahranstalten an bis zu den zusammengesetztesten Apparaten höherer Schulen; 4. Bücher, Bilder, Landkarten, Musikalien ꝛc.; 5. zuverlässige Muster von Schularbeiten, den Durchschnittsstandpunkt der Schulen und der Zöglinge bezeichnend; 6. Druck- und Handschriften zur Ersichtlichmachung der verschiedenen Lehrsysteme ꝛc. In England selbst hat schon eine große Anzahl von Schulmännern und Schuldirectoren die Betheiligung zugesagt, und von Deutschland, das insbesondere sich seines dermaligen Standpunktes nicht zu schämen braucht, wird eine recht lebhafte Betheiligung erwartet, sowie von der Schweiz, Dänemark und Schweden, Belgien ꝛc. Für Deutschland muß es ein Ehrenpunkt sein, sich dort gut vertreten zu sehen, und wir hoffen, daß es nicht zurückbleiben werde.

* In die königliche Erzgießerei zu München wird in kurzem das Modell der Kolossal-Statue von Berzelius zum Guß abgeliefert werden. Der durch seine Statue Tegnérs rühmlichst bekannte schwedische Bildhauer Quarrenström hat die, in Folge einer Nationalsubscription ihm übertragene Statue des großen Chemikers im Laufe des verflossenen Winters in München modellirt. Es ist eine einfache Bildnißstatue ohne etwaige Idealisirung, ja selbst ohne symbolische Kennzeichen oder Attribute. Die Haltung ist in hohem Grade natürlich, der Kopf wie im sinnenden Berechnen seitwärts geneigt; die Rechte hält einen Griffel, die Linke eine Schriftrolle, beide Hände liegen beinahe an der Brust an, so daß die Silhouette fast nur vom Kopf und dem Mantel gebildet wird. Von ganz besonderm Werth erscheint die Ausführung, nicht nur technisch vollendet, sondern auch voll lebendigen Gefühls, so daß keine noch so große Fläche dieser kolossalen Gestalt leer und handwerksmäßig glatt erscheint.

* Wir hören leider, daß sich der Krankheitszustand Robert Schumanns in den letzten Wochen in bedenklicher Weise verschlimmert hat.

* Der europäisch berühmte französische Romandichter Honoré de Balzac besaß in hohem Grad die Gabe, von dem Aeußern der Menschen auf das Innere zu schließen. So erzählt man, daß er mit Leuten an einer Tafel gesessen habe, die deutsch sprachen, dessen er nicht mächtig war. Dennoch habe Balzac aus dem Mienenspiel den Sinn ihrer Unterhaltung vollkommen errathen. Karl Immermann, ehe er Landgerichtsrath in Düsseldorf wurde, bekleidete in seiner Vaterstadt Magdeburg die Stelle eines Criminalrichters. Er vermochte es einem Angeklagten bei der ersten Begegnung anzusehen, ob er schuldig oder unschuldig sei. Er warf dem Vorgeführten einen Blick von so schneidender Schärfe zu, daß oft selbst die übrigen Anwesenden zitterten. Dann klopfte er mit dem Zeigefinger auf den Tisch und murmelte: „der ist schuldig!“ oder er schüttelte energisch den Kopf: „unschuldig!“ Während seiner ganzen criminalrichterlichen Praxis soll kein Fall vorgekommen sein, in dem sich Immermann getäuscht hätte.

* Wie während ihrer früheren mehrmaligen Anwesenheit in London, so erregt Fräulein Wilhelmine Clauß auch in der gegenwärtigen Saison dort die größte Sensation durch ihr ausgezeichnetes Spiel.

* Hector Berlioz wird in München zu Concerten während der Industrieausstellung erscheinen, dann nach Dresden gehen, um die ersten Aufführungen seiner Oper: "Benvenuto Cellini" zu dirigiren.

* Vieuxtemps gab am 29. Mai im Bad Homburg Concert, er geht von hier nach Aachen, wo er während des Musikfestes mitwirken wird.

Digitized by Google

* Der Contract Tichatscheck's in Dresden läuft, wie man uns mittheilt, noch bis 1. Okt. 1857; die in Umlauf gesetzte Nachricht, als werde der gefeierte Sänger Dresden verlassen, beruht also auf einer gutwilligen Erfindung.

* Ueber den zahlreichen pomphaften Denkmalen, welche jetzt deutschen Dichtern und Gelehrten errichtet werden und die wenigstens theilweise ihren Ursprung mehr der Eitelkeit ihrer Gründer verdanken, als der Pietät gegen Diejenigen, zu deren Verherrlichung sie bestimmt sind, darf auch der einfache Denkstein nicht übersehen werden, mit dem kürzlich das Grab Albert Lortzing's auf dem Kirchhofe zu Berlin geschmückt worden ist. Die Inschrift dazu hat der gegenwärtige Regisseur des berliner Hoftheaters geliefert, Philipp Düringer, Lortzing's vieljähriger Freund, der sich auch um das Zustandekommen des ganzen Denkmals große Verdienste erworben hat; dieselbe lautet folgendermaßen:

Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid;
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort.

* Man sagt, daß bisjetzt die durch Sammlungen aufgebrachte Summe für das in Weimar projectirte „Schiller-Goethe-Standbild" 5000 Thaler beträgt. Frankfurt am Main, Goethe's Vaterstadt, steuerte zwölf Thaler bei! 12,000 Thaler ist die Summe, die nöthig sein soll, um diejenigen Kosten zu bestreiten, die nicht von dem Großherzoge von Weimar und dem Könige Ludwig von Baiern übernommen sind. Rietschel ist im Begriff, jetzt an die Ausführung seines Modells zu gehen.

* Heinrich Heine widerspricht in einem sehr heitern und liebenswürdigen Brief an Alexander Dumas dem Gerücht, es sei ein Gedicht „Gretchens Sohn" von ihm zu erwarten; er habe nie etwas der Art geschrieben, dagegen werde er nächstens seine sämmtlichen Gedichte in französischer Sprache erscheinen lassen; er habe sie meist selbst übertragen und hoffe damit die Versuche jener Dolmetscher zu verdrängen, die weder von ihm noch von seinem erlauchten Vater Phöbus Apollo Auftrag erhalten hätten. Bei dieser Gelegenheit macht er Dumas, halb ernstlich, halb spöttisch die größten Complimente: „Sechs Jahre liege ich nun zu Bett. Bei den größten Schmerzen las mir meine Frau Ihre Romane vor und sie allein waren im Stande, mich meine Leiden vergessen zu lassen. Gar oft dachte ich da bei mir, welch ein geistvoller Dichter ist doch der lange Mensch, der Dumas heißt! Ohne Spaß, nach Cervantes und Madame Schariar, die als Sultanin Scherezade bekannter ist, sind Sie der unterhaltendste Erzähler. Ich kenne nur einen Fehler an Ihnen, Ihre — zu große Bescheidenheit! Meine Frau hört, wie ich eben Ihr Lob dictire, und sie stimmt ein: ja, ja, ja, das ist wahr. Der Papagei, der ihr auf der Hand sitzt, ruft mit außerordentlichem Eifer: ja, ja, ja! Und Sie ersehen daraus, daß bei mir alle einstimmig in Ihrem Lobe sind! — Heine's Memoiren werden noch in diesem Jahre bei Campe in Hamburg erscheinen. Sie sind sämmtlich während der letzten Jahre nach seinem Diktate niedergeschrieben.

* Unsere neuliche Notiz von einem demnächst zu erwartenden fünften Band der Auerbach'schen „Dorfgeschichten" beruht, wie wir nachträglich erfahren, auf einem Irrthum: nicht mit einer Fortsetzung seiner „Dorfgeschichten" ist der Dichter beschäftigt, sondern mit einer Umarbeitung seines im Jahre 1837, also sechs Jahre vor den „Dorfgeschichten" erschienenen Romans „Spinoza." Gutzkow arbeitet an einem neuen Stück; auch soll er einen neuen Roman unter der Feder haben, der gleich den „Rittern vom Geiste" nicht weniger als neun Bände umfassen wird. Von Paul Heyse wird, wie das „Berliner Kunstblatt" meldet, eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Hermen" vorbereitet; an neuen Stücken wird dieselbe „Zwölf Idyllen aus Sorrent" nebst einem größern Gedicht „Perseus" enthalten. Moleschott in Heidelberg arbeitet an einer „Physiologie für Gebildete;" dieselbe soll in zwei starken Bänden mit zahlreichen Abbildungen erscheinen. Auch von Heideloff in Nürnberg, dem ehrwürdigen Veteranen der deutschen Baukunst, wird ein neues interessantes Werk vorbereitet: „Die Kunst des Mittelalters in Schwaben; Denkmäler der Baukunst, Bildnerei und Malerei," ebenfalls mit zahlreichen Abbildungen.

* Professor Weber in Weimar hat einen Vortrag „Ueber den Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's" (Weimar, Böhlau) drucken lassen, auf welchen wir alle Verehrer unserer beiden großen Dichter aufmerksam machen. Der Gegenstand ist darin weniger in historischer als in ethischer Rücksicht behandelt; das Ganze, durch eine edle Beredsamkeit getragen, empfiehlt sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und Tiefe der Auffassung wie durch Wärme und Schwung der Gesinnung. Besondere Beachtung, namentlich für die jetzigen Zeiten, verdient, was der Verfasser über den Werth sagt, welchen Schiller, sowohl wie Göthe der Ehrfurcht beilegten, dieser deutschesten Tugend, in der sie zugleich den Grund und die Quelle alles Sittlichen erblickten. „Nicht das macht frei," lesen wir bei Goethe, „daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn

Digitized by Google

indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seinesgleichen zu sein." Ebenso that Schiller noch kurz vor seinem Tode den wahrhaft erhabenen Ausspruch: „Ich sehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht ist, der es gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe." Aber freilich, um Ehrfurcht zu hegen, müssen auch erst Gegenstände da sein, die Ehrfurcht gebieten — und wo finden wir die unter den Scheingrößen unserer Tage?!

* Dingelstedt's großartiges Project, während der bevorstehenden Industrieausstellung in München ein Gesammtgastspiel der ersten deutschen Theaternotabilitäten auf der dortigen Hofbühne zu veranstalten, nähert sich seiner Verwirklichung. Bereits haben eine Menge Zierden der deutschen Bühne ihre Theilnahme zugesagt. Da nun auch die münchener Hofbühne selbst in den Damen Dahn, Dahn-Hausmann, Damböck, Dencker und Jahn, sowie in den HH. Christen, Dahn, Haase, Jost, Lang und Richter ein höchst bedeutendes Contingent stellt, so darf man hier allerdings einer Vereinigung von künstlerischen Kräften entgegensehen, wie sie noch niemals, weder in noch außer Deutschland, auf einem Fleck beisammen gewesen sind. Das Repertoire wird sich selbstverständlich nur auf Stücke beschränken, über deren Classicität kein Zweifel obwaltet; Lessing, Goethe Schiller, sowie von Fremden Shakespeare und Sophokles werden den Hauptbestandtheil bilden.

Scribe hat Dingelstedt in einem eigenen Schreiben über seine Idee eines Gesammtgastspiels deutscher Bühnenkünstler beglückwünscht und wird Deputirte aus dem „Verein dramatischer Schriftsteller und Künstler" zu Paris, dessen Vorstand er ist, zu dem Fest nach München schicken. Herr Mitchell, der Unternehmer des deutschen Schauspiels in London, hat sich auch bereits mit Dingelstedt in Verbindung gesetzt, um dieselben Vorstellungen nächstes Jahr in London und Paris gelegentlich der großen Industrieausstellung zu wiederholen.

Die Direktion der Pariser „großen Oper" soll Meyerbeer das Autorrecht auf den „Nordstern" für ganz Europa mit der annehmbaren Summe von 400,000 Franken abgekauft haben. Für die Partitur hat der Compositeur überdies 25,000 Franken erhalten.

* In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie kam ein interessanter Gegenstand zur Verhandlung. Die Wittwe des berühmten Oerstedt beansprucht nämlich einen Preis von 60,000 Franken, den schon im Jahr X der Republik der Consul Bonaparte für eine Entdeckung im Gebiet der Elektricität ausgesetzt, der die Erfindungen Franklins und Volta's vereinigen und für das Gemeinwohl zur Anwendung bringen würde. Oerstedts Wittwe hat nun vor kurzem sich an den Kaiser gewandt und „für die Kinder des Erfinders des elektromagnetischen Telegraphen" jene Summe beansprucht. Dem Staatsrath ist die Sache bereits durch den Minister des Unterrichts vorgelegt worden und die Akademie hat eine besondere Commission zu diesem Zwecke ernannt.

* In St. Petersburg erscheinen siebenundsechzig verschiedene periodische Blätter, Zeitungen sowohl als Zeitschriften, wissenschaftliche und belletristische Blätter, Wochen- und Monatsschriften, akademische Bulletins und Organe der einzelnen Ministerien, Mode- und Kinderzeitungen, Handelspreiscourante und Schiffslisten ꝛc. Für das Militär allein werden sechs und für die Marine zwei Zeitschriften dort gedruckt. Freilich werden in Rußland außerdem nur noch in Moskau und in zwölf anderen Städten, wovon sechs allein in den deutschen Ostseeprovinzen, eigentliche Zeitungen und Zeitschriften—mit Ausnahme der Gouvernements-Amtsblätter—gedruckt.

Ueber die Tänze.

Ueber die in den letzten sechzig Jahren zu Wien üblich gewesenen Tänze bringt die dortige „Presse" einen Artikel, der culturgeschichtlichen Werth hat, da die Kaiserstadt an der Donau in dieser Beziehung für die deutschen Ballmoden häufig tonangebend war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war außer dem Menuet nur noch der Langaus, eine pathetische Abart des Walzers, in der guten Gesellschaft beliebt, während der eigentliche Ländler mit schnellerem Tact ein ausschließliches Eigenthum der unteren Volksklassen blieb. Vor der Congreßzeit wurde nebst der Polonaise auch die Ecossaise und trippelnde Kalamaika, die jedoch nur vier bis fünf Jahre beliebt blieb, eingeführt. Erst 1819 wurde in Wien der Cotillon (mit dem Namen en huit bezeichnet, weil er damals nur von vier Paaren getanzt wurde) bekannt. Als Lanner auftrat, war neben dem schon damals sehr rasch getanzten Walzer noch die Tempete und der Polstertanz Mode; später kam der Galopp hinzu, der sich etwa ein Jahrzehend in Ansehen erhielt und der Polka nach und nach Platz machte. Der Redowak — der Cancan des Wiener Walzers — tauchte 1828 auf. Nachdem Lanner und Strauß den Walzer zur höchsten Stufe des Raffinements gebracht, bürgerte letzterer in Wien noch die Quadrille ein, die dort früher meistens regelwidrig getanzt wurde.

Briefkasten.

Newark. H. S...l. Lassen Sie doch einmal ihren poetischen Humor auch für die Monatshefte sprudeln.

Pittsburg. M. M. Bester Herr, lesen Sie gefälligst unsern Bericht über die Preisnovellen in dieser Nummer, dann werden Sie keiner weitern Antwort bedürfen.

Milwaukee. F. O. Ihr Auftrag, geehrtes Fräulein, ist besorgt. Von so reizender Hand ist uns Alles willkommen.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sansomstraße, Philadelphia.

Digitized by Google

Vogt
Giessen

Digitized by Google

Meyer's Monats-Hefte.

*) Diese Novelle ist den unter dem Namen „…… erschienenen neuesten Erzählungen des Dichters entnommen. Die politischen Gegner Bechsteins, die uns die Aufnahme auch nicht politischer Produkte dieses „Reaktionärs" verargten, werden den Pfaffenverhöhnenden Helden derselben wider Willen lieb gewinnen und zugestehen müssen, daß der Verfasser hier eben so wenig, wie in den von uns früher mitgetheilten Erzählungen als „Reaktionär" dasteht. D. Red.

Kathedrale …
prächtigen Turin, wohin pe … mal wallfahrten ging. Die Gelegenheit der Bekanntschaft der beiden Liebenden hatte der

Digitized by Google

Meyer's Monats-Hefte.

No. 5. September, 1854. Band 3.

Der Pakt mit dem Bösen.

Geschichte aus den piemontesischen Bergen. Von Ludwig Bechstein. *)

In jenen Tagen, als es dem Teufel noch auf Erden wohl ging, als er schier mühelos sich Seelen angelte, und gegen einige Dienstleistungen leichten Kaufes seinen Gewinn machte, war in der wälschen Stadt Pignerol ein junger Maler, Namens Annibale Orata, der lustig in den Tag hineinlebte, so viele Schulden machte, als ihm möglich war, und Niemand bezahlte, weil ihm dieses unmöglich war. Zwar gewährte ihm seine Kunst einigen Unterhalt, allein da Annibale kein Frohnmaler, sondern ein Genie war, so malte er nur, wenn er Lust hatte, und diese hatte er nicht allzu oft; auch besaß er alle die Launen und alle den Eigensinn, wodurch sich große Künstler meist auszeichnen, wenn sie auch durch dieselben nicht groß und ausgezeichnet sind und werden, und so war auch Annibale Orata trotz seiner Launen und seinem Eigensinn keineswegs ein großer Künstler. Zahllos waren die Liebschaften dieses Malers, und nur die Zahl seiner Händel kam ihnen gleich, oder übertraf sie noch; Händel mit aller Welt: Händel mit den Kaufmannsdienern, deren Prinzipalen er Geld schuldete, Händel mit den Handwerkern, zumal der ehrsamen Schneiderzunft, die ihm nie gut, schön und reich genug arbeitete, denn unser Annibale trug sich wie ein Edelmann — Händel mit den Officieren, welche die Besatzung der Festung befehligten (Pignerol hat eine Festung und noch dazu eine sehr berühmte, denn sie umschloß den Mann mit der eisernen Maske), und erstaunlich viele Zeit zu Händeln hatten, — Händel endlich mit der Geistlichkeit, ja bis zum Bischof hinan (Pignerol hat einen Bischof), weil Annibale laut und offen und überall die Lehre der Waldenser vertheidigte, deren Schoos jene piemontesischen Thäler sind, welche das Gebiet von Pignerol umfaßt, jene reizenden Alpenthäler la Perosa, San Martin und Lucerna.

Aber aller seiner Händel ungeachtet besaß Annibale dennoch manchen Freund, und seiner Armuth ungeachtet besaß er einen Schatz, den er nicht gegen Peru's und Golconda's Schätze hin- und aufgegeben hätte, das war das reiche Herz eines armen Mädchens, einer kleinen allerliebsten, dunkeläugigen, schelmischen Waldenserin, welche im Dörflein Pinasca, ganz nahe dem Markte Perosa, eine vater- und mutterlose Waise, bei einer alten Muhme lebte, und in die sich Annibale so sterblich verliebt hatte, wie die holde, anmuthige Bianca sich in ihn, den schönen, stattlichen jungen Mann mit dem Gold-Gelock, das ihm nicht minder schön auf die Achseln abwallte, wie dem deutschen Meister Albrecht Dürer, und seinem byzantinisch getheilten Kinnbart, der ihr schöner vorkam als alle männlichen Heiligen in der Kathedrale der Hauptstadt, des stolzen und prächtigen Turin, wohin sie alle Jahre einmal wallfahrten ging. Die Gelegenheit der Bekanntschaft der beiden Liebenden hatte der

*) Diese Novelle ist den unter dem Namen „Haynsterne" erschienenen neuesten Erzählungen des Dichters entnommen. Die politischen Gegner Bechsteins, die uns die Aufnahme auch nicht politischer Produkte dieses „Reaktionärs" verargten, werden den Pfaffenverhöhnenden Helden derselben wider Willen lieb gewinnen und zugestehen müssen, daß der Verfasser hier eben so wenig, wie in den von uns früher mitgetheilten Erzählungen als „Reaktionär" dasteht. D. Red.

Digitized by Google

Zufall herbeigeführt, der geschäftigste aller Götter, und so oft ein Eros!—

Bianca, deren Eltern früher in hübschen Verhältnissen zu Turin gelebt, und ihr eine nicht ganz alltägliche Erziehung gegeben, hatte einige Producte ihres Gartens auf den Markt la Perosa gebracht, und nach la Perosa hatten gerade die jungen Maler aus Pignerol ihren Zug; es fanden sich dort köstliche Studien, junge Piemonteserinnen von seltener Schönheit. Das Studium der Schönheit soll ein junger Künstler nie aus den Augen verlieren!

Ein Renommist (damals gab es auch schon Renommisten), mit einer rothen Nase, hatte Bianca's Fruchtkorb umgeworfen, und die darüber erzürnte noch dazu frech verhöhnt in demselben Augenblick, als Annibale mit einigen seiner Gefährten die Straße daher kam, wo sie noch Zeuge des Auftritts wurden. Da nun Annibale die Partei des gekränkten und beleidigten Mädchens nahm, dessen Schönheitblüthe der Zorn und der Schmerz und die Thränen noch erhöhten, so war bald ein Streit angesponnen, zumal der Renommist gar protzig und trotzig that, mit Farbenklecksern und Pinseln um sich warf, und fragte, ob der Signor Maler auch die Blutfarbe kenne? Weil aber Annibale den Degen ungleich schneller, wenn auch nicht besser zu führen verstand, als den Pinsel, so erwiederte dieser hitzig, daß er sich für jetzt blos auf's Zeichnen lege, zog blank, schlug dem Renommisten, der grimmig gegen ihn ausfiel, mit einer prachtvollen Legate die Klinge aus der Hand, und zeichnete ihm eine Linie in das Gesicht, die keineswegs für eine Schönheitslinie ausgegeben werden konnte, wobei des Renommisten Gesicht bald einem überlaufenden Rothfarbentopf ähnelte, aus dem die rothe Nase als Pinselstiel hervorragte. Nach diesem Streit begleitete Annibale, ohne sich weiter an die Vermaledeiungen und Racheschwüre des übel zugerichteten Renommisten zu kehren, seine dankbare Schützlingin Bianca nach Hause, wobei er neben ihrem Esel, auf den sie sich setzte, herging, und sie gar anmuthig unterhielt. Hätte sie ein Kind auf dem Schooß gehabt, oder am Busen, so hätte dieß Paar einen schönen Stoff zum Bilde einer Rückkehr aus Aegypten dargeboten; so aber hielt sie an des heiligen Kindes Statt nur eine volltönende Mandoline, die Bianca meisterlich spielte, und von welcher das heitere Mädchen sich selten trennte.

Dieß war eine von den jüngsten Liebschaften des Malers Annibale Orata zu Pignerol; er hatte der Liebschaften noch mehrere, allein es würde ungemein ermüdend sein, alle Liebschaften eines jungen und schönen Malers aufzuzählen; ernsthaft war keine, denn Annibale dachte nicht an's Heirathen; es stand ihm nicht an, fleißig zu sein, um eine Familie zu erhalten, und da er nicht im Stande war, eben weil ihm dieß nicht anstand, durch seinen Fleiß sich selbst genügend zu unterhalten, so war er dabei doch ungleich einsichtsvoller, als mancher andere junge Künstler, indem er einsah, was so viele nicht einsehen, daß eine Familie zu ernähren eine schwere und sorgenvolle Sache sei.

Die Handzeichnung, welche Annibale jenem Renommisten in das Album seines Gesichts verehrt hatte, war ein böses Gedenkblatt. Der Renommist war ein Neffe des hochwürdigen Bischofs von Pignerol und ein liederlicher Cavalier. Er schwur dem Maler fürchterliche Rache, und lauerte auf eine Gelegenheit, dieselbe auszuführen. Daß Annibale Orata nicht gut auf die Clerisei zu sprechen war, wußte Signor Nicolo Colombo, so hieß der Cavalier, und darauf gründete er einen wohlberechneten Plan, den jungen Maler, der aus seinen Ansichten und Ueberzeugungen niemals ein Geheimniß machte, in das Netz des Verderbens zu ziehen. Auf offenem Wege konnte und mochte des Bischofs Neffe nicht an den Maler; diesen Weg hatte derselbe verhauen, und Nicolo trug kein Verlangen, sein Gesicht und seine rothe Nase zum Stichblatt des vermaledeiten Künstlers, Zeichners, Malers und Kupferstechers darzubieten; es war ihm ohnehin schmerzlich genug, die Stichelei von seinen Freunden hören zu müssen, daß er ein Monogramm, ein Malerzeichen mit sich herum-

Digitized by Google

trage, und als eine personificirte Radirung erscheine. Daher ersann Nicolo zuerst dieses Bubenstücklein: Sein bester Freund, ein heimtückischer, listiger Abbate mußte scheinbar sich mit ihm entzweien, und so wurde Sorge getragen, daß Annibale diese Entzweiung erfahre, und vernehme, daß die Feindschaft der beiden eine unversöhnliche geworden. Daran lag nun im Ganzen dem Maler wenig oder nichts, doch hatte er keinen Grund, den Abbate zu vermeiden, wenn dieser in geselligen Kreisen ihm nahe kam, und der Abbate legte es dem Maler wiederum nahe genug, daß seine Freundschaft Werth für ihn habe, verflocht Annibale in Gespräche über die Kunst, sprach von schönen, seltenen, alten Bildern und Kupferstichen, die er selbst besitze, ließ Winke fallen von Bestellungen, die er zu machen gesonnen sei, und Annibale Orata war viel zu unbefangen und unerfahren, als daß er geahnt hätte, man habe mit ihm eine Absicht. Er gehörte zu jenen redlichen Naturen, mit deren Wesen insgemein eine gute Dosis Leichtsinn gepaart ist, die jederzeit den Kampf mit Bären, Löwen, Wölfen und andern physischen und moralischen Bestien aufzunehmen bereit sind, überhaupt der Gefahr keck in's Gesicht schauen, dem Gegner auch keck in's Gesicht eins bieten, aber gar nicht dazu gemacht sind, mit Schlangen anzubinden, und sich vor Scorpionen in Acht zu nehmen.

Und so waren nach einiger Zeit Annibale und der Abbate, wenn nicht die besten, doch ganz leidlich gute Freunde, was aber doch nur daher kam, weil Nicolo eine himmlische Geduld bewies, wenn Annibale sein Steckenpferd ritt. Dieses Steckenpferd war ein sehr ungebehrdiges und dem Abbate sehr widerwärtiges, es war die Sucht, unaufhörlich die hohe und die niedere Geistlichkeit zu verspotten, zu höhnen, zu schmähen, und in Bild und Wort blos zu stellen und lächerlich zu machen. Annibale hatte ein Skizzenbuch, das wimmelte so von tausenderlei geistlichen Zerrbildern, wie Callots Versuchung des heiligen Antonius von Teufelsfratzen wimmelt. Und dabei—was das ärgerlichste war—hatte Annibale nicht nur die Fertigkeit, mit dem Degen seinen Mann zu treffen, sondern auch mit dem Griffel, und wenn er irgend einen Kopf auf's Papier warf, so wußte jedes Kind, wenn es das Original gesehen hatte, wer der Dargestellte war. Das Schrecklichste der Schrecken in diesem Skizzenbuch war ein Maskenzug von lauter Ordensgeistlichen mit scandalösen Attributen, in denen die sämmtliche Geistlichkeit des Hochstifts abconterfeit war, wir wollen nicht sagen, wie sie leibte und lebte, aber doch mit dem, was sie liebte—jeder einzelne nämlich war mit irgend einem Gegenstande seiner Neigung versehen; auch war hier und da ein erklärendes Sprüchlein hinzugefügt, wenn ja der gemüthliche Beschauer dieser angenehmen Bildblätter noch einer Erklärung bedurft hätte. Dabei ist zu sagen, daß die Meisten der dargestellten frommen Väter dem Orden von der Regel des heiligen Ignazius Loyola angehörten, welche damals in Pignerol ein Collegium hatten, dessen adscriptus auch der Abbate, Annibale's neuer Freund, war. Dieser hatte nicht sobald das Skizzenbuch gesehen, und—belächelt und dabei weislich gethan, als finde er darin durchaus mit keiner Person auf der Welt eine Aehnlichkeit, als er den Gedanken faßte, diese Zeichnungen sollten den Maler Annibale verderben Der falsche Freund hatte nichts eiligeres zu thun, als am Abend sich heimlich zu Nicolo Colombo zu begeben, und diesem vom Buche zu erzählen, worauf beide sogleich den Entschluß faßten, auf irgend eine Weise sich dieses Buches zu bemächtigen, es Seiner Eminenz, dem Bischof zu überliefern; und daß dann die Verhaftung des Malers, langwieriges Gefängniß, peinliche Inquisition, endlich vielleicht sogar Todesstrafe wegen pasquillinischer Schmähung geheiligter Personen, gleichsam Hochverrath, die Folge sein werde, glaubte das zum Verderben des Malers verschworene Paar mit Sicherheit voraussetzen zu können.

Am andern Tage machte Annibale einen Spaziergang von Pignerol nach Pinasca; auf solchen Wanderzügen pflegen nun in der Regel fleißige Maler ihre Skizzenbücher mitzunehmen, allein Annibale ließ das seinige

zu Hauſe; einmal weil es nur noch wenige leere Blätter enthielt, und dann, weil Annibale gar nicht nach Pinasca eilte, um Skizzen aufzunehmen, ſondern ſein allerliebſtes Liebchen zu beſuchen, ſie ſeiner dauernden Liebe und Zärtlichkeit zu verſichern, ſich ihre ſchönſten Lieder, von denen er ſelbſt einige verfaßt hatte, und die ſie beiderſeits für die allerſchönſten hielten, zur Mandoline ſingen zu laſſen, und in Bianca's liebevollem Anſchmiegen und ihrer traulichen Hingebung all das Glück zu finden, das feurige und ſorgenloſe Jugend im ſchönſten Traum des Lebens, der doch immer und überall nur ein gar zu kurzer Traum iſt, zu finden glaubt und auch wirklich findet. Annibale ahnete nicht im mindeſten, was ihm drohte, während er im ſüßen Koſen auf einem Spaziergang mit ſeiner holden Bianca dem Plätſchern des Flüßchens Cluſone entgegen wandelte, das jenes in einem mächtigen Halbkreis ſich um die Berge ziehende, romantiſche Alpenthal Perosa durchplätſchert; er ahnete nicht, der wackere Maler, daß an dieſem Tage ſeine Glücksſonne (beſtand ſein Glück auch in nichts weiter als Jugendmuth, Talent und Leichtſinn, denn auch Leichtſinn iſt oft Glück)—mit einem ungemein großen ſchwarzen Flecken aufgegangen war.

Annibale hatte ſeine Wohnung noch nicht lange verlaſſen, als Maſo, dieß war der Name des Abbate (Maſo iſt abgekürzt von Thomaſo), in dieſelbe eintrat; da er vernahm, daß Herr Orata abweſend war, gab er vor, er brauche ein Bilderbuch, welches er demſelben geliehen, nothwendig, und werde daſſelbe auf der Stube des Malers gleich finden, ſobald dieſe nur geöffnet würde; auch ſei ihm bekannt, wo Orata den Schlüſſel zur Stube verwahre. Da nun der Abbate dem Wirthe, welcher ein Garkoch war, als ein Freund des Künſtlers und zugleich ſeiner, des Wirths Küche bekannt war, und Mißtrauen in die Worte eines geiſtlichen, wenn auch nur ſcheingeiſtlichen Herrn zu ſetzen, dem Wirth ſchier als eine Todſünde erſchienen wäre, ſo ließ dieſer den Abbate vollkommen gewähren, und es fiel ihm gar nicht ein, demſelben in die Stube des Malers zu folgen, noch weniger ſehen zu wollen, was jener daraus von dannen trage. Eine halbe Stunde darauf lag das verhängnißvolle Skizzenbuch im Zimmer des Biſchofs, auf einem runden Tiſch, um welchen eine auserleſene Schaar geiſtlicher Rüſtzeuge aus der Geſellſchaft Jeſu ſaß, berufen, um ihr Urtheil über ein heilloſes und ſündhaftes ketzeriſches Machwerk zu fällen. Daß vor dieſem Sanhedrin Gnade ſo wenig vor Recht ergehen werde, als im hohen Synedrio zu Jeruſalem, da es galt, den Heiland den Heiden zu überantworten, war vorauszuſehen und von jedem vorauszuſagen, der die Bilder kannte, welche jetzt vor die Augen der frommen Väter traten—und der zugleich die frommen Väter kannte.

Der Zugführer des pfäffiſchen Carnevals erſchien mit einer papierenen Krone gekrönt, die mit einer Sanbenito-Mütze einige Aehnlichkeit hatte, mindeſtens waren die Zacken dieſer Krone etwas *geflammt*. An einem Stäbchen, das aus der Krone ragte, flatterte ein Fähnlein mit den Worten: Gloria in excelsis*). Dieſer Carnevalkönig hatte mit einem dem Trunk ergebenen Geiſtlichen volle Aehnlichkeit; der Gezeichnete trank zudem aus einer Flaſche, und trug ein Täfelchen am Halſe, auf welchem geſchrieben ſtand: *Völliger Ablaß*. Als mit einem Gemurmel des Unwillens das Blatt umgeſchlagen wurde, riefen beim Erblicken des zweiten Bildes die verſammelten, unter denen ſich auch der Abbate befand, aus einem Munde: „Vater Jacob!" ſchämten ſich aber gleich darauf alle, dieß Zeugniß, wie gut er getroffen, dem Maler gegeben zu haben. Es war der abgedankte Carnevalkönig, der vom vorigen Jahre; ſeine Krone war in der Auflöſung begriffen, und er ſelbſt ſah ſehr abgemattet aus. Dieſes Bild wurde ſchnell umgeſchlagen. Jetzt kam der Arlekino, ein Pater mit einem ächten Schalksnarrengeſicht, auf deſſen Kopfe eine Polichinellfigur befeſtigt war; er ſelbſt trug eine Schelle an der Gugel und eine Klinge am Halſe nebſt einer Kette an der letzteren, die aus wech-

*) Dieſe Bilderfolge iſt in Wirklichkeit vorhanden in einem Buche: Les Heros de la Ligue. 1691.

Digitized by Google

felsweise aneinander gereihten Eiern und Würsten bestand. Da dieß einen padre predicatore darstellte, so war die Entrüstung über dieses Schmachbild allgemein, und der ruchlose Maler ward zur Schaar der verworfenen gesellt.

Ein viertes Bild zeigte wiederum einen immerdurstigen Pfaffen, der weiland ein Soldat gewesen war, dieß deutete ein Schnurrbart an; und daß er die Kriegsgurgel mit in das Kloster gebracht, bewies ein Becher, den er eben bis zur Nagelprobe leerte. An einem Täfelchen war zu lesen: Ora pro nobis! Die Väter alle wußten gar wohl, daß hier Pater Domenico dargestellt war, aber sie sagten es diesmal nicht laut, denn es hatte sie vorhin ein strafender Blick Seiner Eminenz getroffen.

Jetzt — o Schreck — erschien ein scheußliches Zerrbild mit einem Judasgesicht und ditto Bart; es war der zu Orata's Zeiten noch nicht heilig gesprochene Schutzheilige des Ordens, daher ohne Heiligenschein, auch ohne das bekannte und beliebte Zeichen I H S, aber auf dem Nacken saß ihm — der Teufel? Gott bewahre! — eine Feuerzange. Vater Ignazio war nicht in der Ordenstracht, sondern mit einer weißen Tunika oder Alba bekleidet, über welche die Stola herablief; diese Stola bestand aus — aneinander gereiheten Spielkartenblättern.

Furchtbar war der Ausbruch des Unwillens, schrecklich der Zorn der Väter. "Anathema sit marranatha!" erscholl es aus einem Munde, und es verging fast die Lust, noch mehr dieser entsetzlichen Bildnisse zu schauen, zumal sie Porträts waren, und bald auch solche kamen, deren Originalen jetzt sich selbst im unliebsten Spiegel zu betrachten volle Gelegenheit wurde; doch reizte eine zornvolle Neugier zum weiterblättern, und so wurde eine Maske erblickt, welche das wohlbekannte viereckige Birretum trug, an welchem ein Fähnlein mit der Aufschrift „Die Freuden des Lebens" befestigt war. Der Pater Antonio, dem das Bild glich, war als Fresser bekannt; auf dem Bilde gab er Rettige, Eier, Schnecken, Krebsschwänze, Fasanenschenkel und ähnliche verspeiste Annehmlichkeiten in Menge von sich.

Beim raschen Umwenden ward Schreck, Zorn, ja Wuth abermals rege, als sich in ähnlicher Kleidung, wie vorhin Ignazio, und ebenfalls mit einer Stola aus Spielkarten — Pater Saverio zeigte, deutsam genug, um den Maler in den Pfuhl der Hölle zu wünschen.

Noch ein Bild — o helft all' ihr Heiligen! Einer der Beisitzer in diesem Ketzergericht, und zwar ganz kenntlich, und im Ordenskleid, und um den Hals einen Strick, und daran auf der Brust einen Schild mit dem deutlich gezeichneten I H S, darunter ein pfeildurchstochenes Herz und daneben — eine verrufene Curtisane — ein schönes Paar! Jetzt schlug der Bischof das schändliche Skizzenbuch des Malers Annibale Orata zu, und es thut uns wirklich leid, nicht weiter schildern zu können, da noch ganz köstliche Bilder darin waren.

Nach maßlosen Verwünschungen wurde ohne weiteres beschlossen, zur Verhaftung des Malers sofort die nöthigen Schritte zu thun; dieß war ein Auftrag für den edlen Signor Nicolo Colombo, welcher der Befehlshaber der Trabanten des Bischofs war. Der Abbate Maso überbrachte diesem schleunigst und triumphirend den Befehl, über welchen Nicolo auf das höchste jubelte. Verhaftnahme, Kerker, Verhör, wieder Kerker, Prozeß auf Leben und Tod, dieß waren die Staffeln der Leiter, auf denen unser Maler in die Tiefen des Unglücks hinabsteigen sollte.

Als die Sitzung aufgehoben war, und die Väter sich aus dem Zimmer entfernt hatten, bis auf zwei vertrauteste, gelüstete es den Bischof, mindestens noch einen Blick auf das letzte fertige Blatt des Skizzenbuchs zu werfen. Hätte er dies doch nicht gethan, vielleicht wäre noch ein Strahl der Hoffnung für den armen Orata übrig gewesen; dieser erlosch aber, wie Seine Eminenz einen Blick auf das Bild warfen, und ihr eigenes wohlgetroffenes Porträt erblickten, und in welcher Gestalt? Seine Eminenz liebten die adeligen und ritterlichen Freuden der Jagd in einem ziemlich hohen Grade, und waren

Digitized by Google

vor ihrer Biſchofswahl Minderbruder (Minorit, Franciskaner) geweſen. Das Bild zeigte den Biſchof auf einem gewundenen Jagdhorn blaſend, und ein Täfelein enthielt das Wort: la metamorfosi. Die Mütze war eine zweigeſpitzte Kappe, aber keine Mitra, und vorn nur mit einem weißen Kreuze bezeichnet. Ueber dem ſchwarzen Talar trug der Biſchof ein Camail von Sammt, deſſen Stickerei ein vom Wolfe gewürgtes Lamm abbildete. Unter der Zeichnung ſtand folgendes erbauliche Verslein, welches darthat, daß, wie ſchon oben angedeutet wurde, der Maler Annibale Orata auch mit der Muſe der Dichtkunſt auf freundlichem Fuße lebte. Dieß Verslein, welches der Biſchof mit Zähneknirſchen las, während die beiden andern Patres, ſeine Freunde, böſe Geſichter ſchnitten, und innerlich hohnlächelten, lautete:

Der Franciskaner wird Biſchof.

Minder als Jagd — erfreut die Kirche mich;
Der Heerde bin mehr Wolf als Hirte ich.

Der Biſchof hatte genug an dieſem Verslein. Fahre wohl, Annibale Orata! —

Der Maler hatte ſich von ſeiner Bianca beurlaubt, und ging der Stadt Pignerol wieder zu. Allerlei Zukunftpläne durchkreuzten ſein Gehirn; er wollte fort, nach Mailand, Rom, Neapel, und machte ſich Vorwürfe, nicht ſchon längſt gegangen zu ſein. Aber er hatte leider an dem proſaiſchen Uebel gelitten, an dem ſo viele Künſtlernaturen leiden, ein in der That häßliches Uebel, und wir ſchämen uns faſt, dieſe widerwärtige Krankheit zu nennen — er hatte kein Geld gehabt. Jetzt wollte er einmal das menſchenmögliche thun, er wollte fleißig ſein, wollte einige, vor Jahren ſchon bei ihm beſtellte Bilder malen, hoffte durch ſeinen Freund, den Abbate, im Palaſt des Biſchofs die Uebertragung einer Fresco-Arbeit vermittelt zu erhalten, und ſobald er ein leidliches Sümmchen zuſammen habe, — gedachte er, ſeine Bianca zu heirathen? o nein, dieſes ganz und gar nicht, er dachte nicht im Traume daran, dieſes liebe, gute und ſchöne Landmädchen durch eine innigere Verbindung unglücklich zu machen, er hatte ſie dazu viel zu lieb, ſondern er gedachte nun erſt ein ächtes und rechtes Künſtlerleben zu beginnen.

Wenn nun der Name des Malers Annibale Orata weder in Bartſch's Peintre-Graveur, noch in Nagler's Künſtlerlexicon zu finden iſt, und wenn dieſer wackere Künſtler, deſſen wir und noch jemand uns redlich anzunehmen entſchloſſen, ſeinen guten Vorſatz, ein hochberühmter Meiſter zu werden, nicht hat ausführen können, ſo trägt niemand anderes die Schuld, als eine Geſellſchaft — Bilder in einem Skizzenbuch, ein boshafter Feind und der Maler ſelbſt, der mit einem kecken Strich ſeiner Stahlfeder das Geſicht eines Mannes zeichnete, der das Verdienſt hatte, ein Cavalier und des Biſchofs Neffe zu ſein. Es gibt im Menſchen- und zumal im Künſtlerleben nicht nur Augenblicke, ſondern auch Tage, wo einem, und wenn er der beſte Kerl von der Welt iſt, alles zuwider iſt, zuwider geht, läuft und wird. Beſonders zuwider ſind genialen (und ſogar auch nicht genialen) Künſtlern ſolche Menſchen, die einen innern Beruf in ſich fühlen, anderen ihrer Mitbrüder das Geld abzuverlangen, das ſie von ihnen zu fordern haben. Solche Untugend und leidige Angewöhnung kann die beſten Menſchen widerwärtig machen, und ein Künſtler thut wohl, ſich von ihrem Umgang möglichſt zurückzuziehen, weil ihre Art zu ſein immer auf das eigene Gemüth eine üble Stimmung und Seelenſtörung hervorruft. Der Makrokosmos, das Weltall, leidet nicht minder bisweilen an Störungen, wie die Erde, und der Mikrokosmos, der Menſch, der ein Herr und König dieſer Erde heißt und ein armer weichgebackener Erdenklos iſt, leidet ebenfalls daran. Gläubiger, die Geld verlangen, ſtören ſtets, und ſind in moraliſcher Beziehung zum Menſchen jenen Influenzen und Krankheitsſtoffen zu vergleichen, die „ſchwebend ſich im Dunſtkreis überbreiten;" daher hat die Sprache für nichts auf der Welt ein ſchlimmeres Wort, als für das Unheil, geborgt zu haben, indem ſie es mit demſelben Laut, wie das größte moraliſche Uebel, bezeichnet, nämlich **Schuld**. Dieſes waren die trüben Ge-

danken und Betrachtungen des jungen Malers auf seinem Heimwege.

„Muß mir denn der Hase über den Weg laufen?“ murrte Annibale, als er sich dem Thore näherte, und sein Schneider ihm begegnete; zwar hatte dieser so viel Lebensart, nicht auf der Straße zu mahnen, aber er machte dem Künstler, der den Fleiß seiner Hände auf dem Leibe trug, ohne seine Erkenntlichkeit dafür klingend an den Tag gelegt zu haben, ein trotziges finsteres Gesicht, und grüßte ihn nicht. Es ist Grundsatz mancher Leute, diejenigen nicht zu grüßen, die ihnen Geld schuldig sind.

Eine Straße weiter begegnete abermals ein Mann dem Annibale, den sehr gut und nur zu gut zu kennen, der Maler das Mißvergnügen hatte. Dieser Mann grüßte äußerst höflich, sogar tief, sah aber dabei den Künstler mit einem scharfen, ja stechenden Blick an, und ging schweigend vorüber. Es war ein ehrlicher Hebräer, dem Orata ein wenig viel schuldig war. Es ist Grundsatz gewisser Leute, diejenigen sehr zu grüßen, die ihnen Geld schuldig sind.

So nicht gegrüßt und doch gegrüßt, und grüßende wie nichtgrüßende im stillen in den Inferno zu allen dort schmorenden schuldigen wünschend, näherte sich der Maler seiner Wohnung, als ihm, aus einem Nebengäßchen kommend (Pignerol hat deren einige), ein Schwarm seiner lustigen Cumpane aufstieß, die ihn in ihre Mitte nahmen, sich freuten, ihn munter zu sehen, obschon er dieß heute ausnahmsweise gar nicht war — eben wegen seiner philosophischen Gedanken und Betrachtungen über den Mikrokosmos — und ihn bewogen, mit ihnen in eine Taberne zu gehen, die ganz in der Nähe lag, und für die jungen Künstler eine Art Auerbachskeller, Dudlamshöhle, Tunnel bildete oder welch sonstiger anderer Name einem derartigen Ort gegeben werden mag, der die Gedanken vom Makrokosmos ableitet, und wo der Mikrokosmos bei edlem Traubensaft sich ohne sublunarische Störungen vollkommen wohl befindet. Uebrigens hatte Annibale den Schild dieser Taberne selbst gemalt, und sie hieß al legato assetato, auf deutsch: Zur durstigen Leber. Obwohl zu Lebzeiten des Malers Annibale Orata die Cultur des Weines — nicht des Weinstockes, sondern des fertigen Weines, oder der Weine — noch bei weitem nicht die hohe Stufe erlangt hatte, auf welcher diese Cultur in unsern gesegneten Tagen steht, so hatte der Wirth jener Taberne doch eine hübsche Auswahl feuriger italienischer Weine, und mischte dieselben als Patriot nicht allzusehr mit dem vaterländischen piemontesischen Gewächs. Er brachte einige Krüge Val-Tellina, eines feurigen Rothweins, dessen Geburtsland das Veltlin ist, und der sich über ein Jahrhundert hält, sofern man ihm dieses Alter zu erreichen vergönnt und ihn nicht jünger trinkt. Das Hauptlager des Wirths bestand aus toskanischen Weinen von makelloser Güte: er hatte den trefflichsten Carmignano, der an den reizenden Ufern des Arno reift, hatte den lieblich duftenden Wein vom Monte-Alcino, der den Namen von einem Felsberge der Apenninen nahe bei Radicofani trägt; ja er besaß als ein durch und durch frommer Christ den berühmten Vino santissimo di Monte-Catini, und wenn er eine gute Stunde hatte, und die hatte er jedesmal, wenn seine Weingäste nicht ankreiden ließen, sondern baar bezahlten, so tischte er sogar Monte-Pulciano auf, jenen Wein eines der berühmtesten Jesuitenklöster, mitten im Schoos des gesegnetsten Weinlandes.

Wenn auch just nicht der Maler Annibale Orata derjenige war, welcher dem Wirth der Taberne heute zu einer guten Stunde verhalf, so hatte es doch die Künstlern oft huldreich geneigte bona fortuna gefügt, daß einer der Zechcumpane bei Kasse war, und Goldstücke klingen ließ, und als nun der Wirth mit holdseligem Lächeln, nachdem bereits den früher genannten edlen Sorten auf eine ihrer würdige Weise zugesprochen worden war, mit mehreren Flaschen des höchst preislichen Monte-Pulciano anrückte, so schallte ihm aus dem Munde der Künstler vollstimmig entgegen: Eh viva! il Re di ogni vino! für welchen Zuruf der Wirth sich mit vielen Bücklingen bedankte, weil er diesen, dem Wein geltenden Freudenschrei be-

Digitized by Google

ſcheiden auf ſich bezog, und glaubte, die Künſtler beehrten ihn mit dem Titel eines Königs aller Weine.

„Wahrhaftig, meine Freunde!“ rief Annibale luſtig aus: „Wenn die frommen Väter Jeſuiten in der ganzen Welt ſolchen Wein bauen, wie ihre Brüder in Monte-Pulciano, ſo ſollte ihr deßfallſiges Wirken, doch keineswegs ihr übriges, dreimal geſegnet ſein!“ —

Das lebendige Geſpräch der lebensfrohen jungen Zechbrüder lenkte ſich auf mancherlei Gegenſtände, und endlich kamen ſie auch auf einen Mann zu reden, der — wenn nicht von uralter Familie, doch von uraltem Herkommen iſt, einen Mann, von dem man nicht ohne Reſpekt zu ſprechen wagte, und der zu den Zeiten, als dieſe Geſchichte ſich begab, nicht ſo, wie in der Neuzeit, ein merkliches an Anſehen und ſcheuer Ehrfurcht bei den Menſchen eingebüßt hatte. Dieſer Mann war der Teufel.

An der Exiſtenz des Teufels zu zweifeln, fiel in jener Zeit noch keinem rechtgläubigen Chriſten ein, ſeine Rechtgläubigkeit mochte nun im Schoos der katholiſchen Kirche oder im jugendlichen Proteſtantismus wurzeln; dieſe ſtand feſt als Glaubensſatz, und da die Unfehlbarkeit der Kirche, auf die ſich ein frommer Chriſt muß verlaſſen können, noch bis heute nicht die Satzung ausgeſprochen hat: „Es gibt keinen Teufel, und hat nie einen gegeben,“ ſo müſſen wir annehmen, daß es einen gibt, welche Annahme mit vielen Beweismitteln ſelbſt aus der modernen Philoſophie zu unterſtützen wäre, wenn es deſſen bedürfte.

Eine andere Frage, und ſogar eine hauptſächliche, auf welche ſich das Geſpräch der Künſtler lenkte, war: ob man den Teufel citiren, beſchwören, bannen und zwingen könne, einem Menſchen, verſteht ſich, nicht umſonſt, zu dienen? — eine Frage, die manchen guten Kopf lange und anhaltend beſchäftigt hat. Es erhoben ſich Stimmen für und wider, es begann Streit ſogar darüber, und Annibale rief trunkenen Muthes aus: „Wenn ich den Alten zwingen könnte — ha! wenn ich ihn zwingen könnte, mir ſo mit etlichen Maltersäcken voll Zechinen aufzuwarten, ſo wollt' ich — ſo wollt' ich — ja, ich wollte ſchon ein Wörtlein mit ihm reden, wollt' ihm ſchon eine Nuß zu knacken geben! Aber es iſt nichts — nichts — der Teufel iſt ein Lump — wie ich; kann nichts — thut einem nichts zu Gefallen, denn wenn ich, ich, ihm zu befehlen hätte, ſo wäre ſein erſter Dienſt, daß er die ganze Cleriſei holen, und wie einen Sack voll Ratten in den Aetna ſchmeißen müßte!“

Vor dieſer entſetzlichen Läſterung erbebte die Seele des Wirths wie Espenlaub, ſelbſt die Zechbrüder erſchracken, und riefen: „Still, Annibale! Rede nicht ſo ruchlos, male ihn nicht an die Wand!“

„Die ganze Cleriſei!“ lallte der trunkene Annibale, ohne auf die Rede der andern zu hören, und that einen Fauſtſchlag auf den Tiſch, daß mancher edle Tropfen aus den Kelchen überſpritzte. „Hat ſich was zu malen — ich habe ſie gemalt, alle, alle — vom erſten bis zum letzten, und da es heißt, die erſten werden die letzten ſein, ſo habe ich den erſten hinten hin gezeichnet — zuletzt — erſt geſtern, geſtern hab' ich ihn gezeichnet! Brüder — Ihr ſollt ihn ſehen, wie er in's Horn ſtößt — wartet ein wenig — ich hole — mein Skizzenbuch!“ — Es war nicht von Nöthen, daß die Künſtler ihrem Kameraden, welcher von etwas ſchwerfälliger Leibesbeſchaffenheit war, zumal in ſolchen nicht nüchternen Zuſtänden, zuredeten, zu bleiben, denn es that ſich die Thüre auf, und hereintraten mit Schwertern und Partiſanen bewehrt der Führer der biſchöflichen Trabanten und ſechs Mann derſelben, denen Nicolo Colombo, ſobald er den Maler Annibale erblickte, zurief: „Dieſer iſt's, den wir ſuchen! Dieſen greift!“

Die meiſt unbewaffneten jungen Künſtler ſtutzten und ſtaunten. Was hätte es helfen ſollen, ein Schwert oder Meſſer zu ziehen? — Sich gegen die Trabanten des Biſchofs aufzulehnen, würde die nachtheiligſten Folgen gehabt, und dem Annibale nicht das mindeſte genützt haben. Dieſer ſah in ſeiner geiſtigen Dämmerung doch

Digitized by Google

noch hell genug, um einen Pulcinell von einer Flasche Monte-Pulciano unterscheiden zu können, und da er ungeachtet seiner Schwerfälligkeit doch hinlänglich Kraft und Elastizität besaß, da ihm auch der Umstand sehr günstig war, daß er mit dem Rücken gegen eine Wand gesessen hatte, und noch nicht hinter dem Tisch hervorgetreten war, so zog er sein kurzes Schwert, schnellte sich mit einem raschen Sprunge auf den Tisch, und hieb mit dem Ausruf Tauro! dem Signor Nicolo, der sich dessen gar nicht versah, und dem Tisch etwas nahe gekommen war, eine Querlinie über die Stirne, die sich genau an die Narbe jener senkrechten Linie von damals anschloß, so daß nun Nicolo mit einem völligen T gezeichnet war, und das Monogramm des berühmten italienischen Malers Tintoretto im Gesicht herum zu tragen die reizende Aussicht hatte — während er jetzt von dem gewaltigen Schlag betäubt und blutüberströmt zurücktaumelte.

Die Trabanten griffen ihrerseits nun auch zu, nicht ohne einige Verwundungen davon zu tragen, da Annibale blindwüthend um sich hieb. Es war nun einmal des Schicksals Wille, daß jeder der beiden Feinde mit einem Hieb aus dem Keller dieser Taberne gehen sollte. Die Schergen schleppten Annibale, als sie ihn festgepackt hatten, mit aller Rohheit fanatischer Häscher in den bischöflichen Palast, wo bald ein finsterer Kerker ihn umfing, in welchem er sich auf's höchste unbehaglich fühlte. Damals hatten die Bischöfe in Piemont noch Macht, so gewaltsam zu verfahren, und verdächtige Leute vor das Inquisitionstribunal schleppen zu lassen. Das ist heutzutage auch anders und besser. Ohne Bewilligung des Königs darf das Inquisitionsgericht nun niemand verhaften lassen. Man gönnte dem Gefangenen lange Zeit zur Ernüchterung wie zum Nachdenken, und das schnöde Wasser, das jetzt unseres Künstlers einziges Getränk bildete, that eindringlicher als manche Predigt den Wechsel irdischer Freuden und Glückseligkeiten dar, denn der Abstand zwischen Honig und Galle, ja zwischen einer Ananas und einer Coloquinte ist nicht herber, als der Unterschied zwischen Monte-Pulciano und Wasser.

Der so gut getroffene, aber übel gezeichnete Signor Nicolo Colombo, der ganz das Gegentheil seines sanften Namens war, und viel eher ein Teufel statt ein Täuber (Colombo heißt auf deutsch Täuber), brütete über nichts weniger, als über Taubeneiern, sondern über den Basiliskeneiern der Rache, und es hätte wunderlich zugehen müssen, wenn diese als taube Eier befunden worden, und kein junges Basiliskchen ausgekrochen wäre.

Wie übel es dem armen Annibale Orata in seinem Kerker und vor dem Inquisitionstribunal ging, dieß zu erzählen, gehört nicht in eine heitere Geschichte. Es war fürwahr kein Spaß, es ging ihm an Hals und Kragen, das war übel genug. Vergebens sann der Maler hin und her, wie wohl sein unseliges Skizzenbuch in die Hände des Bischofs gekommen sein möchte; dem Abbate Maso einen so schwarzen und schändlichen Verrath zuzutrauen, war Annibale wirklich zu gutmüthig und arglos.

Die Inquisition beschloß, das schauderhafte Skizzenbuch in aller Stille zu vernichten, und den Verfertiger desselben ebenfalls in aller Stille aus der Welt zu schaffen, das heißt ihn im Kerker elendiglich sterben zu lassen. Eine öffentliche Hinrichtung scheute sie, weil dann die Frage nach der Ursache doch laut geworden wäre und von dem Skizzenbuch und dessen Inhalt kein Sterblicher weiter etwas erfahren sollte.

Diesen Beschluß jedoch erfuhr Nicolo Colombo, der noch immer über der zerschlitzten Stirnhaut, die der Bader ihm leidlich zugenäht hatte, ein großes Heftpflaster trug, durch Maso, und kaum hatte Nicolo den Beschluß erfahren, als sein unersättlich rachgieriges Herz dem Maler den stillen Tod nicht gönnte, vielmehr dachte er mit satanischer Tücke darauf, diesen verdammten, wenigstens von ihm verdammten Tintozeichner, den er zeitlich verdorben hatte, auch sogar ewig zu verderben, und vermaß sich hoch und theuer gegen Maso, daß er selbst des Teufels sein wolle, wenn dieser Annibale nicht des Teu-

fels werde mit Haut und Haar, mit Leib und Seele. Obgleich Nicolo ein Renommist war, und der Abbate ein so aufgeklärter Mann, als zu seiner Zeit möglich und erlaubt war, aufgeklärt zu sein, so glaubte doch einer wie der andere steif und fest an den Teufel, und beide hielten eifrig zu jenem Köhlerglauben, der so in den Dualismus einer guten und einer bösen Gottheit vertieft ist, daß er damals wie noch heute, keck behauptet: Wer keinen Teufel glaubt, glaubt auch keinen Gott, als wenn ersterer der nothwendige Schlagschatten der heiligen Dreieinigkeit wäre, und diese lichtverklärte Gestalt einen Schlagschatten werfen müßte.

„Wer es glaubt, dem ist das heilige nah," sagt Schiller sehr schön, und wer den Teufel glaubt, dem ist oft auch dieser unheilige nahe.

Nun kann einem Menschen, der in einem feuchten, dumpfen, dunkeln Kerker in Ketten liegt, gequält von Fieber, Angst und Todesfurcht, fern von allem und jeglichem freundlichen und tröstlichen Zuspruch, sehr leicht die Geneigtheit kommen, des Teufels zu werden, und es bedurfte bei Annibale keiner besondern Aufmunterung zu solchem Beginnen.

Indeß mußten Mittel gefunden werden, den Gefangenen dennoch solcher Aufmunterung theilhaftig werden zu lassen, und ihn auf jenen Weg zu bringen, der breit und glatt schnurgerade in den flammenden Höllenrachen hineinführt. Dazu ward in der Weise Rath geschafft, daß man sich mit dem Gefangenwärter, oder vielmehr mit dem Schließer verständigte, denn einen Gefangenwärter gab es für Annibale nicht, da die Inquisition ihm keinerlei Wartung und Pflege angedeihen ließ. Die schlechte Kost und das traurige Lager in fürchterlicher Einsamkeit hatten auch bereits den armen ehemals dicken Maler sehr vom Fleisch gebracht, und nun zeigte sich, wie gut es sei, daß er etwas zuzusetzen gehabt hatte.

Mit einem Male, als Annibale eines Morgens oder Abends — denn er konnte vom Gang und Unterschied der Tageszeiten nichts wahrnehmen — vom Schlummer erwachte, fand er sein Gemach von einer Lampe erhellt; zum erstenmale, und wie er glaubte zum letztenmale, denn er vermeinte, nun werde ein Geistlicher kommen, ihn von seinen Sünden absolviren, und dann werde er zum Scheiterhaufen abgeholt werden. Er überlas daher in Gedanken das Register seiner Sünden, und fand dabei zur nicht geringen Beruhigung seines Gewissens, daß er im Grunde genommen weit weniger mit Sünden als mit Schulden belastet sei, deren Bezahlung von ihm in solcher Lage kein Billigdenkender verlangen und erwarten konnte, da dieß ein ungerechtes Verlangen und eine äußerst trügliche Erwartung gewesen wäre. Er ließ, als Maler und Kenner, die Bilder der sieben Hauptsünden vor seinem geistigen Auge vorbeigehen, und prüfte sich streng, in wie fern er sich mit denselben eingelassen, vielleicht sogar befreundet habe?

Es waren schöne Mädchen- und Frauengestalten, die Bilder dieser sieben Hauptsünden, und obschon eine böse verrufene Zahl, nach deutschem Redebrauch ein Galgen voll, so war doch schon gar mancher sonst wackere Mann äußerst gern der Galgenstrick geworden, der den Hals dieser Schönen umschlungen hatte.

Von groben Verbrechen und Todsünden, Blutschande, Mord, Diebstahl oder solchen Vergehen war Annibale's Gewissen rein, er hatte nichts todtgeschlagen, als manchesmal seine liebe Zeit, und diese ergänzt sich ja immer wieder bis zum letzten Stündlein. Da hört sie für uns plötzlich auf. Und gestohlen hatte Annibale in seinem ganzen Leben nur zweierlei, nämlich Herzen, viele Herzen, aber er hatte bis auf ein einziges, das seiner kleinen Bianca, kein's behalten, sondern alle redlich zurückgegeben — und dann von Zeit zu Zeit zu seinen Bildern und Zeichnungen eine fremde Idee, nämlich schon vorhandene Einzeltheile, Stellungen, Gruppirungen u. dgl. von andern Bildern guter und tüchtiger Künstler; ja die hatte er entlehnt, ohne daß er sie zurückgeben konnte. Aber sollte dieß eine Sünde sein? Wenn wir nicht irren, nennt man dieß componiren. Es giebt Künstler, die sich auf diese

Digitized by Google

Weise einen berühmten Namen, Ehrentitel, Ritterorden und Vermögen zusammen componiren, indem sie mit richtigem Instinkt das vor ihnen dagewesene Kunstschöne in eigene Bilder und Aufrisse so geschickt zu verweben wissen, daß alles das als harmonisch gestaltetes Ganzes ihres eigenen Geistes erscheint und hunderte täuscht, denn unter hundert Menschen, die ein architektonisches, dekoratives oder scenisches Bildblatt betrachten, wird immer kaum einer sein, der auf diese und jene Rosette, diesen gothischen oder romanischen Bogen, diese und jene Gruppe den Finger legt, und sagt: dieß ist vom Dom zu Köln oder zu Speyer, dieß ist von einer Kirche in Frankreich, und dieß vom Meister Albrecht Dürer oder Holbein abgestohlen. Auch wäre, so etwas zu thun und laut zu sagen, sehr unfreundlich und inhuman, und könnte sogar übel genommen werden, ja selbst als Neid und Scheelsucht ausgelegt, als gönne man dem so berühmten und allwissenden Mann (der nämlich recht gut weiß, wo alle Originale zu seinen Zeichnungen verstreut und befindlich sind) nicht seine Gunst, seinen berühmten Namen, seine Ehrentitel, seine Ritterorden und seine Compositionen — dieß wäre offenbar die eigentlichste M i ß g u n s t.

Als nun Annibale sich und seine Lage bei Licht betrachtete, wie ihm jetzt zu thun vergönnt war, kam ihm seine Einsamkeit unerträglicher als jemals vor, und er beneidete den heiligen Antonius um seine Versuchungen, denn besser eine Gesellschaft von Dämonen und zumal schönen, und Versuchungen, als gar keine Gesellschaft. So nicht das mindeste zu haben, keinen Griffel, keine Kreide, kein Papier, kein Buch und keinen Wein, das war sehr hart. Bei dem Gedanken an Wein richtete Annibale zufällig seinen Blick auf einen Steinblock im Kerker, der ihm, wenn er nicht lag, als Tisch oder Sitz diente, je nachdem er dieses höchst einfache Möbelstück zu benutzen Lust hatte, und siehe, es stand etwas darauf, was im Lichte der Lampe eigenthümlich funkelte. Näher betrachtet, war's ein großer goldener Pokal; schnell langte Annibale hin, der Pokal war voll, ach und welch ein Duft erhob sich aus ihm, wie erfüllte er das kleine dunstige Kerkergemach mit Aroma! Was war das? War es Val-Tellina? War es Prosecco? War es Val-Pulecella? — Alles nicht. — Es war Monte Pulciano! „Das ist mein Tod!" seufzte Annibale, doch da es eine ziemliche Portion Tod war, so that der gute Künstler einen derben Schluck, etwa so viel als in ein Schoppenglas geht, so ein kleines Drittheil vom ganzen Inhalt, und führte dabei folgendes Selbstgespräch: „Ich rechne so: wahrscheinlich soll ich durch Gift aus der Welt geschafft werden, denn daß ich nicht wieder losgelassen werde, ist sonnenklar. Socrates war ein besserer Mann als ich, und mußte auch im Kerker den Giftbecher leeren, und was für einen miserablen Giftbecher? Schirlingssaft! Puh! Diavolo! Konnten sie dem edlen Weisen nicht mit Furia d'Ischia zu Leibe gehen, oder auch mit Cyprier? Da bin ich doch viel besser daran, man gönnt mir armen Tropf noch zu guter, oder vielmehr schlechter Letzt einen guten Tropfen und eine feurige Letze. Man schürt, statt auf dem Markt, den Scheiterhaufen in meinem armen sündhaften Leib; ich spüre schon etwas Brand! Fahr' wohl, gute Bianca, süßes, unschuldvolles, liebes Kind! Dich allein verlasse ich ungern, sonst hab' ich auf Erden nichts zu verlieren. Bald werde ich's erlitten haben! Komm', Tod, zögere nicht zu lange!"

Annibale that abermals einen guten Zug; eine belebende Wärme durchdrang seinen Körper — dieses Gefühl weckte Lebenslust, Lebenskraft, Lebenshoffnung. Wie er den Becher wieder niedersetzte, fand er, daß er ihn nicht auf den kalten schwarzen Stein, sondern auf einen andern harten Körper stellte; die Lampe gab nicht sehr hellen Schein, und Annibale mußte mit der Hand untersuchen, was es sei. Es war ein Buch. „Mein Todesurtheil, das ich unterschreiben soll!" seufzte der Gefangene, und schlug das Buch auf. Es war kein Todesurtheil des Leibes darin, wohl aber enthielt es solche Schriften, die als Urtheile des ewigen Todes und Verderbens der sterblichen Seele be-

trachtet werden mochten, es enthielt grauenvolle Beschwörungen böser Geister, und auch jene des Höllenfürsten Lucifer.

Der Maler vertiefte sich in den Anblick der mancherlei magischen Kreise, talismanischen Formeln, Zeichen der Geister und ihrer schrecklichen Beschwörungen, und trank dabei unversehens den Becher leer, ohne daß ihn der Tod anstieß. Da er aber des Weines so lange entbehrt hatte, wirkte der feurige Toscaner wie ein Schlaftrunk auf seine Nerven, und bald tanzten Zeilen und Zahlen, Blätter und Lettern vor seinen Blicken unter- und durcheinander, vermischt mit Teufelsfratzen und höllischen Ungethümen, nicht anders, wie in der Versuchung des heiligen Antonius. Endlich, nämlich sehr bald, entschlief Orata.

Becher und Weinspende und Zauberbuch waren Gaben des Verderbers in Menschengestalt, des teuflisch gesinnten Nicolo Colombo, welcher dachte, Orata solle die Gelegenheit erhalten, sich dem Fürsten der Hölle zu ergeben, ihn zu beschwören, und — mochte Lucifer nun erscheinen oder nicht, Annibale zu Willen sein oder nicht, — durch das Begehen der Todsünde Zauberei und Satansbeschwörung das Heil seiner Seele verscherzen auf ewiglich.

Nun war nur noch ein Umstand zu bedenken. Sollte Annibale den Bösen beschwören, so mußte er die Mittel dazu haben; gab man ihm ein unkräftiges Zauberbuch, und er bediente sich dessen, so war die Wirkung erfolglos, und ob der Wille für die That wirklich drüben so angerechnet werde, wie geschrieben steht, konnte man so eigentlich nicht wissen. Macht doch die irdische Justiz billig einen Unterschied zwischen jemandem, der einen zu erschlagen drohte und willens war, und einem, der jemanden wirklich erschlagen hat, so wie es auch der Kirche niemals einerlei sein wird, ob jemand mit dem guten Willen, ihr hunderttausend Thaler zu vermachen, gestorben ist, ohne ihn auszuführen, oder ob er ihr hunderttausend Thaler baar und vollgezählt wirklich vermacht und übermacht hat. Das wird ein Kind begreifen können.

Die Bosheit seiner Feinde spielte demnach dem Maler ein wirkliches Zauberbuch in die Hände, doch dabei war wieder etwas zu bedenken, nämlich, ob auch Annibale sich durch dasselbe werde verleiten lassen, den Lucifer wirklich zu beschwören? That er dies nicht, so schlug der ganze Racheplan fehl, und es stand zu fürchten, daß der Maler, der ob seines Frevels gegen die Geistlichkeit durch die harte Kerkerhaft mehr als genug gebüßt hatte, stracks nach dem Tode in den Himmel gelangen, und von seinem Zunftgenossen, dem weiland Evangelisten Sankt Lucas, sich freundlich aufgenommen sehen werde. Vorerst entschlief nun Annibale, und Lucifer blieb unbeschworen.—

Die schöne Bianca hatte ihren Geliebten mehrere Tage lang vergebens erwartet, und konnte sich sein Ausbleiben nicht erklären; sie bestieg daher ihren Esel, und ritt mit ihrer Mandoline, einigen Sommerfrüchten und sonst noch einer lebendigen Sommerfrucht stracks nach Pignerol, und ohne Weiteres vor des Malers ehemaliges Quartier. Dort erzählte ihr auf Befragen Annibale's Wirth, daß der Künstler im Gefängniß der Inquisition sitze. Die fahrende Habe Orata's sei inventarisirt und mit von dannen getragen worden. Der Wirth hatte eine Abschrift des Inventariums, es lautete auf drei Hemden, einige Tücher, zwei angefangene, oder vielmehr nur angelegte Bilder, deren Conturen noch nicht recht erkennen ließen, was daraus werden sollte (man sah auf dem einen nur dicke, auf dem andern nur hagere Gestalten angelegt), einige alte und einige neue Leinwand, zwei Kupfertafeln, das heißt Tafeln von Kupfer mit angefangenen Radirungen, ein Etui Radirnadeln und Grabstichel, einen Dolch und zwei Stoßdegen, einen kleinen Wasserkrug, zwölf Weinkrüge, leer, fünf davon schadhaft, einige Bleistifte und eine altbacken gewordene Semmel, deren Krume sich, als sie noch im Jugendalter blühte, Annibale zum Löschen bedient hatte. Der übrige Hausrath, Bett und Bettstelle, Spiegel, Truhe, Tisch und Stuhl gehörte dem Wirth, und war ihm ausgehändigt worden. Er klagte Bianca

Digitized by Google

mit Thränen, daß Annibale Orata ihm etwa fünf Monate die Miethe schulde, und daß er noch obendrein in's Unglück, mindestens in großen Verdacht gekommen, weil er einem so erzgottlosen Ketzer, Gotteslängner und Gotteslästerer bei sich Wohnung gegeben habe.

Bianca fragte bekümmert, wann und auf welche Weise der Maler zum Gefangenen angenommen worden sei, und der Wirth sagte ihr, er wisse nichts weiter, als daß Annibale an dem Tage, wo er sich zum letzten Male vom Hause entfernt, von des Bischofs Leibtrabanten unter Anführung des Signor Nicolo Colombo in seiner Wohnung und hierauf, weil man ihn da nicht gefunden, an öffentlichen Orten gesucht, und endlich bei seinen gewöhnlichen Zechcumpanen in der nächsten Taberne „zur durstigen Leber" geheißen, gefunden worden. Er habe sich seiner Verhaftung mit bewaffneter Hand entgegengestellt, tapfer um sich gehauen, und dem Signor Colombo einen garstigen Schmitz in's Gesicht gegeben; übrigens werde sein letztes Brod unzweifelhaft gebacken sein.

Bianca unterdrückte mit Stolz die Thränen, die in ihre schönen Augen stiegen, und wandte sich ab von dem gefühllosen Schwätzer, bot ihm auch die lebendige Sommerfrucht, köstliche Krebse, die sie in ihrem Korbe hatte, nicht zum Kauf an, wie sie früher zu thun willens gewesen war. Sie lenkte vielmehr ihr Grauthierchen nach der Taberne zur durstigen Leber hin, deren Schild in hellen Farben ihr entgegen glänzte. Man erblickte auf diesem Schilde eine heitere Zechgesellschaft, darauf jeder Kopf ein Portrait war, unter denen sich das eigene des Malers mit befand, wie er einen vollen Pokal zum Munde hob.

In der kühlen Laube vor der Taberne, die von alten knorrigen Weinstöcken dicht umrankt und von einer stolzen Blätterfülle gegen die Strahlen der Sonne geschützt war, saßen Nicolo und Maso bei einem Kruge voll goldhellem Decenzano vom Garda-See beisammen und richteten ihre Augen überrascht der ländlichen Schönheit entgegen, die sich dem Hause näherte. Es war ein halbes Jahr vergangen, seit jener unangenehme Auftritt auf dem Markte von la Perosa zwischen Nicolo und ihr Statt gefunden hatte; Bianca war damals noch im zarten Alter der jungfräulichen Entwicklung, aber indessen in der allmächtigen Sonne der Liebe schnell gereift, so daß Nicolo, da er sie ohnedieß nur so flüchtig gesehen, Bianca nicht wieder erkannte.

Ihr aber hatte sich sein widerwärtiges Gesicht um so tiefer eingeprägt, und sie erkannte ihn wieder, trotz dem Monogramm, das ihr Geliebter dem Nicolo in seine Physiognomie gezeichnet — gleichwohl that sie, als kenne sie ihn gar nicht; es lag ihr daran, vom Wirthe der Taberne mehr als vom Hauswirth Annibale's vom Schicksal ihres Anbeters zu erfahren. Sie war oft genug in der Kirche zu Pignerol gewesen, um die Tracht der Leibgarde des Bischofs zu kennen, ihr Scharfsinn ließ ihr in ihrem rohen Beleidiger von damals sogleich den Trabantenführer und Annibale's Feind erkennen, denn ihr Freund hatte ihr erzählt, wie lustig das erste Zeichen, jenes I dem Nicolo zu Gesicht stehe, und da nun das I in ein T verwandelt war, zu welcher Metamorphose die Erzählung von Annibale's Hauswirth ihr den Aufschluß gegeben, so beschloß sie, ihre Maßregeln so klug als möglich zu nehmen.

„Buon giorno! Und woher des Weges und Landes, schöne Signorina?" riefen der absteigenden die beiden Herren entgegen, die gerade allein in der Laube saßen.

Bianca dankte dem Gruß freundlich und erwiderte: „Von la Perosa, gnädige Herren!"

„Möchtest Du uns nicht ein Lied zur Mandoline zum besten geben, holdes Kind?" schmunzelte der Abbate, da er sah, daß Bianca ihr Instrument sorglich auf die Bank stellte.

„Vielleicht!" erwiderte sie schalkhaft lächelnd, und wandte sich zum Wirth, der eben aus der Thüre des Hauses trat, einen kleinen Imbiß zu bestellen; die Herren baten jedoch, diesen von ihnen anzunehmen, was Bianca nicht weigerte, doch ging sie mit ihrem Korbe in das Haus, als habe sie ein

Handelsgeſchäft mit dem Wirth abzuthun, dem ſie auch allerdings die Anzahl mitgebrachter ausgezeichnet großer Bachkrebſe zum Kauf anbot. Dieſer Handel war in wenigen Augenblicken abgeſchloſſen, denn der Wirth marktete nicht mit dem ſchönen Mädchen, zumal er bemerkt hatte, welche Gnade ſie vor den Augen ſeiner Gäſte gefunden hatte, von denen er doch den doppelten und dreifachen Gewinn nahm, denn große Krebſe begannen ſelten zu werden und waren die Leibleckerei des Abbate Tomaſo.

Bianca erfragte den Namen der Herren, erwähnte flüchtig, ſie habe ja gehört, daß ohnlängſt in der durſtigen Leber ein Maler verhaftet worden, und den Führer der Wache verwundet habe. „Eben den!“ ziſchelte, nach außen deutend, der Wirth und fuhr ſich über die Stirne, als ob er ein Kreuz ſchlage. — „Und wo iſt der Maler?“ — Hu! dreißig Fuß tief unter'm Boden, bei den großen Waſſermäuſen!

„Keine Rettung für ihn?“ — Keine, wenn nicht durch jene Herren, von denen der eine des Malers Freund war, der andere ſein Todfeind iſt!

„Der Abbate des Malers Freund?“ rief flammend Bianca, faſt allzu großen Antheil verrathend, ließ den Wirth voll Erſtaunen darüber ſtehen, daß ſie gleich den rechten errathen, und trat wieder heraus zu den beiden, höheres Roth auf den Wangen, und bewegt.

„Trinke, Kind, und ſinge!“ rief Nicolo, und der Abbate reichte ihr ſchon die Mandoline. Bianca ſuchte möglichſt die Bewegung ihres innern zu verbergen, ſie ſenkte die Mandoline ruhig in den Schoos, ſtimmte ein wenig, aß einige Apfelſinenſchnitte mit Zucker, nippte von dem Decenzano de Lago di Garda, und ſchlug dann die holdſeligen Augen gen Himmel, indem ſie erſt leiſe präludirte, dann zu volltönenden Accorden folgendes Sonett improviſirte:

„Wo weilt mein Freund? Wohin iſt er gegangen?
Mein Auge blickt nach ſeinem Licht umher!
Die Stätte, wo er liebend ſaß, iſt leer,
Wo weilt mein Freund, wohin gieng mein Verlangen?
Wo weilt mein Freund? Mir ſagt des Buſens Bangen:
Beweine ihn! Du ſiehſt ihn wohl nicht mehr.
In Kerkernacht, in Feſſeln, kalt und ſchwer,
Da weilt Dein Freund, da ſchmachtet er, gefangen.
Wer macht ihn frei? Ihn ſoll die Freude ſchmücken
Mit ihrem Kranz, mit ihrem Himmelsſtrahl!
Wer macht ihn frei? Ihn ſoll mein Dank beglücken;
Ihm ſchlägt dieß Herz, der es entreißt der Qual!
Wer macht ihn frei? Wer ſpendet dieß Entzücken?
Ihn ſegne Du, Madonna, tauſendmal!“

Die Hörer waren ganz bezaubert, Spiel, Stimme, Vortrag und Inhalt der Improviſation ergriffen ſie gleich ſehr, und einer wie der andere wurden von dem ſehnſüchtigſten Verlangen erfüllt, von dieſem ſo blühend ſchönen und talentreichen Mädchen mit zärtlicher Neigung beglückt zu werden, und als ſie nun ſahen, daß Bianca von einem mächtigen Gefühl ergriffen war, daß das Lied ihrem Herzen ſo warm entquoll, wie die Thränen, die ſich jetzt unaufhaltſam aus ihren Augen drängten, da ſchwur jeder der beiden im ſtillen, Alles aufzubieten, um den Kummer der Schönen zu heilen und zu entfernen, ſollte es auch das größte Opfer koſten. Dabei war nun nur zu verwundern die ſelbſtgefällige Eitelkeit des Nicolo, der ſich einbildete, er könne trotz ſeiner rothen Naſe und ſeiner erklecklichen Schmarren und blutrothen Narben im Geſicht, mit denen er in Verbindung mit ſeinem zugeſpitzten gelblichweißen Bart ſehr einem Choras, das iſt, jenem Pavian aus Guinea und Malacca ähnelte, den man auch den Teufel nennt, das Herz eines ſo blühenden und ſchöner als bildſchönen Kindes gewinnen. Hier war der Abbate Maſo gegen Nicolo in großem Vortheil; er hatte ein glattes, friſches, kugelrundes, lachendes Geſicht, weiße Zähne, friſche ſaftige Lippen, die gern küßten, war von mittlerer Statur, beweglich, gewandt, und hatte ein Bäuchlein von gar nicht unangenehmer Rundung, wogegen die rückgehaltene und eckige Figur des Gardehauptmannes mit ſeinem langen Stoßdegen, ſeinen übergroßen Stulpſtiefeln und Sporen und den an ſeinem etwas dürren Leibe ſchlottrig genug ſitzenden Kleidern ganz und gar nicht zu ihrem Vortheil abſtach, abgeſehen

Digitized by Google

von dem widerwärtigen Ausdruck des Gesichtes, der Narben, der rothen Nase und den grauen Augen, von denen das eine noch dazu immer nach dem Volksausdruck „in die andre Woche hinüber sah," vulgo schielte.

Natürlich war nun die Frage der beiden Herren: Wer denn der Freund sei, der beneidenswerthe Liebhaber und Geliebte, um den diese schönen Augen von Thränen überströmten, und ob ihm denn gar nicht zu helfen sei? Um solchen Preis, wie Bianca in ihrem Sonett verheiße, würde man gern das äußerste wagen, abgesehen von der Christenpflicht, einem leidenden Mägdlein beizustehen, obschon zu fürchten stehe, daß man sich damit bei dem glücklichen, beneidenswerthen selbst keinen Dank verdiene.

„Kein Liebhaber und kein Geliebter ist der Freund, um den ich weine!" schluchzte Bianca. „Mein Bruder ist er, meiner armen Mutter ältester Sohn! Ach, sie haben ihn gefangen und in den Kerker geworfen, meinen armen Annibale."

„Annibale! Maledetto!" fuhr Nicolo auf, als stäche ihn ein Scorpion. „Ich will nicht hoffen, daß dieser Dein Bruder der schlechte Maler Annibale Orata ist?"

„Und wenn er es ist?" fragte Bianca mit einem stolzen, herausfordernden Blick, wobei sie jedoch mit innerlicher Freude wahrnahm, daß der Abbate, der so abgewendet saß, daß Nicolo ihm nicht in's Gesicht sehen konnte, ihr Zeichen machte, sie möge sich nur beruhigen. „Und wie meint Ihr das schlecht, mein edler Herr?"

„Er ist's! O dieser Satan! Und solch einen Engel zur Schwester zu haben!" rief Nicolo, und dachte schnell darauf, wie er sich durch den gefangenen Bruder der Gunst des Mädchens versichern könne, mindestens sie durch arglistige Versprechungen zu verlocken, hinzuhalten, und wo möglich sie dann sammt dem Bruder zu verderben, ein Racheopfer mehr.

So niederträchtiger Art waren aber zum Glück für Bianca die Regungen nicht, die in dem Abbate vorgiengen. Er überlegte rasch, wie er die Freilassung oder, da diese erwirken zu können nicht zu hoffen stand, die Flucht Annibale's bewerkstelligen wolle, um den köstlichen Preis, den Bianca auf diesen Liebesdienst selbst gesetzt, für sich allein zu gewinnen. Nicolo sollte dagegen nicht nur mit rother, sondern auch mit langer Nase abziehen.

„Wie ich das schlecht meine, Signorina?" rief Nicolo: „das sollt Ihr gleich erfahren: schlecht nenne ich Euren Bruder erstens als Zeichner, Maler und Kupferstecher." — „Erlaubt mir," unterbrach Bianca: „man kennt doch von ihm gute, gelungene Handzeichnungen; was den Maler betrifft, so betrachtet Euch einmal das Schild hier oben an diesem Hause und nennt mir ein schöneres hier oder in Turin, oder wo Ihr sonst wollt. Und Annibale's, meines Bruders, Kupferstecherei betreffend, so steht mir eine Kupferplatte ganz deutlich vor Augen, in deren Arbeit sich mein Bruder als Gravirer mit manchen bessern Meistern messen kann!"

Ehe noch Nicolo Worte der Erwiderung fand, wandte sich der Abbate freundlich neckend zu ihm, und sprach: „Lieber Freund und Vetter, streite nicht mit dieser Kleinen; sie ist ihres Bruders rechte Schwester, und hat an Mutterwitz kein geringes Theil empfangen, denn ich werde Dir wohl nicht erst zu erklären brauchen, daß sie mit der Handzeichnung Deine Schrammen, und mit der Kupferplatte Deine nicht eben spitze rothe Nase meint."

„Ein platter Witz, der Deine!" murrte Nicolo und wäre sehr böse geworden, hätte er nicht eingesehen, daß dieß hier zu gar nichts, am wenigsten ihn an das Ziel seiner unlautern Wünsche führen werde, deßhalb unterdrückte er auch die Fortsetzung der an Annibale zu rügenden Schlechtigkeiten, vielmehr dachte er darauf, im Sturmschritt sein Ziel zu erreichen. „Dein Bruder ist verurtheilt, sein Tod ist ganz nahe, was geschehen soll, ihn zu retten, müßte schnell, müßte heute noch geschehen," sprach Nicolo zu Bianca, während der Abbate ihr Zeichen machte, daß dieß nicht wahr sei, daher sie denn auch nur zum Schein heftig erschrekkend zusammenfuhr, und wild die Hände ringend schwere Seufzer ausstieß.

Digitized by Google

„Ach mein Rosenkranz! Wo hab' ich meinen Rosenkranz?" rief sie plötzlich, ihre Bewegungen und stummen Schmerzensäußerungen unterbrechend: „ein theures Andenken meines geliebten Bruders! Jesus, Maria, Joseph! mein Rosenkranz von Achatkügelein! Sollte ich ihn drinnen bei dem Korbe gelassen haben, als ich dem Wirth die großen Krebse verkaufte?"

„Große Krebse!" rief der Abbate! „Himmelskind, nimm diesen Kuß und meinen besten Segen!" während er sich erhob, um in das Haus und nach dem einen, wie nach dem andern der werthen Gegenstände zu sehen, allein Nicolo kam ihm zuvor, er hatte schon den beiden den Rücken gekehrt, um den Rosenkranz zu suchen, den Bianca dann als Pfand von ihm mit Küssen auslösen sollte. Schnell legte Bianca ihre Hand auf die des Abbate und flüsterte: „Bleibt, hochwürdiger Herr! Es ist keine Zeit mit Nebendingen zu verlieren. Ihr waret, ich weiß es, Annibale's Freund! Ihr müßt, Ihr werdet ihn retten, thut es, und mein Dank soll ohne Grenzen sein. Thut es heute noch!"

„Was ich vermag, Goldengel! das soll geschehen, aber wo finde ich Dich, um Dir den Bruder zuzuführen, wenn er frei von dannen geht? und wirst Du mir auch Wort halten?" sprach und fragte Maso ganz glückselig.

„Dem Bruder, hochwürdiger Herr," antwortete Bianca: „sagt nur, er möge sich so eilend als möglich nach Pinasca begeben, und in das Haus kommen, das ihm dort das liebste sei. Von da wird er über Perrero und le Fontane nach Sauze de Cesane flüchten, und über den Monte Genevre die Grenze Frankreichs gewinnen." Die Frage über das Worthalten überging Bianca mit Stillschweigen.

„Kind, woher hast Du alle diese Klugheit? Woher diese Kenntniß selten betretener Gebirgswege?" fragte der Abbate verwundert; statt der Antwort zeigte ihm Bianca schalkhaft lächelnd ihren kleinen Finger, und rief: „Der sagt mir's!" während Maso diesen allerliebsten rosenrothen Finger erfaßte, in seinen Mund führte, und ihn zärtlich leise biß. Dieser Moment hätte ein allerliebstes Dosenbildchen gegeben. Schade, daß kein Maler zugegen war, die schmucke Gruppe zu zeichnen.

„Dein Bruder wird frei, sonst soll kein Heiliger mehr mein Gebet erhören!" schwur der Abbate leise! „und Du—wirst mein dafür, Du Augapfel meiner Seligkeit!"

„Erst die That, dann der Lohn, obschon die gute That ihren Lohn in sich selbst finden sollte!" sagte Bianca, indem sie Maso ihre Hand entzog. „Nur schwarzer, schändlicher Verrath kann meinen Bruder dem Kerker überliefert haben!"

Dem Abbate gaben diese Worte einen Tarantelbiß in's Gewissen, und er schämte sich jetzt ernstlich, für nichts und wieder nichts einen arglosen Menschen, der ihn nie beleidigt, und der ihn nicht einmal in seinem Skizzenbuch abconterfeit hatte, einem rohen Menschen von schlechtem Herzen zu Gefallen auf die Schlachtbank der geistlichen Inquisition geliefert zu haben. Durch Reue und durch Treue wollte er sein Vergehen sühnen.

Jetzt stolzirte Nicolo brummend aus dem Hause. Er hatte drinnen alles um und um gewühlt, hatte sich die Hände in den Brennesseln verbrannt, darin man die Krebse aufbewahrt, und einige der größten und stärksten hatten ihn mörderlich in die Finger gezwickt; er hatte eine theure, kostbare Flasche Vino Santo di Castiglione darüber zerstoßen und einen Korb mit Eiern von der Bank geworfen, die jämmerlich zerbrochen waren, und keinen Rosenkranz gefunden. Warum? weil Bianca keinen verloren hatte. „O tausend Dank, sehr edler Herr! für Eure allzugroße Güte und Mühe! Hier ist mein Rosenkranz, er hatte sich blos in den Gürtel verschlungen. Tausend Dank!" rief Bianca Nicolo lachend entgegen, und erhob sich, die Taberne zu verlassen.

„Wohin so eilig? Wollt Ihr nicht länger bei uns weilen?" fragte Maso, und der geärgerte Nicolo that sich Gewalt an, freundlich zu sein, damit ihm die gefaßte Beute nicht entgehe, und nöthigte Bianca, noch zu weilen und etwas mehr zu genießen.

„Ich will noch einige Geschäfte hier in

Digitized by Google

der Stadt beſorgen, edle Herren, dann muß ich nach Hauſe eilen, der Weg iſt weit!" ſprach Bianca entſchieden. Nun bot jeder der beiden Rivalen der Holden auf eine Strecke das Geleite an, und es entſtand für ſie eine peinliche Lage; die Begleitung beider neuen Freunde, von denen ſie weder dem einen noch dem andern über den Weg traute, wäre für ſie wohl das unverfänglichſte geweſen. Allein es war um Mittag, ſie hatte drei Stunden nach Hauſe, und wenn die Herren die Zeit mit ihrer Begleitung verloren, was geſchah dann zu Annibale's Rettung, die ſie doch von Maſo hoffte? Nächſt dem konnte ſie unmöglich wünſchen, daß einer von beiden daheim in Pinasca, zumal in ihrer Geſellſchaft, geſehen werde. Sollte ſie nun den einen allein annehmen, ſo hätte ſie den andern beleidigt, dieß wäre gegen ihren Vortheil geweſen; daher ſprach ſie: „Ich habe, edle Herren, wie ich Euch ſchon ſagte, noch einige kleine Geſchäfte hier, doch ſpäteſtens in einer Stunde muß ich am Thore ſein. Ein andres Mal, edle Herren, wird euer Geleit mir eine ſehr große Ehre ſein; ich komme ja jede Woche hierher in die Stadt. Ich werde hören, was Ihr für meinen armen Bruder thut; o grüßt ihn tauſendmal von mir, von ſeiner treuen Schweſter Bianca, ſagt ihm das!"

Nicolo faßte bei ſich einen heimlichen Entſchluß; Maſo ſchwankte, ob er ſich ferner zum Begleiter aufdringen ſolle, was doch nicht ganz ſchicklich erſchien, oder ob er nicht lieber zu allernächſt auf Mittel denken ſollte, Bianca's Herzenswunſch zu erfüllen. Da trat der Wirth in die Laube, und trug Bianca's köſtliche Krebſe ſcharlachroth geſotten auf; dieſem Magnet konnte Maſo nicht widerſtehen; eine Schüſſel Krebſe im Stiche laſſen, nein—dieß ging über ſeine moraliſche Kraft, von welcher überhaupt noch keine Proben bekannt waren; er blieb und ließ Bianca auf ihrem Eſel davon traben.

Auch Nicolo blieb, rief nach einer friſchen Flaſche, und langte ſich den größten Krebs aus der Schüſſel, indem er Maſo trocken fragte: „Was thun wir? Theilen wir? Nur offen und ehrlich, Freund, ſonſt — Du weiſt—ich verſtehe wenig Scherz."

Der Abbate ließ einige Minuten vorüberſtreichen, ehe er antwortete. Das Geſchäft, dem er oblag, war viel zu anziehend, um mit unnöthigen Redensarten Zeit zu verlieren, doch dachte er über Nicolo's wohlverſtandene Worte nach, und warf die Frage durch die bemühten Zähne: „Wie meinſt Du? Sprich deutlicher!" — Einmal that er das, um Nicolo Gelegenheit zum Reden zu geben, während er in behaglicher Ruhe aß und trank, und dann um deſſen Gedanken zu erfahren, und ſeine Maßregeln darnach zu nehmen.

Nicolo fuhr wild heraus: „Der Maler muß ſterben und verderben, und wenn die elftauſend Jungfrauen ſeine Schweſtern wären, und alle für ihn bäten, und alle ſo ſchön wären, wie die liſtige Hexe, und ich werde mir ſie doch gewinnen! Des Pinſels Seele iſt muthmaßlich nun ſchon, Dank ſei es Deiner Hülfe, da Du aus der Liberei des Kloſters das Zauberbuch verſchaffteſt, dem Satan zu eigen gegeben. Keinen Schritt thue ich zu ſeiner Befreiung, keinen Finger rege ich, er iſt mir jetzt zumal eingeſperrt oder todt ungleich weniger im Wege, wie lebendig, und Du darfſt auch nicht auf ſeine Befreiung denken! Nein, Du darfſt nicht, Maſo, bei unſerer Freundſchaft, bei Deinem eigenen Heil und bei Deinem Leben! Dabei bleibt es, oder ich will, wie mein Schutzpatron, der heilige Nicolo di Bari, meine Baarſchaft ohne allen Dank an die Gaſſenmädchen verſchenken, damit ſie von ihrem unehrſamen Gewerbe abſtehen."

Maſo wußte, daß, wenn Nicolo auf irgend eine Sache dieſen ſchmutzigen Trumpf ſetzte, er durch Zureden und Vernunftgründe nicht anderen Sinnes zu machen war; um ſo ruhiger aß er daher jetzt ſeine Krebſe, mit denen er ohnehin weit gewandter umgieng, und ſchneller fertig wurde, als ſein Tiſchgenoſſe. Was das Trinken betraf (Wein ſchmeckt ſehr gut zu Krebſen), ſo hielten beide gleichen Schritt mit einander.

Maſo überlegte im Stillen bei ſich ſelbſt, was er zunächſt zu thun habe, um ſein an

Digitized by Google

Orata begangenes himmelschreiendes Unrecht wo möglich wieder gut zu machen, Dank und Lohn der schönen Bianca dem Nicolo wegzuschnappen, diesem aber alle Schuld und Verantwortung wegen der Flucht des Delinquenten in die Schuhe zu schieben. Zunächst mußte Nicolo, um dieses Stückleins Ausführung beginnen zu können, entweder aus der Stadt entfernt, oder machtlos, das will sagen, betrunken gemacht werden. Letzteres war nicht leicht, denn Nicolo hatte, so unverträglich er sonst war, doch eine Natur, die viel Wein vertragen konnte. Indeß schloß der schlaue Abbate aus einiger Unruhe, die Nicolo an den Tag legte, und aus den Blicken, die er von Zeit zu Zeit nach der Sonne warf, auch daraus, daß er vorhin Bianca sehr sehnsüchtig nachgesehen, daß Nicolo wohl die Absicht haben möge, sich Bianca vor der Stadt dennoch zuzugesellen, ihm, Maso, aber von diesem Vorhaben nichts merken zu lassen. Da nun Nicolo in der That bald Anstalt machte, sich hinweg zu begeben, warf Maso ihm schnell und unvermerkt ein Schlafpülverchen in den Rest, der sich noch im Weinkruge befand, und dachte bei sich selbst: Glück auf den Weg!

Nicolo wandte sich, nachdem er den Wirth gerufen, die Zeche zu bezahlen, um, trank seinen Krug leer, und triumphirte im Stillen über Maso, den er in peinlicher Verlegenheit und im Verdruß über seinen unerschütterlichen Entschluß, Annibale zu verderben, zurückgelassen glaubte. Maso gähnte, und sagte: „ich werde in des Wirths kühler Schlafkammer meine Siesta halten" (wie der Abbate schon oft gethan), und so schied Nicolo vollkommen befriedigt und in der Gewißheit von dem Freund, daß dieser weit vor dem Sonnenuntergang nicht wieder sichtbar sein werde.

Nicolo hatte gute Zeit. Seine Eminenz der Herr Bischof war nach Fenestrelle gereist, allwo er in der romantischen Umgebung des Hochlandes ein Jagd- und Lustschloß besaß, und wo er gern in ländlicher Stille und Einsamkeit sich mit wenigen Vertrauten frommen Betrachtungen hingab. Daher hatten die Trabanten keinen Dienst. Der würdige Hauptmann derselben lenkte seine Schritte zum nahen Hause eines Maulthiervermiethers, da es ihm zu weit war nach dem bischöflichen Marstall, wo seine eigenen Rosse standen, und miethete sich ein langgeohrtes Saumroß, worauf er ohne Weiteres die Straße nach Perosa, die sich gar anmuthig durch die Thäler zieht, einschlug. Er gedachte Bianca einen Vorsprung abzugewinnen, und ritt gemachsam hin, bald im glühenden Sonnenbrande bratend, wie eine sündige Seele im Fegefeuer. Maso rief nach frischem Wasser, um sich des Schlafes zu erwehren, und trank davon beinahe eine halbe Flasche — ein Mirakel, mindestens erschien sein Thun dem Wirth als solches unbedingt; worauf er sich schnell entfernte, die Richtung nahm, welche Nicolo genommen, und gerade recht kam, diesen aus dem Hause des Maulthiervermiethers und nach dem nördlichen Thore von Pignerol reiten zu sehen.

Unser armer Annibale Orata, als er aus seinem tiefen Schlafe wieder erwachte, sah seine Lage um nichts gebessert, und hielt das Ereigniß für einen Traum, der wohl nur ein Nachklang der Seelen-Erinnerung an jene Stunde sein mochte, wo er beim Monte-Pulciano mit seinen Zechfreunden über Teufelscitationen gesprochen hatte. Allein als er sich völlig ermunterte, befand er, daß die Lampe frisch mit Oel gefüllt war, daß auch jener Pocal noch an seinem Platz stand, und, o Wunder! auch heute wieder mit dem wohlschmeckenden Lebensöl gefüllt war, das ihn zuvor gelabt und wohlthätig durchströmt hatte. Und auch das Buch war noch da. Also kein Traum! Aber was nun beginnen? Offenbar war dieß eine Versuchung, schlimmer noch als jene des heiligen Antonius. Wollte man vielleicht den Braten in spe mit Wein begießen? Annibale überlegte, daß nur zweierlei möglich sei, einmal, daß die Inquisitoren ihm das Buch in die Hände gespielt, um durch die Beschuldigung der Zauberei einen eigentlichen Rechtsgrund zu finden, ihn hinrichten zu lassen, oder aber, daß der Lucifer selbst ihm das Buch und

Digitized by Google

den Pulciano gebracht, weil er einigen Antheil an seiner Seele nehme, und von ihm beschworen sein wolle, da Annibale sich ohnlängst so frevenlich vermessen, ihm, dem Lucifer, eine Nuß zum Knacken aufzugeben. An den wahren Grund, daß sein Feind Nicolo nur das Verderben seiner unsterblichen Seele beabsichtigte, und daß von ihm das Buch komme, dachte Annibale nicht. Im Verfolg seiner Ideen kam er darauf, daß, wenn er eine der Zauberformeln lese, es vielleicht möglich sei, daß Lucifer zu ihm komme; allein er bedachte auch, wie wenig anständig für den Besuch eines so mächtigen Herrn seine Umgebung sei, nicht einmal einen elenden Stuhl konnte er dem vornehmen Gaste bieten. Mit dem Höllengeistergesindel geringerer Rangstufen sich einzulassen, hielt aber Annibale Orata für eines großen Künstlers unwürdig, und er überlegte, daß das dienende Volk des Inferno, des Lucifer's vornehme Lakaienschaft, um kein Haar besser sein werde, wie das auf der Oberwelt.

Er überschlug daher alle die mit Blut geschriebenen Dämonennamen seines Zauberbuchs: Aratron, Bethor, Phaleg, Og, Hagith, Ophil, Phul, und sehr viele andere aus Lucifer's Nobelgarde, und begann darüber nachzusinnen, was er wohl, nächst dem ersten und hauptsächlichsten Wunsch der Freiheit, alles wünschen und entbehren solle und müsse, um dem Teufel seine Seele, auf die Annibale einen außerordentlichen Werth legen zu müssen glaubte, möglichst sündentheuer zu verkaufen, und zu diesem Nachdenken nahm sich unser guter Künstler nicht weniger Zeit, als er sich insgemein zu allem seinem Thun und Beginnen zu nehmen pflegte. Er hatte ja auch volle Zeit dazu, und so simulirte und klügelte er sich vierundzwanzig Punkte zusammen, die ihm Lucifer erfüllen sollte, dafür wollte er ihm die Anwartschaft auf die arme Seele gestatten und zugestehen, und prägte sich, durch öfteres Wiederholen in Gedanken, diese Punkte ganz genau in das Gedächtniß. Der Hauptpunkt war und blieb freilich zunächst die Freiheit; Annibale bedachte aber, daß, wenn er den bösen Engel beschwöre, und zunächst die Freiheit verlange, um dann die übrigen Punkte, die ohne Freiheit nichts nutzten, weiter vorzubringen, er durch Annahme eines Dienstes vor völligem Contraktsabschluß gefährdet sein werde, denn der Teufel mag dem Teufel trauen. Auch rechnete er aus, daß, wenn dem Lucifer daran gelegen sei, die kostbare Seele eines ausgezeichneten Künstlers zu erlangen, dessen Talent für sein Reich auszubeuten doch auch keine so üble Sache sei (damals war Peter Breughel's Prachtbild, die Hölle, noch nicht gemalt und von jenem gestochen), so könne Lucifer auch ein Uebriges thun, und als Daraufgeld ihm die Freiheit vorausgeben, ja Annibale meinte, das verstehe sich von sich selbst. und nahm sich vor, von dem Zauberbuche nur dann Gebrauch zu machen, wenn er sich in völliger Freiheit befinde. —

Nicolo Colombo wartete eine lange Zeit auf dem Wege auf Bianca, und ritt, da sie nicht kam, langsam und äußerst schläfrig den Weg nach Perosa entlang; er spähte zwar immer umher nach einer weiblichen Reiterin zu Esel, sah aber an dem so heißen Tage kaum eine menschliche Seele auf dem Felde und in dem Thale, darin die Sonnenstrahlen so recht eingepreßt waren. Er durchspähte die kleinen Dörfer, die längs des Weges liegen, Condina und Villar, die Nachbarorte, wo sich, als er anhielt, die liebe Jugend neugierig gaffend um ihn versammelte, und Gelächter über sein Aussehen aufschlug. Zornig ritt er wieder weiter, immer schläfriger, ärgerlicher und verstimmter, und erreichte das Dorf Dubione, aber völlig schlafend, denn er vermochte nicht sich länger munter zu halten; sein Maulthier trug ihn ruhig vor die Osteria des Oertchens, und der Wirth half ihm mit seinen Leuten herab und bettete ihn in eine schattenkühle Laube, wo er die versäumte Siesta nachholen konnte, so lange es dem milden Hypnos, der ihm aus Maso's Hand allzureichlich Mohn gestreut, oder ihm selbst gefiel.

Bianca hatte nach ihrer Entfernung aus der Taberne zur durstigen Leber keinen Augenblick versäumt, durch einen kleinen Um-

weg das Thor zu gewinnen, welches in das Thal la Perosa führt, und ließ ihren Esel eine Strecke lang scharf traben, wobei sie sich oft und ängstlich umsah, ob niemand ihr folge, bis sie, darüber beruhigt, das Eselein seinen gewohnten langsamen Schritt gehen ließ. Das kluge Mädchen überlegte genau, was weiter zu thun sei. Sie gab sich das Zeugniß, für den Geliebten gethan zu haben, was möglich war; weitere persönliche Versuche, vielleicht zur Bestechung des Kerkermeisters, oder ähnliche, zu machen, erschien nicht für rathsam, zudem hatte sie zwar alle bestechenden Mittel: Jugend, Schönheit, Liebreiz, Witz und Anmuth, aber kein Geld, und Geld besticht den Menschen doch immer und überall am meisten, nicht bloß Kerkermeister, Thürhüter und — (dieß ist ein Gedankenstrich.)

Bianca lag daheim zwar ihren häuslichen Geschäften ob, doch mit einer inneren Unruhe, denn es war ihr, als müsse dieser Tag über ihr Wohl und Wehe, ihr Glück und ihre Zukunft entscheiden. Daher machte sie sich mehr denn einmal ein Geschäft im Freien, wozu ohnehin der herrliche Tag einladend war, und behielt die Straße wohl im Auge. Und da sahe sie denn, so etwa gegen fünf Uhr unserer Zeit, von weitem den edlen Cavalier Nicolo auf seinem Maulthier des Weges getrabt kommen, und schlüpfte schnell hinter ein Versteck, um ihn, der sich nimmermehr hätte träumen lassen, daß er der, welche er suchte, so nahe sei, vorbeireiten zu lassen.

Ein böser Zufall hatte ihn aufgeweckt, sonst würde sein Schlaf weit länger gedauert haben. Einige Wespen, die in einem Mauerloch zunächst der Laube, wo Nicolo schlief, ihr Nest hatten, mochten wohl seine rothleuchtende Nase für eine Saftfrucht angesehen haben und hatten sich auf dieselbe gesetzt. Der unangenehme Kitzel ihrer Füße veranlaßte den Schlafenden, sich unwillkürlich selbst in das Gesicht zu schlagen, und da die Wespen und sonstiges stechendes Geschmeiß sehr übelnehmerischer und zugleich rachsüchtiger Natur sind, so übten sie an Nicolo's Nase die Kupferstecherkunst auf eine so empfindliche Weise, daß es ganz um Nicolo's Schlaf geschehen war; er raffte sich fluchend auf, rief nach dem Wirth und einem Trunk, und bestieg hierauf mit einer Nase, die einer Morchel ähnlich zu werden drohte, sein Maulthier. Er wollte eigentlich wieder nach Hause, wußte aber so wenig Bescheid in dem Orte, und war zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er auf den Weg sonderlich hätte achten mögen. Als Nicolo in Pinasca anlangte, glaubte er in Dubione zu sein; mindestens war er sehr in Dubio, wo er denn eigentlich sei, und auch, ob er Bianca unterwegs noch antreffen werde? Diese lachte aus vollem Halse, als er an ihrem Häuslein vorüber war und ruhig nach Perosa zu weiter ritt, wo er denn auch, als er den Markt erreicht hatte, so klug war wie vorher, denn er mochte nach einer Bianca Orata fragen, wen, wo und wie er wollte, überall hielten die Leute den Ritter von der rothen Nase entweder für betrunken oder für übergeschnappt. Zu ersterem berechtigte sein wanken und schwanken, sein schräger Blick und seine etwas schwerfällig über die Zunge fluthenden Fragen, zum andern seine abenteuerliche Gestalt und das Forschen nach einer Dulcinea, die niemand kannte, von der niemand Auskunft geben konnte, so wenig, als von einer Familie des Namens Orata überhaupt. Und so machte sich Nicolo nach einer Stunde vergeblichen Herumfragens auf den Rückweg, nicht ohne reichlichen stillen Spott, manches mitleidige Lächeln und manche nur halb versteckte Verhöhnung mit sich davon zu tragen.

Indessen hatte sich Bianca vom Bruder einer Freundin die Kleider eines jungen Landmannes verschafft, ihr Haar in ein Netz versteckt, sich ein wenig bräunlich geschminkt und sich auf einen Hügel hinter ihrem Hause, von dem sie den Weg nach Perosa übersehen konnte, auf die Lauer gestellt. Als ihr Ritter sich von weitem wieder blicken ließ, eilte sie rasch auf den Weg herab und pilgerte, gewiß, daß Nicolo sie bald einholen werde, die Straße durch das nahe Dubione entlang nach Villar zu. Nicht weit hinter Dubione holte Nicolo sie ein; sie zog den breiten Hut, linkisch grüßend, wie Bauernknaben, und

Digitized by Google

ſah dabei dem Reiter keck in's Geſicht, den ihr Anblick ganz merkwürdig überraſchte. „Bianca!“ rief er aus; „wie? biſt Du's oder nicht? Halt an, Burſche!“

„Hab' keine Zeit, edler Herr, zum Anhalten!“ antwortete das kecke Mädchen; „muß eilen, einen Korb zu ſuchen, den meine dumme Schweſter heute auf dem Weg von Pignerol verloren hat.“

„Deine Schweſter!“ rief der Reiter: „Und wie heißeſt Du?“

„Camillo, edler Herr!“ antwortete ſie.

„Den Zunamen! den Zunamen will ich wiſſen!“

„Orata, edler Herr, Camillo Orata!“ rief ſie. „Meine Schweſter war heute in der Stadt, hatte Krebſe hineingebracht und verlor unterwegs einen nagelneuen Korb; nun ſchickt mich die Mutter aus, dem Korb nachzufragen; werde aber lange fragen können!“

„Und wo wohnſt Du, mein wackerer Burſche?“ fragte Nicolo, ſich ungemein freuend, jetzt dem Aufenthalt Bianca's ſicher und unverhofft auf die Spur zu kommen.

„Ganz nahe bei Peroſa, drüben in Anfor! Dort ſeht Ihr's liegen, am rechten Ufer der Cluſone.“

Dieſer muntere Gebirgsfluß, der in ſeinem Bette neben der Straße raſch thalabwärts rauſchte, war vom Alpenſchnee noch etwas ſtark angeſchwollen, und konnte nicht ohne Gefahr durchritten werden.

Bianca ſah, daß ihr Begleiter ſich umblickte, wo er wohl über den Fluß kommen könne, und plauderte:

„Der Steg iſt in Dubione, Herr, wenn Ihr vielleicht in Anfor einmal Geſchäfte haben ſolltet! Anfor iſt ein ganz kleines Dörfchen, nicht größer wie Villar und Condina, die da vor uns liegen. Wir ſind nach Peroſa eingepfarrt und nennen uns ſcherzhafter Weiſe nur die Vorſtadt von Peroſa. Gehen nur über eine Wieſe, durch welche der Bach rinnt, darin wir die großen Krebſe fangen, welche die geiſtlichen Herren in Pignerol ſo gern ſpeiſen!

Nicolo ſah nach der Sonne; ſie neigte ſich merklich nach Weſten und friſcher und kühler ſtrömte die Luft aus den nordweſtlichen Gebirgsthälern. Er überlegte, daß es ſehr lange Tag bliebe, daß, wenn er jetzt nach Anfor reite, nur um ſich von Bianca's Wohnung zu unterrichten und ſie zu begrüßen, er immer noch vor dem völligen Einbruch der Nacht wieder in Pignerol eintreffen könne, auch war Mondſchein. In einer halben Stunde konnte er in Anfor ſein, vielleicht noch früher. Sein Entſchluß war gefaßt. „Gehe mit Gott, Camillo!“ rief er dem vermeintlichen Bruder Bianca's und des verhaßten Orata zu, doch mit einem plötzlichen: „Halt!“ zwang er die davon eilen wollende abermals zum Stehen. „Haſt Du nicht noch mehr Geſchwiſter, Camillo?“

„Noch einen Bruder, Herr, iſt der älteſte von uns Dreien, und ein Maler! Wohnte zu Pignerol in der Garküche!“ rief Bianca.

„Wohnt jetzt in des Teufels Küche, deſſen Braten er demnächſt werden ſoll, mein lieber Burſche!“ höhnte Nicolo und wandte ſeine Saumroſinante, um wieder wegaufwärts zu reiten.

„O Du ſchändlicher, nichtswürdiger Menſch!“ ſprach Bianca zornig vor ſich hin. „Du biſt der Verderber meines Geliebten, und reiteſt jetzt nach Anfor, um auch mich zu verderben! Ha, Du Narr und Teufel in einer Perſon! Wär' ich ein Mann und hätte Schießgewehr, ich glaube, ich könnte Dich von Deinem Maulthier herunterſchießen, wie einen verbuhlten Sperling vom Kirſchbaum. Reite nur hin, Du teufliſcher Narr und närriſcher Teufel! Du kannſt in Anfor lange fragen! Aber was nun thun? Suchen ihn aufzuhalten um jeden Preis. Er *darf* heute nicht nach Pignerol zurück, damit er nicht dem freundlichen Herrn in den Weg trete, der den Geliebten zu retten mir verſprochen hat. O mein armer Annibale! Wüßteſt Du, wie Deine Bianca ſich um Dich abſorgt!“ —

Der Abbate Maſo hatte ſich mit einigem nothwendigen verſehen, und ſich dann in den biſchöflichen Palaſt begeben (es war nur ein mäßiges Steinhaus, aber es hieß ein Palaſt, wie auf deutſchen Dörfern manche alte räucherige Kemnate früherer Feudalherren, die nichts weiter werth iſt, als auf den Ab-

Digitized by Google

bruch verkauft zu werden, ſich Schloß ſchelten läßt), unter deſſen Erdgeſchoß die Kerker waren, darin das Inquiſitionstribunal ſeine Gefangenen hielt. Er ſuchte ohne weiteres den Schließer auf, mit dem er ſich befreundet hatte. Durch dieſes Schließers Hand war auch dem gefangenen Annibale Wein und Zauberbuch „zugemittelt" worden. Es galt nun, den Schließer zu bewegen, ſei es durch Ueberredung oder Verheißungen, den Gefangenen frei zu laſſen.

Der Schließer war ein Mann wie andere ſeines gleichen, er widerſtand jeder Ueberredung auf das feſteſte und beſtimmteſte und haßte nichts mehr, als die Verſchwendung von Redensarten ohne Klang und Gewicht; hörte er aber einen Klang und fühlte er einiges Gewicht, ſo wurde ſein Gemüth zugänglich und empfänglich für die ſchönen Regungen der Menſchlichkeit, und er vermochte es dann auch wohl über ſich, ein übriges zu thun. Von Verheißungen war dieſer redliche Schließer ein abgeſagter Feind, wenn ihnen nicht die Erfüllung auf dem Fuße folgte.

Der Abbate Maſo hatte ſich mit jenem Kapitalſchlüſſel verſehen, der in den meiſten Fällen alle Schlöſſer und Riegel öffnet. Geld iſt die zauberkräftige Springwurz der Sage; wer Geld ſpringen läßt, kann auf Hülfe und Beiſtand rechnen.

Gleichwohl hatte der redliche Schließer immer noch einige Bedenken, und theilte dem Abbate im Vertrauen und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit, daß er dem Gefangenen behülflich ſein könne, wenn dieſer ſchwöre, alsbald das piemonteſiſche Gebiet lebenslänglich zu verlaſſen, auch ſeinen Namen für alle Zeiten abzulegen und endlich auch dann nur, wenn irgend ein friſchverblichener Todter in Annibale's Kerker geſchafft werde, damit er ſeinen Gefangenen für verſtorben ausgeben könne.

Dieſe letzte Bedingung war ſchwer, ja ſie erſchien faſt unmöglich, denn in einer kleinen Stadt von nicht allzugroßer Bevölkerung ließ ſich ein ſolches Stücklein nicht leicht ausführen. Maſo kam in große Verlegenheit, denn er hatte ſich ſelbſt nun einmal feſt vorgenommen, Annibale baldigſt zu befreien, um je eher je lieber den Lohn von Bianca's Liebe zu ärnten, doch faßte er ſich und begann dem Schließer friſchweg alles zuzuſchwören, was dieſer verlangte, gab ihm auch die heilige und theuere Verſicherung, ihm auf alle Fälle einen lebloſen Erſatzmann für ſeinen lebendigen Gefangenen zu verſchaffen, ſagte ferner, „er wiſſe bereits einen ſolchen," obgleich dieß nicht wahr war, und löſchte mit einer Handvoll Zechinen die Menetekelſchrift der Befürchtung von des Schließers Gewiſſenstafel.

Als Maſo zu Annibale eintrat, fand er dieſen eifrig in dem Buche leſend, und faſt erſchrocken auffahrend, denn dieſer hatte ſo eben eine Citation geleſen, und glaubte, Lucifer oder ſein Abgeſandter bemühe ſich wirklich ſo ſehr um ihn, daß er in eigener Perſon ihm nahe; ja als er in dem Dämmerlicht, das die Ampel in dem düſtern Kerker verbreitete, die Geſtalt des Abbate erkannte, traute er noch nicht, ſondern vermeinte, es möge irgend ein Lügengeiſt die gleisneriſche, wohlgenährte Geſtalt des Halbpfäffleins angenommen haben.

Maſo öffnete den Mund zu theilnehmender Rede; ſprach davon, daß er im Auftrag ſeiner Obern habe eine Reiſe machen müſſen, von der er erſt jetzt zurückgekommen ſei, und äußerte, da er auf Befragen nach des lieben Freundes Befinden deſſen unerwartetes Schickſal erfahren, ſo habe er weder Geld noch gute Worte geſpart, zu ihm zu gelangen.

Annibale berichtete ganz kurz den Hergang ſeiner Verhaftung, ſeiner Verhöre und Gefangenſchaft, und glaubte eine Engelſtimme zu hören, als Maſo von Freiheit, von Flucht und Fluchthülfe ſprach. Er betrachtete dieß als einen Wink der Unterwelt, die ihn, das ſah er ein, mit unſichtbaren Banden an ſich knüpfen wollte, war raſch zu allem bereit und entſchloſſen, und als Maſo ihm eine Stunde der Nacht, in welcher das Thor des Kerkers ſich für ihn öffnen ſollte, nannte, umarmte Annibale gerührt und unter Thränen den falſchen Freund, der ſeine Falſchheit jetzt gut zu machen bemüht war, worauf Maſo ihn verließ.

Digitized by Google

Der Maler bereitete sich vor, dem Kerker auf den ersten Wink Valet zu sagen, wozu er nichts nöthig hatte, als das Zauberbuch so gut als möglich zu verbergen. Glücklicherweise war dasselbe keineswegs ein schwerer Foliant mit Mönchsclausur und einer rasselnden Kette, sondern ein dünnes Büchlein in Quartformat und nach spanischer Art in eine einfache Schaale von rothgefärbtem Pergament eingehängt. Da die Zeit dem Hoffenden auf bleiernen Flügeln vorüberzog, so wiederholte er sich in Gedanken seine vierundzwanzig Punkte, die er dem Lucifer vortragen wollte, denn es war ihm außerordentlich viel daran gelegen, keinen einzigen derselben aus dem Gedächtniß zu verlieren und er befand mit Freuden, daß er sie alle inne habe, und ebenso die wichtigste und stärkste Beschwörungsformel, so daß er nicht einmal des Buchs bedurft hätte.

Nicolo Colombo, der irrende Liebesritter, durchritt nun abermals den Ort Dubione, neues Gelächter bei der Straßenjugend erregend, die der schöne Abend zahlreich auf die Straße herauslockte, spähte und fragte nach dem Steg, über den man nach Anfor gelange, und erhielt die Nachricht, daß vor einiger Zeit der Fluß ausgetreten sei und den Steg mit fortgerissen habe, doch wäre bei Pinasca eine Stelle, wo der Fluß ganz seicht sei, und leicht durchritten werden könne. Diese Nachricht brachte denn unsern Ritter wiederum nach Pinasca, allein es dauerte lange, ehe er die bezeichnete Stelle fand, gegen diesen Fund verlor er aber viele Zeit und mit ihr die Geduld; doch hielt er für schimpflich, unverrichteter Sache umzukehren, hieb unbarmherzig auf sein müdes Maulthier, und gelangte nicht ohne die größten Schwierigkeiten, nicht ohne mehrmals absteigen und dem Thiere aus dem Sumpfe der Wiesen helfen zu müssen, nach dem kleinen Dörfchen Anfor, wo ein Reiter eine seltene Erscheinung war. Als er nun hier nach dem Hause der Familie Orata fragte, erging es ihm, wie es ihm in la Perosa ergangen war, die Leute starrten ihm mit offenem Munde ins Gesicht, lachten ihm auch wohl in dasselbe, und nach langem und höchst verdrießlichem Umherfragen gewann er die Ueberzeugung, daß er abermals genarrt sei. Denselben Weg, den er gekommen, zurückzureiten, war keine Möglichkeit, er mußte den etwas besseren Weg nach dem Markt Perosa einschlagen, und kam dort ermüdet, verstimmt und äußerst durstig an, als die Sonne eben hinter dem wolkenüberlagerten Gebirgsrücken der Cortiennen sank, und ihre Flammenkrone hinter dem schwül und düster umflorten Gipfel des Monte Cenis barg.

Nicolo's Thier bedurfte nicht minder, wie sein Reiter, der Rast und Erquickung, und nahm sich, als es letztere erhielt, alle Zeit zu deren langsamem Genuß, während Nicolo von Unruhe gestachelt war, denn ein Ausbleiben bis in die tiefe Nacht oder über die Nacht widerstritt seiner Dienstpflicht und setzte ihn großer Verantwortung aus. Er trank daher in Zorn, Unruhe und heftig erregter Leidenschaft, und dabei vom Durst abgemattet, in starken Zügen, und genoß von den aufgetragenen Speisen nur wenig, denn die schmähliche Täuschung, die ihm widerfahren war, hatte ihn um allen Appetit gebracht. Er sah nun ein, daß diese Bianca ein listig verschmitztes Mädchen sei, die ihn nur zum Besten gehabt, auch leuchtete ihm mehr und mehr ein, daß sie und jener angebliche Camillo ein und dieselbe Person sei, und er als ein Tölpel aller Tölpel die nahe und sichere Beute aus der Hand gelassen hatte, um einem Irrlicht seiner Idee nachzuziehen, das ihn in ganz abscheuliche Sümpfe und in eine höchst unangenehme Lage gelockt hatte.

Armes Roß oder vielmehr Halbroß eines irrenden soldatischen Cavaliers, auch Liebesritters, dein Loos ist am meisten zu beklagen! Weil ihm der Appetit vergeht, meint er, du brauchtest auch keinen zu haben, und höchst undankbar für deine ihm geleisteten treuen Dienste entreißt er dich der freundlichen Krippe, dem Ideal deiner Sehnsuchtswünsche, und nimmt dir die schon so süßgenährte Hoffnung auf ein weiches Lager auf schwellendem Waldmoos mitten in aromatischem Dufte des Heues von den kräuterreichen Gebirgswiesen. Fort treibt er

Digitized by Google

dich mit stürmischer Hast, mit stiller Wuth, und verwünscht noch obendrein dich und deinen Erzeuger, denn er berechnet, wie du ungleich schneller laufen würdest, wenn du ein wirkliches Pferd und nicht ein Maulthier geworden, statt dich zu segnen, daß du ein Maulthier und nicht ein Maulesel bist. Beklage dich bei deinem Schicksal, daß du nur ein armes Maulthier wurdest, und kannst du hoffen, so hoffe auf eine bessere Zukunft jenseits der irdischen Sümpfe, Steinwege und der Sporen unbarmherziger Reiter! —

Um den Hochgipfel des Cenis sprühten Blitze, das Gebirge schleierte sich ein, schnellen Fluges zog ein majestätisches Gewitter herauf, das nach dem heißen Tage furchtbar zu werden drohte. Der Horizont umnachtete sich, aber die Blitze flatterten wie Raketen empor, und verhießen, diese Nacht grauenvoll taghell zu machen. Der Wind erhob sich aus den Gebirgsschluchten und umpfiff dämonisch heulend und mit eisiger Kälte den leichtbekleideten Reiter, der wie eine Lachmöve vor dem Sturm und Unwetter herflog, indem seine Nase wie der blutrothe Schnabel dieser Seekrähe leuchtete.

„Das fehlte noch!" schrie Nicolo, mit einer Zugabe unterschiedlicher gräulicher Flüche und spornte wüthend das Maulthier zum angestrengtesten Laufe, was aber soviel als nichts half, denn Wind und Wetter pflegen schneller zu sein, als Mieth-Rosse. Das arme Thier lief, was es laufen konnte und so lange es laufen konnte, und so durchflog Nicolo die Dörfer Pinasca, Dubione, Villar und Condina, während das Gewitter sich in schrecklichen Blitzen und in furchtbaren, durch Wolken und Berge lang nachhallenden Donnerschlägen entlud, und in strömenden Güssen die Flur überschwemmte.

Bianca hatte nach vergeblichem Harren, daß der Reiter früher zurückkommen werde, ihren Weg bis nach Villar fortgesetzt, und war willens gewesen, irgend noch ein Mittel zu versuchen, Nicolo aufzuhalten, allein das Unwetter vereitelte ihre Pläne, und sie war froh, noch vor dessen völligem Ausbruch, obschon durchnäßt, Condina zu erreichen, wo eine Freundin von ihr wohnte, und wo sie die Nacht zuzubringen beschloß. Voll Unruhe weilte sie aber jetzt in den Kleidern ihrer Freundin beständig am Fenster des an der Straße liegenden Häuschens, und blickte auf den Weg, wie sehr auch die blendenden Blitze, die das Thal überflammten, sie zittern machten, wobei sie ein Stoßgebet nach dem andern in Gemeinschaft mit der Familie ihrer Freundin laut hersagte. Plötzlich hörte sie ein Geräusch, hörte Hufschlag, und sah im triefenden Regen eine abenteuerliche Reitergestalt, ähnlich der Nicolo's, gleich einer gespenstigen Erscheinung am Hause vorbeifliegen. —

Niemanden kam das heftige Gewitter gelegener als Maso; er benutzte die früher als gewöhnlich durch dasselbe eingetretene Dunkelheit mit rascher Entschiedenheit zu Annibale's Befreiung, half diesem schnell in andere Kleidung, wobei es geschah, daß im Drang der Eile Annibale dennoch, seiner früheren Vorsicht ungeachtet, das Zauberbuch fallen ließ, welches Maso nicht gewahrte, daher es am Boden des Kerkergemachs liegen blieb. Maso hatte erfahren, daß in Condina ein armer Teufel gestorben sei, und sogleich den Plan gemacht, sich dessen Leichnams zu bemächtigen, um ihn an Annibale's Stelle unterzuschieben. Die nöthigen Freikarten zum aus- und einpassiren durch das wohlbewachte Thor des festen Städtleins waren besorgt, der Schließer und noch ein handfester Bursche begleiteten ihn, und ungefährdet giengen die vier Männer, sämmtlich in Ordenskleider der frommen Väter Jesu gehüllt, durch das Thor, „in heiligen unaufhaltsamen Geschäften und geistlichen Verrichtungen," wie es auf dem Passeport lautete. Noch hatten sie Condina nicht erreicht; das Wetter schien ausgetobt zu haben, es regnete nicht mehr, und donnerte nur noch in der Ferne über den Seealpen, in die sich's gezogen, aber die Nacht war rabenschwarz, und nur in seltenen Pausen that sich der Himmel immer und immer wieder in starken und blendenden Blitzen auf. Mit Schrecken sahen die Männer jetzt nicht allzuweit von Condina im Schein eines solchen flammenden Blitzes mitten im

Digitized by Google

Koth der Straße einen menschlichen Körper, und fanden denselben starr und kalt, als sie sich in dem Dunkel, das dem Blitze folgte, nach demselben hingetappt hatten.

„Der hat ausgelitten! Gottes Hülfe, Gottes Finger!“ flüsterte der Schließer, welcher mit kundiger Hand den Fund befühlte: „Jetzt, Meister Maler; Eure Kutte und Kappe her und diesem übergezogen. Wir tragen ihn an's Thor, und dort muß er der Vierte von uns gewesen sein, dem eine Ohnmacht zugestoßen. Ihr aber habt Eile, Euch so schnell als möglich von dannen zu heben, und hütet Euch zum zweiten Male in die Gewalt der schwarzen Vögel zu kommen, denn was die einmal in ihren Krallen haben, das halten sie fest.“

„Ja!“ setzte Maso hinzu: „es ist jetzt kein Augenblick mit unnützem Zaudern zu verlieren. Gehet mit Gott und den Heiligen, theurer Annibale! Suchet in Pinasca das Haus auf, welches Euch das liebste ist, und saget Eurer holden Schwester: morgen komme Abbate Maso und fordere den Lohn, der ihm verheißen ward.“

Annibale Orata, angegriffen von dem ungewohnten raschen Gang, von der frischen, ja kalten Gewitterluft, aufgeregt durch den Gedanken frei zu sein, hörte nur mit halbem Ohr, verlor auch nur wenige Dankesworte; sich selbst aber verlor er aus den Augen seiner Begleiter, die zum Theil damit beschäftigt waren, den Todten aufzuheben, und wanderte des Weges entlang. Ein neuer Blitz ließ ihn im Wege etwas Blinkendes entdecken, er griff danach, und siehe, es war ein großer Stoßdegen, wie sie die Cavaliere und Kriegsleute in jener Zeit zu tragen pflegten, ohne Scheide, und vermuthlich verloren worden. Der Fund dieser Waffe war ihm willkommen, es fiel ihm bei, daß zur Beschwörung Lucifers ein solcher Degen nöthig sei; allein als er an die Beschwörung dachte, gewahrte er mit Schreck, daß er das Zauberbuch nicht mehr habe. Doch tröstete ihn der Gedanke, die Hauptformel auswendig zu wissen.

„Jetzt oder nie sei der Pakt geschlossen!“ sprach Annibale vor sich hin. „Ein völliger Bettler, kaum noch mit ärmlicher Kleidung bedeckt, stehe ich hier, habe kein Geld, kein Brod, kein Obdach! Nicht einmal einen Kapuzinerstrick habe ich, mich daran aufzuhängen, und selbst dieß Schwert ist zu ungeschickt lang, als daß man sich mit Anstand hineinstürzen könnte. Auch möchte ich dieß nicht, aus guten Gründen! Ich möchte noch ein Weilchen leben, wo möglich recht lange und auch gut. Eine Probe will, muß ich machen, denn wie weit würde ich mich ohne göttliche oder infernalische Hülfe in dieser Wetternacht, ohne einen Bajocco in der Tasche und auf dem entsetzlichen Wege schleppen? Zwar in Pinasca — Bianca — ha! sprach nicht Maso von Pinasca, vom liebsten Hause? Hat der glatte Heuchler mein Liebchen ausgewittert? Sicher und gewiß, wie wär' er sonst auf so seltsame Reden gekommen!“

Nahe am entgegengesetzten Ende von Condina, am Wege nach Villar, war ein kleiner Anger, auf welchem eine Gruppe uralter starker Platanen stand, die den düstern Raum, den sie beschatteten, auch meist vor Regen schützten. Die Clusone brauste stärker und rollender durch das Thal, an dem finstern Ort, wo Annibale stand, nahe vorüber. Annibale überlegte noch einmal in Gedanken seine vierundzwanzig Punkte; sammelte sich, faßte Muth und begann die Beschwörung des Lucifer damit, daß er mit dem Degen rund um sich einen Kreis zog, wobei er einige kleine Zauberformeln murmelte.—

Der Schließer brachte mit seinem Gehülfen den aufgefundenen Todten, ohne diesen lange zu beschauen, was die Dunkelheit ohnehin verhinderte, glücklich (weil alle Todten glücklich sind) und ohne einer Anfechtung zu begegnen, in den von Annibale verlassenen Kerker, und Maso begab sich zur Ruhe, vergnügt, durch Orata's Befreiung eine gute That gethan zu haben, und in Hoffnungsträume sich einwiegend, durch welche leuchtend und lieblich Bianca's Schönheitsfülle zog.

Bianca hatte keine Ruhe in Condina; sie verschmähte die Schlummerstätte, welche die Familie ihrer Freundin ihr bot, und bat,

Digitized by Google

man möge sie nur in der Stube lassen. Als alles schlief, legte sie die indeß getrocknete Kleidung, in welcher sie gekommen war, wieder an, und erwartete nur den Mondaufgang, um durch die Nacht den Heimweg anzutreten. Immer noch hatte jene ahnungsvolle Unruhe, die sie vom Hause fortgetrieben, sie nicht verlassen. Daß der Geliebte so nahe sei, wie er wirklich war, ahnte sie aber doch nicht.

Da wir oben mit erheblichen Gründen dargelegt haben, daß es einen Teufel gibt, heiße er nun Lucifer oder Phul oder Abaddon oder sonst wie, so liegt kein Grund vor, diesen berühmten Herrn nicht in den Kreis unserer Erzählung, ja sogar bis an den Kreis zu ziehen, den Annibale mit dem Degen um sich gezogen.

Dieser hatte kaum seine Beschwörung begonnen, als er wahrnahm, mehr durch's Gehör, als durch's Gesicht, denn der Mond war noch nicht ganz hinter den Höhen herauf, der Himmel war noch dicht umwölkt, und es umgab noch die dichteste Finsterniß den unheimlichen Ort, — daß schon ein dämonisches Etwas sich in seiner Nähe bewege. Schauer durchbebten seine Nerven, doch galt es Muth, und er wollte sich keine Blößen geben vor dem Mächtigen, den er beschworen. Dieser schnob wie ein Nilpferd.

Da er ihn nun nahe wußte, so hob Annibale an, seine Bedingnisse nach einander aufzusagen und zwar etwa folgendermaßen: „Lucifer! Alle die Punkte, welche ich Dir nennen werde, und insonderheit einen jeden einzelnen, mußt Du mir geloben unverbrüchlich zu halten. Wofern Du es nur an einem einzigen fehlen lässest oder Dich säumig zeigst, so ist unser Pakt null und nichtig und ohne alle Rechtskraft!"

Es schallte durch die Stille, als Annibale schwieg, ein Hufschlag, wie wenn ein Pferd scharrt. Orata nahm dieß für ein Zeichen der Bejahung des Herrn mit dem Pferdefuß, und fuhr fort:

„Lucifer! Sechs Hauptpunkte, deren jeder wieder in einige besondere Punkte zerfällt, bilden unsern Pakt. Zum Theil betreffen sie Dich, zum Theil mich!" (Annibale schachtelte mit Absicht seine vierundzwanzig Artikel in sechs ein, damit vor so großer Zahl Lucifer nicht kopfscheu werde, auch dachte er vielleicht: Sechse treffen, sieben äffen!)

„Zum ersten sollst und mußt Du mir, so oft ich Deiner begehre und Dich rufen werde, in einer sehr angenehmen, anmuthigen und lieblichen Gestalt erscheinen, und ja nicht in einer erschrecklichen und abscheulichen; so viele Lebensart traue ich Dir zu. Dann mußt Du mir über Alles, was ich nur irgend wissen will, wahrhaftige und gründliche, nicht lügnerische und hinterlistige Nachricht und Auskunft geben. Auch darf Niemand auf Erden von unserm Bündniß das mindeste erfahren, nächstdem Du mir nicht verwehren darfst, mein Leben als ein guter Christ, wenn auch nur, wie Millionen andere gute Christen, dem Scheine nach, zu führen, und den Gottesdienst jederzeit zu besuchen."

Lucifer schüttelte sich und puhstete; die Bedingung schien ihm hart einzugehen, doch kam es Annibale vor, als ob ihm die Gestalt eines feinen Herrleins von Mittelgröße mit zwei spitzen Hörnern geziert, gegenüberstehe, obschon er nichts ganz deutlich zu erkennen vermochte.

„Zum zweiten bedinge ich," fuhr Orata fort: „daß Du, o Lucifer, ohne mich an meinem Leib oder Gliedmaßen, die mir allzumal sehr werth und theuer sind, jemals anzutasten, äußerste Sorge trägst, mich noch fünfzig Jahre bei guter Gesundheit am Leben und frei von aller menschlichen Krankheit, Schwachheit und Gebrechlichkeit zu erhalten. Und diese Jahre sollen bestehen jedes in zwölf richtigen Monaten, jeden Monat, den Hornung ausgenommen, zu dreißig oder einunddreißig Tagen inclusive Nächten, zu vierundzwanzig Stunden, und daß Du nicht etwa durch falsche Rechnung und Ausdeutung, wie es so Deine schlechte Gewohnheit ist, mir an dieser Zeit auch nur eine Stunde kürzest! Du hast dabei mich wasserdicht, feuer- und förmlich bombenfest, auch fest gegen Gift, Hieb, Stich und Schuß zu machen, so daß keinerlei Element oder Waffe mich verletzen kann; ich hingegen muß alle Feinde, welche Namen diese auch haben mö-

Digitized by Google

gen, überwinden und über sie triumphiren; auch mußt Du mir lehren die Universalmedicin und den Stein der Weisen zu erfinden, und wenn unser Pakt nach fünfzig Jahren abgelaufen, so hast Du mich auf eine naturgemäße Weise, jedoch ohne sonderliche Qual und Schmerzen, auch in allen Ehren, sterben zu lassen, und darfst Dich an meinem Leibe, der mir so lieb ist, als mein Leben, auf keine Weise vergreifen, mußt auch Sorge tragen, daß derselbige ehrlich und auf die anständigste Art mit Geleit und Geläut zur Erde bestattet werde!"

Lucifer schien vor Erstaunen, wie doch Drata seine Bedingnisse so vortrefflich ausgeklügelt, zu verstummen, denn er sagte kein Wort; nur ein schauerliches Rauschen erhob sich in den Wipfeln der Platanen, daß sie tropften, und die Aeste schlugen wie seufzend aneinander, so daß den Drata eine Frosthaut überlief.

„Zum dritten, o Lucifer," fuhr [redacted] dennoch muthig fort: „muß ich bedingen, daß Du mir Gunst und Güte verschaffst bei hohen und niedern, Kaisern und Königen, Fürsten, Grafen und Herren, bei Männern und Frauen, zumal bei den letzteren, wenn sie jung und schön sind, daß sie mir in allen Dingen, die ich von ihnen begehre, unweigerlich willfahren müssen; dabei wird Dir von selbst einleuchten, daß es nöthig sei mich in allen fremden Sprachen, die ich zu reden oder zu lesen verlange, bewandert zu machen, versteht sich ohne langweiliges Lernen, als wozu ich keine Lust und keine Anlagen in mir verspüre. Dabei mußt Du mein Gedächtniß stärken und mir die Gabe verleihen, diese Stärkung des Gedächtnisses ohne Mühe auch andern Personen mitzutheilen, damit ich solchen Leuten, die in Bezug auf Gunstverheißungen und sonstige Versprechungen mit einem schwachen Gedächtniß behaftet sind, freundliche Hülfe und Nachhülfe leisten kann."

Es war als ob das dämonische Wesen, was sich schnobernd und bobernd geheimnißvoll in der Umgebung der Platanengruppe und unter deren nächtigem Laubdach barg, plötzlich nieße wie ein Elephant. Da nun das gemeine Sprichwort sagt: „es ist wahr, Du benießest es," wenn von einer Sache die Rede ist, zu welcher Rede Jemand zufällig nieset, so nahm Drata dieses unheimliche dämonische Nießen für ein Ja, und fuhr sehr zufrieden mit sich und seiner Standhaftigkeit weiter fort:

Zum vierten, o Lucifer! mußt Du mir Witz, Klugheit und Verstand verleihen, in allen Dingen klug und weise zu thaten und zu rathen, zu rechten und zu fechten, daß ich vor allen Richterstühlen in allen Reichen der Erde so bestehe, daß ich alle und jede Gegner, die mir etwas anhängen, aus weltlichen und canonischen Rechten überwinde, und alle gegen mich gemachten Anschläge erfahre und hintertreibe. Deßgleichen muß jeder Angriff meines Eigenthums, wie meiner Person überhaupt ganz und gar ausfallen, mir nie das mindeste entwendet, verfehrt und abhanden gebracht werden. Mir aber mußt Du offenbaren alle Heimlichkeiten der Natur und Welt, vornehmlich alle verborgenen und vergrabenen Schätze, jedoch so, daß es, dieselben zu besitzen, nur meines Wunsches, nicht eigener Mühewaltung und beschwerlicher Nachgraberei bedarf; vielmehr muß alles dieses mir von Dir zum eigenen Schalten und Belieben in die Hand geliefert werden."

Der Leser sieht, daß Drata kein auf den Kopf gefallener Mann war; er eröffnete dem Lucifer eine Aussicht auf fünfzigjährige Arbeit, die schlimmer war, als Schiffsziehen und Steinschleifen. Er nahm wahr, daß der arme Teufel sich schüttelte und heftig schauderte, wie ein Pferd schaudert, wenn es recht tüchtig naß geworden. Doch hielt er für Pflicht, gegen sich sowohl, als gegen die Geduld Lucifer's fortzufahren, denn es waren noch zwei schöne Punkte zurück, und der erste war ein ungemein erheblicher: der Geldpunkt.

„Zum fünften, o Lucifer! verlangt mich zunächst nach einem kleinen Handgeld, etwa hundert oder tausend, oder hunderttausend Lire; hier Vorschriften machen zu wollen, würde ignobel sein; dann aber wünsche ich am Dienstag (weil Du mir dienst, und ich Dir wieder diene, so muß es am Dienstag

Digitized by Google

ſein) einer jeden Woche tauſend Lire zu erhalten als eine ſtändige Beſoldung, welche weder durch eine Einkommen-, Gewerb-, Kopf- oder ſonſtige Steuer mir geſchmälert werden darf, und muß dieſes Geld jederzeit in guten gängen und geben Münzſorten beſtehen, ſo daß ich und Jedermann es zu Nutzen und Vergnügen anwenden können; vornehmlich darf es kein ſogenanntes Teufelsgeld ſein, und ſich nicht in Baumblätter, Baumrinden, Papier, Lumpen, Leder, Steine, Kohlen und dergleichen nichtsnutze Dinge verwandeln, wie Deine Münze bisweilen ausprägt, ſondern muß von Metall, und zwar von edlem, und von Menſchenhänden geprägt, auch in aller Herren Ländern gültig ſein, damit ich weder durch die Agiotage, noch durch betrügliche Manipulationen ungehenkt bleibender großer Diebe Verluſte erleide. Sofern ich nun mit dem bedungenen nicht ausreichen ſollte, denn man kann nicht wiſſen, in welche Fälle der Menſch kommt, wo er mehr Geld braucht, als er regelmäßig einzunehmen hat, ſo mußt Du mir eben deshalb zur Erlangung großer und koſtbarer Schätze von Koſtbarkeiten, Perlen, Juwelen und Diamanten behülflich ſein!“

Jetzt ließ ſich ein Geräuſch hören, als wenn Lucifer etwas fallen ließe; ob dieß das Handgeld ſei, oder ein Zeichen des Unwillens, blieb unentſchieden; doch fiel es ohne Klang, mindeſtens waren die dabei vernehmlichen Laute vom Klang des Goldes ungemein verſchieden. Aber Orata ließ ſich, da er ſo viele treffliche Wünſche und Bedingungen vom Herzen hatte, nicht abſchrecken, auch ſein ſechstes Hauptſtück anzuſagen, und ſprach:

„Zum ſechsten endlich, o Lucifer! ſollſt Du mir nicht nur dazu verhelfen, daß ich, wenn es ſei und es mir beliebt, an jedem Ort und Ende der Welt, ſie ſeien ſo weit entlegen als ſie wollen, mich augenblicklich befinde, ſo bald ich es wünſche, ohne die Langweiligkeit und Gefährlichkeit einer Luftfahrt mittels eines Zaubermantels oder Wünſchhütleins, denn das ſind abgetragene Raritäten, welche in die Rumpelkammer als Mottenſpeiſe gehören — wo ich dann nicht nur überall höchſt angenehm und höchſt willkommen ſein, ſondern auch auf der Stelle die Landesſprache ſprechen können muß. Zu dem Ende, da man doch nicht gleich überall im Reiſekleid ſich vorſtellen kann, mußt Du mir einen Ring beſchaffen, der mich, ſo oft ich ihn am Finger umdrehe, unſichtbar, nächſtdem aber in aller und jeder Bedeutung des Wortes ebenſo unwiderſtehlich, als unüberwindlich macht, wobei ich noch den kleinen Wunſch hinzufüge, daß ich, ohne mich mit der Malerei fernerhin und anders, als zu meinem Vergnügen zu plagen, doch als der allerberühmteſte Maler auf Erden genannt werde, und mein Ruhm als ſolcher den eines Apelles und Zeuxis, eines Rafael und Tizian, Lenardo da Vinci, eines Dürer und Murillo weit verdunkle und überſtrahle.“

Odem ſchöpfend ſchwieg Annibale; er war zu Ende, er erwartete den feierlich wichtigen Moment, wo Lucifer nun entweder den Antrag annehmen, oder mit Höflichkeit ablehnen werde, trat mit guter Zuverſicht einige Schritte gegen die Stelle, wo jetzt das dämoniſche Schnauben wieder ſtärker zu hören war, und rief: „Wirſt Du den Pakt erfüllen?“ Mit einem Male praſſelte es, eine feurige Helle fiel durch das Platanenlaub, Annibale ward plötzlich von einem ſtarken Schlag auf die Bruſt getroffen, der ihn zu Boden warf, und zugleich erſcholl überlaut ein lautes, thieriſches, ſchreckliches, das Echo der Thalwände weckendes, dreimaliges Ja! Notabene, in deutſcher Sprache. —

Maſo träumte einen der ſchönſten Träume, die ihm kamen, wenn er Krebſe gegeſſen und guten feurigen Wein getrunken hatte, als ein lärmendes Getrommel an ſeine Hausthüre ihn wach rief, eben als er im Traume nahe daran war, den Lohn von Bianca, der auch nur ein erträumter war, zu empfangen. Der unwillkommene Störenfried und Lärmer war der unglückſelige Schließer der Gefängniſſe des Inquiſitionsgerichts, welcher laut begehrte, mit dem Signor Abbate zu ſprechen. Als Maſo dieſe Stimme vernahm, fuhr ihm ein Schreck

Digitized by Google

durch die Glieder, er selbst vom Lager auf in seine Kleider, indeß der Hauswirth öffnete und dem Schließer auf die Stube des Abbate leuchtete. Dieser Mann war ganz entsetzt, schloß die Thüre hinter sich, und sprach geheimnißvoll:

„Bei dem unbefleckten Schoos der allerheiligsten Jungfrau, ehrwürdigster Herr Abbate! Wißt Ihr, daß jener todte Mann, den wir in des Teufelsmalers Zelle (unter Zelle verstand der euphemistische Schließer das garstige Kerkerloch) geschafft, kein todter Mann, sondern ein lebendiger ist?"

„Nein, das weiß ich nicht," antwortete der Abbate.

„Wißt Ihr, wer er ist?" fuhr jener fast heulend fort.

„Wiederum nicht!" versetzte Maso.

„So hört es, und versteinert gleich mir!" rief, obschon leise, der Schließer: „Signor Nicolo Colombo ist's! War wahrscheinlich betrunken vom Pferd gefallen, hat, wie es scheint, Sattel und Zeug sammt Degen verloren, hat in der Zelle die Besinnung wieder erlangt, hat einen Teufelslärm verführt, und so lange geklopft und getobt, daß das ganze unterirdische Kloster in seinen Zellen rebellisch geworden ist, hat fort und fort geschrieen: Oeffnet! Oeffnet! Im Namen des Gesetzes! Ich bin Nicolo Colombo, Neffe des Bischofs, Hauptmann der Trabanten! Ich bin verwechselt! — Ich habe ihm keineswegs geöffnet, sondern mit verstellter Stimme zugeschrieen: Nicolo Colombo! Haltet Euch fein ruhig! Ihr werdet wissen, weßhalb man Euch einsperrte! Sollte es Euch entfallen sein, so wird morgenden Tages die Folter Euerm Gedächtniß nachhelfen! Verstanden? Und da hat er still geschwiegen, und ich vernahm nur einen einzigen Fluch noch. Was beginnen wir, Abbate Maso?"

„Freund, hier hat Satan die Hand im Spiele!" sprach leise der Abbate, und begann sich förmlich anzukleiden. „Du mußt fort; vielleicht ich selbst. Ein Glück, daß der Bischof nicht daheim ist. Dem Nicolo geschieht es recht, daß er in die Grube gefallen, die er einem Andern grub! Verdammt, wer sich in fremde Händel mischt! Hätte ich doch niemals weder Nicolo noch Annibale kennen gelernt! Das einzige Mittel, Dich vor strenger Bestrafung zu schützen, bleibt Flucht! Auch Dein gestriger Gehülfe muß fort, fort ohne Zeitverlust!"

„Aber die Gefangenen? Wenn wir gehen, verhungern sie!" wandte der Schließer ein.

Maso ward gar nicht wohl bei der Sache. Kam der Schließer in Haft und Untersuchung, so war vorauszusehen, daß dieser auf ihn als Anstifter bekennen werde. Er sann lange und ernsthaft nach, während der Schließer auf den brennenden Kohlen der Angst und Ungeduld stand. Nicolo war entweder bereits vermißt, oder wurde es mit Tagesanbruch. Ihn tödten? Ein zweckloser Mord, denn seine Leiche konnte nie für die des Annibale gelten; er war zu kenntlich. Ihn beschwichtigen, erschien noch als das beste Mittel, die Sache nicht öffentlich werden zu lassen.

„Führe mich zu Nicolo! Es kann noch alles gut werden!" sprach jetzt Maso zu dem Schließer. „Für den schlimmsten Fall theile ich mit Dir meine Baarschaft und Du gehst dann so weit Dich Deine Füße tragen."

Die beiden Männer verließen das Haus, und bald darauf rasselten die Schlösser und Riegel an dem Kerkergemach, und Maso trat, mit einer Leuchte versehen, allein in dasselbe ein. Nicolo bot ein Bild des Schreckens und des Mitleids dar. Seine ganze Kleidung, Gesicht und Haare starrten von Schmutz, das Carmoisinroth seiner Nase war in ein eigenthümliches Blau übergegangen, seine Augen stierten fast theilnahmlos, es war ihm weh und übel, und Fieberfrost schüttelte ihn.

„Du? Bist Du nicht Maso? Willst Du mich zum Tode vorbereiten?" fragte er den Eintretenden tonlos.

Dieser sah bei'm Ueberblick des Kerkers das Zauberbuch am Boden liegen, an das er selbst bisher nicht gedacht hatte, und bemächtigte sich dessen mit einem raschen Griff; dann antwortete er: „Wohl — zum Tode, o Nicolo Colombo, komme ich, Dich vorzubereiten, zuvor aber zur Buße. Du wirst

Digitized by Google

wissen, was Du gethan und wie Du hierher gekommen!"

„Nichts weiß ich, nichts! Ich will des Teufels sein, wenn ich was weiß!" entgegnete Nicolo. „Spazieren ritt ich gestern, oder wenn es war; der Tag war heiß, ich trank in der Hitze, trank im Aerger; der Wein umnebelte meine Sinne, ein schreckliches Gewitter — mein Thier stürzte, ich verlor die Besinnung."

„O Freund!" sprach Maso mit einem Seufzer: „der Zorn des Herrn ruht auf Dir, zur Strafe Deiner Rachsucht und Bosheit gegen Annibale Orata. Dieser ist von dannen, Gott sei seiner armen Seele gnädig. Er hat keinen Gebrauch von dem Zauberbuch gemacht; er ist muthmaßlich der Hölle nicht anheimgefallen. Aber sie verlangt nach ihrem Opfer, sie will Dich statt seiner. Dich führte sie in Annibale's Kerker, dessen Urtheil gefällt ist und darauf lautet: Der Gefangene in Nummer fünf soll diesen Morgen heimlich und im Dunkel erdrosselt, und sein elender Leichnam unter dem Galgen eingescharrt werden! So wird Dir statt Annibale's geschehen, da Du Dich ohnlängst frevelhaft also vermessen, daß Du des Teufels werden wolleſt, wenn Annibale nicht des Teufels werde!"

Nicolo überlief es eiskalt und seine Zähne klapperten. „Entsetzlich!" stöhnte er. „Und keine Hülfe? Mein Ohm, der Bischof" —

„Hat das Urtheil unterschrieben, und vergnügt sich in Fenestrelle, indeß sein Neffe statt eines andern hingerichtet wird. Dieser brave Neffe wird nun vermißt, gesucht, nicht gefunden, und gilt als ehrloser Ausreißer; sein Name wird an den Galgen geschlagen!" antwortete tonlos Tomaso.

„Wehe mir, wehe mir!" jammerte Nicolo. „Und kein Erbarmen, keine Hoffnung? Ich nenne mich den Henkern! Sage wer ich bin!"

„Sie stecken Dir alsobald die eiserne Birne in den Mund, welche mittelst einer Feder auseinander schnappt und Dir den Mund so auseinander sperrt, daß Du nicht schreien kannst," sprach Maso.

„So mußt und wirst Du für mich zeugen!" schrie Nicolo in Verzweiflung. „Du hast meine Rache genährt! Du hast Annibale das Buch gestohlen, das ihn in den Kerker lieferte! Du bist schuldiger als ich, wenn es überhaupt eine Schuld ist, jenen vermaledeiten Lump, um den sich weder Gott noch Teufel bekümmern werden, nach Verdienst zu lohnen! Und Du hast ja auch das saubere Zauberbuch ihm zugespielt! Ich klage Dich an vor dem irdischen und vor dem göttlichen Gericht!"

Auf die Last dieser Vorwürfe erwiederte Maso mit Sanftmuth:

„Nicolo, wir haben gestern Morgen Krebse mit einander gegessen und Vino santo dazu getrunken; wir sind lange Zeit innige Freunde gewesen, ich verzeihe Dir Deine bösen Worte, Dich kann nur eins retten: tiefes ewiges Schweigen; denke, wenn Du Dich nenntest und die Henker machten Anzeige, so zieht man Dich, des Bischofs Neffen, vor das Tribunal, wie Du hier bist. Betrachte Dich einmal! Du siehst aus, als habe Dich der Böse in ein Schwefelbad getaucht und wieder herausgezogen. Du wirst gefragt, was Dich in Annibale's Kerker gebracht habe und weshalb Du ihn freigelassen? O das wird eine harte und strenge Untersuchung, die Deinen Ohm mächtig betrüben wird, und sie bringt Dich, wenn nicht um Leib und Leben, doch um Gunst und Gnade, um Rang und Ehre. So Du aber ewiges Schweigen gelobest, so bringen wir Dich in Deine Wohnung, melden Dich krank, und der Schließer sucht, — mit Deinem Gelde versteht sich, — das Weite. Du hast doch Geld?"

„Es werden noch hundert Zechinen zu Hause liegen!" antwortete Nicolo dumpf. „Hundert trug ich gestern bei mir — o, die sind auch fort, sammt dem Thiere, — o, ich bin ruinirt."

„Noch nicht!" tröstete Maso: „dem Schließer genügt die Hälfte von hundert. Jetzt wähle rasch, die Zeit ist edel und zu Deiner Befreiung keine Minute zu verlieren."

Wankenden Schrittes ließ sich Nicolo von Maso und dem Schließer aus dem Kerker

Digitized by Google

führen; Maso widmete dem übel zugerichteten Freund alle mögliche Pflege, meldete ihn krank und berichtete dem Bischof, daß sein ergebenster Neffe durch einen Sturz mit dem Pferde in Leibes- und Lebensgefahr, auch großen Verlust gekommen. Der Schließer brauchte nicht zu fliehen, denn Abbate Maso's List und eifriges Bemühen wußte doch noch einen Cadaver, der einem im Krankenhause verstorbenen fremden Handwerksburschen gehörte, an Annibale Orata's Stelle unterzuschieben. Da dieser fremde Handwerksbursche zufällig ein Deutscher, und höchst wahrscheinlich ein Ketzer war, so fand dessen einscharren unter dem Galgen um so weniger ein Bedenken, und man glaubte sich an seinem Leichnam nicht eben zu versündigen.

Nicolo Colombo verfiel in eine lange und schwere Krankheit, in welcher ihn oft schreckliche Phantasieen quälten und wo er viel mit dem Teufel zu thun hatte, der sich seine Seele ausbat, weil er sie ihm unter der Bedingung zugeschworen, wenn nicht Annibale des Teufels werde.

Dieser wackere Maler war in eine eigenthümliche Lage versetzt; Schreck und Angst überkamen ihn, als er so niedergeschmettert dort am Boden lag, bis er sich erholte und wahrnahm, daß der Lichtglanz, der ihn so plötzlich anflammte, nur vom Monde herrührte, welcher mittlerweile klar und groß aufgegangen war, während die Blitze im Westen allmälig verloderten, die Luft wärmer, der Himmel heiter wurde und das Thal und die Höhen in einer erhabenen und heiligen Ruhe lagen, in jener Ruhe, welche kein Hauch des Bösen, sondern nur der Geist Gottes schaffend und liebend durchwehte. In dieser magischen und doch so sanften und friedlichen Helle gewahrte nun Annibale den bösen Feind, der ihn zu Boden geworfen, zwar immer noch mit einigem Grauen, aber doch mit allmälig wiederkehrendem Muth, und sah, daß es nicht nur die Gestalt eines Maulthieres, sondern ein wirkliches Maulthier war, das sich vorhin, seine Annäherung scheuend, umgewandt und mit den Hinterhufen ausschlagend, sich so feindlich gegen ihn benommen hatte. Nun erklärte sich auch von selbst jenes schnauben, schütteln und schnobern, sowie das schreckliche thierische ya, welches das Echo der Thalabhänge und grünen Gelände um Condina geweckt hatte.

Beschämt sah Annibale, daß er sich umsonst bemüht und daß der große Lucifer nicht Lust zeige, um einer einzigen Künstlerseele Willen sich solchen Bedingungen zu unterwerfen, wie Annibale's Bescheidenheit sie gestellt hatte; muthmaßlich wußte er solche Seelen billigeren Kaufes an sich zu bringen, sogar vielleicht im Rummel, wie die Kunstgärtner sagen.

Annibale raffte sich auf, faßte das ledige Maulthier, welches kein anderes war, als jenes des Nicolo, am Zaum und fand es als eine nicht unerwünschte Sendung. Es kam ihm vor wie der Widder, der sich im Gedörn fing, als Abraham den Sohn opfern wollte; er selbst war der grausame Altvater, der die eigene Seele Preis gab, freilich um ein gutes Geschäft zu machen, und nachdem er das stark in Unordnung gekommene Sattelzeug des Thieres zurecht gerückt, schickte er sich an, dasselbe zu besteigen und nach Pinasca zuzulenken.

Wie der Mond über die östlichen Höhen hervortrat, verließ Bianca ihr heimliches Asyl. Sie triumphirte im Herzen; die Heiligen hatten ihr Gebet erhört und den gottlosen Nicolo gestürzt, mindestens hatte sie das geschlossen, als sie vor kurzem das Maulthier unstäten Schrittes und ohne Reiter an dem Hause vorbeitraben sah, darin sie ein Obdach gesucht. Das Thier war umgewandt und irrte unstät umher.

Nicht unerfreut hörte sie, schon auf dem Wege, das Maulthier laut schreien, und verdoppelte ihre Schritte, dasselbe zu finden, wo möglich zu fangen und darauf nach Hause zu reiten. Sie sah es unter der Baumgruppe, eilte darauf zu, blieb aber vor Schrecken wie an den Boden gewurzelt, als sie neben dem Thiere unverhofft einen starken Mann gewahrte. Wie freudig schlug ihr aber das Herz, als sie, da Annibale jetzt mit dem Thier unter den Platanen hervor

und an das volle Mondlicht trat, dieſen trotz ſeiner Verkleidung und ſeines leidenden, durch die Kerkerluft erzeugten Ausſehens erkannte. Keck trat ſie ihm nahe, bot mit verſtellter Stimme guten Abend und rief gleich hinterdrein ein barſches: „Wohin mit meinem Maulthier?“

„Maledetto!“ brummte Annibale durch die Zähne, als er die Hoffnung ſchwinden ſah, einen Ritt zu machen, der ungleich bequemer war als ein Fußmarſch. Er maß den Knaben nicht mit allzufreundlichen Blicken, und die alte Händelluſt ward ſchon in ihm rege, aber ein Grauen erfaßte ihn, und er glaubte, Lucifer verſuche ihn dennoch, als der Knabe ſprach, kundig wie ein Seher, weiſe wie ein Salomo, klug wie eine Schlange: „Wohin Annibale Orata? Wohin aus dem Kerker entflohener? Wohin auf dem Maulthiere Deines Todfeindes Nicolo Colombo? Gewiß nach Pinasca zu Deiner Bianca, die Du nicht verlaſſen, ſondern mit Dir ziehen laſſen und immer treu und redlich lieben wirſt? Sie wird Dein Schutzgeiſt ſein, ſie wird für Dich wachen und beten, und noch mehr, ſie wird für Dich ſpinnen und nähen. Willſt Du das, oder haſt Du etwa anderes im Sinne?“

„Wer Du auch biſt, wunderlicher Frager! Ich will, wie Du ſagſt!“ antwortete Annibale, und da brannten Bianca's Küſſe auf ſeinem Munde, hing ſie in ſeinen Armen, an ſeinem Halſe, und ihn ſchwindelte; alles kam ihm vor wie ein wirrer Traum.

Bianca drängte nach Hauſe, er hob ſie auf das Maulthier, er leitete dieſes, Mondlicht umgoß mit Glanz die Liebenden und hellte ihren Pfad. Zufällig gelangte Bianca's Hand in eine der Satteltaſchen und fand darin Nicolo's Börſe, geſpickt mit Zechinen. Jetzt ward lebhaft erzählt, herüber und hinüber. Annibale ſah gerührt und dankbar, daß er des Mädchens Liſt und Liebe die Rettung ſeines Lebens und ſeine Freiheit verdanke. Ein Plan war raſch entworfen; Bianca beſuchte, während Annibale das Thier in Dubione zurück ließ, daß es ruhe und ſich ſättige, in des Geliebten Geleit noch einmal das Haus ihrer alten Baſe, nahm was ihr gehörte (es war nicht viel) an ſich und ſagte der Alten Lebewohl. Sie zog mit dem Mann ihrer Liebe von dannen. Nicht über la Perosa, San Martino und über die Hochgipfel des Monte Genevre nach Frankreich ward der Fluchtweg eingeſchlagen, ſondern oſtwärts zogen die Liebenden. In einem gaſtlichen Kloſter traute ſie ein Prieſter; ihr kleiner Schatz, ſparſam verwendet, reichte aus, ſie nach größeren Städten Italiens zu führen. Annibale arbeitete und malte in Aleſſandria, Cremona und Mantua, und fand endlich in Ferrara ein bleibendes Aſyl, wo er fleißig und glücklich war, denn nur in Fleiß und in Liebe, ſelbſt in ſorgenvoller, wurzelt das wahre Glück jedes Menſchen, zumal eines Künſtlers.

Es mochte ein Jahr vergangen ſein, ſeit Annibale aus dem Kerker der Inquiſition entflohen war, und wie man glaubte, längſt begraben, als dem Abbate Maſo ein Päckchen überſendet wurde, das, als er es öffnete, wiederum eine Anzahl kleiner Cartons enthielt, deren jeder ein Bildblatt einzuſchließen ſchien. Sie waren adreſſirt an Seine Eminenz den Herrn Biſchof von Pignerol, an den Herrn Nicolo Colombo, und an einige namhaft gemachte Jeſuitenpatres, nicht minder einer an Annibale's ehemaligen Wirth, den Garkoch, und ebenſo einer an den Wirth der Taberne zur durſtigen Leber, einer aber an den Abbate Maſo ſelbſt.

Neugierig öffnete dieſer und traute ſeinen Augen kaum, als ein Brief ihm in die Hand fiel, worin Annibale ſchrieb:

„Hier, edler Freund, ein kleines, wenn auch nicht nach Wunſch gelungenes Probeſtück meines Fleißes, zwei radirte Blätter, ſchöne Stücklein, was die Erfindung betrifft. Im Uebrigen bin ich mit der kalten Nadel noch nicht recht geübt. Bianca, meine Frau, grüßt Euch; gebt die Beilagen gefälligſt an ihre Adreſſen ab und gedenkt mit Liebe des

Annibale Orata.“

Datum und Ortsname fehlten im Briefe (Künſtler vergeſſen dergleichen Nebendinge leicht und gern).

Jetzt betrachtete Maso voller Erstaunen die Bilder, während der Name Bianca's Erinnerungen, nicht der angenehmsten Art, in ihm hervorrief. Fest auf eine schöne Verheißung bauend, war er am Tage nach jener Fluchtnacht zum Maulthiervermiether gegangen, den er in Verzweiflung über Nicolo's Ausbleiben fand, und in der größten Sorge um sein liebes Thierchen, doch gelang es Maso, dieses Mannes Schmerz zu beschwichtigen, indem er sich in Nicolo's Namen erbot, für allen Schaden und den etwaigen Verlust des Thieres einzustehen. Zugleich miethete er sich ein anderes Thier, gab vor, ebenfalls nach Perosa zu müssen, und verhieß, unterwegs nach Nicolo (wo dieser sich befand, wußte er wohl, keineswegs aber, wo das Saumroß weilte, von dem auch nie wieder etwas gehört noch gesehen wurde) und dem Thierlein Nachfrage zu halten. Es war ihm, Gewitter und Sturz abgerechnet, wenig besser als Nicolo ergangen, und unverrichteter Sache, sowie höchst ärgerlich war er heimgekehrt, doch hatte er allgemach diesen ganzen Handel vergessen.

Jetzt betrachtete er Orata's Radirungen; es waren zwei acht Zoll hohe, sechs Zoll breite Blätter, und zwar zusammenhängende Gegenstücke. Annibale hatte seine früher ausgesprochene Idee ausgeführt und sie durch den Grabstichel verewigt. Man erblickte eine Küche mit loderndem Feuer, daran am Spieß ein großes Ferkel briet, über welchem siedende Kessel hingen. Im Rauchfang zeigten sich Schlackwürste und Schinken, und um einen mit Speisen überladenen Tisch saß eine Gruppe äußerst fetter Männer, welche die Physiognomieen des Bischofs und seiner hohen Geistlichkeit trugen. Vor dem Tisch saß eine unförmlich dicke Pfaffenköchin, Wein zechend und zugleich ein Kind an ihrem strotzenden Busen stillend, während zwei halbwüchsige Jungen eine am Boden stehende Bratpfanne auslecken. Ein übermäßig gemästeter Dachshund fraß eine am Boden liegende Talgkerze. Im Hintergrunde schnitt ein Speckwanst eine große im Schlot hängende Schlackwurst an, und ein Anderer warf einen Kilbepfeifer von höchst magerem und erbärmlichem Aussehen zur Thüre hinaus, indem er ihm noch als letzte Letze einen tüchtigen Fußtritt versetzte. So bot das ganze Blatt ein Gemälde wüster Schlemmerei und sittenloser Zucht dar, und in der Aehnlichkeit mit bekannten Personen trug es in sich selbst einen schrecklichen Commentar. Außerdem stand auch noch eine Stanze darunter, deren Sinn in freier Uebertragung ungefähr dieser war:

Den Reichthum hat Gott deßhalb euch gegeben,
Durch Wohlthun euch den Himmel aufzuschließen,
Allein, wie lohnet ihm der meisten Leben?
Der Bauch ihr Gott, ihr Gottesdienst: Genießen!
Daher sie nur das Gegentheil erstreben,
Und statt des Himmels ewigen Tod erkiesen.
Denn wer den Bauch zu seinem Herrn erkoren,
Erzittert einst, als ewiglich verloren.

Maso nahm das zweite Bildblatt. Es stellte eine Gruppe armseliger abgezehrter Männer, Frauen und Kinder dar. Ueber einem kleinen Feuer hing ein einziger Kessel, an dem ein Mann in Lumpen, aber mit zufriedener Miene saß. Statt der Schinken und Würste hingen im Schornstein einige Zwiebeln und ein Hering, daneben die Sackpfeife des Mannes, der auf dem ersten Bilde aus der Thüre geworfen wird. Ein Mann klopfte auf einem Block gedörrten Stockfisch weich, und die Männer der Hauptgruppe langten allzumal mit den Händen in einen Kessel voll magerer Maccaroni. In dieser Hütte des Elends nährte doch auch noch eine dürre Hündin drei Junge. An der Thüre aber stellte sich die anziehendste und zugleich anzüglichste Gruppe dar, nämlich derselbe feiste Mann (unverkennbar der Bischof von Pignerol), welcher auf dem ersten Bilde den Kilbepfeifer mit Fußtritten aus der Küche warf, und auf diesem durch denselben abgemagerten Mann mit Gewalt in die Küche der Armuth herein gezerrt wurde, obschon er sich mächtig sträubte, während ein hageres Weib ihm einen Teller entgegen hielt, auf welchem ein Kürbis und ein Rettig lagen, diese bescheidenen Festgenüsse der niedern Klassen.

Ohnerachtet nun dieſes Blatt ſich als Seitenſtück zum erſten ſehr leicht ſelbſt erklärte, ſo war es doch ebenfalls mit einer Stanze unterſchrieben, etwa folgenden Inhaltes:

„Zu uns herein, Elender! Armer! fliehe
Dein ſchwelgeriſches Leben, Deine Sünden!
Hier iſt ein Weg zum Heil für Dich! O ſiehe
Hier kannſt Zufriedenheit und Ruh' Du finden.
Hör' auf zu ſchlemmen! Gib Dir redlich Mühe,
Durch Faſten und Kaſtein zu überwinden.
Sei fromm mit uns! dann iſt Dir Glück beſchieden!
Mit wenigem iſt die Natur zufrieden."

"Che contenta di poco è la Natura!" murmelte kopfſchüttelnd und dieſe Wahrheit ſehr bezweifelnd, Abbate Maſo die letzte Zeile beim Leſen vor ſich hin, und ſtaunte über des Malers doppelte Kühnheit, als er auf einem wie auf dem andern der Blätter las: Annibale Orata formit Mantua.

Wieder ſaßen, wie damals um das Skizzenbuch, der Biſchof und die frommen Väter Jeſu (Maſo war auch unter ihnen) um dieſe Bilder, welche von ihnen, ſowohl was Zeichnung und Stich, als Idee und Verſe betraf, unter aller Kritik befunden wurden, und zu dem ſchlechteſten gehörend, was man anſehen oder leſen konnte.

„Aber," warf Pater Antonio, heimlich von ſeinen Freunden zubenamt der Freſſer, die Frage auf: „Iſt denn dieſem gottloſen Kleckſer und verruchten Stichler damals nicht im Kerker vom Teufel der Hals umgedrehet worden, wie uns berichtet ward?"

„Faſt ſcheint es nicht ſo, Verehrungswürdigſter," antwortete Seine Eminenz der Biſchof: „vielmehr will uns bedünken, daß dieſer ewiglich verdammte Menſch ein Paktum mit dem Böſen geſchloſſen, und dieſer ſelbigem von dannen geholfen habe, damit er ihm noch mehr Seelen durch verruchte und verführeriſche Bilder gewinne. Sed vae animae suae, suo corpori!" —

"Vae, vae, vae!" blöckte die fromme Heerde, und erhob ſich, zu einem leckern Mahl zu ſchreiten. Maſo ging zuletzt aus dem Zimmer; er wandte ſich um, lachte und ſprach vor ſich hin: "O sancta simplicitas!"

Nachtgedanken.

Zwei Sonnette von Friedebert.

I.

Sink' in Vergeſſenheit, du Gram vom Tage!
Mein Haupt ſinkt matt und ſchwer ins harte Kiſſen;
Dumpf wird mein Herzſchlag, nebelhaft mein Wiſſen,
Mein Seufzen Athemzug, Geſtöhn die Klage.

Ach einen Traum, der Glück im Schooße trage,
Für Wunden Heilung, die der Tag geriſſen,
Erſatz für Freuden, die ich mußte miſſen;
Verheißung lächelnd, daß ich nicht verzage!

Vergebens! Meine Wimpern flieht der Schlummer;
Er ſcheut den Feind, den ruheloſen Kummer,
Der meiner Augen feuchte Ränder röthet.

Ach, hätten die Gedanken, die mich haſſen,
Den Glauben an die Gottheit mir gelaſſen,
Wie hätt' ich gern in ſolcher Nacht gebetet!

II.

Erſtaunt ſeh' ich empor zum Wolkenfluge,
Zur Silberbahn der ſtillen Himmelsfunken,
Seh' das Gewölk' im Nachtgeſchmeide prunken,
Voran den Mond mit freundlichem Geluge.

O du Gebild von Licht und Sinnentruge,
Wie machſt du mir die trüben Blicke trunken!
Und doch kein Gott? Wie tief bin ich geſunken!
Und doch darum bin ich der Menſch, der kluge.

O wenn kein Gott iſt, wären doch die Sterne
Ein Unding, oder meinen Augen ferne,
Auf daß ich nicht verſucht ſei, ihn zu glauben!

Und hat ein Gott in jenen Höhen droben
An ihn den Glauben in mein Herz gewoben,
Was ſchuf er den Verſtand, mir ihn zu rauben?

New York.

Amerikaniſche Seehelden.

Von Oskar Falke.

III. Oliver Perry.

Der zweite engliſch-amerikaniſche Krieg hatte gegen die Mitte des Jahres 1813 einen für die Sache der Freiheit ſehr bedenklichen Charakter angenommen. Während britiſche Armeen aus Canada in den nördlichen Staaten einbrachen, ſegelten engliſche Flotten die Geſtade des atlantiſchen Meeres entlang, ſetzten Landungstruppen aus, zerſtörten Städte und plünderten das Land. Aber nicht die Engländer allein waren die Feinde, die Amerika zu bekämpfen hatte. Es war von jeher die unmenſchliche Politik Englands geweſen, kein Mittel zu ſcheuen, um ſeine Macht zu vergrößern und ſeine Herrſchaft aufrecht zu erhalten. Auch beim erſten amerikaniſchen Krieg hatte es dieſen Grundſatz feſtgeſtellt und in Folge deſſelben die indianiſchen Horden militäriſch organiſirt, mit Waffen verſehen und ſie dann wie wilde Bluthunde auf die Amerikaner losgelaſſen. Vergeblich waren die oratoriſchen Donnerſchläge des Earl of Chatham, vergeblich der Aufſchrei des humanen Theils des engliſchen Publikums, vergeblich die Entrüſtung der civiliſirten Welt. Der Earl of Suffolk hatte mit frecher Stirne und ohne Schaamerröthen im britiſchen Parlament im Namen des Miniſteriums die Erklärung abgegeben: "We will use all the means, that God and Nature put into our hands, and we will employ the Tomahawk of the Indians against the sword of the Rebels."*

Die Humanität wandte ſich entſetzt von einer ſolchen Brutalität ab, und zaghafte Seelen glaubten in die barbariſchen Zeiten des Mittelalters zurückverſetzt zu ſein.

Die Rothhäute wurden gegen die für ihre Freiheit kämpfenden Amerikaner losgelaſſen, und der Tomahawk drang mordend in die Anſiedlungen der Weißen. Ganz dieſelbe Politik befolgten die Briten beim zweiten amerikaniſchen Kriege. Der engliſche Oberſt Proctor, eine wegen ihrer Gräuelthaten berühmte Perſönlichkeit, drang mit einigen engliſchen Regimentern und einem Schwarme von tauſend Indianern in Michigan ein, und verbrannte Dörfer, hingemetzelte Greiſe und ermordete Frauen bezeichneten die Bahn, die er zog.

Unter mannichfachen Wechſelfällen wüthete der Krieg fort, und gegen Auguſt 1813 hatte er, wie wir bereits ſagten, eine für die Amerikaner ſehr bedenkliche Wendung genommen. Die Engländer hatten viele Vortheile errungen, und die Amerikaner konnten nur dann hoffen, das Verlorene wieder gut zu machen, wenn ſie den Erieſee unter ihre Herrſchaft brächten und dadurch zu jeder Zeit ihren Truppen den Weg nach Canada öffneten. War der Feind in ſeinem eigenen Lande bedroht, ſo konnte er nicht mit Sicherheit gegen das Innere der Vereinigten Staaten operiren. Man hatte bereits auf amerikaniſcher Seite Anſtalten gemacht, eine Flotille am Erieſee zu erbauen, die ſtark genug ſei, der engliſchen Streitmacht in dieſen Gewäſſern die Stirne zu bieten. Aber die Ausführung dieſes Planes verzögerte ſich ſo lange, bis Commodore Perry den Auftrag erhielt, eine ſolche Flotte zu errichten und damit auf dem Erie den Amerikanern einen Weg nach Canada zu bahnen. Kein beſſerer Mann konnte zu dieſem ſchwierigen Werke auserwählt werden. Perry beſaß Muth, Unerſchrockenheit, Ausdauer und ein gewaltiges Organiſationstalent. Der Bau der Schiffe hatte ſchon früher begonnen, unter ſeiner Leitung wurde er raſch vollendet. Auch Matroſen wurden angeworben, und Mitte Auguſt war die Flotte ſegelfertig. Drei Briggs, eine Schaluppe und fünf kleine Schooners bildeten das ganze Geſchwader. Das Flaggenſchiff führte den Namen Lawrence; es war eine ſchöne Brigg mit vierzehn Kanonen und einer ausgewählten Mannſchaft. Perry ſelbſt commandirte dies Fahrzeug.

Die engliſche Flotte, welche unter dem Commando des Commodore Barclay ſtand, lag zu jener Zeit im Hafen von Malden; es war jedoch bekannt, daß ſie Anſtalten machte, im See zu kreuzen. An Größe der Fahrzeuge, an Anzahl der Bemannung und der Geſchütze war ſie dem amerikaniſchen Geſchwader überlegen. Während Perry's Flotte vierundfünfzig Kanonen und achthundert Mann an Bord hatte, führten die engliſchen Schiffe dreiundſechzig Kanonen und nahe an tauſend Mann in's Gefecht. Perry wußte dies, aber er wurde dadurch nicht zurückgeſchreckt; er war entſchloſſen, ſich entweder in die Tiefe des See's verſenken zu laſſen oder die Herrſchaft deſſelben den Amerikanern zu erobern. Im Anfang des Septembers lichtete er die Anker und fuhr in nordweſtlicher Richtung fort. Als er in der Nähe von Malden anlangte und dem Feinde ſichtbar war, hißte er das Kampfſignal auf und ſah zu ſeiner Freude, daß die Engländer die Herausforderung annahmen. Aber einige Tage vergingen,

* Wir wollen alle Mittel anwenden, die Gott und die Natur in unſere Hand gaben, und wir werden den Tomahawk der Indianer gegen das Schwert der Rebellen benützen.

Digitized by Google

bevor beide Flotten sich auf hohem Wasser befanden, mit dem Entschlusse, mittelst der Mündungen ihrer Kanonen sich zu unterreden. Am frühen Morgen des 10. Septembers kamen die feindlichen Geschwader einander in Sicht, und Jedermann wußte, daß eine Schlacht unvermeidlich sei. Es war beinahe Windstille, nur ein leiser Ostwind wehte, füllte jedoch kaum die Segel, die hin- und herflatternd nur langsam die Schiffe fortbewegten. Jetzt bestieg Perry ein Boot, fuhr von einem Fahrzeug zum andern, besichtigte Alles genau und gab die nöthigen Befehle. Dann fuhr er zu seinem Schiffe zurück und ließ alle Leesegel beisetzen, um ja kein Lüftchen zu verlieren. In einigen Stunden war er den übrigen Schiffen um eine bedeutende Strecke voraus und befand sich in solcher Nähe beim Feinde, daß der Kampf in ganz kurzer Zeit entbrennen mußte. Mit leuchtendem Auge blickte jetzt Perry um sich, dann gab er dem Trompeter ein Zeichen, das Horn scholl, und die ganze Mannschaft erschien auf dem Verdecke und stellte sich vor dem Anführer in militärischer Ordnung auf. Da standen sie die muthigen Seeleute mit ihren kühnen Gesichtern und nervigen Armen. Da waren Veteranen, die schon manche Seeschlacht mitgemacht, Männer, die unter Decatur und Hull gefochten und unter dem Schatten der amerikanischen Flagge auf dem atlantischen Ozean gesiegt hatten. Wohlgefällig ließ Perry sein Auge auf diesen trotzigen Gestalten ruhen, dann zog er eine Flagge aus der Tasche, stieg auf ein Geschütz und rief den Kriegern zu:

„Diese Flagge ist das Kampfsignal, sie enthält die letzten Worte des sterbenden Lawrence: "Don't give up the ship!" Soll ich sie aufhissen?"

„Ja, ja!" scholl die freudige Antwort, und hinauf flog die Flagge, entfaltete sich in der Luft und wies den andern Schiffen das Motto zur Schlacht. Als diese sahen, daß die Worte des gestorbenen Helden das Signal sein sollten, jubelten sie laut auf, und ihr Freudengeschrei scholl ahnungsdüster in die Ohren der Engländer. Perry war vom Geschütz gesprungen und warf einen Blick auf den nahenden Feind; dann rief er: "All ready boys?"

"All ready your honor!" war die flinke Antwort, und auf das Commandowort eilte jeder Mann an seinen Posten. Kaum verfloß eine Minute, so schlug am britischen Schiff Detroit eine Rauchwolke empor, und die Geschütze des Feindes begannen zu arbeiten. Der Wind war gänzlich erstorben. Ein und eine halbe Stunde mußte Perry das Feuer von drei feindlichen Schiffen aushalten, ohne es erwiedern zu können, denn seine Kanonen reichten nicht so weit, wie die der Engländer. Endlich kam auch der Lawrence in Schußweite, und jetzt donnerten seine Geschützlagen unermüdlich und unaufhörlich. Perry war kaltblütig und besonnen und arbeitete bei den Geschützen mit wie ein gemeiner Matrose. Nur wenn es nöthig war, sprang er auf's Quarterdeck und dann überscholl seine Stimme das Getöse des Kampfes. Aber noch immer waren seine übrigen Schiffe zurück, und noch immer mußte er ganz allein den harten Strauß mit dem concentrirten Feinde bestehen. Als endlich ein erwachender Luftzug auch die Andern in den Kampf führte, war der Lawrence ein totales unlenkbares Wrack; seine Maste waren niedergeschossen, sein Steuer zerbrochen, seine Segel zerfetzt, seine Planken durchlöchert. Die Zerstörung war gräßlich. Von der hundert und zehn Mann starken Besatzung lagen achtundneunzig todt oder verwundet auf dem blutgerötheten Verdecke. Alle Officiere waren kampfunfähig, nur Perry stand inmitten all' dieser Verwüstung und gab dem Ueberreste seiner Mannschaft nach wie vor seine Befehle. Aber die Kanonen waren entweder zersprungen oder demontirt, und unbeschäftigt stand Perry am Verdeck und blickte rund um. Rauch umgab ihn; plötzlich sah er durch den Pulverdampf Segel, und gleich darauf erblickte er seine Brigg Niagara, die augenscheinlich nicht stark beschädigt war und sich eben aus dem Kampf entfernen wollte. Ein Freudenstrahl überzuckte das Gesicht des Seemannes, und rasch war sein Entschluß gefaßt. Er ließ das Kampfsignal herabholen, wickelte es um seine Faust, setzte das Boot aus und sprang mit fünf seiner Leute hinein. Der Feind sah, wie Perry im Boote zur Niagara fahren wollte, und seine Kugeln umzischten den Seehelden, der glücklich das Schiff erreichte. In einem Augenblicke hatte er es untersucht und ziemlich unbeschädigt gefunden; rasch das Steuerruder ergreifend hatte er das Bugspriet dem Feinde zugekehrt. Zugleich ließ er das Kampfsignal und das Zeichen zum unmittelbaren und geschlossenen Angriff emporhissen und fuhr mitten hinein in das feindliche Geschwader. Ohne das Feuer zu erwiedern, wartete er, bis er in ganz geringer Entfernung zur Rechten das feindliche Schiff Lady Pembroke und zur Linken das Flaggenschiff Barclay's Queen Charlotte hatte. Aber jetzt donnerten beide Breitseiten zu gleicher Zeit und schleuderten einen Kugelregen auf den Feind, der diesen furchtbaren Ansturm nicht ertragen konnte, das Verdeck verließ und bestürzt in den Raum hinablief. Auch die andern amerikanischen Schiffe nahmen jetzt am Kampfe Theil und bald war der Sieg entschieden. Zuerst hatte die Lady Pembroke die Flagge gestrichen und zum Zeichen der Ergebung ein weißes Tuch emporgehißt. Nach und nach verstummten die britischen Kanonen

Digitized by Google

gänzlich und als auch Perry das Feuer einſtellen ließ und der Rauch ſich verzog, erblickte man die ganze engliſche Flotte mit geſtrichener Flagge.

Die Amerikaner hatten einen glorreichen Sieg erfochten und einen überlegenen Feind vernichtet. Am Ufer hatte ſich während des Kampfes eine zahlloſe Menſchenmaſſe verſammelt und als am Schluſſe des Gefechtes das engliſche Kreuz verſchwunden war und die amerikaniſchen Sterne im Triumphe wehten, ſtieg aus dem Munde des Volkes ein Jubelruf zum Himmel empor, der ſich mit dem Hurrah der ſiegenden Soldaten vermiſchte. Perry ſandte ſogleich einen Courier an General Harriſon mit der lakoniſchen Botſchaft: We have met the enemy and they are ours. Three ships, two Briggs and one sloop *).

*) Wir ſind mit dem Feinde zuſammengeſtoßen und er iſt unſer. Drei Schiffe, zwei Briggs und eine Schaluppe.

Der Ramaſan in Conſtantinopel.

Die Türken befinden ſich jetzt mitten in der Faſtenzeit, im Monat Ramaſan (nicht Ramadan), wo das Geſetz verbietet, von Sonnenaufgang an bis zum Niedergang weder den Tſchibuck, noch einen Trunk Waſſer, noch endlich einen Biſſen Speiſe an die Lippen zu bringen, indeß die Abende und Nächte in Saus und Braus verlebt werden. Aehnlich wie die katholiſchen Faſten mit dem Oſterfeſt, ſchließen die türkiſchen mit dem Bairam, einer Feier, die mehre Tage ausfüllt. Da das türkiſche Jahr nicht die Dauer des aſtronomiſchen hat, im Gegentheil um ein Bedeutendes kürzer iſt, ſo weicht Ramaſan und Bairam mit jedem neuen Jahre immer weiter zurück. Während erſterer vor fünf Jahren im Juli begann, nimmt er gegenwärtig im Mai ſeinen Anfang. In den dreißiger Jahren fiel der Bairam in den Dezember.

Ramaſam und Bairam ſind die Zeit, wo nach Ausſage der Türken Konſtantinopel ſich in ſeinem Schmucke zeigt. Mit Einbruch der Nacht flammen tauſend Lampen in vielfachen Reihen von den hundert und aberhundert Minarets, die hoch über die Kuppeln der Moſcheen hinausragen; auch die beiden mächtigſten Thürme der Hauptſtadt, der Gangin-Kulle (Seriaskerthurm) und der Spitzthurm von Galata ſind erleuchtet und die Lampen von Skutari in Aſien grüßen hellflammend die Miriaden Lichter, welche über den ſieben Hügeln Stambuls und auf den Höhen von Pera flammen. Wandeln Sie in dieſen Stunden durch die engen Straßen der Türkenviertel, ſo tönen, wohin Sie ſich auch wenden mögen, unabläſſig Geſang und Pauken- und Cymbelklang in Ihren Ohren. Aber welch eine Muſik! Die türkiſchen Concerte bewegen ſich frei und an keine Regel gebunden in der Welt der Töne, oder beſſer zu ſagen, in einem Chaos ſchreiender Diſſonanzen. In Bezug auf den Geſang weiß ich nicht, ob es wirkliche Lieder, mit einem gedankenausdrückenden Text, oder eben nur eine Folge von Lauten ſind, welche hervorgeſtoßen werden. Eintönig ſind ſie unter allen Umſtänden, denn von jedweder Seite höre ich nur das eintönige: Akscham! — — Akscham! — (am Abend — am Abend!!) oder Amann, — Amann!! (Vorſicht! — Vorſicht!!)

Der Türke iſt, wie allbekannt, ſehr gaſtfrei, aber niemals bewirthet er lieber und ſplendider wie im Ramaſan. Wer eine Einladung empfängt, muß indeß pünktlich ſein, und genau die Stunde halten, denn in den Faſten harrt kein Osman Abends gern auf ſeine Mahlzeit. Punkt 12 Uhr (mit Sonnenuntergang) nach türkiſcher Stundenrechnung erſcheint der kleine Schemel im Zimmer, von einem Diener getragen, und wird in die gemüthlichſte Ecke des längs den Wänden hinlaufenden Divans geſchoben. Der Tſchibuckſchi wirft ein buntſeidenes Laken darüber, und erſcheint alsbald mit einem großen Präſentirteller, dem ſogenannten türkiſchen Tiſch. Derſelbe iſt zumeiſt mit einem rothen Schleier verhangen, und läßt die Delicateſſen nur vermuthen, die darunter verborgen ſind. Haben Sie bei rechtgläubigen und den Vorſchriften des Koran ſtreng nachlebenden Türken eingeſprochen, ſo finden Sie darunter nur Gläſer mit Limonade, Orgade, Fruchteis, Zuckerwerk und andere kleinere Näſchereien; kehrten Sie indeß bei „modernen Leuten“ ein, ſo dürfen Sie darauf rechnen, vor allen Dingen Grog, Punſch und Raki (ſtarken Liqueur) zu finden. Sie nennen das à la franka leben. Dieſer erſte aufmunternde, Laune und Appetit erregende Gang macht die Einleitung der eigentlichen Mahlzeit aus. Nachdem noch einige Züge aus dem langrohrigen Tſchibuck gethan worden, räumen dienſtfertige Pfeifenträger jene ſammt Unterſätzen hinweg, und es erſcheint ein oder mehre Diener mit einem Waſchbecken, dem Ibrik (den Waſſertüchern und geſtickten goldflimmernden Handtüchern). Das Waſchen der Hände geſchieht ſtets mit warmem Waſſer und indem der Aufwartende ſich auf ein Knie niederläßt, das Becken aber auf das andere Knie ſtützt. Eine Suppe, die verdeckt aufgetragen wird, eröffnet ſodann die eigentliche Mahlzeit. Hatte der Wirth Sie eingeladen und gehört er zu den moderniſirten Türken, ſo wird er nicht unterlaſſen haben, Teller aufzuſtellen und für jeden Gaſt ſilberne Meſſer

und Gabel, desgleichen ſchwere Löffel bereit legen zu laſſen. Kommen Sie jedoch von ungefähr, ſo finden Sie lediglich die hölzernen, gebrauchten, im beſten Falle ſchwarz lackirten und mit ſilbernen Knöpfen beſchlagenen Löffel, mit denen man hier Suppe, Pillau und die weicheren Gemüſe ißt. Alle anderen und im beſondern die Fleiſchſpeiſen werden mit den Fingern tranchirt und zum Munde geführt. Man bedient ſich dazu ſtets nur der rechten Hand, und es würde im ganzen Orient ein arger Verſtoß ſein, jemals die linke dazu zu verwenden, wie es denn auch als Beleidigung gilt, mit letzterer zu grüßen. Fordern Sie während der Mahlzeit Waſſer zum Trinken, ſo unterläßt Ihr höflicher Wirth, ſobald Sie den Becher wieder abgeſetzt haben, ſicherlich nicht, Ihnen mit einer Handbewegung zur Stirn hinauf ein: Wohl bekomm es Ihnen! zuzurufen. Sie danken, indem Sie dieſelbe Geſticulation nachahmen.

Mittelpunkt und Glanzſtelle des Mahles iſt ſtets der Braten. Im diesjährigen Ramaſan iſt darauf zu wetten, daß es in neun Fällen unter zehn ein Lamm ſein wird, welches dann ganz, mit Schwanz und Kopf und den vier Füßen auf der runden, blechernen, mit hohem Rande verſehenen Schüſſel erſcheint. Stets langt der Wirth zuerſt zu, wenn nicht etwa ſein Gaſt einen militäriſch höheren Rang einnimmt. Er thut dies auch aus Höflichkeit, um mit einem kecken und nicht eben appetitlichen Griff den Bauch des Lammes aufzureißen und mit eingeſtecktem Löffel dem Gaſt den Zugang zu der Füllung aus Reis und Roſinen nachzuweiſen, welches nunmehr den ganzen Raum eingenommen hat, den vordem die Eingeweide beanſpruchten. Nach dem Braten erſcheint das unvermeidliche Gericht Dolma (zu deutſch: Gefülltes), beſtehend aus einer Reis-, Zwiebel- und Fleiſchkompoſition, die von Weinblättern eingehüllt und in Citronenſaft gelegt iſt; ſodann Kaback, eine Gurkengattung von feinem Geſchmack. Auch dieſe Frucht iſt ausgehöhlt, und mit Reis oder Fleiſch gefüllt. Endlich ſchließt die Mahlzeit eine Schüſſel von unermeßlichem Umfang, deren Erſcheinen die Tafelrunde erweitert, indem ſie größer iſt, als der vorher enggeſchloſſene Kreis. Es iſt Kadrif, eine Torte aus Nudeln feinſter Qualität, Eiern und Zucker. Der Pillau, der letztlich nicht ausbleibt und in dieſer Jahreszeit mit Gohrt oder ſaurer Milch gegeſſen wird, iſt im Ramaſan wenig beliebt, und geht bisweilen ganz unberührt wieder hinweg. Iſt der Tag heiß geweſen, ſo wird ſchließlich noch eine große kriſtallene Schale mit Scherbet aufgetragen, in welchem Stücke Eis ſchwimmen. Man genießt ihn wie Suppe, mit dem Löffel.

Nach dem Mahle erſcheinen die Waſchbecken und ſodann ohne Verzug die Tſchibucks. Alles hockt aufs neue längs der Divanlehnen, während die Diener harrend an der geöffneten Zimmerthür ſtehen und die Ohren ſpitzen, um den Befehlen des Herrn oder ſeiner Gäſte, dem Ruf: Su gatior (bringe Waſſer) oder Atasch! (Kohle für den Tſchibuck!), ſofortz nachzukommen. Dafür iſt ihnen beim Weggeben der Gäſte ein Backſchiſch (Trinkgeld) aus der Hand eines jeden gewiß. Der Aufwand, der in dieſer Hinſicht gemacht wird, iſt nicht gering; man gibt ſelten unter zwanzig Piaſter (über einen Thaler) und oft an zwei Perſonen. Dafür geht auf den Wink des Hausherrn ein Diener freilich gern mit der zierlichen Papierlaterne neben uns her, wenn wir uns verabſchiedet haben und durch die nur ſtellenweis von den Minarets erleuchteten oder vielmehr angeleuchteten Straßen nach Hauſe eilen. (Grzbn.)

Der Kryſtallpalaſt in Sydenham bei London.

Von Lothar Bucher.

I.

Vor zehn Jahren ſteuerte ein Reiſender ſein Boot durch die überſchwemmten Niederungen, die ſich längs des Amazonenſtromes hinziehen, bald meilenlange Seen bilden, bald zwiſchen Inſeln und Rohrdickichten nur ſchmale, mäandriſch verſchlungene Waſſerſtraßen zeigen. Wunderſame Baumgeſtalten tauchen ihre Zweige in das Waſſer, Palmen beſchauen von hoch herab ihre Federkrone in dem Spiegel, umgeworfene Stämme, mit Orchideen bedeckt, ſperren die Fahrt und Lianen ſpannen ihre grünen Netze hinüber und herüber. Er aber bricht ſich rüſtig Bahn mit Ruder und Beil, als hätte er eine Ahnung von dem Geheimniß. In einem abgelegenen Waſſerbecken, rings von Urwald umſchirmt, ſchwimmt eine Blume auf der lauen Fluth, träumend in der Stille des tropiſchen Mittags. Er hat ſolche Blumen in ſeiner nordiſchen Heimath geſehen; nur daß dieſe viel hundertmal größer. Das handgroße, flach auf dem Waſſer ſchwimmende Blatt, hier kann es einen Mann tragen; die Ranke, die es hält, hier iſt ſie wie ein Ankertau, mit eiſernen Stacheln beſetzt, zur Abwehr des näſchigen Kuhfiſches; und die dürſtige, weiße Blüthe, hier thront ſie ſtolz wie ein hochbordiges Schiff und erfüllt die Luft mit betäubendem Wohlgeruch.

Der Reiſende bricht ein reifes Samenkorn ab

und bringt es nach England. Paxton baut in dem Garten des Herzogs von Devonshire ein Stückchen tropisches Klima von Glas und Eisen. Aus dem Kern wird wieder eine Victoria regia. Aus dem Dach ihres Hauses wird die Industriehalle in Hydepark, aus der Industriehalle ein Glastempel der Wissenschaft auf den Hügeln von Sydenham — Krystallpalast, wie „Punch" ihn nun einmal getauft hat, obgleich wenig Stoffe so unkrystallinisch sind wie Eisen und Glas.

Wollen wir diesen leichtbewölkten Morgen darin verträumen? Der Himmel hat einen Ueberzug von ungebleichtem Calico mit gelegentlichen Löchern, die eine wechselnde Beleuchtung geben. Ich mache einen leidlichen Cicerone, denn ich habe seit einem Jahre das Werk entstehen sehen.

Um einiges System in unsere Wanderung zu bringen, müssen wir zunächst das Gebäude verlassen, an den Wasserwerken vorüber, die Versailles verdunkeln, in die entfernteste Ecke des Gartens hinabsteigen, zu den „geologischen Inseln." In und an einem See, der durch einen künstlich regulirten Abfluß und Zufluß alle Erscheinungen der Ebbe und Fluth darstellt, sind Durchschnitte der drei geologischen Formationen aufgebaut und mit Proben ihrer ausgestorbenen Bewohner bevölkert. Aus der ersten haben wir den Eisenstein, aus dem wir heute das Dampfroß bauen, und die Kohle, von der es sich nährt, den rothen Sandstein, das Produkt zermahlener Felsen, den Granit, den geronnenen Felsenbrei, die Kruste des im Innern der Erde glühenden Teiges, hier und da in himmelhohen Zacken durch die spätern Schichten gebrochen, den Kalk, das große Beinhaus mikroskopischer Geschöpfe, von deren einer Gattung 40,000 Millionen, vierzigmal die Zahl der menschlichen Bevölkerung der ganzen Erde, auf einen Kubikzoll gehen, und deren noch lebende Nachkommen gelegentlich ein Haus in der Karlsstraße in Berlin wegschleppen. Die zweite Periode, Kreide mit den versteinerten Schwämmen, die wir Feuerstein nennen, und die das Hauptmaterial zu dem Glase des Gebäudes geliefert haben, der Oolit aus der Gegend von Oxford, der Lias aus Yorkshire, der neue rothe Sandstein — liefern eine angenehme Gesellschaft von Einwohnern, quite a happy family, von Portland Cement in natürlicher Größe dargestellt. Mit dem Iguanodon, in dessen Gerippe am Sylvesterabend vorigen Jahres zwölf Personen dinirten, kann man sich noch am ehesten befreunden. Seine Zähne beweisen, daß er zu der Struve'schen Schule gehört, ein Nichtsalsgemüseesser ist. Aber dem Pterodaktylus wird jeder drei Schritt vom Leibe bleiben, den nicht etwa ein heraldisches Interesse anzieht. Dieses Geschöpf mit zwei lederartigen Flügeln, die zusammengeklappt und als Vorderfüße gebraucht werden konnten, mit den enormen Hinterklauen, auf denen es aufrecht wie ein Vogel stehen konnte, während es die Flügel ausbreitete, mit dem langen Halse und dem furchtbaren gezähnten Schnabel ist unverkennbar eine Person mit dem Drachen, den St. Georg erlegt, und dem Greif im pommerschen Wappen. Offenbar hatte das eine oder andere Exemplar die spätern Erdrevolutionen überlebt, sich unter den neuen Ankömmlingen, den Menschen, sehr unangenehm gemacht und einem glücklichen Jäger eine Spolie und ein Wappenbild geliefert. Wir haben einen beglaubigten Fall der Art aus der neuesten Zeit. Aus Neuseeland wurde vor einiger Zeit ein fossiler Knochen eingeschickt. Owen erklärte ihn für den Knochen eines Vogels von riesigen Dimensionen, aber ohne Flügel. Der Vogel ohne Flügel mußte viel herhalten. Owens Analyse kam aber nach Neuseeland; man suchte an der Stelle nach, wo der Knochen gefunden war, stieß auf eine ganze Masse anderer, auch auf versteinerte Stücke Eierschale, und sammelte überdies Zeugnisse noch lebender Eingebornen, daß ihre Großväter ihnen von der Erlegung des letzten ungeflügelten Riesenvogels als von ihrer eigenen That erzählt hätten. Das Zeugniß mag zweifelhaft sein, da wilde Völker die ganze Tradition sich oder der unmittelbar vorhergehenden Generation zuzuschreiben pflegen. Factum aber ist, daß Owen aus den Knochen das ganze Gerippe zusammengesetzt hat. Das Modell dieses Thieres, Diornis getauft, ist noch nicht fertig. Wenn wir mehr Zeit hätten, könnten wir uns hier nach dem Ichthyosaurus umsehen, der Fischeidechse mit der Schnauze eines Meerschweins, dem Gebiß eines Krokodils, dem Kopf einer Eidechse, den Rückenwirbeln eines Fisches, und den Flossen eines Wallfisches, dem Schwanz einer Schlange und der Schraube eines Dampfboots — denn genau die Gestalt und Wirkung hat die gespaltene Schwanzflosse. Oder nach dem Plesiosaurus mit dem Leibe einer Schildkröte und dem Hals des Schwanen. Oder endlich nach dem Riesenfrosch Cheirotherium, der geruht hat seine Fußtapfen und seinen Schädel in dem rothen Sandstein zurückzulassen, der ältesten Formation — also jedenfalls die stiftsfähigste Person in der ganzen Gesellschaft.

Einige Schritte bringen uns um einen Tag weiter, von dem die gebildeten Theologen jetzt zugeben, daß er wohl ein Millionchen Jahre gedauert haben möge; wir sind bei den tertiären Formationen, bewohnt von dem irischen Elen, dem Megatherium, das die Gewohnheit gehabt haben soll, sich auf seine beiden Hinterfüße und den Schwanz wie auf einen Dreifuß zu setzen, aber nicht Orakelsprüche von sich zu geben, sondern die Bäume auf Promenaden und Landstraßen abzubrechen und wie eine Traube Johannisbeeren durch den Mund zu ziehen, und

anderen polizeiwidrigen Geschöpfen. Die oberste Lage dieser tertiären Periode ist der Schauplatz der menschlichen Geschichte. Sie bringt das nährende Gras, sie trinkt das Blut der Schlachten, sie nährt den Kreislauf des Lebens, von dem die Alten in der Seelenwanderung eine dunkle Ahnung ausdrückten. Wir wissen nicht, wie lange schon auf ihr Geschichte gespielt wird. Als man aber kürzlich im Mississippidelta eine Ausgrabung machte, stieß man auf zehn über einander gelagerte Schichten von Cypressenstümpfen. Das Wachsthum und der Verfall dieser zehn Generationen ist auf 50,000 Jahre berechnet. In einer der untern Schichten fand man zwischen den Wurzeln zweierlei Töpferwaare, einen Topf und einen Kopf, eine Urne und einen Schädel. — Seit dem Wiener Frieden spielt die Geschichte nicht mehr auf dieser Schicht, sondern auf den Teppichen in St. Petersburg und Downingstreet.

Allen baulichen Anordnungen und dem Rathschlag aller Handbücher zum Trotz beginnen wir unsere Wanderung durch das Gebäude mit der naturhistorischen und ethnographischen Sammlung am Ende des südlichen Schiffes. Man kennt bis jetzt einige tausend Mineralien, 70-80,000 Pflanzen, 2000 Mollusken, 60,000 Insekten, 6000 Fische, 500 Schlangen, 1000 Amphibien, 5000 Vögel, 1500 Säugethiere. Wir finden nicht die ganze Gesellschaft beisammen, die zwischen dem Pflanzenthier stehen, das am Grunde des Meeres sich anbaut und selbst mit Auswanderungsconsens sich nicht entfernen kann, und den Säugethieren, Ordnung: Zweihänder, Genus: homo. Aber wir finden eine hübsche Repräsentantenversammlung, nicht ständisch gegliedert, sondern wissenschaftlich gruppirt. Es ist immer das zusammengestellt, was sich gegenseitig ißt. Das Bassin in der Mitte stellt den atlantischen Ocean vor, links die alte Welt, rechts die neue. Am Nordpol machen wir die Bekanntschaft einer Gruppe von Lappländern, umgeben von ihrem Umgange: Bären, Wölfen, Eichhörnchen, Ottern und Schneehasen, der politischen Gegenpartei zu den Sandhasen. Die menschlichen Figuren sind anatomisch genau, namentlich rücksichtlich des Schädels, aus einer Thonmasse geformt, in die Landestracht gekleidet und von ihren Geräthschaften umgeben. Damit ist etwas nacheholt, was in Hydepark ganz fehlte. Ihre Nachbarn gegen Morgen sind chinesische Tartaren in Gesellschaft des langhaarigen Ochsen oder Yac, der in China und Thibet als Pferd, Esel, Kuh und Schaf dient, dessen Schwanz in Indien als Fliegenwedel, in der Türkei als Roßschweif dient, und von dem Buffon sagt, er sei mehr werth als alles Gold der neuen Welt. Der Vater des Grafen Derby hat einen verunglückten Versuch gemacht, ihn zu akklimatisiren.

Von den Graswüsten der Tartarei, die wir uns denken müssen, gelangen wir leichter als die beiden Missionäre Huc und Gabbet, deren Buch man ja lesen sollte, unter das üppige Laub der Banane und des Mango in natura. Zwischen treibenden Baumwollenpflanzen lagert eine Gruppe von Hindus, unbekümmert um die Leoparden, Tiger und Löwen, und entweder mit süßem Nichtsthun beschäftigt, das in des Wortes verwegenster Bedeutung nur am Ganges zu Hause sein soll, nächst der Bai von Baicos, oder Hegel'sche Philosophie treibend, ohne es zu wissen, was ein sehr gefährlicher Zustand ist. Ein gewisser Ausdruck des Vertrauens in den Gesichtern könnte den Verdacht erregen, daß sie Constitutionelle im weitesten Sinne wären, wenn sie doch nicht zu geistreich aussähen. Glückliches Land, wo ein Schriftgelehrter von zwei Pencen die Woche lebt! Wenn die Kaiser von Rußland, Chiva und Bokhara mit der ostindischen Compagnie handgemein werden, melde ich mich zum Correspondenten für den Kriegsschauplatz.

Nachdem wir flüchtig einen chocoladefarbenen Malaien genossen, Australier, Erdmännchen, Zulukaffern, die ja wohl die Civilisation Berlins von allen Seiten kennen gelernt, und verschiedene Negergruppen besucht, das teutonische Leben sehr einseitig in den zwei schönen Gruppen, der Hirschhetze und Eberjagd, die auf der Ausstellung waren, betrachtet haben, müssen wir uns einschiffen, um in Central-Amerika zu landen und eine alte Feuilletonbekanntschaft zu finden, die Aztekenkinder.

Von ihnen gelangen wir durch eine lange Reihe sonderbarer Gestalten wieder zum Nordpol, zu einem Eskimo mit seinem fleischfressenden Hunde. Man sieht, diese Abtheilung gibt erst einen schwachen Umriß dessen, was sie sein könnte und gewiß einmal werden wird. So ist namentlich von der Speisekarte der verschiedenen Völker erst einiges Rohmaterial da, und ich weiß nicht, wie man die augenfälligen Schwierigkeiten überwinden will. Der eßbare Thon, den die Neger am Senegal und die Eskimos am Kupferminenfluß als dicke Grütze genießen, ließe sich schon aufstellen, aber wie der Plumpudding des orthodoxen Engländers und das Sauerkraut, das wir Deutsche nach der Vorstellung des orthodoxen Engländers täglich zum Frühstück, Mittag und Abend genießen? Und doch beruht die ganze Gehirnsecretion, also die ganze Weltgeschichte auf dem Küchenzettel. Daß dieser fischfressende Eskimo in seinem Leben kein Plato, Petrarca oder Kopernikus werden wird, sieht jede Köchin ein. Die Ethnographie ist noch in ihrer Kindheit und wird in England nicht vorwärts kommen, weil der Erzbischof von Canterbury und die fünfzigerlei Pastoren, die England hat, durchaus behaupten, daß alle Menschen von einem Paar abstammen.

Digitized by Google

Das nördliche Querschiff füllt eine Doppelreihe von 24 Sphinxen und eben so viel Palmen, an deren Ende das Grab von Abu-Simbul dargestellt ist. Zwei Figuren, sitzend 72 Fuß hoch, dort aus dem lebendigen Felsen gemeißelt, hier aus Gyps nachgebildet, halten Wache über dem Grabe des Königs. Das Schiff, so groß seine Dimensionen, ist immer noch zu klein für die Riesen, die in ihrer Heimath meilenweit über die Ebene Nubiens leuchten. Doch ist der Eindruck viel besser, als von den ägyptischen Kolossen, die man in festländischen Museen in kleine gemauerte Kasten einsperrt. Auch die Blutwurstfarbe, mit der sie angestrichen, mag sich an den Originalien anders ausnehmen.

Eine Doppelreihe von acht schlafenden Löwen führt zu dem ägyptischen Hofe. Was kann man in wenigen Zeilen sagen über die Wiege der Cultur, vielleicht bald der Zankapfel eines Weltkrieges? Da sind die Könige mit dem Krummstabe und der Tiara, die Rom ihnen entlehnt, die Schlange, in der jüdischen Mythologie zum Symbol des bösen Princips gestempelt, Sesostris, „der König des gehorchenden Volkes, weil der Wächter der Wahrheit und des Rechtes," Isis, die Stammmutter aller weiblichen Gottheiten bis auf diese Stunde; da ist der Apis und der Schmuck der Cleopatra. Da ist ein Facsimile des Steins von Rosette, der den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen lieferte, ein Eckstein zu dem neuen Bau.

In dem schmalen Gange, der diesen Hof von dem griechischen trennt, begrüßen sich nachbarlich die ernsten Gestalten ägyptischer Könige—die Hände über die Brust gekreuzt, was den Kreuzfahrern gefiel und mit ihnen nach Europa kam — vergöttlicht durch unmenschliche, häßliche Zuthaten, mit den Idealen menschlicher Schönheit, den heitern Göttern Griechenlands. Der Hof ist im Styl des Perikles. Kleinere Nebenhallen zeigen die verschiedenen griechischen Säulenordnungen. Welch' ein Stammbuch von Namen geben die Bildsäulen, denen man es ansieht, wie wohl sie sich hier in Raum, Licht und Luft befinden! In enge farblose Steinkammern zusammengepfercht, habe ich die Statuen nie verstanden. Im Thorwaldsen'schen Museum fingen sie mir zuerst an, lebendig zu werden, in dem Reflex der brennenden Farben, die wir in dem gemäßigten Himmelsstriche gar nicht kennen, die dem Sonnenuntergang im tiefen Süden oder im hohen Norden abgesehen sind. Ein kleiner Bachus von Alabaster vor einer purpurfarbenen Wand fing zuerst an zu reden oder zu stammeln, denn er war voll süßen Weins. Aber der König von Dänemark konnte ihnen nur ein kleines Stückchen südlichen Himmel bauen. Hier haben sie Raum ringsum und über sich und Licht von allen Seiten. Andere Museen, die ich kenne, erscheinen mir wie Herbarien neben einem Garten. Der erste, dem wir begegnen, ist Aristides, umgeben von Homer, Aeschylus, Euripides. Zwischen Demosthenes und Posidonius durchgehend, haben wir den sterbenden und borghesischen Fechter Achilles und Silen mit Bachus. Eine andere Gruppe bilden die Ringer, umgeben von einer ganzen Gesellschaft zechender Naturphilosophen oder naturphilosophirender Zecher, ein Collegium von Faunen unter dem Vorsitz des Pater Silenus. Euern Segen, guter Pater! Schade, daß ich im Schiffbruch meinen Ovid eingebüßt. Er könnte uns bei den Damen introduciren: Juno, Ariadne, Venus, Proserpina mit dem gemeinschaftlichen Pagen Adonis, der so unvorsichtig war, auf die Schweinsjagd zu gehen, ehe dem Eber die Zähne ausgebrochen, und Minerva, der wir doch ja wieder Tempel bauen und Opfer bringen sollten, damit sie uns von der Religion derjenigen errette, die nichts verlangen, als alle Tage einen vollen Trog und eine frische Streu. Wie sie den Donnerkeil schleudern würde, wenn sie ihren Webstuhl in den Händen von Messieurs Cobden und Comp. erblickte! Seit sie dem Kopfe ihres Vaters entsprungen und sein Gehirn mitgenommen, saß der alte Herr auf dem Altentheil, war Jupiter a. D. Dann kommt der Laokoon; Lessings Büste ist in einem andern Theil des Gebäudes nicht vergessen. Ein Modell des Parthenon mit viel Blau, wie der Deckel des Buches, das die heutige Geschichte der heutigen Athener beschreibt. Pisistratus, Periander, Hippokrates, Perikles mit dem zwiebel- oder birnenförmigen Haupt, neben ihm Aspasia, Antisthenes, Plato, Isokrates, Miltiades, Alcibiades, mit dem Schmeichler den edlen Lord, den Staatssecretär für das Innere, verglichen haben — glückliche Reise zu dem Könige der Barbaren — Diogenes von Sinope, Epikur, Alexander der Große und Zeno. Weshalb hat man den Pyrrho übergangen? Seine Lehre schmeckt wohl nicht, „auch bei dem größten Schein von Wahrheit sein Urtheil zurückzuhalten?" Dann wieder Damengesellschaft, die Grazien und Musen, Flora und eine Venus Urania; endlich die weinende Niobe.

(National-Ztg.)

Politiſche Charakteriſtik des Neugriechenthums.

Von Fallmerayer. *

Man ſcheut ſich noch, einzugeſtehen, wird aber durch die Nothwendigkeit bald dazu gezwungen werden, daß in Hellas, wie es jetzt iſt, noch keine hinlänglich zahlreichen und hinlänglich ſtarken Elemente für ein unabhängiges Königreich zu finden ſind. Griechenland iſt nur Fragment, man ſieht nur vom Koloſſe des türkiſchen Reiches herabgeſchlagene Trümmer, die die Kunſt der Menſchen vergeblich zu einem regelmäßigen Bau zu verbinden ſtrebt: ungemeißeltes, todtes Marmorgebröckel, dem ſelbſt ein begeiſterter Pygmalion kein friſches Leben einzuhauchen vermag. Die Gewalt, welche Griechenland geſchaffen, kann allein ſein Daſein friſten; aber die Gewalt ermüdet endlich, und kein Reich wird beſtehen, wenn es die Elemente des Lebens nicht aus ſich ſelbſt erzeugt. Griechenland aber lebt nicht durch ſich ſelbſt, weil es weder zur Selbſtvertheidigung noch zur Selbſtbeherrſchung hinlängliche Macht beſitzt. Fremdes Gold bezahlt noch jährlich den zweideutigen Gehorſam ſeiner Großen, und ſeine Fortdauer hat keine andere Gewährleiſtung, als die Launen ſeiner Beſchützer. Es iſt eine bittere und den Stolz der europäiſchen Völker nicht wenig erniedrigende Erſcheinung, daß ſich die Begeiſterung eines halben Welttheils in Schöpfung einer ſo langſam athmenden Kreatur verzehren mußte.

Dieſes helleniſche Chaos athmet nur ein von europäiſchen Mächten octroyirtes Leben und gehört gänzlich Europa an, von welchem es gerettet und als ſturmzerſchelltes Wrack an das Schlepptau genommen ward. Der Nimbus des Perikleismus, des Praxitelismus und Platonismus, welchen ſchwärmeriſche Freundſchaft den Moraiten und Rumelioten geliehen hatte, zerfließt unter unſern Augen in das Nichts, und die innere Zerriſſenheit des Volkes, die beiden großen Fractionen der Slaven und Arnauten mit gänzlicher Erſtorbenheit des althelleniſchen Nationalweſens treten mit jedem Tage deutlicher hervor. Es iſt jetzt allgemein bekannt, daß Kunſt- und Schönheitsſinn, das charakteriſtiſche Merkmal alten Hellenenthums, den Neugriechen gänzlich fehlt; die Natur hat ihnen, wie den Türken und Mongolen, dieſe Gabe verſagt. Aber, wenn ihnen alles antike Gepräge fehlt, wo ſaß denn der Lebenskern, das eigentlich Nationale, durch welches ſie einer Jahrhunderte lang fortwirkenden Aetzkraft des Mohamedanismus widerſtanden und ſich als ein von den Osmanen abgeſonderter Völkercomplex erhielten? Dieſes Verdienſt gebührt gänzlich und ausſchließlich der griechiſchen Kirche. Nicht Blut, nicht alte Erinnerung, nicht Kunſt, nicht Tempel waren das erhaltende Element, ſondern gemeinſchaftlicher Gottesdienſt, die ſieben ökumeniſchen Concilien, die Beſiegung der Ikonoklaſtendynaſtie, der Gott-Kaiſer und Patriarch von Stambul mit ſeinen Mönchen und ſeiner Kirchendisciplin waren und ſind es bis auf den heutigen Tag. Wir wiederholen es, nicht kunſtſinnige Hellenen, ſondern romäiſche Chriſten, Zöglinge der anatoliſchen Kirche haben die Stürme überdauert und ſtehen jetzt an der Pforte unſers Welttheils, um ihr eigenes Leben zu leben. Dieſes liegt aber ganz im Dogma, was ſich ſo innig mit Seele und Blut dieſer Menſchen verſchmolzen hat, daß ihm gegenüber das große Unrecht der Türken nicht in ihrer drückenden Herrſchaft, ſondern in ihrem muhamedaniſchen Glaubensbekenntniſſe lag.

Das wahre Leben der Griechen beſteht in ihrer unaustilgbaren Abneigung und Geringſchätzung gegen die Abendländer, ihren Glauben, ihren Charakter und ihre Gewohnheiten. Zwiſchen dieſen Leuten und den Weſteuropäern hat die Natur ſelbſt eine auf ewige Zeiten beſtehende Scheidewand hineingeſchoben, und man muß gleichſam ſich ſelbſt vernichten und in Glaube und Sitte, in Haß und Liebe ſelbſt ein Grieche werden, um mit dieſem Volk zu leben. Wir tadeln das griechiſche Volk nicht, daß es iſt, wie es iſt; im Gegentheil möchten wir jene, denen daran liegt, auf die bisher nicht hoch genug berechnete Kraft des religiöſen Durchdrungenſeins aufmerkſam machen und zeigen, daß ein Volk, wenn es auch politiſch noch ſo zerriſſen, noch ſo barbariſch unwiſſend und moraliſch ſchlecht ſei, dennoch nicht verachtet werden darf, ſobald es von einer dogmatiſchen Idee begeiſtert gleichſam einen idealen Mittelpunkt und Lebensherd beſitzt. Dieſer Lebensherd des griechiſchen Volkes aber iſt in den beiden Städten Stambul und Moskau verſinnlicht; dort athmet und denkt der Grieche, dort iſt ſein Altar und ſein Prätorium, dorthin wenden ſich die Neigungen aller anatoliſch Glaubenden von Morea, vom Nilſtrom, vom Jordan, vom Orontes, von der palmyreniſchen Wüſte, aus Cypern und Caramanien; dort laufen alle romäiſchen Pulſe zuſammen, und von dort gehen ſie aus. Alle dieſe durch Gebirge und Meere geſchiedenen, aber moraliſch compact zuſammenhängenden Landſtrecken waren zum großen Werk des Aufſtandes berufen. Allein die natürliche Weltordnung, die in allen Dingen ſol-

* Aus der Vorrede zu deſſen Geſchichte der Halbinſel Morea, zweiter Band.

Digitized by Google

gerichtig und mit weiſer Oekonomie vorſchreitet, ließ nur erſt ein Bruchſtück dieſes Rieſenkörpers an das erwünſchte Ziel gelangen. Dieſes Fragment aber, in ſeiner Iſolirung unbehaglich, ſträubt ſich gegen neue Sympathien und neigt ſich offenbar gegen die beiden Centralpunkte ſeines Lebens zurück. Kluge Männer haben dieſes bei Zeiten erkannt und durch Abſchneidung des geiſtlichen Zuſammenhangs zwiſchen dem neuen Reich und dem alten Patriarchalthron in Konſtantinopel dem Uebel zu begegnen geſucht. Die Maßregel war im Princip vollkommen richtig und zeitgemäß; aber laſſen ſich auch Sympathien der Herzen und der Nothwendigkeit ohne Erſatz durch ein Decret zerreißen? Statt Konſtantins Labarum und der Apokalypſe hat man dieſem Volke bald ein erbleichtes Phantom, Hellenenthum genannt, bald die Freiheit im Gewand der europäiſchen Bureaukratie mit ihren unzähligen, alle Faſern des byzantiniſchen Gemeindelebens zerreißenden organiſchen Edicten als Panier hingeſtellt, um welches ſich die politiſch und moraliſch verwaiſten Elemente ſammeln und zu einem gegliederten Körper verbinden ſollen. Man dachte ſich Hellas ganz wie ein anderes europäiſches Land, mit denſelben Bedürfniſſen und Hülfsmitteln, mit denſelben Tugenden und Laſtern, beſonders aber mit derſelben Geduld, Abgeſchliffenheit und Weichheit jede politiſche Form anzunehmen — ſchmiegſame Materie für Verſuche moderner Staatskünſtler. Dazu kam noch, daß Griechen jedes Alters häufig ebenſo ſehr vom Geiſte der Intrigue als von der Sehnſucht nach Unterricht und von aufrichtiger Vaterlandsliebe beſeelt, und mitten aus der Barbarei und Verderbtheit des Orients in die abendländiſche Lichtregion verpflanzt, die Traumbilder helleniſcher Republiken, freiſinniger Verfaſſungen, conſtituirender Verſammlungen und den übrigen Flitter der neuen Weltordnung in ihre Heimath brachten, als wären ihre Landsleute bereits ſchon durch alle Phaſen ſocialer Verwandlungen gegangen; die Volksmaſſe aber begreift dieſe Apoſtel ausländiſcher Schwindeltheorien nicht und ſtößt ſie zurück; ſie ſind wie Seifenblaſen, die ſpurlos über die Waſſerfläche treiben. Wie ſchnell kamen einſt die bataviſchen und nordamerikaniſchen Inſurgenten zu Reichthum, Glanz und Macht! Wie elend und verkümmert dagegen iſt dieſes Griechenland nach einer langen Reihe von Friedensjahren! Seine Bevölkerung ſchwindet und ſeine Hülfsquellen mehren ſich nicht, obgleich Europa ſein Gold ſtromweiſe in dieſes hohle Danaidenfaß gegoſſen hat; — ſicherer Beweis, daß Niemand daſelbſt zu Genuß und Handhabung der Freiheit vorbereitet war und das griechiſche Volk politiſch nicht reifer iſt, als die Moskowiten von Kiew und Wladimir oder die Walachen von Jaſſy und Bucareſt; ja daß es noch auf derſelben Stufe ſteht, wie Europa im zwölften Jahrhundert, als die Kreuzfahne allgemeines Feldzeichen und Jeruſalem das Ziel aller Wünſche war. Der Inſtinkt ſolcher Völker iſt die Monarchie ohne Belſatz. Läuterung durch ein gerechtes und chriſtlich-ſtrenges, aber ganz nationales Regiment muß dieſes plötzlich losgebundene Griechenland zum Eintritt in den europäiſchen Staatsverband und ſeiner Regierungsform erſt noch lange vorbereiten. „Regieret wie die Turko-Ruſſen, kleidet euch aber und glaubet wie die Griechen," wäre in dieſem Sinne das kurze, einzige und vollſtändige Vademecum für die, welche in Griechenland als Macht beſtehen wollen. Keine Wohlthat, deſſen ſei man überzeugt, wird die Griechen je mit anders glaubenden Völkern aufrichtig verſöhnen, und alles, was die Europäer für ſie gethan und noch thun, betrachten dieſe Anatolier —nach ihrer Vorſtellung die einzigen wahren Chriſten und, wie ſie von uns gehört haben, legitimen Descendenten der Hellenen—als Tribut, den das ketzeriſche und einfältige Abendland ſchuldiger Weiſe ſeinen Meiſtern entrichtet. Wenn ihr dieſem unglücklichen Volke aufrichtig wohl wollet, ſo fordert keinen Dank für die in der Noth geleiſtete Hülfe und laſſet endlich ab von dem nutzloſen Verſuche, es nach unſerer Art zu civiliſiren, das iſt in Europäer umzuſchaffen, denn Glaube und Sitte der Griechen ſtellen ſolcher Umwandlung ebenſo unbeſiegbare Hinderniſſe entgegen, als das Geſetzbuch und die Nationalgewohnheiten der Moslimen des Orients. Die ganze Art, ihr Leben und ihren Staat einzurichten, beruht auf den Glaubensſätzen der anatoliſchen Kirche, und bevor dieſe nicht gebrochen und aus den Grundveſten herausgeriſſen ſind, wird ſich die Fluth der neu-europäiſchen Staatsideen nicht über Hellas ergießen. Wer würde aber dieſen Verſuch wagen, nachdem ſelbſt die Allmacht des römiſchen Stuhles im Bunde mit den gepanzerten Rittern des ganzen Abendlandes, der Despotismus des Hauſes der Paläologen und die Bedrängniſſe vierhundertjähriger türkiſcher Knechtſchaft in dieſem Punkt den Sinn des griechiſchen Volkes nicht zu erſchüttern vermochten? (Frankf. Com. Bl.)

Der Rauſch.

Von Dr. Goldſchmidt.

Das Seelenleben des Menſchen iſt an ſein Gehirn gebunden; in demſelben Verhältniß, wie die Materie dieſes Organs ſich verändert, ändern ſich auch die geiſtigen Thätigkeiten. Auf welche Weiſe

Digitized by Google

dieſe Erſcheinung ſich vermittelt, iſt dunkel und wird uns, wie alle Urphänomene des Lebens, auch dunkel bleiben für alle Zeiten. Es iſt ein Vorgang, ebenſo wunderbar für unſere Erkenntniß und ebenſo unbegreiflich, wie in der unorganiſchen Welt Licht, Wärme, Electricität zur Erſcheinung kommen, ſobald die Stoffe, denen dieſe Eigenſchaften anhängen, verändert und in den der Erſcheinung günſtigen Zuſtand gebracht werden; nur Das wiſſen wir und Das ſteht feſt als unzweifelhafte Thatſache, daß mit der Entwickelung, der Aenderung und dem Zerfall des Gehirns auch das Geiſtesleben ſich verändert, entwickelt und endlich erliſcht.

Ein nothwendiges Erforderniß, damit das Gehirn geſund bleibe, und demgemäß auch zur Fortdauer einer normalen geiſtigen Thätigkeit iſt der ungeſtörte, regelmäßige Ab- und Zufluß des Bluts. Gehemmte Zufuhr der normalen Blutmenge, wie z. B. nach ſtarken Blutflüſſen oder Anhäufung einer zu großen Menge des Bluts im Gehirn nach gehemmtem Abfluß bewirkt ſofort Störungen und Hemmungen der geiſtigen Thätigkeit. Aber damit nicht genug: nicht nur die Quantität des zu- und abfließenden Bluts muß normal ſein, ſondern auch die Qualität, die geſundheitsgemäße Beſchaffenheit des Bluts muß dieſelbe ſein, wenn nicht augenblickliche Störungen auf die Gehirnfaſer und damit auf das Geiſtesleben ſelbſt eintreten ſollen. So entſtehen z. B. die Delirien bei fieberhaften Krankheiten; auch gibt es eine große Menge von Stoffen, wie Opium, Belladonna ꝛc., die, in den Magen aufgenommen, oder auch eingeathmet vermittelſt der Lungen, wie Chloroform, Schwefeläther und mehre Gasarten, wie z. B. Stickſtoffoxydul, in ihrer Vermiſchung mit dem Blute die geiſtigen Fähigkeiten ſofort alteriren. In hervorſtechendem Grade beſitzt bekanntlich der Weingeiſt die Eigenſchaft, durch die chemiſche Miſchungsveränderung des Bluts nicht nur Blutumlauf und Athmung zu beſchleunigen und die Körperwärme zu ſteigern, ſondern auch eine Veränderung der geiſtigen Thätigkeiten hervorzubringen. Lediglich dieſem Stoffe verdanken unſere täglichen Genußmittel, Wein, Branntwein, Bier ꝛc. ihre anreizende Eigenſchaft; je nach der Menge des Weingeiſtes, den ſie enthalten, bewirken ſie leichter oder ſchwerer jenen Seelenzuſtand, den wir „Rauſch“ nennen.

Die Erſcheinungen dieſes Zuſtandes ſind bei verſchiedenen Menſchen außerordentlich verſchieden; doch liegt jedem Rauſche als gemeinſame Baſis eine über das gewöhnliche Niveau geſteigerte Geiſtesthätigkeit zu Grunde. Dieſe Steigerung aber geht in eine Verwirrung, eine Hemmung oder auch wohl in zeitweiſe gänzliche Aufhebung jeder geiſtigen Thätigkeit über, als den verſchiedenen Graden der „Trunkenheit,“ ſobald durch übermäßigen Alkoholgenuß die Vergiftung des Bluts eine ſolche Intenſität erreicht hat, daß die Hirnfaſer nicht mehr functioniren kann. Dieſe ſchweren Folgen des zu reichlichen Alkoholgenuſſes kommen hier nicht in Frage; nur vom leichten Rauſch ſoll die Rede ſein.

Faſt alle Erſcheinungen des geiſtigen Lebens laſſen ſich auf eine einzige Thätigkeit des Geiſtes, auf das Vorſtellungsvermögen zurückführen; was wir Verſtand, Phantaſie, Gedächtniß ꝛc. nennen, ſind nichts Anderes als Modificationen dieſer einen Thätigkeit. Selbſt der Wille muß aufgefaßt werden als eine Vorſtellungsreihe, die durch ihre Lebhaftigkeit alle andern beherrſcht und zurückdrängt und eben dadurch den Menſchen zwingt, Dies zu thun oder Jenes zu laſſen.

Bei dem innigen Zuſammenhange des Leibes mit dem geiſtigen Leben bewirkt jede Veränderung des Leibes, alſo auch jede Veränderung der Blutmiſchung nothwendig auch eine Veränderung der geiſtigen Thätigkeiten. Das heißt mit andern Worten: es kommen andere Vorſtellungsreihen zum Bewußtſein und zur Geltung; ein Menſch, der ſatt iſt, denkt, fühlt und handelt anders, als wer Hunger leidet. Ebenſo tritt umgekehrt mit jeder Aenderung der Vorſtellungsmaſſen eine Aenderung im Stofflichen ein und zwar nicht blos im Gehirn, dem Organ des Geiſteslebens, ſondern die Materie des ganzen Organismus wird mehr oder minder mit in Bewegung geſetzt. Im gewöhnlichen ruhigen Gange des Lebens gewahren wir dieſen mächtigen Einfluß der Vorſtellungen auf den ganzen Organismus nicht. Sowie aber eine Vorſtellungsreihe in uns erwacht, die uns über unſer gewöhnliches Niveau des Lebens zu erheben, unſere Wünſche und unſer Streben in beſonderem Grade zu fördern verſpricht, oder auch umgekehrt uns unter daſſelbe herabdrückt, unſer Selbſtgefühl kränkt und entmuthigt, indem ſie die Entwickelung unſers Ich zu hemmen oder zu vernichten droht, ſo wird die Macht dieſer Vorſtellung ſofort in jeder Faſer unſers Leibes fühlbar. Es genügt, an die bekannten körperlichen Erſcheinungen des Schrecks zu erinnern, der Furcht, der Freude, des Neids ꝛc., die alle nur als Wirkungen von Vorſtellungsreihen auf den menſchlichen Organismus aufzufaſſen ſind, um die Richtigkeit unſers Satzes zu beſtätigen.

So verſchieden nun wie der Bau des Organismus, namentlich wie die Miſchung ſeiner feſten und flüſſigen Beſtandtheile, ſo verſchieden nach dem Grade ihrer Mächtigkeit ſind auch die Wirkungen, welche jene Vorſtellungen im innerlichen Organismus bewirken; auf das zartbeſaitete Weib, auf das ſchwache Kind wirkt jede neue Vorſtellungsreihe weit heftiger als auf den kräftig organiſirten Mann. Die Aufſtellung der vier Temperamente war ein höchſt glücklicher Griff Galen's. Dieſe geiſtvolle Gruppirung der Menſchen beruht weſent-

Digitized by Google

lich auf der Thatsache, daß das Geistesleben in jedem einzelnen Menschen genau so zur Erscheinung kommt, wie es dem Bau seines Leibes, der chemischen Mischung seiner Organe und Flüssigkeiten entspricht; die Eigenthümlichkeit des erstern steht stets in genauester Correspondenz mit der Eigenthümlichkeit des letztern. Aber nicht blos die einzelnen Individuen eines Volks, auch jeder Völkerstamm als solcher hat sein eigenes Temperament. Entsprechend der Eigenthümlichkeit des leiblichen Baus, die allen Individuen des Volks gemeinschaftlich ist, hat jedes einzelne Individuum desselben auch etwas Gemeinsames in seinem geistigen Behaben, das neben der Verschiedenheit der Einzelnen untereinander der Masse als solcher wiederum ein gewisses charakteristisches Gepräge gibt, durch das sie sich von den Angehörigen anderer Völker unterscheidet. Verschiedene Lebens- und Erziehungsweise eines Volks erzeugt einen eigenthümlich gebauten Leib, und mit diesem eigenthümlich gebauten Leibe geht auch ein entsprechendes Geistesleben Hand in Hand. Von ganz besonderem Einfluß sind dabei die klimatischen Verhältnisse. Die Sonnenglut tropischer Klimate erzeugt Menschen, deren dunkle Haut und schwarzes Haar bestimmt darauf hinweisen, daß der Gehalt an Kohlenstoff in der Mischung ihres Bluts und ihrer Organe größer ist als in den blonden Menschen des Nordens, wo die sauerstoffreichere Luft eine stärkere Ausscheidung des Kohlenstoffs bewirkt. Damit analog ist auch das Geistesleben im Süden anders als im kalten Norden; dort sind die Menschen heiß wie ihr Himmel, rasch in Wort und That, während sie hier ruhig und bedächtig sind, nüchtern im Urtheil, langsam von Entschluß. Man weiß, wie sich Wilhelm Meister seinen Hamlet denkt: nämlich als Dänen, blond von Haar mit blauen Augen. „Paßt nicht," sagt er, „seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine Unentschlossenheit besser zu einer solchen Gestalt als ein braungelockter Jüngling, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet?"

Der Kohlenstoff ist nun aber gerade einer der Hauptbestandtheile des Alkohol. Das Blut, welches nach dem Genuß alkoholartiger Getränke die Bestandtheile des Alkohol (denn unzersetzt wird der Alkohol nach neuern Untersuchungen selten oder niemals aufgenommen) in sich aufnimmt, wirkt vorübergehend ähnlich auf das Gehirn und somit auf das Seelenleben des Menschen, wie das kohlenstoffreichere Blut dunkelfarbiger Menschen auf diese beständig einwirkt. Darum hat auch der bedächtige, kalte, schweigsame Bewohner nordischer Klimate instinctiv ein viel größeres Behagen am Genuß alkoholartiger Getränke als der Südländer, so daß erfahrungsmäßig mit dem Sinken des mittlern Temperaturzustandes eines Landes gleichmäßig eine Steigerung der Branntweinconsumtion Hand in Hand geht. Er erhöht hier die mangelnde Körperwärme, beschleunigt den langsamen Blutumlauf und gibt die gegen die Kälte schützende Fettdecke; dieselbe Quantität Alkohol, die den raschen, glühenden Südländer zur rasenden Bestie umwandeln würde, ist kaum hinlänglich, den Sohn des Nordens angenehm anzuregen und ihm jene laute und rührige Lebendigkeit mitzutheilen, welche dem Südländer schon im natürlichen Zustande eigen ist. Mohammed, der bei seiner Gesetzgebung Südländer vor Augen hatte, war deshalb vollkommen im Rechte, wenn er den Gläubigen den Genuß des Weins verbot. Dagegen können alkoholhaltige Getränke dem Nordländer sogar zum Bedürfniß werden, als eine Art von Supplement, das die Lebensgeister in diejenige Spannung versetzt, die kräftigen Entschlüssen und Thaten nöthig ist. So namentlich bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, die nicht nur ihre wichtigsten Entschlüsse im Zustande der Trunkenheit faßten, sondern selbst auch ihren Himmel mit endlosen Zechgelagen verschönerten. Sie beriethen im nüchternen Zustande, wo sie im Stande waren, das Für und Wider sorgfältig abzuwägen. War dies aber geschehen und galt es nun, einen festen Entschluß zu fassen, dann berauschten sie sich zuvor; sie wollten dann nicht mehr die Kehrseite, die möglichen nachtheiligen Folgen einer Unternehmung sehen. Viele geistige Getränke vertragen zu können, galt ihnen für ein Zeichen männlicher Kraft. Selbst jene Becher und Pokale, die wir noch heutzutage in Deutschland hochverdienten Männern als Ehrengeschenk zu weihen pflegen, deuten sie nicht darauf hin, daß man es bei uns von jeher für keine Schande gehalten hat, wenn ein tüchtiger Mann zugleich auch ein tüchtiger Zecher war?

Die Vorstellungsreihen, die vor dem Genuß alkoholhaltiger Flüssigkeiten am häufigsten und stärksten in uns wach wurden, die uns weder im Wachen noch im Traume verließen, die den Boden unserer geheimsten Wünsche, unserer eifrigsten Bestrebungen bilden, nehmen durch sie an Intensität außerordentlich zu. In jedem Menschen gibt es solche Vorstellungen, die seinem Selbstgefühl schmeicheln, sein Ich erweitern und ihn hinwegheben über die Schranken, die sein Streben von allen Seiten einengen; dieselben treten nie ganz in den Hintergrund des Bewußtseins, selbst für den Augenblick zurückgedrängt, tauchen sie immer von neuem wieder auf. „Der Geist sucht," bemerkt Spinoza in seiner „Ethik," „soviel er vermag, Das vorzustellen, was das Vermögen der Thätigkeit des Körpers vermehrt oder erweitert. Wenn der Geist sich Das vorstellt, was das Vermögen der Thätigkeit des Körpers vermindert oder hemmt, so sucht er, so viel er vermag, die Dinge ins Gedächtniß zu

Digitized by Google

rufen, welche das Dasein von jenen ausschließen. Hieraus folgt, daß der Geist sich weigert, Das vorzustellen, was sein und des Körpers Vermögen hindert oder hemmt.“ Im Bewußtsein des ruhigen, nüchternen Menschen tauchen neben den Vorstellungen, die das Erlangen eines ersehnten Zieles abbilden und somit das Streben nach demselben erwecken, tausend hemmende und beschwichtigende Vorstellungen auf, wie sie uns durch Erziehung und durch den Verkehr mit andern Menschen geläufig geworden. Im Rausch dagegen verbleichen diese warnenden Vorstellungen, sie treten zurück vor unsern Lieblingsvorstellungen, vor denjenigen Vorstellungen, die schon im nüchternen Zustande die lebendigsten in uns waren und die nun wahrhaft allmächtig werden. Darum fehlt dem Rausche die Kraft der Besonnenheit. Selbst unsere Strafgesetzbücher unterscheiden, ob Jemand ein Verbrechen beging während eines zufälligen Rausches, und lassen diesen alsdann bei Abwägung der Strafe als Milderungsgrund gelten, während sie ebenso richtig die ganze Strafe des Gesetzes auf Denjenigen werfen, der vor seiner That sich absichtlich berauscht hat, um sich, wie man es nennt, Courage zu trinken, das heißt, um einer Vorstellung solche Kraft zu verleihen, daß alle übrigen Vorstellungen, die neben dieser in der Form des Gewissens auftauchen und dem Handeln hemmend in den Weg treten könnten, dagegen ganz in den Hintergrund geschoben werden. Selbst Leute, die sonst niemals öffentlich hervortreten, reden im Rausche leicht und geläufig und ohne Spur von Verlegenheit; sie radebrechen mit Tapferkeit in fremden Zungen, in denen sie sonst keinen Satz hervorzubringen wagen. „Gelahrtheit,“ bemerkt schon Sir John, „ist ein bloßer Haufe Goldes, von einem Teufel verwahrt, bis Sekt sie promovirt und in Gang und Gebrauch setzt.“ Woher dies? Weil der Berauschte der mächtig gewordenen Vorstellung blindlings folgt; sein Gedanke wird zum Worte, bevor noch die Vorstellungen des möglichen Mislingens, der daraus entstehenden Lächerlichkeit ꝛc. hervortreten können.

Auch der Witz, den man dem Rausch mit Recht zuschreibt, entspringt aus derselben Quelle. Es gibt hier keine Bedenklichkeit mehr, ob der rasche Zungenblitz auch Diesen oder Jenen verwunde und ihn uns vielleicht zum Feinde mache; die Vorstellung, daß die Welt zwar den Witz liebt, aber nicht den Witzigen, taucht nicht auf, die Zunge bleibt ungefesselt. Auch das war dem edlen Sir John bereits bekannt; „der Sekt,“ sagt er, „steigt Euch in das Gehirn, zertheilt da all die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern; wenn diese dann der Stimme, der Zunge überliefert werden, was ihre Geburt ist, so wird vortrefflicher Witz daraus.“

Auch ruhmredig macht der Rausch. Der allgemeine Wunsch, den Jeder von uns im stillen Schrein seines Herzens trägt, besser, mächtiger, reicher, vornehmer, gelehrter, schöner zu sein als unsere Umgebung, drängt sich gewaltsam hervor. Dem Rausche fehlt die Scham, die dem Gefühl der Schwäche ihren Ursprung verdankt; der Berauschte fühlt eine Armee in seiner Faust, nicht weil der Wein die Glieder stärkt und die Kräfte des Körpers hebt — der Alkohol, so reichlich genossen, daß er berauscht, mindert vielmehr die Nerven- und Muskelkraft— sondern weil die Vorstellungen von der größern Macht der Gegner, die den Nüchternen abhalten, seinen Kräften zu vertrauen, bei dem Berauschten keine Geltung mehr haben. Auch hier wieder kann Sir John Falstaff uns als Autorität dienen. „Diese Tapferkeit,“ sagt er, „kommt vom Sekt, so daß Geschicklichkeit in den Waffen nichts ist ohne Sekt, denn der setzt sie in Thätigkeit. Es wird auch,“ fügt er hinzu, „aus diesen bedächtigen Burschen niemals etwas Rechtes; denn das dünne Getränk und die vielen Fischmahlzeiten kühlen ihr Blut so übermäßig, daß sie in eine Art von männlicher Bleichsucht verfallen: sie sind gemeiniglich Narren und feige Memmen, was Einige von uns auch sein würden, wenn es nicht die Erhitzung thäte.“

Nicht anders verhält es sich mit der Freude, die der Wein nach dem allbekannten Sprüchwort in des Menschen Herz ausgießt. Alle glücklichen und heitern Vorstellungen, alle unsere tiefsten und liebsten Gedanken werden durch ihn zu frohem Leben entbunden; unbegleitet von den fremden Vorstellungen, die im Nüchternen gleichzeitig mit den freudigen zum Bewußtsein kommen, erfüllen sie unsere ganze Seele; wir fühlen uns wie von Flügeln gehoben, alle Fesseln sind gefallen, es gibt keine Sorge mehr, die uns ängstigt, keinen Schmerz, der uns niederbeugt.

Wenigstens ist Der tief zu beklagen, bei dem der Wein diese beseligende Kraft nicht mehr übt. Der Wein kann Niemand umgestalten; wer so unglücklich ist, daß ihm auch in den besten Stunden seines nüchternen Zustandes das Bild einer heitern Zukunft niemals mehr vor die Seele tritt, wer auf keine Befreiung, keine Erleichterung mehr hofft, an dem hat auch der Wein seine Zauberkraft verloren. Ja er wird ihn umgekehrt noch trüber und zornmüthiger machen, weil er den innern Zustand ebenso deutlich und vollständig herauskehrt. Auch manchen schüchternen Liebhaber hat der Wein schon kühn gemacht, schon manches zärtliche Herz, das die rücksichtsvolle, die ängstliche Nüchternheit verschlossen hält, ist durch ihn geöffnet worden:

Kaum, daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe.

Wer aber nüchtern die Menschen nicht lieben kann,

Digitized by Google

liebt sie auch im Weine nicht; „der Wein erfindet nicht, er schwatzt nur aus," oder wie ein altrabbinistisches Sprüchwort sagt: „Im Wein und im Spiel erkennt man den Menschen." Der Branntwein muß sich vielfach anklagen und verfolgen lassen, als ob er die einzige oder doch die vornehmste Ursache jener Rohheit wäre, die unsern Proletarier entstellt; könnte man ihm Wein zu trinken geben, meinen unsere Philanthropen, oder auch nur gutes Bier, er würde ein gutes Stück gesitteter sein. Das ist sehr liebenswürdig gedacht, aber auch sehr falsch. Der Rausch entsteht allemal infolge des Alkohols, einerlei ob derselbe in Form von Wein oder Branntwein oder Bier genossen ist. Die Leute, die sich hier zu Lande in theuerm Wein ein Spitzchen trinken, bringen nur bessere Sitten, die sie sich durch Erziehung und Lebensweise erworben haben, mit in ihren Rausch hinein; wäre unser Proletarier nicht durch Erziehung und Gesellschaft so verwahrlost, wie er ist, auch sein Branntweinrausch würde minder roh und gewaltthätig sein.

Plato verbot den Jünglingen, die ohnehin rasch in Wort und That sind, den Genuß des Weins gänzlich; den Männern über 40 Jahre dagegen gestattete er nicht allein den mäßigen Genuß desselben, sondern er erlaubte ihnen auch, sich von Zeit zu Zeit einen Rausch zu trinken. "Vinum lac senum", der Wein ist dem Greise, was die Milch dem Säuglinge, ist ein alter und wahrer Spruch. Doch ist er keineswegs, wie häufig geschieht, dahin zu verstehen, als ob der Wein die Kraft habe, die geschwächte Energie des abgelebten Körpers zu heben: er bestätigt nur, daß auch der Mann im hohen Lebensalter sich im leichten Rausche jugendlich-kräftig fühlt, indem er das Bewußtsein seines Alters, seiner Schwäche und alle jene tausend und aber tausend Vorstellungen, die ihm im nüchternen Zustande hemmend entgegentreten, während des Rausches verliert.

Darum nennt auch die Sprache den einseitigen Enthusiasmus, der ohne rechts und links zu blicken, nur eine Vorstellungsreihe vor allen übrigen herrschen und keine andere neben dieser Raum gewinnen läßt, mit Recht einen Rausch. Ebenso wahr ist das Sprüchwort, das die Trunkenheit als einen kleinen Wahnsinn bezeichnet. Was dem Menschen im Rausche vorübergehend passirt, nämlich nur von einer Vorstellungsreihe beherrscht zu werden, das geschieht ihm im Wahnsinn dauernd; ein heiterer Wahnsinn macht oft dem Jammer unglücklicher Lebensverhältnisse ein Ende, wie ein Rausch vorübergehend das Trübsal solcher Seelen heilt, die trotz ihrer unglücklichen Lage sich die Vorstellung eines künftigen Glücks bewahrt haben.

Aber freilich bleibt auch hier die Schattenseite, die allem Irdischen beigemischt ist, nicht aus. Hat sich das Blut nach einiger Zeit der fremdartigen Beimischung großentheils entledigt, ohne doch seine normale Mischung bereits vollständig wiedererlangt zu haben, so tritt neben dem physischen auch das psychische Unwohlsein, der sogenannte „Katzenjammer" ein. Der Katzenjammer ist das gerade Gegentheil des Rausches: ein schlaffer Körper- und Geisteszustand, in dem von tausend sich durchkreuzenden blassen Vorstellungen keine einzige sich so mächtig hervorhebt, daß sie den Organismus bewältigt und aus seiner schlaffen Passivität heraushebt; die Energie, die wir im Rausch zu viel haben, fehlt uns im Katzenjammer völlig. So weiß die Natur in großen und kleinen Dingen stets das Gleichgewicht herzustellen, freilich ohne daß der Mensch, in der Einseitigkeit seines sinnlichen Triebes, darauf achtet, so lange es noch Zeit ist.

D. Red.

Ueber den Verwitterungsproceß.

Von Wilhelm Wicke.

Indem wir den Versuch machen, den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild zu entwerfen von dem merkwürdigen und wichtigen Processe, welchen die Ueberschrift namhaft macht, so kann es natürlich nicht unsere Absicht sein, denselben in allen seinen Einzelheiten hier darzustellen; dazu würde nicht nur mehr Raum gehören, sondern auch mehr Vorkenntniß bei den Lesern, als wir hier beanspruchen und voraussetzen dürfen. Unsere Absicht geht nur dahin, im Allgemeinen auf die großartige Bedeutung aufmerksam zu machen, welche der Verwitterungsproceß für die lebende Natur gehabt hat und noch in diesem Augenblicke unausgesetzt hat. Unsern Ausgangspunkt nehmen wir dabei von einer Thatsache, die Jedermann bekannt ist und vor Augen liegt, nämlich von der jetzigen Beschaffenheit der Ackererde.

Auf den ersten Augenblick freilich scheint dieselbe nur eine durchaus gleichartige Masse zu sein; prüfen wir dieselbe jedoch etwas näher, so werden wir zwischen den die Erdkrume bildenden Körnern bald einen wesentlichen Unterschied entdecken. Und zwar zunächst einen physikalischen Unterschied: ein feiner, aufs höchste zertheilter Staub ist mit gröbern Körnern gemengt. Bei weiterer Beobachtung aber zeigen auch die Substanzen selbst, welche die Ackerkrume bilden, ein sehr ungleichartiges Gemenge. Nehmen wir an, die Erdkrume habe, wie in den meisten Fällen, eine ganz schwarze Farbe. Wir erhitzen eine kleine Quantität der-

Digitized by Google

ſelben in einem geeigneten Apparate, und ſiehe da, unter Entwickelung von Waſſer, welches dampfförmig fortgeht, ſowie namentlich unter Entweichung gewiſſer eigenthümlich riechender Subſtanzen tritt allmälig eine Aenderung der Farbe ein: die Erdkrume war ſchwarz oder grau und jetzt iſt ſie z. B. braunroth geworden, eine Veränderung, aus der wir den Schluß ziehen, daß Eiſen darin enthalten iſt. Jene eigenthümlich riechenden Stoffe, welche ebenfalls durch die Hitze ausgetrieben wurden, ſind von denjenigen, die wir als Rückſtand behalten, höchſt verſchieden. Jenes nämlich waren organiſche Subſtanzen, in deren Natur es liegt, durch eine hohe Temperatur zerſtört, d. h. in einfachere, luftförmige Stoffe zerſetzt zu werden, welche ſich als ſolche der Atmoſphäre beimengen. Ein bekanntes Beiſpiel dafür giebt der Verbrennungsproceß des Holzes. Wenn das Holz verbrennt, ſo wird die eigentliche Holzſubſtanz zerſtört; es entſtehen daraus einfachere Verbindungen, namentlich Waſſer und Kohlenſäure, welche dampfförmig oder gasförmig entweichen, und zurück bleibt die Aſche.

Aber was iſt nun die Aſche ſelbſt? Alle Stoffe, welche die Aſche bilden, ſind von jenen, die durch die Hitze zerſtört wurden, ſehr verſchieden; ſie gehören, wenn wir überhaupt alle Körper in zwei große Gruppen bringen, in organiſche und unorganiſche, unter die letztern, die unorganiſchen Subſtanzen, dergleichen z. B. die Kieſelerde, der Kalk, das Eiſen und viele andere Körper ſind.

Die Beſtandtheile des Ackers ſind alſo entweder organiſcher oder unorganiſcher Natur. Es fragt ſich nun weiter, woher die einen und woher die andern ſtammen; ſind ſie vielleicht von Menſchenhänden dem Acker zugeführt? Zum Theil, ja, aber zum Theil auch nicht. Von den organiſchen Subſtanzen ſind die meiſten durch den Dünger in den Boden übergegangen. Aber ſie ſind mit der Zeit verändert worden und in einen Zuſtand übergeführt, den wir die Verweſung oder Fäulniß nennen; es ſind dieſelben, die man gemeinhin unter dem Namen humoſe Beſtandtheile oder Humus zuſammenfaßt. Andere organiſche Beſtandtheile, welche den Humus mit bilden helfen, entſtanden auf dem Acker ſelbſt: aus den Wurzeln der Halmfrüchte, die wir bauten, aus den Blättern, die als Abfälle der krautartigen Gewächſe dem Acker verblieben, aus den verweſenden Unkräutern. Alles dies ſind die Quellen der humusartigen Subſtanzen des Ackerbodens und dieſe humusartigen Subſtanzen ſind dieſelben, welche bei dem Glühen der Erde zerſtört wurden und ſich von den unorganiſchen Beſtandtheilen trennten.

Nicht ſo leicht iſt es, den Urſprung der unorganiſchen Beſtandtheile des Bodens nachzuweiſen. Und doch iſt dies gerade der Angelpunkt unſerer ganzen Betrachtung, indem der Verwitterungsproceß ſich lediglich auf die Entſtehung und die Veränderungen der unorganiſchen Theile des Bodens bezieht. Woher z. B. die ungeheuern Sandmaſſen, welche wir im nordweſtlichen Deutſchland aufgehäuft finden?

Offen geſtanden, weiß das im Grunde Niemand und kann auch Niemand wiſſen, indem dieſe Sandlager vor Menſchengedenken entſtanden ſind und jedenfalls an einem andern Orte, als derjenige iſt, wo wir ſie jetzt antreffen.

Günſtiger für die Beantwortung obiger Frage geſtalten die Verhältniſſe ſich da, wo unter dem lockern Boden in größerer oder geringerer Tiefe eine feſte Geſteinmaſſe, ein Felsgrund ſich findet. Wir räumen die lockere Erde weg und ſtoßen auf einen aus Steinbrocken gebildeten Untergrund. In größerer Tiefe bemerken wir, daß die Brocken zu förmlichen Schollen werden; wo dieſe endlich aufhören, tritt uns das nackte Felsgeſtein entgegen.

Aus jenem Untergrund nun bildete ſich die Krume; der Untergrund iſt daſſelbe, was die größern Schollen ſind, nur feiner vertheilt. Daß aber der Untergrund wiederum aufs engſte mit dem feſten Geſtein verwandt iſt, darüber läßt der Augenſchein keinen Zweifel aufkommen. So kommen wir ſchrittweiſe zu der Ueberzeugung, daß der Ackerboden nur ein verändertes Felsgeſtein iſt, daß die lockere Bodenkrume und der harte Felsgrund weſentlich aus demſelben Material beſtehen und daß wir in den zwiſchenliegenden Schichten die Uebergänge von der Krume zu dem Felsgeſtein vor Augen haben.

Dieſe Verhältniſſe ſind überall leicht zu verfolgen, es ſei denn (was freilich nicht ſelten der Fall iſt) daß das Waſſer verändernd eingewirkt und vielleicht die lockere Erdſchichte ganz weggeſchwemmt hat. Der Sand, welcher die Flußbetten der Ströme zuweilen ſo ſeicht macht, daß die Schifffahrt dadurch gehemmt wird, iſt nichts Anderes als weggeſchwemmter lockerer Boden, entſtanden vielleicht an Stellen, die viele Meilen weit entlegen ſind. Wie bedeutend dieſe Zufuhr zuweilen iſt und wie zerſtörend dieſelbe unter Umſtänden einwirken kann, dafür liefert die Entſtehung der Deltabildungen an den Mündungen des Miſſiſſippi und des Nils ebenſo bekannte wie ſchlagende Beweiſe.

Zu wiſſen, wie ein beſtimmter Boden entſtanden iſt, gewährt nicht nur intereſſante Aufſchlüſſe für den Geologen, ſondern auch dem Landwirth werden praktiſche Vortheile dadurch eröffnet. Deshalb hat man das Factum, daß der lockere Boden ein Abkömmling der Geſteine iſt, auch beſtimmter feſtzuſtellen geſucht. Als das feinſte und ſicherſte Beweismittel hat man endlich die chemiſche Analyſe zu Hülfe genommen; durch ſie iſt es gelungen,

Digitized by Google

auch in Betreff der einzelnen Bestandtheile einen allmäligen Uebergang von der lockern Erde zu dem unterliegenden Gestein nachzuweisen. Daß das Mischungsgewicht der Bestandtheile dabei wesentlich verändert worden, versteht sich von selbst; denn diese Veränderung in der Zusammensetzung der Felsmassen ist ja, abgesehen von den mechanisch einwirkenden Vorgängen, eben erforderlich, damit ein lockeres Erdreich entstehe. Aber wenn z. B. der unterliegende Fels ein granitisches Gestein ist, so wird ohne Frage der ihn deckende Ackerboden ein sehr kalihaltiges Erdreich sein. Ist der Granit sehr quarzreich und enthält er den Feldspath vielmehr als einen untergeordneten Gemengtheil, so wird ohne Frage der aus ihm entstandene Boden sehr sandig sein, da nämlich Sand seinem Wesen nach nichts weiter ist als Quarz. Zugleich kann dies letztere Beispiel uns den bedeutenden Antheil anschaulich machen, den auch mechanische Processe an der Verkleinerung des ursprünglichen Felsgesteins nehmen. Im Granit ist der Quarz in derben Massen enthalten, oft in so gewaltiger Menge, daß er selbst in Gestalt von Blöcken erscheint. Und nun halte man gegen diese riesigen Blöcke den haarfeinen, kaum sichtbaren Sand, der in seiner chemischen Zusammensetzung von jenen Quarzblöcken durchaus nicht abweicht — welche ungeheuren mechanischen Einflüsse müssen da mitgewirkt haben!

Hier jedoch interessiren uns hauptsächlich die chemischen Einflüsse, durch welche das feste, compacte, riesige Gestein dermaßen zerstört worden ist. Was versteht man überhaupt unter chemischen Einflüssen? Um uns in einem allgemeinen Bilde das Verhältniß der Erde zu der sie umgebenden Atmosphäre darzustellen, denken wir sie uns am besten als eine mit einer gasförmigen Hülle umgebene Kugel. Die Luft sehen wir bekanntlich nicht; ein leeres Glas muß darum aber noch nicht wirklich leer sein, vielmehr ist es erfüllt mit farblosen und darum für uns unsichtbaren luftförmigen Körpern. Die Chemie versteht dieselben aber auch zu färben; sie lehrt uns Luftarten, sogenannte Gase kennen, an denen, wenn sie in einem Gefäße angesammelt sind, sich eine eigenthümliche Färbung sehr wohl wahrnehmen läßt. So ist z. B. das Chlor, das einen Bestandtheil des Kochsalzes bildet, ein grüngelb gefärbtes Gas. Dagegen sind diejenigen Gase, deren Zusammensetzung den Luftkreis bildet, sämmtlich ohne Farbe, ja die meisten sind auch ohne Geruch und Geschmack. Sie sind entweder einfache Körper (Grundstoffe) oder chemische Verbindungen; im letztern Falle sind sie der Mehrzahl nach aus der Vereinigung zweier Grundstoffe entstanden. Die Gase, welche sich bei Verwesung thierischer Stoffe entwickeln und durch die unsere Geruchsnerven so unangenehm berührt werden, sind zusammengesetzter Natur. Auch feste Substanzen fehlen in der Luft wohl nicht ganz; die Luftströmungen reißen feinen Staub oder Sand in die Höhe und tragen ihn über weite Strecken mit sich fort. Doch giebt uns das natürlich kein Recht, sie als wirkliche Bestandtheile der Atmosphäre gelten zu lassen; vielmehr zählen zu diesen lediglich die gasförmigen Elemente derselben. Aber auch diese lassen sich wieder zertheilen, je nachdem sie unverändert unter allen Himmelsstrichen, an allen Orten der Erde in der Luft enthalten oder blos Producte gewisser natürlicher Verhältnisse sind. Zu den erstern, die nie und nirgends in der Atmosphäre fehlen, gehören als einfache Körper der Stickstoff und der Sauerstoff, von den zusammengesetzten die Kohlensäure, das Ammoniak und das Wasser. Zufällige Bestandtheile dagegen, sogenannte Beimengungen, sind die schweflige Säure, die in der Nähe chemischer Fabriken in der Luft enthalten sein kann, das Schwefelwasserstoffgas und dgl. mehr. Hier, wo wir von allgemeinen Verhältnissen reden, die sich überall kundgeben, haben wir es natürlich nur mit den constanten Bestandtheilen der Atmosphäre zu thun.

Die Atmosphäre ist also ein ungeheures Reservoir gasförmiger Stoffe. Ebenso bildet der Erdboden ein ungeheures Magazin fester Substanzen, der Gesteinsarten. Indem nun die Luft durch die feinsten Risse und Spalten bis zu einer beträchtlichen Tiefe in den Erdboden eindringt, so muß nach den Gesetzen der chemischen Wahlverwandtschaft der Körper aus dieser Berührung nothwendig eine große Reihe chemischer Zersetzungen entspringen. Auch der Verwitterungsproceß, der uns hier beschäftigt, besteht hauptsächlich aus einer Reihe chemischer Umgestaltungen der Erdoberfläche, herbeigeführt (wie gesagt) durch die Einwirkung der Atmosphäre auf die Oberfläche der Erde. Die Atmosphäre wirkt von oben her auf die Erdrinde, in umgekehrter Weise also wie der Vulkanismus, den wir seit Alexander von Humboldt als die Reaction des Erdinnern auf die Kruste der Erde haben verstehen lernen. Außer den Gasen der Atmosphäre aber müssen bei Verwandlung des festen Gesteins auch ganz besonders noch die verschiedenen Einflüsse der Natur in Betracht gezogen werden. Daß das Leben der Thiere, sowie das Gedeihen der Pflanzen wesentlich von den Einflüssen der Witterung abhängt, das weiß Jeder. Aber auch an dem scheinbar so festen, so unbezwingbaren Gestein erprobt dieser Einfluß seine Macht; nicht blos Wärme und Kälte, nein, sogar Licht und Schatten sind für die Verwitterung der Gesteine von Bedeutung.

Ein Gestein, eine Felsart verwittert, heißt also im Allgemeinen: es verändert sich an der Luft, ohne daß damit schon entschieden ist, auf welche

Art dieſe Veränderung vor ſich geht, ob auf mechaniſchem oder chemiſchem Wege. Die Veränderung ſelbſt geht dann in der Art vor ſich, daß das Geſtein, wenigſtens in den meiſten Fällen, zuerſt in größere oder kleinere Stücke zerſpalten wird, die ihrerſeits wieder eine Theilung erfahren, und ſo fort, bis wir zuletzt bei einem feinen Pulver, einem Staub, einer eigentlichen Erde anlangen.

Wozu nun dieſer Proceß? Welche Stelle nimmt er ein in der großen Werkſtatt der Schöpfung? Wo iſt ſein Ziel, wo die Grenze, bei welcher angelangt er gleichſam ſeine Miſſion erfüllt hat?

Um die erſte Frage ſofort zu beantworten, brauchen wir uns nur einen Augenblick vorzuſtellen, wie die Erde beſchaffen ſein würde ohne die vieltauſendjährige Arbeit des Verwitterungsproceſſes. Nämlich eine nackte, öde, unbewohnbare Wüſte. Alle Felſen würden in ihrer urſprünglichen Nacktheit daſtehen; das bunte Gewand, das der Reichthum der Pflanzenwelt der Erde verleiht, würde fehlen. Denn wo eine Pflanze wachſen ſoll, muß zuerſt eine lockere Erdkrume ſein; in ihr haften nicht nur die Wurzeln der Pflanze, ſondern auch die Nahrung, deren dieſelbe zum Aufbau ihres Organismus bedarf, wird aus ihr entnommen. Am nackten Felſen friſten höchſtens die allerniedrigſten Pflanzen, wie Flechten und Mooſe, ein kümmerliches Daſein; höhere Pflanzen können nur da gedeihen, wo ſie eine Erdkrume finden. Wie aber entſteht dieſe Erdkrume? Wir haben dieſe Frage bereits oben ausführlich beantwortet: lediglich durch Verwitterung. Der anſcheinend ſo grauſame, ſo unfruchtbare Verwitterungsproceß iſt der eigentliche Lebensproceß der Natur; ohne ihn würde kein Halm wachſen, keine Blume blühen, keine Creatur ſich des Daſeins freuen; kalt und ſtarr, wie er iſt, muß er doch helfen, an der Erde lebendigem Kleid zu wirken.

Aber kehren wir noch auf einen Augenblick zu unſerer vorigen Annahme zurück. Wenn die Erde ihres Pflanzenlebens bar wäre, ſo könnte auch keine Thierſchöpfung beſtehen. Denn auch dieſe hat in der Pflanzenwelt ihre nothwendige und unerläßliche Vorausſetzung. Die Fleiſchfreſſer nähren ſich von dem Fleiſche der Pflanzenfreſſer, die wiederum an ihrem Theil die Koſtgänger der Pflanzen ſind. Ja bei den meiſten niedern Thieren iſt das Verhältniß zur Pflanzenwelt noch enger: es iſt ihnen gar keine Wahl in ihrer Koſt geſtattet, wie etwa unſern Hausthieren, ſondern viele derſelben exiſtiren ſchlechthin nur als Bewohner einer einzigen Pflanzenſpecies; auf ihr werden ſie geboren, von ihr nähren ſie ſich, und wenn ſie abſtirbt, gehen ſie mit ihr zu Grunde.

So iſt alſo der Verwitterungsproceß der nothwendige Vorläufer der Pflanzen- und Thierſchöpfung geweſen; daß die Erde ſich mit Pflanzen bekleidet, daß ſie ſich mit Menſchen und Thieren bevölkert hat, dazu hat er den erſten Grund gelegt.

Dieſe Bedeutſamkeit, welche der Verwitterungsproceß für den Geſammthaushalt der Natur gehabt hat, läßt ſich ohne Mühe noch jetzt in den geologiſchen Blättern der Erdgeſchichte nachweiſen. Wir ſchicken dazu einige allgemeine Sätze über das Wechſelverhältniß zwiſchen Pflanze und Bodenbeſchaffenheit voraus. Wo der Boden eine recht gemiſchte Beſchaffenheit hat, da gedeiht der Pflanzenwuchs bekanntlich allemal am üppigſten, während ein Boden, der keine große Verſchiedenheit mineraliſcher Stoffe hat, auch nur eine dürftige, wenigſtens nur eine einförmige Vegetation ernährt. Hierauf beruht auch die Unterſcheidung von ſogenannten Charakterpflanzen des Bodens, d. h. von Pflanzen, welche durch ihr Auftreten anzeigen, daß gewiſſe Stoffe, z. B. Kalk oder Kali ꝛc., die vorherrſchenden Beſtandtheile des Bodens ſind.

Wo demnach ein Boden einen hinreichenden Vorrath aller derjenigen Stoffe enthält, die zum Zweck der Pflanzenernährung nothwendig ſind, da werden nicht allein diejenigen Pflanzen gedeihen, die überall fortkommen (ſogenannte bodenvage), ſondern auch ſolchen, die nur in einer ganz beſtimmten Bodenmiſchung gedeihen, den ſogenannten bodenſtetigen Pflanzen, wird dabei ein ihren Bedürfniſſen entſprechendes Medium geboten ſein. Je mehr nun aber ferner die verſchiedenen Bodenarten durch die Gewalt des Waſſers untereinandergemiſcht ſind, um ſo günſtiger und größer iſt das Feld für Ausbreitung der Pflanzen geworden. Je mehr wir uns mithin in der Geſchichte der Erde, wie ſie auf den Rieſenblättern der Geſteinslagen und Schichten aufgezeichnet iſt, der jetzigen Periode annähern, um ſo mehr nimmt auch die Pflanzenwelt an Arten zu. Mit dem zunehmenden Artenreichthum der Pflanzen aber wurden zugleich die Lebensbedingungen für viele Thiere geſchaffen, ſo daß dieſelben, wenn ſie endlich ins Daſein traten, gleichſam den Tiſch gedeckt, die Wohnung bereit fanden — und das Alles durch den ſchöpferiſchen Einfluß der Verwitterung.

Ich ſprach vorhin von dem praktiſchen Intereſſe, welches eine genaue und erſchöpfende Kenntniß des Verwitterungsproceſſes dem Landwirthe darbietet; auch hierüber ſeien mir noch einige Bemerkungen geſtattet. Es iſt eine allbekannte landwirthſchaftliche Erfahrung, daß ein Feld nicht zwei Jahre hintereinander mit derſelben Frucht bebaut werden darf, wenn die Ernte gerathen ſoll. Woher rührt das? Früher nahm man an, als ob die Pflanzen giftige oder narkotiſche Stoffe ausſonderten; man betrachtete dieſelben als die Excremente der Pflanzen, und da nun kein Geſchöpf in ſeinen eigenen Excrementen zu leben vermag, ſo könne, folgerte

Digitized by Google

man, auch nicht eine und dieselbe Frucht zwei Jahre hintereinander in demselben Boden gebaut werden. Diese Annahme war sehr künstlich, aber auch so thöricht, daß sie heutzutage gewiß Niemand mehr zu vertheidigen Lust hat. Die wahre Lösung des Räthsels bietet uns auch hier wieder der Verwitterungsproceß. Die Erfahrung hat den Landwirth gelehrt, einen gewissen Fruchtwechsel einzuhalten, gleichsam einen Cirkel zu beschreiben in der Wahl und Aufeinanderfolge der Früchte. Der Boden, sagt der Landwirth, ist für Roggen, Weizen ꝛc. erschöpft; ich werde in diesem Jahre eine Grünfrucht bauen müssen. Uebersetzen wir das in die Sprache der Wissenschaft, so ergiebt sich Folgendes: Die Gewächse, die wir bauen, stellen gewisse Anforderungen an den Boden; sie verlangen die Gegenwart gewisser Mineralstoffe, die sie aufnehmen und zu ihren physiologischen Funktionen verwenden in derselben Art, wie die Hausthiere ein gewisses Futter verlangen. Die Halmfrüchte z. B. gedeihen nur da üppig, wo phosphorsaure Salze im Boden sind; ein Boden, der kein Kali enthält, sagt der Kartoffel nicht zu, der Klee gedeiht am besten auf einem Felde, das gegipst ist ꝛc. Haben wir nun in einem Jahre Weizen gebaut, so hat der Boden an phosphorsauren Salzen eine bedeutende Einbuße erlitten. Wollten wir im nächsten Jahre wieder Weizen bauen, so würde sich ein Mangel an diesen Salzen fühlbar machen; die Halme würden diejenigen Stoffe nicht finden oder doch nicht in gehöriger Menge finden, deren sie zur Entwickelung ihrer vegetabilischen Vollkraft bedürfen; sie würden mithin verkümmern und zu Grunde gehen. Nach einem gewissen Verlauf von Jahren ist dieser Verlust ersetzt — aber wodurch? Wiederum einzig und allein durch den Verwitterungsproceß. Unablässig thätig in der Bodenkrume, stellt er in einer gewissen Zeit aus dem noch unzersetzten Gestein einen ganz neuen Boden her; die Zeit aber, in welcher diese Neubildung stattfindet, entspricht eben der Umlaufszeit eines Fruchtwechsels. Das ganze System des Fruchtwechsels gleicht somit der regelmäßigen Einrichtung eines Uhrwerks; der Verwitterungsproceß aber ist die Feder, welche dasselbe in Bewegung erhält.

(D. Ruf.)

Die Dampfschiffsschraube.

Welche Entwickelung einer zwar lange geahnten oder bekannten, aber bis vor etwa 150 Jahren unbeherrschten, des menschlichen Willens spottenden Kraft von jenem ersten bescheidenen Versuche einer Dampfmaschine zu technischen Zwecken zweier englischer Handwerker (Newcomen und Cavley) bis zu den complicirtesten und doch so wundervoll harmonischen tausend und aber tausend Maschinen, die jetzt die gewerbliche Thätigkeit so riesig fördern, wie den zu Schrift gewordenen Gedanken beflügeln! — von jenem Versuche eines Dampfschiffs durch den spanischen Seecapitän Blasco de Garay in Barcelona (1543), der mehr wie eine zauberhafte Mähre zu uns gedrungen und wahrscheinlich mit seinem Urheber in den Kerkern der „heiligen" Inquisition sein Grab gefunden, bis zu der stolzen Sprache der englischen Presse in unsern Tagen, die sich über die Maschinen „von zauberischer Schnelle" auf ihren seit zehn Monaten vom Stapel gelassenen Schiffen verbreitet!

Die gewaltige Kraft des Dampfes war dem Alterthum nicht unbekannt. Schon zufällige Unglücksfälle mußten sie ihm zur Anschauung bringen; wohl aber war ihre Beherrschung, ihre Dienstbarmachung für bestimmte Zwecke durch den menschlichen Geist unserm Jahrhunderte vorbehalten und zwar sollten fast alle Völker, alle Stände sich an der Kindheit der Entdeckung versuchen, bis sie aus dem erfinderischen Geiste eines Watt und Fulton in ihren beiden Hauptrichtungen in einer Vollkommenheit sprang, der die folgenden Jahrzehende nur die ämsig fortbildende und feilende Hand sowie die verschiedenartigste Anwendung hinzufügen konnten. Auch ihre Märtyrer hatte sie, wie alle großen Erfindungen, Entdeckungen und Wahrheiten. Dem Spanier Blasco de Garay reiht sich in ähnlichem traurigen Geschick der Flamländer Salomon de Caus an, Baumeister des Kurfürsten von der Pfalz. Als seine Versuche über die Dampfkraft (1615 in einem Werke über „Die bewegenden Kräfte," Frankfurt a. M., niedergelegt), in Deutschland auf dürren Boden fielen, hoffte er von Cardinal Richelieu Anerkennung. Seine deutsche Zähigkeit fand nur das — Irrenhaus und sein niedergedrückter Geist endlich den Irrsinn, den jene Zeit irrthümlich in seinen ihr vorauseilenden Ideen entdecken zu sollen glaubte. Besser erging es einem französischen Edelmann in Lyon, Jouffroy (1783), der die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt zu ermitteln suchte und für seine nicht sofort gelungenen Versuche sich wenigstens nur den Spott des Volks und den ironischen Beinamen „Pumpenjouffroy" zuzog. Die Palme des Preises auf diesem Gebiete sollte zuerst James Watt (geb. zu Greenock in Schottland im Jahre 1736 von unbemittelten Aeltern, gestorben 1819), vom einfachen bescheidenen Arbeiter zum Vater der englischen Gewerbthätigkeit geworden, und der Amerikaner Robert Fulton erringen — jener der Erfinder der heutigen Dampfmaschine mit

doppelter Verdichtung, dieser von Napoleon für einen Träumer erklärt, von England hingehalten, in seiner Heimath der erste Erbauer eines mit Erfolg fahrenden Dampfbootes, aber selbst noch vor der riesenhaften Entwickelung seiner großen Gedanken unter Verkennung und Verdrießlichkeiten aller Art doch der Märtyrer seines Ruhms.

Die bewegende Kraft des Dampfes führt uns über Land und Wasser. Während den künstlichen Mitteln zum Transport über Land viele natürliche zur Seite stehen, sind wir bei der Weiterbewegung über Wasser lediglich auf die von der Kunst geschaffenen Hülfsmittel angewiesen. In demselben Maße muß die Wichtigkeit der letztern wachsen und ist jede Vervollkommnung des einzigen Wasserbeförderungsmittels, der Schifffahrt, von unendlicher Bedeutung. Indem wir uns eine möglichst anschauliche Darstellung der Dampfmaschine und der dabei in Betracht kommenden Kräfte, welche der Industrie und dem Verkehre einen so wunderbaren Aufschwung verliehen haben, für ein andermal vorbehalten wollen, werden wir dem Leser hier für jetzt das Bild einer sehr wesentlichen Verbesserung der Dampfschifffahrt zu geben suchen. Es ist ihre Vervollkommnung durch die Schraube als Triebapparat für Dampfboote.

Eine Schraube kennt wohl Jedermann; die Wissenschaft nennt sie eine um einen Cylinder herumgewundene schiefe Ebene. Man schneide sich ein rechtwinkeliges Stück Papier, befestige es mit der einen verticalen Seite des rechten Winkels an den Cylinder, drehe dann das Papier um den Cylinder, und man wird an dem Verlaufe der schiefen Ebene um denselben die Linien der Schraube, den Schraubengang, vorgebildet haben. Auch die Wirkung der Schraube ist allgemein bekannt. Um sich aber ihre Anwendung bei der Fortbewegung des Schiffs zu versinnlichen, lasse man einstweilen die Vorstellung von einer gewöhnlichen Schraube bei Seite, und denke sich ein Rad mit drei oder vier Flügeln, das sich in einem Ausschnitte des Schiffes an seinem hintersten Theile unmittelbar vor dem Steuerruder ganz unter Wasser befindet. Befestigt ist es an einer Welle (Walze), die mit der Längenachse des Schiffs parallel durch eine Oeffnung in das Innere desselben hineingeht und dort von einer Dampfmaschine gedreht werden kann. Aber auch die Flügel dieses Rades haben keine Aehnlichkeit mit den Schaufeln eines gewöhnlichen Dampfbootrades, die bei ihrer Drehung mit den Schaufelflächen auf das Wasser schlagen, sondern sie gleichen vielmehr den Flügeln eines verkleinerten Windmühlenrades, die eine zur Drehungsachse nicht völlig senkrechte Lage haben und nicht aus einer ebenen Fläche bestehen, sondern aus einer solchen, die in der Nähe des Mittelpunktes mit der Drehungsachse einen kleinern Winkel bildet als an den äußern Endpunkten. Daher wird ein solches Rad bei seiner Drehung das Wasser nicht schlagen, sondern größtentheils durchschneiden und nur mittels der schiefen Stellung der Flügel auf das Wasser einen gewissen Druck ausüben. Sollte man gleichwohl noch nicht ganz klar einsehen, wie man dem eben beschriebenen Rade den Namen einer Schraube geben konnte, so versinnliche man es sich nochmals durch folgende Operation. Auf einem gedachten Cylinder vor dem Durchmesser des Rades vom äußersten Rande eines Flügels bis zum äußersten Rande des entgegengesetzten schneide man Schraubenwindungen ein, deren Vertiefungen bis nahe auf die Achse des Cylinders reichen, und deren erhabene Theile nur so dick seien wie die Flügel des oben betrachteten Rades. Schneidet man nun aus diesen erhabenen Schraubenwindungen durch gegen die Achse laufende Schnitte einzelne Segmente heraus, so erhält man genau die oben beschriebenen Flügel; und denkt man sich drei oder vier dieser Segmente so auf einer Achse befestigt, daß sie auf gleichweit entfernten Punkten des gleichen um die Achse gezogenen Kreises stehen, so setzen sie miteinander das ganze Flügelrad zusammen, das daher den Namen „Schraube," freilich einer sehr großen und tiefgeschnittenen, aber kurzen, mit Recht erhalten konnte.

Aus der schraubenförmigen Gestalt der Flügel wird sich auch annähernd die Wirkungsweise derselben leicht erklären lassen. Man denke sich zuerst wieder eine vollständige Schraube, die von einem festen dichtanschließenden Körper umgeben wäre, allenfalls von Eis statt Wasser. Da die Achse der Schraube mit dem Schiff fest verbunden ist, so wird letzteres die Bewegungen der Schraube mitmachen, sich mit gleicher Geschwindigkeit vor- oder rückwärts bewegen. Man erkennt aber leicht, daß dies sich etwas anders verhalten wird, wenn der die Schraube umgebende Stoff keine feste Masse ist. In diesem Falle wird sie sich nur theilweise auf jene Art bewegen, zum Theil aber die weiche verschiebbare Masse selbst rückwärts stoßen oder vorwärts ziehen, und zwar umsomehr, je mehr die umgebende Masse dem flüssigen Zustande nahe kommt. Im Wasser also wird die Schraube zwar immer noch einen Theil der Bewegung, die sie bei ihrer Umgebung durch einen festen Körper hatte, nach der Richtung ihrer Achse behalten; außerdem wird sie auch dem Wasser selbst eine bedeutende Geschwindigkeit nach der entgegengesetzten Richtung mittheilen, weil ihr dasselbe nicht mit der gleichen Kraft Widerstand leisten kann wie ein fester Körper. Jene der Schraube übrig bleibende Bewegung ist nun eben die nützliche, dem Schiffe zugute kommende Bewegung und ihre Geschwindigkeit die Geschwindig-

keit, mit der das Schiff fortgetrieben wird; die Bewegung des die Schraube umgebenden Waſſers iſt für den Zweck, den hier die Schraube erreichen ſoll, verloren; ebenſo die Kraft, welche dieſen letztern Theil der Bewegung hervorbringt, nur ein Opfer für den nützlichen Theil der Wirkung der Schraube. Dieſe ſchädliche Bewegung der Schraube nennt man ihren „Rücklauf;" ſie wird gewiſſermaßen auf ihrem Wege durch eine entgegenwirkende Kraft zurückgeſtoßen. Was wir hier von der vollſtändigen Schraube angeführt, paßt mithin auch auf das zum Treiben der Schiffe verwendete Flügelrad, auf die Schiffſchraube. Alles aber iſt damit noch nicht erklärt; namentlich auch die für den Bau der zweckmäßigſten Schraube ſo nöthige Kenntniß der Kräfte, mit welchen die Schraube während ihrer Bewegung ſowol auf das Waſſer als auf das Schiff wirkt, noch keineswegs erſchöpft. Für unſern Zweck aber genügt es ſchon, die allgemeine Conſtruction möglichſt klar gemacht zu haben und die Vorzüge dieſer Art Dampfſchiffe, deren erſtes gelungenes, „Der Archimed," im Jahre 1838 erbaut wurde, vor den Schiffen mit Schaufelrädern anzudeuten. Bei der ſeit jener Zeit bedeutenden Vervollkommnung der Schraubenſchifffahrt und ihrer Anwendung auf viel größere Schiffe dürfte der Hauptvorzug derſelben in einer wenn nicht ſchnellern, doch zweckmäßigern Bewegung ſtattfinden, namentlich auch in dem Wegfall des bei Räderſchiffen ſo unangenehmen und auch in hohem Grade auf deren Mechanismus zerſtörend wirkenden Zitterns. Bei ſtark bewegtem Waſſer wird die Maſchine der Räderſchiffe durch deren Seitenſchwankungen, welche bald das eine bald das andere Rad übermäßig tief eintauchen oder zu weit aus dem Waſſer ſich heben laſſen, gezwungen, auf eine höchſt ungleichförmige und deshalb für ihre Erhaltung ſehr gefährdende Weiſe zu arbeiten. Die in der Mitte des Schiffsquerſchnitts angebrachte Schraube dagegen wirkt auch ſtets wiederum auf die Mitte des Schiffs und veranlaßt daher niemals Seitenbewegungen und giebt der Maſchine ſtets einen gleichförmigen, niemals aber einſeitigen Widerſtand zu überwinden. Aus ähnlichen Gründen kann ein Schraubenboot viel leichter als ein Räderboot mit Segeln und Dampf zugleich getrieben werden, da die Segel ebenfalls oft eine geneigte Stellung des Schiffs bewirken. Bei Kriegsſchiffen hebt man auch noch den weitern Vortheil hervor, daß die Schraube ſelbſt ſowie der größere Theil der Maſchine ſich unter dem Waſſerſpiegel befinden, daher einer Beſchädigung durch feindliche Kugeln weniger ausgeſetzt ſind als die Räder und Maſchinen der Räderſchiffe. Die ausgedehnte Anwendung der Schraube in neueſter Zeit, namentlich zum Treiben großer Meerſchiffe (bei niedrigem Fahrwaſſer, zur Kanalſchifffahrt, ſcheint das Schraubenſchiff nachzuſtehen) erklärt ſich daher von ſelbſt.

Die Schraube dreht ſich in einer beſtimmten Zeit viel öfter herum wie die Schaufelräder eines mit gleich kräftigen Maſchinen arbeitenden Dampfboots. Aus dieſer drei bis fünf mal größern Umdrehungsgeſchwindigkeit geht auch der weſentliche Unterſchied der für beide Arten von Schiffen verwendeten Dampfmaſchinen hervor. Man erreicht jetzt die nöthige Geſchwindigkeit der Schraubenwelle zumeiſt dadurch, daß man die Maſchine kürzere und dafür um ſo ſchneller aufeinanderfolgende Kolbenhübe machen läßt.

Die Geſchichte des Schraubenboots iſt, nachdem man die erſten Schritte zur ausgedehntern Anwendung dieſes Treibapparats gethan, durch die raſche Entwickelung intereſſant, welche ſie in neueſter Zeit gefunden. Dem erſten franzöſiſchen, 1842 in Havre erbauten Schraubenſchiffe mit 130 Pferdekräften, dem „Napoleon," folgte ſchon 1845 das Wagniß, eins der größten überhaupt je erbauten Dampfſchiffe, den Great Britain, mit 1200 Pferdekräften, durch die Schraube bewegen zu laſſen. Auch das Mißgeſchick, das dieſen Rieſen unter den Schiffen betroffen, konnte das Vertrauen auf die neue Erfindung nicht erſchüttern, und bei der neueſten ſo koloſſalen Vermehrung der Flotten Englands und Frankreichs ſpielt die Schraube als Bewegungsmittel für die Schiffe eine Rolle, auf die wir Alle jetzt erwartungsvoll genug blicken. (Unt. a. H. H.)

Das deutſche Theater in New York.

Den erſten ernſtlichen Verſuch, den Hanswurſt von der deutſchen Bühne zu verbannen, machte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Profeſſor Gottſched in Leipzig an der Bühne der Neuberin. Der vollſtändige Erfolg ſcheiterte jedoch ſowohl am Publikum der damaligen Zeit, das ſeinen ergötzlichen Liebling ungern entbehrte, als auch an den zahlreichen, mitunter geiſtvollen Feinden, die Gottſched, trotz ſeiner mannichfachen Verdienſte um deutſche Literatur, durch ſein aufgeblähtes, pedantiſches Weſen ſich zugezogen. Ein ungleich günſtigeres Reſultat krönte kurz darauf die Bemühungen der Hamburger Bühne, die unter Leſſing's Einfluſſe und Schröder's Direktion der dramatiſchen Kunſt eine neue Periode eröffnete. Der Name Eckhof allein genügt für

die Berühmtheit jener Zeit. War indeß auch auf einigen Hauptbühnen ein entschiedenes Streben nach dem Edleren gesichert, im Ganzen war die damalige deutsche Bühne noch in einem schmählichen Zustande. Wandernde Truppen durchzogen nach Zigeunerart Deutschlands Gauen und trieben ihr Unwesen bis zu den tollsten Excessen. Irgend eine beliebige Scheune wurde in Thaliens Hallen umgewandelt, die Stücke secirt, je nach der Stärke des jedesmaligen Personals, hinsichtlich Requisiten und Scenerien aus der Noth eine Tugend gemacht und als Entschädigung für das Ganze mußte wiederum der unvermeidliche Hanswurst herhalten. Unsere Theaterliteratur wimmelte von Anekdoten aller Art, wozu die unerschöpfliche Erfindungsgabe jener genialen Horden Anlaß gegeben und mancher später berühmte Namen zählte Jahre lang zu ihnen. Die rothe Perücke galt damals als unzertrennlich von dem Fache des Intriguants, und ohne sie war ein vollkommener Bösewicht undenkbar und sein Fiasco gewiß. Es bedurfte des sich jener Zeit Bahn brechenden Talentes eines Ludwig Devrient, der unter dem Namen Herzberg bei der Lange'schen Truppe seine künstlerische Laufbahn eröffnete, diesen Unfug von der deutschen Bühne zu entfernen. Er wagte zuerst, den „Franz Moor" nach seinem eigenen Kopfe zu spielen, und schüttelten auch in Betracht des ungeheuern Wagestückes Direktor und Personal bedenklich die Köpfe, so lehrte doch der Erfolg, daß sich der wahre Künstler nicht an Vorurtheil und Tradition zu halten brauche und nichts ihn beschränke, sich seine eigene Welt zu schaffen. Mit jener ersten Aufführung der „Räuber" in einem Wirthshause in Gera beginnt der Name Devrient bekannt zu werden, und dieselbe Rolle war es, in der der große Devrient 12 Jahre später, (1815) nach Iffland's Tode an dessen Stelle berufen, in Berlin debutirte und einen Triumph errang, unerreicht bis jetzt in der Geschichte des deutschen Theaters.

Wie viel inzwischen für deutsche Kunst geschehen, wie unsere besten Dichter ihr Leben derselben gewidmet und sie zu einer sittlichen Erziehungsanstalt für die Jugend und einem getreuen Spiegel für das reifere Alter umgeschaffen, dafür fehlt uns der Raum hier näher zu beleuchten; genug, das deutsche Schauspiel hat sich zu einer Reinheit emporgeschwungen, mit der keine andere Nation sich zu messen vermag, und es zählte zu seinen Verkündigern noch Schauspieler und Schauspielerinnen genug, die durch edle Einfachheit und wahre Priesterweihe einen wohlthuenden Contrast bilden zu der marktschreierischen Charlatanerie englischer Coulissenreißer und den frivolen Licensen leichtfertiger Franzosen. * — Noch die letzten europäischen Zeitungen brachten uns die Kunde von einem Cyklus von Mustervorstellungen, die bei Gelegenheit der Eröffnung des Glaspalastes in München dort gegeben wurden. Die ganze dramatische Blüthe Deutschlands hatte sich vereinigt, um die Geistesprodukte eines Schiller und Lessing wieder einmal würdig zur Aufführung zu bringen, und die Besetzung derselben nennt uns einen Verein von Namen, wie sie nur am deutschen Theaterhimmel glänzen. Einen solchen rein geistigen Kunstgenuß entbehren wir schmerzlich diesseits des Oceans, um so schmerzlicher, wenn wir, denn das ist die Aufgabe dieser Zeilen, aus jener Glanzperiode des europäisch-deutschen Theaters auf die Chronique scandaleuse des amerikanisch-deutschen zurückblicken, da es am Ende besser ist, das Uebel an der Wurzel kennen zu lernen.

Das einzige deutsche Theater New Yorks, das sich aus dem letzten Jahrzehend bis vor ungefähr drei Jahren gehalten, war das im Mager'schen Wirthshause in Elisabeth Straße. „Theater" war eigentlich blos das Aushängschild, „nach der Vorstellung Tanzvergnügen" bildete des Pudels Kern. Wüste Orgien und Bacchanalien, die in ungebunden tollem Treiben bis zum frühen Morgen währten, brachten das Haus in einen Ruf, der es verbot, in anständiger Gesellschaft vom deutschen Theater zu reden; das schöne Geschlecht namentlich sah man daher nur in seinem Auswurfe vertreten und die Männer vertrieb der Ekel alsbald wieder, wenn die Neugier sie hingeführt. Die Vorstellungen selbst waren von einer puritanischen Einfachheit; das Orchester bildete in früheren Jahren eine Violine, deren Geiger gemüthlich sein Pfeifchen dabei schmauchte, und eine Baßgeige, die mit der Bierstimme ihres Virtuosen wetteiferte. Das Personal bestand aus Leuten, die durch irgend ein Handwerk des Tags über ihr Brod zu verdienen suchten, und wenn auch nicht für die Ehre, doch für ein besseres Leben nebenbei des Abends Komödie spielten. Das Repertoir dieser Bühne war durchaus kein beschränktes, klassische Stücke waren keine Seltenheit und wir erinnern uns namentlich einer Aufführung des „Don Carlos," der wir, aus Neugier getrieben, dort beiwohnten und die uns durchweg originell und jedenfalls spanisch genug vorkam. Eine besondere Hülfsquelle der Mager'schen Bühne war es, in Ermanglung neuer Stücke die alten unter neuen Namen zu geben, ein Mißbrauch, der sich bis auf die neueste

* Eine Ansicht des Verfassers, welche wir nur in soweit theilen können, als sich die Coulissen-Reißerei der englischen Schauspieler nur in Tragödien bemerklich macht. Im Lustspiel leisten sie oft Treffliches. Die hervorragenden Eigenschaften des französischen Theaters scheinen uns mehr in der Grazie der Darstellung, der Lebendigkeit der Aktion und in ihrem unübertrefflichen Zusammenspiel zu suchen zu sein, als in den gerügten Fehlern. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Zeit im Theaterleben New Yorks erhalten. Die Leitung dieses Theaters wechselte manigfach und die Leiter desselben bestanden, mit Ausnahme einiger Wenigen, die ein vielbewegtes Leben und ein für das Schöne noch nicht ganz erstorbener Sinn hier auf halbem Wege danieder geworfen, aus Kerlen der bodenlosesten Gemeinheit und Frechheit, die irische Rowdiesbanden als physische Stützen des deutschen Theaters engagirten und nichts desto weniger an Spielabenden die meiste Schminke auf ihre blauen Augen verwenden mußten. — Das vor vier Jahren im Olympic unter Fassert's Direktion eröffnete Theater gab der Mager'schen Bühne endlich den Todesstoß, sie fristete noch auf kurze Zeit ein kümmerliches Dasein und ging sodann den Weg alles Fleisches, New York nicht um eine Bühne, aber um ein Tanzvergnügen ärmer machend. Das Fassert'sche Unternehmen begann unter den günstigsten Auspicien, überfüllte Häuser fanden Geschmack an den Vorstellungen der keineswegs ganz zu verwerfenden Truppe und das Publikum fühlte allmälig das Bedürfniß, sich in einem anständigen Theater zusammen zu finden und die Schöpfungen vaterländischer Dichter verkörpert zu sehen. Doch nicht lange sollte es währen, da fing der Wurm Intrigue an dem noch grünen Baue schon zu nagen an, Fassert war nicht der Mann dazu, ihn unschädlich zu machen und so fraß er denn um sich mit reißender Schnelle und schon ein paar Monate nach seinem Entstehen schloß der erste Akt des neuen Theaters mit einem Bankerotte. Die Gesellschaft spielte hierauf auf gemeinschaftliche Kosten einige Wochen weiter und die folgende Saison übernahm Burgthal die Leitung derselben, ein Mann, dessen Bornirtheit die sicherste Garantie für den traurigen Schluß des zweiten Aktes gab. Seine Direktion zeichnete sich durch Lächerlichkeiten aller Art aus, wovon das Debut des angeblichen Obristlieutenants nicht die geringste war. Der dritte Akt bestand aus unzähligen Abtheilungen, während deren fast jeder derzeitige Schauspieler das Steuerruder auf Wochen oder weniger übernahm und es mit der Einsicht verließ, daß sein Arm zu schwach sei, es zu führen und das lecke Schiff wieder dem Nächstbesten anheimfiel. Der vierte Akt spielte unter Pleyel in der Stadt und auf dem Lande; den Fall des Sommertheaters in Hoboken beschleunigte ein dringender Mahnbrief in den Händen des Sheriffs und mit ihm die Flucht des Herrn Direktors. Voriges Jahr kam das Theater endlich in die Hände Krüger's, eines ehemaligen Mitglieds der Mager'schen Bühne, und Haman's, des Garderobiers, und leierte sich, zeitweilige Wechselfälle in der Direktion ausgenommen, in dem alten Schlendrian bis zum Ende der Saison fort und bildet so demnach den fünften Akt des „Theater-Trauerspieles" in New York. Da nun fünf Akte das gewöhnliche Quantum eines soliden Trauerspieles bilden, so hoffen wir, daß die New Yorker Theater-Misere keine Ausnahme von der Regel machen und dem gerechten Tode dramatischer Leiden nicht entgehen werde. Denn hat das St. Charles-Theater auch für die nächste Saison bereits nach altgewohnter Weise Unendliches versprochen, so wissen besagte Herren doch zur Genüge, daß das Publikum längst über sie gerichtet und daß ihr Leben nur noch ein Scheinleben ist, das letzte Aufflackern einer Lampe vor dem Erlöschen. Das hiesige Theater bedarf endlich einer gründlichen Säuberung von dem alten Sauerteige, den ihm das letzte Jahrzehend angeklebt; ein reiner, besserer Geschmack muß an dessen Stelle treten, und vor Allem bedarf es einer kunstsinnigeren Leitung, als die bisherige. Unter solchem Regimente ist keine Veredlung denkbar, und wir können darüber nur mit Marquis Posa rufen: „Auf diesem starren Boden blüht keine meiner Rosen mehr."

Ein neues Unternehmen, das der Herren Hoym und Sigrist, ist bereits angekündigt. Ein prachtvolles Lokal, das keinem englischen nachstehen soll, ist versprochen und die Regie, so viel man hört, Dr. Langenschwarz übertragen. Hält dieses Haus, was es zugesagt, ein unermüdetes Streben nach Besserem, um das deutsche Schauspiel auch hier zu Ehren zu bringen, so verdient es die Unterstützung des Publikums, und auch wir werden ihm die unsrige nicht vorenthalten. Tritt es aber in die Fußstapfen seiner Vorgänger, werden wir von den Ersten sein, die seine Blößen aufdecken und ihm eben so schonungslos zu Leibe rücken, wie jenen. —l.

Literatur.

Charlotte Ackermann, Roman von Otto Müller.

Gefunden, gefunden! möchte man mit Diogenes ausrufen, nachdem er endlich einen Menschen unter vielen Leuten entdeckt, denn auch wir, Freunde der Literatur, die wir gemeinschaftlich klagten über deren Verfall in der alten Heimath, können Angesichts der Charlotte Ackermann freudig ausrufen: Endlich ein ächter Brillant unter den vielen gläsernen Steinen! Aber

Digitized by Google

wo suchte auch Otto Müller nach einem Stoff für seinen Roman? Nicht in der blasirten Welt der heutigen „gebildeten Gesellschaft," nicht in den Milchtöpfen, Heugabeln und Taubenschlägen der ländlichen Einfalt, wie die Herren von Sternberg, Stifter und Rank, sondern in dem Kreise der strebsamsten deutschen Künstler und Literaten, aus einer Zeit, in der die warme Begeisterung und die frische Kraft derselben die edelsten Blüthen erzeugte. Zu den Gütern, die die deutsche Nation so groß machen in ihrer Stellung zur Civilisation, gehört wesentlich das, was sie in Kunst und Poesie geschaffen. Im vorigen Jahrhundert, als Lessing der französischen Phrasen- und Schnörkelliteratur die Schminke abgerieben und die Perrücke abgerissen hatte, so daß sie in ihrer unschönen Blöße vor den Augen des deutschen Volks dastand, als Lessing ferner mit seiner Meisterhand die ersten herrlichen Säulen der wahren, naturgemäßen Kunst in Deutschland aufgerichtet hatte, als die edelsten Kräfte des Volkes sich dem Cultus derselben begeistert zuwandten, um aus dem Theater einen Tempel der Kunst zu machen, der Allen offen stehend und auf Alle seinen veredelnden Odem ausströmen sollte — in dieser Zeit und unter den Menschen, die sich am aufopferndsten an diesem Werke betheiligten, hat der junge Dichter seinen Romanstoff gesucht. Schon diese Wahl beweist einen trefflichen Blick in der Erkenntniß des Poetischen. Die Behandlung des erwählten Stoffes zeigt uns in Otto Müller ein Talent, das um so mehr zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, je fleißiger seine Dichtung ausgearbeitet ist. Nicht nur, daß der Verfasser ziemlich bedeutende historische Studien machen mußte, um seinem Roman das Gepräge der Wahrheit jener Zeit aufzudrücken, sondern auch die Sorgfalt, mit der er die psychologische Entwickelung der Handlungen seiner Gestalten bis in die feinsten Fasern des Seelenlebens verfolgt, geben Zeugniß von dem ernsten Fleiße des Autors. Ja wir möchten fast sagen: es ist zu viel Fleiß auf diese Seite der Schilderung verwandt. Herr O. Müller scheint absichtlich und im Gegensatze zu der neuen Form der französischen Romanschreibung die in derselben allzusehr vorherrschende dramatische Form auf ihr richtiges Maaß zurückführen zu wollen, indem er die Schilderung als das eigentliche Element des Romans vorwalten ließ; in der Regel gelingen ihm diese Schilderungen meisterhaft — aber hie und da überschreitet der Verf. die doppelte Grenze, die ihm die Natur, wie die Poesie setzt. Seine Schilderungen des Herzens und Seelenlebens verfolgen dasselbe oft in so kleine und dunkle Räume, daß alle sichere Erkenntniß dort aufhört und auch nicht mehr poetisch ist, sondern anfängt wissenschaftlich zu werden. Trotz dem ist es ihm auch nicht gelungen, die Räthsel in dem Charakter der Heldin des Romans völlig zu lösen. So begreift man nicht recht, wie Charlotte, deren ganze Liebe zu Sylburg nur dadurch vom Verf. ganz richtig erklärt wird, daß ihre Phantasie den talentvollen Mann, der ihren Geist so befriedigte, mit ebenso glänzenden Tugenden umgab, auch dann noch mit gleicher Liebe an ihm hängt, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß er ein unschuldiges Mädchen schmählich verführt und sitzen gelassen. Historisch mag das richtig sein, aber O. Müller kündigt einen Roman an, und hat die historische Gestalt des interessanten Mädchens künstlerisch behandelt und daher halten wir dieses aus dem Charakter fallen für einen Fehler. Die Gestalten Sylburgs, des „Jago und Othello in einer Person," Schröders, des trefflichen Künstlers und energischen Theaterdirektors, noch mehr Eckhofs, des Vaters der deutschen Schauspielkunst, wie die der Mutter Schröders und der talentvollen Schwester Charlottens, Dorothea, sind wahrhaft plastische Zeichnungen. Hamburgs Theaterleben, das erste in Deutschland, das die Theilnahme des Volkes und dessen Kunstsinn mit sich fortriß, wird uns in dem Roman lebhaft und treu vor Augen geführt und erhält noch erhöhtes Interesse dadurch, daß der Verf., außer den schon genannten historischen Schauspielergestalten, auch noch die des Pastors Göze, des zelotischen Eiferers gegen Lessing, gleichfalls episodisch Klopstock und Claudius, den Wandsbecker Boten, auftreten läßt. Gerade für das deutsche Publikum in den größern Städten Nordamerika's bietet aber dieser Roman, außer dem Rückblick auf das so edle und fruchtbringende Streben jener Zeit, noch das besondere Interesse, daß hier das deutsche Theater auf einer ähnlichen Stufe steht, als in der Zeit vor der Schröder'schen Periode, wie in dem Roman (S. 40—42) sehr ergötzlich zu lesen ist. Auch in Amerika muß sich, wie damals in Deutschland, das Theater erst noch aus sehr niedrigen Sphären erheben, wenn es eine Kunstanstalt und ein volksthümliches Institut zugleich werden soll. Freilich fehlt es hier dazu noch an Vielem, das ist aber Alles zu schaffen, theils aus Europa, theils aus eigenem schöpferischen Geiste — und was wir hier vor drüben voraus haben, das ist die Freiheit, die damals, wie heute noch, dem deutschen Theater fehlte und deren Mangel sein Emporkommen so erschwerte und ihm gewisse Grenzen anwies, die seine vollkommene Entwickelung fortwährend hindern. Daß aber gerade unter der materiellen Handelswelt Hamburgs die Kunst ihren ersten Tempel in Deutschland gründen konnte, daß gerade die

Digitized by Google

Kaufleute damals die Beschützer der Literatur und Kunst wurden, berechtigt auch in Amerika, der größten Handelswelt, mit noch größeren Mitteln, zu der Hoffnung, daß einmal wahre Kunstanstalten hier ihren Sitz finden und heimisch werden werden. Wir empfehlen daher besonders den Kaufleuten, den Söhnen und Töchtern des „kunst- und literatur-beschützenden Hamburg" und ihrer Schwesterstädte die Lektüre der „Charlotte Ackermann."

Die nachstehenden ersten Abschnitte dieses Romans mögen unsern Lesern eine Probe des angenehmen Schilderungstalents des Verfassers und der poetischen Bedeutung seiner Heldin geben. Sollten sich dieselben hie und da unangenehm berührt fühlen durch einen plötzlichen Uebergang des Tones des Dichters in den des Geschichtsschreibers, so mögen sie bedenken, daß die wahren Thatsachen, auf die sich der Roman stützt, in sich so viel Poetisches enthalten, daß es dem Verfasser nachzusehen ist, wenn er, von der Wirklichkeit mächtig ergriffen, seiner Schilderung die passendere Form aufzudrücken zuweilen unterließ, um der Poesie der Wirklichkeit keinen Eintrag zu thun. Aus diesem Grunde erklären wir uns auch, warum der Dichter die Lücke in der Geschichte der letzten Tage Charlottens nicht ausfüllte. Der Werth des Ganzen wird dadurch nicht beeinträchtigt. So ist denn von der deutsch-amerikanischen Romanbibliothek bereits das zweite Buch erschienen, das sich den besten Romanen der Deutschen würdig anschließt.

I.

„Am Kugelsort" heißt noch heutzutage eine der vielen labyrinthartig ineinander gewundenen engen Gassen Hamburgs, welche unter dem Namen „Gänge" bekannt sind und ehemals noch mehr wie heute die Quartiere der tiefsten Armuth und Entsittlichung bildeten: dort wo die elendeste Menschheit unter der Firma Pöbel und Compagnie in allen ihren schrecklichen und traurigen Schattirungen sich gleichsam ihre besondere Stadt des Kummers, der Krankheit und des Lasters inmitten der großen Stadt des Ueberflusses und der Herrlichkeit gebaut hat. In dumpfen halbzerfallenen Häusern oder sogenannten Bausälen und Höfen, welche letztere meist wieder eigene Gassen und abgeschlossene Winkel bilden, lebt hier der Proletarier Hamburgs ein Dasein, dem vom Glück und der Freude der übrigen Welt eben so wenig Glanz beschieden wurde, als seinen feuchten Kellerwohnungen vom Sonnenlicht, welches nur in kümmerlichen Strahlen diese trüben Sitze des Elendes und der menschlichen Entwürdigung bescheint. Der Fremde, der zum Erstenmale seinen Schritt in dieses seltsam verschlungene Gewirre von Gassen, Gängen und Nebengängen lenkt, die kaum für eine Wagenspur breit genug sind, bald in holperigen Absätzen sich senken, bald wieder hügelartig emporsteigen, wird sich vergebens nach einem Ausweg aus diesem krummen, engen und winkeligen Straßenlabyrinth umsehen; ja die Augen der Bewohner blicken ihn eben so fremdartig an wie er sie, ein Beweis, daß er für sie nicht minder Gegenstand der Neugierde ist, als für ihn diese ganze fremdartige Umgebung. Bald sieht er sich, der noch eben im lauten rauschenden Gewühle der großen Stadt wandelte, wie durch einen Zauber in stille, menschenleere Bezirke versetzt; das geschäftige Leben, das Drängen und Treiben weicht einer tiefen Monotonie; nur das Hämmern und Klopfen des kleinen Handwerkers, der in dunkler Hinterstube fleißig arbeitet, dringt zuweilen aus einem der Höfe hervor, oder das Schreien eines Kindes, das buhlerische Lachen und Kichern einer geschminkten Dirne hinter dem halbverblindeten Fenster eines armseligen „Sahles," zu welchem eine schmale, gewöhnlich sehr steile Treppe von der Straße aus als einziger Zugang hinaufführt, Alles dies erinnert daran, daß auch hier das Leben noch sich fortsetzt in seinem Schaffen und Ringen, seinen Tugenden und Sünden, nur in minder durch den Schein berückender und versöhnender Gestalt.

Hier nun, am Kugelsort war es, wo an einem trüben Nachmittage des Spätherbstes 1774 eine Anzahl Menschen aus der untersten Volksklasse, junge und alte Leute von bettelhaftem Aussehen, die niedere Thür einer der ärmlichsten Wohnungen dieses Stadtviertels umstanden und, ohne trotz ihrer zerlumpten Kleider auf den fein herniederrieselnden Regen und die kalten Herbstesschauer zu achten, neugierig in das Innere der Wohnung blickten. Es war ein Haufe des armseligsten Gesindels und die ekelerregenden Gestalten mehrerer öffentlichen Dirnen bildeten gleichsam die Hefe dieser aus Schmutz, Elend und Verworfenheit zusammengesetzten Volksgruppe. Theils mit stumpfem Gleichmuth, theils mit dem Ausdruck jener frivolen Neugierde in den Mienen, die den rohen Menschen auch bei dem erschütterndsten Anblick nicht verläßt, starrten Alle auf den auf der Diele ausgestellten Sarg, darin ein Mädchen lag, dessen leidvolle Züge noch im Tode und selbst vor solchen Zeugen die rauhe Hand anklagen zu wollen schienen, die solche reine Rose knickte! So schuldlos lag sie da in ihrem armseligen Todtenkleide, die Tochter der Prostitution und des Elendes: und der Unehre letzter Schmuck, in der sie lebte und starb, ein grüner Rosmarinzweig mit schwarzem Bande um das Haupt gewunden, hätte wohl auch ohne die Kenntniß des Leides, welches ihr Herz brach, einen gefühlvollen Menschen zu der Frage bewegen können, warum so viel Lieblichkeit und Anmuth wenigstens nicht im Tode der jungfräuliche Myr-

Digitized by Google

thenkranz zieren, warum der dunkle Rosmarinzweig auf so reine Stirne noch im Sarge den Dorn der Verachtung drücken solle für ein schuldbeladenes, nun für immer ausgeweintes Dasein? Ach, des Lebens rauhe Wage, wie manche Perle schleudert sie nicht ungekannt aus der schlammigen Tiefe an des Todes öde Gestade!

Das hat sie nun davon! kreischte ein altes Weib aus dem Haufen. Da seht den Hochmuth, der noch im Sarge groß thun möchte mit seiner vornehmen Unschuld! Weil's ein Herr Baron war, ein feiner Cavalier, bildete sie sich Wunder was auf ihre verlorene Keuschheit ein und der schmucke Matrose von Helgoland mit der vollen Börse, der um sie freite und sie gar noch im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft zum Weibe begehrte, mußte mit Spott und Hohn abziehen, derweil ihr das Röckchen vorn immer kürzer und die Zeit nach der Wiederkehr des vornehmen Liebhabers immer länger wurde. Erst sang sie traurige Lieder, dann wollte sie beim Graskeller in's Wasser gehen, als ob sich's gar nicht ohne Jungfernschaft leben ließe, am Ende aber hat sie doch dran glauben müssen, daß die mit dem Baron fort war, und über dem Nachsehen ging ihr zuletzt das Lebenslicht aus.

Ein widerliches Hohngelächter der zunächst stehenden Dirnen und freche Lästerungen gegen die schöne Todte im Sarge waren die Antwort auf diese Grabrede der alten Unholdin; und das gefühllose Volk, dem einmal das Stichwort der Rohheit und Unnatur gegeben war, hatte nun gar kein Mitleid mehr mit Einer, die so lange gegen jede Gemeinschaft mit ihm angekämpft, bis der milde Engel des Todes sie für immer daraus erlöste.

So wurde, was nach einer frommen Sitte damaliger Zeit bei allen Ständen Hamburgs für die letzte Pflicht der Pietät gegen den Todten galt, daß man nämlich die Leiche vor der Beerdigung ausstellte und Freunden und Bekannten den Zutritt gestattete, im Hause der Sünde zu einer Scene der rohesten Art, und selbst der Anblick einer Leiche machte hier keine Wirkung auf diese von Laster und Elend verhärteten Herzen. Niemand beklagte das traurige Schicksal der Verstorbenen, man ehrte weder ihr Andenken, noch den Ernst der Stunde; ja, der Ausdruck von Unschuld und Seelenreinheit in den todten Zügen schien die Gemüther noch mehr zu erbittern, vielleicht weil ein dunkles Gefühl ihnen sagte, daß die Verstorbene doch besser gewesen als sie Alle, und wenigstens ihre Schmach nicht lange überlebt hatte.

Eben als die Leichenträger von St. Michaelis anlangten, erschien auf der Schwelle des Sterbehauses die hohe Gestalt einer hagern Frau von ältlichem Aussehen in einem fast theatralischen Kostüm. Sie trug ein safranfarbiges Tuch turbanartig um den Kopf gewunden und ihr buntgeblümtes Kleid von verschossenem Zitz unterschied sich ebensowohl durch den wenig ehrbaren Schnitt wie durch die große Ueberladenheit an Putz und Bändern von demjenigen anderer Bürgerfrauen. Ihr geschminktes Gesicht mit den scharfen Zügen und der spitzen Nase hatte einen ungemein frechen Ausdruck, und die braunen Augen zeigten jenen irren stechenden Blick, der bei alten Koketten den feurigen Glanz der verlorenen Jugend ersetzen soll. Einen häßlichen Schooßhund unter dem Arme, drängte sie sich ohne Umstände mit gebietendem Wesen durch den Haufen der Neugierigen, von denen sie nicht sobald erkannt wurde, als von allen Seiten der Ruf ertönte: Madame Fanny! Macht Platz für Madame Fanny!

Ihr sollt mir's alle bezeugen! rief sie in einem fremden Dialekt in heftigem Zorn, als sie an dem Sarge vorbei, welchen sie nur mit einem Blicke streifte, die Thüre zu der einzigen Stube im Erdgeschoß erreicht hatte. Wo ist die Stockelhörnin, die sich erfrecht mir sagen zu lassen, ich solle das Kind der Verstorbenen abholen, da ich ihr die Mutter in's Haus geschafft? Was geht mich der Stockhörnin ihre Wirthschaft an! Sie mag sehen, wer ihr das Kind abnimmt!

Das wird sich bald zeigen, sagte ein dickes unsäthiges Weibsbild, welches sich jetzt in keineswegs gewinnender Gestalt mit kurzgeschnittenen Haaren in die niedere Thüre pflanzte. Die da, fuhr die verrufene Herbergmutter, auf die Leiche deutend, fort, ist durch Sie in mein Haus gekommen; Sie hat für Bertha das Kostgeld bezahlt, spärlich genug; denn sie hat mir nichts eingebracht als Sorge, Aergerniß und ein Wochenbett dazu. Und nun will Sie mir auch noch das Kind aufladen obendrein? Prost Mahlzeit! Den Vater muß Sie kennen, Madame Fanny, denn wer anders hat ihn mit der Bertha zusammengekuppelt; an ihn haltet Euch also und macht Euch bezahlt für den Wurm, den ich keine Nacht länger unter meinem Dache behalte. Doch was red' ich da! Die Mutter ist todt, das Kind lebt und will ernährt sein—also kurzweg, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? — Sonst such' ich mein Recht da, wo ich's auch ohne Euch kriege—beim Niedergericht!

Die Stockelhörnin stemmte bei dieser Frage ihre beiden dicken Arme mit unbeschreiblicher Frechheit in die Seiten und hörte mit größter Gelassenheit die Wuthausbrüche ihrer Gegnerin an, deren Leidenschaft keine Grenzen mehr kannte. Nur mit Mühe hielten die Leichenträger Madame Fanny von Thätlichkeiten ab, die sich wie eine Megäre ihren Armen zu entwinden und mit geballten Fäusten auf die Stockelhörnin loszustürzen suchte, während die Zuschauer in heftigem Wortwechsel Partei für die eine oder die andere der streitenden Rivalinnen nahmen, und ein gräulicher Tumult um

Digitized by Google

die ſtille Leiche entſtand, den die Zureden einiger wenigen beſonnenen Leute vergebens zu beſchwichtigen ſuchten. Aus einem friedlichen Begräbniß drohte eine Scene roheſter Gewaltthat zu werden, ſelbſt der Ruf nach dem Straßenvogt verhallte in dem heftigen Gezänke von einem Dutzend kreiſchender Weiber und Dirnen.

Immer mehr Neugierige, darunter auch Leute aus den beſſern Ständen, verſammelten ſich vor dem Sterbehauſe, und Eine davon, — gerade diejenige, deren Erſcheinung an dieſem verrufenen Orte wohl Niemand erwartet hätte, ſah ſich durch das Gedränge bald bis auf die Diele vorgeſchoben, während ihre Begleiterin, eine wohlbeleibte ehrbare Matrone, deren Tracht die Dienerin aus reichem Hauſe verrieth, nur mit Mühe den Platz hinter ihr behauptete, nach allen Seiten hin abwehrend und die Nächſtſtehenden anflehend, ihrem Fräulein nicht zu nahe zu kommen.

Es war eine junge Dame aus vornehmem Stande, deren Erſcheinung, obwohl ſie ſelber ſichtbar beſtürzt die unheimlichen und häßlichen Geſtalten ihrer Umgebung betrachtete, dennoch hinreichte, den heftigen Streit um das Kind einer todten Mutter mit Einmal zu beſchwichtigen; Neugierde und Staunen, dazwiſchen leiſes Flüſtern und Fragen ließen im Augenblick die noch ebenſo laute Zänkerei verſtummen; die junge Dame, die ſich ſo unerwartet in dieſe ihr fremde Welt des Elends und des Laſters verſetzt ſah, faßte ſich ſchnell, trat feſten Schrittes an den Sarg und fragte mit bewegter Stimme:

Iſt das die Mutter von dem armen Kinde? O Lena, ſieh dieſe ſchöne Todte! Wer kann ſie anblicken ohne die innigſte Rührung! Aber nein, man ſoll ſie nicht ſo barbariſch behandeln; holt mir das Kind, daß ich ihm noch einmal die Mutter zeige, eh' Ihr ſie ihm für immer forttragt und es hülflos in der feindlichen Welt zurückbleibt!

Der ernſte Ton, die gebietende Miene, mit der ſie dies ſagte, übten auf die Umſtehenden eine unwiderſtehliche Gewalt aus und wie von einer höhern Macht bezwungen, riefen Alle wie aus einem Munde:

Das Kind! Bringt der ſchönen Demoiſelle das Kind der armen Bertha!

Madame Fanny, welche ſich gleichfalls neugierig zu der Unbekannten im reichen Atlaskleid drängte, hatte ihr nicht ſobald unter den feinen ſpaniſchen Federhut geſchaut, als ſie einen Schrei der Ueberraſchung ausſtieß und ganz außer Faſſung gerieth.

Wie? — Mademoiſelle Ackermann! ſtammelte ſie und küßte der jungen Dame, ehe dieſe es hindern konnte, mit vieler Affektation die Hand. Jeſu Maria! Wie kommen Ihre Gnaden in das Haus der Stockelhörnin? Ach, nicht wahr, Sie haben draußen auf der Straße den Lärmen gehört und da wollten ſie zuſehen, worüber man eigentlich ſo hitzig ſtreitet? Aber ich ſchwöre Ihnen, junge Excellenz, die Stockelhörnin hat Unrecht, ſo wahr ich die Ehre habe, die hochgefeierte Künſtlerin Charlotte Ackermann vor mir zu ſehen!

Schweigen Sie! Laſſen Sie mich! ſagte die Angeredete betroffen, und hatte Mühe, ſich von der läſtigen Perſon loszumachen, die mit Einmal eben ſo geziert und demüthig wurde, als ſie vorhin frech und hochfahrend geweſen war.

Voll Beſtürzung, ſich erkannt zu ſehen, wußte Charlotte nicht, ob ſie bleiben oder raſch von dannen gehen ſolle. Lena zupfte ſie ein über's andere Mal am Kleide und bat um Gotteswillen, nicht länger zu verweilen: O Himmel! was werden die Leute ſagen, wenn ſie hören, daß Sie in dieſem Haus waren! Was wird Ihre Frau Mutter ſagen — und Mamſell Dorothea — und der Herr Bruder — ach, der Herr Bruder! — Fort! fort! ehe es noch weiter ruchbar wird, mir geht vor Angſt ſchier der Athem aus! — So flüſterte die beſorgte Matrone ihrer jungen Gebieterin ins Ohr und ſuchte ſie faſt mit Gewalt vom Sarge hinwegzuziehen. Aber ſchon reichte man Charlotten das Kind der Verſtorbenen, ſie ergriff zitternd den ſchlummernden halbnackten Säugling, drückte ihn ſanft an die Bruſt der todten Mutter und ſagte:

Nun iſt's gut, Leute! Macht den Sarg zu und gönnt dem armen Weibe den ewigen Frieden. Für das Kind aber will ich ſorgen, und damit es nicht friere, ſo wickelt es einſtweilen in meinen warmen Shawl, bis ich das nöthige Kinderzeug herbeigeſchafft habe. Ach, nicht wahr, liebe Frau Stockelhörnin, Sie behalten das arme Weſen noch ſo lange bei ſich und pflegen es treulich, bis ich ihm ein anderes Unterkommen verſchafft habe? Hier iſt Geld für ſeine Pflege, ich zahle gerne noch mehr, ſo viel Sie fordern, nur hüten Sie mir es achtſam, daß es keinen Schaden nimmt.

Die Herbergmutter griff mechaniſch zuerſt nach der Börſe, dann nach dem Kinde, wickelt es in den feinen Kaſchemir und verſprach mit ſtotternder Stimme Alles zu thun, was Mademoiſelle befehle.

Der Name Charlotte Ackermann hatte wie ein elektriſcher Funke alle Anweſenden durchzuckt, und obwohl die meiſten kaum wiſſen mochten, wen er bezeichnete, ſo wirkte doch ſein bloßer wohlbekannter Klang ſo mächtig ſelbſt auf dieſe Menſchen der unterſten Volksklaſſe, daß ſie darüber ſo gar die rührende Scene mit dem Kinde vergaßen und mit ſtummer Ehrfurcht das Wunder von Hamburgs größter Berühmtheit betrachteten. Wie aber jetzt Charlotte ſich anſchickte, das Haus zu verlaſſen und freundlich grüßend der Thür zuſchritt, drängten ſich Alle mit ſtürmiſchem Eifer an ſie heran, man faßte den Saum ihres Gewandes, ihn zu küſſen, man beugte ſich vor ihr wie vor einer höhern Erſcheinung und die eben noch im Grimme einander geflucht,

segneten vereint den guten Engel und nannten ihn schluchzend: Charlotte Ackermann.

Nur mit Mühe gelang es ihr auf die Straße zu kommen. Lena trieb hastend zur Eile.

Schnell, schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren; in einer halben Stunde beginnt die Komödie und die Garderobiere wartet gewiß im Ankleidezimmer schon lange mit Aengsten auf Sie.

Komödie? versetzte Charlotte wie aus einem Traume erwachend. O Lena! Wüßten die Menschen, wo die wahre Komödie gespielt wird, sie besuchten nicht das Haus der Täuschung und der blendenden Kunst, um sich von auswendig gelernten Worten erschüttern, vom einstudirten Spiel der Empfindungen hinreißen zu lassen!

II.

Gegenüber der großen Michaeliskirche, in der Straße, welche noch heut zu Tage der Kreyenkamp heißt, in der Nachbarschaft des Krameramtheiles, stand zu jener Zeit ein zweistöckiges Wohnhaus, das sich eben sowohl durch seine ansehnliche Größe, wie durch seinen neueren Baustyl vor den meisten Gebäuden der Umgegend auszeichnete. Den mit durchbrochener Schnitzarbeit verzierten Erker, welcher an der Südseite vorsprang, stützten drei Karyatiden; auch die Fenstereinfassungen und Thürpfosten waren mit ähnlichen Kranzarabesken versehen, deren weiße Farbe freundlich von dem steinfarbigen Anstrich des Mauerwerks abstach.

Zwei Linden zur Seite der Thüre schlangen ihre Zweige in kunstvollem Geflecht in einander und bildeten unter der Baumscheere steifmodischer Zucht eine breite Laubwand vor den drei mittleren Fenstern des obern Stockwerks mit eben so vielen Ausschnitten zur freieren Durchsicht auf die Straße. An der schweren eichenen Thüre mit blanken Metallverzierungen hing an einer messingenen Kette ein Hammer, von Buchsbaum künstlich gedrechselt; denn den heutigen Schellenzug kannte man damals noch nicht und wer Einlaß begehrte, that dies durch einen oder mehrere leichte Schläge mit dem Hammer gegen die Thüre kund. Auf dieses Zeichen erschien dann gewöhnlich an der Pforte des eben beschriebenen Hauses ein altes zierliches Männchen in einer Schneeperücke mit Hunderten von fein gekräuselten Löckchen, die zu dem rothen Gesicht und den freundlich blinzelnden Augen einen Kontrast bildete, wie Greisenalters ehrwürdiger Silberschein zur fröhlichen Knabenzeit. Das war, um unser Männchen gleich bei seinem rechten Namen zu nennen, Niemand anders als Herr Kreyenpeter, der ehemalige Theatersouffleur bei der Ackermann'schen Truppe, jetzt aber des Hauses treuer Schirm- und Schutzvogt, in der Straße und Nachbarschaft fast eben so gut bekannt, wie in der halben großen Stadt Hamburg. Denn Niemand, der die Schwelle des A.'schen Hauses überschritt, konnte Kreyenpeter's wunderlich geschnörkelte Krapfüße und seine von leisem kinderartigem Kichern begleiteten Komplimente und Begrüßungen unbeachtet lassen, wobei er die kleinen Füßchen mit den großen Stahlschnallen und den hohen Absätzen so zierlich spitz über einander setzte, als sei er von Kindsbeinen an nur im graziösen Sarabanda- und Menuetschritt durchs Leben geschwebt und getänzelt. Gewöhnlich trug er eine große Schreibfeder mit langer Fahne als Zeichen seiner amtlichen Würde hinter dem Ohr; denn seine vornehmste Charge im Hause, nachdem das Alter ihn zahnlos und zum Amte eines Souffleurs unfähig gemacht hatte, war unstreitig die eines Secretarii im dienstbeflissensten Sinne des Wortes. Er führte nicht nur Buch über Alles was die Haushaltung anging; unter seiner kunstgeübten Feder entstanden auch alle jene mit unendlichem Fleiße mehr gemalten als geschriebenen Rollenbeste, um welche die beiden berühmten Töchter des Hauses jederzeit von dem übrigen Theaterpersonal beneidet wurden. Nur Liebe zur Kunst selber konnte solche zierlichen, fast wie in Kupfer gestochenen Schriftzüge auf's Papier malen, und je besser dem emsigen und geschickten Copisten eine solche Abschrift gelang, um so sicherer war er zum voraus überzeugt, daß diejenige der beiden Schwestern, welche die Rolle auswendig zu lernen und darin aufzutreten hatte, am Abende der Vorstellung jedes Wort fest im Gedächtniß haben und mit Ruhm vor dem Publikum bestehen werde. Wenn Dorothea in komischen, Charlotte in hochtragischen Rollen jene Triumphe errangen, welche ihren Namen in der Geschichte des Hamburger wie des deutschen Theaters so berühmt gemacht haben, dann hatte Herr Kreyenpeter jederzeit das stolze Bewußtsein, zumeist durch seine unvergleichliche Abschrift diesen Erfolg bewirkt zu haben, und er bildete sich im Ernste ein, daß nur durch ihn beide Schwestern diese künstlerische Vollendung erreicht hätten; er betrachtete sich als ihren verkörperten Genius und vermittelte sie gleichsam durch seiner Tinte magische Zauberkraft mit dem Dichter, dessen Worte und Gedanken ja durch seine Feder den Weg zu ihrem Innern gefunden hatten.

Dies war gewöhnlich die erste Erscheinung, welche dem Fremden auf der Schwelle des Ackermann'schen Hauses begegnete, dessen innere Einrichtung seinem Aeußern vollkommen entsprach, in welcher sich überall der Geist einer musterhaften Ordnung und schönen Häuslichkeit mit edlem Geschmack und gediegenem Wohlstand paarte, so daß man, wenigstens nach dem Begriffe jener Zeit, hier schwerlich die Wohnung einer Schauspielerfamilie hätte vermuthen sollen.

Und doch war es so; denn das Haus, in welches wir den Leser eingeführt haben, hatte sein Erbauer, der vor drei Jahren verstorbene Direktor des Ham-

Digitized by Google

burger Theaters, Konrad Ernst Ackermann, kaum ein halbes Jahr bewohnt, als ihn ein plötzlicher Tod aus dem Kreise seiner geliebten Familie und eines thätigen schicksalsreichen Künstlerlebens abrief. Seitdem bewohnte es die verwittwete Madame Ackermann mit ihren beiden Töchtern und dem Sohne aus erster Ehe, Friedrich Ludwig Schröder, welcher gegenwärtig in Verbindung mit der Mutter die Direktion auf eigene Rechnung fortführte und mit des trefflichen Stiefvaters Beruf auch dessen geachtete bürgerliche Stellung geerbt hatte.

Dieses vorausgeschickt, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf, und befinden uns am folgenden Morgen nach jener Scene im Hause der Stockelhörnin, in der geräumigen Wohnstube der Frau Ackermann, wo sich gewöhnlich die kleine Familie beim Frühstück zu einer ruhigen und gemüthlichen Stunde zusammenzufinden pflegte, ehe des Tages vielfache Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, wie sie der Künstlerberuf in Verbindung mit einer so großen Geschäftsleitung mit sich bringt, Jedes in Anspruch nahmen, so daß oft erst der späte Abend nach beendigter Theatervorstellung die Geschwister wieder um die Mutter vereinigte.

Heute schien es jedoch, als walte in dem sonst so traulichen Kreise nicht der unbefangene Ton der gewohnten Herzlichkeit; Charlotte war nicht anwesend, und sowohl auf der Miene der Mutter wie auf derjenigen Dorotheens lagerte eine Wolke des Mißmuthes, während Schröder gleichfalls nicht in der besten Morgenlaune sein Frühstück einnahm. Es war augenscheinlich, daß man ein für Alle unangenehmes Gespräch abgebrochen hatte, ohne die dadurch hervorgerufene Verstimmung und Unbehaglichkeit eben so schnell beseitigen zu können.

Endlich unterbrach Schröder das Schweigen und sagte mit einer recht bittern Betonung:

Es scheint einmal Charlottens Schicksal zu sein, daß sie jede noch so schöne und löbliche Neigung ihres Herzens sich und Andern durch eine Unbesonnenheit verleiden muß. Indem sie das Beste will, läßt sie sich vom Eindruck des Augenblicks hinreißen, handelt ohne Ueberlegung, nur nach den Eingebungen ihres schwärmerischen Gefühles und verleiht dadurch ihren Handlungen vielmehr den Anstrich einer gesuchten Genialität als den der reinen natürlichen Herzensgüte. So hat sie durch ihr gestriges Abenteuer sich und uns mehr Nachtheil bereitet, als sie damit Gutes gestiftet hat.

Ich muß dir leider nur allzu sehr beistimmen, erwiderte die Mutter mit einem Seufzer. Hat sie schon als Mädchen unverzeiblich gehandelt, daß sie ihren guten Ruf auf's Spiel setzte, so ist sie noch viel weniger als Künstlerin zu entschuldigen, die den Verleumdungen der Welt tausendmal mehr ausgesetzt ist, wie jedes andere Frauenzimmer. O Herr meine Güte, wie werden unsere Feinde den Besuch von Mademoiselle Ackermann im Hause der Stockelhörnin ausbeuten! Wie wird der maliciöse Doctor Dreyer den Skandal auf seinem Höcker von Haus zu Haus tragen und in seinem Wochenblatt die Schauspielerin entgelten lassen, was doch nur das unerfahrene Mädchen verschuldet hat! Von der Börse werden's heute Mittag die Herren ihren Frauen und Töchtern nach Hause bringen und wir erleben es, daß man sie Abends im Theater mit Zischen und Hohngelächter empfängt.

Sie vergessen, liebe Mama, daß Charlotte heute die Rutland spielt, sagte Dorothea.

Desto schlimmer! fiel ihr der Bruder heftig in's Wort. Denn die Verleumdung wird eben den Glanz ihres Talentes dazu benutzen, um ihr Betragen nur desto tiefer in den Schatten zu stellen, man wird —

Charlotten ehren wie immer, versetzte Dorothea mit Nachdruck und der Blick ihrer schönen großen Augen ruhte fest auf dem Bruder. Mein Gott! Wohin geräthst du in deinem Eifer für der Schwester Ehre! Mag sein, daß Charlotte übereilt gehandelt hat; mag sein, daß vielleicht die Schlechtigkeit einiger Menschen so weit geht, diese edle That zu einer neuen Verleumdung zu benutzen. Laßt's nur geschehen, die Genugthuung wird nicht ausbleiben, und was den Doctor Dreyer anbetrifft, so wird der wenigstens diesmal seine Satyre nicht gegen uns auslassen; denn er hat gestern Abend im Weinkeller vor vielen Zeugen feierlich erklärt, er werde dieses Mädchen niemals wieder mit einem Federstrich beleidigen.

Schröder, den letztere Bemerkung fast noch mehr zu erbittern als zu überzeugen schien, wollte der Schwester erwidern, als das Hausmädchen kam und den Doctor Unzer meldete.

Gott sei Dank! sagte Dorothea freier aufathmend, während die Mutter sie verwundert anblickte und ihr Bruder betroffen fragte: Was will der Freund so frühe? Ist jemand krank im Hause?

Schon trat der junge Hausarzt in's Zimmer, eine gewinnende Persönlichkeit und von jener feinen Haltung im Benehmen, die auf den ersten Blick den Mann von Stellung und geistigen Fähigkeiten bekundete. Sein blasses Gesicht mit dem scharfen Profil und den lebhaften dunklen Augen, die eben so viel Güte des Herzens als hellen Verstand ausdrückten, zeigte deutliche Spuren des anstrengenden Berufes und anhaltender Studien, ein Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß Unzer bei einem schlanken Wuchs den Oberkörper nachlässig vorgebeugt trug, was ihm zuweilen eine gewisse äußere Schwerfälligkeit verlieh,

Digitized by Google

die mit seiner jugendlichen und gewandten Gestalt im Widerspruch stand.

Du kommst ja wie gerufen, sagte Schröder, dem Eintretenden entgegengehend, der die Damen wie ein Hausfreund, welcher sich jederzeit willkommen weiß, grüßte und sich dann mit leichtem Humor, hinter dem sich jedoch eine wirkliche Sorge nur halb verbarg, mit der hastigen Anrede zum Freund wandte:

Nun ja, wie gerufen, wenn auch ungerufen! Aber ich sah es schon beim dritten Morgenbesuch ein, daß ich heute mit dem Kreyenkamp den Anfang machen müsse, wenn ich überhaupt mit meinen Krankenvisiten vor Sonnenuntergang fertig werden wolle. Ich als Euer Hausarzt muß doch zuerst wissen, was vorgeht, so denken alle vernünftigen Leute in meiner Praxis und fragen mich, bestürmen mich, ich solle ihnen erklären, auseinandersetzen, erzählen, was sich bei Ackermann's zugetragen, wie Charlotte an den Kugelsort gekommen, zu der Portugiesin Fanny, zur Leichenschau, zum Kinde — zur Stockelhörnin sogar? Nun, beste Mama, warum sehen Sie mich so betroffen an und erschrecken gar? Und Sie, Dorothea — so bewegt — mein Gott, was ist geschehen?

Nichts als eine neue Genialität unserer kleinen Emilia Galotti! fuhr Schröder leidenschaftlich heraus und drückte den Freund in den nächsten Sessel. Da sitze, du delphisches Orakel aller nach Skandal lüsternen Jobels, Basen und Bookebeutel der ehrwürdigen Hammonia — höre mich ruhig an — ein weiser Mann wie du, macht sich zu Allem einen Vers — warum nicht auch zu Mademoiselle Charlotte Ackermann in Gesellschaft von Signora Fanny und Frau Stockelhörnin!

Und in diesem Tone der Bitterkeit erzählte er nun dem Freunde in raschem Redefluß die uns bekannte Begebenheit am Kugelsort, nicht ohne hier und da seine eigne leidenschaftliche Aufwallung statt der wirklichen Thatsachen reden zu lassen; denn Schröder war bei aller seiner Herzensgüte ungemein heftigen und leicht aufbrausenden Temperamentes, zumal wenn man ihn in gewissen kleinen Vorurtheilen und ängstlichen Hypochondrien reizte, wozu besonders in jüngern Jahren ein übergroßer Respekt vor dem Urtheil der leichtbeweglichen Menge gehörte. Dabei war ihm Würde der Kunst und Würde der Familie fast gleichbedeutend und die unbegrenzte Liebe, womit er an seinen Schwestern hing, verhinderte ihn nicht, sie vorkommenden, wenn auch so unschuldigen Falles mit seinen schwärzesten Launen und prickeligsten Eigenheiten zu quälen.

So geht's, wenn man Bruder und Theaterdirektor in einer Person ist! war dann gewöhnlich der Refrain seines Klageliedes und auch heute wieder schloß er seinen Bericht mit diesem im engen Familienkreise so wohl bekannten Stoßseufzer.

Unzer hatte ihm ruhig zugehört; er blinzelte nur zuweilen, wie er zu thun pflegte, wenn ihn eine Nachricht froh und lebhaft anregte, den Redenden mit halb geschlossenen Augen an, und seine Finger spielten immer unruhiger an der Stuhllehne, von der er zerstreut eine sammtne Quaste abriß.

Auf Schröder's Befragen, was er von der Sache denke, sah er ihn eine Zeit lang wie träumerisch an, zuckte dann ungewiß die Achsel und brachte nur eine ausweichende Antwort hervor. Als aber Dorothea ihm ohne Rückhalt erzählte, welche heftige Scene dieser Vorfall zwischen dem Bruder und Charlotten am vorigen Abend hervorgerufen habe und ihn dann um seine aufrichtige Meinung ersuchte, ward er entschiedener, schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte sehr ernst:

Wenn Sie den Arzt um seine Meinung fragen, so muß ich auch jetzt meine oft ausgesprochene Ansicht wiederholen, man möge Charlotten in möglichst ruhiger und freier Seelenstimmung erhalten und ihr jede übermäßige Aufregung ersparen. Soll ich aber als Hausfreund sprechen, so muß ich allerdings mit Schröder beklagen, daß eine so schöne Handlung, die uns ganz das hochherzige Wesen Charlottens zeigt, zur Kunde der Welt gekommen ist, wiewohl ich kaum einsehe, was man eigentlich daran mißdeuten könnte. Ihr fürchtet im Grunde doch nur das Aufsehen, welches die Geschichte machen wird, und vergesset dabei ganz, daß Charlotte am verrufenen Kugelsort so rein in ihrem Triumphe bestand, wie je am Abend ihres glänzendsten Erfolges auf der Bühne. Ja, eben daß es die Künstlerin ist, welche nicht nur in gelernter Weise durch ihre Kunst und Talent unsere Rührung erweckt, sondern auch einmal durch eine That der Wirklichkeit dem Drange ihres schönen Gefühls folgt, macht diese Begebenheit noch um so reizender; und ich finde, Alles in Allem betrachtet, daß man eine so schöne löbliche That, an der zumal Nichts mehr zu ändern ist, nur von ihrer besten Seite betrachten sollte. Ja, Fritz! rief er aufspringend und nach Hut und Stock greifend, ich will dir zeigen, daß ich allerdings der Hamburger delphisches Orakel zu heißen verdiene. Selber trag ich die neue Mähre von Haus zu Haus und Aug' in Auge will ich sie unsern Philistern und Stadtbasen mittheilen. Man muß nur den Muth haben, eine schöne That durch sich selber reden zu lassen, so wird auch das öffentliche Urtheil sie richtig würdigen. Wenn auch ein paar ehrbare Zöpfe sich mißbilligend darüber schütteln oder ein paar alte Betschwestern sich vor solchem Beginnen in die Schauer ihres heiligen Eifers verkriechen,

Digitized by Google

das ändert ja nichts am Werthe der guten That; also Gott befohlen, liebe Mama, ich bitte mir heute Abend einen Platz in Ihrer Gitterloge aus, wir werden's dann erleben, daß unsere Rutland so wenig vor der hellen Rampe wie am düstern Kugelsort das Urtheil der Welt zu scheuen braucht. Guten Morgen, guten Morgen!

Und fort eilte er, das sonst blasse Gesicht von eines frohen Eifers sanfter Röthe überhaucht und so hastig, als gälte es einem Todkranken beizuspringen, während doch nur der innige Wunsch seine Schritte beflügelte, Charlotten wenigstens den zweiten Preis in diesem Drama reiner Menschlichkeit abzugewinnen. Bald hatte er die „Gänge" erreicht; der treffliche Arzt war hier eben so bekannt wie in den Palästen der Reichen und Vornehmen; ja vielleicht noch bekannter wie dort, wo nur seine Kunst und Erfahrung allein und nicht auch, wie hier oft geschah, seine Wohlthätigkeit in Anspruch genommen wurde. Jetzt kam er an den Kugelsort und schlüpft ungesehen in's Haus der Stockelhörnin.

Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Reminiscenzen aus dem Leben eines ehemaligen Kaufmannes, von Vincent Nolte. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1854.

Es gehört gewiß zu den seltsameren Fällen, daß ein Buch, ohne alles eigene Verdienst, dennoch ein öffentliches Interesse erweckt und die Kritik zu einer näheren Beleuchtung auffordert, wenn sie auch längst über den Werth des Machwerkes mit sich einig war. Aehnliches ist der Fall mit den kürzlich erschienenen Memoiren des Kaufmannes Nolte, welche mehr zu einem Vermächtniß des betagten Verfassers an seine zahlreichen Freunde, als für ein größeres Publikum bestimmt gewesen zu sein scheinen, und vielmehr den Namen einer Selbstbiographie verdienen, als den von Memoiren, wie der Verfasser sie in seiner Vorrede bezeichnet, da sie nur dessen eigene Beziehungen zu dem Erlebten und Gesehenen in Vorgrund stellen. Indeß hat das Buch nicht nur in weiteren Kreisen Interesse erregt, sondern auch namentlich die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums auf sich gezogen und sogar eine englische Uebersetzung hervorgerufen.

Das Buch Nolte's erscheint uns als der mechanische Abklatsch eines abenteuerlich bunten Lebens und gewährt den Eindruck einer Mosaik, aus welcher wir nur einzelne Figuren, abgerissene Stücke, aber unmöglich eine zusammenhängende Zeichnung erkennen können. Die Capitel des Buches strotzen von allen berühmten Namen der damaligen politischen, gelehrten, Kunst- und Handels-Welt, erregen die Neugierde, welche dann beim Nachlesen meist mit ein paar Anekdoten, trivialen Begegnissen, bekannten Zügen, einer flüchtigen, oft abgeschmackten Charakteristik sich begnügen muß. Es ist freilich erklärlich, daß ein einseitig gebildeter Kaufmann bei dem ebenso einseitigen Verfolgen einer Carriere von seinen großen Zeitgenossen, wie Napoleon, Jackson, Lafayette, Fulton, Audubon ꝛc., welche wie Meteore seinen Gesichtskreis durchkreuzten, nichts wesentliches Neue uns erzählen kann, daß er eben nur die äußere Erscheinung hat wahrnehmen können, die uns theils gleichgültig, theils längst bekannt ist. Lächerlich aber macht der Verfasser sich dadurch, daß er die Strahlen jener zufälligen Erscheinungen sehr ostentiös auf seine Eigenliebe fallen läßt und in dieser Beleuchtung sich dem Publikum producirt. Wenn wir den gehaltlosen Schmuß berühmter Namen wegnehmen, so bleibt als wahrer Gehalt des Buches die sehr naive Schilderung der Carriere eines kaufmännischen Spekulanten, der bald als Spielball der Conjunkturen, bald als Opfer eigner Waghalsigkeit mehrmals auf hohe Staffeln des Glückes gehoben, ebenso oft wieder herabgestürzt wurde, ein um so trostloseres Schauspiel, als eigene Thätigkeit und Tüchtigkeit als wirkungslose Elemente dabei figuriren und das Schluß-Stück die Moral uns auf den Weg giebt, daß der ungebundene Geist kaufmännischer Speculation, wenn er nicht sich in einem festen Charakter verkörpert, zum Untergange führen muß und, wie in unserem Helden, einen gebrochenen Menschen zurückläßt. Nolte beweist dies nicht nur an sich, sondern an noch anderen gleichartig organisirten Naturen, wie Ouvrard, dem Banquier und General-Lieferanten des französischen Kaiserreiches, welcher, nachdem er durch seine Geldmacht Spanien regiert und das finanzielle Wohl Frankreichs in den Händen getragen, sich mit Nolte im äußersten Elend in Italien wiederfindet. Die anscheinend mit genauer Sachkenntniß geschriebenen Geschichten Astor's in New York, Girard's in Philadelphia, Ouvrard's in Paris sowohl, als der Häuser Baring in London und Hope in Amsterdam müssen für den kaufmännischen Theil der Leser interessant sein, ebenso seine Skizzen der finanziellen Zustände Amerika's vor und nach der Zeit der National-Bank-Gesetze, und seine ausführliche Exposition über die kommerzielle Bedeutung und Zukunft von Triest.

Unter den Zwischenfällen, an denen dieses Kaufmanns Leben so ungewöhnlich reich ist, verdient seine Schilderung der Schlacht von New Orleans, an welcher er aus persönlichen Absichten Antheil genommen, gelesen zu werden und theilen wir nachstehenden Auszug mit:

„Die erste Woche des neuen Jahres verging

Digitized by Google

mit Verstärkungen unserer Verschanzungen, besonders war man darauf bedacht, gehörige Quantitäten Ammunition in Bereitschaft zu halten. Den Munitionsvorrath in der Stadt hatte Jackson unter die Aufsicht des Gouverneurs Claiborne gestellt, der so eingeschüchtert war, daß er kaum seine Stimme zu erheben wagte. Am 1. Januar hatte es an Munition bei den beiden Batterien No. 1 und No. 2 gefehlt. Sogleich ließ Jackson im höchsten Zorne den Gouverneur Claiborne, der außerhalb der Schußweite bei der zweiten Vertheidigungslinie blieb, zu sich entbieten und sagte ihm: By the Almighty God! If you do not send me balls and powder instantly, I shall chop off your head and have it rammed into one of those field pieces! (Beim allmächtigen Gott! Wenn Ihr mir nicht auf der Stelle Kugeln und Pulver zuschickt, so werde ich Euch den Kopf abhacken und eine jener Kanonen damit laden lassen.)

Am 8. Januar fand das entscheidende Treffen statt, welches die Engländer veranlaßte jeden weiteren Versuch zur Eroberung der Stadt aufzugeben und sich zu entfernen. Ich muß hier den Leser daran erinnern, daß am Abend des 23. Decembers die Hälfte des Freischützenkorps von New-Orleans, ungefähr 30 Mann an der Zahl, hierunter die Kaufleute Story, Robert Montgomery und der Advokat Porter zu Gefangenen gemacht worden waren. Diese waren noch selbigen Abend von dem Generalmajor Keane über die Stärke des Jackson'schen Corps befragt, und dann nach der Flotte vor der Delphineninsel auf das Admiralschiff gebracht worden, wo sie von dem General en Chef Packenham, Wellingtons Schwager und eine Zeitlang Chef seines Stabes in dem Kriege in der spanischen Halbinsel, in Gegenwart des Admirals Cochrane ein frisches Examen zu bestehen hatten. Sie konnten insgesammt nur eine Antwort geben, daß Jackson nämlich einige 30,000 Mann unter sich habe, 12,000 in Mobile, die übrigen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt; denn in diesem Tone hatte er vor der Ankunft der Engländer sich gegen einen Jeden, der ihn anhören oder ihm glauben wollte, ausgesprochen, manchmal mit einem mehr oder weniger derben Fluche. I'll flog them — so help me God! (Ich werde sie peitschen — so mir Gott hilft!) Alle gefangenen Scharfschützen, meistens Leute von einiger Erziehung, wurden einzeln befragt, alle stimmten überein. War es ein Wunder, daß die vom General Keane in der Nacht vom 23. Dec. wahrgenommenen unzähligen Wachtfeuer, die sich auf eine so große Ausdehnung halbmondartig bis in den Rücken des englischen Lagers erstreckten, in den Augen der Engländer eine Bestätigung dieser Aussagen zu sein schienen? Daß diese Wachtfeuer so ziemlich von der ganzen Mannschaft umgeben waren, konnten sie sich unmöglich vorstellen. So ward, was einer gewissen Sorglosigkeit seinen Ursprung verdankte, eine wirksame Kriegslist; die Engländer zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit der übereinstimmenden Aussagen aller gefangenen Scharfschützen aus der Stadt selbst und glaubten daher nicht weniger als 15,000 Mann vor sich zu haben, dagegen sie es nur mit dem zehnten Theile dieser Mannschaft zu thun hatten. Ferner wußten sie aus dem Munde einiger wenigen Ueberläufer von unseren Linientruppen, daß diese und was Jackson selbst von disciplinirten Truppen besaß, den rechten Flügel der kleinen Armee bildeten, der linke dagegen nur aus Landmiliz und ungeübten Landleuten bestand. Wie es sich nachher aus dem Berichte des englischen Generalmajors Lambert erwiesen hat, beschloß daher Packenham, den Angriff in drei Colonnen zu machen, von denen die kleinste, vom Major Rennie befehligt und nur 800 Mann stark, eine bloße Demonstration gegen die auf der Heerstraße dem linken Flügel der englischen Armee gegenüber, stehende Redoute machen sollte. Die Colonne des Centrums, unter dem General Gibbs, mochte etwa 4000 Mann und der rechte Flügel 6000 Mann zählen, welche, wie man erwartete, mit Leichtigkeit über die von ungeübter Miliz besetzten Verschanzungen hinwegsteigen, in das amerikanische Lager eindringen, Jackson im Rücken angreifen und umzingeln würden. Eintausend Mann sollten zu derselben Zeit unter dem Obristen Thompson in Böten und Schaluppen aus dem Canal Villeré quer über den Mississippi fahren, die Amerikaner aus ihren kleinen Verschanzungen auf dem rechten Ufer treiben, und somit auch auf jener Seite in den Rücken des amerikanischen Lagers auf dem linken fallen. Ein Paar im englischen Lager aufgehende Raketen sollten das Signal zum Abmarsch der Colonnen geben und der Angriff auf beiden Ufern gleichzeitig stattfinden, sobald dieses Signal von dem Obersten Thompson auf dem rechten Ufer beantwortet worden. Am 6. Januar war man im englischen Hauptquartier, welches der Befehlshaber Packenham nach der Wohnung des Pflanzers Villeré verlegt hatte, über diesen Plan übereingekommen, und an demselben Tage, dem der heiligen drei Könige, speisten der Stab und alle Generäle dort zusammen. Unter ihnen befand sich als Gast der amerikanische Pflanzer Delaronde, Generalmajor der amerikanischen Bürgermiliz seines Kirchspiels, den die Engländer auf seiner benachbarten Pflanzung zur Zeit ihrer Landung angetroffen hatten. Er besuchte sie täglich in ihrem Lager und wurde

Digitized by Google

von ihnen für einen Feind der amerikanischen Regierung gehalten. Man sprach offen und ohne Rückhalt über den bevorstehenden Angriff und brachte bei dieser Gelegenheit auch den berüchtigten Toast: Booty and Beauty (Beute und Schönheit) aus, da man erfahren hatte, daß die Louisianerinnen sich durch körperliche Schönheit auszeichneten. Delaronde kehrte in der Nacht nach seiner Pflanzung zurück, begab sich aber vor Tagesanbruch, am 7., in einem indianischen Nachen (canoe) nach dem rechten Ufer des Mississippi, ging von dort, größtentheils zu Fuß, bis zu den amerikanischen Verschanzungen, gelangte von diesen bis an das linke Ufer, und landete um 1 Uhr Nachmittags in Jacksons Lager, dem er sogleich Alles mittheilte, was er gesehen und gehört hatte. Jackson, fest entschlossen, sich auf das Hartnäckigste zu vertheidigen, traf seine Maßregeln mit großer Energie. Die Miliz, welche an der zweiten Vertheidigungslinie stand, wurde bis auf wenige hundert Schritte hinter die erste gestellt. Nur wenige dieser Leute waren bewaffnet. Mein Freund, der Commodore Patterson, der dem Kriegsrath bei Jackson beigewohnt hatte und an Bord der Corvette Louisiana zurückkehrte, kam um 4 Uhr Nachmittags zu mir, rief mich von meinem Posten bei Seite, schüttelte meine Hand und sagte mir beim Weggehen: I expect you will see some fun between this and to morrow! (Ich meine, Ihr werdet heute und morgen allerlei Spaß zu sehen bekommen.) Seit der Kanonade vom 1. Jan. ward der Dienst bei Nacht in den Verschanzungen, eine Nacht um die andere, von der Hälfte einer jeden Compagnie geleistet; die eine Hälfte nämlich hielt Wache, die andere ruhte in den Zelten. Abends um 6 Uhr erschien Jacksons Generalbefehl, daß die ganze Mannschaft mit hinlänglichen Patronen versehen werden und den Dienst auf den Verschanzungen wahrnehmen sollte. Kurz vor Sonnenuntergang besuchte er selbst die ganze Linie, nahm diesem oder jenem das Gewehr ab, um zu untersuchen, ob es geladen war, und sprach die nachher bekannt gewordenen Worte: You need not fire unless you see the white in your ennemy's eye, and if you want to sleep, sleep upon your arms. (Ihr braucht nicht zu feuern, bis ihr nicht das Weiße in des Feindes Auge erblickt, und wenn Ihr schlafen wollt, schlaft mit den Waffen in der Hand.) Welches Trauerspiel uns am nächsten Morgen erwartete, ahnten vielleicht nur Wenige — unter diesen befand sich der Verfasser, in Folge des ihm vom Commodore Patterson gegebenen Winkes. Kurz vor Tagesanbruch gingen im englischen Lager zwei Raketen auf, deren Bedeutung Niemand kannte, die ich aber errieth oder vielmehr ahnte. Als sich der Nebel zu verziehen anfing, sahen wir das englische Heer vor uns, im langsamen Marsch begriffen, und in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, in drei Colonnen abgetheilt. Die ersten Compagnien der Mittelcolonne trugen Sturmleitern und Faschinen, die Gewehre au sautoir auf dem Rücken. Auf der Heerstraße rechts dem Ufer entlang, erreichte die Division unter dem Major Rennie bald die Redoute, die er selbst zuerst erstieg, mit dem Säbel hoch in der Luft, wo er aber auch in demselben Augenblick, wo er die Worte ausrief: Come my boys! the day is ours! und sich nach seinen Kameraden umwandte, von drei Kugeln zugleich getroffen niederstürzte und den Tod fand. Es mochte höchstens halb 8 Uhr Morgens sein. Ein heftiges, ununterbrochenes Feuer von unserer ganzen Vertheidigungslinie hatte angefangen, und da eine vollkommene Windstille herrschte, so hüllte bald darauf der dickste Pulverdampf Angreifende und Vertheidiger in dicke Wolken. Kaum sahen wir noch die Redoute rechts von den Engländern ersteigen. Auf dem linken Flügel hatte Jackson die besten der einige Tage vorher angekommenen Kentucky Scharfschützen unter dem General Adair — demselben, den ich im Jahre 1807 in der Stadt durch den General Wilkinson als Burr's Mitverschworenen hatte arretiren gesehen — seinen ausgewählten Tennessee Schützen beigesellt; sie standen fast fünf Mann hoch neben einander, und damit keine Zeit verloren ging, hatte ein Theil derselben den Befehl erhalten, knieend die abgeschossenen Kugelbüchsen wieder zu laden und den stehenden zu reichen. Außer ihren Kugeln trugen diese Büchsen noch drei bis vier kleinere (buckshot). Das heftigste Feuer fand natürlich hier statt.

Die Cypridres waren, wie schon früher bemerkt, mit Tennessee-Scharfschützen wie übersäet, das dichteste, fast undurchdringliche Strauch- und Buschwerk bedeckte sie, aber ihr Auge war frei und ihre Büchsen trugen Tod und Verderben in die englischen Pelotons. Diese sahen keinen Feind vor sich, empfanden aber die tödtliche Wirkung seiner größtentheils auf ihre Offiziere gerichteten Waffen. Die ganze rechte Seite der englischen Colonne mähte das Schießen der verborgenen Scharfschützen, und ihre Fronte war dem ununterbrochenen Feuer der beiden Batterien unseres linken Flügels bloßgestellt. Von Zeit zu Zeit, wenn sich der Rauch verzog, waren mir und meiner Compagnie einzelne Blicke auf das Schlachtfeld erlaubt, und da sahen wir die ganze Mittel-Colonne der Engländer im Fliehen begriffen, Faschinen und Gewehre hinwegwerfend und einen Stabsoffizier auf einem schwarzen Rosse heransprengen, den Hut abnehmen und im höchsten Unwillen drohend gegen die fliehende Colonne schwenken. Plötzlich stürzte er, von mehreren Ku-

Digitized by Google

geln zugleich getroffen, rücklings vom Pferde herab — einige herbeispringende Soldaten hüllten ihn eiligst in wollene Decken und trugen ihn fort. Wie wir Abends erfuhren, war dieser Stabs-Offizier der kommandirende General Packenham selbst gewesen. Laut den englischen Berichten gehörten die weichenden Bataillone zu dem vierundvierzigsten, einem irländischen Regimente, deren mitfliehender Obrist Mc. Mullin nachher in Havana vor ein Kriegsgericht gestellt und cassirt ward. Auf dem rechten Flügel hatte, wie ich schon bemerkt habe, der Major Rennie, innerhalb der erstiegenen Redoute, mit ungefähr achtzig der Seinigen den Tod gefunden. Nach einer Stunde wurde mit dem Feuern eingehalten — das Schlachtfeld (ein Schlachtfeld im eigentlichen Wortverstande, denn es handelte sich mehr von einer Metzelei oder einem wirklichen Schlachten als von einem regelmäßigen Kampfe) war mit todten und verwundet liegenden engländern übersäet. In der Ferne sah man die Englischen Truppen sich hinter Büschen und in Hohlgräben verstecken — in einigen derselben lagen sie dicht neben einander auf dem Bauche und verriethen sich nur durch die lange weiße Linie ihrer Ueberzüge auf den Tornistern. Gegen zwei Uhr steckten sie die weiße Fahne auf und schickten Parlamentärs mit dem Auftrage um einen kurzen Waffenstillstand zur Begrabung der beiderseitigen Todten nachzusuchen. Jackson sandte ihnen den Lieutenant Crawley aus der amerikanischen Marine mit den stolzen Worten entgegen, er habe keine Todten zu begraben, wolle aber den Engländern gestatten den nächsten Vormittag die Ihrigen von der Wahlstatt zu holen. Durch Crawley's Rückkunft aus dem englischen Lager erfuhr man, daß die beiden ersten Befehlshaber, Packenham und Gibbs, gefallen waren, der dritte, der Generalmajor Keane, schwer verwundet, der Generalmajor Lambert jetzt Hauptcommandeur der ganzen Expedition sei. Die Engländer ließen ungefähr 700 Todte auf der Wahlstatt und hatten eben so viele Verwundete, von denen uns einige achtzig in die Hände fielen. Sechshundert der Ihrigen hatten vor ihren unsichtbaren Feinden die Waffen gestreckt. Ich stand eine Zeitlang dabei, als man die Todten zu erkennen suchte — man fand den Leichnam des Majors Whitacker, dessen Loos mehreren Soldaten Thränen entlockte. "Ah, poor Major Whitacker! — war der Ausruf — he is gone the worthy fellow!" Der Verlust auf amerikanischer Seite bestand aus nur 9 Todten und 19 Verwundeten, eine so unglaublich kleine Zahl, daß sie unfehlbar Zweifel bei der Nachwelt erregen muß, und von mir selbst bezweifelt werden würde, wenn ich mich von der Wahrheit dieser Angabe nicht eben so gut wie jeder andere Augenzeuge dieses merkwürdigen Tages es thun konnte, überzeugt hätte. Das kleine amerikanische Heer war wenig exponirt und größtentheils hinter dickem Buschwerke, oder von unten herauf bis zu der Brust, durch das Parapet der Verschanzungen beschützt.

Es liegt in dem Charakter des Nord-Amerikaners, der zum Kampfe berufen wird, etwas ganz Eigenthümliches, das man in gleichem Grade wohl bei keiner andern Nation trifft. Zu Napoleon's Zeit fochten die Franzosen: "pour la gloire de la grande nation!" Wofür sie jetzt fechten werden, das ist zweifelhaft, wofern es nicht: "pour la gloire de nos armes!" wäre; der Engländer ficht manchmal: "for my king and country" oder wohl "for God and my country!" Aber der Amerikaner ficht unbedingt: "for the good of my country!" und ist dabei von einem Geiste durchdrungen, den ich nie so richtig habe schildern hören, als nach dem Friedensschlusse zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von einem englischen Soldaten, dem Marquis von Tweedale, der in dem eben beendigten Kriege (1815) an der Grenze von Canada zum Gefangenen gemacht worden und nach New York gekommen war, um von dort in seine Heimath zurückzukehren. "I hope"—sagte er, als er das Land verließ,—"it will never fall to my lot again to fight Americans, every one of them always fights his own individual battle and is the most dangerous enemy!"

Ein paar Seiten weiter finden wir folgende Charakteristik Jackson's:

„Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, noch einige Bemerkungen über den Charakter Jackson's, dieses mehr glücklichen als ausgezeichneten Mannes, einzuflechten, da ich zur Beurtheilung desselben in persönlicher Nähe, der Gelegenheiten so manche gehabt, daß ich auch später in einzelnen Zügen aus meiner früheren Beobachtung, den Schlüssel zu den vielen seltsamen Erscheinungen in dem öffentlichen Leben des Generals, besonders als Präsident, ohne Schwierigkeit habe finden können. Der große Menschenkenner Chamfort, der in der allgemeinen Richtigkeit seiner Bemerkungen den philosophischen de la Rochefoucauld so weit hinter sich zurückläßt, stellt die folgende Maxime auf: "Dans les grandes choses les hommes se montrent, comme il leur convient de se montrer, dans les petites, ils se montrent, comme ils sont." So richtig sich auch diese Maxime im Allgemeinen bewährt hat, so hat sie in Jackson's eigenthümlichem Handeln und Verfahren eine Ausnahme und nur in einem einzigen Falle einigermaßen ihre Bestätigung gefunden — ich sage einigermaßen, denn die Sache, um die es sich diesmal handelte, war keine Kleinigkeit in seinem Auge — sie betraf nichts weniger als seine Erbe-

gitized by Google

dung zum Präſidentenſtuhle, war folglich "une grande chose." Bei dieſer Gelegenheit mußte es zu ſeinem Zwecke führen, die Rolle eines ruhigen, friedliebenden, anſpruchsloſen Mannes anzunehmen, bei jeder anderen fügte er ſich nur mit dem größten Widerſtreben in eine ſeinem Willen auferlegte Nothwendigkeit. Wo er dieſe vermöge ſeiner Sagacität erkannte, wußte er zwar ſeine ungeſtüme Kraft zu bändigen, ja ſelbſt bis zum äußerſten Grade nachgiebig zu ſein. Kaum aber war dieſe Nothwendigkeit vorüber, ſo trat ſein despotiſcher Charakter in der ihm eigenthümlichen Unbändigkeit wieder hervor, ohne ſich irgend einen Zwang anzuthun. Ich bin in dieſen Blättern mehrmals Zügen ſeiner Enthaltſamkeit und klugen Selbſtbeherrſchung begegnet. Aber die diktatoriſche Gewalt, mit welcher er nach dem Rückzuge des Feindes, mit welcher er ſelbſt nach empfangener Nachricht von dem zu Gent abgeſchloſſenen Friedenstraktate alle conſtitutionellen Rechte der Einwohner von New Orleans, ohne Nothwendigkeit und ohne Nutzen für die gute Sache, unter die Füße trat, Einzelne einkerkerte, die ganze Bevölkerung der Stadt der ſtrengen Ausübung militairiſcher Geſetze unterwarf, war etwas mehr als bloßer Muthwille. Da er die Bevölkerung der Stadt nur durch die gefärbten Gläſer jener Parteigänger ſah, die, wie Livingſton, die ihnen gebotene Gelegenheit zum Sturze ihrer Gegner nicht unbenutzt vorübergehen laſſen wollten, ſo möge er auch hier entſchuldigt ſein. Aber ſein barbariſches Verfahren in dem Unterwerfungskrieg gegen die Seminolen, dieſe unabhängigen Indianer, die keine Rebellen waren, und mit denen die beiden Engländer Arbuthnot und Armbriſter aus Naſſau (auf den Bahama-Inſeln) einen erbärmlichen und mit feindlichen Abſichten gegen die Amerikaner keineswegs verknüpften Handel in allerlei Artikeln, worunter auch Pulver, Blei und Jagdflinten oder Kugelbüchſen (rifles) trieben, beweiſt zur Genüge, wie ſehr er ſich bei jeder Gelegenheit über das Geſetz erhaben glaubte. Im völligen Frieden mit England ließ er dieſe beiden Leute richten, mit dem Auftrag, ſie zum Strange zu verurtheilen. Die Commiſſion wollte nicht daran — ſie erklärte ſich für incompetent. Jackſon ernannte daher eine andere, welcher er als kommandirender General befahl, ihre Pflicht zu thun und die Aufwiegler zu hängen. Die Commiſſion fällte ihr Urtheil, wie der General es gewünſcht hatte, empfahl aber beide der Gnade des Generals, der von ihrer Unſchädlichkeit vollkommen überzeugt ſein mußte — ſie waren Trödler oder Paccotilleurs. Auf jeden Fall wünſchte man die Beſtätigung des Urtheils dem Präſidenten der Vereinigten Staaten zu überlaſſen, wie dies die Pflicht der höheren Beamten dort erheiſchte und üblich war. Aber Jackſon wollte von keiner Einrede etwas wiſſen — ſie ſollten ſterben, unmittelbar, ohne Zeitverluſt; und ſo ward denn der Eine dem Strang überliefert, der Andere erſchoſſen.

Die Zerſtörung der National-Bank, der erſten, die dieſen Namen trug, — denn von ihrer Nachfolgerin, der Pennſylvania-Bank der Vereinigten Staaten iſt hier nicht die Rede — und die nachherige gewaltſame Zurücknahme der Regierungs-Depoſitengelder aus derſelben, gehörten zu den verwerflichſten, von dem gehäſſigſten Geiſte diktirten Maßregeln Jackſon's und bahnten der nachherigen Zerrüttung des ganzen Bank- und Finanzſyſtems in den Vereinigten Staaten den Weg. Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche in der plauſibelſten Sprache allen dieſen Gewaltſchritten das Wort redeten und ihre Federn zur Vertheidigung derſelben hergaben. Der Vorwand war, die Geldmacht bei den Wahlen zu brechen und dem Einfluſſe des Auslandes, welches durch ſie auf innere Verhältniſſe wirken dürfte, ein Ende zu machen. Aber der wahre Beweggrund, die urſprüngliche Quelle der Verfolgung der Bank der Vereinigten Staaten, lag in dem perſönlichen Haſſe des Generals gegen ihren Präſidenten, Nikolaus Biddle, der ſpäterhin eine ſo unglückliche Celebrität erhielt und auf den ich bei einer andern Gelegenheit zurückkommen werde. Alle Folgeſchritte waren nur die Reſultate des erſten, feſten Entſchluſſes Jackſon's, die Bank ſelbſt und Biddle's Einfluß um jeden Preis zu brechen, und zu dieſem hartnäckigen, mit ſo vieler Ausdauer verfolgten Entſchluß, gab der folgende einfache Vorfall die Veranlaſſung. Das in Waſhington herausgegebene Zeitungsblatt: "The Globe" nahm unter allen denen, die in dem Intereſſe des Generals erſchienen, ſeine Politik erhoben und ſeinen Irrthümern ſelbſt eine gute Seite abzugewinnen verſtanden, den erſten Rang ein. Niemand wußte dem Jackſon'ſchen Cabinet und ſeinen Maßregeln ſalbungsvoller das Wort zu reden, als der Redakteur eben dieſes Blattes. Er war bei jeder Gelegenheit die Lobpoſaune des Generals in eben dem Grade, wie es heut zu Tage für den Prinz-Präſidenten Louis Napoleon der Herr Granier de Caſſagnac geworden war. Als er nach einigen Jahren nicht länger ſeine Rechnung dabei fand, entſchloß er ſich nach New-York zu wandern und das Blatt dort erſcheinen zu laſſen. Gar bald ſpielte er nun in eine andere politiſche Farbe über, und ward allmälig ein eben ſo ſcharfer als läſtiger Beurtheiler und Tadler des Generals. Mit Jackſon's geheimſten Empfindungen, Trieben und Abſichten genau bekannt, ward es dem Herausgeber ein Leichtes, durch Artikel, die ſich nicht einmal beantworten ließen, die Galle des Generals im höchſten Grade

zu reizen. Jackson wüthete lange umsonst, bis ihm ein Zufall auf die Spur dieser Sinnesänderung verhalf. Die Bank der Vereinigten Staaten zu Philadelphia war damals noch eine Regierungs-Bank, nicht wie Biddle's spätere, die schon genannte Privatbank des Staates Pennsylvanien. Ein Viertheil ihres Kapitals gehörte der Regierung an, und ein Viertheil der Direktoren wurde von ihr ernannt, die übrigen durch die Wahl der Aktionäre bestimmt. Außer dieser theilweisen Einsicht in die Verwaltung derselben ward zuweilen eine besondere Commission aus dem Finanzministerium zu Washington (the Treasury) nach Philadelphia gesandt, um gewisse Rechnungen zu untersuchen. Diese machte die Entdeckung, daß unter den diskontirten Wechseln ihres Portefeuilles sich auch ein Accept des Herausgebers des "Globo" für einige zwanzigtausend Thaler befand, und daß dieses durch das Indossement Biddle's in die Bank gebracht, und von Zeit zu Zeit durch ein frisches Accept erneuert ward. Da der Herausgeber des besagten Zeitungsblattes sich nicht in Umständen befand, die einen solchen Credit gerechtfertigt hätten, so war es klar, daß nur Biddle's Unterschrift dem Accept einen gewissen Werth gegeben hatte. Dieser Umstand, den Jackson alsobald erfuhr, war für ihn ein Lichtstrahl. Von diesem Augenblick an beschloß er den Untergang der Bank, und bot Alles auf, die Erneuerung der Incorporations-Akte derselben zu verhindern. Zweimal hatte diese die Einwilligung bei den Kammern, das heißt der Repräsentantenkammer und der des Senats erhalten, zweimal gab Jackson sein Veto. Um die Vollziehung des Gesetzes dennoch zu erzwingen, erforderte es zwei Drittheile der Gesammtzahl der beiden Kammern. Da aber Jackson's Einfluß immer mehr zugenommen hatte, so wurde das Zustandekommen dieser Majorität, so wenig auch daran fehlen mochte, stets gehindert. Somit fiel die Bank und mit ihr auch der Damm zwischen der schlechten und der guten Papiercirculation der Vereinigten Staaten, wie ich das bei einer andern Gelegenheit dargethan habe. * Biddle's Absichten lagen damals nicht am Tage und sein Beweggrund bei der Unterstützung, die er dem Herausgeber des "Globo" werden ließ, hatte wohl einen Nebenzweck, der aber dem Interesse des Staates nicht entgegen war und gewiß nicht die unversöhnliche Rache des Generals in einem Grade hervorrufen konnte, wodurch das ganze Geldsystem und der Credit des Landes — wie die Folge erwiesen hat — auf's Spiel gesetzt wurden und in einem allgemeinen Schiffbruch endigten.

* In meiner im Jahre 1845 zu Triest herausgegebenen Schrift: „Stellung und Aussichten des Welthandels."

Karl Vogt.

Biographische Skizze von H. L.

„Die deutschen Professoren in der Nationalversammlung, diese schlechten Politiker, haben die Sache der deutschen Revolution verdorben" — hörte man oft sagen und hört es auch heute noch, wenn über die Ursachen des unglücklichen Ausganges der großen Bewegung im Jahre 1848 gesprochen wird. Viel Wahres ist unzweifelhaft darin, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß unter den deutschen Professoren in der Nationalversammlung Einige waren, die den Typus dieser eigenthümlichen Menschenklasse, die in der praktischen Politik sich so unpraktisch zeigte, nicht an sich trugen, sondern vielmehr schon einer neuen Generation der Professoren angehören, mit einem weit volksthümlicheren Gepräge — einer Generation, in der das Bestreben, die Wissenschaft aus den exclusiven Kreisen der Akademieen, Bibliothekſäle und Naturalienkabinete mit der großen praktischen Welt in engere Verbindung zu bringen, sie dem Volke zugänglicher zu machen und ihr selbst aus dem praktischen Leben einen neuen erfrischenden Lebensquell zuzuführen, deutlich zu erkennen ist. Zu diesen Professoren der letztern Art, die auf der Linken der Nationalversammlung saßen, gehört vor Allen Karl Vogt. Sein Ruf als Professor und Schriftsteller datirt besonders von der Zeit, wo seine politische Thätigkeit aufhörte. Vor letzterer war der junge Gießener Professor nur in engeren Kreisen, als Mann von Geist und Witz und was seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse anlangte, als der Sohn bekannt, der würdig in die Fußstapfen seines Vaters treten will. Jetzt hat Karl Vogt aber seinem politischen Rufe einen so bedeutenden wissenschaftlichen hinzugefügt, daß dieser Mann die volle Aufmerksamkeit der gebildeten Welt der Gegenwart verdient.

Karl Vogt ist im Juli 1817 in Gießen geboren. Sein Vater, der rühmlichst bekannte Demokrat und Naturforscher, war damals Professor an der dasigen Universität. Seine Mutter ist eine Schwester von Ludwig und Karl Follen und ebenso patriotisch gesinnt wie ihre Brüder. Gleich seinem Vater widmete sich der junge Vogt dem Studium der Naturwissenschaften. Unter seinen Lehrern ist besonders der berühmte Liebig zu nennen, in dessen Laboratorium er vorzugsweise gern arbeitete. Im Jahre 1835 wurde Vogt's Vater als Professor der Klinik an die Universität Bern berufen und sein Sohn folgte ihm dahin, um dort seine Studien zu vollenden. Diesem Umstande verdankt der jüngere Vogt die werthvolle Bekanntschaft von Agassiz, an dessen Gletscherbeobachtungen er thätigen Antheil nahm. Seine gesammelten Erfahrungen legte er in einer

gitized by Google

besondern Schrift nieder: „Im Gebirg und auf den Gletschern.“ Auch arbeitete Vogt an den Werken mit, die Agassiz über die Gletscher und das Mineralreich in der Schweiz herausgab. Vogt vernachlässigte bei diesen speciellen Arbeiten dennoch die andern Zweige der Naturwissenschaften nicht. Er beschäftigte sich im Winter in Neufchatel mit Embryologie, vergleichender Anatomie, Physiologie ꝛc. Es drängte indessen den strebsamen jungen Forscher, nach dem Centralpunkte so vieler wissenschaftlicher Kräfte und Apparate, nach Paris zu kommen. Das Jahr 1844 gewährte ihm endlich diesen Wunsch. Und hier gelang es ihm, sich zuerst unter den Koryphäen der Wissenschaften bemerkbar zu machen. Seine Akademieberichte erregten Aufsehen, und obgleich die Schärfe seiner Kritik manchem der älteren Mitglieder, die in ihren oft verknöcherten Ansichten von dem jungen Doctor zuweilen nicht so respectvoll behandelt worden, als sie beanspruchten, sehr unbequem war, erhielt Vogt doch von der Akademie eine Medaille zur Anerkennung seiner Leistungen. Ueber seine Stellung zu den Franzosen in damaliger Zeit finden wir in einem Briefe Vogt's an einen Freund in Deutschland folgende charakteristische Stelle:

„Schreien sie doch jetzt schon über den Ton meiner Akademieberichte, der aller Ehrfurcht entbehre und den deutschen Namen in Mißcredit bringe. Habe ich doch jetzt schon eine Menge von Klagen gehört, als sei ich ungerecht gegen die älteren Männer, deren frühere Verdienste um die Wissenschaft man anerkennen müsse, wenn sie auch jetzt nicht mehr gleichen Schritt mit den jüngern hielten. Es ist umsonst, daß ich diesen ängstlichen Gemüthern begreiflich zu machen suche, daß das, was den deutschen Namen in Mißcredit bringt, gerade jene Geschmeidigkeit sei, welche ruhig zusieht, wie vaterländisches Verdienst von fremder Anmaßung in den Staub getreten wird. Auch Du wirst dies einsehen, wenn Du Dich einmal wirst entschließen können, Deine stille Häuslichkeit für einige Wochen mit dem lärmenden Treiben des Pariser Lebens zu vertauschen. Du wirst dann jene Renegaten sehen, die im Stande sind, auf deutsche Anrede französisch zu antworten, und die nur deshalb ihre Nation verläugnen, um desto leichter von ihrer Errungenschaft leben zu können. Ich brauche Dir die Namen dieser Industrieritter nicht zu nennen, die gleich Blutegeln an unserer deutschen Wissenschaft hängen und sich davon ernähren, daß sie deutsche Arbeiten den Franzosen mundgerecht machen, und in verändertem Kleide als eigene Producte verkaufen. Diese Menschen, deren Zudringlichkeit sie überall einführt, die für jeden einen Bückling und ein verbindliches Lächeln in Bereitschaft haben, die einem jeden bedeutenden Manne den Speichel lecken, und ihm in's Gesicht Schmeicheleien sagen, während sie hinter seinem Rücken seine chronique scandaleuse debütiren. Diese Individuen sind es, welche den deutschen Namen in Paris verächtlich gemacht und dem guten Klange unserer Namen einen Mißton beigefügt haben. Ein Volk, welches so sehr seine eigene Nationalität über Alles schätzt, wie die Franzosen es thun, wird wahrlich nicht beleidigt, wenn man ihm mit demselben Nationalstolze entgegen tritt, und ich habe nach mancher hitzigen Debatte, wo ich unsere Ansprüche vertheidigte, wenigstens die Anerkennung davon getragen, daß man sagte: ich hätte zwar Unrecht in der Sache, allein vollkommen Recht, wenn ich die Ansprüche unserer Nation nicht fallen ließe.“

Diese Worte Vogt's beweisen, wie schon damals in ihm der patriotische Stolz erwacht war, der leider so vielen Deutschen noch fehlt, wie wir das auch hier in Amerika nur zu oft sehen können. In Paris erwarb sich Vogt übrigens nicht blos durch seine kritischen Arbeiten Achtung, sondern auch durch einige Abhandlungen, die er hauptsächlich deshalb schrieb, damit ihm seine Gegner nicht nachsagen konnten, er sei zu positiven Arbeiten unfähig.

Von Paris aus machte Vogt mehrere Reisen nach der Nordküste von Frankreich und nach Italien. Daselbst, in Nizza, traf ihn im Winter von 1846–47 der Ruf, als Professor der Zoologie nach Gießen zu kommen. Zu Ostern 1847 begann er daselbst seine Vorlesungen und erwarb sich nicht nur unter den Studirenden, sondern auch unter der ganzen Einwohnerschaft so viel Achtung, daß er, als im Frühling des nächsten Jahres die Revolutionssonne die Gemüther erwärmte, an die Spitze der Bürgerwehr gestellt und bald darauf als Volksvertreter ins Parlament geschickt wurde. Wenn man Vogt's Portrait ansieht, so wird man nicht zweifeln, daß er in ersterer Funktion, als Bürgerwehrhauptmann, eine stattliche Figur gespielt. Zudem fehlte es ihm nicht an einigen bürgerwehrmännischen Kenntnissen, denn er hatte bereits im Jahre 1846 einmal in einem „Brodkravall“ in Bern, wie er ihn selbst nannte, als Bürgerwehrmann tapfer gedient. In ergötzlicher Weise beschreibt er dieß selbst so:

„Die der Regierung ergebenen Bürger traten zusammen und bildeten eine Bürgerwache, welche die Wachtposten an den Thoren und den größeren Plätzen der Stadt besetzte. Reitende Eilboten riefen die Milizenbataillone der Umgegend unter die Waffen, und man rüstete sich, den Feind, der sich nirgends zeigen wollte, mit Gewalt niederzuschlagen; denn, wie Alles in der Schweiz, so bekam nun auch die Sache eine politische Bedeutung, und die großartigsten Gerüchte über eine

beabsichtigte Reaction der Aristokraten liefen in dem Publikum um. Das Volk war von seiner Versammlung nur um so aufgeregter zurückgekommen, und man sprach von nichts, als von nächtlichen Angriffen, beabsichtigter Ueberrumpelung und ähnlichen Dingen, an die wahrscheinlich kein Mensch dachte.

Wir träumten indeß auf dem Wachtposten, welchen wir bezogen hatten, von lauter Ueberfällen und Vertheidigungsmaßregeln, die wahrscheinlich zu nichts Großem geführt haben würden, da unser Commandant, eine lustige Haut, nur in Allem 20 Mann unter seinen Befehlen hatte. Das größte Vergnügen machte uns das Patrouilliren und das Anschreien der Patrouillen, die mit solchem Gebrülle empfangen wurden, daß die nächsten Anwohner der Straße gewiß kein Auge während der ganzen Nacht zuschließen konnten. Ein Fäßchen Bier und eine ziemliche Quantität Wein, zur Erfrischung des Lebensmuthes, waren begreiflicher Weise nicht vergessen worden, und so sahen wir unter fröhlichen Scherzen und Gesängen Mitternacht vorbeistreichen, als plötzlich ein Eilbote von dem benachbarten Thore herankam mit der Bitte, uns ja bereit zu halten, da bestimmte Nachricht eingegangen sei, die Aristokraten beabsichtigten um 4 Uhr Morgens einen Angriff von unserer Seite her. Die Gewehre wurden besichtigt, allein auf Befehl unseres Commandanten noch nicht geladen. Einige Eifrige aber begannen Säbel und Dolche zu wetzen, und sich zum blutigsten Einzelkampfe vorzubereiten. Das Thor wurde geschlossen, jedes Fuhrwerk untersucht, ob es nicht Waffen berge, einige Verdächtige ohne Weiteres arretirt, und wenn man ihres Lamentirens müde war, wieder zur Thüre hinausgeworfen. Endlich mit dem Schalle des verhängnißvollen Glockenschlages hören wir schnell auf einander zwei Schüsse, ein lebhaftes Schreien in einiger Entfernung, und glauben, zwei Mann aussenden zu müssen, welche die nahende Gefahr auskundschaften sollen. Ein langer Murtener und ich werden zu diesem Behufe ausersehen, damit, wie unser Commandant sich scherzhaft ausdrückte, leichte Beweglichkeit und imponirende Masse in der ausgesendeten Colonne vereinigt seien. Wir dringen im Sturmschritte vor und finden einen athemlosen Studenten, der emsig sein Gewehr ladet und wie ein Löwe „Wache heraus" brüllt. Auf unser Befragen, wo denn der Feind sei, antwortete er: das wisse er freilich nicht, aber da er oben auf dem Berge einige dunkle Gestalten gesehen habe, worunter auch eine mit einer Laterne, so habe er für räthlich erachtet, Allarm zu schlagen und sich gegen seinen Wachtposten hin zurückzuziehen. Während wir uns noch über den Angriff der Aristokraten unterhalten, rücken zahlreiche Patrouillen in Eilmärschen heran und man beschließt eine starke Recognoscirungscolonne auf den Berg zu senden. Zwar behauptete ein Witzbold, die Laterne beweise schon, daß die Nahenden keine Aristokraten gewesen seien, denn die flöhen vor dem Lichte, statt ihm zu folgen; allein nichts desto weniger wird die Entsendung der Colonne beschlossen, die denn auch oben eine alte Frau mit einer Laterne findet, welche nach ihren Kühen gehen wollte, aber vor Schrecken über das Schießen einen Anfall von Krämpfen bekommen hatte. Unter beständiger Aufregung, denn ähnliche Scenen wiederholen sich noch öfters, bricht der Tag an und mit ihm ein gewaltiger Scandal die Straßen herauf, unserm Thore entgegen. Ein Volkshaufen hat die Wagen einiger Zwischenkäufer entdeckt, welche die Stadt verlassen wollen, und verfolgt diese mit Steinwürfen. Nun ist es an uns, unsern Heldenmuth zu zeigen. Wir stellen uns einige Schritte vor dem Wachthause auf, und während die Wagen vorbeirasseln, laden wir vor den Augen der Tobenden unsere Gewehre und machen uns fertig, unserm Befehle zur Ruhe Nachdruck zu geben. Der Haufen zerstreut sich wirklich Angesichts dieser drohenden Anstalten, und wir wünschen uns Glück, nicht weiter auf die Probe gestellt worden zu sein. —

Drinnen in der Stadt aber schien die Aufregung fortzudauern, denn von Zeit zu Zeit schlug entferntes Getöse an unser Ohr. Wir hätten gewünscht, unseren Posten verlassen und dem Mittelpunkte der Stadt zueilen zu können, wo, wie wir erfahren hatten, die unterdeß eingezogenen Truppen aufgestellt waren. Endlich, nach langem Harren, kommt der Befehl, uns zum Gefecht bereit zu halten und nach der Hauptwache abzumarschiren. Die Ordonnanz berichtet uns zugleich, man habe alle entfernteren Posten zurückgezogen, und drinnen in der Stadt sehe es so bedenklich aus, daß man jeden Augenblick den Beginn der Thätlichkeiten erwarte. Wir hatten in der That Mühe, unser Ziel zu erreichen, denn überall fanden wir starke Volkshaufen, die sich mit Steinen auf den Empfang der Cavallerie rüsteten, welche die Straßen durchzog. Man hatte die Mitte der Stadt quer abgesperrt, und eine imposante Militärmacht entwickelt, die sogar von vier Kanonen unterstützt war. Glaubst Du wohl, es hätte sich auf all den Gesichtern, die auf dem weiten Platze umherstanden und jeden Augenblick den Befehl zum Dreinschlagen erwarteten, auch nur eine Spur des Mißbehagens erblicken lassen? Jeder brannte vor Begierde, seine Waffen zu gebrauchen, und jeder schimpfte über den Verzug, den die Commandirenden für räthlich erachteten. Indessen es kam nicht dazu. Das Volk zerstreute sich nach und nach, die Circulation wurde freigegeben, die Truppen zurückgezogen, und am

Digitized by

Abende desselben Tages konnte man schon die ganze Geschichte als beendigt ansehen."

Der gesunde Humor in dieser Schilderung, der die eigene Person nicht verschont, ist charakteristisch für den Verfasser. Er erhielt ihn selbst bei dem mißlichsten Geschick aufrecht und mögen auch Manche nicht ganz mit Unrecht behaupten, daß er seinen Humor oft zu weit und zum Schaden wichtiger Unternehmungen habe spielen lassen, er hat ihn andrerseits auch von einem bösen Fehler der „Genie's," dem der Selbstanbetung, gründlich bewahrt. Wer aber würde läugnen wollen, daß im Parlament Vogt's Humor und beißender Witz da oft die Gegner besser traf, als die leidenschaft-erhitzten Reden seiner Parteigenossen. Vogt's Theilnahme an der Bewegung in Deutschland jetzt zu schildern, ist noch nicht an der Zeit. Daß Vogt den unglücklichen Ausgang der ganzen phantastisch-romantischen Revolutionszeit voraussah, daß er die Mittel ihn abzuwenden richtiger, als manche Andere im Parlament beurtheilte—dafür sprechen mehrere Anzeichen. Wir erinnern nur an seine Rede über die Sistirung des unglücklichen Malmöer Waffenstillstandes, in der er die Worte sprach: „Die französische Nationalversammlung berief sich auf die Volkskraft, und weil man kein Pulver hatte, so brachte die Wissenschaft das Pulver aus dem Boden hervor, man schuf Heere und Schiffe, man schlug die Feinde — aber das war auch der Convent, der so Großes konnte und nur ein Convent kann es."

Die Linke setzte in Vogt so großes Vertrauen, daß sie ihn im Oktober 1848 in der Weise erwählte nach Wien zu gehen, daß er mit Robert Blum sich darüber verständigen solle, ob er oder dieser diese wichtige Mission übernehmen solle. Auf Blums ausdrücklichen Wunsch trat er zurück, bat ihn aber auf's wärmste auf seiner Hut zu sein. Wenige im Parlament waren tiefer und schmerzlicher durch die Nachricht von Blums Tode erschüttert, als gerade Vogt, an dessen tieferem Gefühl Viele ganz zweifelten. Seine letzte öffentliche Rede hielt Vogt in Freiburg, wohin sich die Reichsregentschaft, nachdem sie aus Stuttgart vertrieben wurde, zurückzog. Man brachte ihm dort einen Fackelzug, für den Vogt dankte. Der tiefe Ernst seiner Worte bewies auch hier wieder, wie schmerzlich die eingehenden Nachrichten über die Niederlagen der Volkssache für ihn waren. In der Schweiz bemühte sich Vogt mit Simon von Trier und andern hervorragenden Flüchtlingen vielfach die Noth unter der großen Masse derselben zu lindern. Sein trefflicher Vater unterstützte ihn dabei auf's wärmste und mit einer seltenen Aufopferung. Die ganze Familie wetteiferte mit ihm und nicht Wenige verdanken derselben ihre Rettung aus der mißlichsten Lage, ja oft die Rettung des Lebens.

Das nächste Produkt von Vogt's literarischer Thätigkeit war eine Flugschrift zur Rechtfertigung der Linken in dem Reichsverfassungskampfe. Nie ist die schwere Schuld, die hauptsächlich Gagern und seine Freunde dabei auf sich geladen, klarer bewiesen worden. Von nun an widmete sich Vogt wieder ganz den naturwissenschaftlichen Studien und zwar mit großem Eifer. Die Abende gehörten jedoch noch großentheils seinen Schicksalsgenossen, denen er im Verein mit Andern Vorträge über verschiedene Zweige des Wissens hielt. Das erste Werk und zwar eines, das seinen Ruf als tüchtigen und genialen Zoologen auf alle Zeiten begründete, ward damals vollendet. Es ist dieß seine „Naturgeschichte der lebenden und untergegangenen Thiere," der bald seine „Briefe über Thierstaaten" und später (1852) seine „Bilder aus dem Thierleben" nachfolgten. Das übereinstimmende Zeugniß der bedeutendsten Naturforscher der Gegenwart stellt diese Werke als höchst werthvolle Forschungen dar. Aber nicht blos der Mann von Fach, auch der gebildete Laie wird viel Interessantes und Anziehendes darin finden und den originellen Geist herausfinden, der sie schrieb. Vogt's Styl ist zudem so einfach, klar und lebendig, daß die Lectüre seiner Schriften oft schon dadurch ein Genuß und Gewinn wird. Im Jahre 1850 begab sich Vogt nach Nizza, wo er hauptsächlich Studien über Seethiere anstellte. Er sammelte hier Material zu seinen „Bildern aus dem Thierleben" und zu dem neuesten Werke, von dem in französischer Sprache nun erst ein Heft erschien: „Ueber die niederen Thiere des mittelländischen Meeres." In Nizza schüttelte er seinen Verdruß und seine Trauer über das Mißgeschick Deutschlands ab und lebte dort im Verein mit einigen Freunden, unter denen auch der deutsch-russische Schriftsteller Herzen, theils der Wissenschaft, theils den Freunden und der reizenden Natur. Die Vorrede zu seinen „Bildern aus dem Thierleben" hallt noch wieder von dem Wohlbehagen, in dem Vogt in Nizza lebte. „Ich war damals," sagt er darin, „trotz des Exiles recht glücklich — hatte, was ich brauchte, Tages Arbeit, Abends Gäste, frohe Gesellen, theilnehmende und geistig belebte Freunde, blauen Himmel und blaues Meer, Menschen auf der Erde und Bestien im Wasser, die beide gleichmäßig zum Studium und zur Erbeiterung dienten. Ich dachte nicht an Deutschland, noch an seine Gelehrten — zuweilen nur an das deutsche Volk, das jetzt so gutmüthig ist, wenigstens meine Bücher zu kaufen, nachdem es verschmäht hatte, mir meine Politik abzunehmen." — Ohne diese joviale Laune, diesen leichten Spott — wo hätte Vogt die Ruhe und den freien Blick gewinnen können, um dem Volke durch seine wissenschaftlichen Arbeiten zu nützen, in der Zeit, in der er

gitized by Google

ihm nun einmal durch seine Politik nichts nützen konnte? Und daß es Vogt so offen ausspricht, wie glücklich er sich fühlte, hat gewiß seine Feinde daheim, die in Furcht und Schweiß sich mit ihrer Politik jetzt abmühen, weniger erfreut, als wenn sie von andern Flüchtlingen lesen, die die Köpfe wie Trauerweiden über das selbstgegrabene Grab hängen lassen.

Vogt lebt gegenwärtig in Genf, wo er als Professor der Naturwissenschaften angestellt worden ist. Trotz des Sturzes der radikalen Regierung hat Vogt keine neue Entsetzung zu fürchten, da er bei seiner Anstellung für solche Fälle die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen hat. Seit kurzem hat er, unberückt durch den ganzen Flor der feinen Genfer Damenwelt, eine Berner Oberländerin zum Weibe genommen und lebt jetzt in Genf gewiß wieder ebenso glücklich, wie vor drei Jahren in Nizza, als er mit den Fischern die Thunfischnetze zog, das Seegewürm secirte und Abends gegen den Slavomanen Herzen die welthistorische Mission der germanischen Race und ihre Zukunft verfocht.

Noch ist Vogts wissenschaftliches Wirken nicht abgeschlossen, ja es hat vielleicht noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht, es läßt sich also hierüber ein Endurtheil noch nicht fällen, aber wir haben auch guten Grund zu glauben, daß, wenn der Kampf um die Freiheit Deutschlands auf's Neue beginnen sollte, Vogt nicht zurückbleiben wird. Zu großen revolutionären Thaten ist ein Charakter wie Vogt kaum geschaffen, aber sein klarer Verstand und seine große Beredsamkeit werden seine Dienste um so werthvoller machen, je mehr er selbst ein energisches Auftreten der Revolution befürworten dürfte. Von der Beweglichkeit seines Geistes erzählt uns einer seiner Freunde, daß er ihn einmal in der Schweiz dabei überrascht, als er eine dringende wissenschaftliche Abhandlung zwei Schreibern zugleich dictirt. Dennoch habe Vogt dem Freunde nicht gestattet, sich zurückzuziehen, sondern habe bei fortgesetztem Dictiren immer noch Zeit gefunden, sich mit ihm auf die heiterste und scherzhafteste Weise über tausenderlei heterogene Dinge zu unterhalten. Von seinem Humor und Witz in Gesellschaft erzählt man sich viele Anekdoten und die „Fliegenden Blätter" sollen manchen Schwank von Vogt mitgetheilt haben. Auch das allgemein gekannte Leierkastenlied voll ausgelassenen Humor „Nach New Yorkchen ꝛc." wird Vogt zugeschrieben. Das Kneipzimmer des „Deutschen Hofes" in Frankfurt versammelte um Vogt oft nicht minder aufmerksame Zuhörer, als die Hallen der Paulskirche, ja wir glauben gern, daß Vogt in jenem, wo er seiner Laune freier den Zügel schießen lassen konnte, lieber das Wort ergriff, als in dieser. War doch, was er dort sprach, nur dazu bestimmt, den Aerger über die Mißgriffe, die hier geschahen, abzuschütteln, und wurde der Zweck der Erholung doch wenigstens sicher erreicht!

Das eigenthümliche Gemisch von Scherz, sachlicher Satyre und ernstem Streben in Vogt läßt uns oft an einen ihm nicht unähnlichen Charakter, Heinrich Heine, denken. Beide erscheinen uns hier als ächte Deutsche, in denen sich das halbe, machtlose und doch nach der andern Seite hin wieder an Mitteln so reiche Wesen der Nation abspiegelt. Freilich treten diese Gegensätze in Heine schroffer hervor, aber Heine ist auch Dichter. Vogt, der Naturforscher, hat ganz andere Mittel, dieselben zu versöhnen und harmonisch aufzulösen, als jener.

Ehe wir unsere Skizze, die leider des geringen Materials halber so unvollkommen bleiben muß, beenden, müssen wir noch eines Abschnittes in dem letzten Werke Vogts in deutscher Sprache gedenken, in dem er hauptsächlich Agassiz's Theorie von der Schöpfung bekämpft. Es ist dieß zu erwähnen um so wichtiger, als Herr Agassiz früher der Lehrer Vogt's war und man glauben könnte, sein Schüler bekenne sich ebenfalls zu der christlichen Schöpfungstheorie des Herrn Agassiz, der bekanntlich nach Nordamerika übersiedelte, um für seine romantische Idee die Anhänger zu finden, die er in dem ungläubigen Europa nicht mehr finden konnte. In jenem Abschnitte widerlegt nun Vogt diese Theorie schlagend und beweist dadurch, wie unabhängig er sich von seinem frühern Lehrer fortgebildet hat. Wir empfehlen jedem, der sich über diese Frage noch keine feste Ansicht gebildet hat und etwa für Herrn Agassiz's Theorie schwärmt, den Abschnitt „Untergegangene Schöpfungen" in seinen „Bilder aus dem Thierleben."

Deutsche Zeitschriften für Literatur und Kunst. Zwei der bedeutendsten derselben, die sich mit Kritik befassen, „das deutsche Museum," von R. Prutz und die „Grenzboten," von Julian Schmidt, besprechen in ihren neuesten Nummern die bedeutendsten der deutschen Monats- und Wochenschriften. Uebereinstimmend erklären diese Kritiker, daß das „Illustrirte Familienbuch des östreichischen Lloyd" unter den belletristischen Zeitschriften die erste Stelle einnehme. Den Lesern der „Monatshefte" ist dasselbe nicht unbekannt. Wir haben mehrmals Stücke aus demselben gebracht. Wir lesen in den „Grenzboten," daß das Illustrirte Familienbuch 43,000 Abnehmer habe, eine Zahl, wie sie kein anderes Blatt in Deutschland jemals besessen. Der Ekel an der Tagespolitik und ihrer Literatur hat gewiß einen guten Theil Leser der schönen Literatur zugewandt, die sonst sich um andere Dinge kümmern müssen. Trotzdem, glauben wir, ist die

Mehrzahl der Abnehmer unter den conservativen und aristokratischen Klassen zu suchen, deren Tendenzen selbst in dem novellistischen Theile dieses Journals oft gehuldigt wird. Der poetische Werth des letzteren läßt sich bei alledem nicht verkennen. Weniger, und auch hierin stimmen die genannten Kritiker überein, läßt sich das von den Stahlstichen des Familienbuchs sagen. Prutz nennt sie fast alle „manierirt." J. Schmidt sagt dasselbe von den Genre-Bildern und nennt sie geradezu geschmackverderbend.

Ein minder werthvolles, aber doch ein Blatt, in dem sich „interessante Kleinigkeiten" finden, nennt J. Schmidt das „Kunst- und Unterhaltungsblatt für Stadt und Land" (Stuttgart, liter.-artist. Anst.). Unter den Mitarbeitern finden sich Namen wie Hackländer, A. Lehwald, Th. Mundt, O. v. Horn, M. Horn u. A.

Besondere Anerkennung schenkt J. Schmidt dem „Deutschen Kunstblatt," von Eggers in Berlin redigirt. Ueber die „Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst," von Otto Wigand in Leipzig, sagt Prutz Folgendes:

„Der Name des Herausgebers hat noch von den Zeiten der „Hallischen," spätern „Deutschen Jahrbücher" her einen guten Klang. Auch die vorliegende Unternehmung schließt sich diesem Muster an, wenigstens soweit das heutzutage noch möglich ist. Und diese Möglichkeit reicht nicht sehr weit, die Zeit des Radicalismus in Wissenschaft und Kunst ist vorüber und wenn auch hier oder dort ein paar vereinzelte Schriftsteller noch ihr Vergnügen darin finden, denselben wieder aufzuwecken, so ist das doch eben nur eine Privatbelustigung und das Publikum nimmt keine Notiz davon. Es ist ein Fortschritt, ganz gewiß, daß der Radicalismus dieser neuen „Jahrbücher" wenigstens zu der Einsicht gelangt ist, daß man (wie es im Motto auf dem Titelblatt heißt) „nicht immer kann, was man will," sondern sich unter Umständen bescheiden muß, „nur zu wollen, was man kann." Aber dies Können selbst scheint in dem vorliegenden Fall nicht ganz von der richtigen Art; die beiden Hefte der neuen Zeitschrift, die uns bisher zu Gesicht gekommen, beschäftigen sich noch viel zu ausschließlich mit literarischem Interesse, sprechen noch viel zu sehr den alten kritisch-wissenschaftlichen Jargon, als daß wir ihnen eine besonders große Wirksamkeit versprechen möchten."

Eine andere neue Zeitschrift mehr schönwissenschaftlichen Inhalts ist die „Deutsche Wochenschrift," von Karl Gödecke (Hanover bei Stümpler). Es liegen uns einige Hefte derselben vor, die von dem ernstesten Streben des Redakteurs zeugen. Der Text zu einer Oper „Lorelei," von Emanuel Geibel (so weit er hier mitgetheilt), ist höchst ansprechend. Etwas mehr Lebhaftigkeit wäre den prosaischen Aufsätzen zu wünschen.

Ein ganz neuer Zweig der periodischen Literatur in Deutschland sind die populär-naturwissenschaftlichen Zeitschriften: Die erste war wohl die von Otto Ule in Halle (die Natur); seit Neujahr erscheint eine ähnliche Zeitschrift, nur in etwas höherem Tone geschrieben: „Das Weltall," Zeitschrift für populäre Naturkunde. Herausgegeben von Dr. Zieher und Prof. Schaller. Mitarbeiter: Cotta, Reichenbach (der Botaniker), die beiden Tschudi, Eschricht, Unger u. A. Prutz rügt, daß der richtige Ton, populär ohne trivial zu sein, nicht immer in dem freilich noch jungen Blatte getroffen sei. Prof. Hassenstein in Gotha giebt eine in Langensalza erscheinende illustrirte Zeitschrift, „Natur und Kunst," heraus, an der jedoch, nach dem zu urtheilen, was Prutz darüber sagt, wenig Gutes ist. Ein anderes besseres, illustrirtes Familienblatt ist dagegen die „Gartenlaube." Der Inhalt ist so populär, wie interessant und erstreckt sich nicht blos auf die Naturkunde, sondern zieht die Geschichte, Novellistik ꝛc. meist in ihr Gebiet. Das Blatt hat außerordentlichen Absatz und verdient Beachtung. Eine andere Zeitschrift gemischten Inhalts erscheint seit einiger Zeit in Berlin, der Phönix betitelt, Redakteur Dr. Klein. Wir haben das Blatt noch nicht zu Gesicht bekommen, das „Deutsche Museum" spricht sich aber nicht sehr günstig darüber aus. Es nennt den Redakteur einen capriciösen, querköpfigen Menschen, der sein gefährlichster Mitarbeiter sei und urtheilt über den Eindruck, den das Blatt mache, so: „In der That macht auch der „Phönix" im Ganzen trotz einzelner recht lesbarer Beiträge, zu denen wir besonders die Localskizzen von R. Springer rechnen, genau denselben wüsten, untergeordneten Eindruck, wie es die Elaborate des Hrn. Klein selbst zu thun pflegen. Gleichartige Naturen pflegen sich anzuziehen; darum ist es auch ganz in der Ordnung, daß Hr. Klein den wunderlichen Einfällen des Hrn. Schultz von Schultzenstein einen so beträchtlichen Raum in seinem Blatte überläßt, des Erfinders der Mausertheorie, der neuerdings bekanntlich auch noch in das Lager der Orthodoxie übergegangen und damit denn glücklich auf dem Gipfel des Unsinns angelangt ist."

Ein erbärmliches Produkt der neuesten periodischen Presse in Deutschland sind die „Illustrirten Monatshefte," von H. Klemm in Leipzig. Ein wahres Ragout von Philisterhaftigkeit, Lebernheit und Sentimentalität, so vielfach auch der Stoff ist, den es giebt. Man findet da Kochrecepte, Belehrungen über wirkliche Bildung, Stickmuster, Gesundheitsregeln, Anweisungen zur Bewahrung des Fleisches ꝛc.

Digitized by Google

Schließlich sei noch eine pädagogische Zeitschrift erwähnt, hauptsächlich ihres in der journalistischen Welt so bekannten Redakteurs halber. Die Zeitschrift heißt „Armin," Wochenschrift für die reifere männliche Jugend. Herausgeber ist Rudolph Wienbarg! Ueber die Zeitschrift, die in Hamburg erscheint, wie über ihren Redakteur, citiren wir ebenfalls wieder Prutz's Worte: „Nach vielfachen Enttäuschungen, niedergedrückt, aber nicht entmuthigt durch die unglückliche Wendung, welche unsere öffentlichen Angelegenheiten genommen haben, wendet der Herausgeber sich dem neuen, dem werdenden Geschlechte zu; in seiner Brust den Funken des Patriotismus wieder aufzuwecken, der in uns Aeltern so jämmerlich niedergeschlagen und erdrückt ist, und zwar aufzuwecken an der Kenntniß und dem Verständniß unserer nationalen Zustände, ist der edle und wichtige Zweck, welchen der Herausgeber sich gestellt hat und den er auch schon in dem Titel seiner Zeitschrift symbolisch andeutet. Natürlich ist die Ausführung desselben mit großen Schwierigkeiten verbunden. Für heranwachsende Knaben von 12 bis 16 Jahren zu schreiben, erfordert alle Mal eine eigene Kunst; die Forderung wird aber noch größer, wenn es sich nicht um ein Buch handelt, sondern um eine Zeitschrift, und wiederum nicht um eine Zeitschrift schlechthin, sondern um eine Zeitschrift mit nationaler, patriotischer Tendenz. Auch zeigt der Verlauf der Nummern einen merklichen Fortschritt. Die ersten, deren Hauptinhalt eine etwas langwierige Untersuchung über Till Eulenspiegel bildet, treten noch ziemlich schwerfällig auf, während die neuesten Nummern, in denen der Verfasser sich mehr auf das praktische Gebiet der Geschichte einläßt, namentlich der biographischen Schilderung, die auch ganz gewiß eines der wichtigsten und vorzüglichsten Elemente beim Jugendunterrichte ist, sich dem vorgesteckten Ziele mehr und mehr annähern.

Literatur-, Kunst- und Musik-Notizen.

Ein Urtheil aus Deutschland über Parker in Boston. Die „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben" von Theodor Parker in Boston, ins Deutsche übertragen von Dr. Johannes Ziethen, über die wir zur Zeit ihres ersten Erscheinens in diesen Blättern ausführlicher berichteten, haben beim Publicum eine so günstige Aufnahme gefunden, daß schon nach wenig Monaten eine zweite Auflage nöthig geworden. Durch diesen Erfolg ermuthigt, haben Uebersetzer und Verleger den Entschluß gefaßt, eine vollständige Uebersetzung von den sämmtlichen Schriften des berühmten Kanzelredners folgen zu lassen; der erste Band derselben ist so eben unter dem Doppeltitel: „Theodor Parker's sämmtliche Werke, deutsch von Dr. Johannes Ziethen. Erster Band: Kritische und vermischte Schriften" (Leipzig, Voigt und Günther) erschienen. Ganz gewiß ist Parker eine der interessantesten und liebenswürdigsten Erscheinungen an dem geistigen Horizonte Nordamerika's und auch uns Deutschen soll unser altes Vorrecht, neidlos, in gerechter Würdigung, alles Gute und Schöne, wo wir es finden, zu uns zu übertragen, unverkümmert und ungeschmälert bleiben. Dennoch zweifeln wir, ob diese „kritischen und vermischten Schriften" beim deutschen Publicum gerade viel Anklang finden werden. Der Verfasser gibt auch in ihnen zahlreiche Proben von seiner geistigen Schärfe, seiner strengen Wahrheitsliebe, seinem klaren Verstande, der dabei doch nichts Frostiges, nichts Einschnürendes hat, endlich auch von seiner glänzenden und glücklichen Beredtsamkeit. Dies Alles gestehen wir zu, und auch den großen Beifall, welchen diese Schriften in ihrem Vaterlande gefunden, wo sie Parker's Ruf wesentlich mit begründet haben, begreifen wir vollkommen; es gibt in Amerika nicht Viele, welche praktischen und wissenschaftlichen Sinn, klarste Verständigkeit und tiefstes Gemüthsleben so glücklich vereinigen und deren geistiges Auge überhaupt so weit trägt und einen solchen Umkreis von Erfahrung und Studium beherrscht, wie es bei Parker der Fall ist. Allein für uns Deutsche enthalten diese Schriften des Neuen denn doch etwas gar zu wenig. Parker hat einen großen Theil seiner Studien, namentlich seiner theologischen, auf dem deutschen Boden gemacht; auch der größere Theil des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit bekannten deutschen Schriften, wie z. B. mit Menzel's „Literaturgeschichte," „das Leben Jesu" von Strauß, Dorner's „Christologie" ꝛc. Für Denjenigen, der die amerikanischen Zustände zum Gegenstande eines besondern Studiums macht, wird es in vielen Fällen nicht ohne Interesse sein, der Art und Weise nachzuspüren wie hier der praktische Sohn Amerika's sich die Resultate deutscher Stubengelehrsamkeit aneignet und welche Umwandlungen diese selbst dabei erleiden. Für das größere Publicum dagegen, für das die Sammlung doch eigentlich bestimmt ist, dürfte diese Arbeit wohl etwas zu minutiös und unfruchtbar sein; das Publicum verlangt — und mit Recht — fertige, faßbare Resultate und deren Zahl ist in den vorliegenden Schriften, welche größtentheils zuerst als Journalartikel erschienen sind und diesen ihren Ursprung auch noch sehr deut-

lich an der Stirn tragen, im Ganzen genommen nur ſehr gering. Am intereſſanteſten bleibt der Autor immer, wo er ſich auf rein theologiſchem Gebiete (nämlich ſoweit davon bei ihm überhaupt die Rede iſt) bewegt. Dagegen ſind ſeine äſthetiſchen Auslaſſungen meiſtentheils ſehr unzulänglich; der Sinn für das Schöne ſcheint dem Bruder Jonathan nun einmal von Mutter Natur verſagt zu ſein und auch Theodor Parker, mit all ſeiner Beredtſamkeit und ſeinem ganzen ſchwungvollen Rationalismus, macht in dieſer Hinſicht doch auch keine Ausnahme. In dem umfangreichen Aufſatze über Menzel's „Deutſche Literaturgeſchichte" (S. 33—66) werden zwar der deutſchen Bildung und namentlich der deutſchen Poeſie viele Complimente gemacht; Parker tritt ſogar als Vertheidiger Göthe's gegen Menzel auf, deſſen „unmenſchliche Feindſchaft" er „unſinnig" nennt und eine „Schande" des ganzen Werkes. Daneben jedoch debutirt er ſelbſt ganz naiv mit nachfolgendem Satz (S. 57): „Daß Göthe als Menſch in hohem Grade egoiſtiſch, ein Wüſtling und ſeiner Epikuräer war, der wenig Sympathie für Das hatte, was das Höchſte im Menſchen iſt, ſo lange er ſich nur mit Roſenknospen bekränzen konnte, wollen wir zugeben." Nun, wir dächten, wer einen ſolchen Satz hinzuſchreiben die Stirn hat, mit deſſen Kenntniß deutſcher Kunſt und deutſchen Geiſteslebens kann es nicht weit her ſein, noch hat er beſondern Grund, Menzel ſeinen „abſoluten Haß" gegen Göthe vorzuwerfen. Am allerwenigſten aber können wir es billigen, daß man uns ſolch unverdautes Zeug noch aus der Fremde her nach Deutſchland importiren will; deſſen producirt der deutſche Markt ſchon genug, ja wir haben Mühe gehabt, ihn nur davon zu reinigen und das Publicum an eine richtigere Würdigung unſerer großen Geiſter zu gewöhnen; über das „große Waſſer" fahren, um uns dieſe mühſam errungene Frucht ſelbſt wieder zu zerſtören, das wäre doch wirklich eine ganz eigenthümliche Verkehrtheit.

D. Muſ.

* Unter dem Titel: „Chemiſche Bilder aus dem täglichen Leben. Nach Johnſton's Chemistry of common life von Dr. W. Hamm. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen," wird demnächſt im Verlag von J. J. Weber in Leipzig ein höchſt intereſſantes populäres Werk erſcheinen, auf das wir unſere Leſer zum Voraus aufmerkſam machen. In zehn monatlichen Lieferungen zum Preis von 5 Neugroſchen jede, wird daſſelbe die wichtigſten Gegenſtände unſeres täglichen Lebens, als da ſind die Luft, die wir athmen, das Trinkwaſſer, Boden und Pflanzen, Brod und Fleiſch ꝛc. vom Standpunkt der modernen Chemie aus behandeln und die Lehren dieſer in neuerer Zeit ſo außerordentlich fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft auch den Laien verſtändlich und fruchtbar machen. Sowohl der anerkannte Werth des Originals als die bewährte Tüchtigkeit des Herausgebers laſſen ein gediegenes Werk erwarten, das der Fabrikarbeit, die ſich jetzt auch dieſes Gebiets mehr und mehr bemeiſtert, ſiegreich entgegentreten wird.

* Franz Löher hat ſeine geſammelten Reiſeſkizzen unter dem Titel „Land und Leute in der Neuen Welt" in drei Bänden (Göttingen, Wiegand) erſcheinen laſſen.

* In der Augsburger „allgemeinen Zeitung" laſen wir unlängſt eine intereſſante Notiz über die zunehmende Verbreitung der deutſchen Literatur in Italien. So bringt ein in Turin erſcheinendes Pfennigblatt eine Ueberſetzung von Duller's „Deutſcher Geſchichte" von G. Sandrini. Ebendaſelbſt hat eine Ueberſetzung von Gervinus' berühmter „Einleitung ꝛc." die Preſſe verlaſſen. Schiller's „Abfall der Niederlande" wird ebenfalls überſetzt, während von ſeiner „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges" in der Uebertragung von Benci bereits ein zweiter Abdruck erſcheint. Daß auch Humboldt's „Kosmos" nicht unüberſetzt geblieben iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

* Von Friedrich Bodenſtedt, der ſich ſeit einigen Monaten nach München übergeſiedelt hat, wird eine Schrift über die Beziehungen Deutſchlands zu der gegenwärtigen orientaliſchen Kriſis erwartet.

* Die für Stockholm beſtimmte Guſtav-Adolph-Statue von Fogelsberg, die vor einigen Jahren auf der Ueberfahrt nach Schweden an der Küſte von Helgoland ſcheiterte und dem dortigen Strandrecht verfiel, iſt nach mehrfachen vergeblichen Verſuchen, ihr einen würdigen Aufſtellungsort zu verſchaffen, endlich von einer Anzahl patriotiſcher Bremer Bürger als Geſchenk für ihre Vaterſtadt angekauft worden. Der bremiſche Senat hat das Geſchenk angenommen und wird für entſprechende Aufſtellung auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt Sorge tragen.

* In der königlichen Eiſengießerei zu München werden Vorbereitungen zu zwei bedeutenden und allgemein intereſſanten Arbeiten getroffen: der ſchwediſche Bildhauer Quarrenſtröm hat ſein Modell der Berzelius-Statue, die in Stockholm errichtet werden ſoll, zum Guß abgeliefert, und auch das Modell der für Weimar beſtimmten Wieland-Statue von Hans Gaſſer in Wien iſt bereits zu demſelben Zwecke unterwegs.—Ebendaſelbſt erregt jetzt ein Gemälde von Moritz von Schwind, über deſſen Arbeiten auf der Wartburg wir kürzlich berichteten, großes Aufſehen. Es iſt eine „Aſchenbrödel," in jenem arabeskenartigen Genre, das dieſer Künſtler mit ſoviel Glück cultivirt.

* Der „Tannhäuser" wird in Berlin im Königl. Opernhause nun doch noch zur Aufführung kommen und werden bereits die Vorbereitungen getroffen.

* Ueber die zweite Excursion der „Cölner Männer" nach London berichtet der launige Pseudonym „Butterbrodt" an die Signale: Bekanntlich sollen zwei Flötenconcerte langweiliger, als eins sein. Aber die Zeit hat auch das gerichtet. Wer spielt heut zu Tage noch die Flöte? Höchstens „mein Bruder," wir selbst geben uns schon lange nicht mehr damit ab. Wir sehen oder vielmehr wir hören die Langeweile jetzt in etwas Anderem. Z. B. ohne Unterbrechung diverse Mäunergesang-Quartette in seine Ohren aufnehmen zu müssen, ist, was Monotonie und Langweile anbetrifft, gar nicht so übel. Kommt nun noch hinzu, daß alle diese Quartette aus demselben widerlich-süßen Teige geknetet sind, so kann man sich mit dem besten Willen einer formidablen Flauigkeit nicht erwehren. Und deshalb wird es Sie auch nicht wundern, daß, als ich neulich den Cölner Männergesangverein gehört hatte, nur ein wirkliches Rumpsteak meinen gestörten Magen wieder in Ordnung bringen konnte. Der Verein hat uns nun schon zum zweiten Male heimgesucht, und wieder eine brillante Aufnahme gefunden, eine so brillante, daß seinem offiziellen Recensenten in der Cölnischen Zeitung, der augenscheinlich so etwas nicht gewohnt ist, darüber im eigentlichen Sinne des Wortes Hören und Sehen vergeht. Der gute Mann kann sich eigentlich gar nicht darein finden, er begreift nicht, wie man in London etwas fetiren kann, von dem man in Deutschland keine Notiz nimmt. Ach, er kennt England nicht, er weiß nicht, daß Mitchell durch diese Cölner so viel Geld verdient, und deshalb unwiderstehlich liebenswürdig ist, er weiß nicht, daß der musikalische Geschmack, das musikalische Verständniß der Engländer gerade soweit geht, als die Leistungen dieser Herren aus Cöln reichen. Was die letzteren uns auftischen, ist eine rein virtuose Ausführung abgeschmackter Kleinigkeiten, sehr gut herausgebrachte äußerliche Effecte, ein famoses Piano, lauter nett und sauber ausgeführte Kunststückchen, und gerade das ist es, was der Höhe der musikalischen Anschauung in England entspricht. Ich habe schon einmal gesagt, daß England noch tief im Virtuosenthum der dreißiger Jahre steckt, und der Cölner Männergesangverein gehört mit Allem, was er ist und hat, noch dieser Zeitperiode an. Mich wundert nur, daß den Herren selbst diese stete Wiederholung ein und desselben Pianissimo-Effectes auf die Dauer nicht zuwider wird. Daß sie sich an einem Tage diverse Male „in einem kühlen Grunde" bewegen, oder gar den blauen „Montag" feiern können, daß sie ihre Virtuosität an Texten heranbilden konnten, die den gemüthlich-poetisch-dusligen Zustand der gegenwärtigen Literaturperiode in Deutschland aufs Vollständigste charakterisiren, das verstehe ich; daß aber zum großen Theil kräftige Männer sich Tag ein Tag aus in musikalischer Hinsicht an lauter Leckereien zu sättigen vermögen, das ist vielleicht nur dann zu erklären, wenn man weiß, was in Deutschland Alles möglich ist, zumal nach dem Anlauf von 1848. Man sieht übrigens, wie der Genuß solcher Fadaisen die Empfänglichkeit für gesunde Kost abstumpft. Das Körnersche Schwertlied, das die Leute zum Besten gaben, war in Auffassung und Ausführung flau und matt, ohne Saft und Kraft, ohne wirklichen poetischen Schwung, ohne Begeisterung. Wenn achtzig bewußte Künstler, welche als solche auch wissen müssen, was uns in musikalischer Hinsicht Noth thut, das Schwertlied zu singen haben, so muß dies einen solchen ähnlichen Eindruck auf die Zuhörer machen, daß Quartette wie „blauer Montag" oder ähnliche unmöglich darauf folgen können. Das Schwertlied der achtzig Cölner machte sich unter den übrigen Gerichten wie ein hausbackener Puffer unter famosen tortes à la crême. Uebrigens der Wahrheit die Ehre, „brummen" können die Herren ausgezeichnet, und wenn sie auch gerade dem „singenden Deutschland" keine große Ehre machen, das brummende wissen sie vortrefflich zu repräsentiren.

* Der Cölner Männergesangverein, der am 3. Juni seine Heimreise von London antrat, hat von der Königin Victoria einen Beitrag von 1200 Gulden erhalten, um dadurch den Grund zu einem auch äußerlich gesicherten Bestehen und fortwährenden Gedeihen dieses Kunstinstitutes zu legen.

* Rossini liegt in Florenz krank darnieder.

* In Paris amusirt man sich an einer neuen Variante der Glasharmonica, die unter die Erfindungen nicht wohl zu rechnen ist. Das Instrument ist wie ein Tisch mit vieruudfünfzig Löchern gestaltet, in welchem sich eben so viel Gläser befinden, die, wenn man ihren Rand leicht mit dem nassen Finger streicht, Töne von sich geben, wie männiglich bekannt; durch das Hineingießen von Wasser werden die Gläser gestimmt. Es ist mit vielem Geschick in mehreren Conzerten gespielt worden. Ein Deutscher würde dasselbe vielleicht Glaswasser-Harmonica oder Waschtischinstrument genannt haben, da aber ein Belgier der Erbauer desselben ist, so benutzt er die Gelegenheit, seinen Namen auf einige Monate zu verewigen, und gab dem Instrument seinen Namen Mattau, daher Mattauphon.

zed by Google

* Meyerbeer ist aus Paris in Berlin angelangt, um die Einleitungen zur Aufführung seiner neuen Oper zu treffen.

* Frau Jenny Lind-Golschmidt ist in Ischl, um sich vom Conzertgeben zu erholen.

* Ferdinand Hiller componirt an einer neuen komischen Oper in zwei Acten, Text von Roderich Benedix.

* Wie man in Deutschland über die neueste Richtung der italienischen Musik und deren Repräsentanten Verdi denkt, mit dessen Machwerken uns die Oper des Herrn Marezek Gott sei Dank zu Ende gelangweilt hat, zeigt nachstehender Auszug aus der Wiener Correspondenz der Signale:

„Verdi's letzte Opern sind ebenso musikalische Spektakelstücke wie die aller neuern Italiener. Giuramento war sein bedeutendstes Werk. Es giebt darin freilich neben unbegreiflichen Gemeinplätzen dramatisch wirksame Sachen, und zu einer bessern Zeit erfreute sich der Giuramento neben den Opern Donizetti's großer Beliebtheit in Wien. Das will allerdings nicht viel sagen; wir sind aber so herabgekommen, daß wir auf die Zeit Donizetti's und Bellini's mit ehrfurchtsvoller Bewunderung blicken, sie als eine goldne Aera italienischer Opernmusik preisen.

Auch bei der diesmaligen Reprise gefiel der Giuramento, indessen bewunderten ihn bei den folgenden Vorstellungen nur leere Bänke. Obgleich es in der Oper an Lärm gerade nicht mangelt, so ist der Tobak für uns nicht stark genug, und in der Luft schwebte schon die Vorahnung eines neuen Verdi, der alles bisher Geleistete weit übertreffen sollte. Und so war es denn auch. Das Sujet ist kein geringeres als—Schiller's Räuber—I Masnadieri. Es macht eine solche Consequenz Herrn Verdi alle Ehre. Nachdem er die Jungfrau von Orleans, nachdem er Kabale und Liebe mit seinen italienischen Fetzen zurecht gestutzt, nachdem er die höchste Aufgabe der dramatischen Tonkunst: Wurm italienische Arien singen zu lassen, erreicht hatte, mußte er auch den Franz Moor, das „zuckersüße Brüderchen" zuckersüß girren und gurgeln lassen. Es ist ihm gelungen! Könnte ich doch das ganze musikalische Deutschland mit einem Ruf jetzt hier concentriren, damit es in einem Wiener Hoftheater den Skandal ansähe und hörte, wie Franz Moor singt! Doch nein, es ist so besser, denn jedem Deutschen muß sich bei einem solchen Hohn auf Friedrich Schiller vor Abscheu und Ekel das Herz im Leibe herumdrehen. Die Musik ist nicht etwa schlechtweg und einfach schlecht; nein, sie ist haarsträubend gemein, entsetzlich dumm-komisch, ein wüster, lächerlicher Spektakel. Pflicht aber wäre es der ganzen hiesigen Kritik, daß sie mit einem Munde mit mir riefe: Hinaus aus Deutschland mit solchem Skandal! Gebt uns ein Affentheater, wenn wir keinen musikalischen Geschmack mehr haben; aber verschont uns mit solchem Unsinn!"

Correspondenz.

New York, Ende August.

Gesangvereine. — Grist und Mario. — Metropolitan-Theater. — Hippodrom. — Straßenpredigten. — Carson League. — Know-Nothings.

Wir leben mitten in der Zeit der Ausflüge, denen der Sommer dieses Jahr besonders günstig ist, denn der ewig heitere Himmel ladet ins Freie und die Hitze, die Choleraluft treibt alle Welt hinaus aus dem staubigen, freudlosen New York. Es vergeht kein Wochentag, wo nicht von Amerikanern Excursionen in die Umgegend, meist mittelst Dampfschiff und angehenkter Barge, stattfinden, und die Deutschen lassen zu ihren Ausflügen wenigstens keinen Sonntag und (blauen) Montag unbenützt verfließen. Meistens sind es die Gesangvereine, von denen die Sache ausgeht und an die sich das übrige nicht singende, aber sangliebende Publikum anschließt. College Point auf Long Island am „Sound" gelegen, ist besonders häufig das Ziel dieser erfrischenden Wasserfahrten. Der Ort ist freilich nicht der reizendste in der Umgebung, die so viel schönere Punkte darbietet. Die Fahrt ist auf alle Fälle die anmuthigste der Gegend. Der „Arion" verstand es indessen auch auf College Point lustiges Leben unter die Leute zu bringen, wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß er an diesem Tage die Töne bemeistert hätte. Die Hitze war aber auch so unanständig, daß die Kehlen auch ohne Sang nur mit großer Mühe vor dem Vertrocknen geschützt werden konnten. Der „Liederkranz," der Vater des „Arion," brachte in diese Excursionen einen neuen Reiz durch Veranstaltung eines Nachtfestes in dem schönen Cliston-Park auf Staten Island. Die „Sängerrunde" und der „Teutonia-Männerchor" gaben in Hoboken ein gelungenes Concert — ein Gesangfest konnte man es nicht nennen, denn wo die Sänger Eintrittsgeld nehmen, wie da geschah und "business" machen, da verliert das Ganze den volksthümlichen Charakter sowohl, wie die frische Naivetät, die die Stützen der Gesangvereine sind und auch ihre Feste beseelen sollen. Wollen die Gesangvereine sich dem Volke entfremden und sich ruiniren, so ist das business machen dazu der

Digitized by Google

Weg, der unausbleiblich zum Ziele führt. Wir hoffen aber, der bessere Geist wird obsiegen.

Die Maretzek'sche Operngesellschaft hat uns verlassen und die der Signora Grisi und des Signor Mario wird Anfang Sept. ihre Vorstellungen beginnen. Eingedenk der widerlichen Auftritte, welche bei dem Ständchen vorkamen, durch das Madame Sontag vor zwei Jahren am Union-Square begrüßt werden sollte, verzichtete man auf eine Begrüßung im Freien. Die „Musical-Fund-Society", der sich viele Musikfreunde angeschlossen, brachte dem berühmten Sängerpaar ihren musikalischen Gruß im großen Saale des St. Nicholas Hotel. In Anbetracht der großen Spannung, mit der besonders Mad. Grisi erwartet wurde, dürften einige biographische Notizen über dieselbe nicht unwillkommen sein. Giulietta Grisi ist die Nichte der einst so gefeierten Sängerin Grassini. Sie wurde am 28. Juli 1811 in Mailand geboren und erhielt daselbst ihre Ausbildung im Conservatorium. Ihre theatralische Laufbahn begann sie an der italienischen Oper zu Wien. Zum ersten Mal in der Oper Bianca e Faliero von Rossini auftretend, erwarb sie durch die Schönheit ihrer Stimme und die zarte Anmuth ihres Gesanges den reißendsten Beifall. Ihr Ruf verbreitete sich mit großer Schnelligkeit und ging ihr nach Paris voran, woselbst sie mit ihrer talentvollen Schwester Giulietta († 1840) zugleich auftrat. 1836 heirathete Giulietta Herrn Giraud de Meley, reichte aber schon nach einigen Monaten ihre Scheidungsklage ein. Erst nach mehreren Jahren gelang es ihr jedoch die Scheidung von „Tisch und Bett" durchzusetzen. Eine Wiederverheirathung verbieten ihr die Satzungen der römischen Kirche. Noch vorigen Winter entzückte sie jenseits des Oceans das Publikum Frankreichs und Englands durch ihren künstlerisch vollendeten Gesang. Das gebildete Publikum New Yorks kann sich mit Recht gratuliren, sie hören zu können. Ihre Hauptpartieen sind vorzüglich die Mutter des Propheten in der Meyerbeer'schen Oper, und Donna Elvira im Don Juan. Mario's ausgezeichnetste Rolle ist Robert der Teufel.—Das neue Metropolitan-Theater naht seiner Vollendung und bereits werden Anstalten zur Einweihung der neuen Concerthalle getroffen. Wie wir hören, beabsichtigt man die musikalischen Genüsse in derselben dem größeren Publikum durch verhältnißmäßig niedrige Preise zugänglich zu machen. Dagegen beabsichtigt Hr. Hacket, der die Leitung der italienischen Oper in Castle-Garden (Grisi ꝛc.) übernommen, den unverschämten Preis von 5 Doll. für das Ticket zu fordern. Eine solche Anmaßung verdient durch ein leeres Haus bestraft zu werden. Die Codfish-Aristokratie kann das zwar bezahlen, aber die besten und intelligentesten Freunde der Oper dürften sich doch wohl meistens in der Klasse finden, die 5 Doll. für ein Ticket nicht ausgeben kann. Von unserm deutschen Theater läßt sich jetzt nichts sagen, als daß es in der Ausbesserung begriffen ist, was ihm sehr Noth thut. Wir verweisen zudem auf den sich damit beschäftigenden besondern Artikel in diesem Hefte. Im Hippodrome macht das Wettlaufen jetzt großes Aufsehen. Uns Deutsche vermag der Anblick zweier keuchenden, halb zu Tode gehetzten Menschen nicht so in Enthusiasmus zu versetzen. Das Barbarische, das besonders darin liegt, daß das Geld doch die Haupttriebfeder dabei ist, verletzt uns mit Recht.

Neben diesen Volksbelustigungen in der Woche wird Sonntags das Straßenpredigen eifrig fortgesetzt. Neulich sah man im Park nicht blos einen Prediger, sondern auch eine Predigerin, die mit einer durchdringenden Stimme ihre Bibelauslegungskunst dem Volke vortrug. Die Polizei hat immer einige Arbeit, um die religiöse „Toleranz" aufrecht zu erhalten. In andern Stadtvierteln zeigen sich jetzt häufig die Temperenzprediger, meistens der Carson League angehörig. Es ist ihre Aufgabe aber nicht blos durch Reden dem Temperenzgesetz Anhang zu verschaffen, sondern auch durch gesammelte Geldmittel die gerichtliche Verfolgung derjenigen zu bewirken, die ohne Licenz geistige Getränke verkaufen, oder des Sonntags ihre Wirthshäuser nicht schließen. Das Denunciationssystem wird durch diese Clique in jeder Weise gefördert und so durch diese Fanatiker weit mehr für die Demoralisation gearbeitet, als gegen sie. Das wird selbst der Freund der Mäßigkeit zugeben. Doch, ist denn die Mäßigkeit überhaupt der Zweck der Temperenzgesellschaften, die für das gänzliche Verbot des Genusses geistiger Getränke arbeiten? — Ein anderer Feind der Freiheit, die Partei der Know-Nothings, macht sich immer bemerklicher. Bei der letzten Massenversammlung im Park wurde zu Beschickung der Saratoga-Convention ein vollständiges Know-Nothing-Ticket vorgelegt und erwählt, wenn man das so nennen kann. Bei den Novemberwahlen wird die Thätigkeit dieser geheimen und wenn die veröffentlichten Statuten richtig, staatsverrätherischen Gesellschaft noch mehr hervortreten. Wer wird die Deutschen bei dieser Wahl auf den richtigen Weg führen?

***

gitized by Google

Vermischtes.

Bonpland, der bekannte Reisegefährte Humboldts, lebt noch und schreibt in einem Brief, daß er, wenn's möglich wäre, gern seine beiden Besitzungen am Uruguay verkaufen würde, um dann nach Paris zurückzukehren und die noch wenigen seiner Freunde, welche noch leben, wiederzufinden und seine Beobachtungen zu veröffentlichen. Er hoffe alle seine Sammlungen zu vereinigen und zu ordnen, und möchte sie dann selbst nach Paris bringen, um sie der Regierung für das naturhistorische Museum anzubieten und sie mit denen vereint zu sehen, die er in Gesellschaft seines geehrtesten und besten Freundes, Alexander von Humboldt, in den Aequinoctialgegenden gemacht habe; bis dahin werde er freilich sein zweiundachtzigstes Jahr vollendet haben.

* Der Verein der deutschen Aerzte zu Paris feierte vor Kurzem sein zehnjähriges Stiftungsfest. Seit 1844 waren schon die stets in Paris sich aufhaltenden deutschen Aerzte zu einer geschlossenen Gesellschaft zusammengetreten, die sich im folgenden Jahre durch Statuten zu einem wissenschaftlichen Verein constituirte. Präsident des Vereins ist Dr. Meding, gleich hochgeehrt als Mensch wie als Arzt. Seinen Bemühungen verdankt auch die Gesellschaft unstreitig ihr rasches und erfreuliches Aufblühen. Es kommt jetzt wohl kein deutscher Arzt mehr nach Paris, der nicht sofort den Verein besucht und sich für die Dauer seines Aufenthaltes als Mitglied aufnehmen läßt. Aber auch von englischen und namentlich amerikanischen Aerzten wird der Verein viel besucht, und seine correspondirenden wie Ehrenmitglieder erstrecken sich jetzt sogar schon über den Ocean. Unter den letzteren befinden sich natürlich auch fast alle medicinischen Notabilitäten Deutschlands; auch Humboldt's Name steht im Verzeichniß. Als Ehrenpräsident finden wir Nees von Esenbeck aufgeführt. Auch die Pariser Aerzte bezeigen vielfach dem Verein lebendige Theilnahme, gewiß kein geringes Kompliment für ihn, da die Männer der Wissenschaft in Frankreich stets sehr exclusiv sind. Genug, man hatte allen Grund, das zehnjährige Bestehen der Gesellschaft angemessen zu feiern. Dr. Meding präsidirte sowohl der Festsitzung im Vereinslokale, als auch dem Festmahl, das im Palais Royal in den prächtigen Sälen Vefours gegeben wurde und zu welchem sich zahlreiche Theilnehmer eingefunden hatten. Auch aus der Ferne waren Zuschriften und Glückwunschschreiben in Menge eingetroffen, und die jetzt veröffentlichte Denkschrift bringt uns medicinische Arbeiten in den vier Hauptsprachen Europas, welche die Verfasser zur Feier des Tages eingesandt und die genugsam das Interesse des Auslandes an diesem Verein beurkunden. Das Festmahl selbst war ein ächt deutsch-gemüthliches, von dem ersten Toast des Präsidenten an, „dem Vaterlande und der Wissenschaft," bis zum lustigen "gaudeamus igitur," womit sich in später Stunde die Versammlung trennte. Unsere besten Wünsche begleiten den Verein und seine Mitglieder auch für sein neues Decennium. W. Z.

* Eine Anekdote von der Grisi. — N. P. Willis, der bisherige Redacteur des Home Journals, der sich, kränklich geworden und schon lange blasirt nach seinem Landsitze Idlewild zurückgezogen hat, erzählt in seinem schon vor einigen Jahren erschienenen Buche "Famous persons and places" eine Anekdote, welche durch die Anwesenheit dieser bedeutenden Sängerin in New York neues Interesse erhält. Der Inhalt ist kurz der: Signora Grisi hatte mit Rubini, Lablache, Tambarini und Ivanhoff in einem herzoglichen Hause in London in einem Privatconcerte mitgewirkt, wie sie damals unter der fashionablen Welt in London Sitte waren. Das Concert, in dem Giulietta Grisi wieder alle Herzen in Flammen gesetzt hatte, war vorüber und die Gesellschaft unterhielt sich in verschiedenen Gruppen im Saale. Die Grisi saß neben ihrer Freundin, mit der sie an demselben Tage gespeist und die sie in ihrer Equipage ins Concert begleitet hatte. Willis nennt sie eine fremde Prinzessin, Andere, die diese Anekdote erzählen, behaupten, es sei die Lady Dudley-Stuart gewesen. Um beide Damen hatten sich einige Attachés auswärtiger Gesandtschaften gruppirt, begierig ein Wort und einen Blick von der berühmten Sängerin zu erlauschen. In diesem Augenblicke wurde das Abendessen angesagt und Signora Grisi ganz besonders durch einen bepuderten Tafelmeister, der, sich ehrerbietig vor ihr verneigend, ihr meldete, daß für die Sänger eine besondere Tafel gedeckt sei. Mit blitzenden Augen und zornglühendem Gesicht sprang die beleidigte Sängerin von ihrem Stuhle auf. Noch ehe sie aber Worte fand, ihren Zorn auszulassen, verwandelte die neben ihr sitzende Dame die Scene dadurch in eine komische, daß sie in ein schallendes Gelächter ausbrach, in das die Grisi alsbald mit einstimmte. Zugleich ergriff jene den Arm der Letzteren und forderte sie und die umstehenden Gäste auf, das Abendessen der Sänger an dem besonderen Tische mit zu theilen. Das wirkte trefflich. Die jungen Herren der Gesandtschaften, einige andere Damen und Herren umringten die Sänger, nachdem Rubini, der schon in allem Grimm davonlaufen wollte, zurückgebracht, in dem unteren Theil des Hauses, wo man richtig die bezeichnete Tafel „für 5 Sänger und den Pianospieler" mit 6 Couverts gedeckt fand. Das Zimmer schien, sagt Willis, das Parlor des Haushälters zu sein. Die zahlreichere Gesellschaft behalf sich so gut sie konnte mit dem gegebenen Platze. Sobald aufgetragen war, wurden die Diener beordert, abzutreten, und das Abendessen wurde mit einer Heiterkeit und einem Humor gewürzt, die es zu dem angenehmsten Abend machten. Die jungen Männer der Gesellschaft beeilten sich mit aller möglichen Aufmerksamkeit die Grisi und die übrigen Damen zu bedienen.

Digitized by Google

Modenzeitung.

Modenbild.

No. 1. Ball- oder Gesellschafts-Toilette. Kleid von weißem Tüll mit Erbsen von Gold gestickt. Der Rock ist mit vier Falbeln, deren oberste im Gürtel beginnt und in Tunikaform vorn abgerundet ist, besetzt; sie sind mit drei Rüschen von Gazeband, die durch ein Goldschnürchen getrennt sind, garnirt. Das Leibchen ist glatt, mit einer Berthe von Gold-Blonde umgeben, und auf den Schultern mit einer Menge schmaler Goldbänder besetzt. Das in die Höhe gekammte Haar ist in der Mitte mit einer Diamant-Agraffe geschmückt und hat an den Seiten lange Locken. Ein Zweig bengalischer Rosen ist auf einer Seite angebracht.

2. Herbst-Anzug. Das Haar mit gewölbten Scheiteln ist durch eine Flechte abgetheilt, und das Hinterhaar durch einen Marquisenkamm zusammengehalten. Kleid von violettem Foulard, mit zwei breiten Falbeln. Leibchen mit geschlitzten Schößen, vorn offen, läßt ein Chemisette mit kleinem zurückgeschlagenem Kragen sehen. Weite Aermel und Unterärmel von Mousseline mit englischer Stickerei. Hut von Taffet und Blonde mit zwei Zweigen Federn geschmückt; im Innern ein Ausputz von Blonde und Blumen.

3. Haustoilette. Jäckchen von schwarzem Sammet mit Schößen, mit seidenen Borten auf denen Schmelz befindlich, und mit Quasten von Seide und Schmelz garnirt. Pagoden-Aermel. Rock von Taffet Eugenie, mit acht gekrausten Falbeln. Grader Kragen von ein wenig gekrauster Spitze. Die Unterärmel bestehen in einem Besatz von Spitzen und sind von einer Tüllpuffe begleitet, die am Handgelenk durch ein Rosa-Band zusammengehalten wird, und eine Schleife auf der Seite hat. Häubchen von Blonde, mit Rosen und schwerem Seidenband garnirt.

4. Häubchen von gestickten Einsatzstreifen und darum gesetzten Spitzen zusammengesetzt, dessen Boden aus schmalen gekraust schwarzen Spitzen besteht, und das mit Rosa-Band garnirt ist.

5. Häubchen aus breiten mit Spitzen besetzten Strichen bestehend, mit breiten schottischen und schmalen grünen Bändern verziert.

6. Berthe, welche zu einem ausgeschnittenen seidenen Kleide getragen wird. Sie kann von feinem Mousseline mit Stickerei au plumetis und einem Besatz von point de Venise oder Guipüre umgeben oder auch von gesticktem Tüll mit breiter Spitze garnirt, verfertigt werden.

7. Unterärmel mousquetaire von Mousseline, mit Stickerei und Spitzen garnirt.

8. Aermel Herzogin, mit Zwischenlanten von Stickerei und Valenciennner Spitzen, welche durch kleine Falten getrennt werden und am Rande mit Valenciennner Spitzen besetzt sind.

9. Zu dem Aermel Nr. 8 passendes, vorn offenes Chemisette; es ist vorn mit einer Zwischenlante von Stickerei und einer andern Zwischenlante von Valenciennner Spitzen garnirt, an die sich schmale Fältchen anschließen. Ein Besatz von Valenciennner Spitzen verziert das Chemisette vorn und bildet oben herum eine Halskrause.

10. Kragen von Band und schwarzen Spitzen.

11. Zu demselben passende Manchette.

12. Manchette von Spitzen.

13. Schleifen von Band, deren Enden mit Spitzen besetzt sind, vermischt mit Blumen, um das Hinterhaar zu schmücken.

14. Band mit Spitze umgeben, an dem sich eine Blume befindet, und welches hinter dem Scheitel an beiden Seiten des Kopfes befestigt wird.

15. Schleife von Band mit Fransen umgeben, mit Blumen geschmückt, für das Hinterhaar bestimmt.

16. Band mit Fransen garnirt, am Ende eine Blume, an die Seiten des Haarputzes zu befestigen.

Die Mode, so schreibt Louise Mühlbach in einem Berliner Brief, ist gar so ein launiges, wunderliches Ding, und doch steht auf ihrem lächelnden Chamäleonsgesicht ein gut Stück Weltgeschichte aufgezeichnet. Wer eine Geschichte der Mode schreiben wollte, müßte zugleich eine Geschichte der Welt schreiben, und da würde sich denn zugleich das überraschende Resultat herausstellen, daß auch die Mode sich nur in einem Kreislauf bewegt und immer nach einiger Zeit wieder zu dem Alten, schon dagewesenen zurückkehrt, daß wir dann dennoch die neue Mode nennen. So sind die neuen Moden des neuen französischen Kaiserreichs nichts weiter als eine Wiederholung der Trachten des ersten Kaiserreichs; nur der Puder gehört einer ältern Zeit an und ward zuletzt im Anfang der Regierung Ludwigs XVI. getragen. Wer weiß, ob unsere Damen nicht auch noch zu dem hohen und fantastischen Kopfputz der damaligen Zeit zurückkehren, und ob man nicht auch wie damals die Decken der Kutschen wird fortnehmen müssen, damit der babylonische Thurmbau der Frisur nicht zu leiden habe. Und was war es nicht alles, womit man sich damals das schöne Haupt schmückte! Hatte doch eines Tages Léonard, der Friseur der Königin Marie Antoniette, gewettet, er wollte die immer etwas zerstreute Herzogin v. Luynes, ohne daß sie es bemerken solle, mit einem ihrer Batisthemden coiffiren. Die junge Königin gab ihre Erlaubniß zu dieser originellen Coiffure und wirklich erschien die Herzogin v. Luynes am andern Tag mit einem durchaus neuen und pikanten Kopfputz, zu welchem Léonard nichts weiter als eins ihrer Hemden verwandt hatte. Indessen machte diese Coiffure so viel Glück und fand so viel Beifall, daß schon einige Tage später die Marquise Laval mit einem Damasttischtuch coiffirt erschien, das hoch aufgethürmt und gepufft war, und welches Léonard mit einigen Artischocken einem Kopf Broccoli, einer Modrübe und einigen Radieschen verziert hatte. Diese Frisur welche man à la jardinière nannte, fand so außerordentlichen Beifall, daß eine der Damen des Hofes ganz entzückt ausrief: Ich werde von heute an nur noch Coiffuren von Gemüse tragen; Gemüse sehen so nobel und einfach aus, und viel natürlicher als Blumen.—Damals strebte man nach dem Einfachen und Natürlichen, weil man sich so weit wie möglich von der Natur entfernt hatte, damals wandte man sich den Schäferspielen und Idyllen zu, gleich wie die Kranken, welche, nachdem sie das Leben in allen seinen Genüssen erschöpft und ihren Körper siech und elend gemacht haben, um zu gesunden, sich an den Busen der Natur legen und Milch trinken und an den Ausdünstungen der Schafställe ihre kranke Brust stärken.

Briefkasten.

Boston. L. S. Sehr dankbar mein Fräulein, für ihre gute Meinung von den Monatsheften.—Ihre Reiseskizzen werden willkommen sein.

Cincinnati. G. G. Das verlangte Stickmuster ist an Sie abgegangen. P. M. dürfte sich mehr für ein politisches Blatt eignen. Wir müssen dafür danken.

Havannah. C. Macht sich in dieser Form nicht pikant genug. Verse würden es gefälliger gemacht haben. Uebrigens sehr dankbar.

St. Louis. G. W. Ihre Novelle ist recht hübsch, müssen sie aber doch ablehnen, da sie, obgleich in A. spielend, doch nichts von dem Eigenthümlichen desselben an sich trägt. Sie könnte eben so gut in Europa spielen.

Wisconsin. T. S. E. Soll kommen und Ihre Anonymität streng beachtet werden.

Utika. Frau P. Ist besorgt und wir nehmen Ihren freundlich angebotenen Gegendienst gerne an.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sansomstraße, Philadelphia.

No. 1. Ball- ob
von weißem Tüll m
mit vier Falbeln. D
Tunikaform vorn
Rüschen von Gazeba
ſind, garnirt. Das
Gold-Blonde umg
Menge ſchmaler G
lämmte Haar iſt t
geſchmückt und das
bengaliſcher Roſen
2. Herbſt-Anz
iſt durch eine Flechk
einen Marquiſenkan
tem Foulard, mit
ſchlitzten Schößen, v
zurückgeſchlagenem
ärmel von Mouſſeli
ſet und Blonde mit
nern ein Ausputz v
3. Haustoile
mit Schößen, mit ſt
lich, und mit Quaſt
goden-Aermel. Ro
Falbeln. Grader
Die Unterärmel be
ſind von einer Tüll
ein Roſa-Band zuſ
auf der Seite hat.
ſchwerem Seidenba
4. Häubchen von
ſetzten Spitzen zuſa
gekraust ſchwarzen
garnirt iſt.
5. Häubchen aus
ſtehend, mit breite
dern verziert.
6. Berthe, welche
getragen wird. Sie
au plumetis und
Guipüre umgeben
Spitze garnirt, verf
7. Unterärmel a
rei und Spitzen ga
8. Aermel Herzo
Valenciennner Spit
werden und am
ſind.
9. Zu dem Aerm
ſette; es iſt vorn n
einer andern Zwiſ
nirt, an die ſich ſ
von Valenciennner
bildet oben herum
10. Kragen von
11. Zu demſelbe
12. Manchette v
13. Schleifen vor
ſind, vermiſcht mit
14. Band mit S
befindet, und welch
des Kopfes befeſtigt
15. Schleife von
geſchmückt, für das
16. Band mit Fr
die Seiten des Haa

rothe Thor, mitten in die Rüben- und Kartoffelfelder hinein."

ung v. Aber diese Komödianten greifen nicht allein in Euren Beutel, sie greifen auch in Euer Herz und machen Euch und die Eu-

Digitized by Google

Meyer's Monats-Hefte.

No. 6. Oktober, 1854. Band 3.

Onkel Schauspieler.

Eine Novelle von Heinrich Smidt.

Es war Jahrmarkt im Städtchen, und der Marktplatz mit seinen stattlichen Buden, seinem aufgeschmückten Carousſel und der Cavalcade von Kameelen, Bären und Affen lachte gar freundlich im Sonnenschein. Gesang und Musik erschallte an allen Ecken, und nur ein ernstes Gesicht war in der ganzen fröhlichen Menge zu erschauen. Dies ernste Gesicht gehörte aber Meister Berger, dem Tischler; denn erstens hatte der finstere Mann kein Behagen an dergleichen Ausgelassenheiten, wo es stets bunt über Eck ging, und ferner hatte er noch einen besondern Grund, alles Gedudel und Geleire zu hassen, wenigstens glaubte er ihn zu haben, und trug darum seinen Verdruß stets vor aller Welt zur Schau. Zugleich war ein augenblicklicher Stillstand im Geschäft eingetreten, was jedem Arbeiter zuwider ist, zumal aber Leuten, wie Meister Berger, die eine besondere Liebe zu den harten Thalern gefaßt haben.

„He, he, Meister Berger, wo wollt Ihr denn hin?" rief einer seiner Nachbarn, den er in seinem Unmuthe fast über den Haufen rannte. „Laßt doch ein Wort mit Euch reden."

Meister Berger rückte verdrießlich den Hut: „Geht nur Euren Weg, Meister Anton, wenn's beliebt. Dies Schnurren, Schnarren und Fiedeln ist ja ganz nach Eurem Geschmack. Ich kann doch nichts von Eurer Weisheit profitiren, denn ich halte mir beide Ohren zu und renne hinaus vor's rothe Thor, mitten in die Rüben- und Kartoffelfelder hinein."

„Das thut nicht, Gevatter, denn da kommt Ihr vom Regen in die Traufe. Vor dem rothen Thore, wißt Ihr, ist der Gasthof zum Hirschen, und daneben liegt die ehemalige hochfürstliche Manège. Darin treiben jetzt die Komödianten ihr Wesen."

Meister Berger schritt nach diesen Worten noch rascher vorwärts, so daß sein Nachbar ihm kaum zu folgen vermochte, und rief eifernd:

„Ist das Gesindel wieder da? Warum läßt man dieses Pack, sammt dem Hauswurst und dem Marktschreier, in die Stadt? Der gestrenge Bürgermeister sollte es vom Büttel über das Weichbild hinaustreiben lassen."

„Pst, Gevatter! Redet Euch nichts an den Hals. Sind ja nicht die Luftspringer und Seiltänzer, die sonst hier ihr Wesen trieben; sind diesmal ordentliche, wirkliche Komödianten, die ihr Theater in der hochfürstlichen Manège aufschlagen. Im Hirschen wohnen die Leute, lassen Erkleckliches darauf gehen und bezahlen Alles baar! Das hat mir der Hirschenwirth selbst erzählt."

„Schweigt!" rief Meister Berger und drückte den Hut noch tiefer in die Stirn. „Der vornehme Spitzbube ist noch lange nicht der bessere. Bezahlt dies Volk einen Schoppen baar, so will es Euch dafür um hundert andere betrügen. Und das mag hingehen! Ist ein Gastwirth so dumm, sich betrügen zu lassen, so muß er's tragen, und dem hochmüthigen Hirschenwirthe gönn' ich's. Aber diese Komödianten greifen nicht allein in Euren Beutel, sie greifen auch in Euer Herz und machen Euch und die Eu-

Digitized by Google

rigen unglücklich auf Lebenszeit, wenn sie nur dafür das Volk, das sie in ihr Theater genarrt haben, weidlich zu lachen machen können."

„Ihr macht's doch auch gar zu kraus, Gevatter."

„Es ist kein Treu und Glauben bei dem Volke, sage ich Euch! Und woher soll ihnen auch die Rechtschaffenheit kommen, da sie alle Tage etwas Anderes sind und sich das Gesicht bemalen, die Beine verrenken, die Stimme verstellen, wie es ihnen gerade zu ihren Schelmenstücken bequem ist. Ein für alle Mal, bleibt mir mit diesen Lumpen vom Leibe, oder ich kündige Euch die Gevatterschaft."

„Nun, nun! Fahrt doch nicht so rasch in die Höhe, wie Blitzpulver! Habe Euch ja noch obendrein gewarnt, vor das rothe Thor zu gehen. Trabt lieber nach der Buschmühle; da seht Ihr Niemand als den Müller, der verdrießlich sein saures Bier allein trinkt, weil's die Andern nicht wollen. Hätte es aber nie gedacht, daß Ihr so auf das Komödiantenvolk schimpfen würdet, da Ihr doch selbst einen Bruder habt, der gar kein unebener Komödiant sein soll."

Meister Berger entfärbte sich und zitterte an Armen und Beinen. Mit Mühe unterdrückte er eine heftige Aufwallung und sagte mit gepreßter Stimme:

„Nun ist's mit uns Beiden aus! Ich weiß wohl, Ihr seid mir immer quer gewesen und habt mir einen Possen gespielt, wo Ihr konntet und wußtet. Daß Ihr es aber so weit treiben und mich an einen Landläufer erinnern konntet, der das Brandmal und der Schandfleck einer sonst unbescholtenen Familie ist, das kann ich Euch nicht vergessen, und ich zerreiße den Gevatterbrief — seht Ihr — so zerreiße ich ihn und will mit Euch nichts mehr zu schaffen haben. Mögt Ihr's meinetwegen erleben, daß Einer von Eurer Sippschaft, der Euch so recht an's Herz gewachsen ist, Euch von Grund aus betrügt und dann auf's Theater läuft, dann will ich kommen und Euch verhöhnen, damit Ihr wißt, wie es thut, wenn man einem unbescholtenen Manne die Familienschande vorwirft."

Damit rannte Meister Berger von dannen, so schnell er konnte. Er hörte nicht auf das Fiedeln und Trompeten, weder auf den Straßen noch in den Schenken, und hielt nicht eher an, bis er vor der Buschmühle stand, wo der Müller sich vergeblich abmühte, seinem Gaste das saure Bier mit süßen Redensarten genießbar zu machen, und sich darauf an einen zweiten, spätern Gast wandte, der des Weges daher kam.

Dieser war ein Mann von mittleren Jahren. Er trug ein schlichtgekämmtes Haar und einen dunkelfarbigen Oberrock. In seinem Gesichte war der Ausdruck der Gutmüthigkeit vorherrschend, und aus seinen Augen leuchtete unbegränzte Milde. Er fixirte den Meister einige Augenblicke und sagte dann mit herzgewinnendem Tone:

„Es scheint, als ob Euch auch der Lärmen aus der Stadt verscheucht hat?"

Der Meister sah auf und in das wohlwollend blickende Auge des Fremden. Sein schroffer Sinn beugte sich unwillkührlich, und minder mürrisch als vorher sagte er zum Wirthe:

„Freilich! Wer kann denn das Gedudel den ganzen Tag aushalten?"

„Ihr habt Recht. So gern dem fahrenden Kaufmann ein Verdienst und der Jugend eine Erholung zu gönnen ist, so scheint mir doch ein dreitägiger Saus und Braus zu viel. Die hohe Obrigkeit sollte billig Bedenken tragen, die Concessionen so weit auszudehnen."

„Obrigkeit!" schalt der Meister. „Hat sich was! Statt zu beschränken und zu verbieten, giebt sie solchem Volke immer mehr Freiheiten, und Kesselflicker, Seiltänzer und Hanswürste nehmen überhand. Sind auch Komödianten angekommen."

„Ich weiß," sprach der Fremde. „Aber das sind wirkliche Schauspieler. Recht brave Künstler, wie ich höre, die im Solde des benachbarten Fürsten stehen und eine Reise ihres Herrn nach Italien benutzen, um hier einige Vorstellungen zu geben."

„Vorstellungen, die allen Narren, die

das Lügen-Spielwerk angaffen, noch Herzweh genug verursachen werden," fuhr Jener eifernd fort. „Wenn sie Euch am Karten- oder Würfeltisch um das Eurige gebracht, wenn sie Eure Söhne zu Vagabonden erzogen und Eure Töchter verführt haben, dann werdet Ihr schon zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieses Volk sammt und sonders Gesindel ist."

Eine trübe Wolke flog über das Gesicht des Fremden: „Euer Urtheil ist sehr hart und das betrübt mich, denn ein wahrer Christ soll von seinen Nebenmenschen stets nur das Gute denken, und wenn Einer aus Leichtsinn oder Schwäche Uebereilungen begeht, soll sie der Andere zum Besten kehren. Ihr aber, mein lieber Freund, mögt den Spruch wohl beherzigen: Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet."

Meister Berger sah auf: „Das hört sich allerdings gut an, mein lieber Herr; aber .... Entschuldigt mich! Ich sehe es Euch an, daß Ihr einem Stande angehört, der meine Ehrfurcht fordert, und als solcher steht es Euch zu, mir eine Ermahnung zu geben, die ich mit dem gebührenden Respekt anhören werde. Aber, Ehrwürden, nehmt es mir nicht übel, wenn ich Eurem Gebote dieses Mal nicht Folge leisten kann, denn Ihr wißt nicht, was mir geschehen ist."

„Das mögt Ihr mit Eurem Gewissen ausmachen!" entgegnete der Fremde. „Aber welche Gesinnungen Ihr auch habt, so hindert Euch das nicht, das Wort eines ehrlichen Mannes anzuhören, der mit dem aufgeregten Wesen, das nur zu deutlich aus allen Euren Zügen spricht, Mitleid hat, und Euch gern mit Euch selbst versöhnen möchte. Ist das erst der Fall, so denkt Ihr auch wohl minder hart über Andere."

Bis dahin hatte der Buschmüller, der hinter der Laube stand, Alles mit angehört. Jetzt aber ward er in die Mühle berufen, und konnte nur manchmal durch die Luftklappen bemerken, daß seine Gäste noch eifrig im Gespräch beisammen saßen und erst aus einander gingen, als es bereits stark dämmerte. Dann aber entfernte sich der Fremde hastigen Schrittes in der Richtung nach dem unfernen Kirchdorfe, und Meister Berger kehrte mit gesenktem Kopfe langsam nach der Stadt zurück.

Daheim aber fand er einen jungen Gesellen, der das Handwerk grüßte und einen Brief von einem Freunde aus der Ferne brachte, mit welchem Meister Berger früher gewandert war. Der Brief besagte, daß sein Ueberbringer, der junge Geselle, Otto geheißen, eines wohlhabenden Mannes Sohn sei, der besondere Neigung zum Tischlergewerk habe und lieber dies Handwerk, das er schon aus Liebhaberei getrieben, vollends erlernen, als länger unnütz am Studirtisch sitzen wolle. Der Vater habe dem Sohne nachgegeben, Meister Berger solle daher den jungen Mann bei sich aufnehmen und ihn unterrichten. Er werde dafür einen fleißigen Arbeiter in die Werkstatt bekommen, der obenein bereit sei, für Kost und Wohnung ein Billiges zu zahlen, da es ihm nur darauf ankomme, tüchtig zu lernen. „Ihr würdet den braven Jungen nicht bekommen" — schloß der Briefsteller — „wenn er nicht absolut Tischler werden wollte, sondern Klempner, wie ich. Da ich ihn aber nicht selbst haben kann, so gönne ich ihn Euch am liebsten."

Dies Schreiben versetzte den Meister in gute Laune. Er reichte dem jungen Gesellen die Hand und sagte: „Seid mir willkommen als ein Freund des Freundes. Ich nehme Euch als Gast in meinem Hause auf und nach dreien Tagen wird es sich zeigen, ob Ihr Geschick für die Tischlerei habt oder nicht, und geht darnach fürbaß, oder bleibt in der Werkstatt, bis ich Euch losgesprochen."

„Es gilt!" entgegnete der junge Gesell. „Ich denke, Ihr werdet wohl mit mir zufrieden sein."

Und der Meister war es. Noch nie, das mußte er sich sagen, hatte er einen jungen Mann in der Werkstatt gehabt, der ihm besser gefiel; denn sein Lehrling war nicht allein so geschickt im Begreifen, daß er die Handgriffe nur flüchtig anzuschauen brauchte, um sie nachmachen zu können; er war auch mäßig und gar frommen Sinnes, ging nie mit andern Gesellen auf die Herberge

Digitized by Google

oder zum Tanze, sondern hielt sich still zu Hause, und wenn der Meister Abends seinen Krug Bier trinken ging, machte er einen Spaziergang auf das einsame Feld. Und wie der Meister Behagen fand an dem jungen Gesellen, so that es auch die Meisterin, eine kreuzbrave Frau nach gutem altem Schnitt, die nur eine erste Freude kannte, nämlich die, wenn Gottes Segen in Topf und Tiegel war, und eine zweite, wenn die Hausleute fröhlichen Muthes verzehrten, was sie mit voller Kelle aufschüsselte. Aber noch mehr als die Alten waren die Jungen mit dem neuen Hausgenossen zufrieden; die Knaben hatten einen unverdrossenen Spielgefährten an ihm gewonnen, der sich viel mit ihnen abgab und immer neue Schwänke an den Tag brachte. Vor Allen aber hatte Käthe, des Meisters holdselig Töchterlein, die blauäugige Blondgelockte, ihre Freude an dem geschickten Gesellen. Sie hatte eine gar liebliche Stimme, und sang mit frischem Tone in die weite Gotteswelt hinaus, ohne daß sich früher Jemand sonderlich darum gekümmert hätte. Aber der junge Gesell war auf's Singen versessen und begleitete das holde Kind auf einer Zither, die er herbeizuschaffen wußte; er gab ihr Anweisung, wo sie den Ton inne halten, oder sanft anschwellen lassen sollte und was sonst zu einem kunstgerechten Sänger erforderlich ist, so daß Meister Berger's Käthe ob ihres Gesanges zu einem großen Rufe im Orte kam, und der vielgereiste Krämer des Städtchens, der sie zufällig hörte, auf dem Rathskeller einigen Freunden vertraulich zuflüsterte: „Es wäre gut, daß der Herr General-Intendant der hochfürstlichen Oper das Mädchen nicht gehört und gesehen habe, er schnappe sie sonst dem Vater vor der Nase weg, sei es mit Güte oder mit Gewalt."

So hatte sich nun der junge Gesell bald fest in die Gunst aller Hausgenossen gesetzt, am meisten aber bei der schönen Käthe, und es sollte ein Tag kommen, der ihn auch beim Vater noch einen Stein mehr im Brett gewinnen ließ.

Meister Berger hatte eine große Kundschaft bei vielen Gutsbesitzern in der Nähe seines Wohnorts, und einer von diesen sprach Sonntags nach der Vormittagspredigt bei dem Meister, einer Bestellung wegen, ein. Da nun eben die Suppe aufgetragen werden sollte und der Festbraten besonders gut gerathen war, faßte sich die Hausfrau ein Herz und bat den vornehmen Gast, mit einem Löffel Suppe vorlieb zu nehmen. Der Gast nahm es an, und der Meister, voll Freuden über die Ehre, die ihm zu Theil wurde, holte ein Paar Flaschen des besten Weines, die vom letzten Kindtaufschmaus übrig geblieben, aus dem Keller herauf, den er mit umständlichen Worten anpries und kredenzte. Der Gast gab sich alle mögliche Mühe, der dargebotenen Gottesgabe die gebührende Ehre zu erweisen, und um dafür wieder dankbar zu sein, erzählte er, was er konnte, und gerieth dabei vom Hundertsten in's Tausendste, vom erbaulichen Vortrage des Herrn Pastors in der Frühmette, bis zur Freude, die er gestern Abend empfunden, als er des großen Meisters Lessing herrliche Emilia Galotti von den hochfürstlichen Hofschauspielern so schön habe darstellen sehen, daß es ihm durch Mark und Bein gegangen sei.

Wenn ein Blitz aus dem heitern Himmel herab in die fröhlichste Volksmenge gefahren wäre, so hätte es keine größere Bestürzung erregt, als das Wort Komödiant in der Stube des Tischlermeisters. Er ließ Messer und Gabel fallen, seine Hand umkrampfte das Weinglas fest, zitterte aber dabei so heftig, daß er den Wein auf das Tischtuch schüttete, zum großen Schreck der Hausfrau, die zu Ehren des Gastes ihr schönstes Dammastgedeck hergegeben hatte. Schön Käthchen spielte verlegen mit dem Schürzbande und die Jungen saßen mit offenen Mäulern da, Otto aber wandte sich wie unwillig ab und konnte ein leichtes Erröthen nicht bergen. Der Gast merkte nicht, was seine Aeußerung für eine mißliebige Stimmung hervorbrachte, sondern schwatzte gemüthlich weiter von der seltenen Begabung der Künstler, die mit einem Ernste und einer Würde gespielt hätten, wie man sie nicht auf einer königlichen Hofbühne fände. Einer sei so gut gewesen

wie der Andere, und wenn ja der Einzelne noch ein besonderes Lob verdiene, so sei es der junge Mann, der den Grafen Appiani gespielt habe; denn so etwas Edles, so durchweg Vergeistigtes in Haltung und Ausdruck könne man sich gar nicht möglich denken.

Das wurde dem jungen Gesellen zu viel. Er rückte hastig den Stuhl zurück, warf einen Blick des Mitleids auf den Meister, der wie ein Jammerbild seinem Gaste gegenübersaß, und entfernte sich eilig. Aber der Gast erkannte noch immer nicht die Stimmung seiner Wirthsleute; er hatte sich den guten Wein schmecken lassen, war zufällig auf sein Lieblingsthema gekommen und merkte in der Freude seines Herzens gar nicht, daß er immer allein schwatzte und nicht genug von der stolzen Orsina, dem schuftigen Marinelli und dem liederlichen Prinzen zu erzählen wußte und endlich dem Meister die Frage stellte, ob er es nicht über die Maßen glorreich fände, daß ein Vater seine Tochter, die durch ein schnödes Liebesverhältniß beschimpft worden wäre, mit einem Dolche durch und durch renne?

Schön Käthchen schrie vor Entsetzen laut auf; dem Meister aber, der bisher mit der größten Mühe an sich gehalten hatte, riß nun die Geduld. Er sprang vom Stuhl auf und stampfte mit den Füßen.

„Nein! Nein! Nein!" rief er und eine dunkle Zornesröthe färbte sein Gesicht. „Das ist wieder eine von den Teufelskünsten dieses Gesindels und ich weiß Euch wenig Dank, daß Ihr solche Satanosstreiche in meinem ehrbaren Hause zu Markte bringt. Was geht mich diese Bettel, diese Rosine, an? Und dieser Marionelli, der ein Land- und Leute-Betrüger ist? Und wenn ein Vater .... Aber, Herr Gott, was schwatzte ich da von all' dem Komödiantenkram, als ob ich mitten darin stäke und wie ein Toller mit ihnen herumsprünge auf den Brettern, wo das Unheil ausgeheckt und handschlagend bewundert wird, was nachher wie ein Orkan über die Familien kommt! Sollte mich gar nicht wundern, wenn sie's nicht mit nächstem hier in der Stadt nachmachten, so daß eine Gans von Tochter sich von einem vornehmen Liderjahn beschwatzen ließe und der Esel von Vater nähm's Küchenmesser und jagte es der Dirne in den Leib, statt sie bei Wasser und Brod in den Keller zu sperren, damit sie zur Vernunft käme und mit Reue und Gebet den Himmel und ihre Eltern zu versöhnen trachtete."

Der Alte hatte sich so außer Athem geschwatzt, daß er inne halten und sich den Schweiß von der Stirn trocknen mußte. Der Gast aber war aufgestanden, sah seinen Wirth mit offenem Munde an und rief voll Staunen:

„Mein guter Meister, es scheint mir, daß Ihm sein eigener Wein zu Kopfe gestiegen ist."

Allerdings hatte Vater Berger im steigenden Zorn über die Komödianten einige Gläser über den Durst gethan; deshalb aber nahm er auch eine Erinnerung daran um so übler auf, und einen Schritt vortretend, rief er mit zitternder Stimme:

„Was? Betrunken? Wer sagt, daß ich betrunken bin? Geärgert habe ich mich über all das schändliche Gewäsch da! Das ist mir zu Kopfe gestiegen, aber nicht der Wein. Ich bin nur ein einfacher, schlichter Mann, Ihr seid dagegen von vornehmer Geburt und sehr reich, aber nachdem Ihr mir Euere Gesinnungen offenbart und ich weiß, wie leichtsinnig Ihr denkt und wie wenig Christenthum Ihr habt, da Ihr die verwerflichsten Betrügereien gut heißt und ihnen noch ein Mäntelchen umhängt, sage ich Euch, daß ich nicht mit Euch tauschen möchte, wäret Ihr auch noch drei Mal so vornehm als Ihr wirklich seid und säßet bis über die Ohren im Golde."

Solche unbedachte Reden wurden dem sonst gutmüthigen Herrn zu viel. Er trat vor seinen Wirth hin und ihn mit strengem Zornesblicke messend, sagte er:

„Ihr seid unverschämter, als man einem Manne selbst in der Trunkenheit nachsehen darf. Ich breche unsere Bekanntschaft ab und gehe mit der festgewonnenen Ueberzeugung, daß mit Leuten Eueres Standes nur dann ein leidliches Auskommen ist, wenn man sich Euch gebührend vom Leibe hält."

Digitized by Google

Frau Berger hatte sich unterdessen hervorgewagt; sie umschlang ihren Mann mit beiden Armen und flüsterte ihm, unter Thränen, in's Ohr:

„Mann! Um Gotteswillen, was treibst Du? Der Herr da ist Dein Brodgeber und obenein Gast an Deinem Tische."

Dies Wort fuhr dem Meister in die tiefste Tiefe des Herzens hinab. Er stand bleich und zitternd da, denn er fühlte wohl, welche große Unbill er begangen hatte, und wußte nicht, wie er es wieder gut machen sollte. Der Gutsherr war ebenfalls still und besah den Hut, nach welchem er schon gegriffen hatte. Er mochte es wohl bedenken, daß auch er ein Wort mehr gesagt hatte, als er verantworten könne, denn ein ehrsamer Bürger und Gewerksmann ist kein Leibeigener, wie es deren damals noch in vielen Orten zur Schande des deutschen Vaterlandes gab.

Da kam nun zur guten Stunde der Geselle Otto sammt seiner Zither zurück, und als er die dumpfe Stimmung gewahrte, die in der Stube herrschte, griff er einen vollen kräftigen Accord. Erwartungsvoll sah die Käthe zu ihm auf. Beide wechselten einen schnellen Blick. Otto begann ein leises Vorspiel und alsbald vereinigten sich die Stimmen der jungen Leute zu einem gemeinsamen Gesange:

Wir danken Gott für Deine Gaben,
Die wir von Dir empfangen haben,
Wir bitten: woll' uns gnädig sein,
Und kehre ferner bei uns ein.

Bring' uns der Nothdurft Segensspenden,
Doch gieb mit gnadenreichen Händen,
Daß wir der Gaben würdig sind;
Nicht wie die Heiden taub und blind.

Laß uns den Born der Milde fließen,
Laß Frieden und Versöhnung sprießen,
Ein Schirmdach für des Frommen Haupt,
Der fest an Deine Gnade glaubt.

Wie ich des Bruders Fehl erduldet,
Wie ich gesühnt, was ich verschuldet,
So wollest Du, o Herre mein,
In Gnaden mir gewärtig sein.

Andächtig horchten Wirth und Gast auf diesen einfach-rührenden Gesang, der von den Lippen der Unschuld wunderbar zu ihrem Gemüthe sprach, und als die letzte Strophe geendet war, da begannen Beide diese noch einmal von vorn. Otto griff in die vollen Saiten und mit gleicher Rührung sangen Alle:

Wie ich des Bruders Fehl erdulde,
Wie ich gesühnt, was ich verschulde,
So wollest Du, o Herre mein,
In Gnaden mir gewärtig sein.

Und als nun auch diese Strophe verhallte, trat der Edelmann zu dem Bürger, ergriff seine Hand und sie derb schüttelnd, sprach er:

„Lieber Meister, wir haben uns arg vergangen gegen einander in der Hitze des Weines und des Gespräches, und es wäre wohl noch ärger geworden, wenn Euer holdselig Töchterlein und jener schmucke Gesell da mit ihrem Gesange nicht hinzugetreten wären. Dafür seid Beide schönstens bedankt, Ihr Kinder; ich werde schon sehen, was ich Euch dafür wieder zu Liebe thue. Wir aber, Meister, wollen gegenseitig mit einander aufheben, und wenn wir uns wiedersehen, an die Geschichte nicht weiter denken. Und somit wünsche ich Euch für heute eine gesegnete Mahlzeit."

Er ging, freundlich grüßend, zur Stube hinaus, wo, während die jungen Leute ihm das Geleite gaben, die Hausfrau zu ihrem Eheherrn trat und kopfschüttelnd sagte:

„Vater, wie war Dir's nur möglich, so zu handeln? Ich kannte Dich gar nicht wieder und es wurde mir ordentlich bange um Dich."

Der Meister strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte kleinlaut:

„Laß es gut sein. Ich war wie ausgewechselt und es schien mir, als ob — Gott verzeih mir's — der Komödienteufel mir im Kopfe stäke und sein Wesen darin triebe. Ueber die Maßen froh bin ich, daß es so ausgegangen ist, und für die Zukunft will ich mich wohl hüten. Aber dem Otto danke ich's, daß es sich so gewendet, und will's ihm nicht vergessen. Es ist ein Kapitalbursche! Wo ist er denn?"

Die Mutter deutete mit der Hand in die Nebenstube, wo Otto und Käthchen neben einander standen und behaglich plauderten.

gitized by Google

„Da sind sie, Vater! Aber mir kommt's absonderlich vor, weil ich bemerkt habe, daß sie seit Kurzem öfters die Köpfe zusammen stecken. Wenn nur nicht gar . . . ."

„Nun? Was wär's für'n Unglück? Der Otto ist ein braver Junge, aus einer guten Familie, willig und geschickt, und hat obenein Batzen. Mir wär's gerade recht, wenn er die Dirne lieb hätte und sie wollte ihn. Aber ich will mich doch einen Augenblick auf's Bett legen und die Grillen vollends verschlafen. Wie Gott will, Mutter! Laß sie nur mitsammen schwatzen. Konnten's ja unserer Zeit auch nicht leiden, wenn Deine alte Base uns störte und mir jedes erdenkliche Hinderniß in den Weg legte, damit ich nicht zu Dir schleichen sollte. Und der Otto schleicht nicht einmal, der geht geradezu. Wenn Du das Spioniren nicht lassen kannst, magst Du auch von hier aus die Käthe in aller Stille überwachen und in einer Stunde sollst Du mich wecken. Hörst Du?"

Und die Alte blieb allein in der Stube zurück, ließ die jungen Leute ungestört schwatzen und malte sich's mit den hellsten Farben aus, wie schön es wäre, wenn die Beiden ein Paar würden und sie der Tochter Aussteuer so recht aus dem Vollen herstellen könne.

Seit jenem Mittage war nun Otto in dem Hause des Meisters eine gar wichtige Person geworden und wurde von Allen verhätschelt. Jedermann merkte es und flüsterte sich dies und das in die Ohren. Nur der junge Gesell schien es nicht zu beachten; er lebte still und ruhig vor sich hin, wie er zu thun gewöhnt war, machte große Fortschritte im Gewerk, besuchte weder die Buschmühle noch die Herberge, und lief nur gegen Abend auf das Feld hinaus, von wannen er, manchmal etwas spät und stets sehr erschöpft, heimkehrte. Ab und zu kam auch wohl ein Abend vor, wo er gar nicht ausging, und das waren stets Festabende für das Käthchen und die Mutter. Selbst der Vater ließ sich dann wohl herbei, eine Stunde früher, wie gewöhnlich, vom Bierkruge heimzukehren, und an solchen Abenden war es stehend, daß jedes Mal, wenn das Abendessen abgeräumt war und der Vater das Gratias gesprochen hatte, Otto zu seiner Zither griff und die Melodie des Liedes anschlug:

„Wir danken Dir für Deine Gaben ꝛc."

welches darauf von der ganzen Genossame mit einer wahren Andacht gesungen wurde, worauf der Vater sich still entfernte und die Andern ihm folgten, Jeder in sein Kämmerlein.

Unterdessen war der Sommer vorübergegangen. Der Herbst kam heran und hing seinen goldenen Segen an Aeste und Zweige. Meister Berger war öfters zur Buschmühle hinausgegangen und hatte dort fast nur den Fremden getroffen, mit dem er sich am Tage des Jahrmarkts so eifrig unterhalten hatte. Der Mann wußte ihm gar sehr zum Herzen zu sprechen und hatte bei ihm einen großen Stein im Brett gewonnen, ob er gleich sehr zurückhaltend that, wenn von seiner eigenen Person die Rede war. Klopfte der Meister einmal gar zu stark auf den Busch, so sagte der Fremde ernst: Er dürfe nicht reden, denn von seiner Discretion hänge das Glück einer sehr achtbaren Familie ab, das man, um einer bloßen Neugier willen, nicht auf's Spiel setzen dürfe. Sobald es aber die Umstände gestatteten, werde er reden. Damit mußte sich Jeder begnügen und Jeder that's gern, denn nach einer solchen Erklärung wurde der Fremde nur noch mittheilender und gesprächiger, und wußte die Gäste gar angenehm zu unterhalten, denn er war weit in der Welt herumgekommen und hatte vielerlei darin erlebt.

Da saßen Beide eines Nachmittags wieder beisammen in der einsamen Laube, wo sie schon mehrfach mit einander diskurirt hatten, und während der Meister dem schäumenden Bierkruge zusprach, labte der Fremde sich an der durchsichtigen Traube, die er vom Spalier geschnitten. Er hörte dabei den Meister, der diesmal besonders beredt war, aufmerksam an, und schüttelte nur manchmal mißbilligend den Kopf. Das hatte der Meister wohl bemerkt, und sich selbst unterbrechend, sagte er:

Digitized by Google

„So werde ich besser thun, zu schweigen, denn das sehe ich, Euch mache ich es wohl nimmer recht. Ich möchte Euch gern zu Willen sein, aber es widerstrebt meiner innersten Natur. All' mein Lebtag habe ich mir nichts gemacht aus diesen Malern und Musikern und wie das lustige Volk sonst heißt, von dem sie sagen, daß es die freien Künste treibt. Indessen giebt's ihrer die Hülle und Fülle, und es mag sein, daß sie nothwendig sind, wie die Leute meinen, kann ich's freilich nicht begreifen, und sie mögen ihr Stück Brod in Frieden essen. Aber die Andern, Herr, die mit bemalten Gesichtern, die als Wölfe in Schafskleidern umhergehen, um die Jugend zu verführen und Schande über achtbare Familien zu bringen, die verachte ich, und will mit ihnen nichts zu thun haben, mein Lebelang."

„Das ist vollends unbegreiflich," sagte der Fremde sehr ernst, „und wenn ich fortfahren soll zu glauben, daß ihr ein rechtlicher Mann und Christ seid, so müßt Ihr Euch über diesen eben so seltsamen als grundlosen Haß offen aussprechen. Wir leben in einer zu aufgeklärten Zeit, als daß ich glauben sollte, Ihr hättet nur darum einen solchen Abscheu gegen die Schauspieler, weil es eine Zeit gab, da man sie für unehrlich hielt und in einen Winkel des Kirchhofes begrub. Diese Zeiten sind vorbei. Die Künstler sind reich belohnt, üben ihre Kunst in den Palästen der Könige und ihr Stand ist so geachtet, wie irgend einer in der bürgerlichen Gesellschaft. Unter solchen Umständen kann auch bei dem Einzelnen das Standesvorurtheil nicht in diesem Maße eingewurzelt sein. Sonach müßt ihr eine besondere Ursache zu diesem Hasse haben, der sich vielleicht als ganz ungegründet herausstellen wird, wenn Ihr Euch nur bemühet, der Sache näher auf den Grund zu gehen. Meine Pflicht ist es also, Euch dazu aufzufordern, dies Dunkel aufzuhellen. Ist Euch daher an meiner Achtung irgend etwas gelegen, und wünscht Ihr den Umgang mit mir fortzusetzen, so seid offen gegen mich und theilt mir Alles mit. Ihr werdet's nicht zu bereuen haben."

„Ach, lieber Herr," entgegnete Meister Berger fast zerknirscht. „Was fordert Ihr doch von mir? Euer Begehr dünkt mich schier unmöglich, und wenn ich anderseits bedenke, wie es Euch vorkommen muß, so finde ich Euer Verlangen wieder billig und es ist mir, als sei es meine Schuldigkeit zu reden. Wahrhaftig, lieber Herr, ich weiß nicht, wie ich aus dem Wirrsal herauskommen soll."

„Faßt Euch ein Herz, Meister, und greift's entschlossen an. Denkt Euch, es sei ein krankes Faserwerk mitten im gesunden Holze. Da besinnt Ihr Euch auch nicht lange, sondern schlagt die kranke Stelle mit dem Stemmeisen heraus und hobelt's nachher glatt, so daß Keiner etwas davon merkt. Und wenn Ihr's vollbracht habt, macht's Euch Freude. Also frisch an's Werk!"

„Mag es denn darum sein. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß Ihr eine solche Gewalt über mich ausübt, daß ich Euch sagen muß, was ich gutwillig noch Keinem gesagt, aber es ist nun einmal so und über das Warum will ich nicht weiter grübeln. Habe mir aus dem Theaterwesen meiner Lebstage nichts gemacht, aber die Spieler waren mir nicht weiter verhaßt, und sie hätten's mögen treiben, wie die Uebrigen, wenn sie nur mich ungeschoren gelassen hätten. Aber . . . ."

„Vorwärts! Vorwärts!"

„Hat sich was! Wer sich die Nase abschneidet, der schändet sein Angesicht, heißt es im Sprichwort, und da Ihr mich gewissermaßen dazu zwingt, solchergestalt mein Angesicht zu schimpfiren, so müßt Ihr mich wenigstens nicht dabei ansehen."

„Mein Vater, sollt Ihr wissen, war Bürger hier in der Stadt und trieb's Tischlerhandwerk in derselben Werkstatt, worin ich noch bis diese Stunde arbeite. Nun hatte er einen Bruder, der war ein Kaufmann, und machte Geschäfte mit Groß und Klein. Lebte auch nicht hier im Orte, sondern in der großen Handelsstadt an der See, in einem vornehmen Hause, worin es gar prächtig herging, wie mein Vater selig zu erzählen pflegte, der einmal zum Besuche dort gewesen war. Sonst aber kamen die Brüder

wenig zusammen, denn der schlichte Handwerker paßte nicht zu dem vornehmen Kaufherrn, der große Waarenlager hatte und Schiffe auf der See dazu, die für neuen Vorrath sorgten, wenn der alte verzehrt war. Einmal im Jahre kam regelmäßig ein Brief mit einem stattlichen Packet, darin waren Geschenke aller Art für den Vater, die Mutter und uns Alle. Der Oheim wünschte guten Empfang, verbat sich jede Danksagung und lud zu einem baldigen Besuche ein. Der Vater nahm die oft werthvollen Geschenke gleichmüthig hin, weil er den Bruder nicht durch Zurückweisen kränken wollte, sonst aber war ihm nicht sonderlich darum zu thun, denn er konnte nichts dafür wiedergeben und es sah ihm fast aus, wie Almosen. Es war keine besonders günstige Zeit für die Tischlerei, darum brachte seine Arbeit nur so viel, als er nothdürftig brauchte, um seine zahlreiche Familie zu ernähren und einen Nothpfennig für schlimme Tage zurückzulegen. Er hatte nämlich mehrere Kinder, die ihm später abgestorben sind bis auf zwei, nämlich ich und ein anderes, von dem Ihr nur zu bald genug hören werdet. Weil nun der Vater sich gedemüthigt fühlte, dadurch, daß der Bruder ihm Liebesdienste erwies, die er nicht erwidern konnte, und weil Jener mit seinen Geschenken trotz aller Bitten nicht nachließ, so kam er auf den Gedanken, ob er nicht einigermaßen vergelten könne, was ihm Gutes geschehen seit so langer Zeit. Der Vater war nämlich ein Mann, der sein Gewerk aus dem Grunde verstand und nicht blos Thüren und Fensterrähme machen konnte, sondern auch in der eigentlichen Kunsttischlerei wohl erfahren war. Nun hatte er seit ein paar Jahren in den Feierstunden an einem Schrank gearbeitet, der als Schreibepult, als Geldkiste und zu noch vielen andern Dingen dienen konnte; reichlich ausgestattet mit geheimen Fächern und verborgenen Schiebladen; Alles gar kunstreich geschnitzt, auf das Sauberste gearbeitet und mit Elfenbein und Silber ausgelegt. Daran arbeitete er jetzt unausgesetzt und ich half ihm dabei, damit Alles zur rechten Zeit fertig würde. Als der Weihnachten herankam, ward das Möbel fortgeschickt und der Vater war vor Freuden außer sich, daß er dem Bruder endlich einmal zuvorgekommen war."

„Das war auch sonst, dem Anscheine nach, gut, lieber Herr, denn von dem Tage an kamen sich die beiden Brüder wieder näher und als das übliche Präsent am heiligen Abend erschien, schrieb der Oheim dazu so freundlich und herzlich, wie er all' sein Lebstage nicht gethan hatte. Eine Stelle aber war in dem Briefe, die lautete so lieb, daß ich sie auswendig behalten habe die langen Jahre, und sie blieb mir stets ein Trost, ob sie gleich Ursache eines großen Unglücks wurde. Es waren aber folgende Worte, die da geschrieben standen:"

„Allgemach kommen wir über die Jugend hinaus, mein lieber Bruder. Wir denken an die Zeit, wo wir nicht mehr sein werden und was dann mit den Unsrigen geschehen wird. Da bist Du nun wohl daran, denn Dein Ehebett ist mit Kindern gesegnet, die erben, was Du ihnen nachläßt: Dein Haus und Hof und Deine Kundschaft, vor Allem aber Deinen Fleiß und Deine Rechtschaffenheit. Ich aber und meine Frau sind kinderlos, und wenn sie, die schon lange kränkelt, mir einmal abstirbt, bin ich ganz allein. Das quält mich Tag und Nacht, lieber Bruder, daß ich so einsam und verlassen sein und Alles, womit der Himmel mich so reichlich segnete, zurücklassen soll, ohne zu wissen, ob die, welche es erben, auch auf eine vernünftige Weise damit umgehen werden. Damit ich nun diese quälende Ungewißheit los werde, will ich Dir einen Vorschlag machen, der uns Beiden zu Gute kommen soll. Gieb mir einen Deiner Knaben, Bruder. Ich will ihm Vater sein und ihn zum Kaufmann erziehen. Wenn ich dann das Zeitliche segne, so erbt er mein ganzes Geschäft und es kommt nicht in fremde Hände. Es bleibt für immer dem Hause Berger und unsere Enkel werden später diesen Entschluß segnen. Gieb mir eine freundliche Antwort."

„So lautete die Stelle in dem Briefe des Oheims, der nun noch weitläufig schrieb, wie Alles gehalten werden solle, wenn mein

Digitized by Google

Vater seinen Vorschlag annehme. Ihr könnt denken, lieber Herr, daß dieß Erbieten keine geringe Aufregung in unser stilles Haus brachte. Ich wollte, es wäre nie gemacht worden, denn dann hätten wir nicht ein so großes Unglück zu beklagen. Das muß ich auch im Stillen geahnet haben, denn mir wollte es von dem ersten Augenblicke an nicht gefallen. Mein Vater aber war minder bedenklich und die Mutter nun gar vor Freuden außer sich über das Glück, was so unerwartet kam, und Ehr' und Ansehen über die Familie brachte. Daß hiernach das Erbieten des Oheims gern angenommen wurde, könnt Ihr Euch leicht denken, und es war nur die Frage, wem von uns Jungens das große Glück zu Theil werden sollte. Ich, als der Aelteste wurde zuerst gefragt, aber ich bedankte mich bestens und wollte lieber in der Werkstatt aushalten. Nun kam's an meinen Bruder Eduard, der sich auch viel mehr dazu paßte, denn er konnte keinen Hobel anfassen, aber desto besser über den Marktplatz stolziren, verstand sich zu putzen und that schön mit den Nachbarstöchtern, was ihm schon manchen Verweis von dem Vater eingebracht hatte. Bruder Eduard kam also nach der großen Stadt. Dort ging auch Alles gut. Er lernte fleißig und der Oheim schrieb, eine bessere Wahl hätte der Vater gar nicht treffen können; er sei überzeugt, sein Pflegesohn, der Eduard, werde es noch einmal in der Welt zu etwas Tüchtigem bringen."

„Das war uns Allen lieb. Am meisten aber freute sich die Mutter, die uns diesen geschickten Bruder täglich als Beispiel vorhielt und sich seiner Zukunft freute. Diese aber hat sie, Gott sei Dank, nicht erlebt, denn als nun der Bruder Eduard aus der Schule genommen ward und in das Comptoir seines Wohlthäters eintrat, brach gerade das Jahr an, welches ein so großes Unglück über das Land brachte, indem erst der große Mißwachs eine Hungersnoth hervorrief und dann die schwere Krankheit folgte, die viele Tausende hinwegraffte. Am Aergsten wüthete die Krankheit wohl hier im Orte, denn fast alle Einwohner wurden davon befallen und unser Haus ward am schwersten heimgesucht. Meine Mutter starb zuerst, dann alle meine Geschwister, und als mein armer Vater endlich vom Krankenbette erstand, behielt er Niemand übrig, als mich allein, denn der Bruder in der Ferne war ja kaum zu zählen. Indessen wandte sich das Vaterherz, wie natürlich, dem Abwesenden zu und er hielt häufig Nachfragen beim Bruder. Da war es aber seltsam zu sehen, welchen Narren der Oheim an dem aufgeweckten Knaben gefressen und wie er ihn aus lauter Affenliebe verdarb. Für den Eduard, hieß es da stets, solle der Vater nur unbesorgt sein. Zwar habe es sich herausgestellt, daß er für den Kaufmannsstand wenig Neigung und sich diesen Geschäften nur aus Gehorsam hingegeben habe, dafür aber besitze der herrliche Junge viele andere Vorzüge, womit er Alles zehnfach wieder gut mache. Eduard zeige die herrlichsten Anlagen, ein vollkommener Weltmann zu werden, und die Erziehung, die er erhalten, habe ihm die reichste Politur gegeben. Er wisse mit großem Anstande eine Gesellschaft zu beleben, verliere und gewinne seine Parthie mit dem größten Gleichmuth und verrücke allen Damen die Köpfe. Was aber den Oheim besonders entzückte, waren Eduards große Anlagen zum Schauspieler, eine Kunst, wozu der Junge die größte Leidenschaft gefaßt und die er bereits in Privatgesellschaften mit dem größten Erfolg geübt habe. Jetzt bereite er sich, die öffentliche Bühne zu betreten und die ehrenvollste Künstlerlaufbahn stehe ihm bevor. Nicht genug: der Oheim war so verblendet, daß er sein großes Geschäft aufgeben, seine Gelder einziehen und seinen Liebling von Ort zu Ort begleiten wollte, um ihn nur nicht einen Tag entbehren zu müssen."

„Diese Nachrichten machten einen unangenehmen Eindruck auf den Vater. Er schrieb dem Bruder, daß ihm seine Schwäche gegen den Knaben im höchsten Grade mißfalle, verlangte denselben wieder und befahl Eduard, sogleich in das Vaterhaus zurückzukehren, ein ehrbares Handwerk zu treiben und namentlich jeden Gedanken an das

Digitized by Google

Theater aufzugeben, wenn er nicht den Fluch des Vaters auf sich herabrufen wolle. Hierauf erfolgte lange Zeit keine Antwort und erst nach Monaten meldete Eduard, wie es ihm schmerzlich Leid thue, dem Gebote des Vaters nicht Folge leisten zu können, weil er diesem Befehl die höhere Pflicht nicht opfern dürfe, welche ihn zum Dienst der Kunst berufe, und daß er einst durch seine Leistungen und seine Führung zu beweisen hoffe, daß er auch als Schauspieler seines Vaters nicht unwürdig sei."

„Das Gott erbarm, lieber Herr!" fuhr Meister Berger nach einiger Zeit mit einem schweren Seufzer fort. „Er hat uns eine Comödie vorgespielt, woran wir Zeitlebens zu tragen hatten. Achtet nicht auf die Thränen, die mir unwillkührlich über die Backen laufen, und hört mir noch eine Weile geduldig zu, denn da Ihr soviel wißt, müßt Ihr Alles wissen, um einzusehen, daß ich kein Narr bin mit meiner Abneigung. Der Oheim hatte nicht gut gethan, aber wie sehr er auch zu tadeln war, von dem Taugenichts, dem er Alles gegeben, hatte er die unbegränzteste Dankbarkeit verdient und gerade dieser lohnte ihm mit dem nur denkbarsten schwärzesten Undank. Trotz aller Abmahnungen seiner Geschäftsfreunde blieb der Oheim dabei, sein Comptoir zu schließen und brach alle seine Verbindungen ab. Aber so schnell ging es doch nicht, denn seine Geschäfte waren gar mannigfach und es gab vieles Unangenehme zu überwinden, große Opfer zu bringen, um nur hier und da mit Ehren loszukommen. Um das zu bewerkstelligen, glaubte der Oheim nun, sich keine bessere Hülfe wünschen zu können, als die seines Pfleglings, der alle Verhältnisse genau kenne und Eduard fand sich bereitwillig, seine Kunststudien — wie er sie nannte — zu unterbrechen und die Last der Arbeit auf sich zu nehmen. Er that es auch. Aber auf welche Weise? Schande über den Bösewicht. Eines Tages war er über alle Berge. Bei Nacht und Nebel hatte er sich auf und davon gemacht. Eine große Schuldenlast blieb zurück, dagegen war alles disponible Kapital verschwunden und mit diesem der Comödiant. Wir haben seit jenen Tagen nichts wieder von ihm gehört. Das ist die saubere Geschichte, lieber Herr, und nun sagt mir noch, ich sei hart und ungerecht, wenn Ihr das Herz dazu habt."

„Das ist allerdings sehr traurig. Aber hat sich nicht später irgend etwas gefunden, das zum Vortheil Eures Bruders sprach? Hat nicht Euer Oheim . . . .?"

„Der arme Mann!" unterbrach ihn Meister Berger wehmüthig. „Seit der Flucht des Undankbaren ward er still. Die Gerichte mengten sich in die Angelegenheit. Hinter dem Flüchtling her wurde ein Steckbrief geschickt. Um unserer Ehre willen, muß ich sagen, Gottlob vergebens. Die Gläubiger sahen ein, daß der Oheim nur leichtsinnig, nicht böse gehandelt hatte; sie ließen von seiner Person ab, begnügten sich mit dem, was ihm noch geblieben war und sandten ihn selbst meinem Vater in's Haus, der ihn mit tiefer Betrübniß empfing. Aber der arme Mann war zu sehr von der Hand des Schicksals gebeugt, um noch auf unsern Kummer achten zu können. Er sprach nur unzusammenhängende Worte, rief manchmal den Namen Eduard, endlich auch diesen nicht mehr und mußte zuletzt als unheilbar einer benachbarten Krankenanstalt übergeben werden, wo er noch jetzt, als neunzigjähriger Greis, ein trostloses Dasein verbringt. Das ist meine Geschichte, Herr, und ich bitte Euch, sprecht niemals mehr zu mir darüber, sondern ehrt mein Unglück durch Schweigen."

Der Fremde stand auf, umarmte den Meister mit Thränen in den Augen und ging dann schnell von hinnen. Dieser aber war selbst zu aufgeregt und erschüttert, als daß er die Aufregung des Fremden hätte bemerken sollen.

Darüber verging einige Zeit, ohne daß beide Männer sich wieder begegneten, und als Meister Berger eines Mittags von einigen Geschäftsgängen nach Hause zurückkehrte, fand er einen großen Brief vor, der mit einem Amtssiegel verschlossen war. Neugierig öffnete er denselben und fand darin die Benachrichtigung, daß sein alter Oheim der vormalige Kaufmann Matthias Berger,

Digitized by Google

vor drei Tagen seinen irdischen Leiden durch einen sanften Tod enthoben sei. Es war Niemand in der Stube, als der junge Geselle Otto, der seinem Meister tröstlich zusprach und meinte, es sei doch ein glückliches Ereigniß zu nennen, indem der alte Mann von seinen Leiden erlöst sei, und darum möchten die Nachbleibenden diesen Hinscheid nicht allzusehr beklagen. Wenn der Meister aber dennoch recht bekümmert sei, so wolle er nur wünschen, daß er ihm tröstend und helfend zur Seite stehen dürfe.

„Weiß wohl, lieber Gesell, daß dem alten Manne nun endlich wohl ist und ich preise mit aufrichtigem Herzen den Himmel dafür," entgegnete der Meister. „Aber wie oft ich auch diesen Ausgang herbeigewünscht habe, nun er wirklich eintritt, ist mir gar trübe zu Sinn und es will mir das Herz abdrücken. Darum tauge ich heute auch nicht für die Leute und bleibe in der Stille für mich. Dir aber, mein guter Gesell, danke ich für Deinen Zuspruch und will ihn im Herzen treu bewahren."

Und wenn es möglich gewesen wäre, daß der junge Mann noch in der Gunst seines Brodherrn hätte steigen können, so geschah es von dieser Stunde ab. Er unternahm nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen; wenn er etwas Gutes zu verkündigen hatte, sagte er es ihm zuerst, und hätte Otto nur irgend Neigung verspürt, in der Stadt oder vor das Thor hinaus zu Biere oder Weine zu gehen, der stolze Meister hätte seinen Gesellen unter den Arm gefaßt und wäre mit ihm gewandert, wohin er eben wollte. So begnügte er sich, beim Fortgehen seitwärts nach dem jungen Gesellen und seinem schmucken Töchterchen zu schielen, und wenn sein heiteres stilles Lächeln plötzlich in ein sauertöpfisches Grollen umschlug, so war es nur deßhalb, weil der Gedanke in ihm aufstieg: „Wenn ich nur wüßte, warum der Wettersjunge nicht das Maul aufmacht? Ich wollte ihm ja gerne das Mädel an den Hals werfen, sammt der Kundschaft und meine Batzen dazu."

So schickte sich Meister Berger eines Abends an fortzugehen, als seine Frau, der man es ansah, daß sie etwas auf dem Herzen habe, ihm den Weg vertrat.

„Was willst? Sag's rasch! Giebt heute draußen viel zu besprechen und man will doch zum Abendbrod wieder heim kommen. Wo ist denn der Otto?"

„Weg ist er! Sein Vater ist plötzlich krank geworden und da ist er Hals über Kopf in den Postwagen gesprungen, der eben fortrollte. Niemand hat's gewußt, als nur die Käthe. Dir wollte er's nicht sagen, weil er gefürchtet, Du möchtest ihn aufhalten. Aber die Käthe ist außer sich, sie weint und thut ganz miserabel, denn der Otto hat bei'm Abschiede um ihre Hand gebeten und das Jawort verlangt, damit er nach seiner Rückkehr gleich einen Freiwerber mitbringen könne."

„Der Blitzjunge! Und's Mädel?

„Hat's gegeben, das Jawort. Sie ist ihm gar zu gut und sitzt nun da und weint, weil sie fürchtet, es möchte Dir vielleicht nicht recht sein."

„Was? Ist sie bei Troste? Na, warte! — Wenn ich wieder zu Hause komme, will ich ihr die Furcht anstreichen. Frau! Ich stehe nicht dafür, daß ich's Maul halte und einen Schoppen über den Durst trinke, heute Abend.—Brumme nicht, Alte, wenn ich ein Stündchen länger ausbleibe. Geh' hinauf zu der Dirne und sage ihr, sie soll fröhlich sein und gutes Muthes. Der Otto wäre mir als Schwiegersohn recht. Ich glaube auch gar nicht, daß der Vater krank ist; er hat der Dirne das nur so gesagt, damit sie ihn nicht aufhalten soll. Der ist frisch und gesund und ehe wir es uns versehen, ist er hier, um die Käthe zu werben und der Junge lauert hinter seinem Rücken auf unsere Einwilligung."

Und vergnügt, wie noch nie, ging der Meister zur blauen Traube, welche er in diesem Spätherbst zum ersten Male besuchte.

Wer ihm hier zuerst entgegen kam, war sein Mitmeister Anton, der dem Berger sein gutes Geschäft beneidete, denn seines ging schlecht, weil er's nicht sonderlich verstand, und darum rieb er sich an ihn, wo er nur konnte und wußte. Das war dem Meister

Digitized by Google

nicht unbekannt, weshalb er dem Reidhardt gern aus dem Wege ging; aber heute Abend, wo er so fröhlich war, daß er die ganze Welt hätte an's Herz drücken mögen, lachte er auch dem Anton freundlich zu und schüttelte ihm zutraulich die Hand.

„Freut mich ja ganz außerordentlich, Euch so froh zu sehen!" antwortete auf den Gruß des Kommenden Meister Anton mit einem malitiösen Seitenblick. „Nun, Ihr müßt wieder einen tüchtigen Schnitt gemacht haben. Ja, ja, wem das Glück so ins Haus fliegt, wie Euch, der kann wohl lachen. Immer die beste Arbeit und tüchtige Leute."

„Gott sei dafür gedankt, College."

„Tüchtige Kerle habt Ihr. Wo Ihr sie nur immer auftreibt! Nun wieder den Otto."

„Das will ich meinen!"

„Ist um so mehr zu bewundern, wie es ihm von der Hand geht, da er die Tischlerei doch nur so nebenher treibt."

„Nebenher? Der? Was wollt Ihr damit sagen?"

„Nun, Ihr wißt ja! — Ich meine nur, da er doch eigentlich eine ganz andere Handthierung hat."

„Andere Handthierung?"

„Ihr stellt Euch gerade an, als wüßtet Ihr nichts und das sollt Ihr mir doch nicht weiß machen. Habe mich nur über Euere plötzliche Sinnesänderung gewundert."

„Was sind das Alles für Winkelzüge? Gerade heraus mit der Sprache! Was stichelt Ihr auf meinen Gesellen? Der Otto ist ein tüchtiger Kerl, dem ich gut bin, der um meine Käthe angehalten hat und der mein Schwiegersohn werden soll."

„Nun seht einmal an! Na! Viel Glück, Meister Berger! Wird das eine lustige Hochzeit werden mit Singen und Tralaren! Wenn mir's nur aus dem Kopfe wollte, wie Ihr Euch so schnell geändert habt. Nun, es ist einmal geschehen und die Dirne kriegt, wie sie's in den Zeitungen nennen, einen renommirten Künstler."

„Renommirten Künstler? Was ist das für ein Schnickschnack und was haben ich und der Otto mit dem Wischiwaschi der Zeitungen zu thun? Hört' mal, Meister Anton, ich kenne Euch. Ihr wollt mir irgend einen Possen spielen oder mich ärgern. Damit kommt Ihr aber heute schlecht an, denn ich bin fröhlich und guter Dinge. Rathe Euch aber, wenn ich einen Schoppen getrunken habe, Eure Ausfälle auf mein Haus und auf meinen Gesellen für Euch zu behalten, sonst zahle ich die Zeche für Euch mit. Gott befohlen."

Meister Anton hielt ihn auf: „So wüßtet Ihr in der That nichts? Und Ihr wäret betrogen von dem jungen Lecker, dem es darnach gelüstet, einen ehrsamen Bürger zu prellen? Das ist ein Anderes! Ach, Ihr armer Meister!"

„Wer will mich betrügen? Wer?"

„Ihr solltet wirklich nicht wissen, daß jener junge Geselle, der sich zu Euch als Lehrling ins Haus begeben, eigentlich gar nicht Handwerker ist, sondern zu dem Volke gehört, das Ihr früher mit Recht verabscheut habt, da es doch nur Gesindel ist ..."

„Mensch! Ich erwürge Euch, wenn Ihr noch mehr solche Reden führt! Heraus mit der Sprache! Was ist der Otto?"

„Comödiant ist er!" schrie Meister Anton und sprang schnell seitwärts, denn sonst hätte Meister Berger, der zu einem gewaltigen Schlage ausholte, ihn gewiß zu Boden geworfen. Nun aber sprangen die zunächst stehenden Gäste schnell herzu und suchten den Aufgebrachten zu begütigen.

„Laßt mich los, Leute! Laßt mich los!" rief Meister Berger voll Zorn. „Ich will's dem Hund eintränken, daß er solche ehrenschänderische Lügen verbreitet."

„Wer sagt Euch, daß ich lüge! Ehe man ein so schweres Wort ausspricht, muß man es gehörig bedenken!" entgegnete Meister Anton. „Habe es nicht nöthig, aber aus Mitleid und weil Ihr ein Bürger der Stadt seid, der so schändlich über den Löffel barbiert wird, will ich's wiederholen, daß ich die Wahrheit sage, und wenn Ihr's anders befindet, will ich jede Buße zahlen, die Ihr mir aufgelegt, das gelobe ich hier vor Zeugen. Nun aber verlange ich von Euch, daß Ihr hingeht und Euch von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt, ehe Ihr

mich der Lüge beschuldigt, denn das zu fordern habe ich das größte Recht."

„Das ist wahr! Das habt Ihr!" bemerkten die Umstehenden. „Meister Berger muß nachgeben! Das muß er!"

„Ich weiß wohl, daß der saubere Bursche jetzt nicht hier ist," sprach Meister Anton weiter. „Aber in spätestens sechs Tagen ist er wieder da, denn dann wollen sie eine Comödie herausbringen, in der er einen lustigen jungen Liderjahn spielen soll. Das ist so eigentlich sein Fach. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden und sobald der Kerl wieder sein Comödienspiel anfängt, thue ich es Euch zu wissen. Habe ich dann gelogen und es ist nicht Euer Otto ganz und gar, so straft mich vor allem Volke Lügen und heißt mich einen Betrüger, ich will nicht mucksen. Habe ich aber Recht, so sollt Ihr öffentlich Abbitte thun und zwanzig Maaß alten Wein als Buße zahlen. Ist's so recht?"

„Ja! Ja!" riefen die Umstehenden und von allen Seiten wurde in Meister Berger gedrungen, diesen Vorschlag anzunehmen. Der aber sah sich gar nicht mehr ähnlich. Sein Gesicht war fahlbleich, seine Augen stierten im Kopfe, er wußte nicht, was er that, und als man ihn von allen Seiten um seine Zustimmung anging, sprach er mit einer hohlen Grabesstimme:

„Ich willige ein! Nun aber laßt mich hinaus!"

Dabei sah er sie nach der Reihe an und Alle wichen unwillkürlich vor diesem Blicke des Grauens zurück; selbst Meister Anton und Jedermann empfand mit dem so schwer Getäuschten das tiefste Mitleid.

Frau Berger schrie vor Entsetzen laut auf, als sie ihren Mann gewahrte, der völlig zerrüttet über die Schwelle trat, und rief in der Angst ihres Herzens nach der Käthe und den Kindern. Er aber gebot ihr mit dumpfer Stimme zu schweigen, gab ihr einen Wink, ihm zu folgen, und stieg dann die Treppe hinan, die in das oberste Geschoß führte. Mit Zittern und Beben folgte ihm die Frau, sie vermochte kaum den Leuchter zu halten und sah es mit steigender Angst, daß ihr Mann in die Kammer trat, die der Geselle Otto bisher bewohnt hatte. Hier wandte er sich zu der Frau um:

„Es ist mir heute Abend Etwas begegnet, das mein ganzes Gemüth verstört hat. Ich kann Dir's nicht sagen, weil ich selbst noch nicht darüber klar bin. Darum will ich hier in der Stille ganz für mich bleiben und es genau bei mir überlegen. Niemand soll mich hier stören. Hörst Du? Niemand! Was ich gebrauche, bringst Du allein schweigend herein und gehst schweigend wieder hinaus. Die Kinder und die Gesellen will ich nicht sehen, die Dirne auch nicht. Wenn ein Fremder oder sonst Jemand aus der Stadt kommt, so sagst Du, ich sei verreist oder krank, was Dir in den Kopf kommt. Aber wenn nach sechs Tagen der Meister Anton nach mir fragt, sollst Du mir's sagen. Jetzt geh' und sorge dafür, daß Alles genau so geschieht, wie ich es angeordnet habe, denn sonst giebt's ein großes Unglück und Du hast es verschuldet."

Mit allen Zeichen des Schreckens entfernte sich die geängstigte Frau, aber sie hielt Wort und befolgte die Anordnungen ihres Mannes genau. Es war eine Todtenstille in diesem sonst so lebendigen Hause; die Stunden strichen in tödtender Langsamkeit vorüber und jede derselben wälzte eine neue Last auf das ohnehin beschwerte Herz der armen Mutter, die gar nicht wußte, was vorging, und wenn sie von ihrer Tochter Trost empfangen wollte, diese in so niedergeschlagener Stimmung fand, daß sie ihre eigene Noth vergaß und sie bei Himmel und Erde beschwor, sie möge doch ihr Herz öffnen und einem Mutterherzen vertrauen.

Dann fiel ihr die Käthe um den Hals und sie mit überströmenden Augen an ihre Brust drückend, sagte sie mit bebender Stimme:

„Ach, herzliebe Mutter, ich habe Dir nichts mehr zu vertrauen, denn ich habe Dir schon Alles gesagt. Mir schwant's, was dem Vater sein mag; es ist gewiß und wahrhaftig wegen des Otto. Der Vater wird's gemerkt haben, was ich schon lange fühlte, daß der Otto kein Handwerker ist, wenn er

auch noch so viel Geschick dazu mitbringt. Ich habe ihn lieb, Mutter, und darum sehe ich scharf. Nun weiß ich's im innersten Herzen und will bei Gott und allen Heiligen darauf schwören, daß er ein redlicher Mann und in seinem Herzen kein Falsch ist. Aber es that mir leid, daß etwas heimlich sein sollte zwischen ihm und mir und dem Vater und dem herzlieben Mütterchen. Das sagte ich ihm aus aufrichtigem Herzen und bat, er möge Vertrauen haben zu mir und zu uns Allen, und nichts verbergen, woraus nachher, wenn es dennoch offenbar würde, großes Unheil entstehen könne. Darauf bedachte er sich einige Zeit und sagte dann mit seiner hellen Stimme, die mir schon so oft tief in das innerste Gemüth gedrungen ist: „„Ich kann Dir nichts sagen, weder Gutes, noch Böses, und weiß nur das Eine, daß ich Dich von Herzen liebe, und daß es mir war, da ich Dich zum ersten Male sah, als ob ein Blitzstrahl in meine Seite fiel und ein guter Geist mir zurief: Die ist's und keine Andere. So ist es mit mir geblieben bis heute und ich würde Dir vertrauen, wenn ich von Andern auch noch so arge Dinge über Dich hörte. Liebst Du mich nun eben so rein und wahrhaftig, wie ich Dich, so mußt Du mir ja blind vertrauen, Mädchen, Du kannst es nicht anders.““

Dies Gespräch fiel vor in der Vesperstunde des sechsten Tages, seit Meister Berger aus der blauen Traube nach Hause gekommen war, und da jetzt die Frist, die er sich selbst gestellt hatte, verstrichen war, schickte er sich zum Ausgehen an. Er kam die Treppe herunter und blieb auf der Schwelle der Stube stehen, wo Mutter und Tochter in so ernster Unterredung begriffen waren, daß sie den Vater nicht hörten.

„Nun habe ich Dir noch einmal Alles gesagt, mein Herzensmütterchen, und Dir nichts verschwiegen. Ich weiß wenig, was der Otto ist und nicht ist, denn er hat mir nichts darüber gesagt und verlangt, daß ich Vertrauen zu ihm haben müsse, denn ohne dies gäbe es keine ächte Liebe. Und da ich dem Otto recht von innerster Seele gut bin, weil ich ihm fest ins treue Auge geschaut und kein Falsch darin gefunden habe, so will ich ihm auch ferner vertrauen, und wenn die ganze Welt ihn anklagen und verdammen sollte. Und — das muß ich Dir noch sagen, Mutter, damit ich nichts verberge — so groß ist meine Liebe zu ihm und so fest habe ich ihn in mein Herz geschlossen, daß wenn es offenbar würde, Otto sei ein schlechter Mensch, ich ihn doch nimmer daraus verdrängen könnte. Ich würde wohl wissen, was ich Euch und dem Vater schuldig bin, und würde nicht begehren, die Seinige zu werden; aber ich würde mich nur mit blutendem Herzen von ihm trennen, und die Wunde, die der Abschied mir schlüge, wäre mein Tod. Dein armes Töchterchen würde sich blind weinen und in meinem Innern stets eine Stimme rufen: „„Das, Otto, leide ich um Deinetwillen.““ Aber ehe ich den Mund öffnete und es laut sagte, würde ich sterben.“

„Amen!“ sagte mit feierlichem Tone der Vater. „Besser, daß der Leib verloren geht, als die unsterbliche Seele. Hat der Bursche Dich betrogen, so will ich's ihm eintränken; hat er's nicht gethan und der Meister Anton ist ein gemeiner Verläumder, so soll dieser das Bad bezahlen und die sechstägige Todesangst, die ich erduldet, dazu.“

Käthe sah den Vater an und entsetzte sich über das gramerfüllte Gesicht des alten Mannes, worin Schrecken und Angst während der wenigen Tage tiefe Furchen gegraben hatten. Aber unvermögend, nur ein Wort mehr hervorzubringen, warf sie sich an seine Brust und drückte ihn schluchzend an sich.

„Still, still, mein Kind, und gedulde Dich!“ sprach von Rührung überwältigt der Vater. „Wir sind schwache, unwissende Geschöpfe, die nicht die geheimen Gedanken und Neigungen ihrer Mitmenschen errathen können, sondern demjenigen vertrauen müssen, was sie sagen und betheuern. Das thue ich auch mit Dir, und wenn Gott ein Unglück über Dich verhängt, so steht hier Dein Vater, der Dich rächen wird, so wahr ihm Gott hilft!“

Käthe lag ohnmächtig in den Armen des Vaters, die Mutter aber faltete die Hände und sang still vor sich hin:

Digitized by Google

„Die Rach' iſt Dein, o Gott,
Du ſprichſt, ich will vergelten!"

Und eine Weile war es ſtill geweſen in dem Stübchen, darin es ſchon ſtark dämmerte; da trat ein Mann im Mantel ein und ſagte: „Guten Abend beiſammen!" Das aber war Meiſter Anton.

„Da ſeid Ihr ja doch!" rief Meiſter Berger zuſammenſchreckend.

„Habt Ihr daran gezweifelt?"

„Ich wollte zweifeln, um den Glauben an die Menſchheit nicht zu verlieren."

„Und ich komme, um mein Wort zu löſen. Macht, daß Ihr fertig werdet. Und thut Euren Mantel um, es iſt bös Wetter draußen."

„Nicht ſo bös, als hier drinnen," antwortete Meiſter Berger und drückte die geballte Fauſt auf's Herz, als wollte er's verſtummen machen.

„Was bilft all das Geſchwätz? Wer A ſagte, muß auch B ſagen! Ihr ſeid einmal in der Patſche, ſeht, wie Ihr herauskommt. Habt ja ſo oft Andere in Eurem Hochmuth über die Achſel angeſehen; nun iſt die Reihe an unſereins."

„Meiſter Anton!" ſprach der Vater raſch und lebendig, „ich weiß, Ihr habt mich nie leiden können und mir vielfaches Böſe gewünſcht und gethan. Aber das iſt Alles vergeben und vergeſſen, und ich will Euer Freund ſein von dieſer Stunde ab, wenn Ihr mir Eines zu Gefallen thut!"

„Pah! Eure Freundſchaft!" entgegnete Jener ſpottend.

„Wenn ich ſage, Euer Freund, ſo iſt das nicht mit dem Maule gemeint. Ich will Euch auf die Beine helfen. Ihr ſollt meine Kundſchaft halb, Ihr ſollt ſie ganz haben und noch ein Stück Geld dazu. Beſinnt Euch, Mann, es gilt das Leben meines Weibes und meines Kindes. Ich will Euch Alles geben, ſagt nur das Eine: Ich habe gelogen!"

„Ich habe nicht gelogen!" entgegnete Jener feſt, „und nun Lied am Ende."

„Es iſt gut!" ſagte Meiſter Berger und warf den Mantel über die Schultern.

„Mann! Um Gottes Willen!" rief die Frau in Todesangſt. „Ich laſſe Dich nicht! Wohin gehſt Du?"

„In die Comödie!" erwiederte er mit eiſigem Lachen — und die Männer gingen.

Der Schauſpielſaal war gedrängt voll. Es ſollte ein Drama gegeben werden, von welchem in der letzten Zeit viel die Rede geweſen war. Man nannte einen hochſtehenden Verfaſſer und rühmte die Idee des Stückes, welches den blendenden Schimmer einem reellen Sein gegenüber bekämpfte, und gegen das Vorurtheil die Lanze einlegte. Der Vorhang rollte auf. Gleich die Expoſition feſſelte die Zuhörer und das Intereſſe ſteigerte ſich von Scene zu Scene. Der gleichmäßige Fortgang der Handlung und die einfache, natürliche, zum Herzen dringende Sprache wirkte ſo mächtig auf die Zuhörer und beſonders auf den Meiſter Berger, daß er nicht wußte, wie ihm geſchah, den Zweck ſeines Kommens faſt ganz vergaß und tief aus dem Innerſten aufſeufzte, als der Vorhang fiel und die Theilnahme der Zuſchauer ſich durch laute Beifallsſpenden Luft machte.

Während des kurzen Zwiſchenaktes ſtand Meiſter Berger wie in einem wachen Traume. Er ſah und hörte nichts, am wenigſten aber ſeinen Kollegen, den Meiſter Anton, der nicht von ſeiner Seite wich. Er hielt ſeine Augen feſt auf den Vorhang gerichtet.

Bis jetzt war der Held des Stückes noch nicht erſchienen. Dieſer war anſcheinend ein junger Wüſtling, der, nach dem vereinigten Ausſpruch aller Muhmen und Vettern bis an den Hals in das Laſterleben verſunken war, und dem man mit Handſchlagen und ſich bekreuzigend ein ſchmähliches Ende prophezeihte. Auf dieſen Jüngling war die allgemeinſte Aufmerkſamkeit gerichtet. Als nun der Vorhang ſich hob, erblickte man ein wüſtes Gelage. Trinker, Spieler und anderes ausgelaſſenes Volk wogten bunt unter einander. Weiter im Hintergrunde Tanz und Muſik. Vorne am Proſcenium ſtand ein junger Mann im höchſt derangirten Anzuge, ein volles Kelchglas in der Hand, ein Mädchen im Arm. Ein lauter Beifallsſturm erhob ſich, um den

genialen Künſtler zu begrüßen, der ſeinen Pokal ſchwenkte.

Meiſter Berger wollte laut aufſchreien, aber ſein Nachbar hielt ihm den Mund zu und er errang ſich mühſam Faſſung.

„Ich kann mich ja irren, ich muß mich irren," ſprach er in ſich hinein. „Der Burſche da oben ſieht freilich dem Otto ähnlich, wie ein Ei dem andern, aber er iſt es nimmermehr."

Als nun aber der junge Mann ein luſtiges Trinklied ſang und der Meiſter dieſelbe Stimme hörte, die ſo oft in ſeiner Stube ſich gemeinſam mit der Stimme ſeiner Käthe vermiſcht hatte; als er nun ſeine Genoſſen mit feuriger Rede zur Fortſetzung des Gelages ermahnte, und die Worte wie Perlen von ſeinen Lippen rollten, da war keine Täuſchung mehr möglich. Mit dem Ausrufe:

„Verflucht ſeiſt Du in alle Ewigkeit, Du nichtswürdiger Betrüger!"

ſtreckte er die geballten Fäuſte gegen die Bühne aus, aber in derſelben Sekunde erſcholl auch der hundertfache Ruf: „Hinaus! Hinaus!" und ehe ſich der Meiſter noch beſinnen konnte, war er, von Hand zu Hand gehend, über den Vorflur des Hauſes weg befördert und ſtand nun allein auf offener Straße im Sturm und Regen.

Keiner weiß, was mit dem Manne während der nächſten Stunden vorgegangen iſt, denn als gleich darauf auch Meiſter Anton herauskam, war er ſchon fort und kein Anderer hat ihn geſehen. Als er aber, weit über die Mitternachtsſtunde hinaus, ein Bild des Jammers, zu Hauſe anlangte, und Frau und Tochter ihm, bleich vor Schrecken und Angſt, entgegentraten, ſprach er mit hinſterbender Stimme:

„Laßt mich! Ich kann nicht mehr! Mein Herz iſt gebrochen und ehe ich weiß, was ich thun ſoll, muß ich Kräfte ſammeln; darum laßt mich auf mein Bett. Dir aber, meine arme Käthe, breche ich alle Lebenshoffnungen mit einem Worte zuſammen: Dein Otto iſt ein Betrüger, ein Schurke; er iſt kein Tiſchler, noch überhaupt eines ehrlichen Handwerkers Sohn, ſondern ein Komödiant."

Am andern Morgen früh kam bereits ein Brief an den Meiſter von ſeinem ehemaligen Geſellen, worin dieſer um Verzeihung bat wegen all des Herzeleides, was er ihm zugefügt habe und ſchwur, er habe nicht anders können, denn ſeine Liebe zu der Käthe, die er zuerſt geſehen habe, als ſie im Frühjahr zum Beſuche bei einer Muhme in der benachbarten Stadt geweſen, ſei ſo groß, daß er ihrer nimmer Herr werden könne. Da er nun aber wohl gewußt habe, daß er niemals Gnade vor den Augen des Meiſters finden werde, ſo lange er dem Theater angehöre, ſo habe er ſich dem Handwerk mit vollem Herzen gewidmet, um dadurch ſein herziges Lieb zu gewinnen. Er hätte auch nimmer die Werkſtatt wieder verlaſſen, wenn er nicht durch ſein Wort gebunden geweſen wäre, und ſein Vorgeſetzter ausdrücklich verlangt hätte, er ſolle noch in dem neuen Stücke ſpielen, was am geſtrigen Abend ſtattgefunden hatte. Der Meiſter möge der herzinnigen Liebe gedenken, worin er und Käthchen zu einander entbrannt wären, und ſein Vorurtheil nicht höher achten, als das Glück ſeiner beiden Kinder.

Dies und Aehnliches ſtand in dem Briefe, den Meiſter Berger im Bette laut vorlas, während Frau und Tochter unfern von ihm ſtanden und ängſtlich auf ſeinen Ausſpruch harrten. Käthe haſchte angſtvoll jedes Wort von ſeinen Lippen und demüthig bittend hielt ſie ihm die gefalteten Hände entgegen geſtreckt, denn das fühlte ſie, Tod und Leben hing an dem Ausſpruch ſeines Mundes.

Der Vater aber hatte ſein Kind ſcharf ins Auge gefaßt und als er den Brief zu Ende geleſen, fragte er mit ſcharfem Tone:

„Du haſt jetzt Alles ſelbſt gehört und ich brauche Dir nichts weiter zu ſagen. Jetzt will ich Dich hören. Du haſt die Erlaubniß, auszuſprechen, was Dein Herz empfindet. Sage, was Du willſt, aber lüge nicht."

Da trat die Käthe dem Bette des Vaters näher und mit ſo feſter Stimme, wie man dem Schwachen, zierlich geformten Mädchen nimmer hätte zutrauen ſollen, ſagte ſie:

„Ich habe zu viel Achtung vor mir ſelber

und vor dem Gefühl, das ich im Herzen trage, als daß ich die Wahrheit verleugnen möchte, und wäre damit die ganze Welt zu gewinnen. Ich weiß wohl, daß, nach dem was geschehen ist und wie Ihr denkt, ich niemals hoffen darf, durch die Liebe glücklich zu werden und ich bin darauf gefaßt, mein Leben in stiller Einsamkeit zu vertrauern, denn ein Anderer wird niemals von mir erhalten, was ich dem Einen freiwillig, mit tausend Freuden geopfert habe und nimmer von ihm zurück haben will. Wenn aber das geschähe, was ich nie glauben kann, daß ich nach eigener Neigung meinen Otto heirathen dürfte, so würde ich ihm ohne Zögern meine Hand reichen und glücklich bei ihm sein, denn wenn er auch einem Stande angehört, den mein Vater so tief verachtet, so habe ich doch die feste, innere Ueberzeugung, daß mein Otto ein braver und rechtlicher Mann ist. Dies steht fest und unerschütterlich bei mir. Darum, wenn Ihr mir ihn gönntet, liebwerthe Eltern, so könnt Ihr es glauben, Euer Kind würde glücklich sein. Der Vater aber wird dazu nie seine Einwilligung geben, und also will ich mich mit christlicher Geduld in mein Schicksal finden."

Meister Berger sah seine Tochter mit einem Blicke an, der nicht wohl zu beschreiben ist, und sagte dann mit gemessenem Tone:

„Du irrst Dich, meine kluge Tochter. Es ist eines Vaters Pflicht, das Glück seines Kindes zu fördern, geschähe es auch mit eigener Aufopferung. So gebe ich denn auch Dir nach und Du magst Deinen Komödianten in des Himmels oder in des Teufels Namen zum Manne nehmen, aber nur unter einer Bedingung, hörst Du? Nur unter einer Bedingung. Du heirathest ihn nicht eher, als bis ich selbst auf das Theater gestiegen bin und vor allem Volke Komödie gespielt habe. Kann nun Dein Komödiant dies Wunder an mir verrichten, so soll er dazu thun, um Deinetwillen. Aber gieb ihm den wohlgemeinten Rath, daß er mir ja vorher nicht zu nahe komme, denn sonst erwürge ich ihn mit diesen meinen Händen. Das ist gesprochen und nun schier Dich Deiner Wege."

„Ich werde Euch gehorchen, jetzt und immerdar," sprach Käthe mit fester Stimme. „Ihr werdet keinerlei Unrechts von mir erleben und mein Gehorsam wird mein Stolz sein. Aber diesen Spott habe ich nicht verdient und der Himmel möge es Euch nicht anrechnen, daß Ihr noch diese neue Last auf mein ohnehin schon gebrochenes Herz wälzt."

Mit diesen Worten schwankte sie aus der Stube. Der Alte drehte sich mürrisch auf die Seite; die Frau aber sank in die Kniee und betete mit flehender Stimme zu Gott, daß er doch diesen Leidenskelch vorüber gehen lassen möge.

So verlebten sie den Tag in tiefer Betrübniß mit einander, und auf die Länge wäre es nimmer gut gegangen, denn die Verzweiflung gewann Raum bei Allen und das arme Käthchen zergrämte sich schier. Aber da kam, im entscheidenden Augenblicke, der Rettungsengel, denn am andern Morgen meldete sich ein ältlicher Herr von würdigem Ansehen bei der Meisterin und sagte:

„Ich heiße Reinhold und bin ein Freund Eures Mannes. Ich weiß, was ihm begegnet ist und erscheine hier, hoffentlich zu unser Aller Heil. Dazu ist es aber nöthig, daß ich unverzüglich und allein mit Eurem Manne spreche. Geht zu ihm hinauf und sagt, der Freund aus der Buschmühle sei da! Bedenkt Euch nicht, Frau, ich komme mit frohem Muthe in einer guten Sache."

Nur zögernd folgte die Hausfrau der wiederholten Mahnung des Fremden, denn sie kannte den störrigen Sinn ihres Mannes und als sie bei ihm eintrat, sagte sie schüchtern:

„Ich glaube im Voraus, daß Du es nicht thust, denn ich weiß, wie es mit Dir steht; aber ich muß meine Pflicht erfüllen. Da ist ein Herr unten, Namens Reinhold, der Dich sprechen will. Er sei Dein Freund aus der Buschmühle, läßt er Dir sagen, und habe Dringendes an Dich."

Als der Meister das hörte, fuhr er in die Kleider:

„Ist der Reinhold da? Den will ich hören. Das ist ein Ehrenmann, Frau, und

man vergiebt sich nichts, wenn man seinen Rathschlägen folgt. Bringe ihn zu mir herauf, und dann sorge dafür, daß uns Niemand störe, während ich mit ihm verhandele, da ich nicht vorher wissen kann, ob das geheim zu halten ist, was er mir offenbaren will."

Obgleich erstaunt über diesen Befehl ihres Mannes, war sie mit nichten unzufrieden darüber, sondern eilte, so schnell sie immer konnte, den Fremden die Treppe hinauf zu geleiten, dann aber ging sie in das Kämmerlein ihrer Tochter und unter Thränen sie in ihre Arme schließend, sprach sie ihr tröstend zu und bat sie, fröhlichen Muthes zu sein und zu hoffen, ob sie gleich selbst tief betrübt und jede Hoffnung ihr verschwunden war.

Herr Reinhold war zu dem Meister eingetreten und Beide saßen einander gegenüber.

„Es ist eine geraume Weile her, seit wir uns gesehen haben," sprach der Meister. „Was ist mir nicht seitdem begegnet. Mir frißt's das Herz ab."

„Ich habe Alles vernommen," entgegnete Jener, „und deshalb seht Ihr mich hier. Ihr braucht mir nichts zu erzählen, denn das wäre gerade, als ob man Aetzwasser in eine frische Wunde träufelte. Ich bin hier, weil es Pflicht ist, seinen Freunden in Zeiten der Trübsal mit Rath und That an die Hand zu gehen und daß ich Euer Freund geworden bin, müßt Ihr nach gerade gemerkt haben."

Der Meister drückte dem Herrn Reinhold schweigend die Hand und seufzte tief auf.

„Eure Brust ist schwer belastet, mein lieber Freund, und es thut mir leid, daß ich Euch nicht mit einem Worte von dem Euch quälenden Druck befreien kann. Aber es wird sich schon ein Mittel finden, sie minder fühlbar zu machen, wenn Ihr nur etwas weniger eigensinnig sein und dem Rath besonnener Leute Folge leisten wollt."

„Ich will Alles thun, was Ihr von mir verlangt," seufzte der Meister, „wenn es sich irgend mit meiner Christenpflicht verträgt. Sagt nur, worin es bestehen soll."

„Das ist eine schöne Antwort," äußerte zufrieden Herr Reinhold, ihm die Hand reichend. „Und so sage ich Euch denn, daß Ihr vorerst das anhören sollt, was ich Euch von mir selbst zu erzählen habe. Meinen Namen wißt Ihr, aber das ist auch so ziemlich Alles, was Euch bekannt wurde. Aus mancher Aeußerung konnte ich entnehmen, daß Ihr meintet, ich sei geistlichen Standes, aber da seid Ihr im Irrthum. Ich habe mein Lebelang ziemlich was gelernt und mich mit Kenntnissen vollgepfropft, ohne jemals einen bestimmten Lebensberuf zu ergreifen. Je freier ich ward, je mehr konnte ich meine Zeit und meine Kräfte denen zuwenden, für die ich eine besondere Neigung hatte, und so geschah es, daß ich mit einer Familie sehr genau bekannt wurde, welche in einer Reihe von Jahren die seltsamsten und denkwürdigsten Abenteuer erlebte, deren Zeuge ich war. Das Haupt dieses Hauses war ein Staatsmann, der, nachdem er seinem Vaterlande ruhmvoll gedient, ein Opfer seiner politischen Gesinnungen wurde und über die Grenze flüchten mußte. Dies Ereigniß vernichtete den schönen Frieden, der bisher in dem Schooße dieser Familie geherrscht hatte, und sprengte sie nach allen Seiten auseinander. Einige waren ihm in die Verbannung gefolgt, Andere blieben daheim und suchten zu begütigen und zu vermitteln, damit der alte Zustand der Dinge wieder hergestellt werde. Zu diesen Letztern gehörte ich. Als ich aber sah, daß wir nur ein unnützes Stück Arbeit trieben, entfernte auch ich mich und zog dem alten Freunde nach, um ihm sein Unglück so viel als möglich tragen zu helfen. Denn glaubt es mir, lieber Mann, es ist hart, sehr hart, ein unverschuldetes Leid jahrelang tragen zu müssen und aus leidigem Vorurtheil für einen Nichtswürdigen zu gelten, während man doch ein redlicher Mann ist und Jedem ungescheut unter die Augen treten kann."

Herr Reinhold sprach diese Worte mit einer ganz besonderen Bewegung und fuhr erst nach einer Pause fort:

„Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich jede Freundespflicht redlich erfüllt habe

Digitized by Google

und mit Hülfe Gleichgesinnter ist es mir gelungen, endlich alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Unendliche Mißverständnisse sind aufgeklärt und beseitigt; das alte Vorurtheil ist gebrochen, der alte Stand der Verhältnisse wieder eingetreten, und die früheren Verbindungen auf's neue, und will es Gott, unauflöslich geknüpft. Der ungerechte Bann ist gebrochen, der redliche Mann, der so lange unverdienter Weise in der Fremde, mit einem Makel behaftet, leben mußte, ist heimberufen; er wird in alle seine Würden wieder eingesetzt, ja man bereitet neue Ehren vor, um ihn damit zu schmücken. So ist nun Alles geschehen, was Menschen möglich ist, um ein erlittenes Unrecht vergessen zu machen. Aber dem Freunde ist mit der schwindenden Kraft auch der Muth für das Leben gebrochen. Er lehnte alle ihm gebotenen Auszeichnungen ab; begehrt nur, in seinem Vaterlande zu sterben und bis dahin in stiller Abgeschiedenheit den Ort zu bewohnen, wo er seine Jugendjahre in harmloser Glückseligkeit zugebracht hat. Ihr begreift leicht, daß sogleich befohlen ist, Alles so herzurichten, wie es von dem Heimkehrenden gewünscht wird, und mir ist die Ausführung dieses Befehles übertragen worden. Ich habe mir keine Mühe verdrießen lassen, den mir ertheilten Auftrag zu erfüllen. Jenes Gut, wo der Freund zu wohnen wünschte, war aus dem Besitz der Familie bereits in die dritte oder vierte Hand übergegangen. Es galt also zuvörderst, die Herrschaft wieder an ihren Stammherrn zurückzubringen, und dies nicht leichte Geschäft ist erst vor wenigen Tagen zu meiner völligen Zufriedenheit abgeschlossen worden. Der langersehnte Augenblick rückt heran, die Vereinigung der Familie kann erfolgen, ein seltenes allgemeines Versöhnungsfest auf den Trümmern des gebrochenen Vorurtheils gefeiert werden. Unterdessen ist in der lange unbenutzt gewesenen Wohnung Manches zerstört und die vereinigte Hülfe mehrerer wackerer Gewerbsgenossen nöthig, um das Ganze in einen wohnbaren Zustand zu setzen. Mein erster Gedanke war't Ihr. Eine kurze Entfernung von Euerem Hause wird Euch wohlthun. Die Veränderung der Luft, die Zerstreuung, die sich darbietet, das Bewußtsein, Jemanden eine Freude zu bereiten, die als Ausgleichung dienen soll für langes, nicht verschuldetes Leid, ist ein Trostmittel, welches Euch kein Arzt wirksamer verschreiben kann. Das ist so meine Meinung, lieber Meister. Was ist die Euere?"

„Daß Ihr Recht habt!" entgegnete dieser aufspringend. „Und daß ich keinen Augenblick anstehen werde, meinen Entschluß in's Werk zu richten. Ja, wahrhaftig, eine Luftveränderung wird mir wohl thun und ich werde dieses schmerzlichen Druckes ledig werden. Auch ist die Arbeit in diesem Augenblicke nur schwach und ich bin gern auf einige Tage zu entbehren. Meine Frau wird schon gutes Regiment führen und die Gesellen in Ordnung halten. Und daß in der Zeit meiner Abwesenheit nichts Ungebührliches geschehen soll, dafür sorge ich auch. Ich weiß schon, Wen ich zum Wächter stelle."

„Und ich kann Euch sagen," nahm Reinhold das Wort, „daß Ihr von jener Seite her wenig zu befahren habt. Die Schauspieler haben die hiesige Stadt seit drei Tagen verlassen, und der junge Mann, gegen den Ihr so aufgebracht seid, ist, wie ich mit Gewißheit erfahren habe, sehr weit von hier."

„Das ist mir eine gute und fröhliche Nachricht!" rief Meister Berger sichtbar erleichtert. „Nun verlasse ich mein Haus noch einmal so gerne und wenn Ihr morgen um diese Zeit wieder vorfragen wollt, werdet Ihr mich vollständig gerüstet finden."

„Es gilt!" sagte Herr Reinhold und ging, nachdem sie noch das Nöthige wegen der Reise mitsammen verabredet hatten.

Und zur bestimmten Zeit fuhr der Wagen ab. Es war aber dem Meister doch seltsam gewesen, von dem eigenen Heerde zu scheiden, den er seit den Wanderjahren nicht länger als für einige Stunden verlassen hatte. Darum war er auch während der Reise sehr einsilbig, achtete wenig auf die Gegend, durch welche sie rollten und lehnte still in einer Ecke des Wagens, den Hut tief in die Augen gedrückt. Herr Reinhold ließ ihn

gewähren; es schien ihm sogar lieb zu sein, daß der Meister keine große Neigung zeigte, sich zu unterhalten; hatte er nun doch ungestörte Muße, sich mit seinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Die Reise selbst schien vorbereitet zu sein, denn überall, wo es nöthig war, standen Pferde bereit; Erfrischungen fanden sich im Wagen vor. Was man sonst bedurfte, wurde auf einen Wink Reinholds sofort beschafft und so konnte man eine lange Wegstrecke zurücklegen. Schon bei der, wegen des trüben Novemberwetters früh hereinbrechenden Dämmerung war man weit befördert worden und da man noch mehrere Abendstunden unaufgehalten weiter fuhr, konnte der Meister mit Recht voraussetzen, daß er ein beträchtliches Stück von seiner Heimath entfernt sei.

Da bog der Wagen von der Landstraße ab. Man fuhr durch eine dunkle Allee, dann über eine Brücke, dann durch ein Thor. Laternen blitzten auf und der Wagen hielt.

„Wir sind am Ziel!“ sagte Reinhold zu seinem Gefährten, nachdem er diesen in ein Zimmer geführt hatte, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war. „Es ist spät geworden, darum wollen wir heute nur noch daran denken, von den Reisemühen auszuruhen. Nehmet mit der Bewirthung vorlieb, so gut sie für den Augenblick zu beschaffen ist und laßt mich morgen in ein recht heiteres Angesicht schauen. Habt eine geruhsame Nacht.“

Und Meister Berger befolgte den Rath des Freundes. Nachdem er sich in dem behaglich eingerichteten Zimmer umgesehen und seine Abendmahlzeit verzehrt hatte, legte er sich nieder und versank in einen festen Schlaf, alle Mühen und Sorgen der jüngsten Zeit vergessend.

Am andern Morgen ließ Reinhold sich mit dringenden Geschäften bei dem Meister entschuldigen, sandte ihm aber eine so große Menge von Anschlägen und Plänen, daß der Meister vollauf zu thun hatte, diese durchzusehen, und es kaum merkte, daß die Mittagsstunde und mit ihr der Wirth kam. Während der Mahlzeit sprachen Beide viel von den Veränderungen, die man beabsichtige und dann führte Reinhold seinen Gast überall umher, damit er an Ort und Stelle wirklich sehe, was er vorher auf dem Papiere geprüft hatte. Hier fand sich denn nun Vieles zu ordnen und anders einzurichten. Meister Berger sah gleich, was zu thun und wie es in Angriff zu nehmen sei; welche Materialien und welche Leute dazu erforderlich wären und begehrte, das Nöthige sofort zu verschreiben.

Eine Stunde wohl hatte er in seiner Stube dieser Beschäftigung obgelegen, als ein Diener mit dem Auftrage des Herrn Reinhold erschien, der Meister möge sich doch einen Augenblick zu ihm bemühen. Bereitwillig folgte Meister Berger dieser Aufforderung und ward von dem Diener nach dem entgegengesetzten Flügel des weitläufigen Hauses geleitet. Beide traten in ein hohes fast wüstes Gemach, das nur durch eine Ampel erhellt war. Der Diener stellte die Lichter auf den Tisch und sagte:

„Der Herr wird gleich erscheinen. Die Sache ist eigentlich die: Er hat vor Kurzem den alten Schrank, der dort in der Ecke steht, gekauft, und kann ihn nicht öffnen. Bis er kommt, seid so gut und seht Euch das närrische Ding einmal näher an.“

Kopfschüttelnd näherte sich der Meister dem Schranke, während der Diener sich in aller Stille entfernte. Dies Entbieten in ein wüstes, weites Gemach, wo Niemand anzutreffen war, erweckte eine trübe Stimmung bei ihm; der halb finstere Raum erschien ihm seltsam und unheimlich. Aber kaum hatte er den Schrank näher in's Auge gefaßt, als er die Hände zusammenschlug und einen Schritt zurückprallte.

„Wie ist mir denn?.... das ist ja...!— Nein! Nein! Alles was ich gestern und heute erlebte, ist schier wie ein Traum und dies da ist auch ein Stück davon! — Aber nein, ich träume nicht! das ist meine rechte Hand, das meine linke, und wenn ich mich damit an die Nase zupfe, so fühle ich's. Also wache ich auch und was ich vor mir sehe, ist gewiß und wahrhaftig der Kunstschrank den mein Vater selig in glücklichen Zeiten für seinen Bruder gefertigt und woran ich tüchtig geholfen habe,

Digitized by Google

damit er zur rechten Zeit als Weihnachtsgeschenk könne abgesendet werden. Und dieser Schrank, der mir ganz aus dem Sinn gekommen ist, steht hier vor mir, gehört Herrn Reinhold und ich soll .... Wenn dabei nicht Hexerei im Spiele ist, will ich keinen Hobel mehr anrühren!.... Daß ich's nun gestehe, es wird mir graulich in diesem finstern Raume, wo die Lichter unheimlich aufflackern und ein kalter Luftzug von einem Ende zum anderen zieht.

Ein inneres Beben ergriff den Meister. Ihn fröstelte, als ob Einem der Tod über's Grab läuft und er schüttelte sich tüchtig:

„Sei kein Narr, Berger. Wenn's ein Christenmensch sähe, wie Du Dich gebehrdest und er brächte es herum, Du wärst um alle Reputation. Was ist's denn nun weiter? Ein Stück Möbel steht da, das Dir bekannt vorkommt. So sieh denn zu, ob's wirklich dasselbe ist und nachher bleibt ja noch Zeit genug, darüber zu grübeln, wie es hierher kommt."

Nachdem er sich so Muth eingesprochen, legte er die Hand daran, und betrachtete es von allen Seiten:

„Ja! Ja! Es ist kein Zweifel. Das ist der Schrank, der meinem Oheim selig gehörte; dem guten Manne, der ein so trauriges Ende nahm, weil mein leiblicher Bruder .... Pfui, der Schande! Daran darf ich gar nicht denken, sonst kommt die alte Krankheit wieder, die ich kaum überstanden. —So stehe ich denn nach so langen, langen Jahren wieder vor dem Schrank. Ist's aber auch wahr? Ja! das sind dieselben elfenbeinernen Knöpfe, die Meister Grundheim, der Kunstdrechsler so zierlich abgedreht, und die Silberplatten hat des Vaters bester Freund, der Goldschmied Hülse so sorgfältig geätzt. Weiß ja noch, wie er sie brachte und zum Vater sagte: Da Bruder! Und damit mir Niemand meine Arbeit ableugnen kann, ist in jedem Kranze, der die Platten umgibt, eine Rose zu sehen und in dieser Rose ist mein Namenszug angebracht. Richtig! Da steht's: B. H.! Bernhard Hülse! Was fällt mir nicht Alles bei diesem Schranke ein! Wenn das meine Alte sähe!"

Wiederum stand er, in Betrachtung verloren und eine lange Vergangenheit ging in den wechselvollsten Gestalten an ihm vorüber:

„Ich muß ihn sehen! Ich muß ihn ganz und gar sehen, den guten alten Freund, den ich so lange entbehrt habe und der mir Alles wieder in das Gedächtniß zurückruft. Alles! Gutes und Böses! Niemand kann mir's verbieten! Nein! Ich habe sogar den Auftrag dazu erhalten. So will ich schauen, ob ich die verborgenen Geheimnisse dieses Wunderschrankes noch behalten habe."

Er betastete die Oberfläche desselben und nach kurzem Suchen fand er eine Schraube. Kaum hatte er sie leise berührt, als eine Glocke erschallte, die Klappe aufsprang und sich geräuschlos niederlegte. Meister Berger erschrak ordentlich, als er das wirklich geschehen sah, was er doch mit Bestimmtheit erwartet hatte, und in großer Aufregung holte er die Lichter herbei, setzte sie auf die Klappe und sich davor.

Mit wachsendem Eifer zog er ein Fach, eine Schieblade nach der andern auf. Es hätte ihn wundern müssen, daß er zur Reparatur eines Möbels herberufen sei, dem nichts fehle, aber daran dachte er gar nicht, denn er war viel zu sehr mit diesem fesselnden Gegenstande beschäftigt und athmete leicht auf, als er das letzte Fach öffnete und ein fußhoher Spiegel sichtbar wurde:

„Aha! Nun würde Jeder denken, hier sei Lied am Ende und doch offenbart sich jetzt erst des Vaters größte Kunst. Es ist ein feines Stück Arbeit und es soll mich nicht wundern, wenn es durch die Zeit oder durch plumpe Hände gelitten hat."

Aber es hatte nicht gelitten, denn als der Meister gegen den oberen Rand des Spiegels drückte, drehte sich das Innere des Bureau's allmählig von der Rechten zur Linken und die Rückseite kam nach vorne. Hier war ein zierliches Repositorium angebracht und auf demselben lagen mehrere Papiere. Ohne zu wissen, was er that, griff Meister Berger darnach.

„Was ist denn das? Gott im Himmel! das ist ja die Handschrift meines alten

Digitized by Google

Oheims, der so jämmerlich im Irrenhause hat umkommen müssen. Ja, ja! Da steht sein Name: Matthias Berger. Das ist nun erwiesen, daß der neue Eigenthümer diesen Mechanismus nicht gekannt hat, und was ich hier finde, ist für ihn nie vorhanden gewesen. So ist's denn auch kein Eingriff in fremde Rechte, wenn ich das lese, was auf diesem Zettel geschrieben steht."

Und er las:

„Ich fühl's, das mein Ende naht. Mein Kopf wird so schwach, daß ich kaum eine halbe Stunde hinter einander nachsinnen und meine Gedanken festhalten kann. Da wird es Zeit zu schaffen, was mir noch fertig zu schaffen obliegt. Da aber ein Eid meine Zunge bindet und ich nicht bei meinen Lebzeiten vollenden darf, was mir so schwer auf dem Herzen liegt, so will ich versuchen, es zu Papier zu bringen und es in dem geheimsten Fach meines Schreibtisches aufbewahren, es Gott anheimstellend, wann er offenkundig machen will, was ich in der Stille meines Gemüthes niederschreibe und mit fünf Siegeln verschließe. Dich aber, unbekannter Erwerber dieses Schrankes, Dich bitte ich aus der Fülle meines Herzens, Du mögest die beifolgende versiegelnde Schrift sofort an den Mann befördern, an den sie gerichtet ist, oder, wenn dieser nicht mehr am Leben sein sollte, seine Nachkommen ermitteln und dieselbe in ihre Hände niederlegen, damit ihnen das Geheimniß kund werde, was ich ihnen zu offenbaren habe, und jetzt, um meines Eides willen verschweigen muß. Je schneller Du diese Bitte erfüllst, um so schöner hast Du gehandelt, und wolle Dich Gott dafür segnen."

Meister Berger griff nun nach der Schrift, deren Siegel er zitternd löste und die Blätter langsam entfaltete. Was aber darauf, offenbar zu verschiedenen Zeiten und in abgerissenen Sätzen verzeichnet war, das lautete, in Zusammenhang gebracht und in Kürze so:

Der reiche Kaufherr, Matthias Berger, hatte den Sohn seines Bruders Anfangs aus keiner andern Ursache zu sich genommen, als in der Absicht, diesem Bruder, der nicht frei von häuslichen Sorgen war, eine Erleichterung zu verschaffen. In diesem Sinne war auch der Empfang und die Behandlung des Knaben, der in nichts verweichlicht und verwöhnt, zu steter Beschäftigung angehalten wurde. Aber Eduard war noch nicht lange in dem Hause des Onkels, als er sich dessen besondere Aufmerksamkeit nicht dadurch erwarb, daß er fleißig lernte, sondern durch die Art und Weise, wie er das Gelernte fruchtbringend unmittelbar anzuwenden wußte. Der Onkel forschte nun genauer nach und die erhaltenen Resultate waren so sehr nach seinem Sinne, daß er den jungen Mann in seine nächste Nähe zog und dieser sich nach und nach so unentbehrlich machte, daß der Onkel zuletzt keinen Tag ohne ihn sein konnte. Glücklicherweise war Eduard ein streng rechtlicher Charakter, sonst hätte dieses blind geschenkte Vertrauen zum Nachtheile des Oheims ausschlagen müssen, denn Eduard bekam Alles in die Hand; was er anordnete, geschah; ein Geschäft, dem er entgegen war, kam gewiß nicht zu Stande.

Aber trotz der Vorsicht des jungen Mannes war der langsam, aber sicher herannahende Sturz des Hauses nicht zu vermeiden; das verschuldeten die Privatleidenschaften des Besitzers. Er war ein enthusiastischer Verehrer aller Künste und hatte die weitläufigen Räume seines Hauses zu Museen umgeschaffen, welche einen unschätzbaren Reichthum herbergten. Er war aber auch den Jüngern dieser Künste hold und in dem steten Umgang mit diesem leichtsinnigen Völkchen wurden große Summen verschleudert, deren wachsender Mangel dem Geschäfte stets empfindlicher wurde. Oft wagte es Eduard, dem Onkel einige bescheidene Vorstellungen zu machen, aber dieser lachte die ernsten Gesichter seines Neffen weg, und meinte, er müsse die sauertöpfischen Charaktere nicht von der Bühne in das Leben übersiedeln. Diese Aeußerung bezog sich darauf, daß Eduard mit einigen jungen Leuten, die, gleich ihm, die dramatische Kunst liebten, bald in größeren, bald in kleineren Kreisen Theater-Vorstellungen veranstaltete, welche allgemeines Aufsehen erregten und Oheim

Digitized by Google

Matthias, der ein so entschiedener Freund des Theaters war, und seinen Neffen jetzt noch zehn Mal lieber hatte, ging diesen wiederholt an, den Comtoirtisch zu verlassen und sich ganz der Bühne zu widmen. Es ward dem jungen Manne schwer, dieser Aufforderung zu widerstehen, denn während er mit dem Spiele gespielt hatte, steigerte sich die Neigung zur Leidenschaft für eine Kunst, für die er mit den reichsten Gaben ausgestattet war. Dennoch that er es nicht und die edelsten Motive waren der Grund dieser Entsagung, die erst nach einem schweren Kampfe mit sich selbst erstegt wurde. Eduard kannte seinen Vater und dessen Vorurtheile, und was ihm noch mehr galt: Er fühlte, daß sein Oheim, dessen gutmüthige Schwäche täglich zunahm, ihn nicht entbehren könne, ohne gänzlich zu Grunde zu gehen. „Von dem Onkel aber lasse ich nicht," schrieb er in sein Tagebuch, „und sollte ich Alles daran setzen, was mir Lebensglück und Lebensfreude heißt, denn daß ich nicht blos vegetire, sondern lebe, daß ich werden konnte, was ich geworden, das danke ich allein ihm." Und in dem Sinne dieser Worte hat er fest und unverbrüchlich gehandelt.

Die gefährliche Krise stand bevor. Um sie noch etwas aufzuhalten, mußte Eduard eine Reise nach Frankreich und England unternehmen. Ehe er abreiste, beschwor er den Onkel, möglichst vorsichtig zu Werke zu gehen. Aber schon in London deuteten mehrere Symptome darauf hin, daß dies nicht geschähe; später, in Paris, erhielt er volle Gewißheit darüber. Er that, was unter solchen Umständen zu thun war. Völlig mit sich selbst einig, trat er die Rückreise an, und erschien bei einbrechender Nacht vor seinem Oheim. Dieser fuhr auf:

„Um Gotteswillen, Neffe! Zu dieser Stunde! Zu dieser Stunde! Und wie siehst Du aus? Ich errathe Alles. Was steht uns bevor?"

„Das Schrecklichste, da Sie meine Warnungen überhörten. Jetzt ist Alles zu spät."

„Verloren! Verloren!"

„Das sind Sie. Aber nicht genug, daß Sie ein Bettler sind. Man bringt auch noch auf Untersuchung, und wie ich zu meinem großen Schrecken erfahre ...."

Der Onkel unterbrach ihn heftig:

„Erspare mir die Demüthigung, vor Dir zu erröthen. Ja, es sind von mir ohne Dein Wissen Schritte gethan, die mich auf das Aeußerste blosstellen. Es war ein Streich der Verzweiflung, mich vor dem Abgrund zu bewahren; er ist mißglückt und ich stehe nicht nur als Bettler, sondern auch als Schurke da."

„Wie sind alle unsere schönen Träume vor diesem Eisesbruch der Wirklichkeit zerstoben!"

„Sie sind es nur mir. Du bist schuldlos. Was kann man Dir Böses nachsagen?"

„Nichts, wenn ich mich von Ihnen trenne. Es würde sogar einige Personen geben, die ein solches Verhalten billigen. Aber glauben Sie denn, daß ich dazu im Stande wäre? So schwarzen Undank trauen Sie mir nimmer zu. Unser Schicksal ist unzertrennlich."

„Du sollst nicht. Dir lacht das Leben noch jugendlich hell. Ich werde ein Opfer meiner Schwäche sein. Laß mich vertragen, was ich verschuldet."

„Mit diesem Wortstreit erreichen wir nichts. Die Zeit ist kostbarer, denn je; die Stunde drängt. Es giebt ein Mittel, nicht uns vor dem Sturze bewahren, sondern mit Ehren zu fallen. Aber es muß schnell, ohne Zögern angewendet werden."

„Ich bin dazu bereit."

„Hören Sie mich an. Sie können mit Ehren aus dieser Katastrophe hervorgehen; man wird Sie bedauern, Sie bemitleiden, Ihnen Hülfe bieten. Aber um dies zu erreichen, muß entschlossen gehandelt werden und dazu haben Sie den Muth nicht. Sie müssen also auf die Mitwissenschaft des Geheimnisses verzichten."

„Alles, was Du willst, soll geschehen."

„So schwören Sie mir einen Eid! Einen Eid, wie ich Ihnen denselben vorsage, daß Sie nie etwas verrathen wollen von Dem, was Ihnen früher oder später offenbar wird. Sie pflichten Allem bei, was geschieht und sagen nicht: Oho! Das weiß

Digitized by Google

ich besser! Das ist mit nichten so, sondern ganz anders. Sie würden dadurch nichts ändern und sich nur schaden. Ich kann nur helfen, wenn Sie das tiefste Stillschweigen beobachten. Schwören Sie das und die Rettung ist gefunden."

Eduard war in der höchsten Aufregung. Hingerissen von der Gewalt des Augenblicks sprach der Oheim den Eid nach und sank ohnmächtig hin. Als er sich wieder erholte, war Eduard fort. Die Schiebladen des Schreibtisches standen auf. Die Papiere lagen theils auf dem Boden, theils waren sie vernichtet; der alte Diener kauerte in einem Winkel, die Hände auf den Rücken gebunden, einen Knebel im Munde. Mit zitternden Händen befreite der Oheim ihn und als er sich mühsam erholt hatte, sagte er aus, daß Herr Eduard ihn, als er zufällig eingetreten sei, weil er glaubte, es schelle, mit einem Messer bedroht, und ihn dann gebunden habe. Herr Eduard habe darauf, wie ein gemeiner Dieb, alles Werthvolle fortgeschleppt und dabei noch des ohnmächtigen Onkels gehöhnt. Und als der Diener dies ausgesagt, eilte er, trotz der Mahnungen des alten Herrn, fort, und zeigte den Vorfall an. Diese Aussage eines bewährten Dieners, in Verbindung mit einem höhnenden Schreiben, welches Eduard vor seiner Flucht an den Onkel gerichtet, veranlaßten den Richter, eine genaue Untersuchung einzuleiten. In Eduards Wohnung fand man die sprechendsten Beweise seiner Schuld. Es war ein weit verzweigtes Gewebe von Bosheit, das selbst den ernsten, besonnenen Richter aufregte. Sofort ward ein Steckbrief erlassen, aber ohne Wirkung; der Verbrecher hatte bereits Gelegenheit gefunden, über See zu entfliehen. Es war Alles so klug vorbereitet und so kunstreich durcheinander geworfen, daß selbst der Oheim irre wurde. So nahm nun diese unglückliche Geschichte mit der gänzlichen Verarmung des Kaufmanns und seiner endlichen Aufnahme in das Landkrankenhaus ein trauriges Ende. Eduard blieb verschollen und nur einmal ging dem alten Mann ein mit absichtlich verstellter Hand geschriebener Zettel zu, worauf diese Worte standen: „Mein Plan ist gelungen. Ich hoffe, einen Hafen der Ruhe zu finden. Lebe und stirb in Frieden." Aber es ließ sich nicht ermitteln, woher der Zettel kam. Von dem Empfange dieses Papierstreifens an schreibt sich der Tiefsinn des alten Mannes her.

Dies ist der Inhalt der Papiere, welche Meister Berger bei dem matten Schimmer der Kerzen las. Am Ende derselben standen noch folgende Worte:

„Ich muß eilen, wenn ich fertig werden will, bevor die Geistesnacht über mich kommt, die bereits hereindämmert. Mein Herz bebt und mein Kopf brennt fieberisch. Pfui über den Schwachkopf, der sich verleiten ließ, einen abgezwungenen Eid zu halten und noch jetzt nicht den Muth hat, ihn zu brechen. Du aber, mein herzlieber, prächtiger Neffe, der Du freudig Alles hinwarfst, Jugend, Talent und eine reiche lebensvolle Zukunft, der Du Dich freiwillig als Verbrecher stempeln ließest, in dem Augenblicke, da Du eine Edelthat ohne Beispiel begingst! O mein Eduard, mein theures, vielgeliebtes Kind, sei Dir Gott gnädig und barmherzig, und lasse Dich des Glückes theilhaftig werden, was Niemand mehr verdient als Du und was Dir von dem Manne, der Dein Schutz sein sollte, räuberisch gestohlen ist. Ihr aber, meine Nachkommen, wenn diese Zeilen in Eure Hände gerathen und der Verlorene kehrt wieder in die Heimath zurück, so fallt ihm zu Füßen um meinetwillen, ihm, der so Großes gethan hat und vergeltet's ihm, wie Ihr könnt und wißt. Dafür soll der Segen eines alten Mannes auf Euch ruhen für und für. Hilf mir, gnädiger Gott, zu einem baldigen Ende."

Meister Berger war keines Wortes mächtig, aber die Thränen strömten unaufhaltsam. Dunkle Gestalten bewegten sich an der Rückwand des Gemaches hin und her, aber er merkte es nicht. Sein Herz klopfte hörbar und nur ein Gedanke war in ihm lebendig: Wie er es sühnen sollte, daß er einen so grimmigen Haß gegen seinen Bruder gehegt, der doch die Bewunderung jedes ehrlichen Mannes verdiene und ob sein ar-

Digitized by Google

mer Vater auch Ruhe im Grabe gefunden, weil er auf das Haupt eines solchen Sohnes seinen Fluch geschleudert.

Da trat Herr Reinhold aus dem Dunkel hervor und legte seine Hand auf Berger's Schulter:

„Nun, Meister! Ist der Schrank in Ordnung?"

„Ach! Da seid Ihr ja!" entgegnete dieser und ergriff lebhaft die Hand des Freundes. „Sei es nun Zufall oder Absicht, was mich an diese Stelle brachte,—und wenn ich Alles überdenke, glaube ich fast das Letztere, — was verdanke ich Euch nicht Alles? Welch' ein Mensch ist dieser Bruder! Und den hab' ich mein Lebstage gehaßt und der Vater hat ihm geflucht."

„Aber Gott segnete ihn und stand ihm bei. Ihr und Euer Vater handeltet, wie schwache Menschen, denen die Binde nicht von den Augen genommen ist. Der Dichter aber sagt:

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht,
Wem das Bewußtsein tiefe Wunden schlug,
Der glaubt, der Herr geh mit ihm ins Gericht;
Er aber ist die Liebe und Geduld,
Er sendet Jedem Sonnenschein und Regen,
Sei Du nur rein und frei von aller Schuld,
So wird Dir Menschenfluch zu Gottessegen."

„Das ist gut gesagt," sprach der Meister. „Das ist gut. Diesen Dichter will ich lieben und verehren. Aber, bester Herr, Ihr, die Ihr so viel wißt, Ihr wißt auch gewiß mehr und könnt mir Auskunft geben über meinen armen Bruder. Redet, ich bitte Euch!"

„Faßt Euch nur, und Ihr sollt Alles wissen. Euer Bruder hat mehrere Jahre in Amerika zugebracht und sein Leben auf mancherlei Weise gefristet. Gegen den Kaufmannsstand hatte er einen Widerwillen gefaßt seit jener Katastrophe, das werdet Ihr begreiflich finden. Dazu wachte die alte Liebe zur Kunst, die er gewaltsam eingeschläfert hatte, in ihm auf, und er kehrte unter einem fremden Namen nach Deutschland zurück, von Niemandem wieder erkannt, aber bald von Allen gepriesen, an die Spitze eines fürstlichen Theaters gestellt ..."

„Und wo? Und wo?"

Reinhold vermochte vor Rührung kaum zu sprechen. Jetzt breitete er die Arme aus und sagte:

„Sagt Dir denn Dein Herz nichts? Hallt die Stimme der Natur nicht in Deinem Innern wieder?"

Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Meisters.

„Ach Gott in Deiner Höh! Bruder! Bruder!" Und Beide hielten sich fest umschlossen."

„Wie ist mir denn das?" fuhr der Meister mit lautem Schluchzen fort. „Welche noch nicht gekannte Gefühle regen sich in mir? Ich weiß gar nicht, wie mir geschieht! Bist Du denn gewiß und wahrhaftig mein herzlieber Bruder?" Und auf's Neue hielten sie sich innigst umarmt.

Allmählig sammelten sich die Brüder und saßen traulich kosend neben einander.

„Ach," sagte der Meister. „Warum ist doch nicht alles irdische Glück vollkommen. Wie schön, wenn nun die Meinigen hier wären und unsere Vereinigung sähen."

„Dazu kann Rath werden!" rief Reinhold lächelnd und schlug in die Hände. Auf dieses Zeichen eilten seine Frau und Käthchen herbei und schlossen den Vater in ihre Arme.

„Oho! Was ist mir denn das? Ha! ha! ha! Da seid Ihr ja! Ich frage nicht, wo Ihr herkommt, denn ich sehe nun schon, das Alles hat mir der Bruder gemacht. Gott segne ihn! Ja, wie wollte ich sagen? Ich bin so froh, so glücklich, ich möchte weinen und lachen zugleich und weiß mich kaum zu fassen. He! He! Wer ist denn das da? Ist's nicht der Otto? Den habt Ihr a u c h mitgebracht? Hollah, Gesell, wie kommst Du hierher, und was willst Du?"

„Ich komme, Meister Berger, um von Euch die Hand des geliebtesten und besten Mädchens mir zu erbitten, wenn ich Euch als Sohn genehm bin."

„Hollah, Du Komödiant! Du unterstehst .... Aber seit einer Stunde denke ich wohl

anders. Was sagt Dein Vater dazu und wo ist er?"

„Da!" sagte Otto und zeigte auf Reinhold.

„Was! Ist das Dein Junge, Herzensbruder?" — Und der ist bei mir Geselle gewesen, während er bei Dir Komödie spielte? Nun, Gott besser's, Ihr habt mit mir ein tolles Narrenwerk getrieben. — Aber was soll ich machen? Mutter! Komm zu mir daher! Du bist meine Frau und mußt mir allewege beistehen mit Rath und That. Was soll ich thun?"

Die Mutter weinte sanft und flüsterte, an die Brust des Gatten gelehnt:

„Sie lieben sich so innig, Mann! Gieb sie zusammen!"

„Das will ich denn in Gottes Namen. Kommt her, Ihr da! Gebt Euch die Hände! Wer hätte das noch vor drei Tagen gedacht? He! He! He! Sieh einmal, Käthe, jetzt hast Du einen Schauspieler zum Manne und einen andern zum Onkel und Schwiegervater zugleich. Onkel Schauspieler!"

„Onkel Schauspieler! Onkel Schauspieler!" riefen die übrigen Kinder des Meisters, die auch gegenwärtig waren und stürzten auf den alten Reinhold zu, der sie liebkosend in seine Arme schloß und dann zum Bruder sagte:

„Wir sind hier auf einem Gute, was ich gekauft habe und was mein Sohn, der das Theater verläßt, mit seiner jungen Frau bewirthschaften soll. Ich bin des Arbeitens müde und sehne mich nach Ruhe. Sobald ich die erbetene Entlassung erhalten habe, ziehe ich in die Heimath und abwechselnd im väterlichen Hause, oder bei den Kindern holen wir vereinigt nach, was wir bisher versäumt haben. Ist Dir das recht?"

„Juchhe!" rief der Meister. „Bringt Wein! Wir lassen den Onkel Schauspieler leben."

„Ja," sagte Reinhold scherzend. „Wer ist aber dieser Onkel Schauspieler?"

„Nun, wer denn anderes, als Du?"

„Nein, Du bist es! Hast Du nicht in Deinem Unmuth geschworen, mein Sohn solle Deine Tochter nicht eher heirathen, bis Du selbst auf das Theater gestiegen wärest und Komödie gespielt hättest? Durfte ich etwa leiden, daß Du meineidig würdest? Da habe ich es denn lieber eingerichtet, daß Du den ganzen Abend Komödie gespielt hast, ohne es zu wissen, und wir haben Dir zugesehen. Jetzt aber magst Du mit vollem Bewußtsein Abschied nehmen von den Brettern."

Er schlug abermals in die Hände, ein Lichtschimmer brach durch den Hintergrund; dieser rauschte auf und der Meister sah, taumelnd und schwindelnd, ein kleines Publikum vor sich auf Bänken sitzend. Otto aber faßte den Schwiegervater bei der Hand und führte ihn vor:

„Dies ist der Onkel Schauspieler! Hat er seine Sachen gut gemacht, so schenken Sie ihm Beifall."

Und der lauteste Applaus flog dem Meister entgegen.

Der Meister prallte zurück und hielt die Hand vor die Augen, da das Licht ihn blendete:

„Frau! Tochter! Her zu mir! Ich denke, der Teufel reitet mich! Muß ich das erleben! Stehe da auf dem Theater und zeige meine Künste."

„Ja, Meister Berger, Ihr steht auf dem Theater!" schallte es vom Parterre herauf. Aber Ihr seid nicht der grimmige Odoardo, der seine Tochter mit dem Dolche niedersticht, und den ich neulich vor Euch gerühmt, sondern ein friedlicher Iffland'scher Papa, der sein Töchterchen mit einem schmachtenden Appiani verlobt."

„Das ist ja," rief Meister Berger, mein verehrter Kunde und Mittagsgast, mit dem ich . . . ."

„Schon gut, Meister! Meister! Ich freue mich, daß ich Euch zu meinem Glauben bekehrt habe, schon um des lieben Appiani willen, den ich damals gleich erkannte und irgend eine Schelmerei vermuthete."

„Ihr wußtet?"

„Ich kannte den jungen Herrn gleich wieder von der Bühne her. Schnell forschte ich nach und hätte ich eine Spitzbüberei entdeckt, ich hätte es nicht geduldet; da ich aber

Digitized by Google

von der Redlichkeit der Sache mich überzeugte, so dachte ich, ein kleiner Schreck könne Euch nicht schaden. Und als Euer künftiger Gutsnachbar mache ich es wieder wett."

Meister Berger hatte sich weiter umgesehen und rieb sich zwischen Freude und Verlegenheit getheilt, die Hände:

„Oho! da ist ja auch mein alter Spezial, der Klempner, der mir den Otto in's Haus geschwärzt hat! Na, wartet Ihr!"

„Geschah zu Eurem Heile, Freund! Und das wußte ich vorher."

„Alle wußten, nur ich nicht!—Ha! Ha! Ha! da sitzt auch der Buschmüller!—Guten Abend, Buschmüller."

„Guten Abend, Meister."

„Und Meister Anton ist auch da! Hört einmal, Ihr!——Den kann ich nicht fröhlich ansehen."

Käthe umschlang ihn: „Lieber Vater."

Der Meister fuhr mit der Hand über die Stirn:

„Was willst Du denn, Dirne? Hört, Nachbar Anton: Ihr säetet Unkraut unter den Waizen, aber Gott gab, daß es nicht aufging, und die gute Saat fröhlich heranreifte. Es ist Alles vergessen. Und nun...."

„Nun gehts zum Verlobungsschmause!" unterbrach ihn Reinhold. „Bruder, wir sitzen zusammen!"

„Um uns nicht wieder zu trennen!—Gott helfe mir! Das war ein Tag! Preis sei dem Herrn, denn Er hat Alles wohl gemacht!"

„Das hat Er! Darum denke der Worte des Dichters, die ich Dir vorhin bereits zurief:

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch!
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht."

„Der Mann hat tausend Mal recht! Wir wollen seine Gesundheit trinken! Kinder, wie bin ich so froh! Ich glaube, das kommt daher, weil ich Schauspieler geworden bin."

„Der Onkel Schauspieler hoch!" rief Einer aus der Gesellschaft und Alle stimmten fröhlich ein.

Hagestolze.

Ich kenne eine respektable alte Frau, die ihren Schwiegersohn in gutem Ernst versichert hat, im Sirach finde sich die Stelle: „Ein Mann, der kein Weib nimmt, ist so dumm wie ein Sack." Die Stelle habe ich nun vergeblich gesucht, um sie als Motto über diese Bilder zu setzen, und muß mich mit dem wohlbekannten und ächten Schriftwort begnügen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Es mag zwar zu keiner Zeit den Hagestolzen an Waffen des Spotts gegen Ehemänner fehlen, und es ist gar nicht zu leugnen, daß auch die Rosen des Eheglücks manchmal aus Dörnlein gepflückt werden müssen. Es muß zugestanden werden, daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge ein Ehemann seinen Kaffee mit Cichorien versetzt trinken muß, daß er weniger Braten und mehr gesottenes Rindfleisch bekommt, als an der Table d'hôte, daß man hie und da am Samstag das Heiligthum seines Zimmers zur Eßstube entweiht, was zugleich äußerst gefährlich für seine Schriftlichkeiten ist. Es geschieht ferner, daß sein Schlummer durch Kindergeschrei beunruhigt wird, und daß seine Buben auf seinem Spazierstock davongeritten sind, wenn er ausgehen will; an traulichen Abenden, wo er als guter Hausvater sich den Seinen zu widmen im Sinne hat, sind oft die Kinder so unartig, daß er mit Feuer und Schwert drein fahren muß; wenn er die Magd eben auf die Post schikken will, ist sie am Waschen und kann unmöglich entbehret werden; hat er im Sinn, sich ein interessantes Werk anzuschaffen, so ist eben der Holzvorrath zu Ende oder die Kinder brauchen neue Schuhe.

Alles dies und noch viel mehr kann einem Ehemann begegnen, wenn ich auch aus Schonung für die Frauen die schauderhafte Geschichte von einem Pfarrer gar nicht er-

zähle, der in einer stillen Nacht aus seiner Studierstube ein klägliches Gebrüll vernahm und bei näherer Untersuchung daselbst ein junges Kalb vorfand, das, in einer kalten Winternacht geboren, so anspruchsvoll war, ein geheiztes Zimmer zu begehren, und aus Mangel an einem andern Lokal in der Studierstube untergebracht wurde. — Was sind aber all diese Drangsale, die durch tausend kleine und große Freuden aufgewogen werden, gegen das allerglänzendste Hagestolzenleben, dessen Lichtpunkt das Wirthshaus, dessen Ziel ein unbeweintes Grab ist!

Ich habe wenig etymologisches Talent und die eigentliche Ableitung des Wortes Hagestolz ist mir entfallen, wenn ich sie je gewußt habe. Dem Klange nach scheint es mir eine höchst umfassende Bezeichnung. Ich sehe wahrhaftig nichts Stolzes daran, so entbehrlich durch die Welt zu ziehen, so unvermißt daraus zu scheiden. — Gibt es auf Erden ein stolzes Gefühl, so muß es das sein, sich als die Sonne eines zweiten Daseins, den Kern und Mittelpunkt der kleinen reichen Welt eines Hauses, als Stamm und Halt künftiger Geschlechter ansehen zu dürfen. Wo sonst hat unser eigenstes inneres Wesen Geltung und Bedeutung als im eigenen Hause? Was du draußen erstrebst und schaffst und wirkst in Staat und Kirche, in Kunst und Wissen, immer fragt man nur nach dem, was du gibst, daheim allein liebt man dich als das, was du bist.

Von allen staatsökonomischen Planen hat mich stets nur Einer beschäftigt: eine Hagestolzensteuer zu erheben, das erschiene mir so gerecht, so einfach, so natürlich. Man müßte freilich Ausnahmen gestatten, wenn Einer eben wirklich nicht im Stande wäre eine Frau zu ernähren, oder wenn er bereits für Mutter und Schwestern sorgt, oder endlich wenn er zum wenigsten drei unverschuldete Körbe nachweisen kann.

Da erhebt sich aber eine Stimme: „das wäre schon gut, wenn die Frauen alle wären wie sie sein sollten; aber wie viel böse Weiber gibt's! wie viel vergnügungssüchtige, putzsüchtige!" u. s. w. Mag sein, die Frauen sind allerdings nicht allzeit Engel, und schlimme gibt's; aber kühn sei es behauptet, für jeden guten Mann ist auch ein gutes Weib gewachsen, und seine Schuld ist's, wenn er sie nicht findet.

Woher entspringen die Hagestolze? Absolute Weiberfeinde, die aus abnormer Eigenthümlichkeit oder durch furchtbaren Verrath einer Geliebten getäuscht, das ganze Geschlecht grimmig hassen und fliehen, die sind in Novellen häufiger als im Leben. Da aber männliche Herzen nicht so leicht in Confessionen überfließen wie weibliche, so haben wir weit weniger Aufschluß über die Gründe männlicher Herzenseinsamkeit und können nur wenige Versuche machen, hier hinter die Coulissen zu schauen.

Es führe denn den Reigen, als einer der unschuldigsten der schwarzen Schaar,

I.

Der heirathslustige Hagestolze.

Absicht war es also bei diesem nicht gewesen, einsam zu bleiben, und er am allerwenigsten hätte es je für möglich gehalten, ohne weibliche Pflege auszukommen. War er doch der Sohn seiner guten Mama, die ihrem Christian allnächtlich das Bett und alle Morgen das Weißzeug wärmte, und die ihn nie am Abend ohne Laternchen aus dem Hause gehen ließ. Sie konnte dieses System zärtlicher Fürsorge durchführen, da sie Wittwe war, und so ihrem Christian durch Schulen und Gymnasien bis auf die Universität folgen konnte.

Auch lag es keineswegs in der Absicht der Mama, daß der Christian einsam bleiben sollte; im Gegentheil, jeden Morgen, wenn sie ihm den Zopf band, und jeden Abend, wenn nach sieben Uhr der Gerstenschleim genossen wurde, den sie für das einzig gesunde Nachtessen hielt, begann sie mit Ermahnungen und Planen für seine künftige Verheirathung.

„So lang ich lebe, lieber Christian, hast du das Heirathen gar nicht nöthig; ein so junger Mensch sollte eigentlich noch nicht daran denken, und sich jung versprechen ist das größte Unglück. Aber ledig bleiben mußt du ja nicht. Dein lieber Papa selig

Digitized by Google

wäre, mit allem Respekt sei es gesagt, im Spittel gestorben, wenn er keine Frau gehabt hätte, so wenig verstand er's auf seine Sachen acht zu haben. Nur mußt du mit Verstand wählen, Christian, verstehst du? und wohl acht haben auf alles, was ich dir sage. Es stünde besser in der Welt, wenn alle Männer ihrer Mutter gefolgt hätten!"

„Eine zu junge mußt du nicht nehmen, Christian; so ein Kindskopf kostet mehr Lehrgeld, als der ganze Kauf werth ist. Aber ja nicht zu alt darf sie sein; die sind kränklich und werden eifersüchtig." — „Also in mittlern Jahren, Mama? so vier- oder fünfundzwanzig?—„Hm, nun ja, das heißt, kommt drauf an, wie alt du bist; sie sind oft noch ungescheit mit fünfundzwanzig, und mit sechsundzwanzig passen sie dann schon besser für einen Wittwer."

„Und, lieber Christian, sieh ja nicht auf Reichthum; wenn du eine reiche Frau nimmst, so bist du ihr Gast dein Lebetag, und wenn sie dich nicht drum ansieht, so thun es ihre Eltern und Geschwister. Aber nimm keine arme! Wenn du gleich ein schönes Vermögen bekommst, eine arme Frau ist ein fressendes Kapital und hat nicht gelernt mit dem Geld umzugehen. — Nimm keine Vornehme, wo du vor deinem Schwiegerpapa Kratzfüße machen und dich bei deiner Schwägerin melden lassen mußt, aber ja keine von geringem Stand, die in Verlegenheit kommt, wenn du sie zu einem ordentlichen Menschen führst, und die von ihrer Magd ihr Lebtag darum angesehen wird, daß sie eigentlich nicht weiter her sei als sie."

„Ich rathe dir nicht, lieber Christian, daß du einer Wittfrau Tochter nimmst: in so einem kleinen Wesen lernt man die Haushaltung nicht gehörig verstehen; auch keine Waise, so ein Mädchen ohne Heimath weiß gar nicht, wie man einen Mann behandeln muß. Es ist freilich auch schwierig, wenn man Schwiegerpapa und Schwiegermama zu berücksichtigen hat; da mußt du eben selbst zusehen."

„Eine mit vielen Geschwistern mußt du auch nicht nehmen, Christian; das giebt so viel Anhang und unter einer großen Heerde ist immer auch ein räudiges Schaf; hat sie viel Schwestern, so heirathest du sechs Frauen für eine, sind's viele Brüder, so ist des Schwagers Beutel allzeit gut genug. Aber was ich dir sage, nimm kein einziges Töchterlein! So ein verwöhntes Ding will vom Mann gehätschelt sein wie eine Puppe, und Papa und Mama sehen schief, wenn er nicht allweil auf den Knieen vor ihr liegt."

„Laß dir's ja nicht einfallen, eine schöne Frau zu nehmen; die kann's ihr Lebenlang nicht vergessen, daß sie schön gewesen, und je älter das Werk wird, desto kostbareren Einband mußt du anschaffen, um es herauszubringen. Eine Häßliche, oder gar eine, die einen Fehler an sich hat, die einäugig, schief, hinkend ist, die nimm beileibe nicht, und wenn sie sonst ein Engel wäre; wenn du's auch vergessen kannst, so vergißt sie's nicht. Es ist langweilig, sein Lebtag die Reize bewundern zu müssen, die eine Frau hat, aber noch viel langweiliger, wenn man die bewundern muß, die sie gar nie gehabt hat."

„Eine Verwandte nimm just auch nicht; es taugt nicht, wenn man sich vor dem Ehstand zu genau kennt; eine Ausländerin am allerwenigsten, die wird nie daheim und bei allem, was sie nicht gern thut, steckt sie sich hinter den fremden Brauch."

In dieser Weise lauteten die Ehstandsregeln der Mama, die sich dem Christian alle so tief einprägten, weil es der würdigen Frau manch liebes langes Jahr vergönnt war, dem Christian Morgens seinen Zopf zu binden und Abends Gerstenschleim mit ihm zu essen.

Mittlerweile absolvirte der Christian seine Studien und wurde Advokat, weil das die Mama für gesunder hielt als den Staatsdienst, wo man an bestimmte Kanzleistunden gebunden sei. Er hätte nun das Alter zum Heirathen gehabt und war recht begierig darauf, wenn die Mama in ihren Maximen endlich einmal vom Negativen auf's Positive komme und ihm sage, was für eine er denn eigentlich nehmen solle; dazu war aber wenig Aussicht. Die Mama warf sich jetzt auf's Illustriren ihrer Regeln, indem sie ihm aus ihrer Erfahrung allerlei schauer-

liche Exempel von unglücklichen Ehen erzählte: von einer reichen Frau, die dem Manne das Geld vorgezählt, von einer armen, deren Brüder ihn als Handwerksbursche angebettelt, von einer vornehmen, deren Mann rückwärts fahren und den Schoßhund halten mußte, von einer niedrigen Standes, deren Papa just ein Kalb gestochen, als ihm der Schwiegersohn in neuen pfirsichblüthfarbenen Plüschhosen einen Besuch gemacht, wobei selbige Hosen mit Blut besprizt worden. Wenn der Christian am Sonntag ehrbar mit ihr zur Kirche ging, so setzte sich die Mama wo möglich so, daß ihre Poschen und ihr Fächer ihm die Aussicht auf die Damenwelt verdeckten, und wenn er sich erlaubte selbst vom Heirathen anzufangen, so meinte sie, ein so junger Mensch habe noch lange Zeit, daran zu denken.

Die Mama war alt und lebensatt, der Christian lernte sich den Zopf selbst binden und noch obendrein die Mama fristren, und es kam endlich der Abend, wo sie den letzten Gerstenschleim zusammen speisten, und die Nacht, wo die Mama in Frieden entschlief.

Als der Christian, der bereits das Schwabenalter passirt, sie zu Grabe geleitet und wie ein guter Sohn treulich beweint hatte, da begann er recht ernstlich an's Heirathen zu denken. Aus der Verlassenschaft der Mama suchte er ein prachtvolles karmoisinrothes Tafftkleid mit allem Zubehör und einen köstlichen Perlenschmuck hervor. Das legte er in eine besondere Commode für den wichtigen Zeitpunkt, wo er seine Erkorene heimführen würde, der diese Schätze bestimmt waren.—Die Magd seiner Mutter fand zu dem ansehnlichen Legat, das ihr geworden, alsbald ein theilnehmendes Herz und heirathete. Der Christian wollte keine andere Dienerin nehmen; eine junge könnte dem guten Ruf eines heirathslustigen jungen Mannes schaden, eine alte würde sich schwer in eine junge Herrin schicken. Er speiste zuerst im Gasthof, versuchte sich nachher selbst in der edlen Kochkunst und begann seine Augen auf die Töchter des Landes zu richten.

Das ist aber keine leichte Sache, wenn man vierzig Jahr gewöhnt war, durch die Brille seiner Mama zu sehen. Und wo er endlich glaubte etwas Taugliches erblickt zu haben, da trat sicherlich eine der Ausstellungen der Mama in den Weg.

Gegenüber wohnte ein gesetztes Frauenzimmer, die Tochter eines Arztes, eines Wittwers; das war ja wie bestellt für ihn, der keiner Wittwe Tochter und keine Waise nehmen sollte und für den zwei Schwiegereltern auch mißlich waren. Er stäubte das karmoisinrothe Tafftkleid aus und holte den Perlenschmuck hervor, verfertigte auch eigenhändig Zimmtsterne zum Verlobungsmahl. Am folgenden Morgen wollte er den großen Coup wagen und hatte ein nagelneues Zopfband bereit gelegt.

Am folgenden Morgen aber bemerkte man große Bewegung drüben. Sollten sie schon eine Ahnung von Herrn Christians Absichten haben? Ach nein, als er eben in vollem Ornat die Treppe hinabsteigen wollte, rief ihm seine Hauswirthin zu: „Haben Sie's auch schon gehört, Herr Doktor — mit des Doktors drüben?" — „Und was?" — „Ei, des Doktors durchgegangener Bruder ist in Surinam drinn gestorben, wo er ein paar hundert schwarze „Gschlafen" gehabt und eine Last Geld erworben hat, und der Doktor erbt hunderttausend Gulden. Da gibt Jungfer Karoline eine Partie! Nur die zwei Kinder, und der Sohn zehrt erst noch aus!"

Herr Christian stieg seine Treppe wieder hinauf, zog seine Staatstracht aus und schloß Schmuck und Tafftkleid wieder ein. Hunderttausend? das war zu reich! Und auch als die Erbschaft später auf zwanzigtausend zusammenschmolz, erschien Jungfer Karoline in solcher Pracht und Herrlichkeit, daß sie am Ende das Karmoisinrothe gar nicht zu würdigen gewußt hätte.

Ein Herr Vetter Kanzleirath kam mit vier Töchtern in die Stadt, wo Herr Christian wohnte, und er fand ohne Schwierigkeit Zutritt im Hause. Vier Töchter waren zwar schon ziemlich viel, doch hatte die Mama ja nur vor sechsen gewarnt. Alter, Stand, Vermögen, alles war recht, es fehlte nur am günstigen Zeitpunkt. Auch der sollte eintreten. Am Fastnachtabend wurde Herr

Digitized by Google

Christian nebst einigen Kanzleiverwandten zu Fastnachtküchlein geladen; es ging ungemein heiter her und wurden zuletzt noch Pfänder gelöst. Herr Christian thaute ganz auf und sein Zopf, der schon begann eine Antiquität in der Welt zu werden, bewegte sich äußerst schalkhaft hin und her. Bei Gelegenheit der Pfänderlösung erfuhr er auch, daß Jette, die zweite der Töchter, eben das fünfundzwanzigste zurückgelegt. Das war ja just das rechte Alter! Er hatte, da er etwas kurzsichtig war und die vier Schwestern sich ganz gleich kleideten, bis jetzt noch keine beim Namen gekannt; nun aber wurde er ganz kampfmuthig, und um doch herauszubringen, welches die Rechte sei, bat er beim Abschied, als man ihm die Magd zum Heimleuchten anbot, Jungfer Jette möchte ihn nur die Treppe hinab begleiten, er finde dann den Heimweg allein. Jette, eine ansehnliche Gestalt, erhob sich und schritt mit dem kupfernen Leuchter voraus die Treppe hinab; im Hinuntersteigen studirte Christian seine Rede aus, und in der untern Flur blieb er plötzlich der Erkorenen gegenüber stehen und begann: „Jungfer Jette—"— „Was wollen Sie, Herr Vetter?" fragte die Dame freundlich. Zum erstenmal schaute Herr Christian seiner Zukünftigen voll in's Gesicht: o weh! sie war einäugig und überaus häßlich. War es der pure Gehorsam oder war der Christian so keck seinen eigenen Geschmack zu haben—er schwieg stille. „Was wollen Sie Herr Vetter?" was haben Sie denn? fragte Jette abermals. — „Ich, ich — verzeihen Sie, ich habe den Wadenspanner," sagte Herr Christian mit großer Geistesgegenwart, um seinen Stillstand zu entschuldigen.—„So? dann will ich ihnen das Licht stehen lassen, bis er vorüber ist," sagte Jungfer Jette etwas schnippisch und schwebte ab.—Herr Christian blies das Licht aus, um Feuersgefahr zu verhindern, und schritt gedankenvoll nach Haus.

Wer mag zählen, wie oft wohl der Herr Christian zu dem wichtigen Schritt angesetzt hat, ohne „den Rang zu kriegen," wie man im Schwäbischen sagt! Inzwischen vervollkommnete er sich immer mehr in der edeln Kochkunst, auch versah er selbst allen und jeden Zimmerdienst, und soll hübsch anzusehen gewesen sein, wie er, mit einer Schlafhaube und Schürze angethan, Morgens seine Küche besorgte, sein Zimmer kehrte, das Geschirr fegte und die Kleider bürstete, in denen er dann Nachmittags zierlich und steif, mit dem stattlichen Zopf, aus dem ein Büschelchen Haare hervorsah, das ihm den Namen „Onkel Christians Leimkessel" erwarb, auf Kanzleien und Gerichtsstuben schritt, wohin ihn eben seine Geschäfte führten.

Immer gewisser nahm die Welt an, daß Herr Christian ledig verbleibe; Vetter und Neffen begannen ihn zu kultiviren, die Zahl seiner Pathchen vermehrte sich auf bedenkliche Weise. Er bedachte sie gewissenhaft um Weihnachten je mit einem Gulden und einer Schachtel voll selbstverfertigten Backwerks, dem er immer ein detaillirtes Inhaltsverzeichniß beilegte: „Hiebei sende ich dem Adolf 1 fl., sage einen Gulden, zwei Lebkuchen, vier Springerlein, drei Mandelbrod u. s. w." Er selbst aber fuhr fort das Taffkleid im Stand zu erhalten und den Schmuck zu ordnen.

Ein munteres Töchterlein der Frau Majorin im Parterre suchte ihn fleißig heim, half ihm beim Kochen, obwohl er sie nicht bewegen konnte etwas von seinen Produkten zu kosten, fütterte seine alten Katzen, Erbstücke der Mama, und wollte ihm seinen Zopf abschwatzen. Minette wich nun freilich in vielen Stücken von der Vorschrift der Mama ab; sie war einer Wittwe Tochter und noch gar jung, aber an ihrer häuslichen Gewandheit sah er ja, daß sie kein Lehrgeld mehr zahlen dürfe, auch war der Vater noch nicht lange todt, und an ihm, einem tollköpfigen Säufer und Spieler, der sie und die Mutter arm gemacht, hatte sie die Männerbehandlung gründlich studiren können. Sie sprach offen mit ihm von ihren häuslichen Kümmernissen, und er sprach recht erbaulich mit ihr über das Verderbliche der Offiziersheirathen. Minna durfte auch den Schmuck und das Karmoisinrothe sehen, und war außer sich vor Bewunderung. Wie wird sie erst jubeln, wenn sie einmal erfährt, daß sie

gitized by Google

selbst die Besitzerin dieser Herrlichkeiten werden soll! Nur ihren zwanzigsten Geburtstag, wollte er, der Mama selig zu lieb, noch abwarten, bis er sie damit überraschte.

Der Tag war nun ganz nahe und eines Morgens hatte Herr Christian eben das Taffetkleid auf's schönste zurecht gelegt und den Schmuck darauf ausgebreitet, da hörte er ein Kichern, Sporengeklirr und den leichten Schritt eines Damenschuhs auf seinem Vorsaal. Rasch fuhr er in seinen Plüschrock, erstaunt ob so frühen Clienten. Und Minna trat ein am Arm eines schlanken Lieutenants: „Sie müssen unsere erste Brautviste sein, Herr Doktor! Nicht wahr, Sie nehmens nicht übel, daß ich doch einen Offizier genommen?" Dabei strahlten ein Paar glückselige Augen an dem gewichsten Schnurrbart des jungen Kriegers hinauf. — „Gratulire, gratulire!" stammelte der schwerbetroffene Herr Christian; der Lieutenant setzte wiederholt zum Sprechen an, aber aus Furcht in Lachen auszubrechen, wenn er den Doktor im Plüschrock und der Schlafhaube ansah, brachte er nur hervor: „Auf Ehre!"—Das Paar empfahl sich bald, und der Doktor legte in aller Stille das karmoisinrothe Taffetkleid und den Schmuck in die Commode. Eine prachtvolle Zitternadel behielt er zurück zum Hochzeitgeschenk für Minna.

Gar einsamlich gestaltete sich nun fortan sein Leben, nur die Katzen schlichen ihm schnurrend mit gekrümmtem Buckel entgegen, wenn er nach Hause kam. Am Ende wurden aber auch diese blind und taubstumm und kein Laut unterbrach die abendliche Todtenstille seines Zimmers. Er selbst aber stieg noch manch langes Jahr in unveränderter Gestalt durch die Straßen. Sein Anzug blieb fortwährend derselbe, wie er ihn zu Zeiten der Mama selig getragen, und der Leimpinsel des Onkel Christian ragte als ehrwürdige Reliquie aus besserer Zeit in unser ungeschwänztes Zeitalter herein. Im Kochen brachte er es zu großer Virtuosität und wurde immer mehr daheim in seiner Einsiedelei.

Endlich hatte er ausgekocht, der Herr Christian; er wurde zur Seite der Mama niedergelegt, und in seinem stillen Stübchen wurde es laut genug, als ein Dutzend Basen und Vettern sich um den Nachlaß stritten. Das Perlengeschmeide, über das sie sich nicht vereinen konnten, wanderte zum Juden; das karmoisinrothe Taffetkleid aber florirte noch lange bei Liebhabertheatern und Fastnachtsspäßen, bis es zuletzt als Bettcouvert sein einst so hoffnungsreiches Dasein beschloß.

II.

Der Künstler.

Dem war's auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er in Einsamkeit sein Leben beschließen sollte. Der jüngste Sohn eines respektablen, gesicherten, wenn auch nicht reichen Handelshauses, zum Associé seiner Brüder bestimmt, welch andere Zukunft lag vor ihm, als in anständiger Equipage sicher und bequem seinem Lebensziel zuzureisen, und wer hätte gedacht, daß er es vorziehen würde, an einsamem Wanderstab über Berge und Thäler, durch Wälder und Felsen seinen eigenen Pfad zu suchen?

Zwar muß man gestehen, es lief ein bedenklicher genialer Zug durch das ganze solide Geschlecht, der sich nur daraus erklären läßt, daß sich unter den ehrenwerthen Früchten des bürgerlichen Stammbaums in grauer Zeit ein — Tanzmeister vorfand. Von dem muß sich so ein künstlerischer Schwung vererbt haben, der sich aber mit der Zeit veredelte; denn der Papa hatte in seiner Jugend die Flöte geblasen, der Onkel gemalt, der Großpapa Verse gemacht; Brüder und Schwestern zeigten von zarter Jugend an eine Leidenschaft für Liebhabertheater und Sprüchwörterspiel, und so war's dem Heinrich zu verzeihen, wenn er seinerseits auch eine schöne Kunst erwählte.

Musikalisch war das Haus ohnehin; Louise spielte Guitarre, Pauline Clavier, und gesungen wurde, wo man ging und stand. Auch regnete es an Geburts- und Neujahrstagen Gedichte aller Art. August, der älteste, lieferte Disticha in feierlichstem Styl, z. B.:

„Reiche, Apollo, mir heut die silbertönende Leier,
Um zu begrüßen die Herr—liche, die Mutter mir
ward."

Franz brachte Knittelverse:

„Was schaut denn da zum Fenster 'rein?
Wird wohl der Herr Geburtstag sein,
An dem vor vierzig Jahr bei Nacht
Der Storch die Frau Mama gebracht ꝛc."

Pauline warf sich auf's naive Genre:

„Liebe Mama,
Dein Geburtstag ist da ꝛc."

Die Louise aber wurde hochpoetischer, wobei sie's mit der deutschen Grammatik nicht allzu genau nahm:

„Schön im rosigen Gefieder
Steigt am Horizont empor
Und begrüßt die Erde wieder
Jener Tag, der dich gebor."

Alle diese Anzeichen machten jedoch den Papa gar nicht ängstlich, der mit seiner stattlich gerundeten Gestalt und seinem schweren Tritt ein ehrenwerthes Gegengewicht gegen jenen leichtfüßigen antediluvianischen Tanzmeister bildete. „Hat nichts zu bedeuten, gar nichts, etwas Unsinn muß der Mensch treiben; da sind die schönen Künste noch der vernünftigste; das bewahrt die jungen Leute vor Schlechtigkeiten. Ich spüre noch die Ohrfeige, die mir's eintrug, als ich in's Hauptbuch einen Altar mit Blumenkränzen gemalt hatte und Phillis darauf geschrieben; bin doch noch ein rechter Geschäftsmann geworden; thut nichts, thut gar nichts." Bei Heinrich schien ohnehin die geniale Ader minder reich zu fließen. Verse wenigstens machte er nicht und die Cantate, die er als Festbeitrag aufführen wollte, mißlang, weil seine Idee nicht verstanden wurde. Zwar zeichnete er sich in den Clavierstunden aus, die er mit seinen Schwestern theilte, und spielte in der Nacht noch stundenlang, aber an den Familienconcerten wollte er selten Antheil nehmen, da ihm die Schwestern niemals richtig genug sangen. In der Schule war er ein guter Lateiner und ein fertiger Rechner, und so zweifelte denn der Papa nicht am besten Erfolg, als er ihn nach der Confirmation zu sich auf's Comptoir nahm.

So recht wollte es aber da doch nicht vorwärts gehen. Gar zu oft summte der Heinrich eine Melodie vor sich hin oder probirte auf allerlei neuerfundenen Instrumenten unter dem Stehpult den Takt eines Marsches und trieb dergleichen Allotria mehr. Die väterliche Ohrfeige, die zu ihrer Zeit bei dem Papa so gute Wirkung gethan; vertrug sich nicht mehr recht mit dem Zeitgeist; somit beschloß der Vater, ihn auf's Comptoir eines Freundes in einer größeren Handelsstadt zu bringen; der werde ihn schon herdressiren.

Klavierstunden wurden ihm noch gestattet, da der Freund einen „billigen Menschen" aufgefunden, der per Stunde einen Groschen verlangte. Aber die Berichte, die der neue Prinzipal dem Vater sandte, lauteten leider nicht günstig. Zwar lebte der Heinrich äußerst solid und eingezogen, den zu häufigen Theaterbesuch abgerechnet, zwar schrieb er seine Rechnungen und Briefe meist korrekt, aber kein Trieb, kein kaufmännischer Aufschwung, nichts Gewandtes, Freundliches, Gefälliges im Benehmen! Der Prinzipal zweifelte, ob er je als Kaufmann reussiren werde. Der Vater wurde sehr ärgerlich, und da um diese Zeit der „billige Mensch" so frech wurde, drei Groschen für zwei Stunden zu verlangen, so schrieb er Heinrich, so flott thue man denn nicht für ein pures Vergnügen, er solle Angesichts dieses die Musikstunden aufgeben. Das brachte Heinrich nicht über's Herz; er setzte die Lektionen in seiner einzigen Freistunde fort und sparte sich den halben Groschen am Frühstück ab.

Ein liebenswürdiger Hausgenosse für die Familie des Prinzipals war er nun allerdings nicht, mürrisch, in sich gekehrt, unempfänglich für die Herablassung der Frau Prinzipalin, für die beginnende Liebenswürdigkeit der Töchter. Wer wissen wollte, ob auch noch Leben und Seele hinter diesem finstern Aeußern stecke, der mußte ihn beobachten im Concert oder bei einer Operaufführung, für welche Genüsse er den letzten Heller Taschengeld opferte. Da mußte er ihn sitzen sehen, stumm, unbeweglich, mit leuchtenden Augen, die die Seele der Musik einzusaugen schienen, oder daheim in stiller

Digitized by Google

Nacht, wenn er auf dem heiseren Klavier in seinem Stübchen sich mühte, die Töne wieder zu finden, die ihn so entzückt. Und als es ihm endlich gelang, bei einem bedeutenden Künstler Zutritt zu erhalten, als er seine erste Composition, deren Regeln er mühselig aus alten musikalischen Werken über Generalbaß studirt, und die er ihm schüchtern überreicht hatte, unter dessen Hand in lebendigen Klängen wiedertönen hörte, da schüttelte der Künstlergeist in ihm die Schwingen und warf das drückende Joch des lästigen Tagewerks ab; da wuchs ihm der Muth, dem Vater selbst zu erklären, daß er von nun an keinen Beruf mehr kenne als den des Tonkünstlers.

Der Vater war nicht von Eisen und liebte den Frieden, aber dießmal gab's einen Sturm, der die Grundfesten des respektabeln Hauses hätte erschüttern können und fast der guten Mutter den Lebensfaden abriß. Heinrich blieb unbeweglich gegen alle Vorstellungen. „Höre, Bursche, du täuschest dich vollkommen, wenn du glaubst, ich sei so reich, daß du nach Plaisir der Kunst leben könnest; unser Vermögen ist eines, das mit Mühe erhalten und vermehrt werden muß, wenn es seinen Mann nähren soll." — Wenn's nur reicht, daß ich mir die Kenntnisse erwerbe, die die Grundlage meiner Kunst sind. Nach Besitz frage ich nicht, die Kunst ist meine Zukunft." — „Aber, du dummer Gesell, siehst du denn nicht, was ein Künstler für eine Zukunft hat? denkst du nicht daran, daß du's dein Lebtag nicht so weit bringst, daß du auch nur ein Weib ernähren kannst!" — „Die Kunst ist meine Braut!" rief der junge Enthusiast mit leuchtenden Blicken; das ganze Frauengeschlecht wog in diesem Augenblick keine Feder schwer in seinen Augen. — „So sei's denn in Gottes Namen! Lieg, wie du dir bettest!"

Es war ein Haus des Friedens, das respektable Vaterhaus des Heinrich, und der Mißlaut tönte nicht lange darin fort. Die Mutter befahl in der Stille ihren Sohn dem Herrn und baute auf sein treu Gemüth, die Schwestern ohnehin waren glücklich, daß sie nun einen wirklichen Künstler zum Bruder haben sollten, und die Brüder boten freundlich und neidlos die Hand, um ihm jeden Vorschub auf seiner neuen Bahn zu thun. Den Vater gemahnte es recht wehmüthig, wie die Bitte des verlorenen Sohnes, als Heinrich, nachdem er alle Vorstudien gemacht, die in der Heimath möglich waren, um seinen Antheil an dem dereinstigen Erbe bat, damit die Geschwister nicht durch seine Künstlerlaufbahn verkürzt würden. Aber ein Verschwender war Heinrich nie gewesen, und so beruhigte diese Anordnung den Vater wieder, und mit der uneigennützigen Beistimmung der Brüder wurde ihm sein redlicher Antheil gesichert. Wie reich dünkte er sich damit! Jetzt ging's in die weite Welt, nach dem klangreichen Wien, dem sanglustigen Böhmen, nach Italien, der alten Wiege jeder Kunst, überall hin, wo er hoffen durfte, in vollen Zügen den Göttertrank zu schlürfen, der ihm bis jetzt nur tropfenweise zugemessen worden. Sorgsam ausgestattet von Mutter und Schwestern zog er stolz und siegesfreudig in die Welt hinaus, „auf die Brautreise," wie er lächelnd der Schwester zurief. Ach, er wußte nicht, welch spröde Braut er sich erkoren!

Nach Jahren kam er zurück, unversehrt und unverdorben; die Mutter hatte ihre Zuversicht nicht getäuscht, der Vater erfuhr zu seinem Trost, daß die Brautreise sein Erbe noch nicht aufgezehrt, aber hatte er die herrliche Braut zu eigen gewonnen? — Ein ausübender Künstler war er nicht. Im stillen Kämmerlein, daheim unter den Seinen, da konnte er in rauschenden Melodien seinen Träumen Töne geben, und der „billige Mensch" wäre wohl billig erstaunt, wenn er gehört hätte, was aus seinem dereinstigen Schüler geworden. Aber „sich hören lassen" vor der Welt, das hätte er um keinen Preis vermocht. So blieb er denn bloß schaffender Tondichter, und der nicht geringen einer; seine Melodien voll Geist und Seele erfreuten viele Herzen, sein eigenes selten. Mehr und mehr wurde er inne, daß er eine Braut erkoren, die hier nicht daheim und so selten geneigt ist, Hütten zu bauen, und wenn er eben glaubte, ihr voll

Digitized by Google

in das strahlende Antlitz zu sehen, so war es schon wieder der Heimath zugewandt und es war nur ihr Schleier, den er erfaßt hatte.

Wer mag die Tage voll innern Ringens, die Nächte voll stillen Kampfes zählen, die in solch schmerzlich schönem Werben verbracht worden, bis der Künstler sich resignirt, die stolze Braut zu nehmen, wie sie sich eben giebt, und zu versuchen, ob sie nicht wenigstens zur ordentlichen Haushälterin taucht, die für den täglichen Bedarf sorgen hilft! — Heinrich hat seine Kunst hoch und heilig gehalten, zur „tüchtigen Kuh, die ihn mit Butter versorgt," ist sie ihm nie geworden, und sie hat ihn darum doch nicht darben lassen, nicht an der Seele, nicht am Leib, aber einen eigenen Herd hat sie ihm nicht gegründet.

Vater und Mutter gingen zur Ruh, Schwestern und Brüder folgten dem Zug ihrer Herzen, ihrer Bestimmung, fröhliche Hochzeitfeste wurden gefeiert. Bruder Heinrich saß trübseligen Angesichts dazwischen, ein Aergerniß für die unterhaltungslustigen Brautjungfern; und wo es möglich war, vermied er Familienfeste und die Kreise der Jungen und Frohen. Mit strengster Sparsamkeit beschränkte er seine Bedürfnisse, da seine Compositionen, wenn auch gesucht, und gelobt, eben doch keine goldene Berge eintrugen, und jeden Schein einer Unterstützung von Seiten der Geschwister hätte er mehr als bittern Mangel gefürchtet. Eine „gute Partie" hätte ihm nun freilich helfen können, aber er war zu stolz, sich nach einer Frau umzusehen, die ihm erst Raum im Leben schaffen müßte, und kein freundliches Geschick führte ihm ungesucht eine jener edeln weiblichen Wesen entgegen, die in freier demüthiger Liebe Gold und Glück einem geliebten Herzen zu Füßen legen.

In der behaglichen Heimath der Geschwister, im muntern Kreis ihrer heranreifenden Jugend war er meist ein theilnahmloser und schweigsamer Gast und lange Jahre der unbeliebteste Onkel in den kleinen Cirkeln; nur die kleinsten Kinder hatten wunderbarer Weise einen besondern Zug zu ihm, und manchmal sah man ihn mit feuchten Augen in ihr holdseliges Lächeln blicken.

Die Geschwister waren zu freundlich, ihm je zu sagen: „Warum hast du's so gemacht? du hättest doch klüger gethan u. s. w." Aber er selbst hatte wohl lange Jahre gerungen mit der bittern Frage: Mußte ich wirklich? Und wäre es nicht besser gewesen, nach dem Willen des Vaters in schlichtem einfachem Wirken den Beruf zu suchen und die Kunst als Gast zu bitten, die die Hingebung eines ganzen Lebens so wenig lohnt?"

Seine Compositionen trugen meist einen ernsten Charakter, aber an geistliche Musik hatte er sich nie gewagt, und doch liebte er diese am meisten, und es war in den Tiefen der herrlichen Messiaschöre, wo sich allmählig die Mißlaute seiner Seele lösten, wo er begann einen Beruf zu begreifen, der über dem des Künstlers, über dem des Hausvaters ein höheres Ziel im Auge hat als irdisches Behagen, ein höheres selbst als den immergrünen Lorbeer des Künstlerruhms.—Er grübelte nicht mehr, ob Irrthum oder Bestimmung ihn auf seinen Pfad geführt; nun er darauf war, wollte er ihn gehen, mannhaft, ehrenfest, einer ewigen Leuchte gewiß. Das Eis war gebrochen und aus der Rinde seines düstern Angesichts brach der milde Spätfrühling eines reinbewahrten Herzens.

Er war jetzt nicht mehr fremd im Kreise der Frohen, mit gemüthlichem Lächeln sah er dem lustigen Treiben der jungen Welt zu und theilte freundlich ihre Sorgen und Freuden. Er verschloß sich nicht mehr gegeu das reine Wohlgefallen, das eine anmuthige Gestalt, eine schöne Stimme in der Künstlerseele erregte; aber es lag etwas so Würdiges, Ruhiges in seinem Wohlwollen, keine Spur der Geckenhaftigkeit, die alten Junggesellen so schlimm steht. — Ein wehmüthiger Ernst blieb ihm indessen eigen, ein stilles Vermissen eines eigenen Herzens, eines eigenen Herdes, auch da noch, als er bei einer seiner Schwestern, die Wittwe geworden, endlich doch einen Theil der oft so schmerzlich entbehrten Häuslichkeit gefunden.

Mit väterlicher Würde waltete er hier unter Neffen und Nichten, und entfaltete jetzt erſt die innige Gemüthlichkeit und Tiefe ſeines Weſens. Mit voller Liebe wandte er ſich wieder ſeiner Kunſt zu, dankbar für die hellen Lichtblicke, die ſie ihm gewährte, für die Liebe und Bewunderung, die ſie ihm in kleinerem Kreiſe erwarb, in willigem Verzichten auf den vollen Lorbeer, nach dem einſt ſein jugendlicher Blick ſo verlangend, ſo ſiegesſicher aufgeſchaut. Seine ſchönſte Compoſition widmete er der Schweſter, die in ihrer anſpruchsloſen Liebe und Fürſorge kaum glaubte, ihm etwas ſein zu können. „Das iſt dein Werk," ſagte er wehmüthig lächelnd. — „Mein's?" fragte ſie erſtaunt. — „Ja, deines; bei dir bin ich ja zum erſtenmal daheim geworden."

Ein lieber Hochzeitgaſt war nun der Onkel Heinrich, wie er mit väterlicher Zärtlichkeit die aufgeblühten Nichten zum Altar geleitete, und die jüngſten und fröhlichſten unter den Brautjungfern fürchteten ſein ernſtes Geſicht nicht mehr; ſie fühlten ſich durch jedes freundliche Wort von ihm erfreut und geehrt. Aber nur Wenige verſtanden den tief wehmüthigen Blick, mit dem er ſo ein glückliches junges Paar betrachtete.

Ein hülfloſes einſames Alter, ein langes Siechthum wurde ihm erſpart. Es war ihm vergönnt, umgeben von liebevoller Fürſorge, heimzugehen, noch ehe ſein Geiſt matt, ſeine Hand unſtet geworden. Nun hat ihm wohl die Braut ihr ſtrahlendes Antlitz ganz entſchleiert und er hat gefunden, was er hier mit ſo tiefem Weh vermißte — eine Heimath.

III.

Ein alter Löwe.

Hat es je einen flinkeren Tänzer, einen beſſeren Reiter, einen angenehmern Geſellſchafter gegeben als den jungen Bergmann? Ich glaube kaum. Auf ſechs Stunden im Umkreis konnte kein Ball gefeiert werden ohne ſeine Mitwirkung, und die Dame, mit der er den Cotillon getanzt, brachte acht Tage die Lippen nicht wieder zuſammen vor innerlichem Vergnügen. Er war gewiß, bei der Sitztour nie hinter den Stuhl geſtellt zu werden, und wo Körbchen, Roſe und Ring vertheilt wurden, da trug er ſicher immer den Ring davon.

Er hörte es ſehr gern, wenn man ihn einen Herzbrecher und einen Schmetterling nannte; er meinte es nicht ſchlimm, aber er fand es äußerſt anziehend, in einem jungen Auge die erſten Spuren eines zarten Gefühls zu leſen, und er zog ſich dann mit höchſt lobenswerther Vorſicht zurück, ehe er zu ernſtlichen Hoffnungen Grund gab.

Es lag ja gar nichts Unrechtes in einem ſo harmloſen Spiel! Wie glücklich machte es das ſchüchterne Pfarrtöchterlein, die zum erſtenmal den Ball einer kleinen Stadt beſuchte, daß er, der Löwe der Geſellſchaft, ſie zum Cotillon engagirte, ihr die Touren der Française einübte und ſie gar noch am Abend nach Haus begleitete! Wenn er am nächſten Sonntag den kleinen Ritt von zwei Stunden in das Pfarrdorf machte, ſo war das ja nur eine unſchuldige Freude für das arme Kind, das ſo wenig Abwechslung hatte. Sie erröthete gar zu lieblich, als ſie beim Heimweg aus der Kirche dem flotten Reiter für ſeinen Gruß dankte! Er mußte noch an einigen Sonntagen hinüber reiten und den alten Herrn, den Papa, auch kennen lernen. Pfarrhäuſer ſind gaſtfrei; da war's nicht ſchwer ſich einzuführen, und es nahm ſich allemal ſo nett aus, wenn Marie in freudiger Verlegenheit die einfache Bewirthung vorſetzte. Länger als einen Monat ließen ſich freilich die Pfarrhausbeſuche nicht fortſetzen; der neuangekommene Juſtizrath hatte eine ganz hübſche Tochter, die dazu für gelehrt galt; da brauchte es Zeit, dieſe neue Bekanntſchaft zu cultiviren. Marie wird ſich bald tröſten, hat ſie doch eine Weile die Freude gehabt! Daß die augenfälligen Beſuche des jungen Herrn das Mädchen in Dorf und Umgegend in's Gerede gebracht, daß der etwas ſchüchterne junge Pfarrer, der ſie ſich gern zur Hausfrau geholt, ſich zurückzog, nachdem er einmal den Referendar im Pfarrhaus getroffen, der alles that, um ihn in's Dunkel zu ſtellen, daß dieſe kurze Glanzperiode der armen Marie viel bittere Thränen, viel ſcharfen Spott und ein

vereinsamtes Herz nachließ, das hatte Bergmann natürlich nicht beabsichtigt; warum ist das Mädchen so einfältig gewesen!

Die Eroberung der Justizrathstochter war schon etwas schwieriger; sie war ein gescheidtes Mädchen, nicht mehr zu jung und kannte etwas von der Welt. Er fing äußerst respektvoll an, verschaffte ihr die neuesten Schriften aus der Residenz, brachte ihr interessante Charaden zum Lösen, ließ sich englisch von ihr lehren und arrangirte dramatische Leseabende, wobei er ihr und sich die ersten Rollen zutheilte. Ein solcher geistiger Verkehr hat einen besondern Reiz für ein gescheidtes Mädchen in der hausbackenen Umgebung einer Landstadt. In die Länge natürlich konnte er den Spaß nicht treiben; er hatte noch nöthigeres zu thun, als englisch zu studiren und Gedichte auszuwählen. Daß Klara seine plötzliche Vernächlässigung mit herbem Schmerz empfand, mit all der bittern Täuschung eines stolzen Herzens, das sich nicht leichtsinnig hingegeben, das war ihre eigene Sache; er hatte ja nie ein Wort mit ihr von Liebe geredet, und war sie doch nicht viel jünger als er!

Die hübschen Töchter des reichen Schulzen in der Nähe waren schon einiger Ueberlegung werth. Eine reiche Partie wollte der junge Bergmann jedenfalls machen, wenn er überhaupt an's Heirathen dachte. Bei diesen hatte er just kein schweres Spiel; die Eroberung war ein Geschäftchen für den Feierabend. Je lauter er an ihrem Fenster vorbeigalopirte, je handgreiflicher Schmeicheleien er ihnen in's Gesicht sagte, je größere Stücke Biscuit und Aepfelkuchen er ihnen bei Casinos und Bällen aufwartete, desto wohlgefälliger lächelten sie. Da konnte er seine ganz alten, längst abgelegten Witze als frisch anbringen und war sicher mit schallendem Beifall belohnt zu werden. Wenn er dann auch nach reiflicher Ueberlegung fand, daß sie doch zu einfältig für ihn seien und allmählig mit seinen Besuchen abließ, so schadete das gar nichts; die Mädchen waren reich genug, um getreuere Anbeter zu erkaufen.

Natürlich beschränkte er sich nicht auf Einen Schauplatz, und wenn ihn sein Beruf an einen andern Ort führte, so war er doch gewiß nicht obligirt, sein Herz am früheren zu lassen. Er hatte am neuen Wohnort eine Empfehlung in eine gar umgängliche, gemüthliche Familie. Seine Stellung im Hause wurde gewiß nicht unangenehmer, wenn er eines der Mädchen auszeichnete. Sophie war ein so sanftes, gutmüthiges Geschöpf! Es war recht angenehm, ihr in die blauen Augen zu sehen, wenn sie sie hie und da vom Nähzeug erhob, wo er ihr die Scheere reichte, den Faden winden half und Novellen vorlas. Sir säumte ihm seine Halstücher und besserte seine Handschuhe aus, wenn er sie freundlich darum bat; es war gar nicht unbillig, daß er ihr dagegen schöne Blumen brachte und an ihrem Geburtstag einen neuen Almanach, und ganz natürlich, daß er am Ende jeden Abend in's Haus kam. Zur Frau wäre sie ihm freilich etwas zu leblos gewesen, und es war einfältig von den Eltern, daß sie nach so harmlosen Aufmerksamkeiten gar einen Heirathsantrag zu erwarten schienen und etwas beleidigt waren, als er mit der Zeit wegblieb, weil ihm dieser stille Minnedienst doch in die Länge langweilig wurde.

Ein so frisches, blühendes Röschen wie Amalie, ein neuer Stern an seinem neuen Horizont, mußte natürlich einen lebenswarmen jungen Mann anziehen. Die konnte es für nichts besonderes halten, wenn er ihr zu lieb Bälle und Schlittenfahrten anstellte, wenn er die schönsten Rosen aus dem Treibhaus kommen ließ, um ihr Haar für den Ball zu schmücken, und wenn er ihr eine Serenade brachte, so schön, wie sie in dem Städtchen noch nie gehört worden. Es fiel ihm gar nicht ein mit ihr sein Spiel zu treiben; bewahre, sie gefiel ihm selbst, er hätte ihr zu lieb gern die Reise nach Paris verschoben, wenn's angegangen wäre, und es war sein voller Ernst, als er am Abend vor seiner Abreise mit Lebensgefahr ihren Balkon erklimmte, um noch einen Blumenstrauß und ein Abschiedsgedicht in ihr Fenster zu werfen. So Ernst war's ihm, daß er ihrer verheiratheten Freundin noch recht

angelegentlich aufgab, ihm das liebe Herzchen zu behüten.

Als er von Paris zurückkam, da hatte er freilich inzwischen in glänzendere Augen gesehen, als in die treuherzigen braunen Amaliens, und es war recht ungeschickt, daß ihr die Freundin seinen Auftrag fast wie eine Werbung hinterbracht hatte, und ihn nun für perfid und wankelmüthig und was alles erklärte. Wie lächerlich, einem jungen Mann von seiner ungewissen Stellung und seinen glänzenden Aussichten jetzt schon zuzumuthen, sich an ein Mädchen ohne Vermögen zu binden! Da war's doch gewiß besser für Amalien, wenn er gar nicht mehr anknüpfte, statt sie und sich durch einen langen Brautstand zu ermüden. Er war doch gewiß ein grundredlicher Mann! Eine Erleichterung war's ihm übrigens, nun eine Anstellung in einer größeren Stadt zu finden; er hatte das Leben in kleinen Städten satt und wollte einmal auch der Löwe eines weiteren Cirkels werden.

Eine Männerjugend ist etwas dauerhafter als die eines Mädchens, und der Begriff eines „jungen Mannes" ist ein sehr umfassender. Allmählich begann aber doch auch die Jugend des allsiegenden Bergmanns sich zu neigen. Die lockigen Haare wurden merklich dünner, wie sorgfältig er sie auch mit Kreller'schem Balsam behandelte und über die kritischen Stellen herkämmte; Gelenkigkeit und Lust zum Tanzen nahmen miteinander ab; er beschränkte sich allmählig darauf sich auf Bällen bequem neben eine Dame niederzusetzen und die tanzenden Paare mit der Lorgnette zu betrachten.

Er wurde es auch nachgerade müde, junge Herzen zu brechen und offene oder versteckte Vorwürfe über seine Flatterhaftigkeit zu hören. Die jungen Mädchen selbst nahmen allmählig einen scherzhaften, ungenirten Ton gegen ihn an, dessen er früher nicht gewöhnt war, und der bewies, daß sie ihn nicht mehr für gefährlich hielten. Somit verschwendete er seine bezaubernde Unterhaltungsgabe und seine Huldigungen lieber in den Garderobezimmern des Theaters und in den Salons und Boudoirs verheiratheter Damen. Die Damen von der Bühne waren der Huldigungen mehr gewöhnt als die Gänschen vom Lande; da stand nicht gleich ein Papa mit dem Ehevertrag und eine Mama mit der Aussteuer dahinter. Auch seine Galanterien bei Frauen waren ungefährlicher Natur; sie luden ihn ein als ein nützliches Möbel zur Unterhaltung bei Theevisiten, als maître de plaisir bei Landpartien, und traf er sie allein, so war es ein gegenseitiger Austausch von ironischen Complimenten, ein Spiel ohne Seele, bei dem somit das Herz nichts riskirte.

Die Haare wurden dünner und färbten sich allgemach grau; der Kreller'sche war nicht mehr hinreichend, ein Toupé mußte den kahlen Scheitel decken. Der Anzug wurde jedoch immer gewählter, je mehr die Gestalt verfiel; Schneider empfahlen sich der Protektion des Herrn Bergmann, Modehandlungen machten ihm neue Stoffe zum Präsent, damit er sie in die Mode bringe. An Einladungen fehlte es ihm nie; Herr Bergmann gehörte zu einer fashionabeln Gesellschaft so nothwendig wie der Theekessel; er war gar zu gut gekleidet, und immer noch witzig, immer galant, und man konnte so ungenirt mit ihm umgehen.

In Bädern, wo stets ein Ueberfluß von Damen ist, da war er vollends der Hahn im Korb, da wartete man wochenlang auf seine Ankunft und begrüßte ihn mit Jubel; er war der unbestrittene Badkönig, mußte sein Urtheil geben bei Tableaux und Liebhabertheatern, wurde bei Waldspaziergängen mit Epheu bekränzt und schaute bei der Abfahrt aus seinem blumengeschmückten Wagen, als hätte er einen Preis beim landwirthschaftlichen Fest gewonnen. Daß er neben allem Ruhm nebenher allmählig zur genossenen Person wurde, er, der so lange andere genossen, das begann er manchmal mit einer äußerst unangenehmen Empfindung etwas zu ahnen; er wollte sich's aber nicht gestehen.

Herr Bergmann brachte übrigens der Gesellschaft Opfer, welche diese nicht verstand und nicht anerkannte. Er war nie reich gewesen und zu einer einträglichen Stelle

Digitized by Google

hatte er's auch nicht gebracht; es kostet so viel Zeit, immer charmant zu sein! Obschon er nicht für Weib und Kinder zu sorgen hatte, so wollten seine Einkünfte doch gar nicht zureichen. Er war genöthigt einen Bedienten zu halten, seit seine Toilette so viel künstlicher Nachhülfe bedurfte, so sehr auch seine alte Magd, ein Erbstück von seiner Mutter, darüber brummte; er mußte sich auf einem auserlesenen Reitpferd zeigen, wo sich seine alternde Gestalt immer noch am besten ausnahm; andere als holländische Leinwand zu Weißzeug wäre auch nicht angegangen; Parfümerien, feine Seifen, Schönheitswasser, falsche Zähne, Pariser Schneider und Schuster, das alles kostet am Ende mehr als der Bedarf einer soliden Haushaltung. Somit mußte er sich's daheim am Munde abdarben, um sich nach außen im Glanz zu zeigen, und seine alte Köchin sorgte gehörig, daß nichts vergeudet wurde. Den Werth der Einladungen wußte er nun freilich nachgerade zu schätzen, er, der zum Mittagessen mit einem alten Hammelsbein, zum Souper mit einem Rettig abgespeist wurde und für den eine Wurst auf drei Tage ausreichen mußte.

Er begann sich allmählig doch nach einer andern Häuslichkeit zu sehnen als der, die ihm sein alter Hausdrache bereitete, und dachte ernstlich daran, jetzt ein Herz definitiv glücklich zu machen. Er glaubte wahrscheinlich, sein eigenes werde wie die Cigarren immer kostbarer, je mehr es austrockne.

Natürlich durfte er, auf dessen Wahl schon so lange alle Damenaugen mit gespannter Erwartung geheftet waren, sein lang gespartes Herz nur zu dem höchsten Preis losschlagen. Somit warf er sein Schnupftuch einer schönen jungen Dame aus einem der ersten Häuser zu; er hatte ja schon so lange ihren Papagei gefüttert, ihren Platz im Concert gehütet und ihr nach dem Balle den Shawl umgelegt. O Wunder! sie war so undankbar ihm einen Korb zu geben. Ihm einen Korb! Um sich zu rächen, wandte er sich sogleich an eine junge reiche Kaufmannswittwe, deren Salon er in die Mode gebracht, der er adelige Connaissancen verschafft hatte; aber siehe, die Dame erklärte ihm, sie werde sich gar nicht mehr vermählen, und war dennoch so frech, ihm wenige Wochen darauf durch Karten ihre Verlobung mit einem adeligen Cavallerieoffizier anzukündigen. Er mußte etwas weniger hoch spannen. Emma, die schon ziemlich gereifte Tochter seines wohlhabenden Arztes, würde sich gewiß glücklich fühlen — ach! sie war eine Cousine jener einst so blühenden Amalie, die so kindisch gewesen war, um seiner vermeinten Untreue willen ein paar schöne Jugendjahre zu verhärmen; und siehe, es vereinte sich nicht mit Emma's Grundsätzen. Wieder ein Korb! Was konnte er dafür, daß er einmal so unwiderstehlich gewesen!

Diese Fehlschüsse wurden allmählig bekannt; die Damen, auf die er jetzt noch sein Auge heftete, wollten nun ein so vielverschmähtes Gut doch nicht aufnehmen; eine Ablehnung kam um die andere, und bald mußte er da und dort satyrische Anspielungen auf sein Korbmagazin hören.

Eine alternde Schauspielerin hätte sich seiner erbarmt; sie bot ihm selbst ihre Hand an mit der Bedingung, daß er sich durchaus jeder Benützung ihrer Einkünfte, jeder Begleitung auf ihren Reisen, jeder Einmischung in ihren Privatumgang enthalte; dafür gab sie ihm Erlaubniß, ihren Salon zu arrangiren, sie im Theater abzuholen und für fashionablen Umgang zu sorgen, und versprach, seinen Namen dem ihrigen beizufügen. Nein, zu so herabgesetztem Preis konnte er sich doch nicht ablassen!

Von Zeit zu Zeit machte er immer noch Heirathsversuche, die aber immer mißlicher wurden, je mehr seine Ueberschuldung offenbar wurde, und dieser war gar schwer abzuhelfen. Seine Person war ja noch sein einziger Spekulationsgegenstand; diese konnte er nicht herabkommen lassen. Die alte Köchin hielt sich brav, sie zählte die Kartoffeln und die Kaffeebohnen, sie schöpfte die Augen der magern Fleischbrühe ab, um die Butter damit zu ersparen, und flickte sein seidenes Rockfutter mit ihrem alten Spencer; aber das Reitpferd konnte er doch nicht beibehal-

ten, und damit fiel ein mächtiger Stützpfeiler seiner Löwengröße.

Jetzt endlich sehen wir einen trotz der Watte des Schneiders erstaunlich magern, höchst sorgfältig gekleideten Herrn mit eingeklemmter Lorgnette zu gewissen Tagesstunden auf der Promenade und bei der Wachparade mit steifem Schritt auf und ab spazieren. Er muß viele Bekannte haben, denn er grüßt fast vor jedem Damenhut und wird auch oft recht herablassend wieder gegrüßt, wenn gleich junge Damen hie und da kichern, wenn sie an ihm vorüber sind: das ist der einst allsiegende Bergmann.

Seine Köchin ist gestorben, aber er hat sich um ein Billiges bei einem alten Friseur eingemiethet, wo er wieder Bedienung und Verköstigung unter Einem Dach findet; Besuche freilich kann er da nicht mehr annehmen.

Er nimmt sich noch immer elegant aus; sein Schneider arbeitet ihm umsonst und schickt ihn als Journalfigur in die Welt hinaus. Auch eingeladen wird er noch häufig, aus einer Art von Pietät; nicht gerade mehr zu Soiréen erster Klasse, aber zu kleineren Abenden, zu ungenirten Diners. Seine Witze und Galanterien sind zwar etwas veraltet, aber er weiß sich stets noch nützlich zu machen. Er zieht alten Damen ihre Uhren auf und entdeckt verloren gegangene Schooßhunde, er begleitet junge Fräulein aus Gesellschaften nach Hause, wo man „doch einen Herrn haben muß;" er dient als gutes Beispiel für heranwachsende Söhne, denen man sagt: „da seht, wie hübsch sich Herr Bergmann noch kleidet; bei euch hat nichts eine Art." Im Theater ist er immer noch eine Macht, die über das Gelingen oder Mißlingen einer Schauspielerin entscheiden kann, und er hat stets ein Freibillet.

Aber er liebt es nicht, einer seiner alten Flammen zu begegnen, und wenn die stille Sophie an der Seite ihres Mannes, eines würdigen Geistlichen, an ihm vorübergeht, so sieht sie ihrem Gatten lächelnd in die Augen und sagt entschuldigend: „Weißt du, man muß einmal im Leben ein bischen dumm gewesen sein."

So endet ein Löwe. (Morgenbl.)

Der Krystallpalast in Sydenham.

II.

Wir überschreiten das adriatische Meer und sind in Rom zur Zeit der Kaiser. Herr Romieu wird uns nicht einreden, daß die Aera der Cäsaren wiedergekommen. Er vergleiche gefälligst die kaiserliche Boutique, die für die Pariser Industrieausstellung aufgeführt wird, mit den Bädern des Nero oder mit dem Glaspalast von Sydenham. Der erste Hof enthält Nachbildungen aus den Bädern, die wir uns nicht zu genau ansehen wollen, damit uns die Londoner Bäder nicht ganz verleidet werden. Das beste kalte Bad in London ist noch immer das römische, das am Strand aufgegraben und wieder brauchbar gemacht, natürlich mit einem Backofendache überbaut ist. Ein zweiter Hof enthält ein Modell des Kolosseums. Die Bildsäulen, welche die übrigen füllen, sind fast alle aus Griechenland geraubt oder doch von griechischen Künstlern in Rom gearbeitet. Eigentlich römisch sind nur die Büsten von Seneca, Trajan, Tiberius, der römischen Katharina, Camillus, Plotina, Cicero, Terenz, Virgil, Cäsar, Brutus —

Not that I loved Caesar less, but that I loved Rome more —

Scipio und Hadrian. Man hätte aber auch das Bild eines römischen Sklaven aufstellen sollen und darunter schreiben: „der Sklave ist eine Sache."

Wir verlassen hier die Reihenfolge, um zu sehen, wie die Römer sich häuslich einrichteten in ihrem Brighton, Boulogne, Dobberan oder Sohrenbohm. Die kleine griechische Colonie Pompeji lag dazu wie gemacht. Die griechische Grundlage der Kunst war durch das Römerthum modificirt und als der Vesuv am Bartholomäustage (79) so gefällig war, die Stadt in Asche zu präserviren, war eben die ägyptische Kunst in Rom wieder Mode geworden. Wir haben hier die vollständige Nachbildung eines ganzen Hauses. Beschreiben läßt sich das nicht. Man lese den Plinius, die letzten Tage von Pompeji und komme her und sehe, was Signor Abbati, der seit sechsundzwanzig Jahren in der begrabenen Stadt wohnt, hier geschaffen hat. — Nach zweihundert Jahren verlegte Constantin den Sitz der Weltherrschaft an den Bos-

Digitized by Google

porus. Die bildenden Künste, die von Aegypten über Griechenland nach Rom gewandert, kehrten in das Morgenland zurück, berührten sich wieder mit ihren alten Ahnen und schufen der neuen Idee, dem Staatschristenthum, ein entsprechendes Gewand in der byzantinischen Kunst, die Mr. Sidney Herbert, Kriegsunterminister und Neffe des Fürsten Woronzoff, schon lange in England heimisch zu machen gesucht. Aus Gefängnissen und Katakomben zog die verfolgte Secte in die Hauskapelle der Kaiser und wurde „orthodox," sehr orthodox. Aber bevor wir in die goldenen Säle treten, müssen wir einen Blick auf den Tempel des Baal werfen, mit dem der Dom architektonisch zusammenhängt.

Die schon erwähnte kleine Schrift über die Polychromie der Alten, deren Lectüre eine gute Vorbereitung für Sydenham, schließt so: „In dem griechischen Tempel erkannten wir die Versöhnung zweier Gegensätze, des despotisch-monarchischen Belustempels und des hierarchisch-aristokratischen Wallfahrtstempels der Aegypter, in einer höheren Idee, wonach das Volk, das Monarch und Priester gewordene, sich in seinem Gott verherrlichte. Ein sehr verwandter Gegensatz bildete sich in unserer christlichen Culturperiode. Was ist die in dem gothischen Dome zu ihrem letzten Ausdruck fixirte abendländische Basilika anders, als ein ägyptischer Priestertempel? Die Ecclesia hat den Tempel verschlungen, die Kirche ist des Gottes Herr geworden; fehlen doch selbst die hohen ägyptischen Pylonen nicht! Was ist die morgenländische Kuppel anders als ein christlicher Belustempel? Die Versöhnung dieser Gegensätze ist auch zugleich der Anfang einer neuen Zeitrechnung in der Kunst, einer noch höheren Kunstentfaltung, als die hellenische war. Wann wird diese Zeit eintreten?" — Jedenfalls nicht, wenn Europa kasakisch ist.

Gerade von dem architektonischen Zusammenhang ist nun freilich in Sydenham nicht viel zu sehen. Die assyrischen Bauwerke sind zu riesig, als daß man sie ganz, und zu gegliedert, als daß man sie stückweise darstellen könnte. Der ägyptische Wallfahrtstempel entstand dadurch, daß um den Käfig des heiligen Thieres hier immer ein Vorhof nach dem andern angebaut wurde, je mehr die Zahl der Pilger und das Vermögen des Tempels wuchs. Wenn man einen solchen Hof oder ein Stück davon abschneidet, hat man eine Probe des Ganzen. Der assyrische Palast und Tempel — beides war in dem despotischen Staate verschmolzen, der Tempel war gleichsam die Hauskapelle des Fürsten — bestand aus einer Menge nicht gleichartiger Theile, Glieder im organischen Sinn des Wortes. Ein künstlich aufgeschütteter Berg, vielleicht eine Erinnerung an die bergige Heimath der Eroberer, trug auf seiner Spitze eine Pyramide mit dem Grabmal des vergötterten Stammherrn. Von ihr führten Terrassen und Laubgänge hinab zu den Privatpavillons des Fürsten, jeder ein Ganzes für sich, aber in nothwendigen Beziehungen zu dem Mittelpunkt und zu den weiter hinab gelegenen hundertsäuligen Audienz- und Gerichtssälen, um die her, und wieder eine Terrasse tiefer, die Wohnungen der Höflinge und Vasallen lagen, das Ganze und jede Unterabtheilung von vielfachen Umwallungen umschlossen und darum her die Stadt. Die Dimensionen müssen wir uns immer wieder in Zahlen vergegenwärtigen. Ninive hatte über 12 deutsche Meilen im Umfange. Drei Streitwagen konnten auf der 100 Fuß hohen Mauer neben einander fahren. Babylon hatte denselben Umfang, aber seine Mauer war 350 Fuß hoch und 87 Fuß dick. Der künstliche See, der das überflüssige Wasser des Euphrat aufnahm, maß acht deutsche Quadratmeilen und war 75 Fuß tief. Alle Erde, die in England zu Canal- und Eisenbahnbauten bewegt ist, und der Hügel von Sydenham dazu hätten ihn kaum gefüllt. Windsor-Castle wäre eine Thürwärterloge für den Palast des Sardanapal.

Das Kämmerchen in assyrischem Styl kann also nur dazu dienen, die Wandverzierungen anschaulich zu machen. Sie sind der Teppichweberei nachgebildet, und in den byzantinischen Stickereien ist die Kunst zu ihren Windeln zurückgekehrt. Der Zusammenhang in den Motiven der assyrischen und der byzantinischen Verzierungen ist augenfällig. Den Eingang bewachen die mystischen Thierkolosse, die geflügelten Löwen und Stiere. Ihre Flügel erscheinen an den jüdischen Cherubim und den christlichen Engeln. Sie bewachen die „Pforte," das heißt den Rathssaal, daher die „hohe Pforte," daher die „Pforten der Hölle," d. h. die Anschläge der Hölle, nicht Thor und Zugbrücke, die zu überwinden, mit Sturm zu nehmen ein guter Christ ja auch nicht die mindeste Versuchung hat. Was wollte er denn in der Festung? Der Löwe, der Stier, der Mensch und der Adler sind in der jüdischen und der christlichen Symbolik erhalten. Der heilige Baum mit den zwei anbetenden Königen oder Priestern erscheint in hundert alten Vignetten des Paradieses. Die Lilie, das Kreuz, die Schlange, der Heiligenschein, das Kleeblatt, das Vierblatt, das fliegende Dreieck der byzantinischen Kunst sind alle, nur in etwas anderer Form, in Assyrien vorhanden. Vorurtheile, die nicht näher bezeichnet zu werden brauchen, haben die Auswahl der Nachbildungen in dem assyrischen Hofe nicht so lehrreich werden lassen, wie sie hätte sein können.

Das byzantinische Reich hat nach drei Seiten hin dauernden Einfluß geübt. Einen großen Theil der Slaven beschenkte es mit der griechischen

Theologie; die westlichen Völker, mit Ausnahme Englands, verpestete es mit dem byzantinischen, sogenannten römischen Recht. Die von der Hoftheologie verfolgten Dissenter flüchteten sich nach Osten und wurden ein wesentliches Element in der Bildung des Islam. Außerdem brachten die Kreuzfahrer die byzantinische Kunst nach Europa.

Die byzantinische Abtheilung enthält die Kirchenthüren von Kilpeck und von Schobdon, die letztere beim Abbruch der Kirche conservirt und in dem Park Lord Batemans, des Irvingianers, aufgestellt; darüber Reliefs aus der Kathedrale von Chichester. Dann ein Stück des Säulenganges der Kirche St. Johann Lateran, mit den schraubenförmigen, dem Gerstenzucker ähnlichen Säulen, ein Stück der Kapelle St. Marie in der Kölner Kathedrale, Kirchthüren aus Hildesheim, Romseyabbey, woher Heinrich I. seine Königin Maud holte, und der Kathedrale in Tuam, wo der letzte irische König Roderick O'Connor, Ahnherr des Feargus O'Connor, begraben liegt, und aus Birkin in Yorkshire. In den Verzierungen überwiegen überall die Thiere über die menschliche Figur.

Das nach Arabien geflüchtete und in den Islam aufgegangene Dissenterthum schuf in den sonnigen Ländern vom Indus bis an den Ebro eine neue Kunst, in deren Hallen das Licht der Wissenschaft aufging, das allmälig wie ein Sternenschimmer die christlich-germanische Nacht durchdrang. In Bagdad und Cordova studirte man den Aristoteles, der von da 1209 nach Paris kam, und den Hippokrates, erfand man das dekadische Zahlensystem, auf dem alle unsere Eroberungen in Mathematik, Naturwissenschaften, Mechanik beruhen. Wir haben hier neben einander die höchsten, sorgsam bewahrten Leistungen byzantinischer Kunst und die Trümmer der maurischen, welche die Fackel fanatischer Priester verschont hat. Der Löwenbrunnen der Alhambra, die Halle der Abencerragen, der Saal der Gerechtigkeit — wer hätte sich das Alles nicht nach Irving ausgemalt! Aber hier ist einer der seltenen Fälle, in denen das Phantasiebild hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Es ist ein Traum von Stein, inmitten der baum- und wasserlosen Wüste, zu der die „Civilisation" den Garten Spaniens „verbessert" hat. Mit welchem instinctiven Haß die christlichen Priester überall den Baum verfolgt haben! Wo sind die Dryaden Griechenlands geblieben!

Der Abend bricht herein; beschleunigen wir unsere Schritte durch den deutschen gothischen Hof. Er ist Nürnberg. Die Thürme der Frauenkirche, die drei Prachtstücke aus der Sebaldskirche, Veit Stoß's Arabeske aus der Schloßkapelle, Peter Vischer's Krönung der Jungfrau aus Erfurt, die acht tanzenden Narren vom Rathhause in München, das Grabmal Ludwig's von Baiern und die berühmte Grablegung aus Mainz. Wir bekennen ja diese Erinnerungen an die Zeit, da Deutschland ein Reich war; und wir begegnen beim Eintritt in den englischen Hof dem Manne, der uns fehlte, dem Grafen Pembroke, der nach des schwachen und verächtlichen Johann's Tode England von dem Wege des Zerfalls rettete, den Deutschland gegangen. Neben ihm noch sieben Denkmäler aus der Templerkirche in der City und eine, wie sich denken läßt, mit Liebe zusammengebrachte Sammlung der alten Kunstschätze Englands, die kein dreißigjähriger Krieg zerstört. Dann folgt ein Hof für die gothische Zeit der französischen und italienischen Kunst, dann einer für die spätere italienische Kunst, die Zeit der Medicäer, dann einer für den Renaissancestiel — viel und unverdienterweise gescholten, denn wo war die neue weltgeschichtliche Idee, ohne die es keinen neuen Baustyl geben kann? — ein anderer für den englischen Zweig der Renaissance, den Styl der Elisabeth, dann eine ausschließlich der christlichen Kunst gewidmete Sammlung, und endlich die Neueren.

Von der neuern deutschen Kunst, die seit dem Wiedererwachen eines deutschen Volksbewußtseins datirt, sind aufgenommen die sechs Siegesgöttinen, die vier Tugenden, die Hautreliefs an dem Standbilde Friedrichs II., der Knabe mit dem Buch, zwei Hirsche und ein Adler von Rauch; Ulysses, Ariadne, Iphigenie und Achilles von Tieck; Minerva, einen Krieger schützend, und eine Nymphe von Drake; die vier Tageszeiten von Ritschl; Diana, der Korbträger und eine Meernymphe von Wolf; ein Schäferknabe von Zwergen; Erato von Launitz aus Frankfurt a. M.; Homer und Thucidides von Mayer; Hektor von Dannecker; Magdalena von Wagner; eine Nymphe von Schwanthaler; Jäger und Panther von Widemann; Achill und der Centaur von Brugger. Wir können nicht für die Vollständigkeit des Verzeichnisses einstehen.

Noch haben wir Landsleute aufzusuchen in der Büstensammlung. Wir finden Beethoven, Blücher, Bülow, Weber, Fichte, Gluck, Göthe, Hahnemann, Haendel, Haydn, Hermann, Hufeland, Kant, Lessing, Luther, Melanchton, Mendelssohn, Mozart, Schiller, Schinkel, Schwanthaler. Von Lebenden: Cornelius, Humboldt, Rauch und — Nikolaus von Holstein-Gottorp, Kaiser aller Reußen. Die Engländer haben sich auch Franklin, Washington, Adams, Webster und Calhoun zugelegt, dafür aber auch in der sehr kleinen Auswahl Daniel O'Connel einen Platz gegönnt. Die Industrieausstellung ist erst im Entstehen.

Die russische Civilisation ist vergessen. Nach dem Frieden wird der Minister der Volksaufklärung vielleicht nachweisen, wo sie zu finden. Wa-

Digitized by Google

rum man sich aber auch nicht an Mr. Cobden gewandt hat?

Es ist darüber spät geworden und ohne unsere Bekanntschaft mit den Behörden des Krystallpalastes wären wir schon ausgewiesen. Die Sonne ist hinunter, und aus der Stadt, die seit einem Jahr rings um den Berg aufgewachsen, steigen weiße Rauchsäulen träge in die thränenschwere Luft. Der Mensch muß doch Thee trinken und das weggeräumte Gesträuch will benutzt sein. Hier und da lugt schon ein Stern neugierig herein und die Astronomen auf der Venus streiten sich über den glänzenden Punkt, den sie auf der Erde beobachtet, und die Finsterniß in der Gegend von Bamberg. Es ist ein Weben und ein Schweben durch das krystallene Haus. Die Statuen werden lebendig und die Bilder steigen von den Wänden. Da ein Zug ägyptischer Priester, hier der Hofstaat König Sanheribs; die römischen Vestalinnen und die dreihundert Nonnen aus St. Cyr machen bunte Reihe; die Templer steigen klirrend von den Postamenten und blutige Gestalten wanken um den Löwenbrunnen der Alhambra; Vater Silenus reibt sich die Augen, die acht Narren schütteln ihre Kappen. Die beiden Walburgisnächte in Einem. Sie kommen einem auf den Leib. Guten Abend, Pembroke; wollt ihr nach Karlsbad? — Renn' mich nicht über mit deiner Tonne; kommst heute doch nicht mehr nach Sinope. — Das ist ja wohl Medea? Richtig. Bon soir, Madame. Vielleicht zum Congresse? — Tappe nicht auf die frischbegossene Erde, du da! pflegtest dir ja nie die Schuhe schmutzig zu machen.—Auch du, George? Liebtest doch die Künste nicht. Immer noch die Worte auf den Lippen, mit denen du starbst: „Laßt den Mann nie ins auswärtige Amt; er ist—"? Kannst du nicht vollenden?

Aus allen Säulengängen quellen sie hervor. Alle nach dem großen Querschiff zu. Wie sie sich umschauen, wie sie die Hälse recken! Ah so, sie suchen nach dem Mittelpunkt, nach der Bedeutung des Gebäudes. Die ägyptischen Priester suchen nach dem Ibiskäfig, Perikles nach dem olympischen Jupiter. Da kommt auch Ludwig XIV. und wundert sich, daß die Decken von dem Thron schon abgenommen sind. Er liest den Tarif an der Säule. „Ein Schilling Entree." Guter Himmel! schafft ihm Hirschhorn! er wird ohnmächtig. — Was schaust du denn das Gerüst an, du mit den nie befleckten Schuhen? — Sie suchen und suchen. Das Ding hat keinen Mittelpunkt. Wie sollte es denn auch? Ist denn die neue Idee schon da? Haben wir denn einen Baustyl, eine Kunst, eine Poesie, ein Recht? Alles wartet ja darauf. Geht zu Bette—einstweilen. — Doch da haben sie richtig einen Mittelpunkt entdeckt, die „Laterne des Demosthenes." Und der Donnerer erklimmt die massive Decke und räuspert sich. Rede halten! Rede halten!—Wetter, was war das für ein Chor! — Man hört noch einen leisen Anflug von Stottern; auch die Schulter zuckt zuweilen. —„Männer von Athen und ihr Barbaren alle, die ich nicht kenne! Und vor allen ihr beide da auf der Gallerie mit schwarzen Röhren auf dem Haupte und lawendelfarbnen Händen, scheußlichste aller Barbaren! Was wollt ihr! Was plagt euch? Weder die Unruhe? Ist Philipp vor den Thoren? — Wie sieht es in meinem Athen aus?" — Lies das neueste Blaubuch! murmelte ich in den Bart. Und wenn du es nicht gelesen hast, so rede nicht über Politik oder du wirst dich blamiren. — „Ich sehe euch schwanken, wie die Halme unter dem Winde, und euch einbilden, daß ihr die Luft bewegt. Ich kenne das Zeichen. Ich weiß daraus, daß ihr einer großen Gefahr gegenüberstehet. Statt ruhig nachzudenken, macht ihr ein Getöse, in dem Glauben, den Feind damit zu vertreiben. Das ist in jedem Falle unweise. Wenn der Feind so einfältig ist, daß er sich vor eurem ewig wechselnden Geschrei entsetzt, so ist er nicht gefährlich. Ist er aber ein kluger und darum gefährlicher Feind, so wird er eures Geschreies nicht achten und wenn jeder von euch zehntausend Zungen hätte und jeder Tag zehntausend geschriebene kleine Reden vertheilte.—Ich vermag nicht zu ermessen, welche Gefahr das ist, die alle Bewohner der meerumflossenen Erde bedroht. Aber sie muß ähnlich der sein, gegen die ich vergeblich angekämpft. Ich habe alles erlebt, was einen Staat von außen bedrohen und im Innern verderben kann, und habe darüber alles gesagt, was zu sagen ist. Wenn ich euch also einiges aus meinen Reden wiederhole, so wird manches darunter sein, was euch angenehm oder, wenn unangenehm, um so dienlicher ist.

„Von den gegenwärtigen Verhältnissen und Verwirrungen liegen die Ursachen zum Theil in weiter Entfernung. Ihr seid von dem Standpunkte abgekommen, auf den euch eure Vorfahren gestellt haben. Müßig Ruhe zu halten, nichts zu thun, was erfordert wird, sondern eins nach dem andern preiszugeben und alles sich von andern wegnehmen zu lassen, dünkt euch ein glücklicher Zustand und zugleich ein ganz gefahrloser.

„Er steht jetzt seit einiger Zeit mit einer ansehnlichen Macht in Thrazien und läßt noch viele Kriegsvölker nachkommen. Wenn wir nun nicht von hier wegsegeln können und dort keine Truppen in Bereitschaft haben, wird nichts den Untergang der Byzantiner verhindern können. — Aber beim Zeus, sagt ihr; diese Byzantiner sind von einem bösen Geiste besessen, und ihr Unverstand übersteigt alle Begriffe.—Mag sein; aber dennoch müssen sie gerettet werden; denn ihre Erhaltung gewährt unserm Staate Vortheile.

„Denn Niemand kann auf dem ganzen Erdkreis zwei Punkte nachweisen, die für den Staat von größter Wichtigkeit wären, als zu Lande die Thermopylen und mit Bezug auf das Meer der Hellespont.

„Ich glaube nun zwar bei den Göttern, daß Philipp berauscht ist von der Größe seiner Thaten und viele Träume im Geiste mit sich herumträgt, theils weil er sieht, wie es gänzlich an solchen fehlt, die ihm in den Weg treten können, theils weil das Gelingen seiner Unternehmungen ihn stolz gemacht hat. Dennoch glaube ich durchaus nicht, beim Zeus, daß er so zu handeln sich in den Kopf setze, daß die einfältigsten Menschen unter uns es sollten errathen können, was er im Sinn hat. Denn die Schwätzer sind die allereinfältigsten Menschen von der Welt. Wollen wir aber ihre Reden unbeachtet lassen und uns davon überzeugt halten, daß dieser Mensch unser Feind ist und daß alle Thätigkeit anderer, auf welche wir zu unserem Vortheil rechneten, als gegen uns gerichtet sich erprobt hat, und daß künftig alles blos auf uns beruhe, daß, wenn wir ihn nicht jetzt dort bekriegen, wir wahrscheinlich gezwungen sein werden, hier mit ihm zu kämpfen: wenn wir dies gehörig einsehen, so werden wir erkennen, was uns Noth thut und vor unnützem Gerede bewahrt bleiben.

„Hat er nicht schon die Zugänge zu Hellas in seiner Gewalt? Hat er nicht den Vortritt bei Befragung des Orakels? Schreibt er nicht den Thessaliern vor, wie sie die Verfassung und Verwaltung ihres Staates einrichten sollen? Schickt er nicht Söldner nach Euböa, um die demokratische Partei zu vertreiben, und andere Söldner nach Ornos, um den Tyrannen Philistides einzusetzen? Dennoch ertragen dies die Hellenen, vor deren Augen es geschieht, und sehen es, wie mich dünkt, ebenso an, wie diejenigen, die Hagel fallen sehen und nur flehen jeder, daß sein Grund und Boden nicht betroffen werde, ohne daß einer etwas thut, ihn fern zu halten.

„Es war einst etwas, athenische Männer, es war etwas in den Gemüthern der Völker, was jetzt nicht mehr vorhanden ist und was uns über die Schätze der Perser den Sieg verschaffte und Hellas zur Freiheit führte; daß es jetzt nicht vorhanden, hat alles verdorben und in den Angelegenheiten der Hellenen alles umgekehrt. Was war das etwas? Nichts künstliches, noch schlaues, sondern der Umstand, daß jedermann diejenigen haßte, die Geld nahmen von solchen, welche zu jeder Zeit zu herrschen oder Hellas zu verderben strebten: daß es kein gefährlicheres Vergehen gab, als der Bestechung durch Geschenke überführt zu werden. Mit Kriegsschiffen, mit zahlreicher Bevölkerung, Geldeinkünften und sonstigem Reichthum an Mittel und mit dem, was man überhaupt als die Macht eines Staates zu betrachten pflegt, mit dem allen sind wir jetzt weit reichlicher und besser versehen wie damals; aber es wird dies alles unbrauchbar, eitel und nutzlos gemacht durch diejenigen, die damit Handel treiben.

„Auch werdet ihr entdecken, daß viele um ihrer persönlichen Interessen willen Dinge herbeiführen, die sie eigentlich nicht beabsichtigen.

„Es unterstunden sich Männer, die als Gesandte des athenischen Staates, der der freieste auf der Welt ist, angestellt waren, euch zu betrügen, euch, denen sie doch begegnen und ins Gesicht sehen, mit denen sie im übrigen Leben in Berührung kommen mußten und denen sie sogar Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen verbunden waren. Wie könnte es wohl nichtswürdigere und verwegenere Bösewichter geben?

„Dieser Mensch, der Aeschines, bemerkte es gerade unter allen Athenern zuerst, daß Philipp gegen die Hellenen selbstsüchtige Absichten habe. — Da er solche Proben seiner Gesinnung ablegte, wurde er ein Mitglied der Gesandtschaft. Allerdings that er durchaus nicht, als würde er euer Bestes preisgeben und Philipp vertrauen; und bis zu unserer Rückkehr von der ersten Gesandtschaft merkte ich's gar nicht, daß er bestochen und verkauft war.

„Jetzt seht ihr wohl selbst, daß das allermeiste durch Verräther verloren gegangen ist und daß nichts mehr durch regelmäßige Schlachten und Gefechte entschieden wird.

„Man muß nicht blos durch kriegerische Operationen ihm Schranken setzen, sondern auch zugleich aus Grundsatz und von Herzen diejenigen hassen, welche unter euch ihm günstig sind; und beherzigen, daß es nicht möglich ist, die Feinde außen zu überwältigen, ehe ihr diejenigen zur Strafe zieht, die im Staate ihm ihre Dienste widmen. Dies aber beim Zeus könnt und mögt ihr nicht thun. Ihr mögt die „Times" nicht abschaffen und ihr könnt den Mann—"

Ein Lichtschein strich durch die Halle. Die Gespenster flossen zu einem Knäuel zusammen, in dem es wogte und arbeitete wie in dem Nebel der Gebirgsthäler. Neue Gestalten tauchten auf und verschwanden und stätiger wurde das röthliche Licht, das der aufgehende Mond ausgoß. Bedeutet das Abendroth oder Morgenschimmer? — Welche dumme Frage, Verehrtester, wenn Sie's nicht übel nehmen! Streut die Sonne nicht zu jedem Augenblick einen Rosenschimmer vor sich her? Zieht sie nicht in jedem Augenblick eine Schleppe von Abendgluth hinter sich? Die Welt ist rund und muß sich drehen. Ich muß abschließen und in der Dorfschenke da, aus der das Kaminfeuer herüberleuchtet, zapfen sie ein ausgezeichnetes Ale. Trinken wir eins darauf, daß die Welt sich dreht.

Geschichtliches.

Die lustige Schlacht von Tuttlingen am 24. November 1643.

Von Franz Löher.

Auf ihren Feldzügen hat unsere westlichen Nachbarn nicht selten ein eigenthümliches Unglück betroffen. Sie gehen voll Feuer in die Schlacht, wenn aber das erste Ungestüm abprallt, so überfällt sie leicht ein plötzlicher Schrecken, der auch sofort das ganze Heer zu wilder Flucht fortreißt. Eine Niederlage ist daher den Franzosen um so gefährlicher, weil sie so leicht allgemein wird, und man möchte glauben, daß jener rasch auflodernde und in schnellem Wechsel wieder umschlagende Geist der alten Gallier, den Cäsar so deutlich bezeichnete und so trefflich zu behandeln wußte, noch in den jetzigen Franzosen steckt. Einer der berühmtesten Vorfälle dieser Art war das große „Quartieraufschlagen" von Tuttlingen im dreißigjährigen Krieg, für die Deutschen die lustigste Schlacht von der Welt, für die Franzosen aber so spöttlich, daß man ihr nur etwa Roßbach und das flandrische Kortryk, wo die vielbesungene „Sparenschlacht" stattfand, an die Seite setzen kann.

Verdient hatten die Franzosen die Tuttlinger Niederlage tausendfach. Der eigentliche Kriegs- und Unheilsstifter in Deutschland war der Cardinal Richelieu, Frankreichs Gebieter; ohne seine Politik wäre vielleicht Kaiser und Reich wieder einig oder stark geworden. Während Richelieu Kraft und Willen des französischen Volkes ganz und gar in die Hände des Königs brachte, schürte er in Deutschland Aufruhr und Zwietracht, um dabei im Trüben zu fischen. Denn hatte er den Kaiser für Deutschland ohnmächtig gemacht, so mußte dem französischen König von selbst die Schutzherrschaft über die Rheinstaaten zufallen. Deshalb stachelte Richelieu den Eroberungsgeist des Schweden Gustav Adolf auf und zahlte ihm die Hilfsgelder, deshalb unterstützte er jeden Freibeuter und jeden Reichsstand, der wider den Kaiser ins Feld ziehen wollte. Diese dämonische Politik führte endlich auch dazu, daß der französische Hof nicht mehr Ränkespinner und Hilfsgelder allein, sondern auch ein Heer wieder den Kaiser aussandte.

Dieses Heer machte nun freilich in den letzten zwölf Jahren des Krieges seine Feldzüge, aber es hatte wenig Ruhm davon. Das Bedeutendste, was es in's Werk setzte, war die gründliche Verheerung der deutschen Landstriche, welche es durchzog. Der Orden der „Marodebrüder" florirte bei den Franzosen am meisten, zu ihnen gehörten die heruntergekommenen Soldaten, welche damals jedem regelrechten Heere nachzogen und als Schnapphähne in allen Büschen lauerten. Ein unabsehlicher Troß von solchem Gesindel umgab das französische Heer, und gleich bei ihrem Erscheinen machten die Franzosen den großen „Deutschen Krieg" recht eigentlich zum Plünderungskriege. In dem Jahre, in welchem die Tuttlinger Waffenthat geschah, fünf Jahre vor dem westphälischen Frieden, gab es bereits weite Landstriche in Deutschland, in welchen die ausgebrannten und verfallenen Dörfer leer standen und in den Städten sich nur noch kümmerliches Volk ernährte; auf den Ackerfeldern, weil sie so lange kein Pflug mehr berührte, schoß wildes Gestrüpp auf. Richelieu und sein Nachfolger Mazarian konnten in der That sich rühmen, aus einem großen Theile Deutschlands, dem vormals blühendsten und reichsten Lande der Erde, eine solche Stätte der Verwüstung gemacht zu haben, wie dies nach Ludwig XIV. offen ausgesprochenem Plane später die Rheinlande werden sollten. Wo hingegen den Franzosen eine Eroberung oder ein Sieg im Felde gelang, da verdankten sie es hauptsächlich den deutschen Obersten und Truppen, welche der Regel nach mehr als die beste Hälfte der französischen Heere in Deutschland bildeten. „Halten wir ja die Fremden bei unserm Heere fest," sagte Richelieu's Vertrauter, der famose Pater Joseph, der schlaueste Diplomat des Jahrhunderts, „denn sie sind es, welche uns aufrecht halten."

So hatte auch der Marschall Guebriant*) nur durch Hessen und Weimaraner die Kaiserlichen unter Lambry im Feldlager bei Kempen überwältigt. Dieser Held, der sich mit fremden Federn putzte, sollte das Jahr darauf, 1643, vom Oberrhein aus die Donau entlang nach Baiern vordringen. Zweimal, im Frühling und im Sommer, flog er aus, stattlich und siegverkündend, kam aber immer nur bis Schwaben und jedesmal mit gebrochenen Flügeln zurück. Das baierische Heer, Johann von Werth allen voran, richtete ihn auch ohne Schlacht beidemal der-

*) Die folgende Darstellung gründet sich auf die Hauptquelle für den 30jährigen Krieg, Theatr. Europ. V, 175—187, unter Hinzunahme der Berichte in Sam. v. Pufendorf Schwed. und dent. Kriegsgeschichte (Frankf. 1688) S. 61—65 und in der Lebensbeschreibung Franz. Ant. v. Sporck's (Amsterdam 1716) S. 9—10 und der Thatsachen, welche sonst noch Barthold (Geschichte des groß. deutschen Krieges, Stuttgart 1862, III., 453—461) anführt.

maßen zu, daß er nur armſelige Trümmer ſeines Heeres zurückführte. Zuletzt mußte er über den Rhein zurück und im Niederelſaß eine Zuflucht ſuchen. Er hatte für ſeine zerriſſenen Bataillons nichts zu leben, und ſeine Reiter gingen zu Fuß, denn gute Kriegspferde, woran Frankreich ſelbſt immer arm war, konnten aus Deutſchland nicht mehr beſchafft werden. Dagegen hatte er „eine grauſame Menge Troßbuben, welche alle hungrig und ſchwürig waren. Soviel noch von Franzoſen vorhanden, bemühten ſich, nach Haus zu kommen; die Weimariſchen wurden noch einigermaßen durch die Autorität ihrer Offiziere behalten und weil ſie ſahen, daß ſie ſelbſt zu Grunde gingen, wenn ſie ſich von einander begaben.“

Dagegen mußte er von den Weimar'ſchen Oberſten und Offizieren eine Grobheit über die andere einſtecken, zufrieden, wenn er ſie durch Bitten und Verheißungen nur beſchwichtigte. Marſchall Guebriant war ein ritterliches Gemüth, aber eitel und von zarten Nerven wie eine Frau; im Glücke beunruhigten ihn die kühnſten Pläne, im Unglücke ſchrieb er Briefe voll Trauer und Klagen.

Seine rührende Verzweiflung bewog endlich den Hof zu Paris, ihn kräftig zu unterſtützen. Alles ſollte aufgeboten werden, damit die franzöſiſchen Waffen ihre Ehre aus Deutſchland zurückholen könnten. Prinz Enghien hatte bei Rocroir gegen die Spanier geſiegt und Thiebenhofen erobert, freilich beſtand auch dabei der Kern ſeiner Macht aus deutſchen Soldaten. Sein Siegerheer ſollte nun zu Guebriant ſtoßen. Um franzöſiſchen Soldaten Herz zum deutſchen Feldzuge zu machen, wurde ihnen geſagt, ein königlicher Prinz ſolle ſie anführen, der werde gewiß ſie und ſich behüten. Die Franzoſen hatten damals große Angſt, über den Rhein zu gehen, ſie betrachteten ſich in Deutſchland als arme Schlachtopfer, denen unter den harten kriegeriſchen Deutſchen nur ewiges Scharmützeln oder Feſtungsſtürmen blühe und gar wenig Lagerfreude. Als Guebriant zum erſtenmal ein Heer nach dem Rheine führte, ließ er die Soldaten des Tages nur enggeſchloſſen marſchiren, ſperrte ſie des Nachts in Scheunen ein, hatte überall ſeine Aufpaſſer um ſie her, und ſuchte ſie zugleich auf das beſte zu bewirthen, Alles bloß um ſie vom Ausreißen abzuhalten. Prinz Enghien brachte ſein Heer durch Lothringen bis nach Pfalzburg, hier wählte er die beſten Leute, 5000 zu Fuß und 2000 Reiter aus, und ſtellte ſie unter den Befehl des Grafen Rantzau.

Bei Dachſtein empfing ſie Guebriant mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele. Er hatte die Fetzen ſeines Heeres trefflich herausgeputzt und ließ ſie der königlichen Hoheit zu Ehren in Schlachtordnung paradiren. Da er nicht Leute genug hatte, mußte auch die Bagage mit aufziehen, um dem Heere einen größeren Anſchein zu geben. Viele Kriegsverſtändige ſchauten der Feierlichkeit zu. Es waren aus den Feſtungen noch andere Truppen hergekommen, insbeſondere aber Offiziere, welche bereits einen berühmten Namen führten. Enghien hatte auch der Königin ſchönes Regiment zu Fuß und zu Pferde, ſowie walloniſches, ſpaniſches, irländiſches und ſchottiſches Fußvolk gebracht. Die Schweizer und andere franzöſiſche Garden gingen aber zurück, weil ſie ſich vorbehalten hatten, daß man ſie nicht nach Deutſchland führe. Die Reiterei des Heeres war hauptſächlich deutſch und weimariſch. Nach Vereinigung der Truppen hatte man in der That ein ſtattliches Heer von etwa 200,000 Mann, bedeutend für die damalige Zeit. Mit großen Koſten hatte man es glänzend ausgerüſtet und es befand ſich dabei die Blüthe der franzöſiſchen Offiziere, bewegt von ſtolzen Hoffnungen. Guebriant dachte ſchon an nichts weniger, als auf München und Paris zu gehen und von dort den Kranz der Rheinlande auf der Spitze ſeines ſiegreichen Degens zurückzutragen.

In den Sälen des Dachſteiner Schloſſes gab er am 24. October dem vielgefeierten Sieger von Rocroir ein glänzendes Gaſtmahl. Die Tafel prangte von ſeltenen Weinen, köſtlichen Gerichten, welche man mit unglaublichem Aufwande aus dem Elſaß und Breisgau, aus Lothringen und der Schweiz zuſammengeſucht hatte. Das Ehrengericht für den Prinzen war ein Auerhahn, „nach deutſcher Weiſe zubereitet,“ in Paſtete und mit ſeinen eigenen Federn bedeckt. Da ſaßen all die hochgemuthen Helden und ſchwelgten und toaſteten bei Trompetenſchall und Kanonendonner. Obenan ſaß Enghien, mit hohem Weſen, als wäre er der Sieger der Welt, zur Rechten Guebriant, ſtrahlend vor Wonne, zur Linken Graf Rantzau, prahleriſch, hochfahrend, ſeine Worte ſchallten über den ganzen Tiſch. Dann folgten an beiden Seiten der Tafel in glänzender Reihe all die berühmten Herren und Marſchälle, die Marquis v. Noirmautier, v. Vitry, du Bec, v. Montauſier, die Grafen von Maugiron und v. Montmedy, die Herren v. Sirot, v. Pontis und von Rocque-Serviéres, Herzog Friedrich von Würtemberg, Dietrich de Groot, Sohn des Hugo Grotius, und viele Andere. Das andere Ende der Tafel aber nahmen ein die Weimaraner, altbewährte Haudegen und ſchlaue Kriegshäupter, der Roſen, Taupadel, Oehm, Schönbeck, Klug, Rothhaſt, Kohlhaß, Tiffel und Andere; ſie tranken ohne Maßen und die franzöſiſchen Herren entſetzten ſich, wenn ihnen ein deutſcher Becher zuwinkte. Dieſe Generale und Oberſten aus Bernhards von Wei-

mar Schule wußten es, was es heiße, in Deutſchland zu kriegen, und ſie verlachten die Franzoſen, „welche allein klug ſein wollten, aber nicht capable wären, einen klugen Rath auszudenken; im Kriegsrathe führten ſie immer nur die Rede im Munde, man müſſe den Feind aus dem Lande ſchlagen, und wenn es zur Sache komme, ſo habe Niemand eine Courage.“ Die Weimaraner waren den Franzoſen gram, weil durch deren Ungeſchick und Ränke das tapfere und ſchöne Heer Herzog Bernhards langſam zu Grunde ging, aber ſie konnten einmal nicht mehr loskommen von den Franzoſen, von denen ſie fein und ſchmeichelnd, gleich kaum gezähmten Bären, behandelt, aber zu falſchen Zwecken gebraucht wurden. Noch immer aber betrachteten ſie ſich als bloße Verbündete Frankreichs, und ſie haßten insbeſondere den Rantzau, weil dieſer ſich mit Leib und Seele in franzöſiſche Dienſte begeben. Dieſer holſteiner Graf war wieder einer der abenteuerlichen Menſchen, wie ihrer mit faſt geſpenſtiſchem Eindrucke damals ſo viele auf der großen deutſchen Kriegsbühne erſchienen. Ehe er in den Gefechten zum Einarm, Einauge und Stelzfuß wurde, war er der ſchönſte Mann in ſeiner Zeit, und er galt damals unbezweifelt für den Vater Ludwig XVI. Dieſer war ihm auch auffallend ähnlich und Rantzau blieb ſtets in merkwürdiger Gunſt bei deſſen Mutter, der Königin und Regentin Anna, und vermochte alles bei Richelieu und Mazarin. Er erhielt ſpäter den franzöſiſchen Marſchallſtab mit einem Herzogthum von 50,000 Fr. Einkünften, mit denen er bald in's Reine war. Rantzau war ein unbändiger Raufbold und trank Jeden unter den Tiſch, vor dem Feinde tapfer wie ein Löwe und im Kriegsrath donnerte er Alles nieder.

Enghien ließ ſich noch eine Zeitlang im Elſaß vergöttern, im Breiſach mußte ihm zu Ehren ſogar „der Doctor Gräuel“ ſpielen, ein Feuermörſer, der 350 Pfund ſchoß. Dann eilte der königliche Prinz zu den Feſten des Pariſer Hofes, und Guebriant und Rantzau gingen mit dem Heere am 2. November bei Ottenheim über den Rhein. Sie nahmen ihren Marſch durch das Kinzinger Thal auf den Oberneckar und lagerten ſich am 7. November vor dem feſten Rothweil, „in Betrachtung, daß es hochnöthig ſei, einen Poſto diesſeits des Rheines zu faſſen, dahin man allerlei Vorrath für die Soldaten verſchaffen und gleichſam ein Magazin errichten könnte.“ Deshalb eilten ſie ſo ſehr und ließen das Geſchütz über Freiburg und St. Peter nachkommen. Die hochfliegenden Pläne beſchränkten ſich bereits darauf, ſich warme Winterquartiere zu erobern, weil es ſehr kalt wurde; Graf Rantzau aber ſchwur hoch und theuer, in wenigen Wochen wolle er in München tafeln.

Andere Männer waren die Führer des Heeres, welches auf kaiſerlicher Seite focht. Den Oberbefehl hatte Feldmarſchall Mercy, ein kluges Kriegshaupt und Meiſter in kühnen Märſchen; er lauerte lange, aber wenn er losſchlug, dann traf er auch.

General der Cavallerie war der ritterliche Johann von Werth, der größte Reitergeneral nach dem Pappenheimer, ein Mann ſo kühn und ungeſtüm und bei alledem ſo ſchlau, daß ihm die wunderbarſten Thaten gelangen. Sein beſter Schüler war der Oberſt Sporck, ein treuherziger tapferer Weſtfale und ein glücklicher Wagehals, der ſchon damals durch ſeine geſchickten Streifzüge ſich einen Namen gemacht hatte; berühmt wurde er ſpäter durch ſeine Siege gegen die Türken und Ungarn und gegen die Schweden in Polen und Schleswig. Zwei andere tüchtige Schüler Werth's waren die Reitoberſten Wolff und Epp. Dieſen wie ihrem Meiſter Werth war nichts lieber, als wenn ſie ein ordentlich Quartier aufſchlagen konnten; ſo nannte man es, wenn der Feind unverſehens in einem Orte überfallen und zuſammengehauen wurde. Mercy hatte erſt dem Guebriant in Elſaß ruhig beobachtend gegenüber geſtanden, war dann, als er deſſen Abſichten erfuhr, über den Rhein zurückgegangen und hatte die Schiffbrücke dem Herzog Karl von Lothringen nach Speyer geſchickt. Erſt nahm er auf den Höhen des Schwarzwaldes, dann bei Pforzheim feſte Stellung, um dem Feinde den Heilbronner Weg in die Oberpfalz abzuſchneiden.

Ihm hatte Guebriant gleich am 7. November, als Rothweil umzingelt wurde, den General Roſen entgegengeſandt, um mit vier Reiterregimentern Balingen auf der Heerſtraße zu beſetzen. Roſen, ſonſt ein tüchtiger und vielverſuchter Führer, fand die Stadt ſchon mit baieriſchen Dragonern verſehen und legte ſeine Regimenter eine halbe Stunde von da in das Dorf Geißlingen ein. Sieben Tage lang war er auf dem Marſche geweſen, er wollte ſich einmal wieder ausruhen und ließ abſatteln und Alles ſich zur Ruhe begeben. Auf den Bahlinger Weg hatte er jedoch zur Vorhut einen Rittmeiſter mit 72 Mann geſtellt. Nun war Sporck mit 530 Reitern von Mercy beordert, ſich Rothweil vorſichtig zu nähern und Kundſchaft einzuziehen. Nachts 2 Uhr brach er am 6. November aus Weilſtadt auf, war ſchon die andere Nacht in Horb, und als er von da auf Bahlingen unterwegs war, hörte er von einem Bauer, daß die feindlichen Reiter ſchon in der Nähe ſeien. Sogleich war er ihnen auf der Spur und es glückte ihm, daß er bei Roſenfeld einen ihrer Quartiermeiſter auffing, der ihm Roſen's ruhiges Quartier entdecken mußte. Da war auch der verwegene Plan ſchon fertig in ſeinem Kopfe, er rief

seine Rittmeister vor und fragte: „ob sie ein Gänglein mit ihm wagen wollten, da er enschlossen wäre, dem v. Rosen einen unversehenen Streich zu versetzen.“ Diese meinten jedoch, der Rose sei ein alter Fuchs und lasse sich nicht so leicht auf dem Lager fangen, mindestens werde er gehörig um sich beißen, ihr Haufen aber sei viel zu schwach. Sobald aber die Reiter davon hörten, riefen sie freudig: „Sporck, geh zu!“ denn ihrem Oberst vertrauten sie ganz und gar und „erboten sich getreulich zu folgen und aus Hoffnung guter Beuten ihr Möglichstes zu thun.“ Also ritt Sporck erst allein an Geißlingen und besah sich Ort und Gelegenheit. Dann ließ er ruhig füttern, damit Mann und Roß auch gehörig Kräfte hätten zu der nächtlichen Arbeit. Um Mitternacht rückte er möglichst lautlos heran, besetzte mit zweihundert Mann die Wege aus dem Dorfe und stürmte dann plötzlich hinein mit schrecklichem Getöse und Büchsenknall, dem zurück galoppirenden Rittmeister auf den Fersen. Die Rosen'schen Reiter lagen im tiefen Schlafe; im Nu loderten im ganzen Dorfe die Flammen auf, verwirrt stürzten die Soldaten aus den Häusern, und wurden niedergemacht oder ergriffen, überall Getümmel und Entsetzen, das Feuer verzehrte Mann und Roß, Waffen und Fahnen, in einer Stunde waren die Regimenter vernichtet. Rosen irrte zu Fuß umher und rettete sich auf das nahegelegene Schloß, nur dreihundert Reiter ohne Pferde flüchteten mit ihm, fast alle Offiziere gingen verloren. Unter dem Scheine der Flammen sprengten die Sporck'schen von dannen, 8 Fahnen, 800 Pferde und 200 Gefangene nahmen sie mit sich. Das war dem Rosen der härteste Schlag in seinem Leben, es war die beste Reiterei des Heeres, welche er verlorn, trübselig kam er zurück in's Lager vor Rothweil. Hier hatte der edle Guebriant seine Mühe und Noth, um ihn vor dem Hohne und den Anklagen zu schützen, die auf ihn einstürmten. Rosen's Unglück brachte einen üblen Muth in das französische, einen desto freudigeren in das baierische Heer.

Vier gute deutsche Reiterregimenter hatten die Franzosen nun gleich zu Anfang eingebüßt, die Belagerung Rothweil's kostete ihnen noch manchen Mann dazu. Sie gedachten die Stadt im sehen zu nehmen, aber sie fanden, daß ihr nicht so leicht beizukommen sei. Die kleine Besatzung und die Bürger, obgleich sie ein ganzes Heer belagerte, schlugen männlich jedes Anerbieten und jedes Anrennen ab, entdeckten die Minen, welche gegen die Stadt angelegt wurden und schnitten sie ab. Rosen ließ unterdeß das Städtchen Schönberg in der Nähe ausplündern, weil man daraus auf ihn Feuer gegeben, als er vorbeizog. Endlich war Bresche geschossen und am 17. November wurde mit aller Macht gestürmt; vergebens. Dabei war es grimmig kalt und aus der ausgewüsteten Gegend wenig an Lebensmitteln zu holen, die neugeworbenen Franzosen machten sich aus dem Staube, wo sie konnten. Guebriant machte stärkere Anstalten, die Stadt zu bezwingen, da fiel er selbst in den Schanzgraben, eine Falkonetkugel hatte ihm den Ellenbogen zerschmettert, auf einer Leiter trug man ihn in sein Quartier zu Rothmünster, und das Ungeschick der Wundärzte brachte ihn zum Sterben. Auf dem Todtenbette hörte er noch den Jubel, als Rothweil endlich am 19. November überging. Die Stadt war nur in der Eile und schwach befestigt worden, und die Bürger erklärten, sich nicht länger wehren zu können. Um nur unter Dach und Fach zu kommen, gewährten die Franzosen der Stadt alle Bedingungen der Uebergabe. Die Bürgerschaft behielt ihre Waffen, ihre Archive und alle ihre Rechte und Güter und sollte auch nicht mit Brandschatzung belegt werden, die tapfere Besatzung aber, 500 Mann, zogen frei ab „mit Sack und Pack, allem Gewehr, Kugeln im Munde, mit brennenden Lunten“ und allen sonstigen Kriegsehren. Auf ihrem Marsche aber wurden sie, weil sie von den Franzosen spöttlich gesprochen, treulos überfallen, die Offiziere geplündert und die Soldaten gezwungen, sich in die französischen Regimenter einzustellen. Guebriant ließ sich noch in die Stadt tragen, und dem Tode nahe, berief er die höheren Offiziere zu sich und ermahnte sie mit beweglichen Worten zur Einigkeit und höchsten Vorsicht; es war, als wenn er eine schwarze Ahnung vom kommenden Unheile gehabt hätte.

Im Kriegsrath aber waren die Heerführer dennoch mit Worten und Degen an einander. Die Franzosen, welche schon einmal in Deutschland gewesen, wollten zurück, — die Weimarschen sagten, sie allein verständen den deutschen Krieg, aber sie drangen mit ihren Vorschlägen, eine feste Stellung zu nehmen, nicht durch, Taupadel lag krank in Rothweil und Rosen trug noch zuviel an dem Sporck'schen Denkzettel, als daß sein Rath hätte zu laut werden dürfen; — endlich entschied Rantzau, jetzt der erste im Oberbefehl. Schimpflich ist es, schrie er, jetzt den Rückzug zu nehmen, schimpflich sich wie Füchse zu verbauen; er wolle vorwärts und denke sich bald den Halskragen im Baierblut zu waschen. Da konnte sich denn doch Rosen nicht enthalten, ihm zu erwiedern: „Bairisch Blut sei wohl höher zu achten, als zu solchem Gebrauch.“ Man kam dahin überein, sich vorerst von den Rothweiler Strapatzen zu erholen, und zog am 20. November mit dem ganzen Heere nach Tuttlingen an der Donau, weil in dortiger Gegend Frucht und Futter zu finden. Um gegen den Feind auf der Hut zu sein, wurde Rosen mit acht, meist deutschen Regimentern zu Pferde nach Mühlen gelegt, die Donau abwärts, fünf Brigaden zu Fuß

Digitized by Google

ſtanden in der Nähe, etwa eine Stunde von Tuttlingen, ſie verſprachen, fleißig Parteien zur Kundſchaft auf die Heerwege auszuſenden; daß der Feind durch die unwegſamen Bergwälder kommen könne, fiel Keinem im Traume ein. Tuttlingen wurde das Hauptquartier, dort machte es ſich die ganze Generalität bequem, umgeben von der Generalgarde, dem Leibregimente der Königin und dem Regimente des Oberſten Klug, auch das geſammte Geſchütz wurde vor der Stadt aufgefahren. In Möringen, eine Stunde oberhalb, nahmen die übrigen zehn Regimenter ihr Quartier. Mit ihrer angenehmen Leichtigkeit richteten ſich die Franzoſen ein, ſie aßen und tranken und ließen es ſich wohl ſein.

Unterdeſſen hatte am 14. November mit dem baieriſchen Heere Herzog Karl von Lothringen ſeine Truppen vereinigt, ein abenteuerlicher, ruheloſer Held. Richelieu hatte ihn nach und nach durch Kabalen aufgerieben und aus ſeinem Herzogthume verdrängt, jetzt jagte der Heißſporn durch alle Länder und es tobte in ihm das Verlangen nach Rache. Mercy und er hatten Graf Hatzfeld, den erfahrenen und tapfern Führer der vorzugsweiſe kaiſerlichen Heeresabtheilung, wiſſen laſſen, er ſolle zu ihnen ſtoßen, ſie wollten den Franzoſen bei Rottweil eine Schlacht liefern. Sie zogen über Rotenburg auf Sigmaringen und ſetzten am 23. Nov. über die Donau, um die Franzoſen von einer Seite zu faſſen, welche dieſen unerwartet ſei. Hier erfuhren ſie aber, daß das franzöſiſche Heer von Rottweil abgezogen, in Ruhe und Frieden in und um Tuttlingen lagere und, durch Gebirge vom Feinde getrennt, deſſen Nähe nicht ahne, ihn vielmehr in Bayern glaube. Dieſe Kunde wurde beſtätigt, als die ſtreifenden Reiter hin und wieder kleine Mannſchaften aufbrachten, die vom franzöſiſchen Heere ſich ſoweit vorgewagt hatten. Jetzt blitzte in allen der Gedanke auf, den Sporck'ſchen Streich mit ganzem Heere zu wiederholen. Werth hatte gleich den beſten Plan in Ordnung, Oberſt v. Holz kannte die Gegend und alle Päſſe, Herzog Karl war ſofort mit dabei, und auf ihr fröhliches Andringen willigte Mercy ein. Der Feind ſollte im Quartier überfallen oder im Felde geſchlagen werden. Alſobald war Freude und Zuverſicht auf den Geſichtern, die Soldaten brannten vor Luſt, die Franzoſen zuſammen zu wettern. Das Heer machte ſich fertig zum Eilmarſche, alles Gepäck wurde rückwärts nach Rietlingen geſchickt. Dies geſchah vor den Augen der franzöſiſchen Gefangenen, welche man im Glauben beſtärkte, man wolle zurück und Baiern decken, und dann entwiſchen ließ, damit ſie ſolche Nachricht ihren Leuten brächten.

Noch am Abend rückte man auf Mößkirch und ordnete ſich hier längs des Waldes während der Nachtzeit zur Schlacht. Kein Feuer wurde angezündet, um dem Feinde nichts zu verrathen, und die Reiter ſtreiften unaufhörlich umher, alles wegzufangen, was ihm hätte Kunde geben können. Noch ehe es hell wurde, langte auch Hatzfeld an, der Tag und Nacht marſchirt war. „Alſo hatten Alle große Hoffnung etwas Gutes auszurichten.“

Am Morgen, es war am Dienſtag den 24. November, zog das ganze Heer in tiefſter Stille, ohne Trommelſchlag und ohne Trompetenſchall, auf Tuttlingen, im geraden Strich mitten durch die Berge, die hohen Wälder verdeckten das Annähern. Wiederholt wurden feindliche ſtreifende Parteien zu 40 Mann aufgehoben, welche ausſagten, daß ihr Heer nichts Böſes ahnend ſtill liege und noch zwei oder drei Tage ſo bleiben wolle, daß aber Ordre gegeben ſei, zum demnächſtigen Aufbruch für fünf Tage Proviant herbeizuſchaffen, weshalb heute fleißig fouragirt werde. Das erhellte immer mehr die Ausſicht auf ein glücklich Gelingen und kam um ſo gelegener, als die dichten Waldungen, die engen Päſſe und Tiefthäler das ſchnelle Fortrücken des Heeres höchſt ſchwierig und mühevoll machten. Wären die Soldaten nicht ſo voll freudigen Muthes und Eifers geweſen, ſo möchte man ſchwerlich vor Abend Tuttlingen erreicht haben. Werth war natürlich Allen voraus, er hatte tauſend auserleſene Reiter unter Sporck und Epp, ein Dragonerregiment unter Wolff; ſechshundert Musketiere führte Oberſt Gold und eine Handvoll liſtiger Kroaten Rittmeiſter Truckmüller, Oberſt von Holz zeigte den Weg. Dieſer Vortrab war ſchon auf dem Platze, als das übrige Heer ſich noch in den Wäldern mühte. Werth wartete daher mit den Seinigen eine ziemliche Zeit bei dem Dorfe Neuhauſen, nur eine Stunde von Tuttlingen und von Mühlen entfernt. Aber er verließ ſich auf der Feinde Sorgloſigkeit und auf die Schneeflocken, welche ihn mit weißem, wirbelndem Mantel umhüllten. Es war ein Uhr Nachmittags. Zur ſelben Stunde ſtarb in Rothweil der Marſchall Guebriant. Man erzählt, daß Sterbende in Bezug auf den Gegenſtand, der ihnen am meiſten am Herzen liegt, in der Todesſtunde hellſehend werden: gewiß iſt, daß Guebriant zur Zeit, als bei Tuttlingen das Verderben ſtill und unaufhaltſam ſein Heer umringte, in Rothweil mehrmal angſtvoll aufſchrie: „O mein armes Heer, man vernichtet es! Meine Stiefeln, mein Degen, mein Pferd! Alles iſt verloren, wenn ich nicht da bin.“

Die Stadt Tuttlingen liegt zwiſchen der Donau und dem Berge, welchen Schloß Homberg krönt. Zwiſchen dem Schloßberg und der Stadt im Thalgrunde, einen Piſtolenſchuß von der Stadtmauer, ſtand ein Kirchlein und auf dem Kirchhofe alles Geſchütz der Franzoſen. Nur wenige Mannſchaft

war da, es zu bewachen, und diese hatte sich als das Schneewetter ihr zu unangenehm wurde, größtentheils in die Kirche zurückgezogen. Werth, der mit einem Blick jeden Umstand sah, stand auf heißen Kohlen, jeden Augenblick konnte er gesehen werden, zum Glücke blieb die Luft wegen des Schneegestöbers dick und dunkel. Als er sich endlich um drei Uhr Nachmittags versicherte, daß das Heer aus den Wäldern trete, beschlossen er und seine Obersten, auf dessen Herankommen nicht länger zu warten, sondern in Gottes Namen darauf zu gehen. Die dreißig Kroaten eilten voraus, Epp und Wolff folgten spornstreichs, die Musketiere wurden nicht erst abgewartet. Man stürmte auf den Kirchhof, die Dragoner sprangen ab und eilten den Kroaten in die Kirche nach, kein Mann von der Wache blieb am Leben. Nun holten die Reiter lachend die Munitionswagen herbei, die auch in der Nähe standen, ladeten die Kanonen, kehrten sie auf die Stadt und schickten ihr donnernde Grüße zu. Man wollte den Feind aus der Stadt auf ihre Allarmplätze locken und dann einen Haufen nach dem andern schlagen. Zitternd vor Schrecken und Bestürzung eilten die Franzosen aus den Häusern und truppweise vor das Thor, Werth pulverte lustig in die Haufen hinein, auseinanderplatzend flogen die Erschreckten in die Stadt zurück. Jetzt wußten sie, was für Gäste bei ihren Geschützen und Pulverwagen handthirten und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen. Gold unterdessen eilte mit seinen Musketieren zu Schloß Homberg hinauf, eine Vertheidigung wäre der Besatzung nicht schwer gefallen, aber sie ergab sich, ohne daß Gold einen Mann verlor. Mercy aber und Hatzfeld waren im Geschwindschritte heran und entfalteten ihre wohlgeordneten Schaaren vor der Stadt. Hatzfeld war rasch mit Werth rechts und links der Stadt vorbei durch die Donau geritten und besetzte die Wege auf der andern Seite. Vor allen Thoren trompeteten die Boten und forderten Uebergabe, auf den zurückliegenden Höhen breitete der Lothringer seine Macht aus, die geängstigten Franzosen baten um Zeit.

Der Hauptstreich war gelungen. Man hatte das gesammte Geschütz des Feindes, seine Generalität saß in Tuttlingen fest, und zugleich war eine solche Stellung zwischen den feindlichen Regimentern oberhalb und unterhalb der Stadt gewonnen, daß sie sich nicht mehr vereinigen konnten. Werth aber eilte, sobald er Tuttlingen sicher umstellt sah, mit zweitausend Reitern in vollem Trabe auf Möringen los. Mit dampfenden Pferden stürzten sich die Tapfern auf die zehn Regimenter Franzosen, welche Wind bekommen und sich schnell aufgestellt hatten. Heftig war der Zusammenstoß, aber bald wurde die ganze Linie in wildem Gewühl auf Möringen zurückgeworfen und die Säbel richteten unter den Flüchtigen ein Gemetzel an. Die ganze Reiterei der Franzosen gab Fersengeld und zerstob ins weite Feld. Das Regiment Mazarin, spanische Kerntruppen noch aus dem Treffen bei Lerida her, welches die durchgegangene Reiterei decken wollte, wurde niedergehauen bis auf den letzten Mann, blos der Oberst und ein paar Offiziere retteten sich durch Ergebung. Der Untergang dieses tapfern Regiments that später den Siegern leid, denn wahrscheinlich würde es sich auch so gut gehalten haben, wenn man es nach der Gefangennahme deutschen Fahnen einverleibt hätte. Nun saßen die Franzosen auch in Möringen fest und da sie sich noch wehrten, ritt auch Hatzfeld herbei und ließ das Städtlein von der Reiterei eng umstellen, auch durch ein paar Stücke beschießen.

Es war noch der dritte französische Heerestheil übrig, welcher in Mühlen stand. Mit dem Dunkelwerden zeigte sich Rosen auch im Felde, als er aber des Feindes Heer in blanker Schlachtordnung sah, wandte er ohne Säumniß um und riß aus mit allem was ihm folgen wollte. Er hatte an der Geißlinger Nacht bereits genug gehabt. Mercy setzte ihm sogleich nach, konnte ihn aber nicht mehr erreichen, vernichtete aber noch drei Brigaden Fußvolk bei Mühlen. Die ganze gutbestellte Bagage, welche in der Nähe stand, mußte Rosen ebenfalls in Feindes Händen lassen.

Das siegreiche Heer blieb nun guter Dinge die Nacht hindurch im Felde vor Tuttlingen stehen. Denn es war noch immer möglich, daß die entkommene starke Reiterei des Feindes wieder anrücke und den Eingeschlossenen auf irgend eine Weise Luft mache. Aber schon hatte Oberst Sporck gesorgt, daß dies nicht mehr geschehen konnte. Er war mit tausend Mann zum Nachhauen commandirt und hatte Leute, die Stahl und Feuer waren. Bei Fürstenberg trafen sie auf Zehn von den flüchtigen Reiterregimentern, die Hälfte Weimaraner, welche sich wieder aufgestellt hatten. Wie der Sturmwind fielen sie darüber her, die Franzosen ließen es gar nicht mehr zu dem ordentlichen Treffen kommen und die Weimarischen konnten allein das Feld nicht halten, der Schrecken war unwiderstehlich geworden, alle zehn Regimenter löseten sich in die wildeste Flucht auf. Jeder sprengte hin, wohin ihn gerade das Glück führte, Rosen flüchtete über Rothweil, Andere nach Blumberg, wieder Andere nach der Schweiz. Aber bis tief in die Nacht hinein setzten die Sporck'schen, unterstützt von noch mehr kleinen Streifpartieen, den Flüchtigen nach, was sich blicken ließ, wurde niedergeworfen, gefangen oder gesprengt, die Sporckschen rasteten nicht, bis ihre Pferde zu stürzen drohten. Auch die schwäbischen Bauern schlugen noch manchen Franzosen nieder.

Das war eine angstvolle Nacht für die Einge-

Digitized by Google

schlossenen in Tuttlingen und Möringen, kein Auge wurde zugethan. Wenige Muthige sprachen von Vertheidigung oder vom Durchschlagen, aber was wollten sie anfangen mit einem Heere, welches der Schrecken ohnmächtig gemacht hatte! Am Morgen kam auch Sporck zurück mit 15 Standarten, Rantzau's Heerpauken, 1200 Pferden und einer Menge von Gefangenen, unter denen auch der Oberst Chambre und viele andere Offiziere waren. Die Franzosen erfuhren die Vernichtung oder Flucht ihrer ganzen Reiterei, und sie wollen sich nun auf die billigen Bedingungen ergeben, welche Mercy und Hatzfeld ihnen Tags vorher gestellt hatten; doch dazu war es jetzt zu spät, es hieß: „Ergeben auf Gnade und Ungnade!" Denn inzwischen war auch der tolle Lothringer herangekommen und hatte die deutschen Feldherren ob ihrer Milde verhöhnt. Diese Franzosen, sagte er, hätten verdient, daß man sie lieber gleich alle hätte über die Klinge springen lassen. Auch den Soldaten, „that es herzlich leid, das sie nicht Widerstand gefunden, ihre Tapferkeit und Kraft mehr zu erweisen," und sie waren unmuthig, daß so viele Franzosen mit heiler Haut davon kämen. Also ergaben sich mit ihren Regimentern all die glänzenden Generale, Obersten, vornehme Herren und an 120 Capitäne schimpflich auf Gnade und Ungnade.

Am Morgen des 25. November kamen sie alle hervor, die Soldaten ohne Fahnen und ohne Wehr und Waffen, die Generäle ohne Degen und mit bleichen Gesichtern. Fast komisch nahm sich Rantzau in seinem Aerger aus, den er schwer unterdrückte. Traurig war der Abschied, den die Herren von ihren Damen nahmen; diese hatten Schlimmeres gefürchtet als ihnen widerfuhr, denn man behandelte sie mit ausgezeichneter Höflichkeit und ließ sie durch den ritterlichen Truckmüller in ihren Carossen nach Schaffhausen geleiten. Aber die ganze stolze Ausrüstung, die Kleinodien, das reiche Gold- und Silbergeschirr, alle Fahnen und Geschütze, dazu die Menge beladener Packwagen, Alles wurde gute Beute der Sieger. Manche Soldaten hatten Pferde erbeutet, für welche sie tausend Thaler lösten. Ueber sechstausend gefangene Franzosen wurden nach Tübingen und anderen Orten geführt, mehr als dreitausend lagen todt auf den Feldern um Tuttlingen. Noch immer wurden in den nächsten Tagen Gefangene in Pfullendorf, Mößkirch, Sigmaringen und Villingen von den streifenden Reitern eingebracht. Gerettet hatte sich nur der Rest von deutschen Reiterregimentern, welcher nach Lauffenburg entkommen war. Rosen hatte auf seiner Flucht aus Rothweil den kranken Taupadel mitgenommen, Guebriant's Leiche und Regiment flüchteten hastig mit, die Leiche wurde auf einem Maulthiere bis nach Breisach geschleppt. Die in Rothweil noch zurückgelassene französische und deutsche Besatzung mußte sich am 3. December ebenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, der Herzog von Würtemberg aber, der Commandant, hatte sich tapfer gewehrt, er und die Offiziere behielten Waffen und Gepäck, zweitausend ihrer Soldaten, welche noch gesund waren, wurden unter bairische Regimenter gesteckt. Man fand in Rothweil auch noch siebenzig Fahnen, welche dorthin gerettet waren, und besonders annehmlich war die Masse von Proviant, welchen die Franzosen dorthin zusammengebracht hatten.

Süddeutschland war nun vom Feinde befreit. Die Baiern nahmen fröhliche Winterquartiere und Hatzfeld und der Lothringer konnten nach dem Main und Rhein aufbrechen, um andere feindliche Truppen zu verfolgen. Wer von den Soldaten bei dem großen Quartieraufschlagen gewesen, erinnerte sich noch sein Lebtag mit Lachen daran.

Der Tuttlinger Tag war einer der glänzendsten in dem schlachtenreichen Kriege, das vollständigste Waffenglück über ein ganzes wohlausgerüstetes Heer war erkauft mit kaum nennenswerthem Verluste. Die Franzosen konnten selbst nicht begreifen, wie Alles so schnell und schrecklich hatte kommen können. Die Freude, mit der sich Mercy, Hatzfeld, Herzog Karl und Werth umarmten, als der Streich so herrlich gelungen war, klang in ganz Deutschland wieder, das Tedeum, welches am 4. Dec. in Rothweil unter dem Donner all' der genommenen feindlichen Geschütze begangen wurde, fand in Wien, München, Brüssel und anderen Städten seine festliche Wiederholung. Von Freund und Feind wurde den Franzosen ihr Unglück herzlich gegönnt, wohin die Kunde kam, entstand heiteres Gelächter und regnete es Witze über die armen Geprellten. Die Soldaten machten lustige Lieder darauf, und die Reichsstädter sagten: „die Franzosen hätten ihren Proceß zu Rothweil verloren und nach Lauffenburg appellirt," in Rothweil war nämlich ein kaiserliches Reichsgericht. Oberst Wolff, der die Siegesnachricht nach Wien brachte, erhielt köstlichen Botenlohn, Kurfürst Maximilian gab jedem Soldaten ein Geldgeschenk und verehrte zum Andenken eine silberne Ampel nach St. Maria di Vittoria in Rom, der Kirche, welche von Deutschen erbaut war.

Am Hofe zu Paris hatte man gejubelt, als die Nachricht von der Eroberung Rothweils eintraf, die ersten Wundärzte erhielten Befehl, sogleich dahin zu eilen zum verwundeten Guebriant. Aber schon den Tag nachher kam die Hiobspost an. Man war außer sich vor Schaam und Bestürzung, all' die stolzen Sieger von Rocroix und Kempen, welche so viel triumphirt hatten, waren todt oder auf Gnade und Ungnade gefangen, schmerzlich

Digitized by Google

wurden sie bei den Hoffesten vermißt. Eilboten flogen nach Piemont zu Turenne, daß er die Rheingrenze schützen solle. Er kam mit vielem Gelde nach Deutschland, um neue Truppen anzuwerben, da er persönlich bei den deutschen Soldaten beliebt war. So leicht sonst die Franzosen etwas Unangenehmes verschmerzen, die Tuttlinger Schmach brannte ihnen noch lange auf der Seele, und die Ströme Blutes, welche das Jahr darauf Prinz Enghien in der mörderischen Schlacht von Freiburg aufopferte, zeigten, wie gern man durch Siege das bittere Andenken verwischt hätte.

Auch dem berühmten Heere, welches der Herzog Bernhard von Weimar seinen Stolz, seine Hoffnung und Heimath nannte, waren Tuttlingen, Geißlingen und Rothweil gründlich verderblich geworden. Es bestanden nur noch zwei Regimenter Fußvolk und die Reiterfähnlein, welche sich mit Rosen gerettet hatten. Auch dieser Rest verblutete bald zum Besten der französischen Waffen und zum redenden Beweise, was es dem Deutschen hilft, den Fremden gegen sein Vaterland zu dienen.

(Lloyd's ill. Famb.)

Zwei geheime Sendungen Beaumarchais'.

(Aus dem Wiener Lloyd.)

Die Geschichte der geheimen Sendung Beaumarchais' zeigt uns, was sich hinter den Coulissen der Beherrscher Frankreichs zur Zeit der letzten Ludwige begeben konnte; sie zeigt, wie die kleinlichsten Dinge als die größten Staatsaffairen behandelt wurden, wie ein bedeutender Mann, welcher seiner bürgerlichen Existenz beraubt worden war, sich ihrer bedienen mußte, um der Vertraute zweier Könige und ihrer Minister zu werden und auf diese Weise seine Rehabilitation zu erreichen.

Beaumarchais, der berühmte Dichter von „Figaro's Hochzeit," hatte seinen Prozeß gegen den berüchtigten Rat Gözman verloren und das Parlament Maupeou hatte ihn gebrandmarkt. Die öffentliche Meinung dagegen hatte sich bereits für ihn erklärt; es fehlte ihm nur noch die gesetzliche Rehabilitation. Er erlangte sie durch eigenthümliche Dienste, die er Ludwig XV. und Ludwig XVI. erwies.

Beaumarchais hatte den Generalpächter La Borde, der zugleich erster Kammerdiener des Königs war, zum Freund. Eines Tags sprach Ludwig XV. zu diesem Letztern: „Man behauptet, daß dein Freund entschiedenes Talent zum Unterhändler habe; wenn man ihn in einer Sache, die mich interessirt, mit Erfolg und insgeheim verwenden könnte, würden sich seine Angelegenheiten bald besser gestalten." Das, was den alten König beunruhigte, war die Drohung eines gewissen Morando, eines Abenteurers aus Burgund, der vor der Justiz hatte nach England flüchten müssen und dort ein skandalöses Blatt: „der geharnischte Zeitungsschreiber," schrieb. Dieser Morande hatte an die Dubarri geschrieben: er werde, wenn er nicht ein anständiges Lösegeld erhalte, demnächst ein Buch herausgeben, „geheime Memoiren einer öffentlichen Frau" betitelt. Die Dubarri, statt das Buch zu verachten oder der englischen Justiz zu überliefern, hatte Ludwig XV. vermocht, anfänglich die Auslieferung Morande's zu verlangen und, als dies fruchtlos blieb, eine Brigade Agenten nach London zu schicken, die sich seiner bemächtigen sollten. Allein Morande erfuhr dies, schlug in den englischen Zeitungen Lärm und das Volk wollte die Agenten, als sie ankamen, in die Themse werfen, so daß sie schleunigst wieder abziehen mußten.

Jetzt betrieb Morande den Druck des Pamphlets und dreitausend Exemplare lagen bereit zum Transport nach Holland und Deutschland, um alsdann von da nach Frankreich geschmuggelt zu werden. Verschiedene Geldanerbietungen waren vergeblich gewesen und Ludwig XV., der gleich den Ministern Aiguillon und Maupeou und der Dubarri in dem Buche arg mitgenommen ward, fiel endlich auf Beaumarchais, um die Sache beizulegen.

Im März 1774 reiste dieser wirklich nach London ab unter dem Namen Ronac (Caron), gewann in kurzem das Vertrauen der Libelliſten und machte sich zum Herrn einer Unterhaltung, die siebzehn Monate lang dauerte. Glücklich brachte er ein Exemplar des Buches und das Manuscript eines neuen dem König, der über diesen Erfolg sehr erfreut war und ihn Aiguillon mittheilte. Diesem war es hauptsächlich um die Verbindungen Morande's in Frankreich zu thun und Beaumarchais sollte sie ihm denunciren. Allein dieser weigerte sich dessen entschieden und wollte lieber seine Mission aufgeben. Trotz des Zorns Aiguillons behielt er Recht und erhielt vom König Auftrag, die Sache zu Ende zu bringen.

Beaumarchais reiste wiederum nach London und die dreitausend Exemplare wurden sammt dem Manuscript bei London verbrannt. Die französische Regierung zahlte, um das Stillschweigen eines Morande zu kaufen und den Ruf einer Dubarri zu hüten, an diesen Abenteurer zuerst

Digitized by Google

20,000 Franken und außerdem eine lebenslängliche Rente von 4000 Franken. Später erhielt er unter Ludwig XVI. für die Hälfte der Rente noch einmal 20,000 Franken auf seine Bitten ausgezahlt. Die Ehre der Madame Dubarri war also in der That sehr theuer bezahlt worden. Morande war übrigens später noch ein ehrlicher Mensch und überlebte Beaumarchais, der bei dieser delicaten Sache seiner Ehre niemals etwas vergab, sondern, wie Morands Briefe an ihn ausweisen, diesen stets in einer gehörigen Entfernung von sich zu erhalten wußte.

Als Beaumarchais nach Versailles kam, um seinerseits seinen Lohn zu empfangen, traf er den König im Sterben an. Hätte der König nur acht Tage länger noch gelebt, so würde er ihn rehabilitirt haben. Sein Nachfolger hatte natürlich kein Interesse, für den guten Ruf der Madame Dubarri zu sorgen.

Indeß war die Fabrik der Schmähschriften in London noch immer thätig und auch Ludwig XVI. sah sich mit seiner jungen Gemahlin inmitten der Begeisterung Frankreichs, welches ein neues Zeitalter kommen sah, von den Libellisten bedroht. Anonyme Beschimpfungen, die unter einer freien Regierung seltener und ungefährlicher sind, werden unter dem Regimente des Stillschweigens Staatsaffairen. Man dachte wiederum an Beaumarchais, der dem Marineminister Sartines um so bereitwilliger seine Dienste für den jungen König und seine schöne Gemahlin anbot, als er früher Ludwig XV. nur aus Nothwendigkeit gedient hatte.

Im Juni 1774 ging Beaumarchais als geheimer Absendling Ludwigs XVI. abermals nach London. Es handelte sich diesmal um die Vernichtung eines Buches, das den Titel führte: "Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers." Das Buch war in der verhüllenden Form einer gewichtigen politischen Abhandlung besonders gegegen Maria Antoinette gerichtet. Der Verfasser war unbekannt; man wußte nur, daß die Publikation einem italienischen Juden, Wilhelm Anglucci, anvertraut war, der sich in England William Hatkinson nannte und über bedeutende Geldmittel verfügte, indem er gleichzeitig zwei bedeutende Ausgaben in London und Amsterdam drucken ließ.

Beaumarchais, der sich der Sache bald zu bemächtigen wußte und in ihr eine neue Stufe zu seiner Rehabitiation erblickte, brachte es trotz der anfänglichen Weigerung des Königs endlich dahin, daß ihm diese eine eigenhändige Autorisation aushändigen ließ, welche so lautete: „Herr von Beaumarchais, der mit geheimen Aufträgen von mir versehen ist, wird sobald als möglich sich an den Ort seiner Bestimmung begeben; die Discretion und der Eifer, den er bei der Ausführung zeigen wird, soll der angenehmste Beweis für sein Bestreben in meinem Dienste sein, Marly, 10. Juli 1774. Ludwig."

Mit diesem Zettel, der ihn unmittelbar mit dem König in Verbindung brachte und den er in einer goldenen Kapsel an einer goldenen Kette auf der Brust trug, um nur im äußersten Nothfalle von ihm Gebrauch zu machen, wandte sich Beaumarchais an den Juden Angelucci, dem die Feinde der Marie Antoinette goldene Berge für Publication der Schmähschrift versprochen hatten. Gegen 1400 Pfund Sterling, etwa 35,000 Fr., lieferte der Jude das Manuscript und 3000 Exemplare an Beaumarchais aus die in London verbrannt wurden. Sodann begaben sich Jude und Unterhändler nach Amsterdam, um daselbst auch die holländische Ausgabe zu vernichten. Während Beaumarchais indeß in voller Sicherheit sich Amsterdam beschaute, erfuhr er plötzlich, daß der schlaue Jude sich mit dem Gelde und einem Exemplare des Buches heimlich nach Nürnberg auf den Weg gemacht habe, um es in französischer und italienischer Sprache herauszugeben.

Wüthend beschloß er, den Juden zu verfolgen. Er kannte weder den Weg noch die deutsche Sprache, noch hatte er Geld. Daher verkaufte er seine Edelsteine und nahm eine Landkarte zu Hilfe, mit der er über Nimwegen, Cleve, Düsseldorf, Köln, Frankfurt, Mainz nach Nürnberg zu Tag und Nacht reiste. Kurz vor Nürnberg, am Anfang eines Waldes, holte er den Juden endlich ein; er traf ihn, wie er arglos auf einem Pferdchen dahintrabte. Bei dem Geräusch der Postchaise drehte derselbe sich um, erkannte Beaumarchais und warf sich ins Gebüsch; allein die dichter werdenden Bäume hielten ihn bald auf und Beaumarchais, der mit der Pistole in der Hand aus der Chaise gesprungen war, holte ihn ein, riß ihn am Stiefel vom Pferde, untersuchte seine Taschen und sein Felleisen und fand endlich auf dessen Grund das Exemplar, das in Amsterdam seiner Wachsamkeit entgangen war. Die Bitten des Juden erweichten jedoch seinen Grimm, denn nicht allein schenkte er ihm das Leben, sondern er ließ ihm auch noch einen Theil des im Voraus gegebenen Geldes. Nunmehr mußte Beaumarchais darauf bedacht sein, seinen Wagen wiederzufinden, denn die ganze Verhandlung fand mitten im Walde statt. Während er aber noch die Landstraße suchte, ward er plötzlich seinerseits von zwei Räubern angefallen, von denen der eine, mit einem großen Messer in der Hand, das Leben oder die Börse verlangte. Beaumarchais drückte seine Pistole ab; allein das Zündkraut fing nicht und er erhielt alsbald einen furcht-

baren Messerstoß in die Brust. Glücklicherweise rutschte das Messer an der goldenen Kapsel, in welcher der Befehl des Königs sich befand, ab und streifte ihm blos Brust und Kinn. Mit einer verzweifelten Anstrengung gelang es ihm, dem Banditen das Messer, dessen Klinge ihm die Hand aufschnitt, zu entreißen, und er packte ihn nunmehr an der Gurgel, um ihn zu erwürgen. Jetzt warf sich jedoch der andere Räuber, der anfänglich geflohen war, von hinten auf Beaumarchais, so daß die Sache wahrscheinlich noch schlimm für ihn abgelaufen sein würde, wenn nicht in diesem Augenblick sein Diener zu Hilfe gekommen wäre und der Postillon geblasen hätte.

Diese ganze Erzählung ist so romanhaft, daß man an ihrer Wahrheit zweifeln könnte, wäre nicht über die ganze Thatsache ein Protokoll vorhanden, welches der Bürgermeister von Nürnberg auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia verfaßt hat. In diesem Protokoll, welches vom 17. Sept. 1774 datirt, sagt der Bürger Konrad Gruber, Besitzer der Herberge zum rothen Hahn in Nürnberg, aus, wie Herr von Ronac bei ihm im Gesicht und an der Hand verwundet angekommen sei am 14. August des Abends nach der Scene im Walde; er sei in großer Unruhe im ganzen Hause herumgelaufen und habe sich wie verwirrt benommen. In der That konnten die plötzlichen Ereignisse und die beiden Verwundungen recht gut Beaumarchais so aufgeregt haben, daß er für geisteskrank gehalten werden konnte. Noch war er jedoch nicht am Ende seiner Abenteuer.

Es kam ihm nämlich der Gedanke bei, daß der Jude Angelucci vielleicht doch noch ein Exemplar könne beiseite gebracht haben, und daß es deshalb wohl das Beste sein werde, ihn aufgreifen und nach Frankreich schaffen zu lassen. Dazu mußte er jedoch einen Befehl der Kaiserin haben und es galt deshalb zunächst, bei dieser eine Audienz zu erlangen. Der Secretär derselben hielt Beaumarchais für einen zudringlichen Abenteurer, der vielleicht nur einige Dukaten erbetteln wollte; er nahm ihn daher anfänglich übel auf. Allein der stolze Ton, mit dem Beaumarchais ihn für alles Unheil verantwortlich machte, wenn er den Brief, in welchem er um Audienz bat, nicht der Kaiserin zustelle, machte ihn geschmeidiger. Beaumarchais erhielt in Schönbrunn endlich eine Audienz und erzählte, nachdem er sich durch den Befehl des Königs legitimirt hatte, den ganzen Vorfall. Die Kaiserin war sehr leutselig, unterhielt sich vierthalb Stunden mit ihm und dankte ihm sogar für den Eifer, den er für ihre Tochter gezeigt hatte. Seinen Vorschlag, wegen Aufgreifung Angelucci's das Erforderliche einzuleiten, versprach sie in Erwägung zu ziehen.

Um so größer war sein Erstaunen, als er des Abends 9 Uhr acht Grenadiere, mit dem Bajonnet auf der Flinte, nebst zwei Offizieren mit bloßem Degen in sein Zimmer eintreten sah. Es ward ihm angekündigt, daß er arretirt sei, alle seine Papiere wurden unter Siegel gelegt, die Messer wurden ihm weggenommen und so blieb er 31 Tage lang in seinem eigenen Quartier gefangen. Vergeblich verlangte er an die Kaiserin schreiben zu dürfen. Mit Mühe nur war ihm die Erlaubniß, an Herrn v. Sartines zu schreiben. Endlich nach 31 Tagen und nachdem Sartines ihm geantwortet hatte, erhielt er seine Papiere und andere Gegenstände wieder und zugleich die Ankündigung, daß er frei sei. Ein Geschenk von 1000 Dukaten, das ihm seitens der Kaiserin zugestellt ward, schlug er aus und reiste Tag und Nacht nach Frankreich. In neun Tagen kam er an und eilte zu Herrn v. Sartines, um die Lösung seiner räthselhaften Gefangenschaft zu finden. Was wollen Sie? antwortete ihm dieser, die Kaiserin hielt Sie für einen Abenteurer. Es rechtfertigte sich somit auf Kosten Beaumarchais' der Grundsatz Talleyrands: „Vor allem, meine Herren, nicht zu viel Eifer!" Er hatte für eine Bagatelle sich abgemüht und dafür einen Monat Gefängniß geerntet, ohne auch nur eine Entschädigung zu erhalten.

Die Kosten der ganzen Expedition waren enorm. Beaumarchais, der seine Rehabilität suchte, arbeitete allerdings gratis, allein die Postchaise, seine Reisen kosteten viel. Er war im ganzen 1800 Meilen gereist und dies hatte einen Aufwand von 2780 Guineen oder 72,000 Franken verursacht. Mitinbegriffen waren hierbei die an Angelucci gezahlten Summen; rechnet man aber dazu die 100,000 Franken, welche Morande erhielt, so kosteten also zwei Schmähschriften, die nicht zwei Heller werth waren, Frankreich 172,000 Franken!

Im fernen Westen.

Von L. B.

In goldnem Schimmer ruht der See,
Der Wald umdunkelt schweigt,
Und mich erfaßt ein stilles Weh,
Nun sich der Abend neigt.

Weit trägt die Welle mich hinaus
In tiefe Einsamkeit —
Gruß dir, o liebes Vaterhaus,
Gruß dir, o Jugendzeit!

Das Ruder taucht mit leisem Schall
In lichte Wogen ein —
Wo seid ihr lieben Herzen all,
Die einst ich nannte mein?

Digitized by Google

Yankeethum und Deutschthum.

Das fortwährende Steigen der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und besonders die Einwanderung aus Deutschland verleiht derselben eine Wichtigkeit, die von entscheidendem Einflusse auf das ganze Land, seinen politischen und gesellschaftlichen Charakter werden muß und bereits geworden ist. Die Amerikaner, namentlich die im Lande geborenen Abkömmlinge der *anglo-sächsischen Race*, haben dies wohl erkannt und mehr, als die Emigration selbst und treffen ihre Maßregeln, um dem Lande das *anglosächsische Gepräge* zu erhalten. *Darauf gehen alle Amerikaner* mit wenigen Ausnahmen aus — nicht blos die Nativisten, Know-Nothings u. s. w. die der Einwanderung einen Damm entgegensetzen wollen, sondern auch die Demokraten, die das nicht wollen. Der Unterschied ist nur der, daß Jene sagen, die Einwanderer sollen von allen politischen Rechten ausgeschlossen sein, damit sie nicht *mitregieren* ("they shall not govern Us," sagt ein Know-Nothing in der Daily Times), weil sie den Geist des Amerikanismus nicht verstehen und ihm schaden würden — während Diese sagen: „Nein, umgekehrt, gebt den Eingewanderten das Bürgerrecht je eher, je lieber, damit sie sich desto eher amerikanisiren, *„desto eher vergessen, daß sie jemals ein anderes Vaterland hatten"* (Evening Post und Daily Tribune). Ja die Evening Post, dieses würdige Organ des besten Theiles der demokratischen Partei, vermerkt von den Deutschen in der Union sehr übel, daß sie ihre Muttersprache pflegen (cherisch their language). Darüber sind also die Amerikaner einig, daß die Einwanderer nur um den Preis des Amerikanisirens Gleichberechtigung erlangen sollen. Was sie darunter verstehen, beweist zur Genüge der Satz: „Die Einwanderer sollen *vergessen*, daß sie je in einem andern Lande gelebt" und daß sie selbst ihre „Muttersprache nicht pflegen" sollen. Eine solche Forderung ist unzweideutig, ihre ganze Härte springt in die Augen. Eben so schnell aber wird auch jedem Deutschen, der sich des Guten seiner Nation bewußt ist, klar werden, daß er sich einer solchen Forderung nicht fügen kann und darf, und ihr gerade um so mehr entgegentreten muß, je mehr er wünscht ein würdiger Bürger der Union zu werden. Ebenso wenig läßt sich die Verpflichtung des Eingewanderten leugnen, der Bürger der Union werden will, daß er von da an dieselbe als sein Heimathland zu betrachten hat, ihm seine Kräfte und selbst sein Leben opfern muß, wenn es dessen Unabhängigkeit und Wohl erfordert, und in so weit man dies „amerikanisiren" nennt, sind wir mit der Sache völlig einverstanden. Ja, wir gestehen gerne noch mehr Verpflichtungen zu, wie die, daß der Einwanderer die Sprache des Landes zu erlernen hat, daß er die Verfassung nicht blos zu beobachten, sondern auch den Geist derselben, der die Eigenthümlichkeit des Amerikanismus begründete, in sich aufnehmen soll. Was aber den Charakter und die Sitten des Volkes anlangt, das, was eigentlich die Nationalität in einem Volke begründet, da soll der Einwanderer sich nicht unbedingt amerikanisiren, sondern soll das nur annehmen, was ihm gut und nützlich scheint, nur ablegen, was er in seines Geburtslandes Sitten durch Vergleichung mit den amerikanischen, als verderblich und schädlich erkennt. Das Bessere in den Sitten und Gewohnheiten, die er mit herüberbringt in die neue Heimath, soll er nicht blos zu bewahren, sondern auszubreiten suchen. Nun ist es aber eine von der Erfahrung bestätigte Erscheinung, die wir täglich noch beobachten können, daß der Mensch mit dem Verluste seiner Muttersprache auch vollständig die Sitten und Gewohnheiten seiner Nation ablegt und die des Volkes annimmt, dessen Sprache er nun spricht. Wir geben zwar zu, daß die eigentlichen Nativisten unter den Amerikanern so von der Superiorität der amerikanischen Sitten und Gewohnheiten über die aller andern Nationen überzeugt sind, daß sie den Einwanderern nur eine Wohlthat zu erzeigen meinen, wenn sie sie ihnen aufzwingen wollen; allein wir Deutsche besitzen ebenfalls so viel Achtung vor unserer Nationalität, daß wir, bei allem Haß der gegenwärtigen politischen und nationalökonomischen Institutionen Deutschlands, die wir fliehen, doch das viele Treffliche, was in ihr liegt, erkennen und bewahren wollen, und daß wir ohne Selbstüberschätzung sagen können: für die Freiheit die uns die Bürger der neuen Heimath gewähren, für das leichtere materielle Fortkommen, das wir unter ihnen finden, bringen wir auch unsrerseits einige Gaben, die ihnen fehlen und die zu ihrer Veredlung wesentlich beitragen können. Eine Vergleichung der Eigenschaften der Yankee's und der Deutschen, insofern sie von einander abweichen, wird das näher erläutern.

Der Deutsche bringt aus Deutschland wohl die *Sehnsucht* nach Freiheit und Unabhängigkeit mit herüber, es fehlt ihm auch nicht an Erkenntniß ihres Wesens, aber in der Praxis der Freiheit, im self-government, ist ihm der Yankee entschieden voraus. Dem Deutschen ist die Freiheit zu sehr ein Ideal, das „süße Engelsbild," das mit seinem „Scheine" ihn zu „beglücken

kommen" soll, wie es im Eichendorff'schen Liede („Freiheit, die ich meine ꝛc.") heißt. Unter einem Freistaate stellt er sich daher auch etwas so Vollkommenes, unter seinen Bürgern auch so vollkommene Menschen vor, wie sie auf Erden nur immer zu bilden oder richtiger leider nicht zu finden sind. Freiheit und Tugend ist dem Deutschen gleichbedeutend. Seine geringe praktische Vertrautheit mit der Freiheit läßt ihn vergessen, daß sie eben nichts anders ist, als die Negation der Tyrannei und des Zwanges, daß in ihr sich daher das Böse, wie das Gute gleichmäßig entwickeln kann und ein Freistaat also nichts anderes sein soll, als die Arena, in der sich diese beiden Gegensätze ungehindert bekämpfen können. So sieht der Amerikaner die Republik an, und er läßt sich daher nicht gleich einreden, daß seine Republik gut ist, wenn auch unter ihren Augen so manche Mißbräuche und sogar die moralisch verwerflichsten Dinge vorfallen. Fest hält er an dem Grundsatze, daß so wenig als möglich regiert werden müsse. Das will dem Deutschen nicht gleich in Fleisch und Blut übergehen, wenn er in das freie Amerika kommt, für dessen Verfassung er so begeistert ist. Durch Gesetze und Polizei will er oft, wenn auch in besserer Absicht, das abändern, was sich durch Selbstthätigkeit der Bürger besser und ohne Gefahr für die Freiheit des Staates abändern läßt. Daß er dieß erlernen werde, dafür bürgt sein gesundes moralisches Gefühl und sein Gerechtigkeitssinn, in dem er dem Amerikaner sicher nicht nachsteht. Seine Auffassung der Freiheit gibt dem Deutschen auch eine Eigenschaft, die dem Amerikaner von heute leider oft abgeht, die Bürgertugend. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Bürgertugend der Väter der nordamerikanischen Republik unter den Deutschen ebenso große Ehrfurcht erweckte, wie die freie Verfassung derselben, und daß mit diesem Ideal im Herzen, es die bitterste Enttäuschung für sie ist, wenn sie in Washington sehen, wie die Vertreter des Volkes mit der Politik schachern und Geschäfte machen und fast von allen Parteien der Union die heilige Sache des Volks ein Gegenstand des business geworden ist, so schamlos tritt die Corruption in Deutschland unter den Volksvertretern nicht auf und alle eingewanderten Deutschen die ihre Freiheits- und Rechtsbegriffe nicht blos aus amerikanischem Parteitreiben gesogen haben, verabscheuen sie auf das tiefste. Die Gefahr, die der Republik aus diesem Feinde droht, entspringt nur aus dem übertriebenen Business-Geiste des specifischen Yankeethums. Die ideale Anschauung der Republik schützt die Deutschen davor. Eine andere Folge davon ist die, daß der Deutsche dem Begriff der Freiheit auf dem Gebiete des Geistes eine viel größere Ausdehnung gibt, als der Amerikaner, der in dieser Hinsicht nur bis an die Grenzen der Religion geht.

Unter Religionsfreiheit versteht der Amerikaner nur, daß die verschiedenen religiösen Sekten freie Religionsübung innerhalb der Grenzen der Staatsverfassung haben, daß es aber Leute geben kann, die ganz frei von Religion sind, will ihnen nicht in den Kopf und die „Infidels," die unter ihnen auftauchen, haben einen harten Stand. Von Philosophie ist daher bei den Amerikanern wenig zu finden. Der auf seine Freiheit so stolze Amerikaner ist ein Sklave seiner Kirche und diese Sklaverei benimmt ihm oft alle freie Forschung in der Wissenschaft, in der es die politisch unfreien Deutschen so weit gebracht. Den einzigen Philosophen, dem Amerika den großen Schritt der Unabhängigkeitserklärung verdankt, verfehmt es, weil er ein Philosoph war, der die Satzungen der Kirche nicht als die der Natur anerkennen wollte. Es ist charakteristisch, daß nur eine neue Ausgabe von Th. Payne's Schriften in deutscher Sprache in der Union erschien, weil kein Yankee den Muth hat, durch eine neue englische Auflage die Werke des unsterblichen Mannes zu verbreiten. Diese Verschiedenheit in der Auffassung der Freiheit äußert sich namentlich in der Erziehung, deren Aufgabe es vornehmlich ist, den Menschen zur Freiheit würdig zu machen.

Den Kindern so viel freien Willen, als möglich zu lassen, ihnen die zu einem Geschäft nothwendigen Kenntnisse so schnell als möglich beizubringen, damit sie baldigst selbständig werden, ist der Hauptgrundsatz amerikanischer Erziehung. Der Unterricht ist daher meistens sehr mechanisch und oft mehr ein Abrichten zu nennen. Die Regeln der Religion werden dabei der Bibel gemäß den Kindern gerade so beigebracht, wie die Regeln einer fremden Sprache. Bei solcher Erziehung ist der junge Yankee freilich rasch fertig und bei Zeiten ein Mann, bei dem das Bewußtsein der Unabhängigkeit zwar innewohnt, dem aber sonst die veredelnden Eigenschaften fehlen, die ihn diese Unabhängigkeit auf würdige Weise benutzen lehren.

Bei den Deutschen wird die Erziehung freilich nicht mit solcher Eile betrieben, denn der Vater wünscht gar nicht, daß ihm sein Junge so bald über den Kopf wächst. In der Schule, wie in der Lehre muß der künftige Mann vor Allem „gehorchen" lernen, denn, sagt man in Deutschland, „wer nicht gehorchen kann, kann auch nicht befehlen." Daß es das Ziel der Menschen sein sollte, das dienende Verhältniß so viel als möglich einzuschränken, statt Diener und Herren, Bürger, selbständige Menschen zu erziehen, vergißt der Deutsche nur

Digitized by Google

zu oft. Dagegen ist seine Achtung vor der Kraft und Macht des Gedankens so groß, daß er in dem Unterrichte der Jugend hauptsächlich auf Weckung der Denkkraft hinarbeitet. Eine selbständige Meinung, namentlich auf dem Gebiete der Wissenschaft, verlangt der Deutsche von jedem Gebildeten. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß diese theoretische Unabhängigkeit der praktischen vorausgehen müsse und das ist nur das Unglück, daß er in der Anwendung der Theorie auf die Praxis so lange ungeschickt blieb, weil er zu viel in der Ideenwelt lebt. Erst in neuester Zeit bemerkt man in dieser Hinsicht ein etwas praktischeres Fortschreiten in Deutschland. Freilich beschäftigt die deutsche Schule die Jugend oft mit vielen Dingen, die ihr nicht allein nichts nützen, sondern geradezu schädlich sind, weil sie mit der Wirklichkeit, in der der künftige Mann leben und handeln soll, nur im allerentferntesten Zusammenhange stehen. Der Amerikaner verfällt weit eher in den entgegengesetzten Fehler.

Der Unterricht ist oft zu einseitig, und von der Gründlichkeit, mit der in Deutschland gelehrt und gelernt wird, ist der amerikanische Unterricht allzuweit entfernt. Daß in Deutschland Schulzwang herrscht, während in der Union der Staat blos Gelegenheit zum Schulbesuch gibt, charakterisirt den hohen Werth, den man dort auf die Ausbildung der Kinder legt. Die Gesellschaft, sagt man in Deutschland, muß Elternstelle an den Kindern vertreten, deren Eltern gewissenlos genug sind, ihre Erziehungspflichten an den Kindern zu versäumen.

Die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Deutschland hat aber eine weit vernünftigere Basis, als bei den Amerikanern, an deren Mädchenerziehung wir nichts zu loben wüßten, als daß man auch den Mädchen mehr Selbständigkeit und Freiheit gestattet, als in Deutschland, aber zu Hausfrauen und Müttern in des Wortes edelster Bedeutung erzieht der Amerikaner die Mädchen nicht. Blos die Armuth kann eine Amerikanerin bestimmen, zu arbeiten. Wir geben zu, daß das Weib in einem Lande, in dem, gleichwie im Mittelalter, das weibliche Geschlecht eines besonderen Schutzes bedarf gegen die mannigfachen Gewaltthaten, denen es sonst ausgesetzt wäre, es auch als ein besonderer Schatz verehrt werden müsse, allein, wenn die Verehrung so weit geht, daß man in ihm nur die Dame sieht und die Gebieterin, so wird diese Verehrung zur Geringschätzung, denn sie entkleidet das Weib seiner Würde.

"His Lady," sagt der Amerikaner von dem Weibe eines Dritten und das ist auch das Wesentlichste, was sie einem Manne ist. Eine solche Verhätschelung der Weiber ist in Europa höchstens zu den Zeiten der Troubadours vorgekommen, nur daß sie damals etwas romantischer war, als bei den Yankee's. Daß das deutsche Familienleben bei solcher Verschiedenheit der Erziehung in vielen Punkten sehr abweichen muß von dem amerikanischen, erhellt aus dem Gesagten. Durch die vordringende Richtung des Strebens der männlichen Welt auf das "business" wird diese zu sehr abgehalten von andern Dingen, die Herz und Geist erfrischen und beleben. Die Frauen dagegen, die den Drang nach Thätigkeit in sich hegen und doch keine Hausfrauen sind, suchen denselben durch Beschäftigung mit den Büchern, daher denn die Zahl der „Blaustrümpfe" unter den American Ladies besonders groß ist. Die Weiberemancipations-Gesellschaften sind die nothwendige Folge davon, wie das Ueberhandnehmen der Blaustrümpfe die Folge der amerikanischen Weibererziehung ist. In Deutschland gibt es auch Blaustrümpfe, aber man nennt sie auch so, ohne daß man deshalb jede Schriftstellerin als eine solche ansähe. Der Yankee aber läßt seine Lady mit ihren Büchern vor sich hergehen und trägt ihr das "Baby" nach und den Gemüsekorb und freut sich dabei über seine Frau, die mit ihrer Brille ganz aussieht, wie ein Professor oder ein „Reverend." Ein Mann ist er nur im "business." Da entwickelt er seine Energie, seine Thätigkeit, ein Schaffen und Wagen, in der er den Deutschen übertrifft, der sein Land materiell so riesenhaft gefördert hat, die aber auch seine ganze Kraft so in Anspruch nimmt, daß er sich in den Dingen, mit denen sich kein business machen läßt, so ungeschickt, oft so kindisch benimmt. Sein Spekulationsgeist zieht zwar eine Menge Dinge in den in Amerika Alles verschlingenden Krater des business hinein, die in andern Ländern in unerreichbarer Höhe darüber schweben, immer gelingt es aber doch nicht und da ist des Yankee Kunst denn auch meistens zu Ende. Diese ausschließliche Richtung des Amerikaners auf das business und das Geldmachen ertödtet ihn für das edlere, geistige, gesellige Leben, läßt die Kunst schwer aufkommen und macht ihn zu dem prosaischen Menschen, als den ihn die Deutschen betrachten, deren poetischere Natur neben dem Geschäft den Genuß und die Erholung sucht in der Geselligkeit, in Beschäftigung mit der Musik oder in Volksfesten. Statt dessen kennt der Amerikaner nur sein Haus und seine Paraden der Feuerleute und Milizkompagnien. Selbst der Jahrestag seiner Unabhängigkeitserklärung vermag ihn zu keiner andern Feier zu erheben, als zu der Karrikatur eines Volksfestes im europäischen Sinne.

Diese kurze Parallele beweist die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, daß sich die Deutschen in dem Sinne amerikanisiren sollen, wie die Amerikaner

Digitized by Google

dies auffassen. Sie beweisen aber auch das Ungerechte dieser Forderung. Einem Volke, das, wie das Deutsche so viele werthvolle Eigenthümlichkeiten besitzt, zuzumuthen, sich derselben zu entschlagen, blos weil sie den Eigenthümlichkeiten der anglo-sächsischen Raçe nicht conveniren, ist eine Anmaßung, der sich ein edles und selbstbewußtes Volk nicht fügt, ganz besonders ist es aber eine Anmaßung in einer Republik, die auf den Grundsatz der Gleichberechtigung der Menschen gestellt ist, deren Stolz es ist, ein Asyl für die wegen ihrer Meinung Verfolgten zu sein und die ihre historische Mission darin suchen sollten, die Menschheit wieder um eine Stufe höher zu bringen, als das alte Europa es vermochte, in dem sich die Nationalitäten so schroff einander gegenüberstehen, daß ein friedlicher Verkehr zwischen ihnen nur möglich ist, wenn jede ihr abgeschlossenes Land für sich hat, in der sie sich in ihrer Einseitigkeit fortentwickeln kann. Amerika, das fortschreitende auf die Verbrüderung der Menschheit gegründete, kann keine andere Aufgabe haben, als die nationalen Gegensätze in seinem Schooß aufzunehmen und durch friedlichen Austausch zu verschmelzen. Wer sich auf den einseitigen nationalen Raçen-Standpunkt in Amerika stellt, ist nicht vom amerikanischen Geiste beseelt und wäre er Native in der hundertsten Generation, er steht vielmehr ganz auf alt-europäischem Standpunkte, auf dem des bornirten Nationalitätsprincips. Die Deutschen, als die stärkste ausländische Nationalität, die mit einer andern Sprache auch andere Ideen in das Land bringen, werden die Verpflichtung, den Amerikanismus zu prüfen und das Gute von ihm anzunehmen, erkennen und danach handeln, den Unabhängigkeitssinn und das praktische Wesen der Amerikaner in Förderung aller materiellen Dinge annehmen. Dafür aber mögen auch diese den reinen Wissenschaftstrieb und Kunstsinn und den Rechtssinn der Deutschen in sich aufnehmen. Einen andern Ausweg die Interessen der Deutschen und der Amerikaner zu vereinen und ihr Wirken für Amerika heilsam zu machen, gibt es nicht. Die Amerikaner mögen nicht vergessen, daß sie selbst die nationalen Eigenthümlichkeiten der anglo-sächsischen Raçe in Amerika beibehielten, als sie oder ihre Väter in diesem Lande einwanderten. Daß sie also sich weit weniger amerikanisirten, als vielmehr Amerika europäisirten, daß Amerika im politischen und socialen Sinne sich eigentlich erst von dem Unabhängigkeitskriege an datirt und daß die neue Einwanderung berufen ist, mit ihnen diesen großen Bau der neuen Ordnung der Gesellschaft zu vollenden. H. L.

Das Turnfest in Philadelphia

vom 2. bis 7. September 1854.

Die Zeit ist vorüber, in der man die Turnvereine in Amerika als eine bloße Nachahmung europäischer Sitten und Gebräuche betrachtete und glaubte, ihre Auflösung wäre ebenso unvermeidlich, als die so vieler Vereine und Gesellschaften, welche den „deutschen Geist" auf dem westlichen Continent repräsentirten. Deutsche Schulmeister und Kritiker, politische Prinzipienreiter und empfindsame Philosophen haben nach bestem Wissen und Gewissen die „weißen Jacken" und das „inhaltlose Herumpurzeln" der Turner mit Spott und Hohn übergossen oder mit „gründlichem" wissenschaftlichem Ernst gerügt. Sie hatten nicht ganz unrecht, jene Herren, denn sie wußten nicht, daß das Turnen nur das erste Bindemittel einer Gesellschaft war, die heute über die ganze Union ausgebreitet ist und mit hohem Eifer alle Fähigkeiten, Kräfte und Talente ihrer Mitglieder zu erwecken und zu entwickeln sucht.

Aus jenen kleinen, unscheinbaren und lockeren Vereinen, welche vor einigen Jahren in dem rauhen Boden von Amerika Wurzel zu fassen suchten, hat sich im Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ein Bund gebildet, dem an Zahl und innerer Stärke keine andere deutsche Gesellschaft gleichkommt — ein Bund, der mit Recht die Schule der Männer genannt werden kann.

Das Turnfest in Philadelphia war eine Prüfung, welche der Turnerbund vor sich selbst und vor dem Volk von Amerika ablegte. Alles was das Herz erhebt, die Körperkräfte stählt, den politischen Verstand, so wie die geistigen und moralischen Eigenschaften eines Menschen auf die Probe stellen kann, floß hier in einen Strom zusammen und fand hier ein weites und unbegränztes Feld. Wissenschaft und Kunst sandten in schnellem Wechsel ihre Kämpfer und Repräsentanten aus — Gesang und Musik ertönten durch die wogenden Massen und belebten stets von neuem den Eifer und die Energie der Wettkämpfer. — Jene frischen und männlichen Gestalten, welche sich in einem dichten Kreise gelagert haben, um auf den Ruf ihres Richters an den todten Instrumenten oder Mann gegen Mann und mit den Waffen in der Hand die Beweise ihrer Kraft und Geschicklichkeit abzulegen — sie kümmern sich nicht um die glänzenden Strahlen der Mittagssonne oder um den Lärm, der sie umgiebt. Sie erwarten mit Ruhe und Zuversicht den Moment, der über sie entscheiden soll. Ein

Digitized by Google

einziger Fehlgriff—ein kleines Versehen vernichtet vielleicht ihre ganze Hoffnung. Vergebens scheinen alle vorhergegangenen Mühen und Anstrengungen— man hat keine Zeit sie hier zu prüfen — nur was hier geschieht hat sein Recht, alles Andere ist für Dich verloren! So ist das Urtheil, dem du zu gehorchen hast! Es ist hart, allein es lehrt dich das Gesetz zu achten, aber deine Richter gut zu wählen. — Von neuem beginnt das Geschäft, mit frischem Muthe arbeiten wir für das kommende Jahr.

Und alle diese Männer, die sich hier gegenüberstehen, ja diese ganze und große Gesellschaft der Turner, die aus allen Theilen der Union ihre Mitglieder gesammelt hat, und von denen jeder Einzelne von dem Andern verschieden ist durch das Land seiner Geburt und die Art und Weise seiner Erziehung, durchzieht und vereinigt ein einziges Band der Freundschaft und des Vertrauens! Hier kommt man nicht zusammen, um nach Aemtern zu jagen und durch Geld Stimmen zu erkaufen! Hier schweigt der Lobhudler des Volkes, hinter dessen Mantel der heuchlerische Candidat sein Antlitz verbirgt! Hier ist kein Feld, um Intriguen zu spinnen und das Vertrauen des Freundes durch Verrath zu bezahlen! Hier scheut man sich nicht, eine offene Sprache zu führen und seinem Genossen die Wahrheit in's Gesicht zu sagen! Jeder ist dem Andern gleich, mag er die Art oder die Feder führen.—Hier giebt es kein Zunftwesen, das die Rechte und Freiheiten jedes Einzelnen nach der Art seiner Arbeit mißt. Jeder unterwirft sich den Gesetzen, welche aus dem freien Willen Aller hervorgegangen sind und welche ihren Werth dadurch beweisen, daß sie aus kleinen unzusammenhängenden und über ihre Aufgabe unklaren Gesellschaften eine mächtige, von einem Geist beseelte und nach einem Ziele strebende Organisation geschaffen haben. Hier entscheidet nicht die Armuth oder der Reichthum über das Verdienst, sondern das Talent und die Tugend. Nur wer seine Fähigkeit und seine Kraft beweist, erhält die Auszeichnung, nach der er strebt. Die Kunst am Reck und Barren läßt sich nicht erschmeicheln und erkaufen — man muß selbst schaffen um ihren Wiederstand zu besiegen—man lernt dadurch freiwillig oder durch das Beispiel der Anderen sich anstrengen und die Bequemlichkeit überwinden, welche ein schädliches Erbtheil unseres alten Vaterlandes ist.

Aber nicht nur die Künste des Friedens werden hier gepflegt; nicht nur der Geist und Körper des Einzelnen soll sich entwickeln und stärken, sondern auch die Massen sollen lernen, wie man sich bewegt, wie man nach den Gesetzen unserer Zeit seinen Gegner bekämpft und jedem Angriff eine geordnete und erfolgreiche Vertheidigung entgegensetzt. Sie sollen lernen, welch ein Unterschied ist, zwischen einem ungeordneten, undisciplinirten Haufen, der sich in der Gefahr von Jedem da und dorthin reißen läßt, und einer festen, militärisch organisirten Masse, welche durch den Willen eines Einzigen geleitet wird. Sie sollen erkennen, wie schwer es ist, selbst die leichtesten Pflichten eines Soldaten zu erfüllen, wenn uns diese Pflichten unbekannt sind; wie schwer es ist, zur rechten Zeit zu gehorchen und zur rechten Zeit ungebunden und frei zu sein!

In Philadelphia hat man begonnen, sich in militärischer Ordnung aufzustellen und zu bewegen. Wäre diese Ordnung überall streng beobachtet worden — hätten sich die einzelnen, in Bataillone eingetheilten Vereine auf das erste Signal an ihrem Sammelplatze eingefunden, und wäre man zuletzt mit weniger Geräusch und Zurufen durch die Straßen von Philadelphia gezogen — hätte man außerdem mehr für die Sicherheit auf dem Festplatze selbst gesorgt und eingesehen, daß jener kleine Tanzplatz nicht geeignet war, um eine so ungeheure Menschenmasse zugleich aufzunehmen — so konnte das Fest niemals durch einen Tumult gestört werden. Wenigstens mußte man nicht sogleich einen Privatstreit dadurch zu einer Parteisache und zu einem allgemeinen Kampfe machen, indem Einzelne blindlings das Geschrei erhoben: „Turner heraus." Aber solche Regeln lernt man nicht in einem Tage, es scheint, daß uns auch in Amerika einige „Erfahrungen" beschieden sind, um endlich das Richtige zu erkennen und darnach zu handeln.

Möge diese Erkenntniß nicht zu spät kommen! Möge man sich nicht darauf stützen, daß wir hier in einem „freien Lande" sind, daß Jeder „thun könne was er wolle," und daß hier keine „europäische Ordnung" eingeführt werden könne. Solche Meinungen passen für amerikanische Milizen, welche schon durch ihre Zahl stark genug sind und die nicht zu befürchten haben, auf offener Straße gesteinigt zu werden. Für uns Deutsche und besonders für die „weißen Jacken" paßt die Vorsicht, die Vorbereitung auf noch ernstere Dinge, die feste Gliederung, denn die Schwäche an Zahl kann nur ersetzt werden durch Festigkeit, Einheit und Stärke im Innern. Wenn dann dieser Haß verschwunden ist, der uns heute ächtet und uns die Rechte des Bürgers zu entziehen droht; wenn Amerika seine Fahne aufpflanzt, um seine Freiheiten zu vertheidigen oder gerechte Ansprüche geltend zu machen, dann wird auch der Turnerbund seine Tapfersten aussenden, um auf dem Schlachtfeld um den Siegespreis zu wetteifern, wie auf dem friedlichen Boden von New York, Baltimore und Philadelphia.

Das letzte Turnfest gab den Bestrebungen der

Turner einen neuen Impuls. Es war besonders wichtig durch die Entschiedenheit und — man kann wohl sagen staatsmännische Klugheit, mit der W. Rapp, der Präsident des Vorortes, jene Bestrebungen beleuchtete und ihre Grenzen bestimmte. Er hat offen erklärt, welchem Geiste die Turner von Amerika huldigen und klar bewiesen, daß der Weg, den sie in politischer Beziehung eingeschlagen haben, der wahre und richtige ist. Er hat wohl eingesehen, daß mehr als ein halbes Jahr dazu gehört, die Gesetze, die Politik und die socialen Verhältnisse dieses Landes kennen zu lernen und daß die Beobachtung und klare Erkenntniß unserer politischen Handlungen vorausgehen muß. Franz Siegel.

Außer diesem Aufsatze ist der Redaktion noch ein anderer Bericht zugegangen, der im Wesentlichen ganz mit dem vorstehenden übereinstimmt, weshalb wir ihn ungedruckt lassen können. Zwei Bemerkungen nur aus demselben erwähnen wir, da sie uns richtig und beherzigenswerth scheinen. Die erstere tadelt, daß die Turner, zumal nach den Erfahrungen, die sie am vorjährigen Turnfeste bei Begrüßung des Mayors von New York machten, dennoch wiederum den Mayor der Feststadt bekomplimentirten. Es ist dieß ein Anfügen in eine amerikanische Sitte, die hier nicht gerechtfertigt war, da der Mayor von Philadelphia sich, wie auch seine Rede an die Turner beweist, auf den bornirtesten nativistischen Standpunkt stellte. Das heißt nicht die Würde und die Unabhängigkeit bewahren, die die Turner speciell zu pflegen beabsichtigen. Die zweite Bemerkung bedauert die geringe Theilnahme der Turner am Scheibenschießen.

D. Red.

Nikodemus Frischlin's Ende.

Es war der 29. November 1590.

Bereits über sieben Monate lag Nikodemus Frischlin auf Hohen-Urach gefangen. So weit war es mit dem Manne gekommen, der noch vor wenigen Jahren durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der Tübinger Hochschule, durch seine dichterischen und geselligen Gaben ein Liebling seines Fürsten gewesen war und durch zahlreiche Schriften, — freilich auch Streitigkeiten — sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen Namen gemacht hatte. Der Neid seiner Collegen drückte, des Adels Haß verfolgte ihn; aber was ihn verderbte, das war seine eigene Leidenschaft. Lange hatten ihn der gutmüthige Fürst und seine Räthe, wenn auch immer schwächer, geschützt; endlich, da seine Unbändigkeit es ihnen allzu schwer machte, ließen sie ihn fallen. Erst des Landes verwiesen, wurde er auf einen Schmähbrief hin, den der Gereizte offen an die herzogl. Kanzlei nach Stuttgart geschickt hatte, durch einen würtembergischen Abgesandten in Mainz ergriffen und als Gefangener in die Heimath zurückgeführt. Anfangs lag er auf dem alten Hause Würtemberg in gelinder Haft; doch da er diese sogleich zu mieliebigem brieflichen Verkehr benützte, erfolgten bald schärfere Maßregeln. Am Abend des Palmtags war er auf Würtemberg eingebracht worden; am Charfreitag empfand er sich unwohl und legte sich ungegessen zeitig nieder. Schon war es dunkel und ein starkes Gewitter am Himmel, als fünf Reiter mit einem sechsten leeren Pferde Einlaß in die Burg begehrten. Dem Gefangenen ahnte nichts Gutes, als er die Bewaffneten seiner Zelle sich nähern hörte. Um des Jüngsten Gerichts willen bat der kranke und erschreckte Mann, ihn nur die Nacht ruhen zu lassen, morgen wollte er mit ihnen und wär's in den Tod, ziehen. Man nahm ihn aus dem Bette, zog ihm eine schwarze spanische Kappe über das Gesicht und band ihn auf das Pferd. So ging's mit Fackeln und Laternen, deren Schein, sammt den lauten Klagen des Gefangenen, die Kunde schnell durch das ganze Neckarthal verbreitete, die Filder hinauf. Bei Grötzingen kam dem nächtlichen Zuge ein Bauer mit einem Karren entgegen; den fragte einer der voranreitenden Knechte, wo er herkomme? Von Urach, erwiderte er, und so wußte Frischlin, was ihm die Kappe hatte verbergen sollen. Als sie am Morgen auf der Bergveste angekommen waren und der Burgvogt den Verkappten in sein Behältniß abführte, sagte dieser, er sei auf Hohen-Urach, und bat alle Umstehenden, seiner Hausfrau Nachricht davon zu geben. Er ward in ein Gewölbe mit wenig Licht und Luft gelegt und zwei eiserne Thüren schlossen sich hinter ihm zu. Auch die Kost, die man ihm reichte, war auf den Zweck berechnet, den stolzen, streitsüchtigen Mann zahm und mürbe zu machen. Anfangs ohne Bett, längere Zeit ohne frische Wäsche und mit denselben Kleidern am Leibe, ward er bald von Ungeziefer fast verzehrt. Erst um Pfingsten brachte ein Bad und ein neuer Anzug Erleichterung. Nun aber wurde, bei steigender Sommerwärme, in dem dumpfen Gewölbe die Schwüle und der Durst immer unerträglicher. Der Gefangene fiel in ein hitziges Fieber; eine Aderläße erhielt ihn beim Leben; aber bis in den Juli hinein seufzte er nach einem leidlichen Gemach, worin er nur der lieben Luft und etwas mehr Licht,

um besser arbeiten zu können, haben möchte. Denn gearbeitet hatte der rastlose Mann auch unter Schmutz und Leibesschwachheit immerfort und nicht bloß den Herzog und dessen Räthe mit immer neuen und zum Theil sehr ausführlichen Bittschreiben in Prosa und Versen bestürmt, sondern auch mehrere Gesänge an einem lateinischen Epos, ja einige deutsche Komödien, zur Erquickung in seiner mühseligen Gefangenschaft, gedichtet. Endlich wurde er in ein lustiges Stüblein, auf dem Speicher genannt, versetzt, seine Weinportion gemehrt, und um Jacobi auch sein anderer sehnlicher Wunsch, Frau und Geschwister sprechen zu dürfen, freilich nur in ein paar flüchtigen Stunden und in Gegenwart des Burghauptmanns und seiner Knechte, erfüllt. Aber die weitere Gnade, die er nun jeden Tag erwartete, blieb aus. Seine unablässig erneuerten Bittschriften, demüthig und doch voll Selbstgefühl und schon durch ihre Menge lästig, schienen mehr übel als gut zu machen. Die Gunst des wohlmeinenden, aber schwachen und ruheliebenden Herzogs hatte der ewige Unruhstifter, wie er ihm erscheinen mußte, längst für immer verscherzt; er mochte sich mit seinen ungereimten Händeln nicht weiter befassen. Die Räthe aber, denen er die Sache überließ, wollten ihren Beleidiger nicht eher in Freiheit setzen, als bis sie den alten Adam in ihm gar getödtet wüßten: wie aber konnten sie dessen versichert sein, ehe der ganze Mann todt war? Weitaussehende Arbeiten, die man ihm auftrug — Commentare zur Aeneis und zum Terenz — ließen den Gefangenen hinlänglich errathen, was man mit ihm im Sinne hatte. Aber Frischlin war kein Mann für eine langwierige Gefangenschaft; er war kein Schubert, der sich biegen ließ, eher brechen. Der Sommer, der Herbst war so hingegangen; am Anfang Novembers hatte die 70jährige Mutter dem 43jährigen Sohne noch einen traurigen Besuch gemacht; aber Frau und Geschwister waren noch nicht wieder, seine Kinder gar nicht, zu ihm gelassen worden. Das Alles schien auf nichts Tröstliches zu deuten.

Es war Sonntag, der 29. November.

Um Mittagessenszeit war wie gewöhnlich der Burgvogt, der treuherzige Hans Wilhelm von Wildenau, genannt Vol, bei dem Gefangenen gewesen und hatte alles richtig gefunden. Um 5 Uhr, als es dunkel wurde, schickte er noch seinen Zeugwart hinab, um zu sehen, ob Frischlin's Gemach allenthalben verschlossen sei: auch der fand Alles noch in Ordnung. Um bald 9 Uhr hörte der Knecht, der auf der obern Wache war, hinten hinaus ein Geräusch und rief deswegen hinunter, wer da sei? aber es erfolgte keine Antwort. „Und dieweil das Wildprett auch zu Zeiten solch Gerümpel in den Steinriegeln zu machen pflegt, hat er geargwohnt, es möchte nur Wildprett gewesen sein.“ So verging die Winternacht. Am Morgen wollte ein Knecht, nachdem er zuvor dessen Ofen geheizt, dem Gefangenen die Suppe bringen. Er fand die drei Schlösser, mit denen die Zelle verwahrt war, wie vorher schon das Schloß und die Eisenstange vor der Ofenthür, noch ordentlich verschlossen. Wie er aber in die Stube trat, fand er nicht allein den Gefangenen nicht, sondern mit ihm war auch alle Bett- und sonstige Leinwand verschwunden und am Ofen, oben am Helm, etliche Kacheln ausgehoben und zerbrochen. Auf diese Meldung läßt der Burgvogt sogleich um das Schloß her streifen, und nicht lange, so bietet sich der jammervollste Anblick dar. An der hintern Seite des Schlosses gegen das Fohlenhaus hinab, ungefähr auf der halben Höhe des Berges, liegt Frischlin todt auf dem Gesichte. Nachdem aus der Stadt der Ober- und Unterwogt berufen waren, wurde der Leichnam durch zwei Wundärzte entkleidet und besichtigt. Es fand sich das Genick, eine Rippe der linken Seite zweimal und der rechte Oberarm gebrochen, die rechte Hand und die Gegend des rechten Auges zerfallen: er muß auf der Stelle todt gewesen, aber an dem steilen Berge noch eine Strecke weit heruntergerollt sein. Man fand auch die zerschnittenen und zusammengeknüpften Leinwandstreifen, an denen er sich hatte herablassen wollen: oben an der hintersten Zinne bei dem Thurme hatte er, nachdem er durch die Oeffnung im Ofen herausgekrochen, ein Scheit Holz festgemacht und daran die Leinwand gebunden; aber während er alle Streifen doppelt genommen hatte, war dies bei dem obersten Gliede, welches das Ganze an das Holz festknüpfen sollte, versäumt: dieses einfache Stück riß mit dem starken schweren Manne und er stürzte von beträchtlicher Höhe über die Felsen herab.

Nachdem die Untersuchung an Ort und Stelle vollendet war, wurde die Leiche auf einem Brett vollends den Berg herab bis zum Fohlenhaus geschleift, hier in eine Todtenbahre gelegt und in die Siechenkirche geführt, wo sie, bis zur Einholung höherer Anordnung in Betreff des Begräbnisses, stehen blieb. Man denke sich die Empfindungen der Witwe, welche sich damals mit ihren jüngsten Kindern (die übrigen waren bei Verwandten und sonst zerstreut) in dem benachbarten Metzingen befand, als die Schreckensnachricht sie ereilte und sie bald darauf vor der entseelten Leiche des Mannes stand, dem sie in 22jähriger Ehe 16 Kinder geboren, dem sie zweimal in die Fremde, zweimal wieder in die Heimath gefolgt war, und der, unerachtet mancher Trübungen ihres ehelichen Friedens, ihr vor wenigen Monaten noch aus dem Kerker verheißen hatte, ihre Treue solle noch gerühmt werden, wenn sie Beide längst in der Erde faulen würden. Am 3. December lief der

herzogliche Entschluß ein, in Folge dessen Frischlin auf dem allgemeinen Kirchhof, doch an einem besondern Orte, begraben wurde. Schriften, die man noch in seiner Zelle gefunden hatte, ließ der Herzog, nachdem er sie nur seinem Hofprediger zu lesen gegeben, verbrennen, da es nicht rathsam sei, sie weiter kommen zu lassen. Dr. D. F. Strauß.*)

*) Der Verfasser des „Lebens Jesu" arbeitet schon seit längerer Zeit an einer urkundlichen Darstellung des Wirkens und der abenteuerlichen Lebensschicksale seines schwäbischen Landsmanns, des in der philologischen Welt und in der Geschichte der neuern lateinischen Poesie geschätzten Frischlin. Es war dies einer der unruhigen, durch den Reformationsgeist geweckten halb literarischen, halb politischen Köpfe, die ihrem Zeitalter voran, dabei aber in einem ewigen Kampfe waren, wie sie ihre Ahnung neuer Lebens- und Denkrichtungen ihrer Zeit sowohl wie mit der Unruhe ihres angeborenen Naturells in Einklang bringen sollten. Frischlin war vom Kaiser Maximilian für seine lateinische Komödie „Rebekka" gekrönt, sogar zum Pfalzgrafen ernannt, gerieth aber sowohl mit der gelehrten Welt wie durch gewagte Abschweifungen seines Urtheils auf positive Gebiete aus einer Bedrängniß in die andere, indem er auch seine Stellungen unaufhörlich wechselte. Er war Rector im östreichischen Laibach, kehrte nach Tübingen, wo sein Hauptgegner Crusius wirkte, zurück, lebte dann am Rhein, in Braunschweig, in Marburg, bis er um Erbschaftsangelegenheiten, die er an die Oeffentlichkeit brachte, in Collision mit der würtembergischen Regierung gerieth und deshalb Kaiser und Reich in Bewegung setzen wollte. In einer Literaturgeschichte, die ohne Rücksicht auf Vaterland und Sprache rein nur nach dem Genie der Dichter geschrieben würde (eine Aufgabe, die sich noch ein Literaturhistoriker setzen sollte: wir erinnern z. B. an Johannes Secundus, den Goethe so hoch schätzte, und von dessen lateinischen, in grellsten Contrast zu gleichzeitiger holland. u. deutscher poetischer Nüchternheit stehenden Dichtungen Hr. Com. Dorer-Egloff in der Schweiz soeben vortreffliche Uebersetzungen hat drucken lassen), nähme auch Frischlin besonders im Lustspiel eine bedeutende Stelle ein. Dr. Strauß theilt uns die obige Erzählung nicht als Fragment, sondern nur als Probe derjenigen Stimmung mit, die ihn bei Sammlung seines umfangreichen Materials (er verglich allein sechshalbhundert Nummern des würtembergischen Staatsarchivs) allmählig für die Form und den Ton seines Werks übernommen hat. D. Her.

(Unterh. a. h. Herd.)

Deutsches Theater in New York.

II.

Das „New Yorker Stadt-Theater" unter Leitung der Herrn Hoyne und Siegrist bot am Abende der Eröffnung (4. September) einen überraschenden Anblick dar. Trotz einer drückenden Hitze von mehr den 90°, trotz der niedrigen Machinationen und gemeinen Verdächtigungen einer Clique, die jedes bessere Streben noch im Keime zu ersticken suchte, weil sie mit keiner Konkurrenz sich zu messen vermag, war das festlich beleuchtete Haus überfüllt in allen seinen Räumen, das heißt nahe an 2500 Personen, eine in den deutschen Theaterannalen New Yorks bis jetzt ungehörte Zahl, hatte sich dort versammelt, um den neuen Musentempel würdig zu begrüßen. So von vornherein unterstützt, konnte es an einem doppelt guten Eindrucke nicht fehlen, den das geschmackvolle Gebäude auch ohnedies auf die erwartungsvolle Menge machte und wahrlich auch uns däuchte dieser Mischmasch von begeisterten Zuschauern in Hemdärmeln und in Sammt und Seide, eine gute Vorbedeutung für das endliche Gedeihen.

Die Vorstellung eröffnete ein Prolog des Dr. Langenschwarz, betitelt: „das Theater im Himmel," eine dem Zwecke entsprechende Dichtung, der es an glücklichen Wendungen und mitunter tiefer eingehenden Ideen nicht fehlt und die von den verschiedenen Darstellern befriedigend wiedergegeben wurde. Ein keineswegs himmlisches, eher triviales Bild, eine Liebeserklärung des Manius an Manus vor dem Schaufenster eines bekannten Modegeschäftes in Grand Str. hätte unbeschadet dem Ganzen wegbleiben können, wären auch so und so viele Lacher darüber verloren gegangen. Ein Tänzerpaar, Herr Wood und Fräulein Durham, als Stellvertreter Terpsichorens an dieser Bühne engagirt, debutirten nach dem Prologe und erwiesen sich als Künstler in ihrem Fache, worauf denn das eigentliche Stück des Abends, das Birch-Pfeiffersche Schauspiel „das Forsthaus" begann, in dessen Hauptrollen sich Herr und Madame Hoym, sowie die Herren Worret und Hacke theilten. Das Stück wurde schon früher hier gegeben, neu war die Besetzung des Försters durch Herrn Worret, der sich mit vielem Glück zuweilen in das Fach der Väter einspielt, als auch die des Adjunkten durch Herrn Hacke, der in den ersten Akten ein wackeres Bild eines Priesters gab, der noch nicht aufgehört Mensch zu sein, im letzten jedoch eine unbezähmbare Vorliebe für jugendliche Helden entfaltete und in seinem Feuer sichtbar die höheren Mächte anrief, die denn auch immer auf sich warten lassen, wenn geschrieen wird. Mad. Hoym (Regina) und Herr Hoym (Graf) waren beide an ihrem Platze und die ganze Vorstellung mag als eine gelungene bezeichnet werden. Mit Uebergehung des Vicomte von Letroridre, Mad. Hoym in der Titelrolle und dem Debut des Herrn Dardenne, als Parlamentsrath, das wir ungern versäumten, so wie auch des Tags darauf gegebenen „Er muß aufs Land," kommen wir zur Besprechung der Flotow'schen Oper Stradella. Stradella (Herr Liberaty) und Lenore (Fräul. Spitzeder) abgerechnet, können wir von diesem Wagestück nur Gutes berichten, die Direktion bot Alles auf, was ihr an Scenerien, reicher Garderobe und sonstigen Illusionen zu Gebote stand, eine schaulustige Menge zu befriedigen, was auch namentlich im Karneval von Venedig vollkommen gelungen zu nennen war, Orchester und Chöre wirkten mit einer Präzision, die besonders Lob verdient und auch die beiden

Digitized by Google

Banditen wurden von den Herren Oehrlein und Schraubstätter so wacker gesungen und lebendig gespielt, daß nur sie die zwei letzten Akte hielten. Doch was hilft das Alles, Herr Liberaty sang den modernen Orpheus unter aller Kritik, bald unvernehmlich leise, bald laut wehklagend, dabei ist sein Spiel so linkisch, daß man gerne ein Auge zudrückt und doch noch mit dem andern zu viel sieht. Fräulein Spitzeder ist eine recht wackere Soubrette, aber Prima Donna ist sie nicht selbst, die Partie der Lenore übersteigt ihre Mittel bei Weitem und macht sie zu einer traurigen Bühnenerscheinung. Trotz alledem fand die Vorstellung anscheinend Anklang und das nachsichtige Publikum ging sichtlich befriedigt nach Hause.

Die einzige Novität der Woche war „Die Waise von Lowood," ein neues vieraktiges Schauspiel von Charl. Birch-Pfeiffer. Die ungemein produktive Bühnendichterin, die seit Jahrzehenden den steten Anfeindungen der Kritik nur mit neuen Repertoirstücken antwortet, hat mit dieser ihrer jüngsten Arbeit einen bessern Weg eingeschlagen, den wir offen gestanden nicht mehr von ihr erwartet hätten. Die Waise von Lowood ist endlich ein Mal keines jener Rührstücke der guten alten Zeit, die mit den stillsten, heiligsten Gefühlen offenen Schacher treiben und thun als ob sie die Thränenschleusen für sich allein gepachtet hätten, die bekannten Birch-Pfeiffer'schen Knalleffekte sind darin vermieden (etwa mit Ausnahme des mysteriösen Feuers im dritten Akt, das nach „Steffen Langer" roch) und die Sprache ist eine so blühende und bilderreiche, daß man die bühnenkundige Verfasserin neu verjüngt vor sich zu sehen glaubt. Ein arger Mißgriff jedoch däucht uns die vorletzte Scene des letzten Aktes. Daß ein Charakter wie der Jane Eyre's, einer Waise, die, als Gouvernante in Lord Rochesters Haus gekommen und in stiller Liebe zu ihm entbrannt, selbst nachdem sie ihn vom Feuertode gerettet, ihr Geheimniß ihm hartnäckig verschweigt, ob auch ihr Herz darüber bricht, daß ein solches Mädchen, als Rochester auf dem Punkte steht sich zu verheirathen und wie sie selbst sagt, so gut wie verheirathet ist, daß sie dann noch ihm mit grellen Farben das Glück schildert, das ihn in ihren Armen erwartet hätte und das er bei seiner Gräfin vergebens suchen wird, das ist eine Licenz der Dichterin, die nichts weniger als psychologisch richtig ist, und die die Gesetze der Schönheit beeinträchtigt, sowie nicht minder die bis dahin meisterhaft durchgeführte Handlung und das um so mehr, als in Folge dieser Octroyirung von Seiten Jane's der Lord jene Heirath augenblicklich rückgängig macht, indem er Jane seine Hand gibt, womit denn auch das Stück schließt.

Sind die Rollen der Jane Eyre und des Lord Rochester in guten Händen, läßt sich das Stück nicht leicht verderben und so war es auch hier. Mad. Hoym (Jane) bekundete schon im Vorspiel ein gründliches Studium ihrer Partie, sie gab die vielgeprüfte, hier offenherzige, dort sich beherrschende und zugleich beherrschte Waise so wahr und naturgetreu wieder, daß wir sie unbedingt zu ihren besten Rollen zählen und ihr Verdienst freudig anerkennen. Herrn Worret gebührt gleichfalls der Preis des Abends. Sein Rochester zeigte uns im ersten Akte einen Ingomar im Frack und Glacehandschuhen, bis allmälig die widerstreitendsten Gefühle und die schroffeste Weltanschauung auf ein tiefes Seelenleiden schließen ließen und scheinbar schwankend bis zum letzten Augenblicke blieb der sonderbare Kauz ein Räthsel, dessen Lösung nur der Schluß herbeiführte. Eine feine Nuancirung so wie eine gut gewählte Maske drückte dem vom Spleen nicht ganz freien Sohn Albions den Stempel der Wahrheit auf und machte denselben zu einer Kunstleistung. Mad. Wolf (Judith) war, etwas Monotonie abgerechnet, recht wacker und spielte die vergleichsweise undankbare Partie mit Lust und Liebe. Mad. Schmidt (Mrs. Reed) war wieder ein Mal Mad. Schmidt. Eine Nonchalance gegen deutsche Grammatik, die ihres Gleichen sucht, namentlich im freien Gebrauche des Dativs und Accusativs, und eine Ohr verletzende Aussprache, wie z. B. Schlanke statt Schlange, hollen statt holen sind Fehler, die nicht zu oft gerügt werden können und ein ernstes Studium der deutschen Sprache empfehlenswerth machen. Herr Wolf faßte den Vorsteher des Waisenhauses ganz falsch auf, wozu dieser salbungsvolle Kanzelton und dieses gottgefällige Augenverdrehen, diese immerwährenden Ingredienzien eines Jüngers Loyola's. Auch dieses widerlich Schleppende in der Sprache des Herrn Wolf, wirkt störend und unangenehm auf das Ohr und dürfte eine Sichtung dieses Fehlers den Werth des sonst fleißigen Schauspielers hervorheben. Eine freie, ungezwungene Sprache, gepaart mit freier, lebendiger Aktion würde bald ganz andere Wirkungen hervorbringen, als dieses ewige Nachahmen von hohlen Geisterstimmen.

Das Stück im Allgemeinen erfreute sich einer außerordentlich guten Aufnahme und befriedigte sehr. Blumensträuße fielen, wie überhaupt die ganze Woche, in Hülle und Fülle, nur dürften wir den liberalen Kunstfreunden im Werfen derselben etwas mehr Takt empfehlen, sie fallen gewöhnlich so zur Unzeit, daß sie mit Recht ein allgemeines Gelächter erregen. Im St. Charles Theater wird ebenfalls jeden Abend gespielt und hat dasselbe an Herrn Stein einen wackern Künstler, der eine bessere Umgebung verdient, wie dies namentlich im „Kaufmann von Venedig" der Fall war. Es ist Schade einen so verdienstvollen Shylock, wie der

des Herrn Stein, am Ensemble scheitern zu sehen, denn Shakespeare mit Dilletanten aufzuführen, ist denn doch ein zu gewagtes Spiel. Die Herrn Stein, Berndt und Böttner dem Stadttheater einverleibt zu sehen, wäre im Interesse des Instituts, nachdem Mad. Lindemann, wie wir so eben erfahren, ebenfalls für dasselbe gewonnen ist. Mit Schauspielerinnen wie die Damen Hoym und Lindemann ist ein Versuch mit klassischen Dramen schon eher gerechtfertigt und ist für die Direktion kein Hinderniß mehr vorhanden dem Publikum Neuigkeiten im Gebiete des Lustspieles und recitirenden Schauspieles vorzuführen, auf die es nach den Jahre langen Wiederholungen abgenutzter Stücke mit Recht Anspruch macht. l.

Diesem Berichte unseres Mitarbeiters fügen wir noch einige Bemerkungen über eine Vorstellung eines Victor Hugo'schen Effektspieles bei, das am 15. v. M. im Stadttheater unter dem Namen „der Tyrann von Padua" gegeben wurde. Die Wahl des Stücks zeugte davon, daß die Direktion die schwachen Seiten des Publikums kennt, das weniger auf das Stück als auf die einzelnen Personen sieht und dessen zartbesaitetes Herz für Rührung am empfänglichsten ist. Der Stoff ist für einen Roman ganz brauchbar, zu einem Drama bedarf er viel zu sehr des epischen Elementes um die eigentlichen dramatischen und schweren Partieen verständlich zu machen. Der erste Akt wird blos mit Erzählungen und Schilderungen des historischen Hintergrundes des Stückes und der Geschichte der Hauptcharaktere ausgefüllt und das geschieht noch obendrein mit unnöthiger oratorischer Weitschweifigkeit. Die folgenden Akte sind zwar dramatischer, aber die Situationen erinnern in ihren besten Theilen zu sehr an Shakespeare's Romeo und Julia und verlieren als matter Abklatsch dadurch wieder an Wirkung. Trotz des reichlich verschwendeten oratorischen Pathos läßt das Ganze doch immer den Eindruck des Gekünstelten zurück und darum kalt. Die Darstellung war im Ensemble gut zu nennen, wenn man sie mit andern der New Yorker deutschen Bühnen vergleicht. Mad. Hoym-Hehl würde ihre schönen Mittel wirksamer benutzen können durch mehr Mäßigung im Pathos und eine bessere Aussprache des Deutschen, namentlich durch mehr Aufmerksamkeit auf das ü. Frau Lindemann spielte ihre Rolle mit vorzüglichem Ausdruck. Nicht ungerügt können wir aber das Betragen eines, wenn auch nur kleinen Theiles des Publikums lassen, dem offenbar das durchaus Decente in Stück und Darstellung nicht behagte und das, wie sein Klatschen und Lachen bewies, Zweideutigkeiten suchte und dadurch hineintrug. Die Musen fliehen von einer Bühne, wenn auch nur in einem Winkel des Theaters die Gemeinheit laut wird. D. Red.

Die Festtage in München.

I. Die ersten Festwochen.

Für München ist eine bedeutungsvolle und glänzende Zeit herangekommen, die Thore des Glaspalastes haben sich geöffnet und Tausende von Schaulustigen strömen aus allen Gauen des Vaterlandes herbei, die staunenden Blicke zu weiden an den Erzeugnissen deutschen Fleißes und deutscher Beharrlichkeit. Bevor aber noch die feierliche Eröffnung des Industriegebäudes stattfand, nahm ein anderes Fest in würdigster Weise seinen Anfang, wir meinen die Gesammtgastspielvorstellungen im königl. Hoftheater, deren bisher bereits sechs bei überfülltem Hause und mit glänzendem Erfolge ihren Verlauf hatten. Neben Industrie und Theater hat auch die bildende Kunst, ein Feld, auf dem die baierische Hauptstadt seit Decennien den ersten Rang behaupten durfte, eine vorzügliche Vertretung gefunden, denn durchwandern wir die Säle der ersten allgemein deutschen Gemäldeausstellung, so sind wir überrascht, eine so große Anzahl vorzüglicher Werke der verschiedenen vaterländischen Schulen in einem Raume vereinigt zu finden.

Fast könnten wir in Verlegenheit kommen, mit welchem Zweige wir Sie zunächst ausführlicher unterhalten sollten, denn von allen Seiten werden wir berührt durch neue und interessante Erscheinungen, deren Mittheilung und Zergliederung in gleicher Weise wichtig erscheint; indessen wollen wir uns nicht lange besinnen und für heute eine schnelle und wohlbegründete Entscheidung treffen. Die Werke der Industrie, die Werke der Kunst, sie stehen auf Monate fest an dem für sie bestimmten Platze; die Werke der Bühne aber, mit ihrer bisher unübertroffenen Darstellung fliegen pfeilschnell unserem Auge vorüber, wir können das Bild nicht fesseln und zu neuer Betrachtung bewahren, das uns soeben noch in Entzücken setzte, denn mit dem Niederrauschen der Gardine bleibt nur einzig und allein die Erinnerung eines schön verlebten Augenblicks. Lassen Sie uns darum auch das, was bisher die Bühne zu bieten versuchte und wirklich geboten hat, genauer in's Auge fassen.

Als der Plan Dingelstedt's, eine Vereini-

Digitized by Google

gung der ersten deutschen Schauspieler für eine Reihe von Darstellungen classischer Werke in's Leben zu rufen, vor Monaten in die Oeffentlichkeit drang, zuckte mancher Kunstverständige die Achseln, und belächelte das Vorhaben als ein unausführbares; theils fürchtete man die Eitelkeit und Eigenliebe der einzelnen Künstler, theils zweifelte man an der Möglichkeit, daß eine so große Menge von Hindernissen, die sich nach allen Seiten hin darbieten mußten, vom Unternehmer überwunden werden könnte. Dennoch ist es gelungen, den Gedanken zur Wirklichkeit sich gestalten zu lassen, und vermissen wir auch unter den anwesenden Kräften einzelne von Bedeutung, denen äußere Nothwendigkeit gebot, sich vom Anschlusse frei zu halten, wie Grunert aus Stuttgart, der auf besonderen Wunsch seines Königs die Münchener Bretter während der Gesammtgastspiele nicht betritt und Dawison aus Dresden, der für diesen Zweck einen besondern Urlaub nicht ermöglichen konnte, so ist dennoch die Vertretung der verschiedenen Bühnen immerhin eine glänzende.

Wien sandte uns La Roche, Anschütz, Fr. Rettich, Fr. Haitzinger und Frln. Neumann, Berlin Hendrichs, Döring und Liedtke, Dresden Emil Devrient, Hamburg Frln. Seebach, Hannover Kaiser, und Karlsruhe stellte an Schneider ein würdiges Glied der Künstlerkette.

Schon der erste Abend, an dem uns Schillers Braut von Messina vorgeführt wurde, konnte als ein glücklicher und höchst gelungener Anfang des Unternehmens bezeichnet werden. War jede einzelne Rolle für sich als eine hohe Kunstleistung zu betrachten, so überraschte besonders das vorzügliche Zusammenspiel von Darstellern, die sechs verschiedenen Bühnen angehörten und bisher noch niemals in Gemeinschaft vor einem Publikum erschienen waren. — Unter allen Vorstellungen aber, die bisher stattfanden, muß Lessings Minna von Barnhelm als das größte Meisterwerk der Aufführung bezeichnet werden. La Roche (Just), Döring (der Wirth) und Kaiser (Paul Werner) lieferten neben einander drei Charakterbilder von unübertrefflicher Lebenswahrheit und großartiger Wirkung. Ließ uns Fr. Rettich (eine Dame in Trauer) wahrnehmen, daß die kleinste Scene hinreichend ist, den hohen Werth einer vollendeten Künstlerin erkennen zu lassen, denn sie riß das Publikum zu Thränen hin, so erwarb sich Frln. Neumann in jeder Scene immer neuen und allgemeineren Beifall durch die liebenswürdige Naivität und piquante Schalkheit, die sie als Franciska in sicherer Vollendung entfaltete. Frl. Dahn (Minna) und Schneider (Tellheim) trugen in würdiger Weise zum Gelingen des Ganzen bei, und lieferte Emil Devrient als Riccaut auch mehr das Bild des eleganten Hofmanns, als das des zwar vornehmen, aber heruntergekommenen Aventüriers, den der Dichter zeichnen wollte, so erhöhte doch die Lebendigkeit des Spiels den Reiz der kleinen Episode. Der Beifallssturm und Hervorruf nach den einzelnen Scenen, Acten und am Schlusse war endlos; wenige Tage später fand eine Wiederholung des Stückes statt und noch nie, seit der Eröffnung des restaurirten Hauses, hat der Zuschauerraum eine solche Anzahl von Besuchern beherbergt.

So war denn die Bahn gebrochen zu enthusiastischer und allgemeiner Theilnahme des Publikums und schon am folgenden Abend strömten zahllose Verehrer der Kunst dem Tempel der Musen zu, um der Vorstellung von Lessing's Nathan beizuwohnen. Anschütz aus Wien hatte die Titelrolle übernommen; er ist ein Künstler der alten Schule, nur noch wenige seines Zeichens blieben der Gegenwart erhalten. Wir müssen uns von neuem gewöhnen an das declamatorische Pathos, an die rhetorische Bedächtigkeit des Vortrags, mit der des Dichters Worte an unser Ohr dringen. Alles in Anschütz's Vortrag ist wohldurchdacht und mit gründlicher Ueberlegung ausgesprochen, allein die gesangartige Modulation der Stimme war uns in einzelnen Scenen weniger ansprechend; da, wo es galt Empfindungen der Seele zu schildern übte die Darstellung eine ergreifende Wirkung, die Aussprüche der Weisheit aber verloren an Schärfe durch übertriebene Beimischung des Gefühls der Gutmüthigkeit. Kaiser aus Hannover, dem die undankbare Rolle des Saladin zu Theil geworden, interessirte durch die edle äußere Erscheinung und erwarb sich durch sein gemessenes Spiel in den einzelnen Scenen lebendigen Beifall. Ebenso wurden die übrigen Rollen von Fr. Rettich (Sittah), Frau Dahn-Hausmann (Recha), Liedtke (Tempelherr), Jost (Patriarch), La Roche (Klosterbruder) und Christen (Al Hafi) würdig durchgeführt und mit Beifall belohnt. Frau Haitzinger aus Wien (Daja) gab uns die geschwätzige Alte mit zu viel jugendlicher Coquetterie und hat uns ihre Marthe im Faust in der Ansicht bestärkt, daß bei aller Virtuosität, die sie im Spiele entwickelt, eine Hintansetzung persönlicher Wohlgefälligkeit die Wahrheit ihrer Darstellungen nur erhöhen würde. — Lessing's Genius mußte in dem Cyclus der Mustervorstellungen, wie wir sie mit Recht bezeichnen können, vollständig vertreten sein, und so kam denn Emilia Galotti ebenfalls zur Aufführung. Da es nicht unsere Aufgabe ist, blindlings zu loben, sondern mit unparteiischem Blicke das Gute vom weniger Guten zu sondern, so scheuen

wir uns nicht, nach bester Ueberzeugung diese Vorstellung allen übrigen bisher stattgefundenen an innerem Werthe nachzusetzen. Haase (Marinelli), der Hauptträger der Handlung vermochte nicht durch die vorzügliche Rolle, die ihm anvertraut war, in der Weise das Interesse zu fesseln, wie es von einem Charakterspieler ersten Ranges erwartet werden mußte; abermals traten die vielfachen Manieren und Angewohnheiten in den Vordergrund, die wir bei Vorführung aller seiner Rollen wahrnehmen können, und die den fleißigen Besucher des Theaters immer mehr erkennen lassen, wie sehr sich seine Darstellung in äußerlich Angenommenem beengt. Von Frln. Denker (Claudia) lassen Sie uns schweigen, um uns bei aufrichtigem Urtheil, einer Dame gegenüber keiner Härte schuldig zu machen. Frau Dahn-Hausmann (Emilia) erwarb sich verdienten Beifall, vorzügliche Leistungen aber lieferten Frau Rettich (Orsina) und Kaiser (Odoardo). Beide verstanden es an diesem Abende allein, das Publikum zu fesseln und hinzureißen. Die zahlreichen Episoden des Stücks fanden, durch die gute Besetzung gehoben, beifällige Aufnahme, denn es erschien Anschütz (Camillo Rota), Liedtke (Conti), E. Devrient (Appiani), Döring (Angelo) und Schneider (Pirro). Hendrichs gab den Prinzen mit edlem Anstand und der ihm eigenthümlichen Feinheit im Conversationston. Trotz der Mängel, die wir in dieser Vorstellung rügen mußten, bot sie dennoch reiches Interesse und vielfachen hohen Genuß; die Kritik aber muß es sich zur Pflicht machen, da wo das Vollendetste geboten werden soll, mit dem höchsten Maßstabe zu messen, nicht eben durch unzeitiges Schweigen den Vorwurf der Ungerechtigkeit auf sich zu laden.

Die erste Hälfte der Gesammtgastspiele schloß mit Goethe's Faust. Eine neue Erscheinung trat uns in Frln. Seebach (Gretchen) entgegen. An ihr haben wir wieder einmal eine Künstlernatur, wie sie nur selten der deutschen Muse zu Theil wird. Da ist ursprüngliches Talent, zum höchsten Gipfelpunkte künstlerischer Ausbildung entwickelt; da ist die hohe Meisterschaft erreicht in der einfachen, aber ewig wahren Darstellung der Natur ein vollendetes Kunstwerk zu gestalten; fern vom leisesten Hauch der Affectation und Uebertreibung werden wir durch diese Darstellung unwillkührlich von der Bühne hinweg in das unmittelbare Leben hineingetragen. Die kindliche Naivität des unschuldigen Mädchens, das Keimen, Wachsen und Blühen einer ersten und heißen jungfräulichen Liebe ward uns mit den zartesten und feinsten Nüancen psychologisch entwickelt, mit den glühendsten Farben und bewältigender Wirkung aber der Seelenschmerz und die Reue der Verführten, bis zuletzt im Wahnsinn die gräßlichste körperliche und geistige Zerrüttung den Höhenpunkt erreicht hat, in unübertrefflicher Wahrheit zur Anschauung gebracht. Von den übrigen Gästen, die zum Gelingen der Vorstellung beitrugen, nennen wir Hendrichs (Faust), Kaiser (Wagner), Döring (Mephisto), Emil Devrient (Valentin), Schneider (Schüler) und Fr. Haitzinger (Marthe). — Blicken wir jetzt zurück auf die Reihe der Abende, die wir in kurzer Zeit nach einander durchlebten, so macht sich der Wunsch geltend, auch die zweite Hälfte der Vorstellungen, die mit Goethe's Egmont beginnt, in gleich vollendeter Weise zu Ende geführt zu sehen; dann aber möge das glückliche Gelingen des schönen Unternehmens ein hinreichender Hebel sein, von Jahr zu Jahr eine neue Zusammenkunft unserer deutschen Künstler zu bewerkstelligen und so den Begriff einer Nationalbühne in des Wortes günstigster Bedeutung immer mehr und mehr zur Wirklichkeit zu gestalten.

---

2. Die erste allgemeine deutsche Gewerbsausstellung.

Die politischen Conjuncturen drohten Anfangs böse Miene zum guten Spiel zu machen. Preußen wußte in einem gewissen Momente wieder nicht ob es mit Deutschland, oder ob Deutschland mit ihm gehen sollte. Deshalb in Berlin der Mangel an Bereitwilligkeit von Seiten der Regierung, an die Fabrikanten des Landes die nöthigen Aufforderungen und Zusicherungen zu erlassen, um ihnen Lust zu machen zur Beschickung der Münchener Ausstellung. Erst später als die Differenzen in Sachen der orientalischen Frage geschlichtet waren, entschloß sich die preußische Regierung zur Förderung der Centralisation deutscher Industriekraft. Die Zeit war nun aber eng zugemessen zu einer umfassenderen Betheiligung. Preußen in Ost und West, vom Pregel, von der Weichsel, Oder, Elbe und vom Rhein ist schwach vertreten, und wenn auch gut in einzelnen Gaben, doch nicht ausreichend, nicht vielseitig. Um so reichlicher Oestreich, mit Eifer, mit Liebe, mit sichtlicher Hingebung, als gälte es der Welt zu zeigen, was seine Produktionskraft auf dem Boden der Technik und Gewerbe vermag. Es galt auch zu zeigen, daß der Bund zwischen Deutschland und Oestreich im Wetteifer der Kräfte, im Austausch der Gegenseitigkeit der Leistungen und Gaben seinen Segen in dieser Weltschaustellung bekunden müsse. Baiern selbst war natürlich mit dem ganzen Reichthum seiner vielfachen Thätigkeit in allen seinen Provinzen ausgiebig und erschöpfend vertreten. Baiern hat vor allem auch das Verdienst der Anregung und

Durchführung dieser gewerblichen Concentration Deutschlands. Von materiellem Gewinn kann hierbei keine Rede sein; der Verkauf war nicht Zweck; der Eintrittspreis, die erste Woche 30, von da ab 12 Kreuzer, hatte nur die größtmögliche Betheiligung im Publikum vor Augen. Baiern läßt es sich 1 Million Gulden kosten, diese erste allgemeine deutsche Gewerbsausstellung in's Leben zu rufen. Und München und seinem Kunstsinn gebührt der Ruhm einer ästhetisch wahrhaft schönen Anordnung der tausendfach gegliederten und doch summarisch zusammengefaßten Massen und Stoffe. Der hohe Springbrunnen im Centrum der weiten Halle mit den Gruppen der monumentalen Kunstwerke zu beiden Seiten der langen Linie im Transept entlang gewährt einen architektonisch wie malerisch schönen Anblick. München's Voit, der Schöpfer der neuen Pinakothek, hat in dem Glaspalast bewiesen, daß auch in der Produktion der industriellen Kräfte der Kunst die erste Reihe, der erste Rang gebührt. Wie sehr hier der Kunstsinn auch die Gewerke durchdringt, beweisen namentlich auch alle Münchener Fabrikate, bei denen das Handwerk durch den Adel der Schönheit gehoben ist. Wir rechnen dahin zumeist die Münchener Wagenbauereien und Möbelfabriken. Wien leistet hierbei vielleicht mehr zur Genüge des üppigen und behäglichen Comforts; München's Wagenbauer und Geräthwerkmeister dagegen beweisen daß sie mehr Aesthetiker sind und neben der Solidität der Leistung zugleich der Schönheit huldigen, die Schönheit mag die gradlinige Antike, oder die Wellenform der Romantik erstreben.

Nächst der Artistik Baierns interessirte uns eine ziemlich abseits entlegene, in einem Anhängsel des Glaspalastes untergebrachte Reihe von Gegenständen aus der vegetabilen Naturwelt Baierns: Abschnitte von Baumstämmen, die namentlich den Waldstand Oberbaierns und Schwabens documentiren. Welche Fülle unverbrauchter Kraft liegt in diesen Vertretern der Naturwelt dieses Landstrichs offenbar und andeutungsvoll vor uns! Diese Scheiben von Eichstämmen, welche mehrere Jahrhunderte aufzuweisen haben, diese Fichten und Föhren, ja diese Eiben von 500 Jahren und darüber betrachteten wir mitten in der Welt der Industrie, der menschlichen Thätigkeit und List, als Zeugen der unverwüstlichen Urkraft der Natur mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu.

Unter der großen Reihe von deutschen Kunstwerken ersten Ranges heben wir die kolossale Bildsäule Wieland's, zwei erzene Statuen für Nordamerika: die Gestalten Jefferson's und Henry's, und die erste Giebelgruppe der von König Ludwig unternommenen Propyläen hervor, König Otto darstellend inmitten des wieder beruhigten Hellas thronend, eine Phantasie der Kunst, der wir in der Lage der orientalischen Dinge Wahrheit und Wirklichkeit wünschen.

Unaufhörlichen Andrang unter den Beschauern (der erste Zwölfkreuzersonntag zählte 3000 Besucher) verursachen die Bilder aus dem Thierleben von Herman Ploucquet, Präparator im königlichen Naturaliencabinet zu Stuttgart. Es ist eine Reihe von 30 bis 50 Gruppen ausgestopfter Thiere, die der Humor des Künstlers wahrhaft ergötzlich, satyrisch, ironisch und witzig arrangirt hat. Welche Gemüthlichkeit in den vielen Familiengruppen aus dem häuslichen Leben der Thiere! Wie zärtlich ist Vater Fuchs, die säugende Mutter in der Höhle bewachend! Wie gravitätisch beschirmt Vogel Greif sein Nest mit girrenden, auf Atzung begierigen Jungen! Dort eine Windspielhündin mit einem tapfern Ramler in zärtlicher Liebesgruppe, ganz in der Attitude von Amor und Psyche; dort eine Katzenkaffeevisite, ein Duell zwischen zwei Füchsen während zwei Iltis secundiren, einem verwundeten Fuchs aber der Hase als Medicus beispringt. Besondern Jubel erregt im gedrängten Schwarm der Schauer die Schwurgerichtsscene aus dem Thierreich. Ein junges neugebornes Ferkelchen ist Staatsanwalt und plaidirt. Hase, der Arme, der Furchtsame, muß Verbrecher sein in Ketten. Hofhund macht den Kerkermeister, Reineke den Fürsprech des Angeklagten mit schalkhaft schlauer Miene, als sei hier wirklich was zu vertheidigen, der Hase als Mörder zu retten. Die Geschworenen aber, Käuzchen, sind in langer Reihe eingeschlafen und sprechen, werden sie aufgeweckt, sicherlich ihr Urtheil, wie's ihnen der Herr im Schlafe eingegeben.

Von Interesse waren für uns auch die Kirchenparamente in Gold und Seidenstoffen, nicht um der Arbeit willen, über die wir Competente urtheilen lassen, sondern um der Zeugnisse willen, welche hohe Prälaten denselben ausgestellt, um den Laien zu verkünden, daß auch in der Welt der Fabrikanten, Weber und Schneider, auch im Zeitalter der Industrie die Kirche ihren Vortheil für sich wahrnehme. Johann Georg, Bischof von Münster, rühmt feierlichst mit Namensunterschrift und Insiegel den Seidenwirker in Crefeld für das verdienstvolle Unternehmen, seine Stoffe zu kirchlichen Gewändern nach den guten Mustern der alten Epochen der christlichen Kunst zu verfertigen. „Ich habe diese Arbeiten," sagt der hohe Kirchenfürst, „mit großer Befriedigung gesehen, indem dieselben ebensowohl durch eine ungewöhnliche Solidität, wie man sie sonst nur an den Producten früherer Zeiten kennt, als auch

durch zweckmäßig gewählte Zeichnungen und Farbentöne und endlich durch die in den Breitenmaßen sich kundgebende Berechnung auf die schönen und großartigen Formen der ältern Kirchengewänder sich auszeichnen.“ Es sei deshalb, schließt die hohe Reclame, sehr zu unterstützen, wenn deutsche Kunst und deutsches Handwerk zu den Formen der alten Kirchenzeit zurückkehre. Dem günstigen Urtheile „Sr. bischöflichen Gnaden des hochwürdigsten Hrn. Bischofs von Münster, sowie Hochdessen Wunsche“ stimmen bei Johannes Cardinal v. Geissel, Erzbischof von Cöln und 8 andere hohe Prälaten, unter denen Laurent, Bischof von Chersonnes, Apostolischer Vicar von Luxemburg noch besonders die „moderne Verschnittenheit“ der Gewänder von heute rügt.

Eine Fahrt durch die Katarakten des Nil.

——An den Grenzen Oberägyptens und Nubiens geht der Nil durch dichtzusammengedrängte Felsen. Die Fahrt auf diesem Theile des Flusses, an den starren, schauerlich schwarzen und glänzenden Felsen, die den mächtigen Strom zerreißen, ihn in immer engere Steindurchgänge pressen, durch die Schnellen und Hinschüsse treiben, jemehr sich die Wassermenge mindert, ist bekanntlich höchst gefahrvoll. Ich gebe hier Bilder der Erinnerung.

Wir verließen Phylä. Mehr noch wenn man den Nil abwärts kommt als wenn man hinauffährt, ergreift den staunenden und schweigend umherschauenden Reisenden das Bewußtsein, warum in tiefer Verehrung des Erhabenen und Heiligen die Menschen vor Jahrtausenden gerade diesen Fleck Erde zu den erhabensten Denkmalen ihrer eigenen geistigen Höhe wählten. Zwischen wunderlich reizenden und schauerlich erhabenen Felsen erweitert sich erst der den Göttern gleich verehrte Nil zum ernsten, weit umsichgreifenden See. Wie durch ein großes, nie enthülltes Geheimniß erwartet der Herabgleitende hier auf ruhiger Spiegelfläche sich einem Heiligthume zu nähern; und so erscheint ihm denn Phylä mit ihren gedrängt hoch hinaufstrebenden Pylonen, Obelisken, als ein wahres Heiligthum, mit ihren kolossalen Säulen, zwischen denen sich einzelne Palmen als das Urbild dieser steinernen Stämme erheben und ihre graziösen Blätter mehre Klaftern vom Stamme hindehnen, um sie in reizender Schöne ruhig in den Lüften zu wiegen. Wie die Verkörperung einer reichen Poesie liegt dieses Phylä, dies Zaubereiland da, angestaunt und verehrt von den tempelreichen Felsen umher, denen der ernste Strom eine unüberwindliche Abmahnung ist von jeder vertraulichen Annäherung. Noch einen Abschiedsgang auf einen der höchsten Pylonen, dessen innere Gänge und Treppenwände mit wunderlichen, schönen Hieroglyphen bedeckt sind oder mit bildlichen Figuren in großer Anzahl, die die bedeutendsten Thaten und Schicksale der Monarchen, der Heerführer und ganzer überwundener Völker darstellen, oder die ernsten und unterwürfigen Opfer, welche die besiegten Nationen den damals übermächtigen ägyptischen Herrschern darbrachten, oder ihren Göttern, die in einem Cultus verehrt wurden, welcher den nachahmenden europäischen Völkern des Alterthums fremd blieb, da deren grobe Sinnlichkeit es unmöglich machte, Geist und Gemüth so zum Erhabenen zu wenden, wie es der Aegypter that. Gefesselt von dem unbeschreiblichen Reichthum wunderbarer Gegenstände, schweift der bezauberte Blick von der erklimmten Höhe eilend umher, nur zuweilen ruhend, um sich nach allen Kräften durch tieferes Einprägen der Einzelheiten in die immer zu schwache und zu enge Erinnerung die Eindrücke zu sichern, die nie im Leben schwinden, nie in dem Nebel weiter zurückweichender Vergangenheit an Lebensfrische verlieren dürfen. Welch' ein Reichthum der edelsten, erhabensten Menschenwerke, die noch nach Jahrtausenden in unaussprechlichem Reiz zum Himmel schauen, zum Himmel leuchten! Dazwischen die Poesie der Natur, die Dattelpalme, die kühn und im freien Bewußtsein zum Himmel strebt und die Hüttengruppen der stolzen Einwohner mütterlich überragt. Schmerzerfüllt wie von einer uns theuern Grabesstätte schieden wir von Phylä und nur die immer eintöniger werdenden Felsen, zwischen denen der Nil sich hinschlängelt, gleich als zaudere er, zwischen die Klippen zu gelangen, von denen er zerrissen werden und zorntosend hinabstürzen soll, hemmten den sehnsüchtigen Blick, der immer wieder zurückgewendet war.

Die Anzahl schwarzer Nubier, welche sich auf unserer Barke allmälig einfanden, vermehrte sich; mit ihnen erschien auch der Rais, der an den Katarakten angestellt ist und allein das Recht und die Verpflichtung hat, die Barken die Katarakten hinauf und ebenso hinab zu führen. Diese Anordnung hatte die Regierung treffen müssen und hält sie mit Strenge aufrecht, denn wie man sagt, wurden vor dieser Einrichtung viele Barken an den Felsen unter der Oberfläche des Nilspiegels zerschellt, wobei dann nichts Anderes gerettet

Digitized by Google

werden konnte als die zersplitterten Breter; die Ladung und die Menschen waren verloren, besonders beim niedrigen Frühjahrswasser. Mir erschien dies anfangs eine geldbegehrliche Uebertreibung, denn als wir hinaufreisten, war höheres Wasser; da war freilich eine große Menge Menschen und Taue erforderlich, um uns die gewaltigen Stromschnellen hinaufzuziehen und nichts weniger als in unbedingter Ruhe machten wir diese curiose Fahrt, ähnlich der kleinern Strombeförderung in Lapland auf der Tereh; allein nirgends erblickte ich eine Gefahr. Ich war erstaunt, daß ein so achtbarer Reisebeschreiber, wie Herr von Prokesch, die Niederfahrt auf den Katarakten als etwas so Gefahrreiches schildert. Doch wir sollten die Sache bald aus eigener Anschauung kennen lernen.

Es ist ein eigenes Ding mit dem Wiedersehen von Menschen. Waren es ernste Momente, die man miteinander theilte und dann sich trennte, da bedarf es nicht eines langen, vorherigen Beisammenlebens, um bei späterm Wiedersehen ein Gefühl der Freude auflodern zu fühlen. Je einfacher die Verhältnisse sind, in denen die Menschen leben, desto stärker ist die Anregung. Je bunter dagegen, je mannichfaltiger, je gedrängter die Abwechselung der Farben ist, die das Leben bedingen, desto mehr nimmt das Freudige des Wiedersehens ab nach oberflächlicher oder kurzer Bekanntschaft. Dies fühlt und kennt Jeder, der oft und viel reist und in mannichfaltigen Verhältnissen ein reiches und buntes Leben in der Erinnerung trägt. Dieser Katarakten-Rais, in seiner hohen, sehr schlanken, mächtig starken, männlichen Gestalt, mit einem gewaltig derben Ansehen und einem Ausdruck in Form und Bewegung, als sei er nur zum Befehlen geschaffen, eilte mit freudestrahlendem Gesichte auf uns zu und mit wiederholtem salami, salom-maloo, schüttelte er uns mit herzlicher Derbheit die Hände, gleich wie wenn sich alte, vertraute Freunde wiedersähen. Wohlthätig ist es, daß solche Herzlichkeit ansteckt.

Es war um 10 Uhr, da wir abgefahren waren. Bald legte die Barke in einer der nahen Buchten an, welche die Windungen des Nils in den nackten Felsenwänden bilden. Wir wurden aufgehalten von einer jener größern Nilbarken, die eine größere Anzahl sich zusammendrückender Reisender faßt. Diese uns entgegengekommene Barke war mit Engländern befrachtet, welche die Ruinenwunder am Nil bis zu unsern sogenannten großen Katarakten erst anschauen wollten. Da der Stand des Nilspiegels schon sehr niedrig war, so konnten sich die Barken nur im Schutz solcher Buchten ausweichen. Wir mußten ungeachtet der Nähe dieses Nilschiffes doch bis 11 Uhr warten, denn eine ansehnliche Menge Menschen, die auf unserer Barke mit hinab sollten, konnten sich immer nicht von den Fremden trennen, in der Hoffnung, es werde ihrem mehr als menschlichen Lärme gelingen, noch einige Backfische zu erpressen. Bis 11 Uhr dauerte die Geduldprobe, an die man sich im Orient gewöhnen muß. In Aegypten werden die geringfügigsten Dinge mit so vehementer Heftigkeit ausgeschrieen, daß es dem Fremden klingt, als werde eben ein Mord begangen oder Mordbeute mit Gier getheilt. Als wir hinaufuhren, war der Spiegel des Stroms hoch und die gefahrdrohenden Felsen lagen also tief unten im Wasserirrgarten. Damals ließ die stete Aufmerksamkeit kein Gefühl, keine Sorge vor etwaiger Gefahr aufkommen. Gegen gewaltige Wasserschüsse, auf stark reißenden, schaumreich hinschießenden Wellen, hatte die Barke wohl zu kämpfen, allein nirgends sahen wir Wasserstürze. Romantisch prangten stolz die weiten und hohen Haufen mächtiger Felstrümmer empor, tief schwarz gefärbt und glänzend, wie in keinem andern bekannten Strome. Alles ernst und schauerlich, aber nirgends drohte eine Gefahr, selbst nicht beim gewaltsamen Hinaufziehen gegen die Wasserschnellen am Seil, dessen Ende um aufrechtstehende Felsen geschlungen und geknotet wurde, das ein wunderbar schwimmender oder gleich den Affen mit der Behendigkeit dieser scheußlichen Thiere auf den wirren Felsspitzen hinlaufender schwarzbrauner nackter Nubier nach sich gezogen hatte, es mit den Zähnen festhaltend. Von dieser Gefahrlosigkeit eingewiegt, erwarteten wir mit Lächeln auch jetzt ruhig, was kommen würde. Bald sollte es sich ändern.

Der Wasserspiegel des Stroms war während der hingegangenen Monate um viele Fuß gesunken und brauste nun unheimlich über die sich hinauf dehnenden Felsen, welche sich zu sehnen schienen, endlich doch auch die Luft und die Sonne zu begrüßen. In zahlreiche Streifen zerklüftet, windet der gewaltige Strom sich um mehr und minder große Haufen mächtiger schwarzer, glänzender Felsblöcke, die an das grause Verhängniß mahnen, das hier so viele Menschen unerbittlich streng erreichte. Wie beeilt sich der majestätische Strom, der eben so unüberwindlich prangte, durch das höhnende Pressen und Zerreißen des gemeinen Steinpöbels durchzukommen! Nach allen Richtungen muß sich der zersetzte Herrscher wenden; für ihn ist das Großartige, der tiefe Ernst und der ununterbrochene Wechsel der Formen verloren. Kann ein Theil der schreckenreichen Unterwelt an das Sonnenlicht treten, so scheint es hier zu sein.

Der gewaltige Katarakten-Rais hatte die Breter der Barke heben lassen, welche von einem Bord zum andern auf dem Vordertheile hinüberreichen und eine

Art niedrigen Verdecks bilden, und sich so binden lassen, daß sie Ruderbänke bildeten. Was sonst irgend so viel Raum gab, daß ein Mensch darauf stehen konnte, war von tragenden Füßen bedeckt, ja selbst die Lagerdecken der geschlossenen Gemächer waren bevölkert. Starke Männer bemächtigten sich der Ruder und man griff kräftig ein. Seit Herrn von Prokesch's Zeiten, der uns zuerst von dieser nassen Höllenfahrt ein Bild malte, hat sich Vieles verändert.

Prokesch erzählt noch vom stillen, ängstlichen Schweigen, vom feierlichen, allmächtigen Befehlen des Rais. Jetzt wüthet nur Lärm, die Emancipation des Volks ist auch nach Nubien gedrungen. So vermögen andere Kehlen nicht zu schreien und widernd mahnte es mich an Tasso's „Höllenscene": All rauco suon della tartare a tromba, si sente ritentar le atre caverne. Es verstummte diese Ohrentortur, um einem noch viel scheußlichern Geschrei Platz zu machen, das die Barkenleute Gesang nennen und das der monotone Chor ist zu den kurzen einzeiligen Versen, die irgend Jemand vorsingt. Solchen Gesang hört man in Europa auch wohl ertönen, aber selten; ich meine aus den finstern Einzelzellen der ältesten, schlechtesten Irrenhäuser, oder aus den weiten Hospitalsälen der Schreikrampf-Kranken. Plötzlich hielt aber auch dies inne. Die Stimme des Katarakten-Rais, dann die seines mitgebrachten Piloten und von ein paar Gehülfen ertönte laut und in kurzen Befehlen. Die 64 Fuß lange Barke wendete, so scharf als es ihr Steuer gestattete, um eine glatte senkrechte Felsenrundung und befand sich wie durch ein Zauberwort in einem herabtosenden Wasserschuß, der mit Wuth zwischen zwei Felsen sich grollend hinabstürzte und unten mit seinen Spritzwellen sich zischend emporhob, als wollte er neugierig in die Barke schauen zu einem gelegentlichen Besuche. Wie ein Pfeil schoß die Barke hinab. Diese wunderbar schnelle Fahrt, obgleich zwischen grausend starren Felsblöcken, erschien mir im Gegensatze alles Dessen, was mich noch vor kurzem in den ewig starren Wüsten umgeben hatte, fast lustig, vielleicht weil sie mich an eine Fahrt im lieblichen und majestätisch-romantischen Oberösterreich erinnerte, auf plattem Salzschiff, über einen weit hingezogenen Brückenbau mit halbklafterhohem festem Rande, auf welchen die Fahrzeuge hinabschießen, um neben dem bekannten, 60 Fuß hohen Fall der raschen Traun hinabzugelangen. Auch dort nichts von Wasserwellen, nichts von Wasserstrahl, — nur Schaum. Das war vor 46 Jahren. Und dennoch pochte damals das Herz nicht lauter im Jubel über das erhabene Schauspiel, als nun unter dem niegeahnet klaren Südhimmel. Indessen, die Lust verschwand bald, denn immer ärger ward die hinschießende Wassermasse aufgeregt und immer ärger wüthete es über Schroffheiten und Blöcke, die nie aus dem Wasser emporschauen, aber dem Rais und Piloten wohlbekannt, von ihnen genau beachtet sind, wie räuberische Feinde, deren Heimtücke und Kampfgier nicht rastet. Schraubenförmig drehte sich die gewaltig bewegte Masse, fast wie weißer Schaum, der überall emporspritzte. Wild schlug es verworren durch einander, wild hinauf und nach den Seiten, rund um das hinschießende Schiff. Da stürzte eine tüchtige Wasserladung hinein und es gab einen gewaltigen Stoß an einen jener Felskegel, die sich nie aus dem Wasser erheben und mit dem Sinken des Wasserspiegels oft die Zahl der Opfer mehren, die hier der Unterwelt schon verfallen. Ungeachtet der schwarzen Tünche in der Haut meiner zahlreichen Umgebung glaubte ich ein häufiges Erblassen zu sehen. Tosend ging es weiter fort, da schlug eine zweite Wassermasse schräg von vorn über den Bord hinein, die Barke schien umgeworfen werden zu müssen und gleich einem lebenden Geschöpfe schien sie zu taumelen, schoß dann weiter; da erhielt sie einen neuen, noch gewaltigern Stoß auf unsichtbaren Felsen und erseufzte dumpf und eine dritte gewaltige Wassermenge entlud sich in unser geängstetes Fahrzeug. Offenbar hätte bei den erlittenen Stößen die Barke zerschmettert werden müssen, wenn der Schuß, in welchem die Barke hinlief, nicht so pfeilschnell gewesen wäre. Der Fall selbst schien beendigt, allein wie in Wuth schoß das willenleere Element fort, dorthin, wo unten der Wasserschuß im weiten Becken anscheinend zur Ebene wurde und tief aufathmend begrüßten wir die verheißene Ruhe. Es gab aber keine. Die Barke schoß weiter und ein abermaliger mächtiger Stoß, heftiger noch als die frühern, ergoß die Züge des Grausens fast über jedes Gesicht. Wohl war es nur die höchst angestrengte Aufmerksamkeit, die nichts von den kolossalen Erscheinungen und Eindrücken verlieren will und sich die nie wiederkehrenden, mit jedem Moment durchblitzend veränderten Großheiten fürs Leben, in der Erinnerung zu befestigen sucht, was mir mitten in den stets erneuerten Ueberraschungen eine klare Besonnenheit aufrecht erhielt. Wohl ein Jeder mochte in dem Momente glauben, es müsse die zerschellte Barke auseinandergehen, denn wo ich hinsah, glaubte ich prüfende Blicke an die emporragenden Felsen gerichtet zu sehen. Mein feiger, frömmelnder Dragoman, eine schlechte Pflanze aus Kahira, haspelte schnell eine Menge von Gebeten ab, dem kräftigen Rais ein Gräuel, der ihm in tiefer Stimme und dumpf donnernd zurief: Besser sei es, Gott zu danken, daß Er so wunderbar geholfen habe und nicht Alles habe zerschmettern und umkommen lassen. Mit auflodernder Freude reichte mir der hohe, halbnackte, schwarzbraune Mann

Digitized by Google

mit leuchtend großen weißen Zähnen, mit dem Ausruf ham-dellilaa, bes salami (nur Gottes Hülfe, uns zum Segen) die nervige Hand, die ich ihm, innerlich jubelnd über sein herzliches Wort, derb schüttelte. In solchem Momente erkennt man, welche Bedeutung, welcher unermeßbare Inhalt in einem Händedruck liegen kann. Aus vielen schwarzbraunen Gesichtern hörte man mit halber Stimme andächtig rufen: Allah kibir! Mit der Behendigkeit des Südländers in Gefahren durchforschte der Rais in fliegender Eile zwischen den aufgehobenen Bretern des Deckes und der Fußböden in die Barke hinein und rief freudig auf: taip, taip, Alles gut, Alles gesund,—eine andere ältere Barke wäre zersplittert gewesen. So viel es der Raum gestattete, wurden Menschen angestellt, um zwischen den gehobenen Bretern das hineingestürzte Wasser in allerhand Gefäße zu schöpfen und es auszugießen, denn es hatte Eile, weil noch ähnlicher Besuch zu erwarten war. Nur meinem feigen, also mistrauischen Dragoman fiel es ein, sich in meinem Schlaf- und Wohnzimmer hinzustellen, Diebereien fürchtend.

Nun ging es mehre Zeit rasch fort bei niederschießendem Wasser. Die vielen Arme oder Adern, in welche der gewaltige Nil zerrissen war, strömten bald hier und da in unsere Wasserstraße, fielen gemeiniglich in mehr und minder hohen und breiten Stürzen herab, was denn wahrhaft poetisch und so vielfach unterhaltend war, als es in der starren Wildheit der umgebenden Gegenstände irgend gedacht werden kann und durch das unbeschreiblich rauh tosende rasche Leben. Sogleich aber begann auch wieder der schauderhafte Gesang der Ruderer, die gemeiniglich versichern, das fördere ihre Arbeit, obgleich ich nie habe erkennen können, daß ihr Rudertakt mit dem ihres Gesanges übereinstimmte. Leider nahmen noch andere Aufgenommene an der infernalen Bereitung des Höllengenusses Antheil. In der That, es scheinen nur die ägyptischen und nubischen Kehlen zu solchen Kunstleistungen befähigt. Eine curiose Harmonie, zwischen solchen Felsen, solchem Wassertosen und solchen fortbrausenden Kakophonieen.

Die zweite gefahrdrohende Stelle war durch kräftige Ruderer erreicht. Mit unverstellter Sorge, aber wie ein Mann, der seines Thuns sicher ist, um eine Gefahr aus eigener Kraft zu überwinden, ließ der Rais mit verdoppelter Kraft rudern, indem er die Ruder mit doppelten Arbeitern besetzte. Wir befanden uns auf einer schießenden Wasserfläche, welche nach vorn schmaler und schmaler begrenzt war, indem gegenüber der fast senkrechten Felsenwand links auf der andern Seite eine andere niedrige Felsenbank in der ganzen Länge bis zur stärksten Einengung sich befand, von deren regelmäßigem Rande in gerader Richtung das Wasser rechts hin niederstürzte, reich und kräftig wie vom bestgepflegten Damme. Es erschien mir unmöglich, zu verhindern, daß die Barke vom schießenden Wasser von diesem Damme hinabgezogen werde, wo dann ein gänzliches Umrollen und Zertrümmern unvermeidlich sein mußte. Ich war verdutzt, die Barke nicht in gerader Richtung (im rechten Winkel) den Fall hinabgeleitet zu sehen, wo dann ihre Länge auf ein villeicht glückliches Durchkommen hoffen ließ, falls die Länge des Kiels nicht die vordere Spitze zu lange im Wasserbecken aufhalten werde. Vielleicht war es die moralische Kraft des Rais, welche mich ohne alles Raisonniren mit dem kindlich zutrauenden Bewußtsein beruhigte, er würde schon angemessen für sicheres Durchkommen sorgen. Mir blieb auch übrigens keine Zeit zu Befürchtungen und Vergleichen, denn mit nicht zu ahnender Gewandtheit hatte der kräftige Mann die Barke durch das verdoppelte Rudern so geschickt geführt, daß sie oberhalb des unten brausenden und tobenden Wassersturzes in den sehr schmalen aber nur wenige Fuß hohen Wasserfall hinflog, der gerade vor uns den immer engern Durchgang im rechten Winkel durchschnitt. So waren wir denn unten wieder auf brausendem, schäumendem, wüthendem Wasser; allein die ärgste Wuth hatte ausgetobt, es vermochte nicht mehr seinen Besuch in der Barke zu erneuern, denn ein mächtiger Geist herrschte. Aber neue besorgliche Stöße auf untiefen Felsenmassen folgten, wie flach auch unsere feste Barke ging. Die Felsmassen und die thurmartigen Klippen, die sich grausend aus der Tiefe emporheben, waren jetzt nicht so hinreichend überflutet, als wenige Monate vorher, da ich den Nil hinaufreiste. Es fehlte das heiß erbetete Anschwellen des majestätischen Stroms, welches ehemals Millionen und abermals Millionen Menschen auf jenen weiten Flächen ernährte und bereicherte, die jetzt unter angestürmten Sandmassen menschenleer, thierleer und pflanzenleer starren, wie das Bild der Vernichtung. Nur noch ein Moment erstarrenmachender Gefahr, umgeworfen zu werden. Mit Hülfe Gottes wurde dieser nicht zu unserer Vernichtung. Da rief der hohe Kataракten-Rais mit erhabenem Ausdruck stürmischen Dankes in seinen derben aber edeln Zügen wieder ham dellilaa, bes salami! und reichte seine arbeitsfrohe braune Faust zu einem herzhaften Schütteln hin, in seinen Augen loderte der freundliche Gruß und in seinen Gesichtszügen die höchste Freude. Er versicherte, vor dem wasserreichen Sommer keine Fahrt mehr den Strom hinab mit ähnlicher Barke machen zu können. Wir waren nun außer dem Bereiche der Gefahren . . . Starke Nerven, physische sowie psychische Abhärtung, vielartige Gewohnheit, besonders ein reger, fester Wille haben mich im Leben vor

Furcht bewahrt, dieſer mohammedaniſchen Hölle; als ich aber hier glauben durfte, es ſei Alles glücklich überwunden, da ergriff mich doch eine tiefe, gewaltige Rührung und der alte Knabe ſchämte ſich der Thränen nicht, die dem Himmel das innigſte Dankgebet darbrachten. Unth.

Die Plaza de Armas.

Skizze aus Havana.

Wie ſeltſam iſt es, daß der Menſch nur darum ſeine Wünſche erfüllt ſehen ſoll, damit er zuletzt finde, er habe es ohne alle Wünſche viel beſſer gehabt. Verſchiedene weiſe Männer kamen daher zu dem Entſchluß, überhaupt Nichts mehr vom Schickſal und dem Leben zu erwarten, ſondern froh zu genießen, was gerade der Augenblick bot. „Wir ſind ja doch bald Alle Staub" — doch wohin verirre ich mich? Ja Staub allerdings, aber er wirbelt von den Straßen Havana's auf, und trübt mir das Auge, das, wie es einem zweckloſ Reiſenden geziemte, ringsumher ſchweifen ſollte, um Alles aufzufaſſen, ſei es Schönes oder Häßliches, damit er es gefällig wiedergeben könne. Woher aber ſoll ich in dieſem Gewirre die Ordnung nehmen, die einer anſprechenden Darſtellung ſo nothwendig? Um mich drängen ſich unſcheinbare und doch geheimnißvolle Häuſer, ihre hohen Fenſter ſcheinen zärtlichen Serenaden entgegenzulauſchen, die eiſernen Gitter davor ſind wohl nicht ganz undurchdringlich, auf dem ſchmalen Seitenweg ſuche ich vorwärts zu kommen, was nur durch immerwährendes Ausweichen möglich iſt, und mich zugleich in die angenehme Gefahr verſetzt, von dem Wagen einer ſchönen Creolin ihr zu Füßen gelegt zu werden. Würde ſie es achten? O nein; es iſt bereits 8 Uhr, und ſie eilt nach dem Plaza de Armas. Glücklicherweiſe noch unverletzt, folge ich. Neben mir ſchritt mein Führer durch ein Labyrinth enger, halbdunkler, krummer Gaſſen; doch gefielen ſie mir, es iſt das Unerwartete, das reizt; an jeder Ecke mag man einer neuen Wendung entgegenſehen. „Dies iſt unſer abendlicher Corſo," bemerkte mein junger Landsmann, „und jeden Abend finden Sie die ſchöne Welt auf der Plaza; wir werden ſogleich da ſein." Von jeher hatte der Laut „Corſo" einen magiſchen Reiz für mich gehabt, da er mir ſtets Rom, Florenz, Neapel vor die Augen rief, wo der Corſo unter einem milden Himmel die Schönheiten der Stadt zu leicht hinſchwebender Luſt vereint. Aehnliche Erwartungen begleiteten mich alſo auch in Havana nach der Plaza de Armas. Weiſe Männer haben es vor mir bemerkt, daß der Hauptreiz unſers Vergnügens im Gegenſatze beſteht, und ich kann daher Nichts thun, als dieſes Axiom beſtätigen. Doch— gerathe ich ſchon wieder in die Philoſophie? Hinweg mit ihr; hier ſind wir auf der Plaza, wo keine andere Weisheit gilt, als die des flüchtigen Genuſſes. Drei Paläſte, ruhend auf Säulenhallen, ſchließen den ziemlich geräumigen Platz ein, deſſen vierte Seite durch eine Reihe allerdings ſehr unſcheinbarer Kaufmannsgewölbe gebildet wird. Ein leichtes, kaum bemerkbares Gitter trennt den Garten in der Mitte von der übrigen Umgebung; mehr aber hebt ſich derſelbe durch eine üppige Vegetation von Blumen und Gebüſchen, aus welchen vier ſchlanke Cocospalmen emporſteigen. Durch die breiten, mit Steinplatten belegten Wege wird der Garten in vier Boskette abgetheilt, deren jedes einen kleinen Springbrunnen einſchließt. In der Mitte der Palmen, der Boskette und des Gartens ſteht auf einem hohen Piedeſtal eine Marmorſtatue Ferdinand's des VII. Sie iſt, die Wahrheit zu ſagen, herzlich ſchlecht; daß die Phyſiognomie geiſtlos iſt, war vielleicht weniger die Schuld der Copie, als des Originals; allein das petrificirte altſpaniſche Coſtüm, die ſteife Haltung der Figur geben dem Ganzen einen Anſtrich von Langweile, über die wir uns nur tröſten, wenn wir bedenken, daß man das Machwerk vor der Umgebung kaum bemerkt. Denn dieſe letztere iſt um ſo lebendiger: das helle Gaslicht wird durch die duftigen Schatten der Gebüſche gemildert, die Muſik fluthet bald in kräftigern, bald in weichern Akkorden durch die laue Abendluft, und die Menſchen wandeln beglückt auf und ab. Und nicht iſt die große Grundregel der Freude außer Acht gelaſſen: Unbeſchränktheit. Wer ſeinen Abend auf der Plaza genießen will, der kommt, ſei es nun im leinenen Kittel, ſei es im ſchwarzen Frack. Freilich ſucht ſich Jeder von der beſten Seite zu zeigen, doch entſteht eben daraus wieder ein harmoniſches Verhältniß, welches dem Auge wohlthut. Glücklicherweiſe geſtattet die jetzige Mode viel Einfachheit des Aeußern, wozu auch noch das heiße Klima das Seinige beiträgt; der einzige Aufwand, den ich bemerkte, zeigte ſich in Uhrketten, welche häufig genug zur Schau getragen wurden; ſonſt aber war eine einfache, leichte Kleidung durchaus an der Tagesordnung. Sollte ich freilich die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechtes beſchreiben, ſo müßte ich nur zu Seide und Spitzen meine Zuflucht nehmen. Da ſaßen die jungen und alten Damen, eingepackt in ſchwere Stoffe, und beſät mit Juwelen, lehnten nachläſſig auf den Polſtern ihrer

Digitized by Google

Equipagen und lauſchten der Muſik, oder, was wahrſcheinlicher iſt, den ſüßen Worten, die ihnen zugeflüſtert wurden. Bekanntlich zeigen die Creolinnen viel Geſchmack in ihrer Toilette, und beſonders zierlich wiſſen ſie die Mantillen zu behandeln, jenen klaſſiſchen Schleier, der ſo manches Geheimniß mehr enthüllt, als verbirgt. Ich war noch zu neu in dieſer Welt, als daß ich über die Schönheit ihres weiblichen Theils hätte urtheilen dürfen, doch über Zweierlei kam ich ſehr bald in's Reine. Ich ſah die ſchönſten ſchwarzen Augen und die abgelebteſten Geſichter, und zwar oft Beides vereint. Die erſtern gefielen mir, die letztern zerſtörten ſehr oft wieder im Ganzen, was die Augen im Einzelnen vortrefflich gemacht hätten, ſo daß alſo ſelbſt für einen Fremden, der einer „liebenswürdigen Schwäche" geneigt wäre, die Gefahr ſehr vermindert würde. Ich ſelbſt, der ich weder ſchwach noch liebenswürdig war, und der überdieß keine Katze kannte, hatte nun vollends Nichts zu befürchten, aber auch leider Nichts zu hoffen, denn wie eifrig ich auch meine Blicke über die Damenreihe fliegen ließ — da war keine Phyſiognomie, die ich als Heldin eines zukünftigen Romans heimlich hätte ſkizziren können. Eher wäre es mir vielleicht mit Männern gelungen; da war der leichtſinnige Marineoffizier und der elegante Roué, der ſtattliche Kaufmann und ſein in ſich ſelbſt verliebter Clerk, der kalte Britte, der mouſſirende Franzoſe, der ernſthaft blickende Spanier und der gutmüthig lachende Deutſche. Zu den letztern gehörte ein kleiner, dicker Mann mit gebogener Naſe und ſchlecht gerathenem Schnurrbart, welcher, die Hände auf dem Rücken, mit ſatyriſchem Lächeln der eifrigen Rede lauſchte, die ein langer, biliöſer Herr von etwas vernachläſſigtem Aeußern auf ihn herabdonnerte. Freilich wohl; der Lange bewies mit Vehemenz die Weisheit der tanzenden Tiſche, und der Dicke war ein Ungläubiger, ſo gut als Spinoza oder Mendelſohn. Eben als der biliöſe Prediger der Tiſche auf ſeiner Höhe war, ſtellte mich mein Begleiter den beiden Herren vor.

„Aber ich verſichere Sie, es iſt ſo," ſchrie der Lange: „durch den ſich bewegenden Tiſch kann ich mich mit den Geiſtern in Verbindung ſetzen!"

„O, wenn weiter Nichts iſt," entgegnete der Dicke: „ich kann mich auch gleich mit einem Geiſt in Verbindung ſetzen; kommen Sie, meine Herren, laſſen Sie uns ſehen, was für ein Geiſt in einem Glas Punſch ſitzt."

Der Gläubige blickte aus ſeiner Höhe verächtlich auf den dicken Anhänger des Materialismus herab, und wollte Nichts mit dem Punſch zu thun haben; ich aber und mein gefälliger Landsmann folgten gerne der Einladung in das Caffeehaus, um ſo mehr, da auch die Muſik auf der Plaza und mit ihr der Corſo zu Ende war.

Dr. H. Förſter.

Biographiſches.

Friedrich Wilh. Joh. v. Schelling.

— — ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Wie, ein ſolches Motto über einem Nekrolog Schellings, des „großen Philoſophen Schelling?" „Hat die Proſa des amerikaniſchen Lebens, oder richtiger, deſſen Materialismus, den Verfaſſer ſo umgarnt, daß er den großen Schatz der deutſchen Philoſophie ſo verachtet, weil ſie ihm keine Dollars in die Taſche bringt?" So dürfte mancher Deutſche fragen, der voll Ehrfurcht vor dem philoſophiſchen Geiſte unſerer Nation, von dem er ein gutes Stück in ſich fühlt, Amerika betritt und die Monatshefte zufällig zu Geſicht bekäme. Der liebe philoſophiſche Landsmann könnte dann leicht zu der Idee kommen, zu der einige deutſche Gelehrte hier ſchon gelangt ſind: daß nämlich Amerika vom böſen Geiſte beſeſſen ſei, der allem geiſtigen Streben hindernd in den Weg tritt und die Amerikaner dem mephiſtopheliſchen Prinzipe in die Hände arbeiten, weil es die Barbarei pflegt, mit der der Aberglaube und die Verfinſterung ſo gerne Brüderſchaft ſchließen. Allein man kann ja jene Worte des Mephiſtopheles ſehr wohl auf Schelling und andere deutſche ſpekulative Philoſophen anwenden, ohne deshalb den Gegenſatz zu billigen, dem ſie Mephiſtopheles gegenüber ſtellt, den des materiellen Genuſſes, in den er Fauſt zu ſtürzen trachtet. Wir wollen damit nichts Anderes ſagen, als was Göthe einmal halb ſcherz- halb ernſthaft ausſprach und worüber ſich der alte Philoſoph Krug ſo erboste, „daß man mit der Philoſophie keinen Hund hinterm Ofen hervorlocke." In der That kein anderes Land iſt mehr geeignet, die Wahrheit dieſes Satzes uns Deutſchen ſo recht handgreiflich zu beweiſen, als Amerika. Vergleicht man aber die amerikaniſche Denk- und Handelsweiſe, die ungeheuren Reſultate, die dieſelbe hier hervorbrachte, mit dem, was Schelling mit all ſeiner Philoſophie und ſammt ſeinen Anhängern hervorgebracht, ſo wird einem das Unfruchtbare derſelben ſo zu Gemüthe geführt, daß einem ganz wehmüthig wird, wenn man erwägt, was Schelling für geiſtige Kräfte beſaß und an die Ausarbeitung ſeines Syſtems ſetzte. Schelling ſtarb nach einem

arbeitsvollen Leben im Alter von neunundsiebenzig Jahren und hinterläßt der Nachwelt nichts, als das Anerkenntniß einer geistigen Potenz, die auf anderen Wegen, als den seinigen, ihr große Schätze hätte erwerben können, die aber nur insofern fruchtbar wirkte, als sie eine Opposition hervorrief, die eine Menge Irrthümer aufklärte, die Schelling und sie selbst begangen. Das was in Schellings System reell war, die Identität der Natur und der Gottheit, hat er in späteren Jahren selbst wieder umgestoßen. Ursprünglich ein Schüler Fichte's suchte er dessen Subjektivitätslehre zu erweitern und zu verbessern, indem er sie zugleich als ihm eigenes Objekt deducirte. Dadurch kam Schelling allerdings dazu, daß er sagte, es ist kein Schöpfer vor der Welt da gewesen, andererseits betrachtet er aber den Menschen in seinem Verhältniß zum Guten und Bösen so unabhängig von dieser Ansicht, daß er endlich zwei Götter annimmt, die er den ursprünglichen und den entfalteten Gott nennt, die aber doch wiederum Eins sind. In späteren Jahren, als nach Hegels Tode die Schüler desselben die Philosophie für „am Ende" erklärten, wollte ihnen Schelling das Gegentheil beweisen und schrieb seine Philosophie der Offenbarung, in der er so weit ging, daß er die Trinität bewies. Bei ihm war damals allerdings die Philosophie am Ende. Schelling's Philosophie ist in der neueren Zeit vorzüglich die Stütze der Mystiker geworden und dazu eignet sie sich ganz vortrefflich, denn sie ist so phantastisch dunkel, daß sich alles Mögliche daraus ableiten läßt und sie eignet sich insofern besonders für die christlich-mystische Richtung, die von oben herunter in Preußen gepflegt wird. Die Widersprüche in Schellings System sind von Herbart, Fries, Köppen u. A. schlagend dargethan worden. Freilich ging bei diesen Angriffen auch viel von den Systemen Hegel's und selbst Herbart's mit in die Brüche. Ein geschlossenes Ganzes seiner Philosophie veröffentlichte Schelling nicht, sondern nur immer einzelne Stücke, die in den Jahren 1794 bis 1813 und dann 1841 (Schelling's erste Vorlesungen in Berlin) und 1843 erschienen. Zu Schelling's Schülern gehörte Steffens in Berlin, der mystische Anthropolog und treffliche Naturlehrer auf realem Gebiete und Oken in Zürich. Schellings äußeres Leben ist kurz folgendes: Er ist in Leonberg in Württemberg am 27. Januar 1775 geboren, studirte in Tübingen, Leipzig und Jena, wo damals Reinhold und Fichte lehrten. Nach Fichte's Weggang von Jena (1803) wurde er auf letztgenannter Hochschule als ordentlicher Professor der Philosophie angestellt. Bald erhielt er aber einen Ruf nach Würzburg und ward 1808 Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste in München. In Folge eines literarischen Zwistes mit dem Präsidenten derselben verließ er diese Stadt und wandte sich nach Erlangen. 1827 wurde er jedoch als Professor der neuen Universität in München zurückberufen. Sein Ansehen stieg hier mehr und mehr. Nach dem Regierungswechsel in Preußen berief Schelling's Verehrer, Friedrich Wilhelm IV. ihn zugleich mit dem Pietisten Stahl nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode als Mitglied der Akademie und als Lehrer der Universität wirkte. — Im direkten Widerspruche mit Kant, dem klaren und scharfen Denker und Kritiker, dessen Philosophie auf die Erkenntniß des Vorhandenen gerichtet war, und der dadurch das ganze Gebiet der Erfahrung den Menschen nutzbarer machte, hat Schelling den großen Fehler begangen ihnen Phantasiegebilde vorzuhalten, die eher dazu dienten, sie zu verwirren, als aufzuklären. Es ist traurig, daß man dem reichbegabten Manne, dessen Streben nach Wahrheit wir nicht antasten wollen, kein anderes Lob nachsenden kann. Er theilte das Schicksal so mancher edlen deutschen Kraft, das Gebiet, auf dem seine Kraft vor Allem erheischt wurde, zu verkennen. Möchten sich unsere jungen spekulirenden Philologophen daran ein Beispiel nehmen und das Reale nie vergessen in ihren Bereich zu ziehen. ***

Johann Karl Friedrich August Borsig,

geb. 23. Juni 1804, † 6. Juli 1854.

Fast gleichzeitig mit Schelling endete in derselben Stadt ein anderer Mann von Ruf sein thätiges Leben. Wie anders aber war dessen Thätigkeit, wie anders die Früchte, die sie erzeugte, als die Schellings! Und um wie viel tiefer muß Deutschland den Verlust eines Mannes beklagen, der so sprechende Zeugnisse seines umfassenden, praktischen Schaffens hinterläßt, deren Folgen auf ferne Zeiten hinaus sich fördernd und wohlthuend zeigen werden. Möglich, daß Schelling's Genialität über den Naturanlagen Borsigs stand, in dem, was er der Welt genützt, steht Borsig weit über ihm. Borsig war 1804 in Breslau geboren, wo sein Vater Zimmermann war. Bis zum 17ten Jahre bildete er sich durch theoretische Studien für das Baufach aus, trieb es dann einige Jahre praktisch und wurde 1823 auf Veranlassung der Regierung zu Breslau zu seiner fernern Ausbildung nach dem königl. Gewerbeinstitut zu Berlin gesandt, wo er bis zum Herbst 1825 blieb. Bei seiner besonderen Vorliebe für Mechanik trat Borsig, um sich im praktischen Maschinenbau gründliche Kenntnisse zu erwerben, zu Berlin in die Werkstatt der Maschinenbauanstalt von F. A. Egells ein, übernahm dann die Leitung der mit jener Anstalt verbundenen neuen Berliner Eisengießerei bis 1836 und begründete, als um jene Zeit der Bau von

Digitized by Google

Eiſenbahnen auch für Deutſchland eine Lebensfrage geworden, eine Maſchinenbauanſtalt dicht vor dem Oranienburger Thore zu Berlin, bei deren Eröffnung 1837 ſie ungefähr 50 Arbeiter beſchäftigte. Bald erfreute ſich die Anſtalt eines ſo raſchen Aufſchwunges, daß 1847, in welchem Jahre überhaupt wohl bis jetzt die größte Thätigkeit im Eiſenbahnweſen herrſchte, in derſelben an 1200 Arbeiter beſchäftigt wurden, die bei der Märzrevolution 1848 und ſpäter eine nicht unbedeutende Rolle ſpielten. Im Jahr 1851 war die Zahl derſelben immer noch 900. In der Borſig'ſchen Anſtalt wurden und werden noch die größten Eiſenarbeiten, die im Bauweſen und insbeſondere im Eiſenbahnbaufache in Preußen vorkommen, ausgeführt. Namentlich beſchäftigt ſich dieſelbe mit dem Bau von Lokomotiven, deren bis Mitte 1851 überhaupt 330 Stück daraus hervorgegangen ſind. Im J. 1847 lieferte ſie allein 67 Lokomotiven nebſt Tendern, alſo mehr als je in einem Jahre eine der größten Werkſtätten Englands geliefert hat. Die in Folge ſo umfaſſender Arbeiten eingetretene Konſumtion von Schmiedeeiſen, das nur von den größten und beſten Eiſenwerken Englands bezogen werden konnte, beſtimmte Borſig zur Anlage eines eigenen Eiſenwerkes im größeren Maßſtabe, zu welchem der Grundſtein 1847 zu Moabit, eine halbe Stunde von Berlin, an der Spree gelegt ward. Trotz der verhängnißvollen Jahre 1848 und 1849 wurde der Bau mit größter Thätigkeit fortgeſetzt, ſo daß 1850 mit dem Betriebe begonnen werden konnte. Durch dieſe Anſtalt, die alle Eiſenſorten wie die beſten engliſchen Werke zu liefern vermag, hat Borſig alle Conſumenten, die nur gute Qualitäten Schmiedeeiſen bis jetzt verarbeiteten, von England frei gemacht. Das Eiſenwerk, deſſen Bauart und innere Einrichtung den angenehmſten Eindruck gewähren, verwendet übrigens nur ſchleſiſches Roheiſen und beſchäftigt bei einem Tag und Nacht fortgeſetzten Betriebe ungefähr 400 Arbeiter. Seit Herbſt 1850 iſt auch die zu Moabit belegene, früher der Seehandlungsſocietät gehörige Maſchinenbauanſtalt und Eiſengießerei durch Kauf an Borſig übergegangen, namentlich zu dem Zwecke, um durch Lieferungen von Maſchinen und Hülfswerkzeugen, ſo wie durch Ausführung der vorkommenden Reparaturen dem Eiſenwerke die nöthige Unterſtützung zu gewähren. Auch dieſe Anſtalt beſchäftigte Mitte 1851 an 300 Arbeiter. Borſig's Geſchäft iſt bis zu ſeinem Tode in Blüthe geblieben und wird hoffentlich in ſeinem Geiſte fortgeführt werden. Während der Revolution von 1848 unterſtützte Borſig die Volksſache mehrfach. Er errichtete ſofort eine Kanonengießerei und ſchenkte der Bürgerwehr die Kanonen, von denen ſie leider keinen Gebrauch zu machen verſtand.

Literatur und Kunſt.

Von Arago's Werken (mit einer Einleitung von A. v. Humboldt, deutſch von Dr. Hankel) iſt der zweite Band der deutſchen Originalausgabe erſchienen (Lpzg. b. O. Wigand). Er enthält gleich dem erſten Bande, wieder mehrere Biographieen intereſſanter Zeitgenoſſen des großen Naturforſchers. Zuerſt die Ampère's, des berühmten Mathematikers, eine nachgelaſſene Schrift Arago's, aus der er 1839 nur einen Auszug in der Akademie in Paris vorlas. Dieſer folgen die Lebensgeſchichten zweier Männer, die durch ihre Theilnahme an der erſten franzöſiſchen Revolution, wie durch ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen und ihre tragiſchen Schickſale gleich berühmt ſind, des Conventmitgliedes Condorcet und des Maire Bailly. Die vierte Skizze iſt die des Gründers der polytechniſchen Schule, des Marineminiſters Caspar Monge. Die Biographie des Aſtronomen und Phyſikers Poiſſon ſchließt den zweiten Band. Die Namen dieſer Männer, die Clio alle in die Denkſteine der Geſchichte eingegraben hat, würden an ſich genügen, um das Buch ſchätzenswerth zu machen. Die meiſterhafte Darſtellung Arago's aber, der es wie kaum irgend ein anderer Autor verſtanden, in der einfachſten, natürlichſten Sprache das Wirken jener Männer ſo anziehend und lebendig zu ſchildern, gibt dem Buche einen um ſo höheren Werth. Nicht bloß für den Mann von Fach, ſondern für jeden Gebildeten wird es ein Genuß ſein, dieſe Schilderungen zu leſen. Uns Deutſchen fällt außer den genannten trefflichen Eigenſchaften, deren Wahrheit dem Franzoſen gleichfalls einleuchten wird, noch eine beſonders in die Augen, die wir ſonſt ſo ſelten an franzöſiſchen Autoren finden — die ſcharfe, kritiſche Sichtung des Materials, die Arago bei dieſen Darſtellungen beweiſt und die das Buch geradezu zu einer wichtigen Quelle der Geſchichtsſchreibung macht. A. widerlegt dadurch mehrere Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, die ſich bedeutende Hiſtoriker, wie Lamartine zu Schulden kommen ließen, gründlich und wirft ein ſo klares Licht auf hervorragende Perſönlichkeiten der letztvergangenen 70 Jahre, daß ihr hiſtoriſcher Charakter uns weit anders und wahrhafter erſcheint, als bisher. Der

Digitized by Google

Leichtsinn, mit dem so viele französische Geschichtsschreiber zu Werke gehen, wird dadurch gebührend bloßgestellt.

Nachstehend theilen wir eine Anekdote aus dem Leben Bailly's mit, die Arago erzählt und die ihres Zusammenhanges mit Franklin halber von besonderem Interesse für hier ist:

„Gegen das Ende des Jahres 1777 wurde Bailly der besondere, vertraute Freund Franklin's. Diese beiden ausgezeichneten Männer traten auf die allerseltsamste Weise in persönliche Beziehungen. Bei seiner Rückkehr aus der neuen Welt äußerte Volney, eines der berühmtesten Mitglieder des Instituts: „Die Anglo-Amerikaner machen den Franzosen den Vorwurf des Leichtsinns, der Unbedachtsamkeit und der Schwatzhaftigkeit." (Volney, in der Vorrede zum Klimatischen Gemälde der Ver. Staaten. Tableau du climat et du sol des Etats-Unis d'Amérique. Paris 1803.) Unter diesem, wie ich glaube, vergleichungsweise sehr unrichtigen Eindrucke, kam Franklin hierher als Gesandter. Es ist bekannt, daß er in Chaillot abstieg. Als Bewohner dieses Dorfes hält es Bailly für seine Pflicht, dem berühmten Fremden, sogleich nach seiner Ankunft, einen Besuch zu machen. Er wird gemeldet; Franklin, dem er dem Namen nach bekannt war, empfängt ihn in herzlicher Weise; Beide wechseln die acht oder neun Worte, welche man bei solcher Veranlassung jedesmal sagt. Bailly nimmt Platz an der Seite des amerikanischen Philosophen und erwartet, in seiner Bescheidenheit, über irgend etwas befragt zu werden. Eine halbe Stunde vergeht, ohne daß Franklin den Mund öffnet. Bailly zieht seine Dose hervor, und bietet sie stillschweigend seinem Nachbar; dieser deutet mit einer Handbewegung an, daß er nicht schnupft. So setzt sich die stumme Unterhaltung eine Stunde lang fort. Endlich steht Bailly auf. Da reicht ihm Franklin die Hand, und wie außer sich vor Freude, einen Franzosen gefunden zu haben, der zu schweigen versteht, drückt er Bailly's Hand leidenschaftlich und sagt: „Vortrefflich, Herr Bailly, vortrefflich!"

Nachdem ich diese Anekdote so erzählt habe, wie unser College sie mitzutheilen pflegte, fürchte ich wirklich die Frage zu hören, wie ich über dieselbe wohl denke. Nun wohl, meine Herren, wenn man einst diese Frage an mich richtet, werde ich zur Antwort geben, daß Bailly und Franklin mir einer des andern würdiger erschienen wären, als die beiden Schauspieler in diesem Auftritte zu Chaillot, wenn sie schon bei ihrem ersten Zusammentreffen sich über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand unterhalten hätten. Ich will auch zugeben, daß man daraus folgern darf, selbst das Genie schütze nicht immer vor seltsamen Einfällen; aber ich werde sogleich hinzufügen, daß ich dies Beispiel für ungefährlich halte, da Stummsein kein wirksames Mittel ist, sich geltend zu machen, oder sich auf eine vortheilhafte Weise hervorzuthun."

Von dem Werk les Femmes de la révolution ist eine deutsche Uebersetzung erschienen: Die Frauen der französischen Revolution von Jules Michelet, frei bearbeitet und mit geschichtlichen Anmerkungen von E. M. Oettinger. (Brüssel und Leipzig, Schnée).

Reliquien aus Weimar. I. Goethe, Schiller, Herder, Wieland und ihre Freunde. Manuscripte, Autographen, seltene Ausgaben u. s. w. zu verkaufen durch die Buch- und Antiquariatshandlung von J. A. Stargardt in Berlin, Charlottenstraße Nr. 54, am Gensdarmenmarkt. Berlin, Druck der Petsch'schen Buchdruckerei. — Die Sammlung ist reichhaltig und enthält für Liebhaber mehre recht interessante Pièces. —

Von Dr. Gallois in Hamburg, der sich bereits durch verschiedene frühere Arbeiten, namentlich durch die in der Lorck'schen „Hausbibliothek" erschienene „Geschichte des Hansabundes" vortheilhaft bekannt gemacht, wird eine „Geschichte von Hamburg" (2 Bde.) angekündigt. Auch „Demiurgos. Ein Mysterium," dessen vor etwa zwei Jahren erschienener erster Band damals ein gewisses Aufsehen erregte, liegt jetzt vollständig in drei Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus) vor; als Verfasser macht sich, die früher geäußerten Vermuthungen bestätigend, Dr. Wilhelm Jordan namhaft. Von Hrn. von Küstner, dem ehemaligen Intendanten des Berliner Hoftheaters, dessen „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung" auch in diesen Blättern ausführlich besprochen wurden, wird ein neues Werk verwandten Inhalts erwartet.

Afraja von Mügge ist bereits ins Englische übersetzt, und Charlotte Ackermann von Otto Müller wird soeben ins Französische übertragen. —

Frau Birch-Pfeiffer soll mit einem neuen Stück „Marguerite," nach dem gleichnamigen Roman ihres Mannes Dr. Birch, der vor einigen Monaten im Verlag der Vereinsbuchhandlung in Wien erschien, beschäftigt sein. Robert Giseke's „Johannes Rathenow" ist, wie die Zeitungen melden, zur Aufführung auf dem Berliner Hoftheater angenommen.

Von Joseph von Eichendorff ist eine Schrift „Zur Geschichte des Dramas" (F. A. Brockhaus) erschienen. Wilhelm Wackernagel hat Reisebilder aus Spanien unter dem Titel „Sevilla" (Basel, Schweighäuser) drucken lassen. Scherenberg in Berlin soll mit einem neuen epischen Gedicht „Abukir" beschäftigt sein. Von

Digitized by Google

Heinrich König bringt das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" unter dem Titel „Am Hofe des Hieronymus" Bruchstücke eines neuen Romans.

Reisen in Nordamerika ꝛc., von Dr. Moriz Wagner und Dr. Karl Scherzer. Zweiter und dritter Band.

Wir haben den ersten Band dieses Werkes bereits früher in diesen Heften besprochen und müssen auch bei diesen Bänden im Ganzen auf das frühere Urtheil verweisen. Auch diese Fortsetzung des Werkes beweist nur, daß Touristen, wie Herr Dr. Scherzer nicht im Stande sind, ein Urtheil über die Union zu fällen, erstens weil sie Touristen sind und zweitens nicht einmal so viel Weltbildung besitzen, um die historische Mission Amerika's und die daraus folgenden, von der europäischen Entwickelung so abweichenden eigenthümlichen Erscheinungen gehörig würdigen zu können. Hr. Wagner besitzt diese Bildung und die Intelligenz, um diese Erscheinungen zu beurtheilen, aber er ist eben auch Tourist und somit erscheinen ihm die Dinge zu sehr im Lichte des Momentes, als daß er von ihrer Geschichte und von dem, was daraus werden kann, genug erfahren, d. h. erleben und selbst anschauen konnte. Daher finden sich in seinen Darstellungen oft ebenso viel richtige, als unrichtige Darstellungen. Herr Dr. W. hat mit Recht Wisconsin eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er erzählt von da viel Interessantes, über manche Persönlichkeit daselbst viel Ergötzliches. Sein Gesammturtheil über diesen Staat ist im Wesentlichen in folgenden Zeilen enthalten:

„Hier waren wir nahe an der Grenze des großen und schönen Staates Wisconsin angelangt, und nahmen Abschied von ihm nicht ohne einige Gemüthsbewegung. Wären wir jünger und praktischer erzogen, nicht an das mannichfaltigere, aber minder glückliche europäische Leben gewöhnt — wie gern hätten wir unsern Wanderstab für immer niedergelegt und in irgend einer von den freundlichen Waldlandschaften am Michigansee oder am obern Mississippi uns für immer angesiedelt! In vorgerückten Jahren sich freiwillig ohne Zwang der Umstände von alten Gewohnheiten ganz loszureißen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit, und im schönsten Lande der Welt ist ein befriedigendes Wirken und ein wahres Lebensglück selten möglich, wenn man die zwanziger Jahre lange schon hinter sich hat. Nur der sehr junge Einwanderer kann des Heimweh's los werden und die Genüsse eines gebildetern Vaterlandes gegen das einfachere Leben und die gesünderen Freuden eines jugendlichen Naturlandes austauschen.

Jungen, gesunden und lebensfrischen Charakteren blüht in den freien Ländern des Westens eine herrliche Zukunft, und wir wüßten unseren Landsleuten keinen bessern Staat zur bleibenden Niederlassung zu empfehlen, als eben Wisconsin, das zwar im Allgemeinen nicht so fruchtbar ist, wie manche fette Gegend am Ohio oder Illinois, dagegen eines gleichmäßiger fruchtbaren Bodens sich erfreut, als die meisten mittleren Staaten der Union, ein im Allgemeinen gesundes, dem deutschen nahe verwandtes Klima hat, und geographisch höchst günstig gelegen ist zwischen den 2 großen Wasserstraßen des Michigan und des Mississippi, die in wenigen Jahren eine Eisenbahn verbinden wird. Mit dem guten Boden verbindet sich ein unendlicher Reichthum an Holz und Mineralien, und noch ist hier bequemer Raum für Millionen vorhanden. Auf eine Bodenfläche von 53,924 engl. Quadrat-Meilen kamen nach der Zählung des Jahres 1850 in Wisconsin nur 280,000 Bewohner. Die Verfassung des Staates ist eine der freiesten und besten. Der Nativismus hat hier noch keine Wurzeln geschlagen. Dem intoleranten Zelotismus der Priester verschiedener christlicher Kirchen ist es nirgends weniger als hier gelungen, die Freiheit des Geistes und Gewissens zu unterjochen. Weder die Anhänger der strengen Sonntagsfeier, noch der langweilige Temperenzgeist der Neu-Englandsstaaten vermochten gegen die heitere Lebenslust aufzukommen, welche die dem methodistischen Treiben im Ganzen entschieden abholden Ansiedler beseelt. Die vielen gebildeten Einwanderer aus Europa brachten hieher die Ideen und den Bildungsgrad ihres Jahrhunderts mit, und sind nicht in jenen veralteten und lächerlichen Gewohnheiten und Vorurtheilen befangen, wie die nun größtentheils entdeutschten Pennsylvanier. Der Deutsche wird in Wisconsin vielleicht weniger schnell zu Vermögen gelangen, als in manchen Staaten des Ostens und Westens, aber er wird seine Nationalität und Sprache länger bewahren und sich heimischer und glücklicher fühlen, als auf irgend einem andern Punkte der großen nordamerikanischen Union."

* Ueber die dießjährige Reise des Kölner Männergesangvereins haben wir noch nachträglich zu berichten, daß nicht nur der Beifall, sondern auch der pecuniäre Erfolg diesmal noch glänzender ausgefallen ist als im vorigen Jahre; allein der Kölner Dombaukasse sollen dadurch baare 9000 Thlr. zugeflossen sein, ungerechnet die kleinern Gaben, die an verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten vertheilt worden sind. Im nächsten Jahre soll der Verein die Absicht haben, Paris zu besuchen, zur Zeit der großen Industrieausstellung, die alsdann daselbst stattfinden soll. (Mus.)

Alles ganz gut, wenn die Sänger nur für ein besseres Institut arbeiteten, als für den Kölner Dom.

gitized by Google

* Die zweite Lieferung des dritten Jahrgangs des König-Ludwig-Albums ist erschienen und bildet eine würdige Fortsetzung aller vorhergehenden. Ihr Inhalt: 1. der „Landarzt," Stahlstich nach Körner; 2. „aus der St. Sebalduskirche in Nürnberg," nach Mayer; 3. „Friedrich v. Schiller" (lebensgroßes Halbbrustbild) nach Stieler; 4. „an der Alp bei Karlsruhe," Kupferradirung von Frommel nach eigenem Oelbilde; 5. „neapolitanisches Fuhrwerk" von P. A. Klein; endlich 6. „bei Nizza am Golf Juan," nach K. Heß, gibt abermaliges Zeugniß von der Reichhaltigkeit des Inhalts dieses Prachtwerkes, sowie die äußere Ausstattung die Gediegenheit der angewandten Reproductionsmethoden erkennen läßt.

* Der Düsseldorfer Malerakademie, über deren inneres Treiben schon seit längerm allerhand unerfreuliche Gerüchte gehen, stehen neuerdings einige bedeutende Verluste bevor. Professor Schirmer, der berühmte Landschaftsmaler, hat einen Ruf als Vorsteher einer neubegründeten Kunstschule für Genre und Landschaftsmalerei in Karlsruhe erhalten und angenommen; Wilhelm von Schadow aber, bekanntlich seit dreißig Jahren an der Spitze der Düsseldorfer Akademie, soll als Nachfolger seines Vaters in die langerledigte Stelle als Direktor der Berliner Akademie berufen sein. Als sein Nachfolger in Düsseldorf wird Professor Mücke bezeichnet, Verfertiger einiger süßlich-pietistischen Gemälde, die vor etlichen Jahren in gewissen Kreisen bewundert wurden.

* Meyerbeer's Nordstern ist in Paris bereits bis zur 53. Vorstellung gediehen; er wird wöchentlich drei Mal gegeben, der Zudrang und der Beifall ist noch immer wie bei der ersten Aufführung.

* Die große Oper in Paris soll wieder unter das Staatsministerium kommen, wie unter der Restauration, und die Regierung übernimmt die Deckung der Rückstände. Herr Roqueplan bleibt jedoch Direktor mit einem Gehalte von 24,000 Fr.

* Göthe's „Wahlverwandschaften" sind zusammen mit dem „Werther" und einigen seiner kleinern Erzählungen unter dem Titel "Goethe's novels and tales" London, Bohn) ins Englische übertragen worden. Ebenso L. Wiese's „Briefe über englische Erziehung."

Vermischtes.

* Mnemonik. Hr. Otto, gen. Reventlow, rühmlichst bekannt in ganz Deutschland als Begründer eines trefflichen Systems zur Stärkung des Gedächtnisses und wegen der Meisterschaft, in der er es selbst in Ausübung gebracht, ist seit einigen Wochen in New York und hat bereits einige Vorträge gehalten, in denen er das Praktische desselben auf das Glänzendste bewies. Wir wir hören, gedenkt Herr Reventlow einen Unterrichtscursus in seiner Kunst zu eröffnen. Schreiber dieses, der Gelegenheit hatte, einem solchen Cursus des Hrn. R. schon in Deutschland beizuwohnen, erinnert sich mit Vergnügen der regen Theilnahme, die er damals fand und des praktischen Nutzens, den Viele daraus zogen.

* Ein Correspondent des Grenzboten schreibt Folgendes aus der badischen Pfalz: Am 4. Juli sah ich in Mannheim an der Wohnung des amerikanischen Consuls das Sternenbanner ausgestellt, — es war der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung. Achtundsiebzig Jahre — und schon läßt sich mit jedem Tage mehr die junge Union in dem alten Europa spüren. Man fordert von der Gemeinde, von der Regierung, man bettelt von Privaten—Reisegeld nach Amerika; es wird gestohlen, geraubt, gemordet—für Reisegeld nach Amerika. Die Stuttgarter Schneiderzunft sucht mittelst öffentlicher Bekanntmachung 40—50 Arbeiter, „um die durch Auswanderung entstandenen Lücken auszufüllen;" in unsern Zeitungen kündigen Meister an, daß für viele Maurer-, Zimmer-, Schlosser-, Schreinergesellen Arbeit bei ihnen zu finden ist. Es fehlt nicht an Arbeit, sondern an Händen; nicht an Lohn, vielleicht nur—an guter Behandlung. „Wenn das Bauen geht, geht alles," sagen die Franzosen; in unsern Pfälzer Städten, in Mannheim und Heidelberg, wird gegenwärtig viel gebaut; in Heidelberg unter anderem ein chemisches Laboratorium in großartigem Maßstabe.

* Robert Schumann, der geniale Künstler, dessen Tod die gesammte musikalische Welt betrauert, wenn er auch bei dem trostlosen Zustande seines Geistes verhältnißmäßig zur Wohlthat wird, ist im Jahre 1808 oder 1809 in Zwickau in Sachsen geboren, wo sein Vater ein renommirter Buchhändler war. Er bereitete sich ursprünglich zum Gelehrten vor und studirte in Heidelberg und Leipzig eifrig die älteren und neuern Klassiker und Poesie. Dabei blieb ihm die Musik, in der er schon früh Unterricht empfangen, liebe Begleiterin, ja er unternahm aus Liebe zu ihr besonders eine Reise nach Italien. Von da an widmete er sich ihr mehr und mehr. In Leipzig

Digitized by

studirte er besonders die ältern Meister deutscher Musik (Sebastian Bach namentlich), ohne deßhalb die neuern zu vernachlässigen. Der neuromantischen Musikschule schloß sich Schumann jedoch nicht an, sondern bekämpfte ihre Verirrungen in seiner „Neue musikal. Ztg.", die er 1834 gründete. Das Erscheinen Mendelssohn-Bartholdy's in Leipzig gab dem musikalischen Treiben Schumanns neuen kräftigen Impuls und bald galt er sogar neben diesem als genialer tüchtiger Componist und Musiker. In dieser Zeit heirathete er die Tochter seines früheren Musiklehrers, die gefeierte Pianovirtuosin Clara Wiek und ging nach Dresden, wo er an der Spitze eines auserwählten Kreises von Musikverständigen für seine Kunst thätig war, bis er 1850 einem Rufe nach Düsseldorf als Musikdirektor folgte. Leider endete hier sein Wirken schon nach wenigen Jahren. Seine Liedercompositionen, wie seine Symphonien haben bleibenden Werth.

*Die „Europa" enthält eine Statistik der Bierconsumtion in verschiedenen Ländern, demnach kommen in Frankreich auf den Kopf jährlich 9 Quart Bier, in Preußen 13, in Sachsen 22, in Würtemberg 47, in England 49, in Alt-Bayern aber 171! Dagegen wird in Bayern unter den genannten Ländern der wenigste Branntwein getrunken, 4 Quart jährlich auf den Kopf. In Frankreich wird ungefähr eben so viel verbraucht; meistens in Cognac, der zum Kaffee getrunken wird. In Rußland werden 22 Quart Branntwein jährlich auf den Kopf gerechnet.

*Keine Einwandererklasse amerikanisirt sich so leicht und so rasch, als die Juden. Kein Wunder! sie hatten fast nirgends in Europa ein Land, das ihnen so alle Bürgerrechte gewährt, wie die Union. Man darf es ihnen daher so übel nicht nehmen, wenn sie ihre europäische Nationalität verleugnen; ihre orientalische verleugnen sie gewiß nicht und in Amerika finden sie ja wenigstens den Handelsgeist ihres Volkes wieder.

* Nächst den amerikanischen Frauen sind merkwürdigerweise die Frauen in der Wallachei wohl am unabhängigsten. Die Frau bleibt fortwährend Besitzerin ihres Vermögens, von dem das Ehepaar indessen den Nießbrauch hat. Ihr Vermögen ist unverschuldbar. Bei einer Scheidung oder einem Concurs ist die Frau stets die erste Gläubigerin des Mannes und bevor sie nicht vollständig befriedigt ist, hat Niemand ein Recht auf das Vermögen des Mannes. Auch die Scheidung ist in der Wallachei sehr leicht, sobald die Frau sie verlangt. Wollen die amerikanischen Emancipirten nicht diese Bestimmung mit in ihren Forderungen aufnehmen?

* Die Vorstellungen der italienischen Oper in Castlegarden in New York finden reichen Beifall, wenn auch ein solcher Andrang wie in den Tagen der Jenny Lind nicht zu bemerken ist. Die erste epidemische Wuth der Opernsucht der Yankees ist offenbar vorüber. Freilich ist die Grisi auch keine Lind oder Sontag. Ihre Stimme ist zwar bewundernswürdig, ihrem Vortrag und Spiel fehlt aber die Anmuth der Sontag und das Edle Mario's, der uns als Sänger entschieden höher steht. Man wird zu diesem Urtheile unwillkührlich gedrängt, wenn man Mario in der Norma neben der Grisi sieht, die sich in dieser Rolle zu sehr gehen läßt, während Mario alle seine herrlichen Mittel benutzt.

Erklärung des Modenkupfers.

1. Promenaden-Toilette. Hut von gezogenem Crepp mit einer Blonde umgeben, Schleifen mit Enden an den Seiten, und eine gebogene Feder. Kleid mit offenem Leibchen, dessen Reverse, gestickt und festonirt, die Eleganz eines Latzes von indischem Mouseline seben läßt; kleiner zurückgeschlagener Kragen. Zwei Fontanges-Schleifen schließen vorn das Leibchen, welches, an der Taille gut anschließend, Schöße hat und mit einer Stickerei umgeben ist, die mit denen der vier Falbeln, die den Rock zieren, übereinstimmt. Die Pagoden-Aermel, mit demselben Muster gestickt, sind durch Fontanges-Schleifen in die Höhe genommen. Armbänder; Sonnenschirm von Moirée mit Fransen garnirt.

2. Kleid von Moirée antique, dessen offenes Leibchen Schöße hat und rund herum mit gekräuselten Federn besetzt ist. Durch die geschlitzten Aermel scheint eine Puffe von Seidentüll und eine schmale Blonde durch. Zwei schmale Sammetschleifen vereinigen vorn das Leibchen. Spanisches Fanchon von sehr feinen Guipüre-Spitzen.

3. Promenaden-Toilette. Hut von gewürfeltem Stroh mit Bändern in zwei Farben garnirt. Dieser Hut besteht aus drei Theilen, dem Schirm, dem Käppchen und dem Bavolet, die erst durch die Modistin zusammengestellt werden. Der Schirm, ausgeschweift und mit langen Backen, ist durch traubenartig arrangirte runde Schleifchen in zwei Farben besetzt. Das Bavolet mit einer zweifarbigen Rüsche. Im Innern Veilchen in Blonde. Schmale Bindebänder werden unter dem Kinn zugebunden und darüber die breiten Bänder, die zur Verzierung dienen, geknüpft; ein Band ist hellgrün, das andere dunkler. Eine Blondenrüsche geht quer über die Stirn. Kleid und Mantille von Taffet, mit Taffet-Spitzen garnirt. Der Schnitt der Mantille ist nach Art der Ecke eines Shawls; der Taffet, drei Mal über sich selbst umgeschlagen, bildet auf diese Weise eine platte Draperie, deren Falten in einer Schulternaht festgenäht sind. Der Rock hat zwei Falbeln, über denen sich eine dicke Rüsche befindet. Die Sammetblätter sind von drei verschiedenen Größen; eine Reihe der größten garniren den untern Theil der Mantille, die mittleren und kleinen den oberen. Auf den ausgeschlagenen Falbeln befinden sich drei Reihen solcher Blätter im verkleinerten Maßstabe. Guipüre-Kragen.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sansomstraße, Philadelphia.

Digitized by Google

XXII

MODES PARISIE

Digitized by Google

studir
Musi
halb
roma
jedoch
gen i
grünk
thold
ben
bald
tiger
heira
lehre
Wi
Spi
verst
1850
direk
schon
posit
den
*
cons
kom
Qu
Wü
Ba
unte
wei
In
bra
trun
Bré
*
sich
Wi

1.
Cre
den
Leib
eine
zuri
schl
schl
ist.
eins
gest
nor
Fré
2
Sch
ist.
Se
Sa
Fa
3
St

Digitized by Google

Digitized by Google